PERIODICAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Weſtermann's Jahrbuch

der

Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das geſammte geiſtige Leben

der Gegenwart.

Achtundzwanzigſter Band.

Der neuen Folge zwölfter Band.

April 1870 — September 1870.

Braunſchweig,

Druck und Verlag von George Weſtermann.

1870.

GERMANY

Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
28 Band.
Braunschweig
Georg Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

achtundzwanzigsten (der neuen Folge zwölften) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Assing, Ludmilla, in Florenz, 271. — Boeheim, Wendelin, in Graz, 357. — Büchner, A., in Caen, 175 — Braun-Wiesbaden, Karl, in Berlin, 74, 306. — Düntzer, H., in Köln, 639. — Emsmann, H., in Stettin, 94. — Franzos, K. E., in Graz, 627. — Frommann, Hermann, in Büdingen, 663. — Gerland, E., in Leyden, 208, 281. — Gerstner, Th., in Karlsruhe, 670. — Groth, Klaus, in Kiel, 523. — Guseck, Bernd v., in Berlin, 113, 225, 337. — Janko, Wilhelm von, in Wien, 605. — La Mara, in Leipzig, 408. — Lewald, Fanny, in Berlin, 97, 579. — Lindau, M. B., in Hainsberg, 154. — Mädler, J. H. von, in Bonn, 51, 279, 387, 608. — Maltzan, Heinrich Freiherr von, in Berlin, 449. — Mohr, Friedrich, in Bonn, 149, 382. — Petsch, Wilh., in Berlin, 480. — Riegel, Herman, in Leipzig, 316. — Schleiden, M. J., in Dresden, 505. — Schmarda, K. L., in Wien, 503. — Schmidt, Julian, in Berlin, 32, 128, 245, 423. — Silberstein, A., in Wien, 323. — Stahr, Adolf, in Berlin, 40, 128, 256, 367. — Sterne, Carus, in Berlin, 438. — Steven, Georg, in Kiel, 192. — Strehz, Th., in Berlin, 612. — † Talvj, in Hamburg, 295, 394, 511, 585. — Vacano, E. M., in Wien, 1. — Vámbéry, Hermann, in Pest, 66, 378. — Vogel, August, in München, 216. — Vogt, K., in Genf, 58. — Weigert, Max, in Berlin, 570. — Wellmer, Meta, Kadolzburg, 696. — Wormstall, Joseph, in Münster, 92.

Nr. 1972 Stechert

287377

Inhalt

des achtundzwanzigsten (der neuen Folge zwölften) Bandes.

Unkraut im Getreide. Erzählung von E. M. Vacano, 1.
Studien über Dickens und den Humor. Von Julian Schmidt, 32, 128, 245, 423.
Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen von Adolf Stahr, 40, 138, 256, 367, 470.
Giovanni Domenico Caſſini. Von J. H. von Mädler, 51.
Ein zweihundertjähriger Bädeker. Von K. Vogt, 58.
Die californiſchen Geyſer, 61.
Ein eigenhändiger Brief Mohamed's. Von Herm. Vámbéry, 66.
Quellen in Südafrika, 71.
Ins Exil, oder: So war's vor vierzig Jahren. Deutſche Culturſkizze von K. Braun-Wiesbaden, 74.
Ein Stammbuch aus der Goethezeit. Von Joſeph Wormſtall, 92.
Die größte Baßgeige des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Mitgetheilt von H. Emsmann, 94.
Die Frauen und das allgemeine Wahlrecht. Von Fanny Lewald, 97.
Neueſtes aus der Nähe. Hamburger Schlachtſcene von Friedrich Schödler, 103.
Ein Fels im Meere. Hiſtoriſche Novelle von Bernd von Guſeck, 113, 225, 337.
Ueber die Urſachen der Meeresſtrömungen insbeſondere des Golfſtromes. Von Friedrich Mohr, 149.
Palatin und Capitol. Von M. B. Lindau, 154.
Ueber Spectralanalyſe, 159.
Der Mont Saint Michel. Von A. Büchner, 175.
Selbſtbekenntniſſe eines Phantaſiemenſchen. Von G. Steven, 192.
Die Trockenlegung des Haarlemmer Meeres. Von E. Gerland, 208, 281.
Zur Geſchichte der Kohle und der künſtlichen Diamantenbildung. Von Auguſt Vogel, 216.
Aus der Florentiner Geſellſchaft. Novelle von Ludmilla Aſſing, 271.
Amerigo Vespucci. Von J. H. von Mädler, 279.
Auſtraliſche Gebirge, 291.
Ein Bild aus ſeiner Zeit. Von Talvj, 295, 394, 511, 585.
Der Tod des General Marceau. Weſterwälder Erinnerungen von Karl Braun-Wiesbaden, 306.
Die Dom-Anlage zu Piſa. Von H. Riegel, 316.
München und das Bier. Eine heitere Culturſtudie von A. Silberſtein, 323.
Wiener-Neuſtadt. Ein Blick auf die äußerſte Grenze unſeres Vaterlandes. Von W. Boetheim, 357.
Die neueſten Forſchungen in Oſtturkeſtan. Von H. Vámbéry, 378.
Ueber die Entſtehung der Kalkhöhlen. Von Friedr. Mohr, 382.
Die Spectralanalyſe. Von J. H. v. Mädler. (Die Spectralanalyſe, von H. Schellen), 387.
Südafrikaniſche Vögel, 391.
Ignaz Moſcheles. Von La Mara, 408.
Der Heliotropismus und die Künſtler. Studie von Carus Sterne, 438.
Die Marabuta. Eine algieriſche Erzählung von H. Freiherrn von Maltzan, 449.
Die berüchtigten Statuetten der Marie Antoinette. Von Wilhelm Petſch, 480.
Unterirdiſche Flüſſe in Norddeutſchland, 485.
Die Roſe. Hiſtoriſches aus der Blumenwelt von S. von M., 490.
Die Höhe von Quinoa. Nach K. L. Schmaeda, 503.
Aſtronomie und Bildung. Von M. J. Schleiden. (Mädler: Reden und Abhandlungen), 505.
Um de Heid. Eine Erzählung von K. Groth, 523.
Erfindungen auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei während der Neuzeit. Von Max Weigert, 570.
Zur Erinnerung an Waldeck. Aus einem Briefe von Fanny Lewald, 579.
Karl's V. Achterklärung wider Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach. Mitgetheilt von Wilhelm von Janko, 605.
Jean Sylvain Bailly. Von J. H. v. Mädler, 608.
Theater in China. Von Ch. K., 610.
Erinnerungen an die Philippinen. Von Th. Strehz, 612.
Das Chriſtusbild. Eine Geſchichte aus Podolien. Von Karl Emil Franzos, 627.
Goethe und Marianne von Willemer. Von H. Düntzer, 639.
Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufſatz über Minna Herzlieb. Von Hermann Frommann, 663.
Der Suez-Canal. Eine culturgeſchichtliche Studie von Th. Gerſtner, 670.
Die deutſchen Vegetarianer. Von M. Welmer, 696.
Neueſtes aus der Ferne: Die Durchſtechung der Landenge von Panama. — Die Bevölkerung von Yunnan. — Richthofen's Reiſe in China. — Ein Papua-Pfahldorf, 109.
Die Säule des Königs Meſcha. — Eine Expedition in Araucanien. — Der Iſthmus von Tehuantepec. — Die Central-Pacific-Bahn, 221.
Round Island. — Der Weinbau Dalmatiens. — Dr. Neumayr. — Ein Tunnel in Centralaſrika.

— Geologie in Oſtindien. — Dr. Nachtigal. — Der Raß-Mouflon, 333.
Die Volkslieder der Hindu. — Paraguay. — Ausgrabungen in Troja. — König Orelio von Araucо. — Uruguay, 445.
Der Sao Francisco. — Morro Velho. — Nachtigal's Reiſe nach Bornu, 582.
Ein Beſuch in Kaoli-Mön. — Die Miſſiſſippi-Brücke bei St. Louis. — Londoner geographiſche Geſellſchaft. — Italieniſche Expedition nach dem Bogosland, 701.
Literariſches: Die Brüder Senkenberg. Von G. L. Kriegk, 50.
Bergpſalmen. Dichtung von H. V. Scheffel, 95.
Die Doré'ſche Prachtbibel. — Illuſtrirte Ausgabe der Werke Goethe's, 96.
Michel Angelo, Leonardo, Rafael. Von Ch. Clement. — Geſchichte des deutſchen Liedes. Von Ed. Schuré, 148.
Das Sonnenſyſtem. Von Hermann J. Klein, 191.
Tagebücher von K. A. Varnhagen von Enſe, 204.
Racine's Werke, überſetzt von Heinrich Viehoff. — Fremdwörterbuch von Loof, 207.
Die architektoniſchen Stilarten. Von A. Roſengarten, 220.
Die Siegesſäule Meſa's, Königs der Moabiter. Von Dr. C. Schlottmann. — Through Night to Light, von K. Gutzkow. — Goethe's Frauengeſtalten, von Adolf Stahr, 278.
Vergleichende allgemeine Erdkunde in wiſſenſchaftlicher Darſtellung. Von C. Kapp, 294.
Bilder aus dem geiſtigen Leben unſerer Zeit. Von Julian Schmidt, 331.
Leben Schleiermacher's. Von Wilhelm Dilthey. — Hiſtoriſche Bilder aus der alten Welt. Von A. Stahl, 332.
Aus Sommertagen. Geſammelte Novellen von W. Schwarz. — Hausalbum. Loſe Skizzenblätter von Eliſe Polko, 377.
Der Profeſſor von Heidelberg. Von O. Müller. — Philoſophiſche Bibliothek, herausgegeben von J. H. von Kirchmann, 444.
Eiſenbahn-, Poſt- und Dampfſchiff-Coursbuch, 484.
Die Söhne Peſtalozzi's. Roman von Karl Gutzkow, 569.
Bibliothek ausländiſcher Claſſiker. — Deutſche Nationalliteratur, herausgegeben von Heinrich Kurz, 581.
Adolph von Wrede's Reiſe in Hadhramaut, Beled beny Yſſâ und Beled el Hadſchar. Herausgegeben von Heinrich Freiherrn von Maltzan, 626.
Schloß Dornegg. Von L. Schücking. — Mémoires d'une Idéaliste, 666.
Geſchichte der deutſchen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von H. Hettner, 667.
Beſchauliches. Von J. Trojan, 669.
Bilder aus der deutſchen Kleinſtaaterei. Von Karl Braun, 699.

Namen- und Sachregiſter

zum achtundzwanzigſten (der neuen Folge zwölften) Bande.

Achterklärung Karl's V. wider Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach. Von W. von Janko, 605.
Amerigo Vespucci. Von J. H. von Mädler, 279.
Araucanien, 222.
Aſtronomie und Bildung. Von M. J. Schleiden, 505.
Aus der Jugendzeit. Von Adolf Stahr, 40, 138, 256, 367, 470.
Ausgrabungen in Troja, 447.
Auſtraliſche Gebirge, 291.

Bädeker, Ein zweihundertjähriger. Von K. Vogt, 58.
Bailly, Jean Sylvain. Von J. H. v. Mädler, 608.
Baßgeige, Die größte. Von H. Emsmann, 94.
Bild, Ein, aus ſeiner Zeit. Von Talvj, 295, 394, 511, 585.
Bogosland, Italieniſche Expedition nach dem, 704.
Brief Mohamed's, Ein eigenhändiger. Von Herm. Vámbéry, 66.

Caſſini, Giovanni Domenico. Von J. H. v. Mädler, 51.
Central-Pacific-Bahn, Die, 224.
Chriſtusbild, Das. Eine Geſchichte aus Podolien. Von K. E. Franzos, 627

Dalmatien's Weinbau, 334.
Dickens und der Humor. Von Julian Schmidt, 32, 128, 245, 423.
Dom, Der, zu Piſa. Von H. Riegel, 316.

Erfindungen auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei. Von Max Weigert, 570.
Erinnerung an Waldeck. Aus einem Briefe von Fanny Lewald, 579.
Expedition nach Araucanien, 222.
Expedition, Italieniſche, nach dem Bogosland, 704.

Fels im Meere, Ein. Von Bernd von Guſeck, 113, 225, 337.
Florentiner Geſellſchaft. Von Ludmilla Aſſing, 271.
Frauen, Die, und das Wahlrecht. Von Fanny Lewald, 97.

Geologie in Oſtindien, 336.
Geyſer, Die californiſchen, 61.
Goethe und Marianne von Willemer. Von H. Düntzer, 639.

Hamburger Schlachtſcene. Von Fr. Schödler, 103.
Heliotropismus, Der, und die Künſtler. Von Carus Sterne, 438.

Ins Exil. Von Karl Braun, 74.

Kalkhöhlen, Ueber die Entſtehung der. Von Friedrich Mohr, 382
Kaoli-Mön, Ein Beſuch in, 701.
Kohle, Geſchichte der. Von A. Vogel, 216.

Landenge von Panama, Die, 109.

Literariſches: Bibliothek ausländiſcher Claſſiker, 581.
Braun, Karl: Bilder aus der deutſchen Kleinſtaaterei, 699.
Clement: Michel Angelo, Leonardo, Rafael, 148.
Dilthey, Wilhelm: Leben Schleiermacher's, 332.
Doré'ſche Prachtbibel, 96.
Goethe's Werke illuſtrirt, 96.
Gutzkow, Karl: Die Söhne Peſtalozzi's, 569.
Gutzkow: Through Night to Light, 278.
Hettner: Geſchichte der deutſchen Literatur im 18. Jahrhundert, 667.
Kapp, E.: Vergleichende Erdkunde, 294.
Kirchmann, J. H. von: Philoſophiſche Bibliothek, 444.
Klein, H. J.: Das Sonnenſyſtem, 191.
Kriegk, G. L.: Die Brüder Senkenberg, 50.
Kurz: Deutſche Nationalliteratur, 581.
Looſ, Fremdwörterbuch, 207.
Mémoires d'une Idéaliste, 666.
Müller, Otto: Der Profeſſor von Heidelberg, 444.
Polko, Eliſe: Hausalbum, 377.
Racine's Werke, 207.
Roſengarten: Die architektoniſchen Stilarten, 220.
Scheffel, J. V.: Bergpſalmen, 95.
Schlottmann, C.: Die Siegesſäule Meſa's, 278.
Schmidt, Julian: Bilder aus dem geiſtigen Leben, 331.
Schücking: Schloß Dornegge, 666.
Schuré, Ed.: Geſchichte des deutſchen Liedes, 148.
Schwarz, Walter: Aus Sommertagen, 377.
Stahl, Arthur: Hiſtoriſche Bilder, 332.
Stahr, Adolf: Goethe's Frauengeſtalten, 278.
Trojan: Beſchauliches, 669.
Varnhagen von Enſe: Tagebücher, 204.
Viehoff: Racine's Werke, 207.
Wrede's Reiſe in Hadhramaut, 626.
Londoner geographiſche Geſellſchaft, 703.

Maraduta, Die. Von Heinrich von Maltzan, 449.
Marceau, Der Tod des Generals. Von K. Braun, 306.
Meeresſtrömungen, Urſachen der. Von Fr. Mohr, 143.
Minna Herzlied, Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufſatz über. Von K. Frommann, 663.
Miſſiſſippi-Brücke, Die, bei St. Louis, 701.
Mont Saint Michel, Der. Von A. Büchner, 175.
Morro Velho, 583.
Moſcheles, Ignaz. Von La Mara, 408.
München und das Bier. Von A. Silberſtein, 323.

Nachtigal's Reiſe nach Bornu, 336, 584.
Neueſtes aus der Nähe. Von F. Schödler, 103.
Neumayr, Dr., 335.

Orelio, König von Araneo, 448.
Oſtturkeſtan, Forſchungen in. Von Herm. Vámbéry, 378.

Palatin und Capitol. Von M. V. Lindau, 154.
Papua-Pfahldorf, 112.
Paraguay, 446.
Philippinen, Erinnerungen an die. Von Th. Strehl, 612.

Quellen in Südafrika, 71.
Quinoa, Die Höhe von. Von K. L. Schmarda, 503.

Raß-Monſion, 337.
Richthofen's Reiſe in China, 111.
Roſe, Die. Von S. von M., 490.
Round Island, 333.

Sao Francisco, 582.
Säule, Die, des Königs Meſcha, 221.
Selbſtbekenntniſſe eines Phantaſiemenſchen. Von G. Steven, 192.
Spectralanalyſe, Die. Von J. H. v. Mädler, 387.
Spectralanalyſe, Ueber, 159.
Stammbuch, Ein, aus der Goethezeit. Von Wormſtall, 92.
Statuetten, Die berüchtigten, der Marie Antoinette. Von Wilhelm Petſch, 480.
Südafrikaniſche Vögel, 391.
Suez-Canal, Der. Eine culturgeſchichtliche Studie von Th. Gerſtner, 670.

Tehuantepec, Iſthmus von, 223.
Theater in China. Von Ch. K., 612.
Trockenlegung, Die, des Haarlemmer Meeres. Von E. Gerland, 208, 281.
Tunnel in Centralafrika, 336.

Um de Heid. Von Klaus Groth, 523.
Unkraut im Getreide. Von E. M. Vacano, 1.
Unterirdiſche Flüſſe in Norddeutſchland, 485
Uruguay, 448.

Vegetarianer, Die deutſchen. Von M. Wellmer, 696.
Volkslieder, Die, der Hindu, 445.

Wiener-Neuſtadt. Von W. Boeheim, 357.

Yunnan, Bevölkerung von, 110.

Nro. 67 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 163.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

April 1870.

Unkraut im Getreide.

Erzählung

von

E. M. Vacano.

I.

Das Glück zwischen verblühenden Astern.

Das Theezimmer im Schlosse Erlaff ist beleuchtet. Man nimmt den Thee schon bei Licht, denn es ist Herbst geworden, und die schläfrigen, fröstelnden, stillen Bäume des Parkes ziehen schon zeitig den dunkeln Abendschleier um sich zusammen.

Selbst die Astern sind braun und welk, und der Gärtner wirthschaftet den ganzen Tag über mit Stroh an den Pfirsichranken.

Die Blumen, die in den Herbstfrösten mit dem Leben davongekommen sind, haben sich alle in das Treibhaus gerettet, wie die Menschen in die Zimmer.

Der dunkle Abend durchdüstert diese Zimmer schon in den Nachmittagsstunden, und die Bedienten, welche die große Ampel über dem Theetische anzünden wollen, stoßen wie tolle Fledermäuse an einander.

Endlich ist das Zimmer hell und warm. Ein spielendes, kleines Feuer cokettirt im Kamine — wie ein Puppenfeuer.

Das stumpfnäsige Stubenmädchen Rosa streut eine kleine Faust voll Wohlgeruch auf die Kohle und nun duftet der Salon wie ein blühender Waldboden.

Die Herrschaft findet sich schnell zusammen, denn Jeder hat in seinem Zimmer gefröstelt. Die Gräfin Myrtha Runkel, eine alte Jungfer und Stiftsdame dazu, die Tante des Hauses, ist immer die Erste. Sie trägt stets ein graues, dünnes Seidenkleid, eine Faltenhaube, um welche ein welker, alter Spitzenschleier gewunden ist, und das eine ihrer Augen ist von Glas.

Sie hat in ihrer Jugend einen Prinzen

geliebt und hat ihm auf einem Landschloßballe mitten in einem mondbeglänzten Garten entsagt. Diese Entsagung hat ihr das Herz doppelt so alt und runzlich gemacht, als ihr Gesicht ist. Ihr Alter kann man nur nach ihrer Bosheit berechnen, wie das eines Baumes nach seinen Ringen. Nach diesem Bosheitstarife war Gräfin Myrtha tausend Jahre alt.

Aber sie lächelte stets mit ihrem einzigen Zahne. Und ihren Neffen nebst ihrer Nichte liebte sie wahrhaft, wie sie sagte.

Sie trat in das Zimmer mit dem magern aber heftigen Geräusche eines windgejagten Herbstblattes. Die graue Seide wirbelte um ihre magern Beine, und ihre Nase zerschnitt die Luft. Sie setzte sich in ihr Fauteuil.

Ein Diener trug das Theebrot-Brett herein. Sie wedelt ihn mit ihrem Taschentuche zu sich.

„Jean, Gräfin Dina in ihrem Zimmer?"

„Zu Befehl, Ihro Gnaden."

„Und Graf Christian ...?"

Der Bediente war schon im Gehen. „O, jagen," sagte er. Er wartete auf eine dritte Frage. Aber Gräfin Myrtha scheuchte ihn mit ihrem Taschentuch zu seiner Arbeit, wie sie eine Fliege von ihrer Nase gescheucht hätte.

Das Stubenmädchen brachte einen kleinen Vorrath von wohlriechendem Cederholz für den Kamin in der grünen Schürze. Gleich hinter ihr trat Herr von Vinaco ein, der Freund des Hauses.

Gräfin Myrtha vergönnte ihm unverzüglich den Anblick ihres einzigen Zahnes und rief schrill:

„Sie haben Ihren Freund nicht auf die Jagd begleitet? Wie herzlos! Sie wissen, wie ich den Grafen Christian liebe; und die Angst seiner Frau!"

„O, Christian ist nur in den Fasangarten hinüber, um blinde Schüsse zu thun!" entgegnete Herr von Vinaco und trat zärtlich zu der alten Jungfer. „Nur in den Fasangarten, in den Wald hätte ich ihn nie allein gehen lassen. Nicht um alle Schätze der Welt. Schon um der Angst der Gräfin willen nicht! Die Arme! Wie können Sie so etwas von mir glauben!"

Gräfin Myrtha sah auf ihre Uhr, welche so rococo aussah wie ihre Herrin.

„Aber es ist schon eine halbe Stunde über die Theezeit!" jammerte sie besorgt. „Es wird doch unserer Kleinen nichts passirt sein?"

„Nein, o, nicht doch!" tröstete der Chevalier. „Ich habe das Kind vor fünf Minuten eine Porcellanvase im Terrassenzimmer zerschlagen sehen. — Und da ist es schon ..."

Mademoiselle Therese Lefonclair, die französische Gouvernante, trat mit dem Kinde der Herrschaft ein.

Die Gouvernante war ein goldhaariger junger Engel; die vierjährige kleine Gräfin Maza Sarno war ein schwarzer Käfer in lilla Sommerbatist. Die Gouvernante verneigte sich und sagte eine bescheidene Phrase, mehr noch mit ihren demüthigen blauen Augen als mit ihren feinen rothen Lippen.

Gräfin Maza sprang mit beiden Füßen zugleich auf einen Fauteuil und raunzte, zornig die Händchen ballend:

„Oh, comme Maza avoir faim!"

„Die Gräfin hat ihre Toilette noch nicht beendet?" fragte die Tante süß und richtete ihre weiße Spitzenhaube auf sechzehn Jahre zurecht.

„Die Frau Gräfin folgt mir auf dem Fuße, wie ich glaube, augenblicklich," sagte die schüchterne junge Gouvernante und rieb sich lächelnd und unmerklich den Arm, wo sie eben von der kleinen Gräfin Maza aus Hungerbosheit gezwickt wurde.

Gräfin Dina Sarno tritt wirklich bald darauf ein.

Sie ist ein engelhaftes, lachendes, junges Wesen von einundzwanzig Jahren. Sie hat lange, goldfarbene Locken, die bis an ihren Gürtel herunterzittern, und schwarze Augen. Sie ist auch gekleidet wie eine Pensionärin. Sie trägt ein lichtes Herbstkleid mit grünen Schleifen. Kein Mensch würde glauben, daß sie schon fünf Jahre verheirathet ist.

Sie war noch ein Kind gewesen als Braut, und sie ist ein Kind geblieben als Frau.

Sie wirft beim Eintreten einen schnellen, scharfen Blick auf die zahnende Tante, auf den grüßenden Cavalier, auf die sich verneigende Französin, auf das Kind, auf den Bedienten, der das Theeklingeln erwartet, auf das Stubenmädchen, welches den Kamin arrangirt, zuletzt auf ihre eigenen Stirnlocken hinauf.

„O, wir sind ja Alle beisammen! Guten Abend!“ singt sie. „Das ist mehr, als ich erwartet habe! Den Thee, den Thee! Ich bin ein Ogre, so hungrig ist mir zu Muthe!“

„Theure! Und Graf Christian —?“ zahnlächelte Gräfin Myrtha, indem sie die an ihr vorüberschwebende Schloßfrau in ihre dürren Arme klemmte.

„Christian! Richtig! Ach, den hätte ich bald vergessen!“ schreit Gräfin Dina kindisch erstaunt und schlägt die kleinen Hände zusammen. „Wo der sein mag! — Was? Jetzt noch! —“ Und sie wirft einen Blick auf die Wanduhr.

„Im Fasangarten.“

„Qu'y faire?“ macht Gräfin Dina sorglos, indem sie an den Theetisch tanzt. Man sollte glauben, daß sie keine Antwort erwartet, so nebenbei ist die Frage gethan. Aber sie wartet doch auf eine.

„Schießen,“ versöhnte Tante Myrtha süß. „Nur schießen, Theure! Du mußt ihm das verzeihen ...“

„Verzeihen!“ lacht die kindische Gräfin Dina. „Weil wir ohne ihn anfangen müssen? Das große Unglück!“

„Anfangen! Ohne Christian?“

„Anfangen, ja!“ miaut Maza.

„O, war Maza auch brav heute, Mademoiselle?“ fragt die junge Schloßfrau die Gouvernante, indem sie dem Stubenmädchen ein Zeichen giebt, den Thee zu bringen.

„Wie immer ist sie gewes' ein Engel,“ flüstert die sanfte Gouvernante näher tretend.

„Wer sollt' auch bei Ihnen nicht lernen, ein Engel zu werden, Mademoiselle?“ lächelt Gräfin Dina liebenswürdig.

Gouvernanten sind sonst nicht gewohnt, von ihren Damen Liebenswürdigkeiten zu hören.

Mademoiselle Lefouclair wird auch ganz rosig vor Freude.

Der Chevalier hat unterdessen in den Kohlen gestöbert.

„Ah, der Thee!“ sagte er wie erwachend durch das silberhelle Klirren der Kannen, welche das Stubenmädchen bringt.

Der Chevalier kann etwa zweiunddreißig Jahre haben. So lautet wenigstens sein Taufschein. Aber er hat eine Glatze, Falten im Gesichte und langweilt sich schon überall.

Er ist der beste Jugendfreund des Grafen Christian Sarno und bringt den Herbst stets bei ihm zu. Er gähnt den Tag über in seinem Zimmer, bei Tisch an der Tafel, des Abends überall. Manchmal wirft er eine feine Bemerkung in das Gespräch.

Er ist einer jener harmlosen Freunde, welche nur da zu sein scheinen, um Besuche zu machen, sich zu langweilen und für Piquetpartien der Tanten übrig zu bleiben. Er hat zu viel gelebt und lebt jetzt zu wenig.

„Wie ich das Feuer liebe!“ schwärmt Tante Myrtha, mit ihrem Taschentuche wehend. „Wenn's draußen stürmt; man hört den Wind heute noch viel zu wenig! Da fällt mir ein: an so einem Abend wurdet Ihr in der Capelle drüben getraut; vor fünf Jahren, Dina. Ich erinnere mich so gut. Es lag schon Alles voller Herbstblätter, die waren schon ganz braun.“

Gräfin Dina hat schon zwei Tassen gefüllt.

„Ja!“ sagte sie heiter und hielt die niedliche Theekanne ruhig, und der Lampenschein fiel voll auf ihr Mädchengesicht. — „Ich weiß noch, wie mir der Wind die Frisur zerraufte.“

„Ja wohl, Du wärst mir beinah umgekehrt, Dina,“ sagte Graf Christian, der eben ins Zimmer eingetreten war und seinen Revolver dem Bedienten reichte.

„Ach!“ wandte sich Dina erschreckt um, „wie Du mich überrascht hast, Bibi!“

Graf Christian hat sie schon an den Händen gefaßt und geküßt.

„Nun, ist's nicht wahr? Wärst Du nicht beinah an der Capelle umgekehrt?“

„O! Nur um Toilette zu machen!“ lächelte Dina. „Aber jetzt verschütten Sie mir nicht den Thee, mein Herr! Wir Alle sterben vor Appetit.“

„Und ich erst! Guten Abend, Tante. Grüß Gott, Vinaco! Guten Abend, Mademoiselle. Aber wo ist denn Maza?“

Maza war vor Schlaf in ein unergründliches Fauteuil versunken und wurde sogleich von Mademoiselle präsentirt.

Graf Christian zog sich ein Fauteuil an den Tisch und streckte sich behäbig darin. Er war ein schöner junger Mann von dreißig Jahren, blond, rothwangig, stark, froh und dabei graziös in seiner gesunden Nachlässigkeit. Er trug ein Jagdkleid und war von der Herbstluft angefrischt.

„Dina! heute mußt Du mir wieder das

Theebrot zerbröckeln, wie in den ersten Tagen unseres Glückes!" sagte er.

„Mais," machte Gräfin Dina lächelnd, und ihr mädchenhafter Blick schien fast verschämt.

„Ach was!" rief der Graf. „Mich hat heute am fünften Jahrestage unserer Vermählung da draußen so Alles an die ersten Tage erinnert. Und ich bin so herzlich froh, so lange Dein Bibi gewesen zu sein, ohne daß Du den Capellenweg bereut hast! Nun?"

Roth vor Glück, zerbröckelte die graziöse châtelaine ein Theebrot zu kleinen Bröckchen und reichte sie mit leichtzitternder Hand ihrem Gatten über den Tisch.

„Oh, ces chers enfants!" schwärmte Gräfin Myrtha zahnend und ergriff verzückt die Hand des Chevaliers, der sich, erschreckt, mit einem Schlucke Rum beinah erstickte.

Dann stand Graf Christian vom Tische auf und war mit einem Schritte an dem Stutzflügel des Theesalons. Seine Hände griffen schon in die Accorde, ehe er sagte: „Erinnerst Du Dich noch an das Stück, Dina, welches ich Dir als schmachtender Anbeter widmete?" Und er intonirte es.

„Na hörst Du, Du hast jemals *geschmachtet*, Christian?" lachte der Chevalier plötzlich auf. „Das lag sonst nicht in Deiner Gewohnheit!"

Gräfin Dina warf ihm einen hellen Blick zu, der langsam auf ihren Mann wanderte.

„Pflegte sonst Graf Christian nie zu schmachten?" lächelte sie plötzlich mit sehr weißen Zähnen.

„Nein!" rief der Graf lustig vom Piano her. „Bei Dir habe ich angefangen, Dina!"

„Da sind Sie der erste Ehemann, Herr Neffe, der so lange auf diese Vollkommenheit gewartet hat!" rief Tante Myrtha süß nickend.

„Ja, Tante, haben Sie denn schon jemals einen Ehema .." Der Graf schwieg und lachte spielend in die Tasten.

Selbst die blonde Mademoiselle verzog wider Willen den schönen Mund.

„O!" schrie die Stiftsdame jovial, „ich weiß, was Sie der alten Jungfer sagen wollen, Herr Neffe! Aber ich kenne den Ehestand! Ich war der Beichtvater aller meiner Nichten!"

„Auch der meiner Frau?"

„Ich glaube wohl. Aber da habe ich nur immer Ihr Lob gehört, Christian! Und das war so monoton, daß ich die Pfründe aufgab."

„Was lobte denn Dina an mir?" lächelte Graf Christian, die Hand um den Arm seines Weibchens geschlungen, das jetzt neben ihm stand.

„Mein Gott, heucheln Sie nicht, Christian! Sie haben so viele Spiegel in ihrem Schlafzimmer! Sie wissen alle Ihre Tugenden!"

„Ja — aber meine allergrößte?"

„Deine allergrößte Tugend ist Gräfin Dina!" rief Herr von Vinaco.

Gräfin Dina dankte ihm mit einem Blicke.

„Und die größte Tugend Dina's ist mein Glück!" rief Graf Christian, froh gestimmt durch tausend Erinnerungen dieses Tages, und war schöner und männlicher als je in seiner Sanftmuth. „Obwohl Ihr Alle dabei in Rechnung kommt — mein Glück muß Euch Alle haben. Eine so liebe Verwandte, ein so herziges Kind, einen so treuen Freund, eine so freundliche Umgebung, einen so gemüthlichen Kaminkniesterabend; und wie sich das Alles in den Augen Dina's spiegelt, das ist das *Glück*."

Die Gräfin neigte sich sehr roth über ihn, daß ihre blonden Locken über sein Antlitz rieselten wie Sonnenstrahlen und sagte leise: „Mein Bibi!"

Es trat eine kurze Pause ein. Es war einer jener Augenblicke, wo man die Gemüthlichkeit und den stillen Frohsinn gleichsam in sich schlürft.

Gräfin Myrtha versenkte ihr Auge in die Gruppe, Herr von Vinaco schaute behäbig in die Kohlen, die Französin hatte träumerisch ihr Kinn in die Hand gestützt, Maza war so voll Milch, daß sie kaum athmen konnte, Rosa schlummerte, auf einem Fuße stehend, die kleine Wanduhr tickte lustig und eilig, das Feuer sprühte hie und da mit einem kleinen Knalle empor, draußen raschelte manchmal ein dürrer Blätterhaufen über den Sandweg und in der Tapetenwand knisterte leise ein Holzwürmchen. Das macht die Stille noch tiefer.

* * *

Als Mademoiselle Therese Lefouclair in dieser Nacht die kleine Maza zu Bett ge-

bracht hatte und durch den hohen, kalten Corridor mit einem Lichte in ihrer vibrirenden kleinen Hand nach ihrem Zimmer ging, da dachte sie in ihrer scharfen französischen Weise:

„Dieses Glücklichthun! Diese Zärtlichkeiten! Ich habe viel von deutschen Schlössern gelesen, aber das ist fast bürgerlich! Wahrhaftig, man glaubt bei einem Tischler zu sein. Ich bin das nicht gewöhnt —"

Und das Licht der Kerze warf im Gehen wechselnde Schatten auf das scharfgezeichnete, feine, junge Gesicht.

II.

Schneedämmern.

Am Nachmittage des folgenden Tages ging Gräfin Dina in den Park hinab. Sie hielt es nicht aus in ihren Zimmern. Sie war so erregt. Und die Zeit verstrich immer so langsam — ihr Gatte schlief oft bis vier Uhr, fünf Uhr, und sie mochte um die Vordämmerzeit nie lesen. Der herannahende Abend machte sie nervös.

Graf Christian hatte ihr schon oft gesagt: „Aber so reite doch aus mit Vinaco!" Aber sie hatte sich darüber geärgert. War denn gar keine Eifersucht da? O, dann war auch keine Liebe vorhanden! —

Sie haßte Vinaco. — Und die Tante machte Nachmittags immer Patiencen, und erzählte endlose Geschichten; wie einsam war das Schloß! — Sie hätte oft beinah mit ihrer Kammerfrau plaudern wollen von dem Allen — aber das ging doch nicht. — Sie hüllte sich also in einen großen Shawl und lief hinab in den Park. Der war noch einsamer, aber Gräfin Dina konnte dort nach Herzenslust zornig sein!

Zornig — über was? Sie war ja ein so heiteres junges Wesen. — Aber das Alleinsein machte sie zornig. — Wie entsetzlich war der Park! Sie fand kein einziges Blatt mehr auf den Bäumen! Sogar die Blätter verließen sie. Es mußte bald Schnee kommen, der Himmel war so schwer.

Sie hüllte sich fröstelnd in ihren grauen weichen Shawl und setzte sich wirklich auf eine Bank — ganz allein. Der Herbstwind wühlte ihr das Haar auf. Vom Schlosse lugte nur eine schneegraue Zinne in die Alleelichtung.

„Es wird heute oder morgen schon schneien," sagte eine Stimme.

Es ist die Stimme des Herrn von Vinaco, welcher faul an einem Baume lehnt. Die Gräfin hatte ihn vorher gar nicht bemerkt. Sie fuhr fast erschreckt auf. Aber freudig erschreckt. Im Alleinsein ist jedes Erschrecken willkommen.

„O, Chevalier, ist der Graf bei Ihnen?"

„Nein," sagte Herr von Vinaco und kommt einen weitspurigen Schritt näher. „Er wird wahrscheinlich wieder schießen."

„Schießen! Immer!" macht sie, aber sie lächelt dabei.

„O, nicht immer. Aber wenn er schießen geht, pflegt er beim Jäger einzukehren. Wünschen Sie ihn zu sprechen, gnädige Gräfin? Soll ich einen Bedienten —"

„O, nicht doch, Chevalier. Ich fragte nur so —. Beim Jäger? Da nimmt er immer ein kleines Gouter — ich weiß — er hat es mir gesagt. Ist die Jägerhütte hübsch?"

„Reizend. Ganz schweizer Stil, Gräfin. Sie haben sie noch nie gesehen?"

Herr von Vinaco hat eine schottische Mütze auf und seine beiden Beine bilden einen Koloß von Rhodus. Er ist ein echter Schloßfreund in diesem Augenblicke. Immer bereit einzuschlafen oder aufzuwarten. „Reizend, Gräfin, mit einer Galerie rund herum und mit einem Hirschgeweih."

„O! Aber einsam, meine ich?"

„Nun, so so. Er hat eine Tochter. Die Klöße, die sie macht, sind delicat. Ich glaube wahrhaftig, Christian geht manchmal nur der Klöße wegen schießen."

Gräfin Dina steht zitternd auf.

„Ich wußte nicht, daß Graf Christian die Klöße so sehr liebt. Der Koch könnte sie ja auch anfertigen?"

Sie steht fast herausfordernd dem phlegmatischen Chevalier gegenüber.

„Natürlich," sagte Vinaco und zieht eine Cigarre aus der Tasche.

Die Gräfin wartete noch auf ein Wort, da aber keins kommt, seufzte sie auf.

„Es ist doch kalt," sagte sie. „Ich gehe in die Zimmer."

Der Chevalier geht neben ihr her durch die entlaubte Allee, in welcher sie gleichsam, wie die braunen Blätter zu ihren Füßen, dahingewirbelt werden.

Der Chevalier ist im Gehen mit seiner Cigarre beschäftigt.

Als sie dem Schlosse näher kommen, wird der Thurm desselben höher und sichtbarer in den Gebüschen. Es ist, als hebe ein treuer Hund das Haupt beim Nahen des Herrn.

Endlich brennt die Cigarre, und der Chevalier merkt jetzt erstaunt, daß die Gräfin die ganze Zeit über geschwiegen hat. „Sie sind nachdenkend, Gräfin," sagte er, „Sie sind traurig?"

Sie erwacht gleichsam. „Traurig! Und über was? Ich dachte nur —"

„Sie dachten, Gräfin?"

„Wo Christian so lange bleibe. — Er wird sich erkälten, er hat keinen Shawl um den Hals. — Er — suchen lassen kann man ihn nicht?"

„Aber wo denn? Er muß wohl von selbst bald kommen," sagt der Chevalier. „Und beim Schießen wird man warm."

„Aber so lange!"

Sie steht ungeduldig still, fest in ihren Shawl gehüllt, und sieht mit einem angstvollen oder unmuthigen Gesichte auf den Chevalier.

„Lange? Es ist kaum drei Uhr. Freilich bleibt Niemand so lange aus wie die Erwarteten."

„Wie herzzerreißend langweilig und traurig so ein Wetter ist," sagt sie, noch immer stehend und dabei fröstelnd. Sie schaut mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Angst an den Bäumen hinauf, welche ihre Aeste durch einander rasseln lassen. „Der Winter ist heute gekommen! Wir müssen Nachmittags Spielpartien arrangiren, wir sterben sonst!"

Der Chevalier schaut sie erstaunt an, als sie jetzt schnell weiter eilt. Sie hat das so ernst gesagt. Gar nicht affectirt.

* * *

Als die Gräfin in ihrem Zimmer ist, wirft sie ihren Shawl ab, setzt sich ans Piano und greift in die Tasten, voll, kräftig, aber doch wie erstickt. Sie spielt keine Stücke, sie wühlt fünf Minuten in den Tönen, dann sinken ihr die Hände matt in den Schooß und sie lehnt den Kopf auf die Lehne des Stuhles zurück.

„O Gott!" sagt sie, laut jammernd. „Wo ist das Unglück, das mir mein Leben vergiftet? Wo ist die Feindin, die er mehr liebt wie mich? Denn er hat mich nie geliebt! Ich bin nur seine Frau. Die Etiquette, die Absicht unserer Familien hat uns zusammengeführt. Ja, ich liebte ihn vom ersten Augenblicke an — so heiß! so heiß! Aber er — er verläßt mich überall — jeder gemeine Soldat ist ihm lieber zum Plaudern, jedes alberne Mädchen ist ihm lieber zum Lachen — o gewiß, er hat geliebt und liebt noch ein Wesen, dessen Erinnerung ich ihm verderbe, entweihe! Wer ist sie! Wer ist sie! Wie er lächelt, wie er mich küßt, wie er mich sein Leben nennt! Und doch hat er mir bewiesen, daß ich ihm eine Last, eine Kette bin! — Wenn er in den Park hinabgeht, sagt er: ich gehe spazieren, und sagt mir nicht: komm' mit! O, mein Gott! Hasse oder liebe ich ihn mehr? Ich könnte ihn todt sehen, aber ich kann ihn nicht tödten! Mein Gott, und er ist doch mein Gatte! Ich bin sein Weib! Wer ist diese Gestalt, die sich immer und ewig zwischen ihn und mich drängt? Wenn ich doch fort wäre von hier. Zu Hause wieder. Bei der Mutter. Jeder Augenblick dieses Liebesglückes ist ärger als die Hölle! Und wir hätten doch so glücklich sein können! Wenn ich nur fort könnte! Und sie sagen, wir liebten uns!!!"

Das arme junge Ding fiel mit dem Haupte auf die Tasten, daß sie einen schrillen, unharmonischen Ton gaben.

Die Kammerfrau, eine alte, verbissene, grau gekleidete Furie, trat ein.

„Die gnädige Gräfin wünscht?"

Gräfin Dina fuhr auf.

„Ich! Habe ich geklingelt? Nein."

„Nicht geklingelt? Aber es schien mir doch!"

Die Kammerfrau spricht frech und vertraulich. Es giebt nichts Schrecklicheres wie Kammerfrauen mit weißen Schürzen, weißen Hauben, grauen Kleidern und grauen Scheiteln — sie sind Drachen.

Gräfin Dina weiß, daß sie den ganzen Tag über böse Gesichter sehen wird, wenn sie ihre Kammerfrau umsonst gerufen hätte. Sie steht also auf.

„O — ja — Ich — ich wollte fragen: Kennen Sie den Revierjäger, Susi?"

„Den Revierjäger? Gott bewahre."

„Aber seine Tochter?"

„Seine Tochter?" sagt die Drachenkammerfrau und schnuppert in die Luft. Sie wittert ein Geheimniß.

„N — nein. Aber Rosa kennt sie wohl. Soll ich —"

„Nein. Oder doch. Ich habe gehört, sie soll hübsch sein, und will wissen, was daran ist. Wir werden ein Haustheater arrangiren und brauchen eine Statistin, die — Fragen Sie —"

Die Kammerfrau weiß jetzt Alles. Sie wird drachenhaft selig und frech und geht ab. Sie weiß, daß das Jägermädchen schön sein *muß* — um jeden Preis. Aber sie fragt doch das Stubenmädchen.

Und Rosa hat die Jägerstochter einmal gesehen und sagt verächtlich, die Dirne sei eine Bäuerin — häßlich, roth, dumm, gemein.

Der Drache geht mit weißflatternder Haube und Schürze in die Zimmer der Gräfin zurück und meldet schadenfroh, die Jägerstochter werde sich herrlich zu einer Statistin eignen: sie sei interessant, blaß und beinah geistvoll. Sie habe *sehr* viele Anbeter.

Die Gräfin sieht von dem Buche auf, in welchem sie zu lesen scheint, und sagt hastig:

„Was? Ach — ja so! Gut. Gehen Sie."

Sobald die Gräfin allein ist, zerknittert sie die Blätter des Buches und läßt es an ihrem Kleide hinabsinken. Dann faßt sie mit der rechten Hand das Armband ihres linken Armes und reißt daran. Es ist ein werthloses Armband, heilig dadurch, daß sie es an ihrem Hochzeitstage zum ersten Male angelegt hat. Ihr Herz schwillt. Sie läuft aus ihrem Zimmer. Es will dunkel werden. Eine entsetzliche Liebesangst befällt sie — ihr Gatte liebt sie nicht! Aber welche Liebe hat ihr sein Herz vorenthalten vom ersten Augenblicke an? Sie läuft durch den Corridor nach seinem Zimmer. Im Vorzimmer ist kein Diener. Drinnen ist vielleicht der Bediente. Christian ist schon seit dem Diner fort, verschwunden, auf der Jagd, ohne seinen Hund, denn der hat im Corridor gegähnt! Die Gräfin bleibt an der Thür des Waffenzimmers wie festgebannt stehen und ihr schönes gespanntes Gesicht löst sich fast in thränenschimmernde Weichheit auf. Graf Christian liegt da auf seinem Divan, noch immer sein Siestaschläfchen machend, das Taschentuch über dem Gesichte, ein Journal in der am Boden ruhenden Hand. Gräfin Dina steht einen Moment auf der Schwelle. Sie faltet die kleinen Hände um ihren Reichthum von goldenen Locken. Dann schleicht sie zum Divan zwischen den Gewehrständern, Hirschgeweihen und Jagdtaschen. Sie neigt sich nieder und berührt mit ihren Lippen die Hand des Grafen. Dabei denkt sie:

„Wen liebt er *denn*?"

III.

Verlassenheit.

Das Diner im Schlosse war noch nicht beendet, aber eine Bemerkung der Stiftsdame ließ Alle von der Tafel aufspringen und ans Fenster eilen.

Gräfin Myrtha hatte nämlich sich mitten in einem gemüthlichen Plaudern zufällig umgewendet und hatte gerufen: „Der erste Schnee!"

Der erste Schnee. Es liegt etwas Zauberhaftes in diesem Worte. Es liegt eine traurige Freude in dem Betrachten des ersten Schnees. Es ist ein greisenhaft kindliches Gefühl, wie das erste Maiglöckchen ein frohlockend kindliches giebt.

Der Winter ist auf dem Lande eine Zeit der Oede, der Dunkelheit, der langen Abende, der unbetretbaren Wege, eine Zeit des Gefängnisses — gleichsam eine Gefangenschaft auf Ehrenwort.

Und doch liegt in der Dunkelheit und Verlassenheit, die er uns bringt, ein unnennbar süßes Gefühl, welches uns an unsere Kindheit erinnert. Gott weiß, wie es kommt, daß uns aus unserer ersten Jugend der stille Winter schärfere Streiflichter ins Gedächtniß wirft als der laut durchjubelte Sommer.

Alles stand am Fenster. Man schaute lustig und schweigsam und bewundernd auf diese ersten weißen Flocken, die licht und stumm über die entlaubte Gegend wirbelten.

Gräfin Dina fröstelte kindisch und legte dabei ihren Arm in den ihres Gatten.

Gräfin Myrtha schwärmte rothnasiger und einäugiger denn je, während sich ihr Zahn in jeder Schneeflocke zu spiegeln schien.

„Wie gut war Deine Idee, Dina, den Winter einmal auf dem Lande zu verbringen! Dieser Schnee ist goldeswerth! Eine Studie —!"

Der Chevalier sagte;

„Ja, Aquarell wie kein Zweites.“

„C'est comme un tourbillon! On est comme aveuglée!“ sagte Mademoiselle Thereſe.

Selbſt der aufwartende Bediente ſteckte den Hals aus ſeiner weißen Cravatte. Es war plötzlich ganz dunkel im Zimmer und ganz ſchneewirbelhell draußen. Wie ſchön iſt der erſte Schnee?! —

Wie kalt iſt der erſte Schnee. Den Wanderer kältet er tiefer und näſſer als der ſtrengſte und ſpätere Winterfroſt.

Die obdachloſe Frau, welche auf der Landſtraße dahinſchritt, dem Dorfe zu, hielt bei den erſten Flocken ſchauernd an, wie gelähmt von der eiſig-naſſen Berührung. Einen Augenblick malte ſich auf ihrem Geſichte der Gedanke, ſich mit dem Kinde, welches ſie trug, hier niederzulegen und zu ſterben. Eine entſetzliche Seelenmüdigkeit drückte den müden Leib zu Boden. Das Weib hatte ein dunkeles, ſchönes, ſtolzes, entſchloſſenes Geſicht. Das blauſchwarze Haar war vom Winde zerzauſt und kaum von einem kleinen ſchwarzen Tuche zuſammengehalten. Sie trug ein durchnäßtes, durch Wind und Wetter altgewordenes ſchwarzes Seidenkleid und einen zerfaſerten ſchwarzen Wollenſhawl. In den Shawl hatte ſie ein kleines Kind gewickelt und hielt es warm an ihre vom Wanderfieber glühende und dabei fröſtelnde Bruſt gedrückt. Sie ſtand einen Augenblick ſtill, die Füße in den Zeugſtiefelchen im zergehenden Schnee zitternd. Der Wind hatte aufgehört, die entlaubten Bäume der Landſtraße brauſten nicht mehr, und der Schnee wirbelte ſtill und weiß um ſie, daß ſie den nächſten Straßenſtein nicht ſah. Wie kalt iſt der erſte Schnee! —

Die Frau ging dann weiter. Das Kind in ihrem Arme gab ihr eine wunderbare Kraft. Sie ſah den Weg nicht vor ſich durch das Flockengewirbel, aber ſie wußte, daß ſie bald am Ziele ſein mußte. Wie ſchnell der Schnee auf ihrem Geſichte, auf ihren Gewändern ſchmolz, und wie kalt das Naß war, das er zurückließ! Sie ging weiter. Es war ſchon Dämmerung, aber der Schnee machte dieſes Dämmern weiß und transparent. Ein luſtiger Windhauch trieb einmal, als ſie athemlos an einem Baume anhielt, die Flocken aus einander und ſie ſah in ihrer nächſten Nähe ringende Parkbäume und die Zinnen eines Schloſſes. Sie kannte es wohl, dieſes Schloß. Sie athmete auf. Dieſer Seufzer glich einem Dankgebet. Nicht für ſich, ſondern für das Kind in ihrem Arme. Die Engel, welche dieſen Seufzer hörten, ſagten ſich: „Das iſt kein Weib, das iſt eine Mutter.“ Sie hätte wie die Mutter des Dichters die Hoſtie mit dem Kinde getheilt. Sie ſchaute auf das Schloß. Ihr Geſicht war trotzig, ſtolz, drohend, dunkelſchauend, wie die ſchwarzen Haare es umzürnten. Aber das Kind in ihrem Arme fiel wie ein Sonnenſchein in die Nacht dieſes Abgrundes. Sie ſchlug nicht den Weg zu dem Schloſſe ein, ſondern ſie bog von der Straße ab gegen das Dorf. Sie kannte den Weg wohl. Sie war oft in langer Reitrobe über raſchelnde Blätter auf die Jagd an den Hütten vorübergeraſt. Jetzt ſuchte ſie auf dem Fußwege dieſe Hütten auf. Sie hatte einſt das Wirthshauszeichen des Dorfes bemerkt. Es war irgend ein goldenes Thier, welches im Winde knarrte. Sie fand es. Sie begehrte ein Zimmer in der naſſen, finſtern Thorflur und zog dabei ein Geldſtück heraus. Man hätte ſonſt die Bettlerin fortgewieſen. Man wies ihr ein feuchtes Hinterzimmer an. Sie betrat es, gab ihrem Kinde ein Glas warmer Milch, die ſie mit dem Geldſtücke ſchon bezahlt hatte, und trat dann, ſo müde ſie war, wieder in den naſſen, finſteren, feuchten Thorweg hinaus. Sie hielt den dicken, gemeinen Wirth an.

„Haben Sie irgend einen Knaben, der mir ins Schloß hinaufgehen kann?“

Der Wirth maß die fremde Vagabundin erſtaunt.

„O —“

Sie zog noch eine kleine Münze aus ihrer Taſche.

„Ich würde ihn bezahlen —“ ſagte ſie wie zornig.

„Ja — aber —“

„Irgend einen Knaben! Verſtehen Sie nicht deutſch?“

Der dicke, gemeine Wirth ſchaute das abgetragene Seidenkleid an und das ſtolze, trotzige, dunkle Geſicht.

„Ja,“ ſagte er und griff nach dem Geldſtücke. „Was ſoll er denn ſagen?“

„Er ſoll nach dem Grafen Chriſtian Sarno fragen und ihn erſuchen, er möge ſich herabbemühen.“

Der Wirth wurde faſt höflich. Er fing an zu verſtehen.

„Aber — Ihr Name? Von wem soll die Botschaft kommen?“ fragte er.

„Von einer Frau,“ antwortete die Abenteuerin mit einem plötzlichen Aufblitzen ihrer Augen. „Sie haben verstanden?“

Sie wartete in der Flur, bis sie den Knaben zum Thore hinausgehen sah. Der Knabe trat in eine feuchte, aber ruhig-neblige schwere Luft. Der erste Schnee hatte aufgehört. Man sah die Umrisse des Schlosses.

IV.

Das Schlafengehen.

Es war in der Stunde, wo man nach dem Souper schon an das Schlafengehen denkt. Man saß und stand plaudernd im Speisezimmer umher. Da trat ein Bedienter ein, der nicht an der Tafel bedient hatte, und meldete einen „Buben vom Dorfe.“ Das Plaudern hörte plötzlich auf. Aus Neugierde. „Ein Bube vom Dorfe?“ Auf dem Lande, im Winter ist das ein Ereigniß.

„Ein Bube vom Dorfe!“ sagte der Graf, und erhob sich vom Zeitungstische. „Was will er? Oder wen will er?“

„Es ist der Sohn des Wirthes, und — und“ — der Bediente ist fast entrüstet über den Auftrag. — „Und er unterfteht sich, nach dem Herrn Grafen zu fragen . . .“

„Nach mir?“ macht der Graf. Gräfin Dina sieht von ihrem Backwerkteller auf. Gräfin Myrtha lacht mit ihrem Zahn.

„Hu! Wie geheimnißvoll! ein fremder Page! Das ist wie das erste Finale in den Hugenotten . . .“

„Da bin ich doch wirklich neugierig!“ sagt Herr von Vinaco. „Herein doch mit ihm!“

Die blonde Französin ist nicht im Zimmer, sie bringt Maza eben zu Bett. Wäre sie hier gewesen, sie würde geflüstert haben: „Une véritable aventure!“

Der Bediente hat gehofft, den Buben aus dem Dorfe wenigstens hinauswerfen zu können.

Er ist so etwas nicht gewohnt. Er geht gelb — entrüstet ab, um den Buben zu holen.

Er kann es noch nicht glauben. An der Thür bleibt er stehen, und fragt: „Hierher soll ich ihn bringen, Herr Graf?“

Gräfin Dina lächelnd: „Vielleicht bringt er Dir ein Geheimniß, Bibi! Empfange den Pagen lieber allein!“ — Der Graf lacht.

„Nein, nein, ich lasse Euch alle mitkosten! Nur da herein mit ihm!“ —

Der Bube aus dem Dorfe tritt ein. Er verneigt sich, er ist verlegen — dreist; ein hübscher zwölfjähriger Wirthsbursche.

Der Graf hat sich wieder in das Fauteuil gesetzt, Gräfin Dina steht neben ihm, Gräfin Myrtha zerschneidet eine Zungenschnitte, während ihre Nase nach dem Jungen schnüffelt.

„Nun was gibt's?“ fragt der Graf in seiner kräftigen frischen Weise.

„Das Frauenzimmer mit dem Kind,“ fängt der Wirthsbursche an.

Alle brechen nach einer secundenlangen Pause in ein Gelächter aus.

„Voilà ce que devient intéressant!“ macht Gräfin Myrtha entzückt, und fächelt den Chevalier hin und her.

„Was für ein Frauenzimmer?“ lacht endlich Graf Christian.

Der hübsche Bursche ist während des Gelächters sehr roth geworden. Er hat gemerkt, daß er von einer unrechten Seite angefangen hat. Jetzt kommt der Trotz und der Ehrgeiz über ihn, denn er ist ein aufgeweckter, furchtloser Junge.

„Bei uns unten,“ sagt er. „Ein Frauenzimmer mit einem Kinde, zu Fuß angekommen, ganz durchnäßt und zerrissen. Und sie will übernachten, und hat mich heraufgeschickt, und läßt den gnädigen Herrn Grafen bitten, er möchte hinabkommen — zu ihr — heute noch.“

Alle die lachenden Gesichter sind während der Rede des Burschen ernster, ganz neugierig geworden.

„Voilà ce qu'est étrange!“ sagt die Stiftsdame, und Herr von Vinaco sieht den Grafen schalkhaft an. Gräfin Dina steht stumm da, aber ihre Lippen lächeln noch immer. Sie hat vergessen, aufzuhören. Sie steht so ruhig da, daß keine ihrer goldenen Locken auch nur vibrirt. Graf Christian ist seltsam blaß geworden für einen Augenblick, er hat den Burschen fest angeschaut. Dann sagte er rasch, heftig mit einem Blicke auf seine Frau:

„Was ist das für ein Unsinn! Wer ist die Frau, wie hat sie sich genannt, was will sie?“

„Sie hat sich gar nicht genannt, halten zu Gnaden, Herr Graf," sagt der Bursche dreist. „Wir wollten den Namen wissen, aber sie meinte, der gnädige Herr Graf würde schon kommen, wenn er hörte, daß ihn ein Frauenzimmer rufen lasse."

Die Stimme Dina's ließ sich jetzt vernehmen; scharf, hell wie ein Glas klingend:

„Der Ruf Deiner Galanterie scheint sehr weit verbreitet zu sein, Christian. Bis in die Kreise der Bettlerinnen," scherzte sie. Und sie lächelt dabei noch immer. Aber ihre Stimme hat einen Ton, und ihr Blick hat einen gewissen dunklen Glanz, welcher nicht zu ihrem Lächeln paßt.

Der Graf runzelt die Stirn und ist ärgerlich.

„Geh zum Teufel mit Deinem verrückten Weibe," sagte er zum Burschen. „Wie kann sie sich unterstehen, mich hinabbitten zu lassen? Geh nur wieder zurück. — Und morgen soll sie heraufkommen, oder mir ihren Namen sagen lassen." — Der Graf hat noch nie so barsch gesprochen wie diesmal.

Gräfin Dina legt ihre kleine Hand auf seine Achsel, wie er an ihr heftig vorübergeht.

„Du glaubst also doch, daß es eine Bekannte von Dir sein kann, Bibi?" sagte sie sanft mit sehr kleinen Augen.

Der Graf schaut sie fest an. Er ist sehr blaß. Es ist, als ärgere er sich über seine Frau:

„Ich habe zufällig keine Bekanntschaften mit Frauen, die zu Fuße wandern," sagt er kurz. Dann wendet er sich zur Thür. „Geh!" sagt er zu dem Wirthssohne.

In der Thür stößt der Bursche auf Mademoiselle Therese, welche „Gute Nacht" sagen kommt. Die Französin läßt einen neugierigen Blick über die Gesichter der Gesellschaft gleiten.

„Jetzt möcht' ich aber wirklich wissen, wer Dich auf diese Manier holen lassen kann!" sagt der Chevalier halblaut zu seinem Freunde und blinzelt fragend pfiffig.

„Cela s'embrouille!" schwärmte Gräfin Myrtha, „Christian, das sollten Sie doch ergründen! Es ist zu geheimnißvoll! Eine Frau mit einem Kinde, die Sie ins Dorf hinabrufen läßt! Dina, chérie, was meinst Du! Man muß das Abenteuer verfolgen!"

Gräfin Dina geht zu ihr und küßt sie mit kalten Lippen. — „Natürlich," sagt sie mit einer ebenfalls kalten Stimme, „Du solltest hinab, Christian. Meinetwegen halte Dich nicht auf. Ich gehe schlafen. Ich habe etwas Migraine. Gute Nacht, Tante. Gute Nacht, Chevalier. Gute Nacht, Mademoiselle. O, wie ich mich heute auf die Ruhe freue. Geh doch hinab, Bibi, heute noch. Es ist ein Spaziergang, und man läßt Dich so dringend bitten. Ich möchte morgen beim Frühstück schon das ganze Abenteuer wissen."

„Was fällt Dir ein!" lacht Graf Christian und küßt sie. „Aber jetzt schon schlafen gehen! Es ist kaum 9 Uhr. Tante, da müssen Sie noch ein Spielchen machen."

„Ich? Sie werden mich schon entschuldigen, Christian!" sagt die Stiftsdame freundlich und erhebt sich rasselnd. „Aber ich will heute noch zwei Briefe schreiben. — Warte, Dina, wir gehen mit einander. Mademoiselle, nehmen Sie das Bilderbuch Maza's dort mit. Meine Herren — !"

Graf Christian ruft:

„Ja, da bleibt uns nur eine Schachpartie übrig, Vinaco."

Sobald die beiden Herren allein sind, tritt der Chevalier auf den Grafen zu, und faßt ihn neckend unter den Arm:

„He, mauvais sujet! Was ist denn mit dem Frauenzimmer? Hast Du wirklich keine Idee, wer es sein kann? Was? Spitzbube!"

Graf Christian sieht seinen guten glatzköpfigen Freund an.

„Nein," sagt er ruhig. „Eine Bettlerin natürlich. Aber wir wollten ja Schach spielen?"

* * *

Gräfin Myrtha begleitet ihre Nichte an diesem Abende noch in ihr Zimmer. Sie will, Dina solle sich Zitronenscheibchen an die Stirn kleben, das einzige Mittel gegen Migraine! Aber Dina will nur Ruhe haben. Die Stiftsdame ist aber außer sich vor zärtlicher Besorgniß. Sie schlägt sogar Senfteig vor. Sie will bei ihrer Nichte wachen. Oder sie muß wenigstens so lange bleiben, bis dieselbe zu Bett ist! Aber Gräfin Dina will noch nicht zu Bett gehen. O, sie muß! — Dina wird von ihrer zärtlichen Tante ins Bett gebracht. Es werden ihr trotz ihres Deprecirens Zitronenscheibchen aufgelegt; die Tante frägt sie, ob sie sich vielleicht am Abend über

etwas geärgert habe? Sie geht auf den Zehenspitzen auf und nieder. Sie trennt sich nur mit tausend Schmerzen, Besorgnissen und Worten.

Auf ihrem Zimmer angekommen, will ihr ihre Kammerfrau Nachttoilette machen. Aber die Stiftsdame hat keine Zeit dazu. Sie vibrirt und flattert in ihrem Zimmer auf und ab, und weht sich die verdrossene Kammerfrau nach. Dieselbe ist eine kleine, dicke, echte Stiftsdamenkammerfrau, welche einst alle bewegliche Habe ihrer Herrin erben muß. Sie heißt Frau Porz, und will nach dem Tode ihrer zähen Herrin einen alten Canzleidiener heirathen.

„Porz! Nichts. Noch nicht ausziehen. Ich geh noch nicht schlafen. Höre Sie. Augenblicklich schicke Sie den Groom ins Dorf hinab. Ins Wirthshaus. Er soll fragen, den Wirth, woher die Fremde kommt, wie sie heißt, Alles. Und er soll dem Wirth sagen, er solle die Fremde nicht etwa fortlassen. Ich käme morgen früh hinab, und bringe der Wirthin das Pflaster mit für ihre Nase. Und wenn die Person arm ist, will ich sehen, was für sie zu thun sein wird. Gehe Sie. Wenigstens den Namen soll er heut noch erfahren. Hört Sie? Ich warte so lange. Ich werde mir die Karte legen. Er soll sich aber sputen."

Die Stiftsdame athmet erleichtert auf nach diesem Wortwasserfalle, und zieht eine sonst unsichtbare kleine Dose aus ihrer Tasche, auf die sie mit allen Fingern klappert wie mit Castagnetten.

* * *

Im Schlafzimmer der Gräfin Dina geht es in diesem Augenblick nicht ruhiger zu. Gräfin Dina ist wieder aus dem Bette aufgestanden und hat die Zitronenscheibchen abgeworfen.

Der Kammerdrache Susi ist außer sich vor Zorn, daß noch keine Ruhe ist.

Die Gräfin sagt, die Migraine werde in der Luft besser vergehen, das Bett ersticke sie — und — man solle ins Dorf hinabschicken.

„Um was?" zürnt der Drache.

Dina zieht ihr weißes feenhaftes Peignoir zusammen, und erwacht gleichsam.

„Nein — was rede ich da — ins Tafelzimmer. Ob Graf Christian noch wach ist — oder vielleicht noch ausgegangen —"

„Und wenn er daheim ist?"

„Dann — dann lasse ich den Chevalier bitten, er soll mir eine Dosis von seinem Kirschlorbeer senden."

Der Drache schaut die fiebernde Gräfin fest an. Und die Drachenzüge verklären sich.

* * *

Im Tafelzimmer sagt Graf Christian: „Schach und matt, Vinaco."

Der Chevalier wirft phlegmatisch die Figuren um.

„Das war reiner Zufall, Christian. Denn Du hast noch nie so schlecht und zerstreut gespielt wie heute."

V.

Erzittern.

Die große Küche im Schlosse ist am Morgen immer am belebtesten. Zu der Stunde, wo das Frühstück vorbereitet wird. Die dicke Köchin sitzt in ihrem Lehnstuhl. Sie ist schon so dick, daß sie sich nicht mehr vom Flecke rühren kann. Sie ist aber auch schon so lange in der Familie, daß sie unausrottbar ist.

Sie hat ein Küchenmädchen unter sich, welche „geht," während der sitzende Fettklumpen „dirigirt." Sie bringt ihr Leben zwischen Träumen und Grünzeug revidiren zu. Sie ist trotz ihres Fettes sehr gallig. Denn der dicke Kutscher will seit dreiundzwanzig Jahren nicht anbeißen. Und Fräulein Nani will nicht als Mädchen sterben. Wie sie in die Kirche transportirt werden könnte, im Falle einer Trauung, ist freilich ein unlösbares Räthsel.

Sobald Fräulein Nani des Morgens aus ihrem Bette gehoben, und in das alte Ledersauteuil geschoben wird, muß schon ihr Glas Rum und ihr Weißbrot bereit liegen. Die verzehrt sie, während sie dem aufwartenden und feuermachenden Küchenmädchen ihren Traum erzählt. Dann sagt sie regelmäßig:

„Hol' mir mal das Traumbuch vom Kutscher Schißler herüber — oder besser, wenn er schon auf ist, — soll er mich beehren — zum Kaffee."

Und regelmäßig watschelt dann der dicke Kutscher Schißler in seinem leberfarbigen Schlepprocke herein, sammt dem Traum-

buche, und nimmt der Köchin gegenüber Platz. Dann kommt die Bäckerfrau und dann der Fleischhauerbursche aus dem Dorfe, und bleiben ein halb Stündchen zum Plauschen. Dann kommt der junge hübsche Stallknecht, und dann das verschlafene Stubenmädchen Rosa, welche immer sehr nobel thut, so lange die alten Kammerfrauen Porz und Susi nicht da sind. Dann kommt der Kammerdiener des Grafen, dann der Bediente Jean, und dann der kleine Groom Moor, und endlich die Kammerfrauen. Die Küche ist nun vollzählig. Das Dienerfrühstück wird aufgetragen, während das Herrenfrühstück langsam am Herde vorbereitet wird. Die beiden alten bissigen Kammerfrauen sind hier wie Göttinnen angesehen. Sie lassen sich manchmal herab, schon den Dienerkaffee mitzunippen, ehe sie den ihrigen in den Zimmern oben verzehren. Sie haben Mägen wie Abgründe. Es ist aber auch nicht zu verwundern — sie haben so viel zu hassen! Zuerst die Herrschaft, dann die untergebene Dienerschaft — und endlich einander! — Der Wintersonnenschein, der draußen zwischen dunstigen Nebeln glüht, hüllt die ganze menschengefüllte Küche in einen sanften Rosenhauch.

„So ist also der Wirthssohn noch nicht gekommen?" sagt Frau Porz. „Wegen der Bettlerin — er sollte ja den Namen bringen...."

Drache Susi lächelt höhnisch über ihre Kaffeetasse hinüber. „Ich denke, der Name ist überflüssig; wenn eine dahergelaufene Person so decidirt nach dem Herrn Grafen verlangt..! Das sagt mehr als jeder Name...."

„Die arme Gräfin!" schluchzt die dicke Köchin in ihr viertes Rumglas hinein.

„Jawohl — sie kennt schon ihr Unglück," sagt Mamsell Rosa, einen warmen Wecken zerbröckelnd. „Es ist schrecklich! Graf Christian mag sie gar nicht mehr; nur vor den Leuten thut er ihr schön!"

„Man sollte sie doch warnen!" sagt die dicke Köchin. „Was meinen Sie, Frau Porz? diese Bettlerin!"

„O, da ist kein Bange nicht. Gräfin Myrtha hat sie schon lange auf dem Zuge," lächelt die Kammergreisin verächtlich. „Scheidung ist da natürlich am besten! So etwas kann man ja nicht mit ansehen...,"

Die Drachen-Greisin der Gräfin Dina hat ihren Kaffee verschlungen und pustet auf:

„Sie sind eine Gans, Porz! Die Scheidung kommt nicht eher zu Stande, bis sich die beiden Eheleute hassen. Und sie hassen sich noch nicht genug. Was mich betrifft, ich habe stets geschiedenen Frauen lieber gedient als glücklichen."

„Und ich erst!" zischt Frau Porz.

„Wenn es ein bischen durcheinandergeht, kommt das Geld in Fluß!"

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, Madame Susi, verstehen Sie?"

Die dicke Köchin sagt fett mitten in das Kreischen hinein: „Mir ist alles Eins — ich bleibe im Schlosse so wie so, mir ist's auf dem Todtenbette des seligen Papas versprochen worden. Aber es ist eine Sünde, wie heutzutage die Männer mit uns armen Frauen verfahren. Wir müssen der Frau Gräfin helfen." — Dabei wirft sie einen Blick auf den kalten dicken Kutscher.

„Wir müssen über die fremde Person Alles erfahren!" sagt der Kammerdiener. „Der Herr Graf hat mir ohnedies aufgetragen, gleich früh ins Dorf zu laufen, um zu erfahren, wer die kecke Person ist."

„Und Sie werden uns Alles sagen, was Sie erfahren?" erschallt der vielstimmige Küchenchor.

„Natürlich!" macht der Kammerdiener, indem er die Rosa abwehrt, welche ihn kirren will. „Ich diene doch lieber bei einem geschiedenen Garçon, als in einer solchen Glücksduselei, wo nichts herausschaut!"

Die dicke Köchin verdreht ihre Augen in den Rauchfang hinauf.

„Kinder," sagt sie, „es ist niederträchtig, was die Männer heutzutage treiben! — Wißt Ihr nichts von der Person?" wandte sie sich an die Bäckersfrau und den Fleischhauerjungen, die sich bisher ehrfurchtsvoll ihrer Waaren in Körbe und Mulden entledigt hatten.

Die Bäckerfrau fährt selig und wichtig in die Gruppe hinein.

„Ich weiß nur, daß sie ein altes Seidenkleid anhat. Ein altes Seidenkleid und ein Kind! das sagt doch Alles!"

„Und der Wirthssohn hat mir erzählt, daß sie gestern gelacht hat, wie sie hörte, der Herr Graf wolle nicht hinabkommen. Und hat auf ein Stück Papier etwas ge-

ſchrieben, das bringt der Wirthsſohn heut früh her."

„Und hat man nicht geleſen was?" fragen die zwei Kammerfrauen in einer ſchrillen Quinte.

Der Fleiſchhauerknecht ſagte beſchämt: „Das — weiß ich nicht, halten zu Gnaden."

„Dort kommt der Wirthsſohn!" ſchreit Mamſell Roſa, zum Küchenfenſter hinausſtarrend. „Jetzt wird's angehen!"

Alles, was Beine hatte, ſtrömte dem Wirthsbuben mit dem Zettel entgegen. Sogar Kammerdrache und Kammergreiſin erhoben ſich mit ſchnuppernder Naſe. Nur die Köchin blieb in ihrem Fauteuil. Sie hielt ihr Rumglas an die Bruſt gedrückt, und ihr Auge ruhte vorwurfsvoll auf dem wieder eingeſchlafenen dicken Kutſcher.

* * *

Das Theezimmer behielt an dieſem ganzen Vormittage ſeinen Roſenſchimmer. Denn die Sonne kam nicht ganz zwiſchen den Nebeln hervor, als rothglühende Kugel hing ſie in einem milchweißen Meere von transparenten Winternebeln.

An den Fenſterſcheiben waren die Eisblumen glänzend wie der feingeſchliffene Kryſtall und in tauſend Roſenlichtern wimmelnd wie kleine Federchen. Man pflegte zeitig zu dejeuniren. Es war immer ein Wettſtreit, wer früher eintreffe.

Die Erſte heute war Gräfin Dina; ſie trug ihre weiße Morgentoilette ſo nachläſſig und verſchoben, daß man ihr eine ſchlafloſe Migrainenacht wohl anſah. Aber ſie hatte etwas Roth aufgelegt.

Der Chevalier war der Zweite, und ſie lief ihm faſt entgegen.

„So lang' zu ſchlafen!" lachte ſie.

„Pardon, Gräfin, aber Chriſtian iſt noch mehr Langſchläfer als ich."

„Wohl lange aufgeblieben, geſtern?"

„So ziemlich. Aber heute wird ein prächtiger Tag zu einem Ausfluge werden. Der Weg trocken und feſtgefroren. So eine kleine Cavalcade, was meinen Sie, Gräfin?"

Sie macht ihm die Honneurs des Dejeuners, wobei die weißen Seidenbänder ihres Morgenanzuges kniſtern.

„O, ich denke, Chriſtian wird ins Dorf hinabmüſſen," ſagt ſie leichthin. „Das Abenteuer, wiſſen Sie, Vinaco?"

„Richtig! Nun, dann machen wir Beide die Calvalcade zuſammen. Ah, da iſt er ja!"

Graf Chriſtian tritt ein. Er hat ſchon ſein Jägerröckchen an und die bottes à sortir. Gleich nach ihm ſchießt die Stiftsdame herein, deren Geſicht ſchon Toilette gemacht hat. Sie macht natürlich gleich ein Migraine-Beſorgniß-Geſchrei, und küßt die Gräfin, als ob dieſelbe wenigſtens einer Todeskrankheit entgangen wäre. Die Franzöſin kam heute zuletzt.

„A propos, et la continuation de l'aventure!" kreiſcht die Stiftsdame endlich.

„Je crois, que la voilà," ſagt Vinaco.

Der Bediente geht an dem Grafen vorüber und reicht ihm auf einem Silbertellerchen einen zuſammengefalteten Zettel aus grobem Papier.

„Das hat der Wirthsſohn aus dem Dorfe gebracht, Herr Graf," ſagt er.

Ein allgemeiner, kindiſch neugieriger Ruf erſcholl ringsum, die ganze Geſellſchaft zog ſich um den Grafen zuſammen. Es gab ja keine Discretion zu beobachten. Der Graf wollte ja Alle mitkoſten laſſen. Die Stiftsdame guckte ihm über die Achſel mit einem Halſe, welcher für einen Schwan viel zu lang geweſen wäre. Der Chevalier hurrahte. Die Franzöſin lächelte von ihrem Stuhle aus höflich neugierig; Gräfin Dina war zwei Schritte auf ihren Gatten zugetreten, und dann plötzlich ſtehen geblieben. Der Graf hatte lachend den Zettel auseinandergeſchlagen, und wollte laut leſen. Plötzlich aber wurde er ſehr blaß, und er biß ſich in die Lippen, und er faltete das Papier krampfhaft ſchnell wieder zuſammen. Er machte eine raſche Wendung, ſo daß er gleichſam die ganze Geſellſchaft von ſich ſtäubte, und ſtand faſſungslos da. Einen Augenblick hindurch ſchaute er ſeine Frau, dann die Uebrigen an.

„Eh bien!" fragte Vinaco.

„Mais qu'y a-t-il donc!" ziſcht die Stiftsdame, und ihre Gurgelröhre zog ſich wieder in ſich ſelber zurück. Sie ſtreckte ihre mageren Caſtagnettenfinger nach dem Papier aus. Dina ſagte gar nichts. Sie war nur regungslos, und drohende tiefe Schatten bildeten ſich auf ihrem ſchönen Geſichte. Ihre Augen ruhten flammend auf dem Grafen.

Der war bereits wieder der Alte. Er

lächelte. Er steckte das Papier in die Brusttasche seines dickwolligen Waldröckchens.

„Es ist nichts," sagte er. „Die Lösung ist so einfach als möglich. Es ist wirklich eine Frau, die ich von früher kenne. Und sie ist hier krank geworden."

Die Stiftsdame wurde stumm vor Verblüffung.

„Und Du wirst hinabgehen," sagt Gräfin Dina jäh, kurz, freundlich.

„Ja — wahrscheinlich. Ich muß doch."

„Aber wer ist —"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Tante, ich kenne den Namen dieser Frau."

Er geht auf seine Frau zu, und küßt sie. Sie weicht ihm mit der Wange aus. Sie scherzt.

„Aber das geheimnißvolle Billet — ich werde eifersüchtig werden, Bibi."

„O, das darfst Du nicht, Kind, sei gut. Es ist eine Ehrensache."

Der Graf geht einmal rasch durch den Salon. Er sinnt augenscheinlich erstaunt und sorgenvoll nach. Eine Kälte liegt über der Gesellschaft.

Aber Niemand ist so stumm wie Mademoiselle Therese, sie ist fast gar nicht da. Sie hat gleichsam die Augen zu, und die Ohren auch. Es ist ja eine Familienscene. Zuerst spricht die Gräfin wieder.

Sie wendet sich gegen den Chevalier.

„Vinaco," sagt sie, „wir reiten. Die Luft ist herrlich. Besorgen Sie Alles. Ich werde in fünf Minuten mit der Reittoilette fertig sein."

Sie wirft dabei unter ihren Wimpern hervor einen Blick auf ihren Gatten. Aber der hat sie gar nicht gehört. Er geht noch immer gedankenvoll auf und ab.

Die Stiftsdame hat einen heitern Entschluß gefaßt. Sie strahlt wie runzliger Sonnenschein. Sie sitzt am Dejeunertische, und will Alles erheitern. „Mais, dites donc, mes enfants! Ihr laßt ja Alles im Stiche? Wie wollt Ihr alle euere Dorf- und Reitpartien zuwege bringen, wenn Ihr Euch nicht stärket? An diesem prachtvollen Wintertage, wo Ihr hungrig werdet wie die Wölfe. Mademoiselle Therese, thun wir beide wenigstens dem Morgenimbiß Ehre an! Vinaco, mir scheint, Sie schlafen. —"

* * *

Drei Viertelstunden später stehen die drei Reitpferde Rochy, Luz und Plaustro im Schloßhofe. Sie scharren die hartgefrorene Erde und dampfen aus ihren Nüstern, die sie wild und reitlustig heben und senken. Der Chevalier läuft die halbe Schloßtreppe hinauf und schickt den Ersten Besten, um der Gräfin Dina melden zu lassen, daß —

Aber Gräfin Dina hat von ihrem Fenster aus Alles gesehen. Sie erscheint in charmanter Reitrobe auf dem Plateau der Hoftreppe. Sie ist schöner als je. Ihr goldenes Haar ist gelöst und wallt über ihren Rücken hinab. Ihre Robe ist von tiefgrünem Kaschmir, ihr kleiner Cylinder ist mit einem hellgrauen Schleier umwunden. Sie ist rosig, heiter, lachend, unwiderstehlich. Sie schwingt kindisch ihren geflochtenen glänzenden Reitstock. Es ist, als wollte sie Jemanden verliebt machen in sich. Sie schickt den Bedienten, der ihr begegnet, zu ihrem Gatten, und läßt ihn herbitten.

„Wir müssen noch den Grafen fangen, Vinaco!" ruft sie fünf, sechs Stufen, um welche sie höher steht, hinab.

Graf Christian erscheint gleich darauf, auf dem Corridor. Er hat seine Mütze auf und fängt an, die Rehlederhandschuhe anzuziehen.

„Du machst eine Tour, Dina?" ruft er.

„Jawohl, und Du hoffentlich mit uns, Bibi?" ruft sie lustig, schön, ausgelassen und legt ihren Arm um seinen Hals. Sie ist wirklich unwiderstehlich.

„Du mußt mit, Faullenzer, ich habe Dein Pferd satteln lassen. Eine Tour nach dem Wäldchen."

Er küßt flüchtig ihre Hand, die leise zitternd auf seiner Achsel ruht.

„Unmöglich, Dina. Ich habe einen Gang, Du weißt."

„Ja, ins Dorf, aber ob der eine Stunde früher oder später —"

„Ich muß," sagt er ernst und will sie küssen.

Sie trat rasch zurück. Ihr ganzes Wesen ist verändert.

„C'est bien, adieu," sagt sie. Aber sie macht dabei eine graziöse Abschiedsbewegung. Wie der Graf die Treppe hinabsteigt, faßt sie den Reitstock mit beiden Händen, so fest! Aber er biegt sich nur, er bricht nicht.

Digitized by Google

„Eh bien, Gräfin?“ ruft Vinaco neben seinem Pferde.

Diese ruft aber ihrem Gatten nach:

„Bibi!“ Der Graf bleibt stehn. „Entschuldige, daß ich Dich noch einen Augenblick aufhalte, Theurer. Aber wenn Du solche Eile hast, so benutze doch ein Pferd. Vinaco wird Dich begleiten. Ich reite nicht mehr!“

* * *

Die Stiftsdame hat ihre Toilette an diesem Morgen an ihre Hoffenster verlegt. Während Frau Porz ihr die drei letzten Haare ihres Hauptes strählt, hat sie Alles gesehen, was unten vorgeht. Wie sie die Gräfin wieder zurückgehen sieht, weiß sie, daß dieselbe jetzt zu ihr laufen wird. Sie zieht ihren repschnur-artigen Zopf aus den Händen der dicken Kammergreisin.

„Schnell, fort, Porz. Die Gräfin kommt herauf. Laß uns allein!“ ruft sie.

Sie steht auch schon mit ausgebreiteten Armen wie eine Gabel aus Elfenbein da, und empfängt Gräfin Dina wie eine eiserne Jungfrau, die ihr Opfer in sich schließt.

„Mein armes, armes Kind!“ ruft sie mit zitternder Stimme.

„Sie ist's!“ ruft Gräfin Dina außer sich.

Das Gefühl, daß sie an der Brust eines Freundeswesens ruht, löst ihr das Herz und sie bricht in krampfhaftes, unaufhaltsames Schluchzen aus. Die Reitrobe schleppt in langen, anmuthigen Falten am Boden. Die Stiftsdame spricht etwas Französisches und weint mit. Sie hat immer eine Thräne in der Drüse in Vorrath, so wie sie stets einen Reservezahn in der Tasche trägt.

Das ganze altjüngferliche Schlafgemach ist im Augenblicke beinahe unheimlich. Es gibt nichts Schrecklicheres, als einen Menschen aus zurückgewiesener Liebe weinen zu sehen — so recht aus vollem Herzen.

Diese Thränen sind schlimmer als Thränen über einem Grabe, denn keine Zeit und kein Glück kann jemals ihre Spuren aus dem Leben verwischen. Wehe dem, welcher der Liebe, der demüthigen, wehrlosen, heißen, echten Liebe eine Thräne erpreßt!

Endlich vermag das schöne junge Weib wieder zu sprechen. Die Thränen schimmern wie ein Schleier um sie. Sie spricht nur kurze, erstickte Worte, die aus dem Herzen heraus müssen, wenn sie es nicht ersticken sollen.

Sie ist auf die Knie gesunken, und hält die magern Hände der Tante an ihre Wange gedrückt.

„Sie ist es! Ich habe es gewußt, daß er mich nicht mehr liebt! Nur vor den Leuten hat er freundliche Worte für mich gehabt! Ich weiß nicht, wie ich Dir das sagen soll, Tante — Du weißt ja Alles!“

„Ja, Alles —“

„Nun sieh! er liebt mich nicht — aber ich wußte nicht weshalb. Mein Schmerz hat sich in die Eifersucht geflüchtet — aber ich wußte nicht auf *wen* — jeder Mensch war ihm ja lieber als ich! Aber jetzt weiß ich's — Tante, dieses Weib! Er ist zu ihr hinab, ich habe ihn abhalten wollen, er verläßt mich — um ihretwillen!“

„Er ist ein rücksichtsloser Mensch!“ — geifert die Tante, und zieht die Weinende tröstend empor.

„Rücksichtslos,“ spricht Dina, und ihre Thränen zerfließen in flammendem Zorn. „Er ist ein Elender! — Welches Weib hat ein Recht auf ihn außer mir?!“

Die Stiftsdame lächelt, und streichelt die glühende Wange ihrer Nichte.

„Das Weib, welches er mehr liebt als Dich,“ sagt sie leise.

Dina stöhnt auf. Ein Krampf erfaßt sie.

„Rette mich!“ schreit sie wild. „Rette mich vor ihm, von hier weg! Ich will fort, hörst Du, Tante? Wir gehen fort! Er tödtet mich ja! Und ich habe ihm nichts gethan! Mir ist so übel im Herzen, Tante!“

Sie sieht mit flimmernden Augen ins Leere. Sie ist krank. Selbst die Stiftsdame ist wirklich erschreckt. Sie faßt Dina voller Angst:

„Dina, Dina, Kind — Ja, wir wollen fort, sei nur ruhig, sei nur ruhig.“

„O Tante, *wer* ist sie? Was konnte dies Weib ihm schreiben?“

Die Stiftsdame neigt sich ganz ruhig zu ihr hinab.

„Ich habe es gelesen,“ sagt sie. „Mit einem Blicke! das Papier enthielt nur die Worte:

„Ich bin's. Komm augenblicklich.“

„Und der Name?“ —

„Es war kein Name darunter.“

„Wie ich ihn hasse!“ stöhnte Dina. „Wenn er hier wäre, ich könnte ihn ermorden! Rette mich vor meinem Hasse, Tante! Ich —“

„Ruhig, ruhig! Ich gehe jetzt zur Wir-

thin hinab. Ich bringe ihr ein Pflaster. Und sie wird horchen. Bist Du zufrieden? Du mußt dahin kommen, mein Kind, daß er Dir gleichgiltig wird. Er ist dieser Thränen nicht werth! — Ma pauvre enfant! Du mußt stark sein! Soll er wissen, wie Du ihn liebst?"

„Nein!" athmet Dina tief auf, und steht mit einem Male ruhig da. „Nein, nein."

Die Stiftsdame nimmt vor seliger Wichtigkeit zum ersten Male in ihrem Leben die Tabacksdose vor einem andern Wesen, außer der dicken Kammergreisin Porz, aus ihrer Tasche.

Sie klappert mit den Castagnettenfingern, sie ist ganz wirr vor wichtiger Eile, sie schreit um ihren Pelz, sie tröstet Dina, sie schürt das Zornfeuer, sie wird Alles in Ordnung bringen, sie wird keinen Augenblick versäumen, sie fliegt ins Dorf. Ihr pauvre enfant soll unterdessen die Kleider wechseln, und wo möglich — Gräfin Dina steht während dieses Sturmesbrausens regungslos mitten im Zimmer. Sie weint nicht mehr. Sie starrt auf die Erde mit festgeschlossenen Lippen. Es gibt für ein Weib nur eine Hölle — der Gedanke: „Er ist bei ihr!"

VI.

Was die Dienerschaft weiß.

Um die Mittagszeit, wo Graf Christian zurückkommen sollte, bekam Gräfin Dina ein plötzliches Gelüste, spazieren zu gehen.

Das Weib hat die seltsame Eigenschaft, im letzten Moment dem auszuweichen, was sie erwartet. Wenn es stundenlang auf den Geliebten gewartet hat, liebeglühend und haßerfüllt, und er kommt nicht, da tritt zuletzt immer ein ungeschickter, sonderbarer Trotz ein.

Im Moment, wo sie ihn kommen sieht, eilt sie fort — wo immerhin. Sie fährt aus, sie hat Visiten zu machen, sie eilt auf die Promenade. Weshalb? Damit er sich grämen solle, damit er dieselben Qualen durchmache wie sie. Unnützer Versuch! Das liebende, eifersüchtige Weib wird ja nie eifersüchtig wieder geliebt!

Und so machte es Gräfin Dina. Sobald sie um die Mittagszeit ihren Gatten von der Dorfstraße nach Hause kommen sah, von einem hochgelegenen Fenster eines Erkerthurmes aus, wo sie ganz verzagt und fiebernd gelehnt hatte, lief sie in ihre Zimmer hinab, hüllte sich in einen Mantel mit Capuze, ließ ihren Kammerdrachen ebenfalls Toilette machen, schickte nach dem Chevalier, schrie ihm zu, sie wolle eine Promenade aus dem Park hinaus machen, in die Felder, am Wäldchen hin, überall hin, packte den Arm des verblüfften, ehemaligen Lebemannes und riß ihn die Hintertreppe hinab zum Wäldchen hin, während der Kammerdrache still feuerspeiend nachpatschte. Nachpatschte. Denn es war seit Morgen durch die eigensinnig-rothdünstende Sonne Thauwetter eingetreten. Der Schnee sickerte tropfenweise von den Bäumen.

Die hart gefrorene Erde wurde lehmig und schwitzte Schneewasser aus. Darüber warf die Sonne ein schwül-fröstelndes, nüchternes Thaulicht. In den ersten fünf Minuten plauderte Dina von allem Möglichen. Dann ließ sie den Chevalier reden und verstummte für den ganzen Spaziergang. Der Chevalier sprach von dem schlechten Wege für zarte Füßchen, von dem Thauen, von dem Schnupfen, endlich verirrte er sich in eine Jagdhistorie hinein, die eine Viertelstunde währte, ohne daß Dina ein Wort antwortete.

Sie war so in Gedanken, daß sie nur mechanisch das Nachpatschen des Kammerdrachens hörte. Sie war so in Mantel und Capuze verhüllt, daß nur ihre wintergeröthete kleine Nasenspitze sichtbar war.

Der Chevalier glaubte zuletzt, eine galvanisch sich fortbewegende Leiche am Arme zu führen. Er blieb plötzlich stehen und brüllte den Schluß seiner Geschichte direct in die Capuze hinein:

„Und auf diese Weise brachte ich drei Rehe heim, ohne daß ich einen Schuß gethan hatte."

Gräfin Dina fuhr wie aus einem Traume auf.

„Sie — Sie haben — Sie haben Recht," sagte sie hastig, auf ihre eigenen Gedanken antwortend. „Wir müssen umkehren. Aber schnell. Aber so gehen Sie doch schneller. Sie sehen doch, wie naß es ist, Chevalier!"

Der Kammerdrache dachte gifttriefend: Es ist zu spät jetzt! Das — den Koth verzeihe ich Dir nie, Du abscheuliches Weib! Warte nur!

Der Chevalier dachte: Sie zieht mich eine halbe Stunde ins ärgste Winterhauwetter hinaus, ohne ein Wort zu sprechen oder ein Wort zu hören. Zuletzt jagt sie plötzlich zornig nach Hause, indem sie sich geberdet, als wenn ich an ihrem Schmupfen schuld wäre! Sie ist eifersüchtig wie eine Verrückte! — Christian muß sie loswerden. Ich bin so etwas nicht gewohnt bei meiner Kränklichkeit!

Gräfin Dina dachte: Jetzt ist's genug. Er wird an meinem Weggehen gesehen haben, wie wüthend ich bin, wie er sich gegen mich vergangen hat. Er wird traurig sein, verzagt, er wird schon warten auf mich! Der Arme. Ich werde freundlich sein. Der Arme!

Keiner von Allen sprach auf dem Wege ein Wort. Der Schnee thaute, der Weg klatschte, der Winterwind biß, die Sonne dunstete, und das Schloß lag vor ihnen so stumm und trotzig wie sie selber.

Als Gräfin Dina mit dem Chevalier durch den Corridor des ersten Stockes ging, begegneten sie einem Bedienten.

„Der Graf schon zu Hause?" fragte Dina.

„Ja, er war zu Hause, aber —"

„Nun, und er ist wieder fort?" fragt Dina, plötzlich stehen bleibend. Und der Chevalier fühlte einen krampfhaften Ruck an seinem Arme.

„Ich weiß nicht, halten zu Gnaden, Frau Gräfin —"

Die Gräfin läßt den Arm des Chevaliers los und eilt voraus. Wie von einem Sturmwinde gejagt. In ihre Zimmer. Dort sieht sie wie im Traum das Stubenmädchen Rosa, und hört wie im Traum, daß sie sagt:

„Der Herr Graf war zu Hause, und er hat die Frau Gräfin überall gesucht, und war sehr ärgerlich, daß sie nicht zu Hause war — und wollte warten; aber die Frau Gräfin kam gar nicht, und der Herr Graf mußte wieder fort, und läßt der Frau Gräfin vermelden, daß er dringend wieder fort müßte; er wollte der Frau Gräfin erklären warum, aber die Frau Gräfin war nicht zu Hause. Und so ließ er nur zurück, daß er heute noch nach Hause käme."

Dina stand da wie eine erfrorene Nonne in ihrem Capuzenmantel.

„Comtesse Myrtha schon zurück?" fragte sie endlich sicher.

„Nein. Die Gräfin ist, glaube ich, ins Dorf hinab."

„Es ist gut. Sie können gehen."

„Soll ich vielleicht der Frau Gräfin helfen, sich auszu . . ."

„Sie können gehen, sage ich. Ich werde klingeln."

* * *

Als die Gräfin klingelt, findet Mamsell Rosa dieselbe an ihrem Schreibtische. Sie hat vier Briefe tintennaß vor sich liegen, und drei zerrissen auf dem Fußboden neben sich. Sie schreibt eben einen fünften. Die Frau Gräfin ist sehr freundlich. Sie fährt fort zu schreiben, aber sie wendet sich im Schreiben oft zu Rosa.

„Der Herr Graf ist noch nicht zu Hause?" fragte sie.

„Nein."

„Und — ich habe vergessen, früher darnach zu fragen — wo ist er wieder hingegangen?"

„Ich weiß es nicht, Frau Gräfin — aber Jean —"

„Gut. Fragen Sie Jean. Und wenn er es nicht weiß, so soll Jean ins Dorf gehen, und im Wirthshause nachfragen. Es ist schon vier Uhr. Und ich möchte heute noch gern eine Ausfahrt machen. Da haben Sie — geben Sie das dem Jean, dieses Geldstück. Haben Sie keine Idee, ob —"

„Ob der Herr Graf vielleicht in dem Walde ist?" sagte Mamsell Rosa hastig. „Nein, der Herr Graf ist nicht im Walde. So gern er auch Nachmittags schießt. Er ist heute, glaube ich, sicher im Dorfe. Vorhin ist der Wirthssohn am Schlosse vorüber, auf den Roßmarkt nach Sennerode hinüber, und der hat gesagt, der Herr Graf habe Speisen und Wein gekauft, und speise mit der kranken Frau, die gar nicht mehr krank sei."

„So, dann braucht ja Jean nicht mehr zu gehen — oder doch. Er soll dem Grafen sagen, daß ich ihn erwarte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit für die Nachricht. Und wenn Sie wieder mit dem Wirthssohn —"

„O! Ich spreche alle Tage mit ihm!" ruft Mamsell Rosa, und hascht nach dem Gelde, „und wenn —"

„Und was?" fragt Gräfin Dina, sich plötzlich besinnend.

Mamsell Rosa wird verlegen.

„Ich — ich dachte nur, wenn — Ich dachte, die Frau Gräfin wünsche über die Fremde —“

„Neuigkeiten. Natürlich. Man stirbt hier vor Langeweile —“

* * *

Mamsell Rosa sucht Jean in seinem Zimmer auf, giebt ihm die Hälfte des für ihn bestimmten Geldes, und sagt wichtig:

„Jean, gehen Sie also ins Dorf, und melden Sie dem Herrn Grafen den Auftrag der gnädigen Frau. Und ich bitte Sie, bringen Sie nur recht viel über die fremde Person mit. Je ärger, desto besser! Jetzt giebt's Geld! Sie verstehen?“

Jean nickt. Und küßt bedächtig das hübsche braunhaarige Stubenmädchen.

„Hätten wir nur schon einen Wirthshauspacht beisammen —“ sagt er.

Rosa lacht auf.

„Jetzt ist Alles möglich!“ ruft sie. „Wir müssen's nur benutzen! Die Untreue, die Eifersucht und das Winterlandleben, Jean, sind die besten Speculationen. Ich weiß das noch von meiner seligen Mutter her. Sie war bis zu ihrem Tode Stubenmädchen. Und immer nur in unglücklichen Familien.“

* * *

Es wird halb fünf, es wird sechs Uhr. Gräfin Dina hat ihren Kammerdrachen bis zum Wahnsinn gebracht. Bald hat sie Kopfweh, bald will sie ausfahren, bald will sie lesen. Sie sehnt sich schrecklich nach ihrer Tante. Aber die Tante ist noch nicht daheim.

Es ist ein Augenblick, wo Dina an einen Stuhl gelehnt steht — mitten in ihrem Schlafzimmer — allein — und wo sie denkt:

„Jetzt werde ich sterben.“

Es giebt im Leben des Weibes solche Augenblicke der höchsten verschmachtenden Liebe. Es sind das Augenblicke, wo die Welt zu versinken scheint um das arme Weib, welches haltlos nach den rauschenden Blättern eines Rosenbusches greift. Jeder Blutstropfen in Dina war wie angekältet. Gesund, jung, schön stand sie da, aber es war ihr einen Augenblick hindurch, als sei ihr ganzes Innere Asche.

„Jetzt ist das Schreckliche da!“ sagten ihre Gedanken. „O Gott, er hat mich nie geliebt, aber er war wenigstens *mein*! Ich hatte *gefürchtet*, aber nie *geglaubt*, daß diese Untreue des Herzens eine Gestalt annehmen werde, und jetzt ist sie da! In Vevay, im zweiten Sommer unserer Hochzeitsreise, brachte er mir das Kind Maza, und erzählte mir, daß er einer Verwandten helfen müsse. Er erzählte mir eine rührende Geschichte, und sagte, wir müssen sagen, das sei unser Kind, wenn wir nach Hause kommen. Ich that das, und ich glaubte *Alles*. Er blickte so ehrlich, und ich war so glücklich —! Aber ein Wurm blieb in meinem Herzen zurück. Ich kann keinen Namen finden für dieses Gefühl von Mißtrauen, welches seitdem in mir lebte. Ich fühlte, es war *sein* Kind! Und ich — o mein Gott! Wen oder was liebte er? Ich wurde eifersüchtig auf den Baum im Wege, auf den Vogel in der Luft, auf die Blume, die er pflückte, auf den Bettelknaben, dem er ein Almosen gab. Er fing an, mich lästig zu finden, mich zu hassen, aber ich *konnte* nicht anders! Ich liebte ihn so entsetzlich! Mein Gott, was ist denn das, die Liebe? Wenn man nur davon genesen könnte! Was werde ich thun? Ich stehe jetzt so arm da — *so* arm! Denn *sie* ist da. Ich weiß ja, er kann nicht anders. Er muß zu ihr hinab. Ein solches Wesen macht Lärm. Aber ich — ich möchte fort. Ich *kann* ihn jetzt nicht mehr lieb haben. Es ist schon fünf Uhr, und er ist noch nicht da! Er hat ihr die Mahlzeit kommen lassen. O, er wird mir wieder einen Roman erzählen — ich weiß das. Aber ich will ihn nicht hören. Er ist ein Elender! Er kommt noch nicht — Und die Tante — mein Gott, wo bleibt sie nur? *Was geschieht jetzt*? O Gott, o Gott! Ich möchte so gern ihn nicht mehr lieb haben können — — —“

* * *

Eine Viertelstunde darauf trat Gräfin Dina in das erste Zimmer der Appartements ihres Gatten.

Der Kammerdiener saß dort in seinem Fauteuil und war über einen Roman eingeschlafen. Gräfin Dina ging auf ihn zu und weckte ihn mit einer Berührung. Der fette Kammerdiener stellte sich stolz vor ihr

auf und machte seine pflichtgemäße Verbeugung.

„Frau Gräfin —"

„Mein Mann ist noch nicht da?"

„Nein."

„Es ist gut. Ich brauche nothwendig ein Telegramm. Ist der Schreibtisch offen?"

„Der Schlüssel liegt in der chinesischen Vase," sagt der Dicke.

„Es ist gut."

Gräfin Dina verschwand in der Zimmerenfilade; der Fette lächelte zufrieden:

„Gott sei Dank! Ein Junggesellenleben ist viel pikanter," sagte er sich mit näselnder Stimme.

Gräfin Dina wühlte in dem Schreibtische. Nicht in den Schriften, sondern in den Fächern. Sie suchte verborgene Knöpfe, Bezirpulte, und endlich fand sie Frauenbriefe, Frauenbriefe, welche ihren Gatten dutzten. Viele, und alle von einer Hand. Sie hatte den Gipfel des Fiebers erreicht, und sie wollte Alles wagen. Beim Hinausgehen sagte sie zu dem dicken Kammerdiener:

„Da! Sagen Sie meinem Gatten nichts davon, daß ich gesucht habe, das Telegramm muß bei mir sein."

Sie wußte, daß der Kammerdiener trotz des Goldstückes plaudern werde. Sie wußte, daß sie sich vor ihm bloßgegeben hatte, sie wußte, daß sie an ihrem Gatten eine Indiscretion begangen hatte. Aber sie war im Wahnsinn gewesen. Es war dunkel geworden, und er war noch nicht gekommen. Und sie hatte die Briefe —!

Die Briefe. Was mochten sie ihr nützen? Jede Zeile derselben hätte ihr das Herz zerrissen! Sie warf sie ungelesen in die Ecke.

In demselben Augenblicke kam ein grauenvoller Windstoß zur Thür ihres Schlafzimmers herein. Der Windstoß hatte ein Glasauge, einen Zahn, einen grünen Schleier und schrie:

„Mein armes Kind! Ich weiß jetzt Alles!"

Die Stiftsdame legte ihren Pelz gar nicht ab. Sie blieb wie eine Statue des Winters stehen und hüllte die arme zitternde Dina in ihre Zotten, wie ein liebenswürdiger Bär.

„Ich weiß jetzt Alles. Sie heißt Rea mit ihrem Taufnamen."

„Rea! O ja, der Name steht auf dem Briefbande," murmelte Dina.

„Ja, die Wirthin ist im Nebenzimmer gewesen. Sie hat mir Alles gesagt. Sie hat nichts verstanden. Nur einzelne Worte ohne Sinn. Denn er und sie flüsterten. Nur manchmal schrie sie zornig auf. Aber sie heißt Rea und sie dutzen einander."

„Sie dutzen einander!" machte Dina hauchend. „Was thut das! Was aber soll ich machen? Tante, was soll ich thun?"

„Thue, was Du willst. Betrogen bist Du. Aber wähle eines von Beiden. Entweder Du verzeihst, oder Du —"

„Tante —!"

„Oder Du trennst Dich. Aber Du liebst ihn zu sehr!"

Gräfin Dina schaut thränenlos auf.

„Ich ihn lieben?" sagte sie fast lächelnd, mit einem grauenhaft kalten Lächeln. Dann sagt sie nichts mehr.

Gräfin Myrtha wandte sich weinend in eine Ecke und hob dabei ein Briefpacket mit dem Briefbandnamen Rea auf und schob es hastig in ihre Tasche.

* * *

Die beiden Frauen sprachen noch viel und lange mit einander. Der Abendschnee fing an, die dunkel werdende Luft zu lichten über der eintönigen, verlassenen Gegend, um das eintönige, verlassene Leben herum.

Endlich erinnerte sich die Stiftsdame, daß sie in ihren Pelzen schon schwitze.

„Mais il faut que je quitte ces fourrures!" sagte sie, „aber wir haben noch viel zu besprechen. Du gehst mit mir, Kind, auf meine Zimmer, ich darf Dich nicht allein lassen. Du würdest wieder weinen —"

Gräfin Dina trägt ein reizendes, lederfarbenes Winterkleid, und ihre Haare fallen goldig glänzend darauf herab, und ihre Wangen sind roth von innerer Gluth. So steht sie mitten im Zimmer, die Hände in einander gelegt, das Auge in die dunkele, schneewirbelnde Ferne gerichtet. Sie ist ruhig — sehr ruhig. Und ihre Stimme ist fest, wie sie sagte:

„Weinen! Um ihn?!"

Sie ist von diesem Augenblicke an wirklich ein Grabmal ihrer eigenen Liebe. Und

sie begleitete ihre Tante ruhig nach ihren Zimmern. Die Tante ist vom Klatschen und von der Pelz- und Kaminhitze so außer sich, daß sie sich in ihre Nichte keuchend einhängen muß.

* * *

Als sie den Corridor an der Stiege vorbei durchschreiten, kommt Graf Christian nach Hause, die Treppe herauf.

„Guten Abend!" ruft er den Damen zu.

In dem Tone dieser Stimme, in den dunkeln Umrissen dieser Gestalt lag etwas, was die ruhige, todte Liebe in Dina aufwirbelte, wie ein Sturm glimmende Asche. Eine namenlose Wuth kam über das zarte Wesen. Sie blieb jäh stehen, und machte sich von ihrer Tante los. Ihr Blick flammte durch die Dämmerung.

Der Klang dieser Stimme und der Anblick dieser Gestalt machte sie toll. Sie hätte in diesem Augenblicke ihren gehaßten, verachteten Gatten zertreten können wie einen Hund. Sie sagte nichts. Aber wie er ihr nahe kam, zerriß sie das heilige Armband ihrer Hochzeitsreise, und die Perlen flogen ihm ins Gesicht. Dann lag sie sinnlos in den Armen ihrer Tante.

„Was ist das wieder!" rief Graf Christian zornig erschreckt.

„Nichts!" zischte die Tante abwehrend. „Nichts, als daß Dina ihren Migraineanfall hat. Entfernen Sie sich. Sie braucht nur Ruhe. Gute Nacht für heute. Klingeln Sie nach Susi und Rosa — schnell! Ihre Gegenwart verschlimmert das Uebel. O, die schreckliche Migraine, Ihr Männer versteht das nicht! Aber so gehen Sie doch!"

VII.

Das Ende eines öffentlichen Glückes.

Am anderen Morgen kam der Graf, als er ins Frühstückszimmer gehen wollte, wie gewöhnlich an den Appartements seiner Frau vorüber. Diesmal blieb er stehen, und trat ein. Im Vorzimmer kräuselte Rosa Volants.

„Ist meine Frau schon zu sprechen?" sagte der Graf.

„O, ich glaube, Herr Graf!" sagte Rosa. „Ich war zwar noch nicht drin, aber ich glaube, die Frau Gräfin hat schon ganz Toilette gemacht."

„Fragen Sie doch!"

„Zu dienen —"

Mit Rosa zugleich kam der dürre Kammerdrache aus den Zimmern. Der Drache schaut den Grafen insolent an.

„Frau Gräfin läßt bitten."

Als Graf Christian zu seiner Frau eilte, ging ihm der Drache wieder auf den Fersen nach.

Dina saß im vollen Anzuge am Piano. Sie spielte nicht. Sie legte nur Noten auf. Sie dankt dem Grafen auf seinen Gruß. Sie war in ihrem ganzen Wesen seltsam verändert. Sie war gar nicht mehr schön. Sie hatte so scharfe Züge, wie nur die Lebendig-Todten sie haben. Er sagte mit seiner gewöhnlichen fröhlichen, aber diesmal gezwungen fröhlichen Stimme seinen „Guten Morgen."

„Ich bin gekommen, Dich zum Frühstück abzuholen, Dina, weil wir uns gestern fast gar nicht gesehen haben, weil Du Migraine hattest, weil ich wissen möchte, wie es Dir geht, und weil ich Dir sagen möchte, wo ich gewesen bin, und was ich gemacht habe."

„O, strenge Dich nicht an, Bibi," sagt sie mit einem Accord, aber freundlich. „Ich bin wieder ganz wohl. Und wo Du gewesen bist, das — ich ersuche Dich! — sage mir nicht." Und sie fängt auf dem Piano zu cadenziren an.

„Aber ich muß es sagen!" fährt er unwillig los.

„Ich glaube, ich habe Dich ersucht?"

„Aber zum Teufel, zu wem soll ich denn über wichtige Sachen reden, als zu meiner Frau. Das ist Deine alte Grimasse! Schon in unseren ersten Flitterwochen durfte ich Dir von Niemandem erzählen: von keinem Freunde, von keiner Geliebten, und ich wollte mir Dir gegenüber ganz das Herz ausschütten."

„Ich glaube, Christian, das hast Du überreichlich gethan. Und ich glaube, Dir bemerkt zu haben, daß mir das schrecklich ist. Ich habe Dich sehr lieb gehabt, aber wie ein Ideal, wie wir Pensionsmädchen uns manchmal eins formen, weißt Du. Und jede Freundin, von der Du mir erzählen wolltest, und jeder Saufkamerad — es ist ein schreckliches Wort, aber ich habe es von Dir gelernt! — zerstörte mir eine Illusion. Was willst Du mir erzählen? Von einer Freundin, von einer Schwe-

ſter, von einem Sauskameraden? Wie Du willſt, aber bitte, thu es nicht! Ich ſage das nicht mehr aus Illuſionsliebe, ſondern weil ich — nun ja, weil ich mich überhaupt für Deine Angelegenheiten nicht mehr intereſſire."

Der Graf wurde faſt roth vor Freude.

„Nicht mehr intereſſiren!" rief er. „Du —"

„Nun ja. Ich liebe Sie nicht mehr. Ich bin nicht mehr krank und nicht mehr kindiſch, mein Herr."

Dina lächelt jetzt nicht. Sie iſt wahr.

Jetzt tritt Chriſtian einen Schritt zurück und ſieht ſie feſt an. Mit einem ſeltſamen Blick. Er murmelt etwas — es klingt beinah wie: „Gott ſei Dank!" Aber er wendet ſich doch erregt um und tritt ans Fenſter. Er faßt den Fenſtergriff und ſieht in den reifſtarren dunkeln Vormittag hinaus.

Dina ſpielt nicht Piano. Sie ſitzt eine Weile ruhig ſinnend da. Sie ſagt ſich, was ſie ſich geſtern Abend erſtaunt geſagt hat:

„Und dieſen Menſchen konnte ich lieben?"

Er iſt beinah froh. Er dachte:

„Endlich wird das eine Ehe wie andere Ehen! Meine Frau wird meine Freundin, aber nicht mehr eine Tyrannin ſein! Ich werde jetzt glücklich ſein können —"

Er war ſelig, als er in die Wintergegend hinausſchaute. Selig, und ſo frei, als wäre er allein auf der ganzen Welt.

Und ſie war ruhig. Sie hatte eine erwachte liebesleere Zeit verlebt ſeit geſtern. Ihre „angeleſene" Mädchenſchwärmerei war dahin — für immer. Sie hatte einen Frieden in ſich, wie ſie ihn nie gefühlt. Es war faſt, als ob ſie ihn verachte. Bei jeder zurückgewieſenen Liebe kommt eine Zeit der bitteren Verachtung, ehe ſie ſich in Gleichgültigkeit verwandelt.

Er trat zu ihr. Ganz glücklich.

„Du biſt alſo jetzt endlich meine geſcheidte, liebe Dina," ſagte er. „Gott ſei Dank. Schau, ſolche Liebe, wie Du ſie Dir dachteſt in der Ehe, quält. Ich habe noch nie ſo etwas Gezwungenes geſehen wie unſer Leben. Und ich habe dieſen guten, glücklichen Augenblick nie ſo nöthig gehabt, wie eben jetzt. Ich mußte Dir das Entſetzliche erzählen, was in mein Leben getreten iſt. Ich —"

„O, natürlich," ſagt ſie, wirklich angeekelt. „Gieb mir jetzt Deinen Arm, Chriſtian, das Dejeuner wird ſonſt zum Diner."

„Na, dann erzähle ich Dir Alles morgen," ruft er fröhlich auflachend, und nimmt ihren Kopf zwiſchen ſeine Hände, wie den eines guten Kameraden.

Auch ſie iſt ſo zufrieden wie ſeit ihrer Verheirathung nicht. Sie fühlt erſt jetzt, daß ſie eine Gattin comme il faut iſt. Aber es ekelt ihr vor ihm. Sie malt ſich in Gedanken Herrn von Vinaco aus. Sie hat ſchon den Inſtinct der Untreue. Sie athmet ſo leicht, jetzt!

* * *

Am Nachmittage erzählt Roſa der Frau Gräfin, ſie könne von Jean etwas erfahren — etwas von der fremden Perſon. Aber man müſſe —

Dina hat ſchon jeden Halt verloren mit ihrer Liebe, ſeit ihr ihr Gatte gleichgültig iſt. Sie iſt wie in ſich ſelbſt verſchloſſen. Sie entläßt Roſa mit einer ſouveränen Bewegung. Roſa eilt zu der Kammergreiſin der Tante Myrtha. Tante Myrtha hat immer Geld für Jeden, der etwas Neues weiß. Jean bekommt Geld, und Roſa bekommt Geld, und Tante Myrtha erfährt die neueſte Neuigkeit, daß Graf Chriſtian für die Fremde vierzehn Tage beim „Goldenen Ochſen" mit jeder Bequemlichkeit in Gold vorausbezahlt hat. Jean hat die Neuigkeit vom Hausknecht des Wirthshauſes. Denn die Wirthin iſt ſtumm wie ein Grab, ſeit ſie Gold geſehen hat. Sie iſt gleichſam zum Fußteppich der Fremden herabgeſunken.

Der Kammerdrache und die Kammergreiſin ſchließen ewige Freundſchaft, denn natürlich wird Gräfin Dina bei ihrer Tante wohnen als geſchiedene Frau; die Köchin meint, der Kutſcher werde ſich an dieſem Unglücke „ein Beiſpiel" nehmen.

Herr von Vinaco wird von Jean über Alles unterrichtet. Er läßt ſeinen Waterproof-Koffer auffriſchen, denn er weiß, daß er mit Chriſtian jetzt wieder reiſen wird.

Und er reiſt gern! Er geht zur Gräfin und erzählt ihr Schandgeſchichten aus dem Garçonleben ihres Mannes, da ſie ſich jetzt doch nichts daraus macht.

VIII.

Scheidungsgründe.

Graf Christian ging am nächsten Tage vor dem Frühstück nicht, wie es seine Gewohnheit war, in die bereiste Gegend hinein. Er saß lange still im Schlafrocke an seinem Schreibtische. Er schrieb. Er dachte, er lächelte manchmal froh vor sich hin, er fühlte sich frei!

Und manchmal dachte er wieder an die blonden Locken, die so schüchtern zitterten wie goldene Federchen im Morgenwinde.

Er zog sich dann plötzlich rasch an, und ging ins Frühstückszimmer hinab. Dort war nur Vinaco. Die Gouvernante war seit gestern von Tante Myrtha für einige Tage auf das Nachbarschloß gesendet worden, wo eine Kinderbrut war. Niemand hatte diesen Verlust bemerkt.

Graf Christian ging augenblicklich nach den Appartements seiner Frau.

Wie er in das Vorzimmer trat, kam ein eigenthümliches fremdes Gefühl über ihn. Machte es das Schneegewirbel draußen? Es war einer jener Wintervormittage, wo es immer sechs Uhr früh bleibt. Das Stubenmädchen Rosa kramte im ersten Zimmer in den Kästen herum und sortirte Spitzen und Seidenstoffe, wie zum Einpacken. Sie grüßte den Grafen mit jener diener-höflichen Frechheit, welche sagt: Du gehst mich ja nichts mehr an?

„Hat Gräfin Dina schon Morgentoilette gemacht?"

„Ich — ich glaube nicht, Herr Graf!"

„Ah, da ist ja . . . ! Guten Tag, guten Tag, Frau Susi, hat Gräfin Dina . . ."

Der Kammerdrache reckt sich mit seiner blühweißen Schürze und seiner blühweißen Haube dem Grafen mager gegenüber.

„Die Frau Gräfin hat noch keine Morgentoilette gemacht, weil sie unwohl ist. Sie wird den Vormittag im Bett verbringen."

„O!" Und der Graf macht einen Schritt gegen die Thür des nächsten Zimmers.

Und abermals reckt sich ihm der Kammerdrache entgegen.

„Die Frau Gräfin hat mir den Auftrag gegeben, ihre Thür verschlossen zu halten, sie hat eine so fürchterliche Migraine, daß sie kaum sprechen kann; Gräfin Myrtha ist bei ihr, und legt ihr Citronenscheibchen auf."

Graf Christian zuckt die Achseln und tritt an das Fenster. Er ist so zornig, daß er roth ist. Er fährt manchmal mit der Hand durch sein glänzendes, weiches blondes Haar und zupft am Barte. Seine Stiefeletten knarren, selbst wenn er stehen bleibt. Eine kalte Wuth tobt in ihm. Und er war schon so glücklich gewesen? . . . Er hatte gedacht, er könne nun ein normales Leben beginnen, wie jeder andere lustige Ehemann. Und jetzt sah er, daß die Liebe seiner Frau sich in Abneigung verwandelt habe. Eine unübersehbare Reihe von Widerwärtigkeiten eröffnete sich ihm da. Anstatt einer vernünftigen Frau hatte er jetzt eine Gegnerin. Er hatte nicht bedacht, daß gewisse Frauen immer lästig sein müssen: wenn sie lieben und wenn sie hassen.

Es war ein Augenblick, wo Graf Christian dieses ganze Schloß, sammt seinen Einwohnern, mit ruhigem Blute hätte von der Erde verschwinden sehen.

Es giebt auf Erden nichts, was so wüthend machen kann, wie ein Weib, das man nicht mehr liebt. Aber nur einen Augenblick währte diese Wuth. Seit gestern war mit der fremden blassen Frau eine schöne Vergangenheit in sein Leben getreten, die jetzt seine ganze Seele erfüllte und vorwärts trieb. Er wandte sich rasch zum Gehen, aber er konnte keinen Schritt machen. Er hätte Gräfin Myrtha zertreten müssen, die hinter ihm stand. Sie lachte und war wie selig. Sie war schalkhaft und neckend hinter den Grafen geschlichen, und hatte ihm eben die Augen verhalten wollen mit ihren feenhaften Klauen.

Sie war in weißen Morgenkaschmir gekleidet und trug noch ihre Schlafhaube. Sie sah aus wie der Genius des Winters. Sie war ausgelassen vor Schalkhaftigkeit.

„O! mißlungen, mißlungen!" krächzte sie, kindisch in die Hände klatschend. „Ich wollte Dich rathen lassen, Christian, wer hinter Dir steht!"

Graf Christian war ganz verblüfft vor Staunen.

„Ja — und Dina?" fragte er.

„Ist schon besser. Natürlich. Wär' ich sonst so fröhlich? Sie schlummert jetzt. Aber sie hat mir einen Auftrag an Dich gegeben. Komm, komm, komm mit mir auf meine Zimmer, Du alter Junge, ich habe mit Dir zu reden!"

Graf Christian athmete erleichtert auf.

Er sah, daß seine Frau keine Grimassen machte, und wurde wieder ehrlich.

„Schon gut, Tante. Aber ich muß ins Dorf."

„Zu der fremden Dame?" drohte Gräfin Myrtha scherzend. „Aber das hat wohl noch eine halbe Stunde Zeit? Du mußt mit mir kommen. Es ist etwas Wichtiges! Ja, ja, rathe nur! Weißt es ja doch schon, Schelm!"

Graf Christian war wirklich erfreut über die schalkhafte Freude der Tante Myrtha.

„Nun, Gott sei Dank, daß meine Frau wieder vernünftig ist," dachte er, „hoffentlich wird ihr das Verliebtsein nicht wiederkommen." Und er reicht der Stiftsdame galant den Arm und führt sie in ihre Zimmer.

Dort angekommen, rückt die alte Jungfer einen Fauteuil vor, und nahm selber auf ihrer Causeuse Platz.

„So, da setze Dich her, Christian, und nun höre. Gräfin Dina hat mir aufgetragen, mit Dir über die Scheidung zu verhandeln."

Graf Christian schaute seine lustige Tante einen Augenblick hindurch wirklich verblüfft an. Daß sich die Freiheit, auf die er jetzt hoffte, bis zur Scheidung ausdehnen werde, das kam ihm wirklich unerwartet. Der Gedanke war ihm noch nie gekommen. Er wurde ganz roth, athmete schwer, und erhob sich jäh.

„Scheidung?" rief er stark. „Und warum?"

Die Stiftsdame wiegte ihr Köpfchen sammt der weißen Faltenhaube neckisch hin und her, und lächelte. „Aber einfach, weil ihr einander nicht mehr liebt, Kinder!" rief sie. „Das Ganze ist ja doch schon so lange zu erwarten gewesen. Dina hat Dir ja nur das Leben verbittert, denn sie bildete sich ein, sie liebe Dich, Christian, und Du hast Dich auf diesem Glücksopferaltar gewunden wie ein Märtyrer. Es war herzzerreißend anzuschauen, das tägliche Bürgerdrama. Endlich ist Dina zur Vernunft gekommen, und da ist es doch besser, wenn die Sache für beide Theile coulant auseinandergeht? Ueberlaßt das nur mir, Kinder. Ich habe schon acht Scheidungen zu Ende geführt im Leben! Dina hat mir Vollmacht gegeben. Also vor Allem, wann hast Du Zeit, die Sache zu arrangiren? Kannst Du nicht vielleicht erst Nachmittag zu der Person hinabgehen, und mir ein Stündchen schenken? Nun?"

Sie tätschelt den Grafen auf die Hand; der sitzt noch immer wie versteinert da.

„Uns scheiden!" ruft er, wie er das Stimmgerassel der Tante nicht mehr hört: „Uns scheiden! Aber es ist ja unmöglich! Das kann Dina nicht wollen?"

Er ist ganz aufgeregt, und geht rasch und heftig im Zimmer auf und ab, ein, zweimal.

„Scheiden läßt man sich nur, wenn man einander haßt!"

Die Stiftsdame fängt geschickt die Hand; des Grafen, wie er an ihr vorübereilt und zieht ihn zu sich, und legt ihren Zeigefinger auf seine Nase. „Christian, ehrlich und vernünftig, liebst Du denn Dina?" — Sie lacht.

Graf Christian wird ein wenig verlegen, und macht sich von ihr los. „Zum Teufel!" macht er barsch, und ist in seiner Verlegenheit hübscher und jünger als je. „Lieben! Ich hab' sie am Ende so gern, wie jeder normale Mann seine Frau gern hat! Daß sie so eifersüchtig war und mich zwang, ihr fortwährende Liebeserklärungen zu machen, wenn ich keine bösen Gesichter sehen wollte, das hat sie mir manchmal verleidet. Aber da sie ihre Schwärmerei abgelegt hat, jetzt, könnten wir ganz gut wieder zusammensein. Scheiden! Sie kann mich doch nicht auf einmal hassen?"

Die Stiftsdame kreuzt faul die Arme und legt sich bequem in die eine Ecke der Causeuse und blinzelt den Grafen an. „Und warum nicht?" sagt sie kalt und scharf.

„Dina mich hassen? Aber um Gotteswillen, weshalb?" ruft er voll Zorn.

„Und weißt Du den Grund nicht? Ganz einfach, weil sie sich so lange eingebildet hat, Dich zu lieben!"

Der Graf wurde plötzlich seltsam ruhig. Es kam eine Trauer über ihn, eine Trauer darüber, daß Dina ihn nie geliebt haben sollte. Eine Liebe, die lästig geworden ist, will man doch als eine Erinnerung behalten. Der Gedanke, daß Dina ihn nicht mehr liebe, hatte ihn erleichtert und hatte ihm Freude gemacht. Der Gedanke, daß sie ihn nie geliebt habe, machte ihm die ganzen zuletzt vergangenen Jahre leer und arm.

Er stand einen Augenblick an die Lehne seines Fauteuils gelehnt, die klaren, hellen,

jungen Augen schauten schimmerlos auf den Teppich nieder, wo sie einer grotesken Arabeske folgten, und sein Gesicht röthete sich langsam bis zur Gluth. Die Stiftsdame schaute ihn dabei, die Arme verschränkt, die Knochenfüße übereinander schaukelnd, den Kopf wie eine welke entblätterte Sommerblume zur Seite geneigt, mit scharfblinzelnden Augen und süßsaltigem Munde an. Es war einen Augenblick stille im Zimmer.

Endlich sagte Graf Christian stark: „Dina hat mich nicht sehen wollen, Tante. Gesteh, daß ihr Unwohlsein nur Ausflucht ist. Haßt sie mich sehr?"

„Hassen? O! o! Aber ich glaube, ihre Liebesselbsttäuschung hat sich, wie dies stets der Fall ist, in einem gegebenen Augenblick in Abneigung verwandelt. Wir Frauen sind so, Christian. Wir rächen uns bitter an unsern eigenen Selbsttäuschungen. Es ist das eine Art Schamgefühl. Wir schmücken Euch mit unserer Sehnsucht, und wenn Ihr, gleich scheugewordenen Opferthieren, Euren Putz abstreift, dann hassen wir uns in Euch. So ist es, Theuerer! Und ich dachte, es müßte Dir angenehm sein? Du bist frei. Ihr habt ja jetzt auch so viel zu thun?"

„Du meinst wegen der Fremden im Dorfe unten, Tante," sagte Christian mit kaltem Zorne. „Ja, ich weiß, das war der Punkt, wo die übertriebene Schwärmerei Dina's Schiffbruch litt. Ich wollte ihr die Sache ja erklären."

Die Stiftsdame pfiff gutmüthig lachend auf. „Aber Christian — seien wir ehrlich. Erklären! Kann man nicht Alles erklären? Selbst adoptirte Kinder von Jugendfreunden? Und Alles ist dann abgethan, nicht wahr? Aber es bleibt immer ein schlimmer Bodensatz des Unglaubens zurück, und thut dann kein gut mehr. Du hast, so viel ich mich erinnere, keine Schwester, und auch keine Dir nahestehende Verwandte. Welche abenteurende, mit einem Kinde herumziehende Frau hätte also ein Recht darauf, Dich zu sich beschieden zu lassen? Du wirst vielleicht sagen, es sei eine Bekanntschaft von früher, eine Jugendfreundin. Nun gut. Aber solche Bygones, wie der Engländer sagt, mag eben unsere Liebe nicht vertragen. Gesteh mir, die Fremde, mit der Du Dich dutzst, ist so ein vergangener Frohsinn?"

Graf Christian war jetzt wirklich zornig, und er schüttelte alle Traurigkeit von sich, wie ein durchnäßter Löwe das Wasser aus seiner Mähne sprüht. „Nun denn, au diable, ja! Werden wir für die Ehe im Kloster erzogen, wie die Frau? Und wenn mich die Zärtlichkeit Dina's manchmal zur Verzweiflung brachte, so war es, weil ich eine Ehe erwartet hatte, wie sie Andern zu Theil wird. Ein Graf und eine Gräfin, die mit der Welt und in der Welt ihre Rolle spielen, sollen einander in der Ehe unterstützen. Und als ich gestern Dina endlich einmal nüchtern und traitable sah, da ging mir das Herz auf, wie vor einem guten Kameraden. Ich wollte ihr die Sorge sagen, die aus meiner Vergangenheit plötzlich in mein Leben getreten ist. Aber da sah ich plötzlich, daß aus der Liebesphantasie nicht Gleichgültigkeit, sondern Haß geworden ist. Und das hat mich einen Augenblick so confus gemacht. Sei's drum! Es wird nicht die erste Ehe sein, die so auseinanderfällt wie ein welkblättriger Rosenkelch. Aber was in allem Himmel konnte sie plötzlich so exasperiren, daß sie mich gar nicht mehr sehen will? Verzeih' mir's Gott! wenn wir hier nicht wie in einem Grabe lebten, ich würde glauben, sie hat sich in Jemanden anders vergafft!" Er erwartete, die Stiftsdame werde lachen. Aber dieselbe schaute ihn nur scharf an.

„Und wer sagt Dir, daß das nicht der Fall ist?" fragte sie leise.

Graf Christian war einen Augenblick hindurch wirklich gedankenlos. Dann lachte er auf.

„Dina, verliebt in einen Andern? Der Gedanke ist zu köstlich, ha, ha! In Vinaco vielleicht! Dann bin ich ruhig. Nun in wen denn, Tante? ha, ha!"

Die Stiftsdame setzte sich ernst auf und sagte: „Das weiß ich nicht, Christian."

„Ja, aber woher weißt Du denn, daß sie verliebt — ha, ha! verliebt sein soll?"

„Ganz einfach, weil eine Frau niemals die eine Liebe aus ihrem Herzen läßt, ehe sie nicht eine andere hat."

„O, bah!"

„So wie ich Dina schon seit längerer Zeit beobachte, und wie sie sich mir gestern und heute klar gezeigt, ist ihr Herz schon länger von Dir losgelöst, als Du meinst. Nur die äußerliche Gewohnheit der Eifersüchtlerei war noch übrig geblieben. Aber

ein Herz wie das ihrige, kann nicht so leer durchs Leben gehen; es kann nicht loslassen, was es einmal erfaßt hat, ohne zugleich schon einen zweiten starken Stamm mit seinem Blüthengewinde umfaßt zu haben."

„Dina liebt also? Aber wen? Oder was? Denn ich sehe nur Möbeln hier!"

„Und warum sollte es nicht ein Möbelstück sein? Weiß man je, was eine Frau liebt, weiß sie selber es jemals, ehe es ihr die Bosheit oder die Gegenliebe sagt? Dina kann ebensogut die Figur eines Romanhelden der Miß Henry Wood, so wie ihren gestrigen Traum von einem Engel Gabriel im Herzen tragen. Aber sie liebt. Sie liebt sicher, sonst würdest Du ihr nicht so plötzlich lästig geworden sein. Und sie haßt Dich wirklich, Christian; der Gedanke, mit Dir zusammenzukommen, flößt ihr eine Art Ekel, ein Fieber ein. Und ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich mich nicht täusche! Dina liebt seit einiger Zeit etwas Anderes als Dich. Ich glaube das, ich weiß das, so wahr ich auf meine Seligkeit hoffe."

Gräfin Myrtha war jetzt wirklich ernst, ehrlich und wahr. Graf Christian fühlte das. Er wußte, daß sie die Wahrheit sprach, und er ballte zornig die Fäuste.

Der Mann kann eine Liebe verwerfen, aber er fordert doch die Treue.

„Wen liebt sie!" zürnte er dumpf.

„Ich habe es Dir schon gesagt, Christian, das weiß ich noch nicht;" sagte die Dame. „Aber mag es nun eine Romanfigur oder ein Traum sein; diese Romanfigur wird sicher heute oder morgen in ihr Leben treten, und sie wird diesem neuen verkörperten Ideale echter und wahrer gehören, als sie jemals ihrem Convenienz-Bräutigam gehört hat in ihrer Pensionsschwärmerei. Und Du selber, Christian, willst endlich auch einmal Deine „Vergangenheit" durchleben. Ihr müßt also den Augenblick benutzen. Dina will frei sein, weil sie Dich nicht mehr ausstehen kann, seit sie ein neues Ideal hat, und Du willst es auch. Gieb ihr also nach. Sie will geschieden sein. Echt und ganz. Und es ist auch das einzig Mögliche. Wenn ihr Euch nur sommerweise, oder auf Zimmerlängen trennt, seid ihr Beide wie Gefangene auf Ehrenwort, und eine Komödie für die Welt, und was ärger ist, für die Domestiken. Sag' also Dein Ja, Christian, und fangt Beide ein freies, ein glückliches Leben an. — Darf ich ihr die Freudenbotschaft bringen? Sie harrt darauf, Christian."

Er steht halb trotzig, halb verschlossen da.

„Ja," sagt er stark. Dann setzt er hinzu: „Wenn sie es will, ist's besser so."

Die Stiftsdame wischt sich die Augen.

„So ist's recht, Christian. Ihr Beide werdet noch glücklich werden, ohne einander. Diese drückende gegenseitige Heuchelei und das Aneinandergekettetsein hat schon angefangen, Euch namenlos elend zu machen. Es würde anders gewesen sein, wenn Gott Euch Kinder geschenkt hätte. Die Scheidungssachen übergieb dem Doctor Doller. Man kann ja heute nach ihm in die Stadt senden. Ihr guten Kinder!"

Die Stiftsdame erhebt sich. Der weiße faltige Morgenschlafrock und die weiße faltige Haube wehen um sie, als sei sie ein einbalsamirter Schmetterling. Sie umarmt ihren Neffen.

„Ich eile jetzt zu unserer guten Dina, um ihr die Last vom Herzen zu nehmen!" jubelt sie zitternd. „Ueber die Art und Weise, wo Ihr wohnen, und wie Ihr auseinandergehen werdet, und wohin Maza kommen soll, darüber sprechen wir Alle morgen. — Du wolltest trotz dem Schneegestöber ja fort."

„Ja," sagt Graf Christian. Er ist sehr blaß, sehr ruhig und sehr entschlossen; seine Lippen sind roth von seinen Zähnen. „Ja. Ins Dorf hinab."

„Aber nicht so ohne Shawl, Christian!"

IX.

Schwarze Freude.

Zu derselben Stunde lag Gräfin Dina gar nicht mehr im Bette. Sie hatte aber auch noch nicht Toilette gemacht. Sie war nur in einen großen Shawl gehüllt, ihre Haare waren gelöst und wirr, das Frühstück, welches sie sich hatte heraufbringen lassen, stand unberührt auf dem Tische. Sie stand, dicht in ihren Shawl gehüllt, am feuerknisternden Kamin, und horchte auf den Kammerdrachen, der blühweiß beschürzt und behaubt vor ihr stand und Geiser süßelte, während er sich die grauen glatten Scheitel glattstrich.

„Also der Graf wollte gar nicht hören,

was Gräfin Myrtha ihm von mir zu ſagen hatte?“ — fragt Dina.

„Es iſt ſo, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu ſagen, Frau Gräfin. Der Herr Graf meinte, dazu wäre auch ſpäter noch genug Zeit — und Gräfin Myrtha mußte alle ihre Ueberredung anwenden. Er eilte ſo ſehr fort. Verzeihen Sie mir, Frau Gräfin, wenn ich Ihnen ſo Etwas hinterbringe, aber ich halte es für meine Pflicht, vor meiner guten, theueren Herrin, deren gnädige Frau Mutter ſelig ich ſchon gekannt habe, kein Geheimniß zu verbergen, welches vielleicht dazu beitragen kann, ihr zu —“

Gräfin Dina wendet ſich heftig ab, und geht ans Fenſter, nach einer Weile wendet ſie ſich wieder an den ſelig lächelnden Kammerdrachen, und ſagt:

„Sie ſind eine treue Dienerin, Suſi. Und ich danke Ihnen. Ich bin zwar mit Allem einverſtanden, was der Graf thut, und er hat mich auch ſtets von Allem benachrichtigt, was er unternimmt. Sie täuſchen ſich alſo, wenn ſie glauben, daß zwiſchen uns eine Entfremdung herrſcht. Das ganze Haus ſcheint in dieſem Irrthum zu ſein. Aber Ihr Dienſteifer beweiſt mir wenigſtens Ihre Treue. Sie können ſich aus dem weißen Garderobekaſten eines meiner Herbſthauskleider nehmen. Das graue. Schon gut! Sehen Sie nach, ob Gräfin Myrtha noch nicht kommt.“

„Ich küſſe der Frau Gräfin tauſendmal die Hände!“ küßt der Drache — „und was die Frau Gräfin Myrtha anbetrifft, ſo höre ich ſie ſchon im erſten Zimmer.“

Wirklich vernahm man ſchon ein Wehen und Ziſchen, und Gräfin Myrtha wirbelte gleich darauf wie eine tauſendjährige Schneeflocke herein.

Sie gab dem Kammerdrachen ein Zeichen, ſich zu entfernen, und umarmte Dina ſtolz und triumphirend.

„Alles iſt gewonnen, Kind! Er willigt ein!“ —

„O, das wußte ich!“ — ſagte Dina ſpöttiſch, und machte ſich aus den Zangenarmen los, und trat dicht an den Kamin. „Es iſt ſo kalt,“ ſagt ſie. Die Flammen ſpielen über ihr Geſicht. „Er willigt alſo ein. Und wann ſchon?“

„Man wird heute um den Advocaten ſchreiben, und morgen beſprechen wir alle Drei Alles. Du mußt Dich noch einmal überwinden, mit ihm zu conferiren, Kind. Es muß ſchnell gehen, ehe ein Scandal wird. Die fremde Perſon ſoll ins Schloß herauf! Denke Dir nur! Ja! ja! Ins Schloß, jawohl, ſie ſelber hat es der Wirthin geſagt, die es der Roſa ſagte, welche es der Porz anvertraute, die es mir hinterbrachte, da ſie Dich nicht kränken wollte. Aber wiſſen mußt Du es doch. Ich habe den Leuten verboten, ſolche Sachen zu wiederholen, und habe mich geſtellt, als glaubte ich's nicht. Aber ich mußte ihnen doch ein Douceur geben. Chriſtian hat mir geſagt, daß er Dich für ſchon ganz geheilt gehalten habe, und er habe Dir Alles geſtehen wollen, und ſo etwas komme in allen Ehen vor, dem ſei nicht auszuweichen. Aber denk' Dir nur den Esclaudre. Ich denke, am beſten iſt's ſo: Morgen bereden wir Alles freundſchaftlich, ich, Du und er, der Advocat wird verſtändigt, und wir, ich und Du, fahren dann übermorgen ins Palais in die Stadt, und warten dort, bis die Sache zu Ende iſt. Er kann unterdeſſen hier thun, was er will. Ich freue mich ſchon auf die Thees der Generalin! Später werden wir ſchon ſehen, wo wir reſidiren wollen. Ich bitte Dich, dieſe Perſon hier im Schloſſe! Die Wirthin hat erzählt, ſie ſprächen immer ſo leiſe miteinander, daß man ſie nicht verſtehe, nur manchmal, wenn die Fremde zornig würde, da ſoll ſie gerufen haben: „Du mußt meinem Kinde den Vater wiedergeben! Du ſprichſt von Deiner Frau! Aber jede Kette iſt doch löslich! Und ſind meine Rechte nicht unantaſtbar?“ Das ganze Schloß iſt ſchon voll davon. Man weint um Dich! — Der Kutſcher ſoll geſagt haben, es ſei ſchändlich. Vinaco iſt natürlich auf Seiten Deines Mannes! Maza muß Chriſtian behalten — vielleicht bekommt Maza im Kinde der Fremden eine Schweſter? Qui suit, après faut? Beruhige Dich nur, Kind, und harre mit Geduld die zwei, drei Tage hier noch aus. In der Stadt werden Alle auf unſerer Seite ſein. Und Du haſt ihn ſo verhätſchelt! Aber zum Glück iſt das vorbei! Nicht wahr? Sag' mir aber nur Eines — warum Du ihn ſo haſſeſt, Kind! Das fällt auf, und macht ihn eitel!“

„Warum ich ihn haſſe?“ — ruft Dina mit flammenden Augen, und ihr Shawl floß weich an ihr hinab, wie ſie leidenſchaftlich die Arme ausbreitete mit geballten

Händen — „Ich habe Dir's schon gesagt, Tante. Weil ich meine Liebe gefunden habe, das Wesen, welchem mein ganzes Herz und mein ganzes Wesen gehören muß; das Wesen, welches allein meiner Liebe werth ist. Und weil ich grade in dem Augenblicke dieses Findens so grell wie nie den Unwerth meines Gatten erkannt habe. Da hat mich der Haß und der Ekel ergriffen! Er ist ein Elender! — Aber ich will glücklich sein." —

* * *

Die Gouvernante wurde am selben Tage mit Maza vom Kinderbrutschlosse herübercitirt. Gräfin Myrtha ließ sie auf ihr Zimmer berufen, und vertraute ihr an, daß unvorhergesehene Umstände es vielleicht nöthig machen würden, Maza für das Frühjahr in ein Institut zu geben, und daß man dabei die Hülfe und den Rath der Mademoiselle nicht entbehren können werde. — Gräfin Myrtha war lieb wie nie, und Mademoiselle blauäugig-souriante wie immer.

„Die gnädige Gräfin spielt wahrscheinlich auf den Umstand an, den man gestern bei Graf Mertens (Graf Mertens war der Kinderbrut-Vater) besprach?" — sagt die Gouvernante in ihrem bescheidenen, schmeichelnden Französisch.

„O! man hat bei Mertens schon davon gesprochen!" — strahlt die Stiftsdame. „Die guten theilnehmenden Menschen! Von einer Differenz zwischen Graf Christian und Gräfin Dina hat man gesprochen, nicht wahr? Erzählen Sie mir Alles, theuere Mademoiselle. Sie sind ja wie eine Freundin des Hauses! Man sprach von der Fremden? nicht wahr? Was sagte man vom Grafen?" —

„Man sagte, man sagte —" Mademoiselle erröthete, und sagte, sie könne das nicht gut wiederholen — der Respect, die Achtung, die sie für den Herrn Grafen hege —

„Mein Gott! Sagen Sie es! sagen Sie es!" lechzte die Stiftsdame, und küßte wirklich zum ersten Male in ihrem Leben eine Gouvernante auf die Stirn. „Sie sind ja unsere Freundin, Mademoiselle, und werden jetzt Maza's Mutter sein müssen! — Nun also, man sagt?!" —

„Man sagte, das heißt, die alte Gräfin Mertens sagte, das dies nicht die einzige Fremde sei, die das Recht habe, dem Herrn Grafen nachzureisen — in Begleitung."

Die Stiftsdame pfiff auf.

„En effet?"

„Jawohl, die alte Frau Gräfin sagte, sie kenne den Herrn Grafen schon seit seiner Kindheit."

Zehn Minuten nachher wirbelte die tausendjährige Schneeflocke wieder zu Gräfin Dina.

An manchem Wintertage hört das Schneegestöber nicht auf.

* * *

Herr von Vinaco begleitete den Grafen Christian ins Dorf.

„Gott sei Dank!" sagte er, mit einer Cigarre in den Schnee hineinglühend. „Jetzt wirst Du wenigstens wieder ein Mensch werden. Aber auf dem Lande bleiben wir doch nicht, wenn Du einmal wieder Dein eigener Herr bist? — Gräfin Dina wird sicher auch gleich ihre Freiheit benutzen."

„Wie meinst Du das? Unsinn! Glaubst Du denn, daß Dina . . ."

„Daß Dina lebenslustig ist?" lachte der Chevalier, und zog sich den bunten Seidenshawl bis an die Ohren. „O Du lieber Gott! Und warum wäre sie es nicht? Glaubst Du vielleicht, weil sie Dich Bibi genannt hat? Du hast also nie bemerkt, wie sie anfangs mit mir vierhändig spielen wollte?"

Es war ein düsterer, herzzerreißender, schneewirbeltoller Tag. Aber in den Zimmern, den Gängen und Küchen und Ställen des Schlosses sah man nur strahlende Gesichter.

Eine schwarze Freude herrscht da.

X.

Ein Blitz.

Am nächsten Vormittage herrschte reges Leben in dem alten Schlosse. Zwei Boten wurden in die Stadt gesandt. Der eine mußte den Hof- und Gerichtsadvocaten Doctor Doller citiren, der zweite die Zimmer des Stadtpalais durchlüften, durchwärmen und vorbereiten lassen.

Jungfer Rosa begleitete den zweiten Boten als Arrangeur.

Nach dem Dorfe wurde ein Wagen geſandt, der eine geheimnißvolle Beſtimmung hatte.

Graf Chriſtian hatte im Hofe den Befehl gegeben, und Niemand außer dem Kutſcher hatte ihn verſtehen können. Die beiden Kammerdrachen packten Garderobe, und Gräfin Myrtha ſchrieb zwölf Briefe an zwölf Generalswittwen.

Die Gouvernante und Maza frühſtückten auf ihrem Zimmer, ſeit die Herrſchaften ebenfalls auf ihren Zimmern blieben.

Es war ein ſchöner, reinluftiger, reifſtarrender Vormittag. Die Natur war klar und kalt wie das Auge eines Reihers. An dieſem Vormittage ließ Graf Chriſtian ſeine Frau fragen, ob er ſie beſuchen könne, und ſie ließ ihn erſuchen, bei ihr einzutreten.

Sie ſaß in einem dunkeln, weitfaltigen Winterkleide auf ihrem Sopha. Ihr Haar war in ein Netz geſchloſſen, und ihr ganzes Weſen war klar und ruhig, wie der Wintertag draußen.

Auch Graf Chriſtian war ernſt, und von jener Freundlichkeit, welche höflich iſt.

Die beiden Gatten waren ſich in kurzer Zeit fremd und ruhig geworden, nachdem ſie lange Jahre hindurch gereizt und unzufrieden ein Liebesglück durchgeführt hatten.

Beide wußten jedes Wort, welches ſie ſprechen ſollten.

„Sie verzeihen, Gräfin," ſagte er ungekünſtelt und offen, „wenn ich Ihnen meine Geſellſchaft für einige Augenblicke aufdringe, obgleich ich weiß, daß ſie Ihnen nicht angenehm iſt. Aber es giebt Punkte, die Mann und Weib miteinander ausmachen müſſen, nachdem ſie übereingekommen ſind, fürs Leben auseinanderzugehen."

„Sie haben recht, Graf," ſagt ſie, und ihre Hände ruhen friedlich gefaltet in ihrem Schooß. „Meine Abneigung aber übertreiben Sie. Wir haben einander nie *geliebt*. Daß wir uns das einander *vorlügen* wollten, hat uns langſam und ſtill ſeit langer langer Zeit zur gegenſeitigen Laſt gemacht. Aber es iſt ein Augenblick gekommen, wo *ich* mich nicht mehr ſelber belügen wollte, und wo *Sie* ihre glückliche Vergangenheit nicht mehr vergeſſen *konnten*. Es iſt beſſer, daß wir ſcheiden."

„Ja, es iſt beſſer," ſagte Graf Chriſtian mit tönender Stimme. „Sie lieben mich nicht mehr, nicht wahr?"

„Nein," ſagte ſie.

„Sie lieben ein anderes Weſen mehr als mich?"

Sie ſchaut ihn an. Dann ſagt ſie wieder: „Ja." Und ihre Wange erglühte wieder wie im Stolze. „Und Sie haben mich auch *nie* geliebt?" ſagte ſie.

Er iſt ehrlich. „Ich habe Sie lieb gehabt, Dina, und werde dies immer thun, auch wenn wir geſchieden ſind."

„Unſere Eltern hatten uns eben für einander beſtimmt," ſagte ſie. „Und es war ein Unglück, daß wir uns nicht aus Liebe heirathen konnten. Ich wußte damals noch nichts von der Liebe, außer aus den Büchern. Und da war ſie ſo vollkommen. Und ich lernte ſie alſo förmlich auswendig, und brachte in meine Ehe alle die Eiferſuchts-, die Zärtlichkeits- und Herzensgrimaſſen mit, in denen die ideale Liebe und Gegenliebe in den Büchern geſchildert wurde. Ob ich Sie jemals geliebt habe, Graf? Ich glaube nicht. Ich ſah Sie als meinen Gatten an. Und ich machte alle meine Rechte als Novellen-Gattin geltend. Ich wollte, daß Sie nur für *mich* leben ſollten, an kein anderes Weib, ſelbſt nicht an eine Unterhaltung denken ſollten, die ſich nicht auf mich bezöge. Es kränkte mich, wenn Sie mir eine luſtige Scene aus Ihrer Vergangenheit ſchilderten, ich war zornig, wenn Sie mir von einem Weſen erzählten, das beſſer oder luſtiger als Andere ſei; ich kannte ja die Ehe nur als *Vollkommenheit*, nicht als *Vertrag*, und ich wollte, daß Sie ſo in *mir* lebten, wie ich mir am Altare, als die Orgel ſo voll in mein Herz tönte, vorgenommen hatte, daß ich für meinen Gatten leben wollte. Und das Alles fühlte und litt und fehlte ich, ohne eigentliche Liebe für Sie."

Graf Chriſtian ſtand aufrecht, auf den Tiſch geſtützt, ſchlank und ſchön vor ihr.

„Und habe ich zuletzt nicht gelebt, wie Sie wollten? Ich habe Sie geheirathet, weil man mich verheirathen wollte, und weil mir die kleine Penſionsſchülerin, die man mir eines Abends in einer Soirée als meine künftige Braut bezeichnet, gefiel. Die Ehe war ja nichts ſo Ernſtes. Alle meine Freunde, die vor mir geheirathet hatten, lebten fröhlich darauflos wie früher, und ihre Gattinnen ebenfalls, nachdem ſie in einer Flitterwochenreiſe von zwei Mo-

naten alle Liebſeligkeit einer intimen Vereinigung durchgemacht hatten.

Und das iſt dann Glück, ſo wie eine Ehe eben glücklich ſein kann. Aber eine Ehe, in die das Schmachten, das Sehnen, die Blumenſträuße und die Eiferſüchtlereien des Brautſtandes hineingeflochten werden, iſt ein unnatürliches Unglück, ein Zwang, eine Komödie. Zu meinem Entſetzen nahm ich nach dem erſten Jahre unſerer Ehe wahr, daß Sie meine Geliebte, und ich Ihr Geliebter bleiben ſollte. Ich wurde ein bischen ärgerlich, und da geberdeten Sie ſich denn ſo entſetzlich und unglücklich, daß ich mich, um den Frieden meiner Verdauungsſtunde zu erhalten, und unſer Familienleben nicht zum Schauſpiel für alle Welt zu machen, nolens volens entſchließen mußte, den Liebhaber zu ſpielen.

Sie müſſen jetzt ſelber darüber lächeln, nicht wahr, wenn Sie daran denken, was für eine Komödie unſere Ehe ſeitdem war. So viel Eiferſucht und ſo viel Zärtlichkeit, und keine Liebe. Endlich iſt es zum Schluß gekommen. Ich weiß nicht zu entſcheiden, w a s mehr daran ſchuld war, daß Sie endlich den wahren Eheſtand begriffen haben; eine anderweitige Neigung von Ihnen, oder ein wenig Untreue von mir. Genug, Sie ſelber wünſchen eine Trennung, und ich, ich bin einverſtanden. Der Advocat kommt heute."

Sie haben kalt und ruhig miteinander geſprochen. Sie haben einander die Dinge ſo hart, ſo rückſichtslos, ſo ſchmerzbereitend wie möglich geſagt; ſie haben einander nicht geliebt, aber jetzt mögen ſie ſich nicht leiden. Dabei ſind ſie aber äußerlich ruhig und höflich geblieben.

„Ja," ſagt ſie, und ſieht mit ihrem trägen, müden Mädchenblick zu ihm auf.

„Ich werde noch ſo lange bleiben, bis wir mit Doctor Doller die Conferenz hatten. Aber in drei, vier Tagen verlaſſe ich das Schloß, und ziehe mit der Tante ins Palais. Es kann noch lange währen bis zur gerichtlichen Entſcheidung. Und das Zuſammenleben bis dahin wäre nicht nur peinlich für uns Beide, es wäre unſchicklich."

Er lacht kalt. „Sagen Sie doch, Gräfin, Ihre neue Schwärmerei, die Sie mehr lieben als mich, iſt alſo wohl in der Stadt?"

Sie ſieht ihn mit einem unbeſchreiblichen Blick von Haß an, wie er ſo ſpricht. Dann ſagt ſie feſt: „Ja."

Er beißt die Lippen zuſammen, und lächelt dann langſam, wie voll kalten Zornes.

„Oh! wie ſchön das iſt!" ſagt er. „Da werden Sie mir gewiß eine Bitte erfüllen, die ich an Sie ſtellen will. Sie wiſſen ſchon, daß eine ehemalige Bekannte von mir im Dorfe unten, in ziemlich heruntergekommenen Verhältniſſen angekommen iſt. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, ſie aus ihrer Umgebung zu nehmen. Die Dame iſt an Beſſeres gewöhnt. Ich konnte nicht die Zeit finden, Sie davon zu benachrichtigen. Ich habe alſo Befehl gegeben, die Dame in meinen Gemächern zu inſtalliren. Ich werde unterdeſſen in die unteren Zimmer ziehen. Sie wird gleich hier ſein. Ich habe den Wagen zu ihr geſchickt. Da Sie das Schloß in zwei, drei Tagen verlaſſen, wird es Ihnen wohl gleichgültig ſein."

Er lächelt noch immer, wie er aufgehört hat zu ſprechen. Er wartet auf eine Antwort.

Aber ſie antwortet lange nicht, ſie ſitzt da vor ihm, noch immer in ihrer nachläſſigen, ruhigen Stellung, aber dieſe Stellung iſt gleichſam zu Stein geworden. Ihre Augen haben keinen Glanz, ihre Lippen haben keine Farbe mehr.

Plötzlich ſpringt das ſchwache, zarte Weſen auf. Sie ballt die kleinen Fäuſte und erhebt ſie, und ſpuckt ihm beinahe ins Geſicht und ſchreit mit ſchriller, raſender Stimme: „Niederträchtiger!"

Er ſchreit auf, ſeine Fauſt ſauſt in die Höhe, ſeine Augen ſprühen wie im Wahnſinn, die Zornader des jähblütigen Mannes ſchwillt zum Zerſpringen.

„Aber ſo ſchlag mich doch," kreiſcht ſie. „Elender Schuft!"

Seine Fauſt ſauſt herab auf ihr blaſſes, zartes Mädchenhaupt, und ſie ſtürzt ſchreiend an ihm nieder, mit offenen, ſtarren Augen.

„Du biſt eine Elende!" donnert er, und preßt ſich ſchäumend die Bruſt mit beiden Händen. „Du liebſt einen Andern mehr als mich! Und jetzt ſtößt Du mich von Dir! Ich hätte Dich jetzt ſo lieb gehabt! Du biſt nicht werth, daß ich Dich jemals lieb gehabt habe! Treuloſe! Verrätherin!" Seine Stimme brach.

Ihre Augen ſchloſſen ſich langſam in

eine Ohnmacht: „Chriſtian, Du haſt mir ſo wehe gethan, mir iſt zum Sterben, es brennt wie Feuer. Du haſt mich todtſchlagen wollen, und ich bin Mutter.“

XI.

Die Geſchichte einer blaſſen Frau.

Graf Chriſtian ſtand einen Augenblick wie wahnſinnig da, dann ſchrie und läutete er das ganze Haus zuſammen. Alle Drachen, Greiſinnen und Diener rannten zuſammen. Es war ein Entſetzen, ein Geſchrei, ein Waſſer-, Eſſig- und Oelholen, daß die Zimmer der Gräfin einem Gaſthofe glichen.

Sobald Graf Chriſtian ſeine Frau zu Bett gebracht ſah, entfernte er ſich in ſeine Zimmer, von Tante Myrtha hinausgeweht:

„Wenn Sie Dich ſieht, Chriſtian, iſt's noch ärger!“ hatte ſie geſchrien.

Graf Chriſtian war in einer unerträglichen Aufregung geweſen. In ſeinem Zimmer löſte ſich ſein Fieber in Thränen auf. Der ſtarke, friſche, junge Mann fiel mit dem Kopfe in den verſchlungenen Armen auf einen Stuhl. Er, der niemals weinte, er ſchluchzte laut:

„Ich habe ſie geſchlagen! Ich habe ſie todtſchlagen wollen, und ſie — O, mein Gott, kein Menſch ſollte den geringſten Bettler ſchlagen, der ihm Liebe gezeigt hat! Und ſie war mein! Sie lag in meinen Armen, und ſchaute einſt liebend auf mich, und ich! —“

Er dachte nichts mehr. Seine Gedanken wurden Thränen.

Später kam man, und fand ihn ſtehend über einen Tiſch gelehnt. Man meldete ihm, daß die fremde Dame gekommen ſei, und er ſagte, es ſei gut. Man ſollte ſie in ſeine Zimmer inſtalliren. Dann fragte er nach ſeiner Frau.

Man ſagte ihm, ſie ſei beſſer, faſt ganz wohl, es ſei nur „augenblicklich“ geweſen, dann ſagte er dem Kammerdiener, er ſolle ſelber fragen, ob Gräfin Dina in einer Stunde zu ſprechen ſein werde.

Er ging dann noch nicht zu der fremden Dame. Er blieb allein. Er ſaß thränenerleichtert auf ſeinem Divan, die Hand über die Augen gelegt. Er dachte an eine kleine Schweſter, die ihm einſt geſtorben war. Er dachte an den ſchrecklichen Augenblick, wo eine echte Liebe von ihm ſcheiden ſoll. Und wieder kamen ihm milde Thränen.

„Ich will ſie ſo lieb haben!“ ſchluchzte er. „Aber ſie —“

* * *

Eine Stunde ſpäter ſaß Dina blaß, mit gerötheten Augen, aber mit ſanftem Munde auf ihrem Sopha. Tante Myrtha ſtand neben ihr, die Drachen und Greiſinnen hatten das Zimmer verlaſſen, und Graf Chriſtian trat ein, eine elegant in ſchwarz gekleidete ſchöne Dame am Arme führend.

Die Dame grüßte. Dina verſuchte zu lächeln, aber ſie konnte es nicht. Graf Chriſtian trat auf ſie zu. Es war, als wollte er die Hand ſeiner Gattin nehmen, aber er that es nicht. Seine Stimme zitterte.

„Dina,“ ſagte er vor ihr ſtehend, „erlaube mir, Dir hier meine Jugendfreundin, Gräfin Rea Mortenſen, vorzuſtellen, und erlaube mir, Dir ihr Schickſal zu erzählen, und die Gründe, die ſie beſtimmten, uns um Schutz zu flehen.“

Dina ſagte nichts. Sie konnte nichts ſagen. Sie lächelte nur wie krank. Aber Gräfin Rea war wunderbar ſchön und ſo traurig. Sie ſetzte ſich auf eine einladende Handbewegung des Grafen. Die Stiftsdame lehnte wie eine weiße Vorhangſtange an der Wand neben dem Sopha.

Graf Chriſtian blieb vor ſeiner Frau ſtehen. Er ſagte:

„Dina, höre. Ich hatte einen Jugendfreund, einen Verwandten, den Grafen Fredi Mortenſen. Wir reiſten einſt nach Berlin. Dort verliebte er ſich ſterblich in eine Opernſängerin, die ſehr jung, ſehr ſchön und ſehr Anfängerin war. Ich machte Freundſchaft mit ihr, und er Liebe, denn ſie war ein geniales Weſen. Er wußte, daß ſein Vater ſeine Vermählung nie zugeben werde; er heirathete ſie alſo heimlich. Er reiſte dazu nach Paris, wo die Civilehe vor dem Maire galt. Ich reiſte mit als Zeuge. Den Trauſchein nahm für alle Fälle ich in Verwahrung, denn die Familie hatte Verdacht, und konnte alle Mittel anwenden. Ich mußte verſprechen, dieſem Bunde für alle Ewigkeit als Stütze zu dienen. Und ich that es gern. Ich hatte

meinen Freund und seine Gattin lieb — echt. Dann lebten sie eine Zeit bei mir hier auf dem Schlosse, und dann in der Schweiz. Die kleine Maza war das erste Kind dieser Ehe. Das Geheimniß dauerte, bis der alte Graf Mortensen starb. Dann reiste Fredi mit seiner Gattin, Gräfin Rea Mortensen, in die Residenz zu seiner Mutter und seinen Verwandten, er stellte ihnen seine Gattin vor. Da gab es einen Sturm, wie man ihn selten erlebt. Aber Fredi war jetzt das Haupt des Hauses, und vor Allem das Haupt aller armen Seitenlinien, die seiner Frau bald die Schleppe küßten. Sogar die Gräfin-Mutter gab nach. Sie erkannte ihre Schwiegertochter an, aber sie kam nach dem ersten Male nie mehr mit ihr zusammen. Vor einem Monate nun starb Fredi. Da brach nun der alte Haß los. Die alte Gräfin-Mutter, eine Furie, behauptete in ihrer kalten verhaltenen Wuth, Rea sei nie die echte Gattin ihres Sohnes gewesen. Alle Verwandten kreischten ihr nach. Rea zeigte eine Abschrift des Contractes. Aber man glaubte sie ohne alle Freundesstütze und behauptete, selbst wenn sie den Contract morgen produciren könne, so sei sie doch eine Intrigantin, und die Civilehe sei ungültig. Gräfin Rea hier ist heftigen Gemüthes, und sie trug ihr zweites Kind an der Brust. Es kam zu einer so gräßlichen Scene, daß sie an einem stürmischen Herbstabende, allein, schutzlos, nur ihr Kind in den Armen, trotzig in ihrem Rechte, als Bettlerin das Schloß verließ und zu mir wanderte; nicht den Contract allein brauchte sie, sondern einen Bruder, der für sie eiferte. Und ich hatte ihr einst Freundschaft versprochen am Altare, wo sie an der Brust ihres Gatten weinte über das Geheimnißvolle ihrer Verbindung. Ich wollte Dir Alles gestehen und sagen, Dina, und Dich bitten, mit Rea Mortensen gut zu sein und sie aufzunehmen. Aber konnte ich das wagen? Du wärst ja gestorben vor Groll und Eifersucht. Und als ich einsah, daß ich es thun müsse, war schon die gänzliche Entfremdung da. So. Nun weißt Du Alles. Du kannst mir nie verzeihen, was ich heute verbrach, das weiß ich. Aber Du solltest mich wenigstens nicht für einen Treulosen halten."

Er schwieg.

Gräfin Dina schaute ihn mit seltsam lichten, schimmernden Augen an. Sie war noch so krank im Herzen! Sie sagte noch nichts zu Gräfin Rea, die ruhig, still und schön dasaß. Sie sagte nur sehr leise und zitternd:

„Ich war nur so eifersüchtig, weil ich so viele Briefe fand, von einer Dame Rea — und ich —"

„Hast Du sie gelesen?"

„Nein, ich fürchtete mich zuerst davor, und als ich sie dann suchte, fand ich sie nicht mehr."

„Ich habe sie gefunden und verbrannt!" sagte plötzlich die Stiftsdame von ihrer Wand aus mit einer Stimme, die wie das Todesröcheln einer Säge klang. „Denn sie enthielten Schändlichkeiten! Laß Dich nicht so plump betrügen, Nichte, um Gotteswillen! Schändlichkeiten, sage ich Dir!"

Graf Christian schaute die Tante nicht an. Er trat nur ganz dicht an seine sitzende Frau heran, und sagte:

„Wem wirst Du glauben, Dina?"

Gräfin Dina zögerte kaum eine Secunde. Dann erhob sie ihre Arme und schlang sie fest, fest um den Hals ihres Gatten, und fing zu schluchzen an und sagte kein Wort.

* * *

Gräfin Rea Mortensen erhob sich, verneigte sich leicht vor der Stiftsdame, und verließ das Zimmer.

Die Stiftsdame glich jetzt einer geknickten Vorhangsstange. Christian wandte sich an sie, während sein Weib noch leise in ihn hineinweinte:

„Tante," sagte er, „ich glaube, Sie thun am besten, wenn Sie ihre Koffer sogleich verschließen. Sie wollen ja fort, nach der Stadt, und der nächste Train geht in zwei Stunden. Johann soll einspannen."

Die Stiftsdame röchelte eine Silbe, die selbst der liebe Gott nicht verstehen konnte, und galoppirte vor Wuth hinaus. Im Corridor begegnete ihr der unschuldige Jean. Da ergriff sie ein Wahnsinn, und sie versetzt dem Arglosen eine so knochige Ohrfeige, daß er von dieser Stunde an sein Kinn verrenkt hielt und von der Familie lebenslang subventionirt werden mußte.

Die beiden Gatten blieben allein.

XII.

Ausgejätet.

Die beiden Gatten blieben allein. Es war eine Weile still im Zimmer.

Dina sprach zuerst leise, ganz leise in ihn hinein und ohne daß ihre Thränen versiegten:

„Du hast gesagt, ich könne Dir das nie verzeihen, Bibi? Du hast mir ja nichts gethan. Du hast mich nur mißverstanden, nicht wahr? Du wußtest nicht, daß das Wesen, welches ich mehr lieben wollte als Dich, unser Kind sei. Und ich war nur so elend im Herzen und so voll Haß, daß Du in dem Augenblicke, wo uns Gott ein Glück brachte, eine Geliebte wiederfandest — wie ich dachte. — Ich glaube Dir jetzt!“

* * *

Graf und Gräfin Sarno brachten das Winterende nicht im Schlosse zu, sondern in der Stadt. Ehe sie dahin zurückkehrten, kündigte Graf Christian seiner sämmtlichen Dienerschaft und zahlte Vinaco's Schulden unter der Bedingung, daß er die Afrikaexpedition mitmache.

„Ich jäte Unkraut aus,“ sagte er. „Ich verzeihe den Leuten und verstehe sie. Heute Vormittag waren Alle einzeln bei mir, und Jeder hat mir alle Aeußerungen des Anderen überbracht. Tante Myrtha wollte uns aus einander bringen, und mit Dir alle Generalinnen bereisen. Vinaco wollte mit mir Pariser Opernbälle mitmachen, wobei ich seine Begleiterin bezahlen sollte. Mademoiselle Therese ist es nicht gewöhnt, in glücklichen Ehen zu leben — sie ist immer nur in den besten Häusern gewesen; sie ist sich hier vorgekommen wie in einer Tischlerfamilie. Die kleinen Domestiken können sich nur Geld verdienen, wenn ihre Herrschaft einander mißtraut. Ach Gott, morgen wird wieder anderes Unkraut in dem Felde unseres Lebens stehen. Es giebt eben kein Mittel gegen Zwischenträger.“

Dina lächelte. „O ja doch!“ sagte sie.

„Und welches Mittel wäre das?“

„Das Vertrauen.“

„Wie aber das bekommen?“

Sie sagte nichts darauf. Sie lehnte nur an seiner Brust und war still. Und er preßte langsam die Arme eng um sie.

Studien

über

Dickens und den Humor.

Von

Julian Schmidt.

Man hört häufig die Klage, daß unsere Zeit, die in andern Dingen so Großes leiste, für die Poesie den Sinn verloren habe. Von der einen Seite wird behauptet, das Publicum wolle nichts mehr lesen, von der andern, den Dichtern fehle die rechte Kraft. Beide Aussagen halten die Prüfung der Thatsachen nicht aus.

Freilich gelingt es nicht Jedem, der Sonette zimmern kann, sich dadurch ein Rittergut zu erwerben. Aber das war früher auch nicht der Fall. Zu allen Zeiten haben nur diejenigen Dichter Beifall gefunden, die entweder den Geschmack der Menge trafen, oder die Macht hatten, ihn zu beherrschen. Wenn in unsern Tagen die Zahl der enttäuschten und klagenden Poeten größer ist als früher, so rührt das nur davon her, daß die Zahl der Poeten überhaupt größer ist. Noch im vorigen Jahrhundert war es eine sauere Arbeit, Gedichte zu machen, weil man sich die Sprache dazu erst schaffen mußte; jetzt ist die Sprache so reich ausgebildet, daß sie sich jedem mäßigen Talent als gefügiges Werkzeug bietet, und so liegt die Selbsttäuschung nahe, was man von der gebildeten Sprache überkommen, sei eigenes Verdienst. Dies vorausgesetzt, läßt sich statistisch nachweisen, daß die Theilnahme des Publicums für die Dichter größer ist als zu irgend einer andern Zeit. Ich nenne von deutschen Dichtern nur Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Fritz Reuter und Friedrich Spielhagen; wo ist früher ein ähnlicher Erfolg vorgekommen! Dazu alljährlich neue Classiker-Ausgaben und Uebersetzungen auswärtiger Schriften. Die Erfolge der Engländer und Franzosen vollends gehn weit über das Maß früherer Zeiten hinaus; sie beherrschen freilich den Weltmarkt, während wir in der Hauptsache auf Deutschland angewiesen sind.

Dickens' Erfolg ist unter allen diesen Dichtern der größte. Im Jahr 1849, als „Copperfield“ erschien, harrte in Deutschland Mann, Weib und Kind sehnsuchts-

voll auf jedes neue Monatsheft, und ſo ſtark uns damals die Politik im Kopf lag, es wurde im Ganzen über Dora und Agnes mehr disputirt als über Radowitz und Manteufel. 1848 hatte Dickens die Amerikaner in einer Weiſe charakteriſirt, die jenſeit des Oceans als eine tödtliche Beleidigung empfunden werden mußte, und heute wer es unternimmt, an ihm Kritik zu üben, muß es mit dem Hut in der Hand thun: denn er ſteht einem Mann gegenüber, auf deſſen Stirn die Natur den Stempel des Genius geprägt. Dickens ſpielt auf den Saiten unſeres Gefühls, wie Franz Liszt auf den Taſten eines Claviers: welche Tonart er anſchlagen mag, ſie kommt

Charles Dickens.

hält er als ſiegreicher Eroberer wieder einen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten. Ich zweifle nicht daran, daß er in Oſtindien, in Auſtralien, im Capland, kurz an jedem Ort, den der Fuß eines Europäers betreten hat, einen ähnlichen Erfolg haben würde.

Dieſer Erfolg iſt vollkommen gerechtfertigt, wenn man ſeine poetiſche Kraft in Anſchlag bringt. Es läßt ſich ſehr Vieles und ſehr Ernſtes gegen ihn einwenden, aber heraus. Tolle Ausgelaſſenheit, ſtille Wehmuth und Rührung, Thränen und Lachen, Grauen und Entſetzen: er iſt mit einer Gewalt begabt, der man ſich fügen muß, auch wenn es Einen verdrießt. Unmöglichkeiten giebt es für ihn nicht, er ſtellt ſich mitunter die unſinnigſten Aufgaben, gerade wie Franz Liszt mit ſeinem Fingerſatz, aber das Inſtrument gehorcht. Derſelbe Reichthum in den Figuren wie in den Stimmungen; er darf ſich gar nicht anſtrengen,

sie drängen sich seiner Phantasie massenhaft entgegen. Und wieder in den einzelnen Figuren, welcher Reichthum an unerwarteten, unmöglichen und doch schlagenden Einfällen! Nur ein Beispiel. Mrs. Nickleby, die halb schwachsinnige aber von sich selbst sehr eingenommene Frau, die nie im Stande ist, zwei Vorstellungen correct zu combiniren: wenn sie zuerst aufgetreten ist, so denkt man, sie hat nun bereits das Größte geleistet; es zu überbieten sei nicht denkbar: und doch geht es zwei Bände hindurch unaufhörlich in den unerhörtesten Virtuosensprüngen weiter, und wenn dem Leser endlich die Kinnbacken wehe thun, lachen muß er immer wieder auf's Neue. Ob sich nun eine solche Aufgabe mit dem guten Geschmack verträgt, das ist eine andere Frage: aber, versuche einmal ein Dichter, es ihm nachzumachen! Versucht haben sie es fast alle, aber es geht eben nicht.

Den Zauber hat Jeder empfunden; nicht immer ist er richtig ausgelegt. So gehört z. B. zu seinen zahlreichen Virtuosenkünsten auch die, auf der Gemüthssaite zu spielen. Ich erinnere an die kleine Ruth, die Schwester von Tom Pinch: ein gutes unbedeutendes Mädchen, das man aber um der Anmuth ihrer Erscheinung willen lieben soll. Nun weiß der Dichter sie in Bewegung zu setzen, wie man etwa ein reizendes Kätzchen zum Spiel verlockt; man wird des Spiels stundenlang nicht müde, sie dreht und wendet sich nach allen Seiten, und dem Dichter wie dem Leser entgeht kein einziger Zug ihrer Anmuth. Die Wirkung wird vollkommen erreicht, und wenn man nachträglich mit dem Dichter darüber rechten wollte, daß er Einen im Grunde getäuscht hat, daß das, was er zeigt, nicht ganz das ist, was er zu zeigen versprach, daß die zierlichen Bewegungen eines Kätzchens nicht gerade Gemüthstiefe verrathen, so gehört dazu schon eine starke Kritik: die Mehrzahl der Leser werden ganz erfüllt von der Gemüthlichkeit des Mädchens und seines Dichters. Durch diese Virtuosität ist die Vorstellung gang und gäbe geworden, Dickens wäre der gemüthvollste aller Dichter. Darin stellt man ihm z. B. Thackeray gegenüber, der so etwas freilich nicht kann: seine Amalie Sedley und andere Figuren, die etwas Aehnliches sein sollen wie Ruth Pinch, sind einfach langweilig. Daß diese Aufgabe Dickens besser gelingt, hängt allerdings mit einer gewissen Kraft des Gemüths zusammen, denn das aufmerksame Nachgefühl des Naturlebens ist undenkbar, wenn im eigenen Gemüth nicht etwas Verwandtes sich regt. Aber wir rechnen gewöhnlich zum Gemüth noch etwas anderes: Tiefe, Echtheit und innere Harmonie, und das ist nicht die Stärke von Dickens' Dichtung.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Anerkennung des Publicums Dickens gegenüber nicht auf gleicher Höhe geblieben ist. Sie gipfelte in „Copperfield": der Dichter war damals 37 Jahr alt, er hatte mit dem dreiundzwanzigsten Jahre angefangen zu schreiben. Von dem, was er in den letzten dreißig Jahren geschrieben hat, ist nicht ein einziger Roman, der so stark das allgemeine Interesse in Anspruch genommen hätte als irgend einer der früheren. — Woher kommt das? — Seine Virtuosität ist in keiner Weise abgeschwächt, im Gegentheil wagt er noch kühnere Sprünge, zuweilen geradezu halsbrechender Art, und niemals macht er einen Fehlsprung. Die Stoffe sind freilich zuweilen sehr häßlich, und man weiß nicht, zu welchem Zweck man in die unheimlichen Spelunken geführt wird; aber das kam früher auch vor, und man ließ es sich gefallen.

Die ersten Eindrücke eines Dichters von gewaltiger Kraft, der etwas Neues bringt, erfolgen durch Ueberraschung; er gewinnt die Gemüther im Sturm.

So war es mit Schiller in den „Räubern." Je länger er aber die Aufmerksamkeit des Publicums beschäftigt, desto schwieriger wird die Ueberraschung, desto genauer sieht man ihn sich darauf an, ob auch der Zweck den Mitteln entspricht. Bildet er nun immer nur die Herrschaft über die Mittel weiter aus, so hat das einerseits die Wirkung, das Publicum abzustumpfen, da sein verwöhnter Gaum einen immer stärkern Reiz verlangt, der doch zuletzt ausbleibt; andererseits verführt es den Dichter zur Manier. Man hat Goethe und Schiller vielfach getadelt, daß sie es mit ihrem Handwerk zu leicht nahmen und Allotria trieben, die ihnen doch in ihrem Geschäft nichts nutzen konnten: der Eine legte sich auf Botanik, Farbenlehre, Zeichnen, Modelliren u. s. w., der andere auf Geschichte und Kantische Philosophie. Für das Theater konnten sie es nicht brauchen,

und sie hätten in der That sehr viel bessere Theaterstücke geliefert, wenn sie sich in der Technik eine größere Virtuosität erworben hätten. Aber jene Beschäftigungen hatten das Gute, sie selbst zu bilden, von der höhern Warte, die ihr Geist erreicht, erschauten sie ein höheres Ideal. Sie dachten über die letzten und größten Zwecke nach, und wenn sie sich öfters vergriffen, so gewann ihre Dichtung selbst durch die Irrwege einen Gehalt, der sie über den Erfolg des Tages hinaus zu einem bleibenden Studium kommender Jahrhunderte erhebt. Goethe's Theaterstücke sind äußerst anfechtbar, dafür hat man in seinen Schriften die volle geistige Bildung des Jahrhunderts in einem Umfang, daß man sie in ihrer Vollständigkeit wenigstens ahnen könnte, wenn alles Uebrige verloren ginge.

Hier nun hat es nach meiner Ueberzeugung Dickens versehn. Er hat sein eminentes Talent durch immer neu gefundene Kunstmittel gesteigert, aber er hat das Studium dessen versäumt, was der höchste Zweck der Kunst ist, der Wahrheit des Lebens. Er weiß den Schein des Lebens mit einer Täuschung hervorzubringen wie kein anderer Dichter; und dieser Schein ist nichts Unwesentliches, denn das Wesen giebt sich nur in der Erscheinung: aber um die Einheit der Erscheinung, das Wesen zu finden, muß man in die Tiefe graben, muß man sich überwinden können, auf die augenblickliche Wirkung zu verzichten. Dickens begann mit Scheinfiguren, die keinen Anspruch auf Wirklichkeit machten, die nur Gelegenheit bieten sollten, glänzende Scenen aneinander zu reihen. Dann rundeten sich allmälig seine Figuren und bekleideten sich mit den Schein der Wirklichkeit. Für eine ganze Reihe von Charakteren reicht das aus, wo eben kein tieferes Leben in Anspruch genommen wird, aber nicht bei Naturen, die ein großes Räthsel umschließen, ein Räthsel, das mit den Geheimnissen der menschlichen Natur überhaupt in Zusammenhang steht. Auch bei leichteren Menschen konnte Dickens sich niemals überwinden, wo er eine starke Wirkung hervorbringen wollte, den Respect vor ihrem innern Kern festzuhalten. Er war nie selbstlos genug, Andacht für eine Persönlichkeit zu hegen, die sich ihm nicht unbedingt fügen wollte, und diese Selbstsucht des Coloristen hat sich, wie es natürlich war, da er nicht gegen sie ankämpfte, an dem Zeichner gerächt, und ihn immer mehr zur Manier verführt; er hat seine Virtuosität zu stark entwickelt, um ein Künstler im höhern Sinn zu werden.

Noch nach einer andern Seite hin macht sich sein Mangel innerer Bildung fühlbar. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als er seine „Skizzen" schrieb; seitdem ist er so in sein Schaffen aufgegangen, daß ihm zu sonstiger Arbeit keine Zeit blieb. Das würde weniger zu bedeuten haben bei einem ganz naiven Schaffen; aber bei Dickens blickt überall das Bestreben hervor, die Welt nicht blos zu unterhalten, sondern zu belehren. Gerade in neuerer Zeit machen die englischen Belletristen sehr ernste und sorgfältige Studien, um sich auf die Höhe der Bildung zu stellen. Unsere Zeit ist schwanger von großen und tiefen Gedanken, die man aber nicht flüchtig dem Schaum des Lebens abschöpfen kann: sie zu fassen und von ihnen mächtig bewegt zu werden, um die Bewegung weiter zu leiten, das erfordert eine ernste und schwere Arbeit. Diese Arbeit hat Dickens gescheut. Er steht noch heute auf dem Standpunkt des unreifen Naturalisten, den er in den „Skizzen" einahm, und eben so wie der Reichthum und Glanz seiner Bilder und Stimmungen überrascht die Armuth seiner Gedanken. Das hat auch auf den Künstler eine nachtheilige Wirkung. Indem er sich auf seinen Naturalismus steift, verfehlt er die großen Probleme, welche die Zeit bewegen, und vergreift sich in seinen Stoffen. Das bloße gute Herz und sein Kampf mit den Gesetzen des Weltlebens, wie es in seinen ersten Romanen verherrlicht wird, giebt sich allmälig aus, und wenn dem Dichter nicht vertiefte Bildung die Stelle zeigt, den Puls des starken und echten Lebens zu fühlen, und er doch ein starkes Interesse erregen will, verfällt er ins Phantastische und Unkünstlerische.

Es ist das alles sehr positiv ausgedrückt, weil man zuletzt nicht anders als positiv reden kann; die nöthigen Reservationen werden sich finden, indem ich nun dem Entwicklungsgang des Dichters im Einzelnen nachzuspüren suche.

Bevor Dickens seine „Skizzen" schrieb, war er Reporter der Parlamentsverhandlungen. Diese jugendliche Thätigkeit hat sehr entschieden auf seine späteren Ansichten gewirkt: er empfand den lebhaftesten Ekel

an den Redensarten, die täglich wiederkehrten, und bald kam es ihm so vor, daß das ganze Parlamentswesen sich in Phrasen ausgäbe.

„Ich bin," erzählt er im „Copperfield," „Parlamentsberichterstatter für eine Morgenzeitung. Nacht für Nacht schreibe ich Vorhersagungen nieder, die nie eintreffen, Glaubensbekenntnisse, nach denen nie gehandelt wird, Erklärungen, die nur in die Irre führen sollen. Ich schwelge in Worten. Britannia, dies unglückliche Frauenzimmer, liegt immer vor mir wie ein zugerichtetes Huhn: über und über gespickt mit amtlichen Federn und festgebunden mit rothem Bande. Ich sehe weit genug hinter die Coulissen, um den Werth des politischen Lebens zu kennen. Ich bin in dieser Hinsicht ein wahrer Heide und werde mich nie bekehren lassen."

„Es mag," sagt er weiter in den „American Notes for general circulation," „von einer unvollkommenen Entwickelung meines Ehrfurchtorgans herrühren — ich entsinne mich nicht, beim Anblick eines gesetzgebenden Körpers nur einmal ohnmächtig oder zu Thränen freudigen Stolzes gerührt worden zu sein. Ich habe das Haus der Gemeinen ertragen wie ein Mann, und habe im Haus der Lords keiner Schwäche nachgegeben, außer der Schläfrigkeit. Ich habe Wähler für Städte und Landbezirke gesehn, und nie den Antrieb gefühlt, gleichviel welche Partei gewann, meinen Hut zu verderben, indem ich ihn im Triumph in die Luft geworfen, oder mich heiser zu schreien, indem ich irgend ein Wort über unsere Constitution, die edle Reinheit unserer unabhängigen Wähler oder die untadelhafte Rechtschaffenheit unserer unabhängigen Mitglieder hervorgebrüllt hätte. Da ich so starken Angriffen auf meine Festigkeit widerstanden habe, so ist es möglich, daß ich in solchen Sachen von ruhigem, fühllosem, eiskaltem Temperament bin; und daher müssen die Eindrücke, welche die lebendigen Säulen des Capitols zu Washington auf mich machten, mit soviel Nachsicht aufgenommen werden, als dies lebendige Bekenntniß zu verlangen scheinen mag."

Dieser Hohn gegen Einrichtungen, auf welche sich die Engländer sonst am meisten zu Gute thun, zieht sich durch Dickens' sämmtliche Schriften. Schon in den „Skizzen" wird die Wichtigthuerei der Parlamentsmitglieder hart gegeißelt; in „Nickleby" tritt der „ehrenwerthe" Gregsbury auf, der, innerlich völlig hohl und mit seinem Sinn auf die eitelsten Dinge beschränkt, sich einen Secretair anschaffen will, der ihn mit Redensarten „stopft." Am ärgsten wird die Ironie in „Bleakhouse," wo die Gefolgschaften der beiden Parteien, der Whigs und Tories, als Drahtpuppen vorgeführt werden, von denen die eine Reihe gradeso viel werth sei als die andere. Die Scherze sind gewiß unterhaltender als die ernsthaften Auseinandersetzungen bei Bulwer: aber bei dem Letzteren hat man doch das Gefühl, daß er etwas von den Sachen weiß, daß er mitten darin steckt, und die Mißgunst des jüngeren Dichters verräth nur zu oft, daß sie aus Unkenntniß entspringt. Es spielen verschiedene Motive mit: der Groll, daß die Politiker sich am wenigsten der Sachen annehmen, die dem humanen Dichter am meisten am Herzen liegen; dann aber auch das Talent. Dickens geht an allen Figuren sehr rasch die komische Seite auf, und am schärfsten, wenn ihm Großmannssucht entgegentritt. Die Parlamentswahl zu Eatanswell in den „Pickwickiern" macht auf einen deutschen Leser doch einen ziemlich peinigenden Eindruck, nicht blos weil sehr unsittliche und sehr unsaubere Mittel angewandt werden, sondern hauptsächlich, weil es Keinem der „Blauen" und „Gelben" um die Sache ernst ist. Dickens hat aber kaum das Gefühl, eine Satire zu schreiben; die Sache kommt ihm so spaßhaft vor, daß er sich nur wenig an den ernsten Hintergrund erinnert. Dieser Neigung zum Komischen, Fratzenhaften und Phantastischen muß man sich erinnern, wenn er einmal gar zu sehr in sittlichen Eifer geräth.

In „Hard Times" wird Herr Gradgrind zum Parlamentsmitglied gewählt: „zu einem jener geachteten Mitglieder für Unze, Gewicht und Maß, zu einem der Vertreter des Ein-mal-eins, zu einem der ehrenwerthen Herrn, die taubstumm, blind, lahm und todt für jede andere Rücksicht sind." Dickens meint die Manchesterpartei. „Die Partei brauchte Gehülfen, um die Grazien todt zu schlagen, sie warb Recruten im Land, und wo konnte sie bessere Recruten finden als unter den feinen Herren, die, nachdem sie entdeckt hatten, daß Alles eitel ist, zu Jeglichem bereit waren? Diesen feinen

Herren ahmten die eigentlichen Führer der Partei ihre erschöpfte Manier nach, sie schleppten und zerrten die Worte im Munde wie sie, und sie theilten mit erschlaffter Miene die kleinen verschimmelten Portionen Nationalökonomie aus, womit sie ihre Schüler fütterten."

„Was unsere Arbeiter betrifft," belehrt einer der reichen Fabrikanten seinen Candidaten, „so giebt es keinen einzigen darunter, der nicht einen letzten Lebenszweck hat. Dieser Zweck ist, mit einem goldenen Löffel mit Schildkrötensuppe und Wildprett gefüttert zu werden. Nun werden sie aber niemals, kein einziger, mit einem goldenen Löffel mit Schildkrötensuppe und Wildprett gefüttert werden. Und nun kennen Sie den Ort." — Der Candidat gestand, durch diesen gedrängten Abriß der ganzen Frage im höchsten Grad belehrt und erquickt zu sein.

„Ihr Staatsökonomen und Nützlichkeitsprincip-Menschen!" redet nun der Dichter in eigener Person die Politiker an, „ihr Schullehrergerippe! ihr Thatsachen-Commissarien! ihr feinen und abgegriffenen Ungläubigen! ihr lauten Prediger von so vielen abgedroschenen und armseligen Glaubensbekenntnissen! Die Armen sind immer in euerer Nähe, nährt und bildet in ihnen, so lange es noch Zeit ist, Herz und Phantasie, damit ihr des Schmuckes so bedürftiges Leben auch das Schöne kennen lernt; sonst wird in dem Augenblick eures Siegs, wenn die Romantik ganz und gar aus ihren Seelen getrieben ist und sie und ein nacktes Dasein sich gegenüberstehn, die Wirklichkeit zum Wolf werden und mit euch ein Ende machen!"

Sollte man nun annehmen, der Dichter greife die herrschenden politischen Parteien nur darum an, weil sie ihm im Radicalismus nicht weit genug gehn, weil sie nur die Interessen der Bourgeoisie und nicht die des armen Volks vertreten, so würde das ungenau sein. Die Manchestermänner sind ihm nicht blos deshalb zuwider, weil sie nicht die richtigen Gesetze machen, sondern weil sie überhaupt Gesetze machen. Er will überall individuelle Theilnahme für den Menschen, die Gesetzgebung ist einmal kein individueller Act; sie muß von dem einzelnen Fall abstrahiren, und sich Durchschnittsbegriffe machen. Gegen diese Durchschnittsbegriffe hat Dickens einen fast fanatischen Haß.

„Sieh!" sagt ein Schulmeister der Manchester Schule, „dieses Schulzimmer ist eine große Stadt mit einer Million Einwohner, und von diesen sterben nur fünfundzwanzig im Lauf eines Jahres auf der Straße Hungers. Was sagst Du zu diesem Verhältniß?" Das gefragte Mädchen glaubte, es wäre für die Verhungernden eben so hart, ob die anderen eine Million oder viele Millionen wären.

Nun verdiente es freilich eine Ohrfeige, wenn man einen Verhungernden mit dieser statistischen Notiz abspeisen wollte: aber die Gesetzgebung muß in der That solche statistische Nachweise zu Grunde legen, und wenn ein ganzes Parlament von Socialisten den Beschluß faßte, alle Nothleidenden auf Staatskosten zu speisen, so müßte es doch berechnen, wie es die Gelder dazu aufbringen wollte; es müßte also wieder die Statistik zu Hilfe ziehn und auf Durchschnittsbegriffe kommen.

„Vierhundert Hände in dieser Fabrik, zweihundertundfunfzig Pferde-Dampfkraft: man weiß bis zum letzten Pfunde, was die Maschine ausrichten kann; aber alle Calculatoren der Nationalschuld zusammen können mir nicht sagen, wie viel Fähigkeit zum Guten oder zum Bösen, zur Liebe oder zum Haß in jedem beliebigen Augenblick in der Seele eines dieser ihrer stillen Diener mit den ruhigen Gesichtern und den abgemessenen Bewegungen schlummert. Die Maschine hat nichts Geheimnißvolles, aber der niedrigste ihrer Diener ist ein ewiges und unergründliches Geheimniß. Wie wär's, wenn wir einmal unsere Rechenkunst für materielle Gegenstände aufsparten, und diese ehrfurchtsvolles Grauen erweckenden unbekannten Kräfte durch andere Mittel zu beherrschen suchten!"

Die Tochter eines dieser Fabrikanten tritt zum ersten Mal einer einzelnen Person aus der Masse der Arbeiter gegenüber. „Sie wußte, daß sie zu Hunderten und Tausenden vorhanden wären, sie wußte, wie viel eine gegebene Zahl von ihnen in einer gegebenen Zeit produciren konnte, sie kannte sie als Schaaren, die von und zu Neste zogen wie Ameisen oder Käfer. Aber sie wußte aus ihren Büchern unendlich mehr von den Gewohnheiten fleißiger Insecten, als von diesen fleißigen Männern und Frauen. Ein Ding, von dem man so viel Arbeit verlangt und das so viel Lohn

erhält; ein Ding, das sich nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage richten muß, ein Ding, das manchmal gegen diese heiligen Gesetze verstößt und dann in Ungelegenheiten kommt, ein Ding, das manchmal sich erhebt wie ein Meer, und Schaden und Verheerung anrichtet und sich wieder legt: als das erkannte sie die Masse der Arbeiter; aber sie hatte ebenso wenig daran gedacht, sie in ihre Einzelheiten zu zerlegen, als sie daran dachte, das Meer in seine einzelnen Tropfen zu zerlegen."

Es liegt in diesen Aeußerungen eine ernste Wahrheit. Weder die Politik noch die Volkswirthschaftslehre sind im Stande, ohne Beihilfe anderer sittlicher Mächte die Menschheit besser und glücklicher zu machen. Der Dichter hat die schöne Aufgabe, durch Zeichnung individueller Charaktere die unbedingte Herrschaft der Abstraction zu brechen, und das Mitleid zu erweitern und zu bereichern, indem er die Seele des einzelnen Leidenden der Phantasie vorführt; das Mitleid zu veredeln, indem er es mit Achtung vor der menschlichen Natur verbindet. Er wird diese segensreiche Wirkung am sichersten ausüben, wenn er sich rein auf dem poetischen Gebiet hält, und eine Kritik vermeidet, die mehr nach übler Laune als nach Einsicht schmeckt. Die Volkswirthschaftslehre wird ebenso wenig durch die Menschenliebe widerlegt als umgekehrt. Das wissenschaftlich festgestellte Naturgesetz des Weltlaufs müssen wir respectiren, auch wenn es gegen unser Gefühl verstößt. Sonst verfällt man leicht in den Fehler, gegen den man predigt: man wird oberflächlich und frivol, und resignirt sich zuletzt auf fromme Wünsche und auf Verdruß. Aus den sehr ausführlichen Deductionen des ganzen Buchs kann man nicht einen einzigen Satz entnehmen, mit dem man wirklich an die Verbesserung der Dinge gehen könnte. Es wäre unbillig, von dem Dichter, dessen Aufgabe nach einer ganz anderen Seite liegt, so etwas zu verlangen, aber eben darum soll er es auch nicht unternehmen: im Roman wird die sociale Frage schwerlich ihre Lösung finden.

Dickens scheint die Statistiker hauptsächlich deshalb zu schelten, weil sie das Gebiet der Phantasie beeinträchtigen. Daß sie aus *ihrem* Gebiet die Phantasie verbannen, ist vielmehr ganz in der Ordnung, und wenn sie in andere Gebiete übergreifen, so soll die Abwehr mehr positiv als negativ sein: eine kräftige Cultur der übrigen Gemüthskräfte wird eine Hypertrophie des Verstandes nicht aufkommen lassen.

„Ich bekenne mich zu der Schwäche, zu glauben, daß das englische Volk ein so hart geplagtes Volk ist, wie jedes andere, das die Sonne bescheint. Ich bekenne mich zu diesem lächerlichen Gedanken, und er ist mein Grund, daß ich ihm zu seiner vielen Arbeit ein wenig mehr Zerstreuung gönnen möchte." Wer würde es ihm nicht gönnen! Nur soll man darüber nicht vergessen, daß zu der ersten Grundbedingung des Glücks die Volkswirthschaftslehre unendlich mehr beigetragen hat, als alle philanthropische Declamation. Sie hat zuerst den Weg gezeigt, die künstlichen Einrichtungen im Sinne des Naturgesetzes zu vervollkommnen, und wenn der Fortschritt des Ganzen noch immer zahlreiche Opfer fordert, die in einem reiferen Zustande nicht nöthig wären, so ist damit der Fortschritt noch nicht widerlegt. Nicht das kleinste Verdienst der Manchester-Partei und der in diesem Sinne mit ihr verbündeten religiösen Secten liegt gerade darin, daß sie die schlimmen Zerstreuungen des Volkes, z. B. den Trunk in engere Grenzen eingedämmt hat.

Dickens' Satire trifft nicht blos die Gesetzgebung und das parlamentarische Treiben, sie richtet sich mit noch größerer Leidenschaft gegen das, was wir in Deutschland seit einigen Jahren als das Juwel der britischen Freiheit zu bewundern pflegen: das Selfgovernment. Seit den großen Entdeckungen Gneist's malt man es sich in höchst idealen Farben aus, die denn doch durch die Beschreibungen der englischen Novellisten einige Modificationen erleiden möchten. So arg Dickens augenscheinlich übertreibt, es kann unmöglich Alles aus der Luft gegriffen sein. Wenn er z. B. die Armenverwaltung des Kirchspiels noch heftiger angreift als die Gesetzgebung des Parlaments, so waltet freilich auch hier der gemüthliche Grund ob, daß diese Verwaltung, weil sie als Geschäft und im Großen getrieben wird, dem Wesen des einzelnen Unterstützungbedürftigen zu wenig Rechnung trägt, und daß sie wiederum auf Durchschnittsbegriffe führt. Dem ist nun einmal nicht abzuhelfen, wo im Auftrage

einer Gesellschaft verwaltet wird. Aber die Mißbräuche scheinen mitunter wirklich arg zu sein. Schon in den „Skizzen“ wird der Kirchspieldiener als mürrischer Feind aller Gemüthlichkeit dargestellt, und der ganze „Oliver Twist“ ist ein fortgesetzter leidenschaftlicher Kampf gegen die Autorität des Kirchspieldieners. Der Kirchspieldiener in diesem Roman „hatte die entschiedenste Neigung zum Branntweinbasiren; nichts konnte ihm größere Freude gewähren als Verübung kleiner Tyrannei und Grausamkeit, und er war eine Memme. Hierdurch wird indeß sein Charakter kaum herabgesetzt, da so viele Beamte, die in hoher Achtung stehen und höchlich bewundert werden, die Opfer ähnlicher Schwächen sind. Wir haben jene Bemerkung vielmehr zu seinen Gunsten gemacht, um unsern Lesern zu Gemüth zu führen, wie trefflich er sich zu einem Beamten eignete.“ Mit nicht geringerer Leidenschaft als gegen die Kirchspieldiener geht es gegen die Friedensrichter. Ist nur der zehnte Theil von dem begründet, was Dickens von den Willkürlichkeiten des Friedensrichters Nubkins in den „Pickwickiern“ oder von den betreffenden Beamten in „Barnaby Rudge“ erzählt, so sieht es aus, als ob das englische Publicum ihm gegenüber vollkommen rechtlos wäre. Und zwar stellt Dickens das nicht als Ausnahme, sondern als die allgemeine Regel dar. — In „Oliver Twist“ werden zwei Männer und ein Knabe unter verdächtigen Umständen angehalten und verhaftet. „Die verdächtigen Umstände schrumpften indeß bei genauerer Nachforschung zu dem einen Umstand zusammen, daß die Delinquenten in einem Heuschober geschlafen hatten, was, obwohl ein großes Verbrechen, doch nur mit Gefängniß bestraft werden kann, und in den gnadenvollen Augen des englischen mit gemeinsamer Liebe alle Unterthanen umfassenden Gesetzes in Ermangelung aller sonstigen Indicien nicht als genügender Beweis gilt, daß die Schläfer Einbruch verübt haben und deshalb der Todesstrafe verfallen sind.“ — Ein andermal: „Obgleich die Polizeibeamten die willkürlichste Gewalt über die Freiheiten, den guten Ruf und Namen, ja fast das Leben der königlichen Unterthanen, besonders der ärmern Classen, zu üben pflegen, und obgleich in den Polizeigerichten Dinge vorgehen, um dem Engel blutige Thränen auszupressen, so erfährt das Publicum doch nichts davon.“

Wenn die Friedens- und Polizeirichter, die Dickens einführt, mitunter an das Vieh streifen, so ist es mit dem Schutz von Seiten der Gerichte nicht viel besser bestellt. Die Geschworenen, die im Proceß „Bardell contra Pickwick“ fungiren, scheinen sammt und sonders an Gehirnerweichung zu leiden und die schreienden Mißbräuche z. B. im Gericht von Doctors Commons in „Copperfield“ oder in Chancery Court in „Bleak-house“ gehen über alle deutschen Begriffe hinaus. Die Satyre ist blutig, aber ich glaube, sie würde noch mehr gewirkt haben, wenn nicht Dickens durch seine bittere Haltung zu sehr den Verdacht erregte, voreingenommen zu sein.

Bei den Engländern haben indeß dergleichen Invectiven weniger Gefahr als bei uns: sie sind zu sicher in ihren Ueberzeugungen, um nicht mit gutem Humor auch den tollsten Spott munter ertragen zu können. Bei uns gab es eine Zeit, wo man die Lectüre des Kladderadatsch als ein ernsthaftes Geschäft betrachtete, als ob man damit seine Pflicht gegen den Staat erledigt habe. Die Engländer machen erst ihr Geschäft ab, und dann, wenn sie fertig sind, lachen sie über ihren eigenen ungebührigen Eifer, ohne durch das Gelächter blasirt zu werden. Außerdem hat in England der Radicalismus eine ganz andere Berechtigung als bei uns. Die Engländer haben in ihrer vielhundertjährigen Geschichte zunächst die Formen der Freiheit und des Rechts festgestellt, so daß kein Sturm sie mehr erschüttern kann. Darüber ist vieles Andere vernachlässigt worden, denn jene Begriffe fallen nicht immer mit denen der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit zusammen. Im Rechtswesen hat sich viel Absurdität erhalten, die Aristokratie hat einen übermäßigen Einfluß gewonnen, und um die nothleidenden Classen hat man sich nicht mehr gekümmert, als es das Interesse der übrigen Gesellschaft unbedingt erforderte. darum ist es jetzt sehr an der Zeit, durch den Geist der Philanthropie, der in allen Menschen das Ebenbild Gottes erkennt, in jene starren Formen neues warmes Leben einzuführen. Man kann es ohne Gefahr, denn jene Formen stehen so fest, daß sie auch den neuen Inhalt werden ertragen können. Bei uns hat sich umgekehrt die

Philanthropie geltend gemacht vor dem Rechtsgefühl: unsere Reformen haben also den umgekehrten Weg einzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

„Aus der Jugendzeit
Klingt ein Ton mir immerdar.
O wie ist so weit,
Was so nah einst war!

Was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?!"

Erstes Capitel.

Nostrum est quod praeteriit tempus, nec quidquam est tutiore loco, quam quod fuit.
Seneca Epp. XVI.

Ich bin am zweiundzwanzigsten October des Jahres 1805 zu Prenzlau, der Hauptstadt der Uckermark geboren, wo mein Vater, Johann Adam Stahr, bei dem preußischen Infanterieregimente, das nach damaliger Sitte den Namen seines Chefs, des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels führte, als Feldprediger angestellt war. Meine Mutter, Karoline Beate Pudor, war die Tochter eines Predigers, des Diakonus Pudor zu Friedeberg in der Neumark, und gehörte einem Geschlechte an, das wie schon sein latinisirter Name verräth, durch eine Reihenfolge von Pastoren, gelehrten Schulmännern und Bürgermeistern kleiner Städte sich in jener mittleren Sphäre des Honoratiorenbürgerthums gehalten hatte, dem in gleichen Lebensstellungen auch alle meine Oheime mütterlicher Seite angehörten.

Anders war es mit meinem Vater. Er war ein homo novus im vollsten Sinne dieser altrömischen Bezeichnung. Zwar verlautete von einer Tradition: daß das Geschlecht seines Namens aus Süddeutschland stamme, woher der Ahnherr desselben, ein Mann adeliger Geburt, zur Zeit des Bauernkrieges, vor den Gräueln des Krieges flüchtend, nach dem Norden Deutschlands versprengt worden sei, und mit Ablegung seines Adels in dem Städtchen Drossen sich als Waffenschmied niedergelassen habe. Auch findet sich in der That ein Junker Paul Star unter den Rittern genannt, welche an dem Schreckenstage von Weinsberg, am Ostersonntage (16. April) des Jahres 1525, mit ihrem Führer, dem Grafen von Helfenstein, von den racheschnaubenden Bauern durch die Spieße gejagt wurden; und ebenso war das Waffenschmiedhandwerk seit unvordenklicher Zeit erblich gewesen in der Familie meines Vaters. Aber er selbst war nichtsdestoweniger ein Kind des Volkes, und zwar des ärmsten Volkes. Aus dieser Armuth und niedern Geburt, sich durch eigene Kraft emporgerungen zu haben, war der einzige Stolz des trefflichen Mannes, ein Stolz, der indessen stets begleitet war von der frommen Demuth der Dankbarkeit gegen „seinen Gott, der ihm zu all seinen Erfolgen geholfen." Eine von ihm selbst in seinem zweiundsechzigsten Jahre verfaßte Lebensbeschreibung, welche bis zum Jahre 1810 reicht, giebt davon rührendes Zeugniß. Sie ist zugleich für die bürgerlichen Zustände der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts in mancher Hinsicht interessant und wichtig genug, um ihre spätere Mittheilung zu rechtfertigen.

Ich war das erste Kind meiner Eltern, denen im Laufe der nächsten sieben Jahre außer einer Tochter, die bald nach der Geburt starb, nur noch zwei Söhne geboren wurden. Mein Vater aber sah mich erst, als ich bereits über ein Vierteljahr alt war, wie er denn auch die Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren worden, erst zwei Monate nach meinem Eintritte in die Welt erfuhr. Er war nämlich mit dem Regimente, das zu den im Herbste gegen Frankreich mobil gemachten preußischen Truppen gehörte, schon Ende September ausgezogen, und hatte seitdem, bei dem damaligen Zustande der Posten, keine Briefe von Haus erhalten. Erst durch persönliche Mittheilung des Herzogs, seines Chefs, erhielt er, als er bei demselben an irgend einem Orte Frankens zur Tafel war, die Kunde von meiner Geburt, und nicht lange darauf die Erlaubniß, dem Regimente bei dessen Zurückmarsche vorausgehend, die Rückreise in die Garnisonstadt antreten zu dürfen.

Ich war von Geburt an ein so schwächliches Kind, daß man an meiner Lebensfähigkeit zweifelte. Dazu kam noch, daß

meine sehr zarte Mutter nicht hinreichende Nahrung für mich besaß, und dennoch sich nicht dazu entschließen mochte, eine Amme für mich anzunehmen, weil das damals noch ziemlich allgemein gegen Ammennahrung herrschende Vorurtheil sie davon zurückhielt. Die Folge davon war, daß ich meine ganze Jugend hindurch schwächlich und kränklich blieb, ja eigentlich die Folgen dieser frühesten mangelhaften Ernährung nie ganz überwunden habe.

Vielleicht war es indessen eben die körperliche Schwächlichkeit, welche meine frühe geistige Entwicklung, von der meine Eltern später viel zu erzählen wußten, sogar beförderte. Gewiß ist so viel, daß meine eigene Erinnerung sehr weit in meine Kinderzeit hinabreicht.

Mein Vater war gegen Ende Januar, sein Regiment Ende März des Jahres 1806 in die Garnison zurückgekehrt. Das drohende Kriegsunwetter schien sich verzogen zu haben, aber nur um desto fürchterlicher wieder auszubrechen, und an dem schmählich herabgekommenen Staate Friedrich's des Großen ein unbarmherziges historisches Strafgericht zu vollziehen. Das Regiment meines Vaters, das auf dem Kriegsfuße geblieben war, verließ Ende August aufs Neue die Garnison, um ins Feld zu rücken. Mein Vater selbst blieb indessen diesmal vorläufig zurück, da der Herzog ihm die Beschwernisse des langsamen Marsches ersparen wollte. Er mußte sich jedoch bereit halten, sobald Befehl eintreffe, dem Regimente schleunigst nachzukommen.

Allein dieser Befehl kam nicht, wohl aber statt dessen die Schreckensnachricht von der verlorenen Entscheidungsschlacht von Jena, und bald darauf die Kunde von der theilweisen Vernichtung des von dem jungen Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig geführten Regiments bei Lübeck. Noch ehe indessen diese letztere Nachricht eintraf, war meine Vaterstadt bereits in den Händen des siegreichen Feindes. Nach einem kurzen blutigen, bis in die Straßen der Stadt fortgesetzten Gefechte, hatte das von dem Fürsten von Hohenlohe befehligte siebzehntausend Mann starke preußische Corps am 28. October in der Baumgarten'schen Allee bei Prenzlau die Waffen gestreckt. Die Stadt ward hart geplündert. Unsere Wohnung blieb jedoch verschont, durch die Treue unseres wackern Hauswirths, eines Maurermeisters Lüdtke, der die eindringenden Plünderer durch das Vorgeben, daß in den obern Zimmern Niemand wohne, abzuhalten wußte. Nur meinem Vater wurden, als er sich hinunterschlich, um einige nothwendige Lebensmittel in unser Versteck einzuschmuggeln, von einem französischen Chasseur seine Stiefel von den Füßen abgezogen, und einiges Geld, das er bei sich trug, abgenommen. Von mir selbst pflegte er zu erzählen, daß ich ihm nie größere Sorge gemacht, als an diesem Unglückstage und der darauf folgenden Nacht, da er stets gefürchtet, daß mein gewöhnliches Weinen und Schreien den herumziehenden Plünderern trotz der geschlossenen Fensterladen und des unter den Tisch gestellten Lichtes unser Dasein verrathen würde. Gerade an diesem Tage aber hätte ich ausnahmsweise fast keinen Laut von mir gegeben — was meine bei uns lebende Großmutter nicht verfehlte, als einen Beweis dafür anzusehen, daß ich eines der klügsten Kinder auf der Welt sei, da ich ihr Zureden vollkommen verstanden habe.

Die Geschichte der schmachvollen Capitulation des Hohenlohe'schen Corps bei Prenzlau ist bekannt genug. Minder bekannt aber dürfte es sein, was mein Vater als Augenzeuge der Vorgänge oftmals erzählte, daß in einem Augenblicke, wo Alles darauf ankam, die von Hunger und Strapazen abgematteten Soldaten für den bevorstehenden Kampf zu erfrischen, die Angst der Commandirenden denselben nicht vergönnte, die von den patriotischen Einwohnern der Stadt in Bereitschaft gehaltenen Lebensmittel und Erfrischungen sich zu Nutze zu machen. „Man hatte," so lauten die Aufzeichnungen meines Vaters, „eine Menge Lebensmittel aller Art herbeigeschafft. Aber der arme ausgehungerte Soldat durfte nicht einmal die Hand nach den vielen hingehaltenen gefüllten Körben ausstrecken, so sehr wurde der Marsch beschleunigt, und das grausame Verbot von den Offizieren zum größten Unwillen der Soldaten und zum wahren Schmerz aller Patrioten auf das Strengste aufrecht erhalten!" *

* Ein charakteristischer Zug aus der Geschichte jener Zeit verdient aufbehalten zu werden. Als die Bedingungen der Capitulation den Soldaten des Hohenlohe'schen Corps bekannt wurden, wonach

Der furchtbare Schlag, welcher das Vaterland an den Abgrund des Unterganges brachte, zerstörte auch das friedliche Glück meiner Eltern, das mein Vater mit so vieler Lebensmühe sich erbaut hatte. Zu dem Schmerze über das allgemeine Unglück, über die Vernichtung des Staates Friedrich's des Großen, dem anzugehören sein Stolz war, gesellte sich bei ihm alsbald die Sorge um die eigene Noth in ihrer bittersten Gestalt, um seine und der Seinen Existenz. Das Regiment, dem er angehörte, war zersprengt und aufgelöst, der Führer desselben, der Herzog von Braunschweig, in welchem er einen ihm mit wahrer Freundschaft zugethanen Chef verehrte, irrte, statt den Thron seiner Väter zu besteigen, selbst als ein Flüchtling und Vertriebener in der Welt umher; auch von ihm also war keine Hülfe zu hoffen. So sah er sich denn, mit der Sorge für Weib und Kind und Schwiegermutter belastet, ohne Vermögen, selbst ohne nennenswerthe Ersparnisse, seiner Stelle und ihrer Einkünfte verlustig, umgeben von ähnlicher oder noch größerer Noth der Freunde und Bekannten, in einer Lage, deren Schwierigkeiten zu überwinden die ganze Energie seiner, durch eine harte Schule des Lebens gestählten Natur erforderlich war.

Mein Vater hatte nicht zu denen gehört, welche in hochmüthiger Verblendung auf den Sieg Preußens in diesem Kampfe fest vertraut hatten, denn er kannte die Schäden zu gut, an denen damals Staat und Heer Preußens krankten. Der Sohn des Volkes sah schärfer als die hochgeborenen Herren seiner Umgebung im Regimente, denen es nicht einfiel; an der Unbesieglichkeit eines Heeres, das sich immer noch mit den Lorbeeren Friedrich's des Großen brüstete, zu zweifeln. Als der ersten täuschenden Siegesnachricht die Kunde von der entscheidenden Niederlage auf dem Fuße folgte, und man in Prenzlau zaudernd und zögernd Anstalten traf, die öffentlichen Cassen nach der Festung Stettin in Sicherheit zu bringen, schlug mein Vater vor, die vorhandenen Staatsgelder dadurch ganz oder theilweise dem Feinde zu entziehen, daß man mit denselben die Gehalte der königlichen Beamten auf längere Zeit im Voraus bezahle. Aber Niemand wagte die Verantwortung für eine solche Maßregel zu übernehmen, so sehr auch Allen das Praktische dieses Vorschlags einleuchtete. Die Folge davon war, daß die sämmtlichen Gelder theils schon auf dem Transporte in Lökenitz, wo die alarmirten Fuhrleute ihre Pferde ausspannten und die Geldwagen im Stiche ließen, theils in Stettin — dessen elender Commandant, ein einundachtzigjähriger General von Romberg die mit fünftausend Mann besetzte, mit Munition und Lebensmitteln reich versehene Festung ohne einen Schuß zu thun, an einen französischen Husarentrupp übergab, — dem Feinde in die Hände fielen! Mein Vater hörte es selbst, wie Murat hoch zu Rosse auf dem Markte zu Prenzlau die zum Nachsetzen bestimmten Reiter auf die ihnen entrissene Beute mit dem lauten Rufe hetzte: Hâtez vous! vous les attraperez bientôt! Sie hatten die Eile kaum nöthig. Das gegen siebentausend Mann starke Corps des Generals von Hagen, unter dessen Schutz, wie man hoffte, die abgesendeten Gelder sicher nach Stettin gelangen würden, schickte, statt mit letzter Kraft dorthin zu eilen, Offiziere aus, um den nachsetzenden Feind aufzusuchen, und sich ihm zur Uebergabe anzubieten!

Prenzlau erhielt einen französischen Commandanten und Intendanten. Alle noch vorhandenen öffentlichen Cassen wurden eingezogen und gingen für französische

die Offiziere auf Ehrenwort entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen nach Frankreich abgeführt werden sollten, rief ein Wachtmeister Schuppe vom Regiment Göttkant-Husaren, seinen Husaren zu: „Wer ein braver Kerl ist, mach' es wie ich, ich gehe nicht nach Frankreich!" Und so sprengte er mit dem Säbel in der Faust davon. Gegen fünfzig Husaren folgten ihm. Sie hieben sich durch und gelangten glücklich nach Glatz, wo der Commandant den braven Wachtmeister zum Lieutenant machte. Er zeichnete sich darauf in dem Partisankriege durch viele tapfere Reiterthaten aus. So forderte er einmal einen gefürchteten baierschen Reiterhauptmann, der Alles umher brandschatzte, zum Einzelkampfe heraus, hieb ihn durch den Hals, schnallte ihm den Geldgurt ab, nahm sein Pferd am Zügel und jagte zu seiner Schwadron zurück. Als er darauf bei der neuen Formirung 1808 im zweiten Schlesischen Husarenregiment als Offizier eintreten sollte, weigerten sich die adligen Offiziere des Regiments, mit ihm zu dienen, „weil er die Capitulation von Prenzlau gebrochen habe." Aber Scharnhorst erwirkte eine Cabinetsordre, die alle Offiziere des Regiments mit Entlassung bedrohte, wenn sie sich ferner weigerten, den braven Schuppe unter sich aufzunehmen. (So erzählte mir am 26. Januar 1866 bei General E. v. Pfuel der Landesökonomierath Weihe, dessen Rittmeister 1813 bis 1818 Schuppe gewesen.)

Rechnung. Die Gehalte meines Vaters und seiner beiden Regimentsküster wurden gestrichen. Vergebens begab sich mein Vater in Begleitung derselben, im geistlichen Ornate zu dem Intendanten Harriet, um von demselben wenigstens noch auf ein paar Monate die Auszahlung des Gehalts zu erbitten. Seine beredten Vorstellungen blieben erfolglos. Der Intendant war gerührt, gab ihm einige Louisd'or, versicherte aber mit Achselzucken, daß seine Instruction eisern sei, und er an derselben keinen Buchstaben ändern könne.

Es waren harte Jahre der Noth, welche jetzt folgten, vier schwere bittere Jahre des angestrengtesten Kampfes um das Dasein, die der gute Vater zu bestehen hatte. Und er hat sie tapfer bestanden. Es ist keine Kleinigkeit: an ein genügendes, ja reichliches Einkommen gewöhnt — die Einkünfte meines Vaters hatten jährlich die für jene Zeiten sehr bedeutende Summe von zwölfhundert Thalern betragen — sich mit einer Familie von fünf Personen plötzlich vis-à-vis de rien zu sehen. Aber er verlor den Muth nicht. Mit Unterrichtgeben, mit Pensionairen, die er zur Erziehung und zum Unterrichten ins Haus nahm, mit Hülfsarbeiten, die er, des Französischen kundig, als schriftlicher und mündlicher Dolmetscher übernahm, gelang es ihm, bei genauester Einschränkung auf das Nothwendigste, sich einen Erwerb zu schaffen, der wenigstens dieses Nothwendigste deckte. Dazu kam, daß er wegen seiner liebenswürdigen Charaktereigenschaften und seiner feinen Bildung in Stadt und Provinz allgemein geachtet und geliebt war, so daß es an Familien nicht fehlte, die ihm ihre Kinder zu Erziehung und Unterricht anvertrauten. Nicht Allen gelang es wie ihm, diese furchtbare Zeit der Prüfung zu bestehen. Von den Beamten aller Grade, welche schaarenweise durch das Unglück des Staats brodlos geworden waren, sah man damals Männer aus hohen Stellungen, Regierungs- und andere Räthe, selbst Dorfschullehrerstellen annehmen, um nur das nackte Leben zu fristen, und eines Tages ward mein Vater von der Kunde erschüttert, daß ein ihm befreundeter Amtsbruder, ein Feldprediger in Neisse, aus Verzweiflung über seine Lage sich mit seiner Frau in den Wellen des Flusses den Tod gegeben hatte!

Wir blieben noch länger als vier Jahre nach der Katastrophe von Jena in Prenzlau, ohne daß sich die Lage meiner Eltern wesentlich änderte. Meine frühesten Erinnerungen jedoch haben mit ihrer Noth und Sorge nichts zu thun; das Glück des Kindesalters ist eben unzerstörbar durch äußeres Unglück, weil ihm Begriff und Verständniß desselben fehlen. In meinem besonderen Falle finde ich sogar, daß mir das ungeheure Ereigniß zu dem ersten Spielzeug verhalf, das ich besessen zu haben mich erinnern kann. Es waren ein Paar kleine eiserne Kartätschenkugeln, die mein Vater auf einem Spaziergange um die Stadt, wo Arbeiter beim Reinigen der Gräben ganze Haufen solcher französischen Geschosse gesammelt hatten, auf mein kindliches Verlangen nach diesen „Bällen," für mich mit nach Hause nahm. Ich mochte damals etwa drei Jahre alt sein, aber ich erinnere mich noch ganz genau meiner Freude über diese unzerbrechlichen, geräuschvoll rollenden, von mir auf das Höchste geschätzten Eisenbälle, die ich nicht müde wurde auf den Dielen des Hausflurs in Bewegung zu setzen, und, was das Schönste war, mit dem nur ein Jahr älteren Knaben unseres Hauswirths gegen einander rollen zu lassen. Sie haben uns später auch auf das Land begleitet, wo eine derselben leider im Dorfteiche ihr Ende fand, die andere aber noch existirte, als ich die Universität bezog.

Eine zweite Begebenheit aus jener Zeit, welche mit den damaligen großen Weltereignissen in Beziehung steht, ist ernsterer Art. Doch bewahre ich dieselbe mehr aus den Erzählungen meiner Mutter und Großmutter, als aus eigenem klaren Bewußtsein.

Es war an einem Sonntage, als mein Vater aus der Kirche kommend, wo er einige Taufen von Militärkindern vollzogen hatte, äußerst aufgeregt und verstört, von seinem getreuen Küster Herrn Steinbach und mehrern Bürgern begleitet, nach Hause zurückkehrte. Die kurzen Mittheilungen, welche er meiner Mutter und Großmutter machte, mußten sehr erschreckender Art sein, denn ich erinnere mich deutlich, daß beide Frauen in lautes Wehklagen ausbrachen, das von meinem Vater kaum beschwichtigt sich erneuerte, als derselbe bald darauf in Begleitung der Män-

ner das Haus verließ und nicht wieder zurückkehrte. Die Sache aber war folgende.

Als mein Vater, aus der Kirche kommend den Markt passirte, sah er auf dem Platze eine Anzahl von Leiterwagen mit Bauernpferden bespannt aufgefahren, auf denen sich eine Anzahl gefangener „Schillianer", preußische Soldaten vom Schillschen Freicorps, befanden, die zum Theil verwundet, mit Stricken gebunden unter der Escorte von zwei Unteroffizieren und einigen französischen Fußsoldaten transportirt wurden. Eine große Anzahl von Bürgern, zum Theil gleichfalls aus der Kirche kommend, stand umher, und murrte laut über diese unwürdige Behandlung ihrer braven Landsleute. Auch mein Vater war über diesen Anblick auf das äußerste empört. Von Natur lebhaft und muthig trat er an den einen der Unteroffiziere heran, und machte ihm heftige Vorstellungen darüber, daß man brave Soldaten, die für ihr Vaterland und ihren König gefochten, wie Verbrecher behandle. Die Antwort des Franzosen war: Ce ne sont pas des soldats, ce sont des brigands, et on les fusillera comme des brigands! Man weiß, daß Napoleon das tapfere Schill'sche Freicorps, das allerdings in Bekleidung und Ausrüstung sehr wenig, an Muth und Verwegenheit aber desto mehr wahrhaft Soldatisches hatte, nicht als ordentliches Militär angesehen und behandelt wissen wollte, und daß das Schicksal gefangener Schillianer ein sehr trauriges war. Mein Vater, durch jene Antwort auf das Aeußerste empört, gab eine harte Erwiederung. Der Franzose entgegnete mit einem Schimpfwort und der herbeigeeilte zweite Unteroffizier fällte das Gewehr gegen den kühnen Redner. Das gab den umstehenden Bürgern, bei denen mein Vater sehr beliebt war, das Signal zum Ausbruche. Ein beherzter Töpfermeister, unser Nachbar, entriß dem Franzosen das Gewehr, und sofort stürzte sich die Menge auf die schwache Escorte. In einem Nu war dieselbe entwaffnet, eben so rasch die Stricke der Gefangenen zerschnitten, wobei mein Vater treulich mit half, und die Insassen sämmtlicher Wagen in den umliegenden Häusern verschwunden, aus denen sie in allerhand Verkleidungen und mit allem Nothwendigen versehen, glücklich ihre weitere Flucht bewerkstelligten.

Dieser verwegene Streich hatte natürlich nur in Folge des Umstandes geschehen und gelingen können, daß sich außer dem Intendanten Harriet und einigen seiner Unterbeamten, keine französische Besatzung in der Stadt befand. Aber in demselben Augenblicke, als der letzte der Gefangenen befreit war, erkannte mein Vater auch die Gefahr, welcher er sich ausgesetzt hatte. Es war bekannt, daß Napoleon in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und er hielt es deshalb für das Sicherste, sich sobald als möglich etwaigen Nachforschungen zu entziehen, indem er sich heimlich nach dem sechs Meilen von Prenzlau entfernten Dorfe Stolzenhagen an der Oder begab, wo er in dem Hause des Herrn von Weyrach, in welchem er früher Hauslehrer gewesen war, einen sichern Versteck fand. In der Stadt ward das Gerücht verbreitet, daß er nach England entflohen sei. Indessen erfolgte keine ernstliche Untersuchung. Die Ereignisse in Ostpreußen zogen die Aufmerksamkeit der Franzosen von jenem Vorfalle ab. Doch wagte mein Vater nicht eher aus seinem Verstecke zurückzukehren, als bis der Feind nach dem Frieden von Tilsit die Uckermark geräumt hatte.

Zweites Capitel.

Ich war etwas über fünf Jahre alt, als in unserm Leben eine wichtige Veränderung eintrat. Es war meinem Vater endlich gelungen, nachdem er volle vier Jahre sich und die Seinen mit Anstrengung aller Kräfte mühsam über dem immer steigenden Wasser der Noth gehalten hatte, eine neue Anstellung zu erhalten. Dies war die königliche Pfarre von Wallmow, einem zwei Meilen von Prenzlau gelegenen Dorfe der Uckermark, zu welchem außer einem größeren königlichen Dorfe, Schmöllen, noch zwei andere kleinere, adligen Familien gehörende, Gutsdörfer, Grünberg und Trampe, eingepfarrt waren.

Es war im Sommer, als mein Vater dorthin reiste, um das Pfarrhaus zu besehen und mit der Wittwe seines Vorgängers, des Predigers Hering, die bis zum Ablaufe des Jahres noch dort wohnte und das sogenannte „Gnadenjahr," d. h. die Einkünfte der von den nächstwohnenden Amtsbrüdern des Verstorbenen interimistisch

besorgten Pfarre genoß, gewisse Verabredungen und Uebereinkünfte hinsichtlich der Uebernahme der mit der Stelle verbundenen Pachten des Pfarrlandes ins Reine zu bringen. Ich begleitete ihn auf dieser Reise, der ersten meines Lebens, denn ich hatte bis dahin den Umkreis der Stadt nie überschritten. Mein Vater hatte eine Extrapostchaise genommen, und früher, als ich jemals aufgestanden war, fuhr ich an seiner Seite aus dem alten düstern Thurmthore, vor dem links der Exercierplatz und die Reste der alten Festungswälle, rechts der mir wohlbekannte Garten einer uns befreundeten Familie, des Majors von Beville, lagen, in den hellen leuchtenden Sommermorgen hinein. Der Postillon blies zu meinem höchsten Ergötzen sein bestes Stückchen, als wir auf dem holprigen Steindamme dahin rasselten, der vom Schwedter Thore zu dem kleinen alten Kloster des weiland ritterlichen St. Georg führte, das jetzt als Spital für arme gebrechliche alte Frauen diente, und mir unter dem Namen „der Sanct-Jürgen" bekannt war, weil die Kinder der dort lebenden Wittwen in der Schule den Spottnamen „Ritter von Sanct-Jürgen" führten. Gerade gegenüber dem altersbraunen Baue, sah ich auf einem mäßigen, mit Gestrüpp und Brombeergesträuch umwachsenen Hügel drei verwitterte gemauerte Pfeiler ragen, die unter sich je durch einen hölzernen Querbalken verbunden erschienen, von denen jedoch der eine nur noch in einem vermorschten Stumpfe übrig war. Auf meine Frage erfuhr ich, das sei das „Hochgericht," und das dreibeinige Ding heiße der Galgen, an den man böse Menschen, die sehr Uebles gethan, aufhinge, daß sie sterben müßten. Da ich nun oft genug, die Gespräche der Eltern und ihrer Freunde belauschend, gehört hatte, wie viel Uebles und Schweres uns die Franzosen und ihr Napoleon gethan hätten und thäten, so fragte ich meinen Vater verwundert: warum man denn aber die Franzosen und ihren Napoleon nicht aufhänge? Der Vater sah mich lächelnd an, dann aber seufzte er tief und sagte: „Weil sie noch stärker sind als wir!" Ich habe wenig Erinnerungen aus meiner ersten Jugendzeit, die mir so lebhaft im Gedächtniß geblieben sind, als diese Worte. Aber ich hatte keine Zeit, darüber weiter nachzudenken, denn die nächsten Eindrücke waren für mich zu überwältigend.

Schon die Weite der Felder, durch die wir fuhren, erschien mir, der ich nie eine größere Weitung als den Marktplatz und den Exercierplatz gesehen hatte, wahrhaft unermeßlich und sinnverwirrend. Als wir durch die unzähligen gelben Kornfelder, auf denen die Ernte im vollen Gange war, hindurchfuhren, und nach einer Fahrt von mehr als einer Stunde endlich das erste Dorf, — es hieß Grünow — mit seinem spitzen Kirchthurme und seinen strohgedeckten Häusern, die ich für Häuser zu halten mich schwer entschließen konnte, erreichten, glaubte ich um so mehr ans Ende der Welt gelangt zu sein, als ich rückwärts blickend von der Stadt schon lange keine Spur mehr hatte sehen können. Als es aber durch das Dorf hindurch weiter und immer weiter ging, und das zweite Dorf, das der Postillon Grentz nannte, noch immer nicht als das Ziel unserer Reise erschien, da bemächtigte sich meiner die beängstigende Vorstellung, als ob wir gar nicht mehr nach der verlassenen Stadt zur Mutter und Großmutter zurückkommen könnten.

Nach dreistündiger Fahrt langten wir endlich in Wallmow an. Hier gefiel mir Alles über die Maßen wohl: das stattliche breithingelagerte Pfarrhaus, mit seiner aufgetreppten Rampe und den Obstbäumen, welche dieselbe beschatteten; der große grüne Rasenplatz vor demselben, der verwilderte Garten hinter dem Hofe, in welchem an der Scheunenwand die rothen Johannistrauben so verlockend winkten, vor Allem aber der Hof selbst, wo zahlreiches Federvieh von Hühnern, Enten, Tauben und Gänsen durcheinander strobelte und das Einfahren der Ernte in vollem Gange war. Ein Paar Tagelöhnerkinder auf dem Hofe halfen mir einen der eben abgeladenen Erntewagen erklettern, und weihten mich in die Kunst und das Vergnügen des Schaukelns ein, das sie auf den hinten an die Leitern befestigten Haltestricken sich zu bereiten verstanden. Dies erschien mir als der Gipfel des Wünschenswerthen, und da der Vater, im Hause beschäftigt, mich mir selbst überließ, so konnte ich mich dieser Lust stundenlang ungestört hingeben, die mir später die erste Enttäuschung meines Lebens bereiten sollte.

Unsere Uebersiedlung aus der Stadt nach dem Dorfe verzögerte sich bis in die letzten Tage des Spätherbstes. Es war ein rauher regnerischer Decembertag, als wir wieder desselben Weges fuhren; diesmal nicht ich mit dem Vater allein, sondern die ganze Familie: Mutter, Großmutter, der drei Jahr alte jüngere Bruder und eine aus der Stadt mitgenommene Dienstmagd, die junge kinderlose Wittwe eines bei Lübeck gebliebenen Soldaten vom Regiment. Der letzte Wagen mit unsern Habseligkeiten und Mobilien war bereits mehrere Stunden vorher abgefahren, ein anderer schon Tags vorher abgesendet. Es war eine schauerliche Fahrt, Regen und Schnee wechselten ab, die vier von den Pfarrbauern gesendeten Pferde konnten den Wagen nur eben Schritt vor Schritt durch die aufgeweichten Wege des schweren Lehmbodens ziehen, die zuweilen geradezu grundlos zu sein schienen. Auf der Hälfte des Weges trafen wir denn auch unsern letzten Mobilienwagen an, der richtig im tiefen Schlammmoraste, zwischen Grünow und Grentz, stecken geblieben war, an einer Stelle, die in diesen Jugenderinnerungen noch mehrfach eine Rolle spielen wird. Der Knecht hatte ein Pferd ausgespannt und war nach dem nächsten Dorfe geritten, um Hülfe und Vorspann zu holen. Unter Wehklagen der Frauen und Seufzen des Vaters fuhren wir an dem gestrandeten Gute vorüber. Ich allein von der ganzen Gesellschaft war im Stillen guter Dinge. Denn in meiner Phantasie stand lebendig der Wallmow'sche Pfarrhof mit dem leeren Erntewagen und der so überaus vergnüglichen Schaukel, von der ich dem kleinen Bruder so wundervolle Dinge erzählt hatte. Und so war es denn auch, als wir endlich nach vier- bis fünfstündiger Fahrt das Dorf und das Pfarrhaus erreichten, wo Herr Becken, der Küster und Schulmeister von Wallmow, nebst seinen Collegen von den drei andern Dörfern ihren neuen „Herrn Prediger" empfingen, mein Erstes, durch den Quergang des Hauses zu laufen und die nach dem Hofe führende Hinterthür zu öffnen, um den großen Erntewagen und die geliebte Schaukel aufzusuchen. Aber ach! weder Erntewagen noch Schaukel waren auf dem verödeten Hofe zu erblicken, und mit gesenktem Kopfe und traurigen Herzens schlich ich mich in das gleichfalls sehr öde und wüst aussehende Haus zurück.

Das war meine erste getäuschte Erwartung im Leben, und so tief prägte sich dieselbe meinem Herzen ein, daß dieser Eindruck mir allein von unserer Ankunft in dem Dorfe und Hause, die nun unsere Heimath sein sollten, klar und deutlich in Erinnerung geblieben ist.

* * *

Das Pfarrhaus zu Wallmow war ein für jene Zeiten stattlicher Bau, und galt für das schönste Predigerhaus in der ganzen Uckermark. Es ward erzählt, der Vorgänger meines Vaters habe sich von dem großen Friedrich, der ihm einst erlaubt hatte, sich für irgend eine patriotische That „eine Gnade zu erbitten," die Erbauung eines neuen Pfarrhauses statt des sehr verfallenen alten ausgebeten und gewährt erhalten. In der Mitte des aus etwa vierzehn großen Bauerhöfen und einer verhältnißmäßigen Zahl kleiner sogenannter „Kathen" und Einliegerhäuser bestehenden Dorfes gelegen, streckte es seine Frontseite mit der hohen doppeltgetreppten Rampe nach Westen dem „Endehecken" der Straße nach Prenzlau entgegen. Neun größere und kleinere Zimmer nebst dazu gehörigen Kammern und anderem Gelaß gaben überreichlichen Raum für die aus nur fünf Personen bestehende Familie, zumal da mein Vater, der von der Landwirthschaft nichts verstand, nicht, wie seine Vorgänger, die mit der Pfarre verbundene Feldwirthschaft selbst übernommen, sondern das Land an einen sogenannten „Colonus" verpachtet hatte. Das breit auf dem Rasenplatze hingelagerte mit Ziegeln gedeckte Haus — alle übrigen Häuser des Dorfes außer der Schmiede hatten Rohr und Strohdächer — nahm sich für den von der Hauptstraße in das Dorf Eintretenden, mit seiner breiten Fensterfronte, seinem Erker und seiner Rampe wie ein kleiner Edelsitz aus, und gab einen lockenden Anschein von Wohlhabenheit und Behaglichkeit, der uns nur allzubald sehr theuer zu stehen kommen und schwere Lasten über meine Eltern bringen sollte.

Wir waren nämlich kaum ein Jahr in Wallmow, als Napoleon's gigantischer Kriegszug gegen Rußland einen großen Theil der gewaltigen Heeresmassen auf dem Durchzuge nach der Oder und Weichsel,

wo der Verband der einzeln marschierenden Regimenter zu Brigaden, Divisionen und Armeecorps geschehen sollte, über unsere Provinz und ihre dünngesäeten Städte und Dörfer ausschüttete. Es waren besonders die Truppen des gefürchteten Marschalls Davoust, Prinzen von Eckmühl, von deren Einquartierung wir die ganze erste Hälfte des Jahres 1812 hindurch fast täglich ohne Unterbrechung heimgesucht wurden. Die Last stieg bis zum Unerträglichen. Zehn bis zwölf höhere und niedere Offiziere aller Waffen, darunter nicht selten Oberste und Regimentschefs, waren nichts Ungewöhnliches in unserem Hause, das durch sein stattliches Aeußere den fremden Gästen um so einladender in die Augen stach, je seltener damals auf den meisten Dörfern der Umgegend ein solches Haus zu finden war. Es kam daher auch mehr als einmal vor, daß sich die Commandirenden der verschiedenen durchmarschierenden Truppen das Quartier in Wallmow streitig machten, wovon denn die Folge war, daß, wenn Keiner weichen wollte, für beide Theile Platz und Verköstigung geschafft werden mußten. Was die letztere betraf, so galt es als ein Glück, wenn ein Regimentscommandeur, ein Oberst und General sich unter der Einquartierung befand, weil diese meist immer einen Wagen mit feineren Lebensmitteln, Weinen und andern guten Dingen mit sich zu führen pflegten. Was den Raum anlangte, so sah sich unsere ganze Familie oft genug auf ein einziges Zimmer beschränkt, das obendrein für meine sehr schwächliche Mutter, die eben ihr drittes Kind, meinen Bruder Karl geboren hatte, als Wochenstube diente. Die Noth war groß, da in unserem Dorfe, außer Branntwein und „Cosent“* in dem elenden „Kruge,“ nichts zu haben war, und alle Lebensbedürfnisse aus der vier starke Stunden entfernten Stadt Prenzlau geholt werden mußten. Oft fehlte es im Hause selbst an dem Allernothwendigsten, am Brote, das nicht immer in ausreichender Menge gebacken werden konnte. Dazu waren alle Colonialwaaren, wie Kaffee, Thee, Zucker Taback, in Folge der französischen Continentalsperre, unerschwinglich theuer, und doch mußten sie für die fremden Gäste geschafft werden, wenn man sie bei guter Laune erhalten wollte.

Uns Kinder focht indessen dies Alles begreiflicherweise wenig an. Wir hatten unsere Freude an all' dem bunten und glänzenden Wesen, an dem Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, die täglich durch unser stilles Dorf erdröhnten, an den goldglänzenden Tambourmajors mit den riesigen Scepterstäben, und an den schwarzbärtigen Sappeurs mit den blanken Aexten über der Schulter, den weißen Schurzfellen und den gewaltigen Bärenmützen, und ich entsinne mich noch, mit welchem Jubel wir die rothen Husaren begrüßten, die ihren Obersten an der Spitze in einem, wie es uns schien, nicht endenwollenden Zuge in unser bereits von Infanterie bequartiertes Dorf einrückten, und wie dieser Jubel sich noch steigerte, als der Oberst, gefolgt von einigen Offizieren und Adjutanten und einer stattlichen Equipage mit vier Pferden bespannt, auf unser Haus zugeritten kam, und uns dadurch die Hoffnung gewährte, die prächtig rothen Reiter längere Zeit bewundern zu können. Der Oberst, einer der schönsten Männer, die ich je gesehn, war ein Graf und hieß d'Ordonnon. Ich werde noch später von ihm zu erzählen haben. Sein Name aber ist mir durch folgenden Umstand im Gedächtniß geblieben. Als mein Vater ihm erklärte, daß es unmöglich werden würde, für ihn und seine Offiziere Unterhalt zu schaffen, da wir bereits Einquartierung im Hause hätten, entgegnete er, daß er nicht zur Last fallen werde, da er Koch und Vorräthe bei sich führe. Auf seinen Wunsch, der Hausfrau sein Compliment zu machen, führte ihn mein Vater in das Zimmer meiner Mutter, die noch immer leidend, ihn doch sehr freundlich empfing, und seine Anrede mit einer feinen Wendung in französischer Sprache erwiederte, die sie so wie mein Vater sehr geläufig handhabte. Der Franzose, wie alle Franzosen hocherfreut, in dieser Einöde, dans ce pays sauvage, wie er sich ausdrückte, seiner Sprache zu begegnen, reichte mit ritterlicher Galanterie der feinen blassen Frau eine Rose, die er in der Hand hielt, und auf ihre Frage nach seinem Namen, nannte er denselben, indem er hinzusetzte: derselbe sei leicht zu behalten, worauf er denn mit komischem Pathos das Zeitwort ordonner conjugirte, und bei dem nous ordonnons! innehielt. Ich stand dabei, und hatte bei meinem täglichen Verkehr mit den

* Ein schlechtes Dünnebier.

Franzosen bereits genug profitirt, um den Scherz verstehen zu können. Er blieb mehrere Tage bei uns, da er es zu bewirken wußte, daß die bisherige Einquartierung noch am Tage seiner Ankunft weitermarschierte, und schloß Freundschaft mit meinem Vater, dessen Weltgewandtheit und ausgebreitetes Wissen ihm wohlgefielen. Auch vergaß er beim Abschiede nicht, sich Namen und Adresse desselben in seine Schreibtafel zu bemerken, und für meine Mutter eine Flasche spanischen Weins zur Stärkung zurückzulassen.

Meine Erinnerungen aus dieser Zeit sind so lebhaft, daß ich einen Theil der Offiziere, die bei uns zu verschiedenen Zeiten in Quartier lagen, noch heute nach fünfzig Jahren zeichnen könnte. Da war ein alter Chirurgien-Major, der mit anderen Offizieren eines Regiments der jungen Garde über acht Tage bei uns einquartiert war, und der mich nach einem bösen Falle, bei dem ich mir das rechte Auge stark verletzt hatte, sehr schnell und glücklich kurirte. Da war ein alter Bataillonschef, der gleichfalls längere Zeit bei uns sein Quartier aufgeschlagen hatte, und mich täglich mitnahm, wenn er seine Leute musterte oder draußen vor dem Dorfe exerciren ließ, und dessen Sorge für mich, den er sehr in Affection genommen hatte, so weit ging, daß er mich zurückschickte, meine vergessene Mütze zu holen, damit ich nicht in der Sonne verbrenne, und mein noch immer krankes Auge Schaden leide. Ich hatte gleichfalls eine große Anhänglichkeit an den alten Schnurrbart, der trotz der zwei fürchterlichen Stirnnarben sehr freundlich aussah, und folgte ihm überall wie sein Schatten, zuweilen selbst auf sein Pferd, wenn er mich auf demselben mit hinaus vor das Dorf zum Exerciren nahm. Mit meinem Vater spielte er täglich seine Partie „Bouillotte," — so glaub' ich hieß das Kartenspiel, — und Abends erzählte er wohl von den Feldzügen, die er mitgemacht, und daß er schon bei den Pyramiden gefochten, und achtzehn Wunden an seinem Leibe habe, worauf er denn immer hinzufügte: dieser Feldzug solle sein letzter sein, dann wolle er sich in seiner bretagnischen Heimath zur Ruhe setzen, wo er Weib und Kind — un garcon comme celui-là! sagte er, indem er mir streichelnd die Hand auf den Kopf legte — daheim habe. Er hat sie wohl nimmer wiedergesehen. Am Abende vor seinem Abmarsche machte er nach der letzten Partie mit dem Vater seine Rechnung über alle früheren Partien, und als ihm mein Vater die kleine Summe auszahlte, die sein Verlust betrug, fand ich dieselbe des Morgens, in einen Rapport gewickelt, in meiner Mütze. Ich weinte ihm Thränen nach, als er, nachdem er uns alle herzlich umarmt hatte, von dannen ritt.

Eine stehende Frage aller unsrer Gäste an meinen Vater war immer: wie weit es noch sei bis Moskau? Petersburg hab' ich nie nennen hören. Daß sie siegen würden, war Allen ausgemacht, und ich sehe noch den Adjutanten eines Colonnels, einen jungen schönen schwarzlockigen Südfranzosen sich vor meiner Mutter mit den Worten dandiniren: „Diesen Winter, Madame, werden wir brillante Bälle in Moskau haben! Schade, daß Sie nicht von der Partie sein können!"

Rohe Gewaltthätigkeit und brutales Betragen von Seiten unserer Einquartierung kam fast niemals vor, denn es waren zu unserm Glück nur Franzosen, die bei uns durchzogen, und wir blieben verschont von unsern deutschen Brüdern der Rheinbundscontingente, über welche wir noch lange nachher von vielen Seiten die schwersten und leider nur zu begründeten Klagen zu hören hatten. Die einzige Ausnahme von allen unsern französischen Einquartierungs-Gästen war ein Unteroffizier der jungen Garde, der für den Colonnel seines Regiments und seine Adjutanten Quartier machen kam, und dem die ihm von meiner Mutter gezeigten Zimmer nicht gut genug erschienen. Er vergaß sich soweit, meine Mutter zu schimpfen und thätlich zu bedrohen. Auf ihren Hülferuf eilte mein Vater herbei, und empört über die Frechheit des Burschen, und ein starker und muthiger Mann wie er war, machte er, als der Franzose den Säbel ziehen wollte, kurzen Proceß, packte ihn rasch um Arm und Leib, und warf ihn sammt seiner Bärenmütze aus der Hausthür, die er sofort verriegelte, auf die Rampe hinaus. Der Colonnel, dem mein Vater die Sache vortrug, statt diesen Act der Selbsthülfe und des bürgerlichen Hausrechts übel zu nehmen, und in demselben eine Entweihung des kaiserlichen „Rocks" zu sehen, verurtheilte den Träger des letztern vielmehr zu vierundzwanzig Stunden Arrest

bei Wasser und Brot, die er denn auch in dem dunklen Spritzenhause des Dorfs zu unserer Freude richtig absaß.

Eben so menschlich waren die französischen Offiziere meist auch bei den Klagen der Bauern des Dorfs über Unordnung und Turbationen ihrer Einquartierung — die schon wegen der beiderseitigen absoluten Unkenntniß der Sprache nicht ausbleiben konnten. Sie waren fast immer zur raschen und strengen Abhülfe bereit; doch war der Druck, der auf den Bauern lastete, noch immer hart, und das Betragen der fremden Gewalthaber und ihre Forderungen oft übermüthig genug, um tiefe Erbitterung und rachedurstigen Grimm in den Gemüthern zu erzeugen. Mein Vater hatte natürlich bei allen diesen Gelegenheiten immer den Dolmetscher und Vermittler zu machen, und seine Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit in diesem Geschäfte trugen nicht wenig dazu bei, ihm bei seiner Gemeinde Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben. Nicht selten kam es sogar vor, daß benachbarte Amtleute und Gutspächter ihn eigens holen ließen, um durch sein Sprachtalent ihre unzufriedne Einquartierung zu begütigen, was ihm fast immer glücklich gelang. Ich selbst hörte einmal einen alten Amtmann — so hießen damals die königlichen und adligen Gutspächter — mit Thränen in den Augen dankend sagen: er möchte manch hundert Thaler drum geben, wenn er so glücklich wäre, „so gut Französisch parliren“ gelernt zu haben. Und — traurig genug und bezeichnend für die damals auf Deutschland lastende, unabwälzbar scheinende Schmach — das hauptsächliche Motiv, Französisch zu lernen, war die Aussicht, sich besser mit seinen Unterdrückern und Bedrängern verständigen, leidlicher mit ihren Forderungen abfinden zu können! —

Doch fehlte es auch nicht an tapferer Gesinnung. Einst als mein Vater bei einer Amtsreise, auf der er mich mitgenommen hatte, mit dem Oberamtmann und seiner Familie, nebst einem französischen dort in Quartier liegenden Chasseuroffiziere zu Tische saß, kam der Großknecht des Hofes, eine herkulische Gestalt, heulend in das Zimmer, und beklagte sich, daß die Ordonnanz des Offiziers, ein kleiner unbärtiger Chasseur, ihn, weil er des Franzosen Courmacherei bei seiner Liebsten nicht leiden wollen, arg mit flachen Klingenhieben zugerichtet habe. Ohne eine Miene zu verziehen, sagte sein Herr ruhig zu ihm in dem üblichen Plattdeutsch: Awer Chrischan, kann de Franzos di denn öwer? (Aber Christian! kann der Franzose Dir denn über? d. h. ist er stärker als Du?) Diese Worte zündeten ein plötzliches Licht in der Dunkelheit von Christian's uckermärkischem Bewußtsein. Der Hüne hörte auf zu greinen, ging ganz bedächtig in den Pferdestall zurück, nahm einen doppelt gedrehten Strang, ergriff den nichtsvermuthenden Franzosen mit seiner Hünenfaust, legte ihn leicht wie ein Kind über einen gefüllten Häkselsack und drosch schweigend den Erstaunten und laut Schreienden windelweich, der sich nach beendeter Procedur bei dem Offiziere, der streng auf Mannszucht hielt, nicht einmal zu beklagen wagte. Man kann ein guter Patriot sein und doch eingestehen, daß in der Handlungsweise des braven Uckermärkers viel, sehr viel Deutsches liegt.

Auch Portugiesen sahen wir unter diesen Heereswogen, die sich auf den Wink des weltgebietenden Soldatenkaisers gen Norden hinwälzten. Sie kamen Nachmittags an, und blieben nur eine Nacht, und weil Alles bereits im Dorfe von Einquartierung überfüllt war, bivouakirten sie zum Theil auf dem großen Platze vor unserm Hause, wo sie Abends, zum größten Schrecken der Dorfbewohner, ihre Feuer anzündeten, um die gelagert sie ihre Kost bereiteten. Sie führten Maulthiere mit sich, die mit allerhand Vorräthen beladen, und deren Geschirre mit zahlreichen Glöckchen und Schellen besetzt waren. Es waren kleine schmächtige Gestalten mit dunkelbraunen Gesichtern, von deren schwarzlockigen Krausköpfen lange gestrickte Mützen herunterhingen. Einige von ihnen führten Mandolinen mit sich, zu deren Tönen sie ihre fremdklingenden Volkslieder sangen. Was mich am meisten wunderte, war, daß mein Vater mit ihnen nicht sprechen konnte. Ich hatte bisher die Vorstellung gehabt, daß mein Vater Alles könne und verstehe.

Am folgenden Morgen waren sie fort, und nur die schwarzen Feuerstellen auf dem Rasen zeugten noch davon, daß die Anwesenheit dieser Kinder des fernsten europäischen Südens in dem abgelegenen Dorfe der nordischen Uckermark kein Traum gewesen war, und daß ich das langöhrige Maulthier, welches ich aus der Abbildung

in meinem Bilderbuche kannte, wirklich in lebendigen Exemplaren gesehen hatte. Unsere Bauern sprachen später noch oft von diesen biblischen Thieren, denen sie den Namen „Eselspferde" gaben.

Endlich hörten die Durchmärsche und Einquartierungen auf, — die Portugiesen waren die letzten gewesen — und die frühere Stille zog wieder in unser einsames Dorf ein. Doch wurde die Erinnerung an die fremden Gäste noch oftmals wieder erneuert. Zumeist durch meine Großmutter, die es dem obenerwähnten schwarzlockigen Adjutanten nicht vergessen konnte, daß er von dem theuern Zucker nicht nur in die Obertasse seines Kaffees eine strafwürdig große Menge hineingethan, sondern selbst die Untertasse noch besonders mit einigen Stücken versehen habe, wenn der schwarze Inhalt der Obertasse über den Rand hinabgeflossen war. Auch gedachte sie mit gleicher Entrüstung zweier anderer Franzosen, welche stets am Essen gemäkelt, vom frischen Brote nur die Rinden gegessen, die Krume aber ihren Pferden gegeben hatten und die Butter, — die für uns ein zu theurer Luxus war, — nicht nur fingerhoch auf die Rindenstücke gestrichen, sondern sogar eine halbverzehrte Spickgans dem Jagdhunde des Einen vorgeworfen hätten. Die sonst gutherzige alte Frau verhehlte nicht, „den französischen Rackern," wie sie sie nannte, dafür alles Böse zu wünschen, und ihnen zu prophezeihen, daß sie für ihren Frevel an der „Gottesgabe" in Rußland sicher ihre gerechte Strafe finden würden. —

Meine eigne Erinnerung jedoch war noch lebendigerer und greiflicherer Art. Sie bestand in einem versilberten sogenannten Ringkragen, den ein Offizier bei uns vergessen und mit dem eine unserer Hausmägde, die ihn gefunden, mich beschenkt hatte. Ich habe das Prachtstück später noch lange bewahrt, und trug dasselbe an einer Schnur am Halse bei unsern spätern Soldatenspielen, um mich als Hauptmann kenntlich zu machen, zum großen Neide meines anderthalb Jahr jüngern Bruders, der die mir feindlichen Heerschaaren anzuführen pflegte, und der, als er mir meinen Schmuck einmal bei einem Ueberfalle entrissen hatte, darauf bestand, daß ihm derselbe fortan nach Kriegsrecht gehöre. Das führte denn zu starken Zweikämpfen, in denen er, obschon jünger als ich, durch sein rücksichtsloseres Draufgehen mich oft hart bedrängte. Doch diese kindischen Bruderkämpfe, in denen sich ein schweres Verhängniß symbolisch vorbildete, gehören in eine spätere Zeit und in ein anderes Capitel.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die Brüder Senkenberg. Von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Wenn die große geschichtliche Bedeutung der alten freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt für die Zukunft wohl als abgeschlossen betrachtet werden darf, so ist es um so verdienstlicher und interessanter, die Erinnerungen an ihre glorreiche Vergangenheit zu sammeln und in der charakteristischen Eigenthümlichkeit aufzubewahren. Einen Beitrag zu dieser Stadtgeschichte giebt das vorliegende Buch und wenn jetzt darin auch Vieles weitschweifig und allzu eingehend erscheint, so wird die spätere Zeit anders urtheilen und man wird dem Forscher Dank wissen, der in der Geschichte eines Hauses gleichsam den Spiegel einer ganzen Periode aus der untergegangenen Frankfurter Herrlichkeit gegeben hat. Ist es doch ein Haus, dessen Name sich für die freie Reichsstadt an eine der wichtigsten öffentlichen Stiftungen knüpft, die aus reiner Menschenliebe entstanden, anfänglich eine Art Spital, sich zu einem wissenschaftlichen Institute von großer Ausdehnung entwickelte. Aber weniger der edle Stifter, Joh. Christian Senkenberg, giebt Gelegenheit, die Verfassung und den Geist der Stadt kennen zu lernen, als vielmehr dessen Bruder, ein etwas toller Kamerad, der fortwährend mit Recht und Unrecht in Fehde gegen die Behörden lag und dadurch alle erdenklichen Seiten der Einrichtungen hervortreten läßt und beleuchtet. Ein unruhiger Kopf, aber kein unbedeutender Mensch, machte er seiner Familie und den städtischen Behörden viele Sorge, um so mehr, da man ihn nicht zum Schweigen bringen konnte. Auch die Vorfahren Goethe's spielen in dem Buche eine Rolle und einige neue Aufklärungen über Familienbeziehungen im Goethe'schen Hause sind bereits vielfach daraus entnommen worden. Wenn solche Darstellungen nach Acten aus Archiven an und für sich schon höchst werthvoll sind und nicht genug anerkannt werden können, so ist im vorliegenden Falle das Verdienst ein doppeltes, da es sich um „überwundene" Zustände handelt.

Giovanni Domenico Caſſini.

Von

J. H. von Mädler.

Um die Wirkſamkeit dieſes Mannes richtig zu würdigen, müſſen wir uns in eine Zeit verſetzen, die zwar nur zwei Jahrhunderte hinter uns liegt, aber gleichwohl von der gegenwärtigen, namentlich was die Himmelskunde betrifft, ſich ſo weſentlich unterſcheidet, daß kaum eine Aehnlichkeit übrig bleibt.

Vergebens ſehen wir uns in und außer Europa nach Sternwarten um, die um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Wiſſenſchaft wahrhaft zu fördern im Stande geweſen wären, wenngleich das Fernrohr ſchon allgemein bekannt, und durch Galilei, Kepler und Andere erheblich verbeſſert war. Freilich leſen wir von zahlreichen jeſuitiſchen Sternwarten. Aber ſehen wir näher zu, ſo finden wir in einem möglichſt hochgelegenen, nach Süden gerichteten Zimmer ein Fernrohr aufgeſtellt, um ſich gelegentlich Finſterniſſe, Kometen und ähnliche, Aufſehen erregende Gegenſtände anzuſehen. Und in der That wußte jene Zeit noch gar nichts von den Erforderniſſen einer zweckmäßig angelegten Sternwarte.

Und dieſem ſo unvollkommenen Zuſtande gegenüber eine Nichtachtung, die noch auf keiner einzigen Univerſität einen beſondern Lehrſtuhl der Aſtronomie zuließ, und die wenigen Notizen, die etwa noch dargeboten wurden, den Mathematikern, Phyſikern und Medicinern überließ; ja eine Verdächtigung und Verfolgung, der ſo mancher tüchtige Forſcher zum Opfer fiel, und Andere zur äußerſten Vorſicht mahnte, um ja keine Entdeckung zu veröffentlichen, die ihrem Urheber verderblich werden konnte. Nicht die Bewegung der Erde allein, ſondern ſelbſt ihre planetariſche Natur, ward mit Erbitterung bekämpft, und zu dieſem Zweck Scheingründe vorgebracht, mit deren Widerlegung kein heutiger Aſtronom mehr ſeine koſtbare Zeit zu vergeuden braucht.

In England war 1662 eine, bis dahin ganz in Geheim beſtehende, Geſellſchaft, durch eine Acte Karl's II. als Royal Society anerkannt worden, und ſie zählt unter ihren Präſidenten Iſaak Newton. Sofort dachte man auch an die Errichtung einer Sternwarte; ſie ſteht in Greenwich und John Flamſteed ward ihr erſter Director, und nun glaubte der prachtliebende Ludwig XIV. nicht zurückbleiben zu dürfen. Im Süden der Stadt, durch Gartenanlagen vom Palais Luxembourg getrennt, entſtand unter Perrault's Leitung ein eben ſo großartiger, als für ſeine Hauptbeſtimmung unzweckmäßiger Bau, das Obſervatoire Royal. Schon damals waren die Männer der Wiſſenſchaft, die er in der 1666 eröffneten Académie des Sciences

vereinigte, in Beziehung auf das Observatoire der Meinung, daß es ganz anders errichtet werden müsse, aber ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Ludwig wollte vor Allem einen Prachtbau, der Millionen kostete, er liebte die Wissenschaften nicht um ihrer selbst willen, sondern nur weil er sie für geeignet hielt, seinen Ruhm zu vergrößern. Er, der nie ein Buch las, ertheilte Pensionen an sechzig ausländische Gelehrte (auch der Danziger Astronom Hevel befand sich unter diesen). So mußte die Akademie geschehen lassen, was sie nicht ändern konnte.

War die Sternwarte selbst, wie Perrault sie ausführte, ein in der Hauptsache verfehltes Werk, so muß man die Wahl, welche Ludwig XIV. für das Directorat derselben traf, eine desto glücklichere nennen. Denn vor zwei Jahrhunderten war es ungleich schwerer, geeignete Persönlichkeiten bei solchen Stellenbesetzungen aufzufinden, als gegenwärtig, und Ludwig fand in seinem eigenen Reiche Niemand, dem er einen so wichtigen Posten glaubte anvertrauen zu können. In Italien fand er, was er suchte.

Giovanni Domenico Cassini war 1625 zu Perinaldo, einem Städtchen der damals italienischen Grafschaft Nizza, geboren und absolvirte seine Studien in Genua. Durch einen Zufall kam ihm hier ein astronomisches Werk in die Hände, das den lebhaften Jüngling mächtig ergriff. Allerdings war es stark mit Sterndeuterei, insbesondere Kometomantie, versetzt, aber sein heller Geist unterschied leicht Echtes und Unechtes. (In Cassini's zahlreichen Werken ist keine Spur dieser damals allgemein verbreiteten Verirrung anzutreffen.) Schon mit fünfundzwanzig Jahren bekleidete er den Lehrstuhl der Mathematik und Astronomie zu Bologna, und hier erschien bald darauf seine erste Schrift de cometa anni 1652 et 1653, den er in dem kurz vorher zur Sternwarte umgebauten Petroniusthurme beobachtet hatte, und schon in diesem Werke zeigt sich sein durchdringender Scharfsinn. Hier bestimmte er auch das Aequinoctium 1656 und gab, in Gemeinschaft mit seinem Collegen Marchione Malvasia, neue Sonnentafeln und Sonnenephemeriden 1662 heraus.

Zwar mußte auch er, wie Copernicus, sich zu fremdartigen Beschäftigungen verwendet sehen, die päpstliche Regierung übertrug ihm die Rectification des Chianaflusses und ernannte ihn zum Oberintendanten der Befestigung der Citadelle S. Urbino. Aber sein Eifer für Himmelskunde war zu groß, um sich dadurch von astronomischen Forschungen abhalten zu lassen, und wir finden im Gegentheil die vier Jahre, während welcher er diese heterogenen Arbeiten besorgte, sechzehn Abhandlungen Cassini's über die verschiedensten Gegenstände der Astronomie, darunter die wichtigen Arbeiten über Jupiter, dessen Abplattung er fand, und aus dessen dunklen Fleckenzonen er die Rotationsperiode des Planeten zu 9^h 56′ ableitete (die wahre Periode ist 9^h 55′ 26,6″). Auch beobachtete er die Verfinsterungen seiner Trabanten und ist der Erste, der ihre Verspätung in größerer Entfernung des Hauptplaneten wahrgenommen hat, wiewohl es ihm nicht gelang, eine genügende Erklärung über diese Verspätung zu geben. Auch hat er zuerst die Schatten der Trabanten auf der Jupitersscheibe deutlich gesehen, und ihre periodischen und synodischen Umlaufszeiten genauer als Galilei bestimmt. In ähnlicher Weise untersuchte er auch die andern Planeten, fand für Mars 24^h 40′ Rotation (die wahre ist 24^h 37′ 22″). Viel Mühe machte ihm Venus, deren Flecke so überaus schwach sind. Dennoch gelangte er auch hier zum Ziele, und bestimmte schließlich 23^h 15′ für ihre Rotationsperiode (6 Minuten zu gering). Ueber diese Periode erhob sich später eine Controverse, indem Bianchini für diese Periode die sonderbar abweichende Zahl 584 Stunden fand. Allein obgleich Flaugergues auf eine ähnliche kam, so haben dennoch de Vico und Secchi in Rom, wo auch Bianchini beobachtet hatte, durch sehr sorgfältige Beobachtungen der matten Flecke die Venusrotation zu 23^h 21′ 21″ bestimmt.* Bei Merkur und

* Da die Sichtbarkeit der Venusflecke bisher nur Wenigen gelungen ist (Fritsche, Lamont und ich selbst habe es ganz vergebens versucht) und W. Herschel so wenig von ihnen gesehen, daß er nichts daraus abzuleiten wagt, so hat man ein anderes Mittel versucht und die Veränderungen der Horngestalt beobachtet. Doch hat auch dies große Schwierigkeit und Alles, was daraus resultirt, ist die Unwahrscheinlichkeit des Bianchini'schen Resultats. Die gleichen oder doch sehr ähnlichen Horngestalten kehren wieder nach einem Zeitraum, der wohl mit der Cassini'schen, keineswegs jedoch einer um so vieles längern Periode vereinbar ist, und Bian-

Saturn blieben Cassini's Bemühungen erfolglos. Eine andere Controverse erhob sich über die Natur des Sonnenkörpers gegen Riccioli, und auch hier war Cassini siegreich.

Die ermittelten Planetenrotationen, von denen früher Niemand etwas geahnt hatte, waren damals besonders auch dadurch wichtig, daß sie Analoga zur Erdrotation lieferten. Denn in jener Zeit gab es noch Astronomen, welche mit allerlei Scheingründen nicht allein die Erdrotation, sondern wohl gar noch die planetarische Natur der Erde leugneten und diese Meinung als ketzerisch brandmarkten, was heutzutage nur noch ein George und ähnliche Ignoranten thun, mit deren Widerlegung kein Kundiger seine Zeit zu vergeuden braucht.

1669 zeigte er, daß drei vollständige Beobachtungen eines Weltkörpers genügen, für die von ihm beschriebene Bahn eine Kepler'sche Ellipse zu finden, und kein Komet jener Zeit blieb von ihm unbeobachtet.

So wichtige und erfolgreiche Arbeiten sowohl in der theoretischen als praktischen Astronomie lenkten auf ihn die allgemeine Aufmerksamkeit und Ludwig XIV. fand sich bewogen, ihn 1669 in die noch junge Akademie der Wissenschaften zu berufen und ihm gleichzeitig die Direction der ihrer Vollendung nahen Sternwarte zu übertragen, und Cassini nahm ohne Zögern die ehrenvolle Berufung an.

Hier vermochte sein Eifer noch reichere Früchte zu tragen als in Bologna. Ludwig scheute keine Kosten, um die größten damals zu erlangenden Fernröhre bei Campani in Italien für Cassini zu bestellen. Man hegte in jener Zeit die ausschweifendsten Hoffnungen über die Wirkung möglichst langer Fernröhre und erwartete von ihnen nichts Geringeres, als die Mondbewohner zu sehen. Rohre von 88, 150, 220, ja 600 Fuß Länge konnten nicht in Zimmern zur Beobachtung aufgestellt werden; sie wurden auf dem Dache des Grand Observatoire placirt und vor den Augen der erstaunten Pariser führte Cassini seine Beobachtungen aus. Die Ruhmsucht des Königs war damit zufriedengestellt, weit weniger jedoch die Erwartungen der Kenner. Denn für genaue Meridianbeobachtungen war im Pariser Observatorium so gut als gar nicht gesorgt und so ist die kostspielige Anstalt von andern und namentlich der Greenwicher Sternwarte weit überflügelt worden.

Indeß Cassini that Alles, was er irgend vermochte. Der Unbehülflichkeit dieser langen Instrumente ward durch sinnreiche Vorkehrungen großentheils abgeholfen. Wenn es nicht länger möglich war, Objectiv und Ocular in demselben Rohre zu vereinigen, so errichtete man hohe Mastbäume, an denen man das Objectiv so befestigte, daß es sowohl auf- und niedergeschoben, als auch seitwärts gedreht werden konnte, was der Beobachter, der das Ocular in der Hand hielt, durch Stangen und Seile bewirkte. So brachte man das Bild des Himmelskörpers in die Nähe des Beobachters, der es dann mit dem Ocular beobachtete. Wollte man überhaupt die möglichste Vergrößerung erreichen, so blieb vor Entdeckung der Achromasie nichts Anderes übrig, und so gewiß Niemand mehr in solcher Art beobachten wird, so wenig verdient der Mann Tadel, der that, was er konnte.

Daß ihm bei allen seinen Entdeckungen die Priorität gewiß war, wird man leicht erachten. Nirgendwo auf der Erde waren so kolossale Maschinen wie hier aufgestellt.

Von besonderer Wichtigkeit sind seine Bereicherungen des Saturnsystems. Man hatte lange Zeit nicht gewußt, was man aus den eigenthümlichen Erscheinungen, die dieser Planet darbot, machen solle. Altissimum planetam tergeminum observavi, schrieb Galilei an Kepler, da er drei mit einander zusammenhängende Körper zu sehen glaubte. Cysatus spricht von zwei Monden Saturns, die ihm stets zur Seite und an derselben Stelle blieben; Hevel in seiner Machina coelestis giebt ziemlich richtige Zeichnungen der Saturnsgestalt, wagt jedoch keine Erklärung derselben: Huyghens traf endlich das Richtige, indem er sagt: Saturn wird von einem freischwebenden Ringe umgeben, der gegen die Ekliptik geneigt, eben und sehr dünn ist. Auch hatte Huyghens schon einen Mond (Titan, von etwa 300 Meilen Durchmesser) entdeckt und auch den Versuch gemacht, seine Bahn zu bestimmen, allein alles Uebrige blieb noch zu erforschen. Cassini fand noch vier Saturnsmonde, den Japetus (1671 im

chini hat wahrscheinlich etwas gesehen, was der Jahreszeitenfolge und nicht der Umdrehungsperiode angehört.

October), Rhea (1672 am 23. December), Tethys und Dione (1682 im März) und dies blieb länger als ein Jahrhundert hindurch unser Saturnssystem, denn erst das 18. und 19. Jahrhundert fügte noch drei Saturnstrabanten hinzu: Mimas, Eneeladus und Hyperion. Bleibt man bei den Ordnungszahlen der früheren Zeit, so hat Huyghens den sechsten, Cassini den dritten, vierten, fünften und achten entdeckt.

Viele Fragen, die wir jetzt als längst entschieden zu betrachten uns gewöhnt haben, beschäftigen damals die Forscher noch sehr ernstlich. Sind die Polhöhen (Breiten) veränderlich oder nicht? Folgen die Kometen bei ihrer Bahn irgend einer Regel? Dreht sich der Mond um seine Axe? Sind die Umlaufszeiten wie die Rotationsperioden unveränderlich oder nicht? Welches ist die wahre Gestalt und Größe der Erde? Diese und viele andere Fragen und Zweifel wurden aufgeworfen, denn noch hatte Newton seine Gravitationstheorie nicht entwickelt, und auch nachdem das geschehen war, zweifelten die meisten Franzosen und Cassini selbst an deren Richtigkeit und versuchten auf verschiedenste Weise, dem großen Briten ein anderes System gegenüberzustellen. Viele Abhandlungen Cassini's beziehen sich auf diese Gegenstände, und sie haben also für uns nur noch einen geschichtlichen Werth.

So blieb nur übrig, alles durch Beobachtungen zu entscheiden, und als beobachtender (oder sagen wir richtiger betrachtender) Astronom stand Cassini oben an. Er war seiner Zeit, was Herschel den späteren war, denn Beide besaßen Hülfsmittel, wie sie Niemand sonst zu Gebote standen. Zwischen Beiden bestand nur der Unterschied, daß das Jahrhundert Herschel's weiter vorgerückt war als Cassini's, und daß der große Brite von seinen Landsleuten besser verstanden und gewürdigt ward, als dies hundert Jahre früher überhaupt möglich war. Auch war in jener Zeit die Rivalität zwischen beiden Völkern noch viel zu lebhaft, als daß eine richtige Würdigung auch in der Wissenschaft gegenseitig möglich gewesen wäre. Wenn also Cassini sich mit aller Macht gegen eine Anerkennung der großen Ermittelungen Newton's stemmte, und alles Mögliche versuchte, nur um die Gravitationstheorie nicht aufkommen zu lassen, so konnte er gewiß sein, daß alle Franzosen für ihn Partei nehmen würden. Namentlich war es die Cartesianische Wirbeltheorie, die man um jeden Preis zu halten und aus ihr die Erscheinungen zu erklären suchte.

Indeß blieben Aufgaben genug, bei denen die streitige Theorie nicht direct berührt ward, und eine solche bildete die noch immer unbekannte Entfernung der Sonne. Wir dürfen die totale Erfolglosigkeit aller früheren Bestrebungen zur Ermittelung dieses wichtigen Elements als bekannt voraussetzen. Seit Kepler wußte man, daß sie weiter als drei Millionen Meilen von uns stehen müsse und also beträchtlich größer sei als die Erde; (Tycho machte ihren körperlichen Inhalt 140 Mal größer) allein dies war nichts als eine untere Grenze. Cassini veranlaßte, daß Richer und Maurisse nach Cayenne gesandt wurden, um durch gleichzeitige Beobachtungen dort und in Paris diese wichtige Parallaxe zu ermitteln. Eine sehr günstige Marsopposition sollte dazu benutzt werden. Maurisse starb in Cayenne, Richer jedoch kehrte mit den Beobachtungen Beider zurück und sie befinden sich noch auf der Bibliothek des Grand Observatoire. Aber bei der Vergleichung mit den in Paris erhaltenen Bestimmungen ergab sich kein sicher zu verbürgender Unterschied. Nun schloß Cassini: die gesuchte Parallaxe kann in keinem Falle gleich Null oder gar negativ sein, also hat sie sich in den Beobachtungs- (und Instrumental-) Fehlern versteckt, diese können nicht größer als n sein und wird dieses n für die Marsparallaxe genommen, so ergiebt sich die Sonnenparallaxe gleich 9,5″. Dieses ist also ein Maximum für die gesuchte Parallaxe.

Es war dies nichts weiter als eine glückliche Conjectur, nach der die Sonne neunzehn Millionen Meilen von der Erde entfernt und etwa 105 Mal im Durchmesser größer als diese war; für eine Lösung des Problems konnte dies unmöglich gelten, obgleich das angeführte Resultat, in Ermangelung eines bessern, von den meisten Astronomen vorläufig angenommen ward.

Cassini ist in der That der Erste, der Marsbeobachtungen zur Bestimmung der Sonnenparallaxe angewandt hat. Erst lange nachher wurde dasselbe Mittel, aber allerdings in zweckmäßigerer Weise, von Wargentin und de la Caille angewandt,

denn erst Halley machte auf die Venusdurchgänge aufmerksam. Cassini's Annahme kommt in der That der Wahrheit bis auf eine halbe Secunde nahe.

Richer's Aufenthalt in Cayenne sollte aber noch in einer andern Beziehung für Astronomie wichtig werden. Er hatte eine sehr gute Pendeluhr, sorgfältig verpackt, nach Cayenne mitgenommen und sie dort aufgestellt, fand jedoch bald, daß sie täglich um zwei Minuten zu langsam ging. Die genauesten Untersuchungen ließen nichts entdecken, was den Gang alterirt haben könne, und die Uhr ging nicht eher wieder richtig, bis man ihre Pendellänge um 1,2 Linien verkürzt hatte.

Bei diesem Resultat beruhigte sich Cassini noch nicht. Hatten doch Pendeluhren an anderen Orten von verschiedener Breite eine solche Ungleichheit nicht gezeigt, so wenig als directe Pendelbeobachtungen. Er veranlaßte Richer, seine Berechnungen nochmals genau zu prüfen, allein es ward kein Fehler entdeckt, und was die übrigen verglichenen Orte betraf, so war ihr Breitenunterschied zu gering, um einen solchen Unterschied noch wahrnehmen zu lassen. Nun erklärte er, daß der Umschwung der Erdkugel da, wo er am stärksten ist, die Schwere auch am meisten vermindern müsse. Die Erklärung ist nicht sowohl unrichtig als unvollständig, denn sie erklärt, wenn die Sache genau untersucht wird, nur einen Theil der beobachteten Abweichung, und nur unter Zuziehung der Abplattung des Erdkörpers ergiebt sich eine für das Ganze genügende Erklärung. Aber diese aus Newton's Gravitationstheorie gefolgerte Abplattung erkannte Cassini nicht an, denn seine Gradmessung, die er über ganz Frankreich vom Canal bis zu den Pyrenäen ausgedehnt hatte und worauf Frankreich mit Recht stolz war, zeigte keine Abplattung sondern im Gegentheil eine Verlängerung der Umdrehungsaxe. Und die Sorgfalt, mit der bei dieser ausgedehnten Messung alles berücksichtigt war, erhob sie weit über die Versuche Norwood's, Snellius', Musschenbroek's und Anderer, wobei nicht allein Manches vernachlässigt war, sondern die sich auch über weit geringere Bogen erstreckten als die Cassini'schen Dreiecke. So glaubte der französische Geodät und mit ihm Andere, namentlich Eisenschmidt, gegen Newton's Theorie auftreten und sie bekämpfen zu müssen. Ueberhaupt entstand damals die (auch von Cassini getheilte) Meinung, die Abweichung der Uhr in Cayenne möge ein bloßes Localphänomen sein. Er war überhaupt nicht sehr geneigt, neue Meinungen sofort anzunehmen, selbst wenn die sie veranlassende Thatsache nicht länger in Abrede gestellt werden konnte. So hatte der Däne Olaus Roemer, gleichfalls Mitglied der Pariser Akademie, bei seiner Berechnung der Trabantenfinsternisse Jupiters die Wahrnehmung gemacht, daß diese Finsternisse sich verspäteten, wenn Jupiter weiter von der Erde stand, und im entgegengesetzten Falle, wenn sein Abstand kleiner als der mittlere war, sich verfrühten. Er schrieb diese Veränderung dem längeren Wege zu, den der Lichtstrahl zu durchlaufen habe, und sah in dieser Wahrnehmung ein Mittel, die Geschwindigkeit des Lichtstrahls zu berechnen; Cassini jedoch trat dem nicht bei, und glaubte in den Ungleichheiten des Laufs der Trabanten eine Erklärung zu finden. Erst viel später, als auch andere Phänomene, namentlich die von Bradley entdeckte Aberration, auf diese Lichtzeit führte, fand Roemer's Erklärung allgemeinen Beifall; bis dahin hatte man die Geschwindigkeit des Lichtstrahls für unendlich, und die Uebermittelung durch ihn für eine augenblickliche gehalten.

Ein harter Schlag traf die junge französische Akademie: Ludwig XIV. hob, auf die unabläßigen Vorstellungen Le Tellier's, das Edict von Nantes auf. Man mochte gehofft haben, alle Protestanten würden sofort katholisch werden, allein sie wanderten aus, oft unter den größten Gefahren und Entbehrungen und fanden Aufnahme in Holland und England, sowie den Staaten des Kurfürsten von Brandenburg und anderer protestantischen Herrscher. Gegen 800,000 Franzosen verließen ihr Vaterland und trugen Künste, Wissenschaften und Gewerbfleiß zu den Nachbarn, die sie mit Freuden aufnahmen. Unter den Akademikern, die Frankreich verließen, sind besonders der Holländer Huyghens und der Däne Römer zu erwähnen. Alle Vorstellungen der Akademiker und Anderer blieben ohne Erfolg bei der Bigotterie des Königs und seiner jesuitischen Rathgeber, und Frankreich verlor das bis dahin in den Wissenschaften und Künsten geübte Principat, das an Holland und England über-

ging. Wohl sah Ludwig den gemachten Fehler ein, doch nur wenige kehrten zurück und bildeten in Paris und einigen andern Orten kleine protestantische Gemeinden.

Schmerzlich vermißte auch Cassini die Hülfe, welche die oben Genannten und andere Genossen ihm bis dahin geleistet, und die dem nun schon alternden Manne so nöthig gewesen wäre, und wir haben uns nicht darüber zu wundern, wenn seine späteren Jahre weit weniger fruchtbar an Ergebnissen sind. Die Gradmessung hat er noch mit Hülfe seines Sohnes, der auch später sein Nachfolger ward, 1701 beendet.

Alle Mühe, die er sich gab, in Paris die Venusflecken zu sehen, die er in Bologna mit viel geringeren Hülfsmitteln gefunden hatte, erwies sich fruchtlos, und die Planetenrotationen sind ausschließlich ein Ergebniß seiner italienischen Arbeiten. Aber wir haben noch einer Seite seiner Thätigkeit zu gedenken, die sich bis in das fernste Asien erstreckte.

Unter den zahlreichen Zöglingen, die er gebildet, befanden sich auch mehrere Mitglieder des Jesuitenordens, und diese benutzten den Dynastiewechsel, der sich in China vollzogen hatte und durch welchen die Man-tschu an die Stelle der Ming traten, um sich in China niederzulassen und dort die gesunkene Astronomie wieder zu heben. Daß sie auch andere Zwecke dabei verfolgten, schadete ihren wissenschaftlichen Arbeiten nicht; und so lange D. Cassini die Anstalt leitete, ging es auch in Ostasien gut. In Japan, wo sie sich gleichfalls einzubürgern suchten, gelang es nicht, die Regierung dieser Inseln zeigte sich zu feindselig. Auch in China war ihre Stellung unter dem ersten Man-tschu-Kaiser Schüntschi eine sehr gefährdete, und erst seines Sohnes Kang-hi zweiundsechzigjährige Regierung verschaffte ihnen den großen Einfluß, dessen sie sich bemächtigten. Adam Schall, Matthäus Ricci, Verbiest und zahlreiche Andere wußten sich ein hohes Ansehen zu verschaffen; sie erhielten das Directorat der Sternwarten Peking, Canton und anderer Orte, verbesserten und berichtigten den chinesischen Kalender, arbeiteten zahlreiche, sowohl wissenschaftliche als populäre Werke aus, und wir finden, daß oft sehr heterogene Wissenschaftszweige von einem und demselben Verfasser bearbeitet werden, augenscheinlich in der Absicht, bei den Chinesen als Männer zu gelten, die im Vollbesitze alles Wissens sind. Durch genaue und zuverlässige Finsternißberechnungen machten sie sich unentbehrlich, denn im chinesischen Regierungssystem sind diese Finsternisse ein sehr wesentlicher Punkt, und die Chinesen selbst waren von der wissenschaftlichen Höhe, die sie früher eingenommen, tief herabgesunken. Wir finden unter den in China wirkenden Jesuiten Männer der verschiedensten Nationalitäten: Deutsche, Holländer, Böhmen, Ungarn, Italiener, die Mehrzahl allerdings Franzosen. Gaubil, Deguignes und Andere haben uns mit den dortigen Verhältnissen bekannt gemacht, und ihre Berichte sind meist das Einzige, was wir besitzen. Fast zwei Jahrhunderte währte dieses Verhältniß, und wenngleich nach dem Tode des ersten Cassini die Pariser Bildungsanstalt und mit ihr auch die Astronomie in China mehr Rück- als Fortschritte machte, so haben wir doch Hallerstein, Slawisek und einige Andere als tüchtige Beobachter namhaft zu machen. Nur mußten sie sich je länger desto mehr auf die europäischen Ephemeriden stützen, die sie ins Chinesische übertrugen. Namentlich besitzen wir von Hallerstein sehr gute Beobachtungen der Trabantenfinsternisse Jupiters. Die Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich 1759 hatte zunächst keine Folge für die chinesische Mission, denn die dort Wirkenden blieben ruhig und unbehelligt; der staatskluge Kienlong schätzte und beförderte sie; überhaupt war nur die dreizehnjährige Regierung Yong-tsching's ihnen abgünstig gewesen. Aber die gänzliche Aufhebung des Ordens durch Clemens XIII. 1775 veranlaßte, daß die letzten Jesuiten China ganz verließen.

Bei Erneuerung des Ordens ist die chinesische Mission nicht wieder hergestellt worden, und was in neuerer Zeit Engländer und Russen dort für Himmelsforschung gewirkt, trägt einen ganz verschiedenen Charakter.

Das Ergebniß der Gradmessung schien darzuthun, daß der Erdkörper eine Eiform habe. Denn der nördliche Theil des gemessenen Bogens zeigte eine größere Krümmung als der südliche. Newton's Gravitationstheorie forderte das gerade Gegentheil: eine geringere Krümmung im Norden, eine größere im Süden. Daher der lange Streit zwischen den Gelehrten beider

Länder, der erst nach mehreren Jahrzehnten entschieden wurde.

Auch Cassini hielt Manches geheim, obgleich seine Stellung eine viel besser gesicherte war, als die eines Kepler und Galilei. So finden wir, daß er die Bahnelemente der Jupitersmonde nur einigen bolognesischen Gelehrten unter der Bedingung strenger Verschwiegenheit mittheilte. Hier scheint nur der Wunsch, jeden Andern die Berechnung von Ephemeriden unmöglich zu machen, maßgebend gewesen zu sein. Diese Ephemeriden datiren seit 1668.

Im Directorat der Pariser Sternwarte folgte ihm Sohn, Enkel und Urenkel, bis 1792 der vierte Cassini, da er das Directorat nicht mit drei Andern theilen wollte, wie es die Nationalversammlung verlangte, abgesetzt und eingekerkert wurde. Als man ihn später wieder befreite und ihm aufs Neue die Direction übertragen wollte, nahm er sie nicht an. Hundertdreiundzwanzig Jahre hindurch währte die Direction der vier Cassinis; allein keiner der späteren hat den hohen Ruhm des ersten erreicht, und namentlich über den vierten äußert Lalande, daß während seines Directorats auf der Sternwarte Jeder that, was er wollte. Thatsache ist, daß die meisten Astronomen in Paris sich vom Grand Observatoire fern hielten und an andern Orten beobachteten, wie denn z. B. alle Beobachtungen der Familie Lalande auf dem Observatoire de l'Ecole Militaire angestellt sind, obgleich Lalande einige Zeit hindurch das Directorat des Grand Observatoire bekleidete.

Die berühmte Lepaute gab sich alle Mühe, noch einen Cassini V. heranzubilden; allein er hielt nicht aus. Er ist als Pair von Frankreich 1833 gestorben; mit ihm und seinem hochbejahrten 1848 gestorbenen Vater ist das berühmte Geschlecht erloschen.

Nach dem Abgange der Cassini's hat das Grand Observatoire nach einander unter der Direction Lalande's, Mechain's, Arago's und bis jetzt Leverrier's gestanden; den großen Mängeln desselben konnte nur theilweise Abhülfe geschehen und immer lauter fordert man eine gänzliche Verlegung, wogegen jedoch der gegenwärtige Director fortwährend protestirt und behauptet, die übrigen Sternwarten Frankreichs, unter einem Generaldirector vereinigt, könnten die Arbeiten übernehmen, welche das Grand Observatoire auszuführen außer Stande ist.

Nie und nirgend hat eine Sternwarte eine so lange Zeit hindurch unter den Gliedern derselben Familie gestanden als in Paris, und nur das 1783 gegründete Slough bietet uns ein ähnliches Bild, das jedoch in sofern erfreulicher ist, als hier auf William Herschel ein John und diesem ein Alexander Herschel gefolgt ist, ernstlich bemüht, den durch William gegründeten Ruhm Slough's nicht sinken zu lassen, sondern ihn wo möglich noch zu erhöhen und sich ihres großen Ahnherrn würdig zu zeigen.

Wir haben noch der bereits oben erwähnten Controverse zu gedenken, die sich über eine Beobachtung D. Cassini's erhob, wiewohl er selbst sie nicht mehr erlebte. Wir haben bereits seiner in Italien gemachten Bestimmung der Venusrotation erwähnt, für die er $23^h\ 15'$ findet, und die sich denen der unteren Planeten gut anschließt. Denn wir haben: Mercur $24^h\ 5'$, Venus $23^h\ 15'$ nach Cassini, Erde $23^h\ 56'\ 4''$, Mars $24^h\ 37'\ 22''$.

Nun hatte Francesco Bianchini, Secretär des Cardinals Ottoboni (nachmals Papst Alexander VIII.) mit einem Fernrohr von 88 F. Brennweite die Venus beobachtet, Flecke längs ihrer Lichtgrenze und parallel derselben fortrückend, wahrgenommen und schloß aus ihnen auf eine Rotationsperiode von 584 Stunden und gleichzeitig auf eine Neigung des Aequators gegen seine Bahn von 72 Grad. Es lag auf der Hand, daß in diesen beiden Beziehungen Venus ganz aus der Reihe der unteren Planeten heraustreten würde, während sie doch in allen anderen Beziehungen sich ihnen so gut anschließt. Wiewohl nun im Allgemeinen nicht Analogien, sondern Beobachtungen die streitigen Punkte entscheiden müssen, so stand hier Beobachtung gegen Beobachtung, und obgleich Bianchini ein bei weitem kraftvolleres Instrument benutzt hatte und es Cassini in Frankreich nicht gelang, die in Italien wahrgenommenen Venusflecke wiederzusehen, so glaubte man doch, bei Cassini's Resultat stehen bleiben zu müssen. — W. Herschel gelang es erst nach langen fruchtlosen Versuchen, einige höchst matte Venusflecke zu erblicken; er wagte nicht, eine Rotationsperiode daraus abzuleiten, erklärt jedoch, daß seine Beobachtungen mit Bianchini's Resultat nicht vereinbar sind. Ebenso haben Lamont in München und ich selbst in Dorpat ver-

gebens versucht, Flecke auf der Venusscheibe zu erblicken.

Da erschien 1838 eine Abhandlung Hussey's in Hayes „On the rotation of Venus," worin er mit einer gewissen Heftigkeit Alle, die nicht mit Bianchini's Resultat stimmten, und insbesondere Cassini, eines groben Irrthums, wenn nicht gar absichtlicher Täuschung beschuldigt. Selbst hat er keine Flecke beobachtet.

In neuerer Zeit haben die Beobachter in Rom, de Vico und Secchi, Venus beobachtet und es ist ihnen gelungen, die so schwer sichtbaren Venusflecke zu sehen. Aus ihren Beobachtungen folgt mit aller Bestimmtheit: 23h 21′ 21″, so daß der lange Streit für Cassini entschieden ist.

Was aber hat denn nun Bianchini eigentlich gesehen?

Wahrscheinlich nichts weiter als die Dämmerungszone, die sich längs der Lichtgrenze hinzieht und vergleichungsweise leicht zu sehen ist, und in welcher bei sehr günstigen Umständen einzelne Stellen durch etwas größere Dunkelheit sich auszeichnen. Die langsamere Fortrückung, die er wahrgenommen hat, steht wahrscheinlich in näherer Beziehung zur Jahres- als zur Tageszeit, und überdies sind es hauptsächlich nur Beobachtungen *eines* Abends, da nur dieser eine genügende Heiterkeit zeigte.

Sehr zu wünschen bleibt übrigens, daß *in heiteren Klimaten* (Nord- und Mitteleuropa scheinen ganz ungeeignet) diese Beobachtungen fortgesetzt werden möchten, denn die Rotationsperiode ist nicht das Einzige, was wir hier zu ermitteln haben. Oder soll der Planet, der unter allen der Erde am nächsten kommt, fort und fort der unbekannteste bleiben?

Ein zweihundertjähriger Bädeker.

Von

Karl Vogt.

Hendschel und Bädeker — wer könnte ohne diese beiden reisen? Wo ist der Mensch, der auf Eisenbahnen und Dampfschiffen nicht den einen oder den andern hervorzöge und sich in seine Lectüre vertiefte? Bradshaw und Murray für den Engländer, Hendschel und Bädeker für den Deutschen, bilden wirklich eine Stammeseigenthümlichkeit. Die Völker romanischer Zunge haben entweder gar keine, oder nur schlechte, in ihren Angaben unzuverlässige, mit leichtfertigen oder hohlen Phrasen gespickte Reisehandbücher und ihre Eisenbahnbüchlein reichen nur bis zur Grenze — Deutsche und Engländer allein umfassen die civilisirte und theilweise auch die uncivilisirte Welt. Welche Mühe wenden die Herausgeber auf, um genaue Angaben zu sammeln und unparteiisch, die Wage der Gerechtigkeit in der Hand, die auszeichnenden Sterne den Gasthäusern zu verleihen oder zu entziehen! Mein leider zu früh verstorbener Freund A. Reinstein, Parlamentsmitglied für Naumburg, war Correspondent für Bädeker und das Muster eines solchen. Seine Winterabende füllte er mit umfassenden Studien für die zu machende Sommerreise; seine Briefe enthielten stets die Bitte, die Wirthshausrechnungen aufzubewahren und ihm einzusenden. Am bestimmten Tage zog er, zu bestimmter Stunde, von seinem Wohnhause in Wabern bei Bern aus, den Ranzen auf dem Rücken, den Plaid über die eine, das Täschchen über die andere Schulter gehängt, in der Rechten den Stock, während die Linke auf dem Täschchen ruhte. So ging es fort, abgemessenen Schrittes, Tag für Tag wurde die längst vorgeschriebene Strecke abgewandelt, und wenn Reinstein gesagt hatte: Am 20. August komme ich wieder! so stand er mit dem Schlage Zwölf an dem Zeitglockenthurme in Bern und constatirte, um wieviel Minuten und Secunden seine Uhr abgewichen war. „Diesmal," sagte er dann, „werde ich Bädekern glücklich machen! Ich berichtige sieben Distanzenangaben und bringe vier Ordenssterne für Wirthshäuser mit!"

Wie mir das Alles einfiel, als neulich in der schönen und schöngelegenen Stadt Klagenfurt ein Bekannter mir ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Duodez entgegenhielt, das er einem Bücherschreine entnommen, während wir in der Sammlung des „Papa Rosthorn," des originellen Nestor's der Geologie von Krain, Steiermark und Kärnthen, nach Bärenknochen und anderen Versteinerungen suchten. Es war in der That ein wahrer Bädeker, ein Reisehandbuch aus dem Jahre 1661, dessen vollständiger Titel heißt:

„Martini Zeilleri fidus Achates oder Getreuer Reisgefert welcher seinen Reisgesellen nicht allein, zum Theil auß eigner Erfahrung, zum Theil auß anderen Schrifften und Berichten, die Meilen und Weite der Oerter von ein ander: deßgleichen, wie, wo sie gelegen: Sondern auch bei vilen, was vornemlich daselbsten zu sehen, und wem solche umb das Jahr Christi 1660 gehörig gewesen, anzeigen thut.

Zu sambt einem kurzen Bedencken, wie etwan die Reisen ins gemein wol und nützlicher anzustellen sein mögen.

Auch Zwewen außführlichen Registern, so wol der hierin begriffenen Reisen: als auch der fürnemsten Oerter, durch welche solche gehen.

Jetzo zum dritten mal gedruckt; zuvor aber, vom Autore mit fleiß wider durchgangen, vilfältig verbessert, und mit einem newen Anhang vermehret.

Mit Röm. Kayserl. Majest. Privilegio. In Verlag Georg Wildeysens zu Ulm An. 1661.

Dem Titel gegenüber eine Karte, die im Westen London und Paris, im Süden Venedig und Triest, im Osten Szegedin und Lublin, im Norden Königsberg und Schleswig umfaßt, mit der Unterschrift: „Ich wil Dir den Weg zeigen, den Du wandeln solt — Ich wil Dich mit meinen Augen leyten“ und darunter ein Bild, links eine befestigte Stadt mit Münster (wahrscheinlich Ulm darstellend), welcher in der Ferne ein Fußgänger, aus der rechten Ecke ein Reiter zueilt, der sein offenbar ermattetes Pferd am Zügel führt. Aus den Wolken schaut das Auge im Dreieck, von ihm geht ein heller Strahl auf den Fußwanderer, während aus dem Schatten eines Tannenbaumes heraus ein Strolch auf den Reiter seine Büchse anlegt. Offenbar eine vorläufige Illustration zu Bädeker's Versicherung, daß nur der Fußreisende den wahren Genuß vom Reisen habe!

In der Anordnung ganz derselbe Plan, den Bädeker zweihundert Jahre später befolgt. Erst eine Vorrede, leider in dem Rosthorn'schen Exemplare unvollständig, welche die Klage enthält, daß die erste Auflage im Jahre 1658 in Amsterdam nachgedruckt worden sei — dieser Nachdruck sei „eine schwere und *Segenfressende Sünde* gegen das siebente Gebot!“ — Dann folgt „Martini Zeilleri Unvorgreiffliches Bedencken, wie die Reysen ins gemein wol und nützlicher angeordnet und verrichtet werden mögen,“ und dieses „Bedencken“ entspricht durchaus den Bädeker'schen Vorbemerkungen, die allen verschiedenen Abtheilungen vorgedruckt sind.

Ueber „Nothwendigkeit und Nutzbarkeit“ des Reisens will unser ehrbarer Martinus Zeillerus nicht weiter eintreten, aber „kürtzlichen vermelden, wie die Reysen anzustellen und solchen Bericht in vier Stück theilen, nemlich 1. Wie man sich zur Abreyse vorzubereiten. 2. Hernach auf solcher zu verhalten. 3. Was in Besichtigung der Länder und Oerter zu beobachten; und dann 4. Wie die Zuruck-Reys anzustellen und man darauff in seinem wieder erreichten Vatterland, sich zu erzeigen habe.“ Leider fehlt in dem Exemplare auch die Erörterung dieses vierten Punktes, die wohl merkwürdig genug sein mag, denn die Behandlung der drei ersten Stücke läßt so recht den Abstand jener Zeit von der unserigen erkennen.

Zur Vorbereitung wird eine förmliche Drainirung empfohlen, in geistiger wie körperlicher Hinsicht. Wer eine Reise beabsichtigt, soll alle Bücher, Karten und Tafeln studiren, bei Boten, Kutschern und Schiffleuten Erkundigungen einziehen, sich Wissenschaft von seinem Vaterlande verschaffen, damit er draußen auf Befragen Antwort ertheilen könne; dann sich „mit Gott versöhnen und den himmlischen Zehrpfennig zu sich nemmen; auch hernach seine Schulden, die Er etwa abzurichten hat, bezahlen; Und so er sein selbsten ist, solches auch zu thun Macht hat, ein Testament zuvor auffrichten und sonsten seine Sachen allerseits wol bestellen; *weile man oft wol außreyset, aber nicht wieder heim kommt.*“ Dann soll man Abschiedsbesuche machen, auch etwa ein „Abschieds-Gastunglein“ ausrichten und endlich, nachdem man sich mit einem „geschmeidigen Standesbüchlein“ versehen hat, in das bekannte Personen sich eingeschrieben haben, am bestimmten Tage abreisen — es wäre denn, daß „eine ehrhaffte Verhinderung oder ungeschlacht böses Wetter“ eintrete.

Dies sind die geistigen Vorbereitungen. Die körperlichen bestehen in Reiten und Fußwanderungen bei schmaler und fremder Kost, Schwimmen und Kochen, damit der Reisende nicht Blasen an die Füße bekomme, nicht ertrinke und in schlechter Herberge

und bei des Kochens unerfahrenen Leuten nicht durch übel angerichtete Speisen sich eine Krankheit an den Hals esse.

Hierauf kommt die Ausrüstung. Wenn heut zu Tage, wo man mit einem Nachtsacke und einem Ueberzieher durch ganz Europa fährt, ein Reisender sich so bepacken sollte, wie der gute Martin Zeiller es anräth, so würde er Zeter schreien. Bücher soll, ihm zufolge, der Reisende nicht mitnehmen, wohl aber das Standbüchlein, Schreibtäfelein, Kalender, Papier, Dinte, Federn und Streusand, Feuerzeug, Nadel, Faden, „Klöblein und Schlüßlein, etwa an einer übel verwahrten Thür eines Zimmers anzumachen," Kleider, wie sie im Lande, dahin man reiset, getragen werden, Regenmantel, Ueberrock, breiten Hut, drei bis vier Leib- oder Unterhemde, eben so viel Ueberschläg, ein Oberhemd, etliche Schneitz- und Hand-Tüchlein, zwei Haupttücher, etliche paar Ober- und Unterstrümpf, Socken, Schlafhosen, Schlafhauben, Hausschuh, ein übriges paar Schuh und ein paar Pantoffeln. „Wider die Kälte soll der Reysende das Haubt und ganzen Leib sonderlich aber die Füße, wohl verwahren und werden hierzu die neuen Kappen, Nasenfutter und Ueberstrümpf mit Knöpfen gelobt." „Es kann nicht schaden für einen Nothfall auch ein Niderwed oder Badschürtze, sampt etliche Ventausen oder Laßtöpflein, Laß- und Schrepf-Eiselein, bei sich zu haben." „So hat man auch eines guten Degens und Rohr's, (denn die Pistolen, wie auch die Stilet und Dolchen, nicht aller Orthen zu führen erlaubt sein, müssen auch die Röhr und Büchsen bißweilen ausgeschraufft oder entschlosset werden) sampt Zugehör, auch eines guten Stekkens, sonderlich die zu Fuße gehen, wider die Hunde, und wenn man über einen Graben zu springen, oder einen hohen Berg zu steigen, von nöthen. Einen Hund aber mitzunemmen, ist nicht rathsam." Ferner hat der Reisende eine Menge von Geräthschaften zu schleppen: Perspectiv, Staubbrillen, Spiegel, Kreide, Rauch- und Wachskerzen, Petschaft (so aber wohl zu verwahren!) Messer, Gabel, Kamm oder Strahl, Eßlöffel, Ohrenlöffel, Zahnstocher, Compaß, Sonnenweiser, „Zeig- (aber kein Schlag-) und Sandührlein, so in Möß eingefaßt;" ja sogar einen Quadranten, je nachdem er sich auf die Sache versteht. Sodann wird eine Feldapotheke eingepackt: „Item, etwas von Gewürtz, eingemachten Sachen, Pulvern, Wassern, Oel, Hirschen-Unschlitt, Wax-Zeltlein, gemeinem Zucker, Rosenzucker, Säfften, Pillulen, und etlichen anderen Artzneyen, wider das Schweißen aus der Nasen, Durchfluß und Stopfung deß Leibs, Harnwinden, den Sod, den Wolff vom Reuten, Blasen an den Füßen, Erbrechung auf dem Meer, die Pest, Gifft, böse Lufft, Kopfwehe, Breune, Schlang- Skorpionen- und wüthenden Hundsbiß, die Läuse, Schrunden an den Lefzen, und andere Zustände mehr."

Das Alles soll ein Fußreisender schleppen! „Zu Wagen oder Schiff mag man etwas von essenden Speisen, als gebraten Fleisch, Schunken, Brot, Käs, Butter, Knoblauch, sambt einer Flaschen oder Gutterkrug, zum Getränk und etwas wenigs von gebranntem Wein mitführen. Denn man nicht aller Orten etwas zu essen und zu trinken findet."

Hierauf folgt eine lange Abhandlung von mitzunehmenden Dienern, Hofmeistern und anderem Gefolge — im Allgemeinen entscheidet sich der Verfasser gegen solche, meist „unnütze Gesellen," durch die der Reisende in große Ungelegenheit kommen kann, und die fast so viel als der Herr kosten — „und muß und darff man sich in der Frembde nit schämen, wenn man gleich selbsten die Hände und Füße gebrauchet, seine Kleyder ausbutzet und etwas einzukauffen und zu verrichten ausgehet. Man lernet desto eher die Sprachen und sich in die Leute zu schicken."

Die Unsicherheit der damaligen Zustände, wenige Jahre nach dem dreißigjährigen Krieg, malt sich recht in den Vorschriften hinsichtlich des Geldes. „Und wenn der gestalt alles wol bestellt, so ist noch übrig, daß man auff den Zehr-Pfennig und wie man theils Gelt, so man bey sich zu führen in dem Vellis oder Trühlein, im Beutel, Büchlein, Wachs, Stück Brots, ausgehöltem Steken, in den Schuhen, Hosen, Wamms oder sonsten, auch wohl an unsaubern Orten, fleißig verwahre, bedacht sei. So man getreue Leut bei sich hat, kann man etliches unter Sie außtheilen, oder auch dem Schiffsmann, Gutscher, Vor- oder Postreuter, Botten, Dolmetschern, Wegweisern (dann auch diese den Reysenden offtmals von nöthen seyn) zu verwahren und heimlich zu verstecken geben. Welches dann so viel möglich in Gold und zwar solchen, so der Orten,

dahin man begehrt, gar gültig ist, geschehen sollte. Von kleinem Gelt sollte man allein so viel bey sich haben, als viel man dessen ohngefehr täglich bedarff; und wenn man grobe Sorten zu verwechseln, soll es geschehen, wenn nicht viel Leute umb den Weg seyn: dieweil ein Reysender sonsten den Dieben und Räubern, Ihme nachzustellen und auff den Dienst zu passen, leichtlich hierzu Ursach geben kann, sonderlich zu Kriegs-Zeiten, da man auch Paßworts, Geleitsbriefe und bisweilen gar persönliche Begleitung, so man convoy und theils Orten, sonderlich aber in Sterbensläuften, einen beglaubten Zeugnuß, daß man von gesunden Orten herkomme, so man Fede nennet, von nöthen hat." Viel Geld soll man aber immerhin nicht mit sich führen, sondern lieber gute Wechsel und Empfehlungsbriefe, die auch sonst den Nutzen haben, „daß man Einen desto ehender in Vestungen ein und an den Pässen durch- auch Ihme sonderbare Sachen sehen läßet."

Wohlbeladen und bepackt verläßt so Martini Zeilleri Reysender die Vaterstadt — wie er sich aber weiter fortzuschleppen habe, dazu gibt das zweite Capitel die nöthige Anleitung. Da gebührt es sich denn, daß man „GOTT den HErrn herzlich und demüthig anrusse, daß Er zu solcher vorhabender Reise seinen Segen und Gedaihen, Schutz und Schirm, verleihen wolle. Darzu denn nach Erinnerung Pauli Hentzneri, in seinem Raisbuche, dienen, der 91, 126, 127 und 139 Psalmen; Item, die schöne Gebet und Gesänger, die man hin und wider in den Bet- und Gesang-Büchern hierzu insonderheit versertigt und auch bey dem ob wolernennten Herrn Frölich findet. Viel raisen wol bezecht von ihrer Heimat auß, welches aber nit recht und unverantwortlich ist. So solle auch das Gebet und Lob Gottes nicht nur wenn man abraiset, sondern zum öftern und vornemlich alle Morgen, Mittags, Abends und zu Nachts, wo nicht allwegen offentlich, jedoch absonderlich und bey sich getrieben und Seine Göttliche Allmacht und das Gegenwerttige und Vergangene gelobet und umb fernern glücklichen Fortgang der Reyse, Erlassung der Sünden, Abwendung des Bösen und dermaleinst fröliche und nutzliche heimkunft inbrünstig und in waarem Glauben angeruffen werden." „An Sonn- und vornehmen Feyertagen soll man still liegen. Wenn aber die Noht oder die Gefertschafft das Reysen erfordern, soll Einer bey sich auf dem Weg der Göttlichen Sach ingedenck sein, davon mit seiner Gesellschaft reden und auch, so fern es die Gelegenheit zuläßt, andächtig singen; wiewohl es nicht allwegen seyn kann." Vorschriften dieser Art fehlen bekanntlich im Bädeker, der sich durchaus confessionslos geberdet — wäre es nicht an der Zeit, auch hierin wieder auf unsere Altvorderen zurückzugreifen?

Man soll früh reisen, Abends früh in die Herberg einkehren, besonders aber Nachtreisen meiden, „wegen allerhand Ungelegenheiten, auch der Irrwisch oder Nachliechtlein wegen, so manchen verführet, auch in den Wälden, wegen der wilden Thier, Räuber und Gespenste gar nicht über Nacht bleiben." Eine Menge Recepte gegen die Kälte — Märzwein, Muscatnuß, Ingwer, Calmus, Knoblauch, Nuß, Salben mit Schweinswellen und Oel, Auflegen von warmen Kleien, gebratenen Rüben und Aepfeln, von Asche von gebranntem Hasenbalg, von „Säupörsten" und ähnlichem Zeuge. Dann kommen Regeln wegen Auswahl der Reisegefährten, Dienstwilligkeiten gegen Höherstehende, Freundlichkeit gegen Niedere, Warnungen vor Abstreifen von Obst, vor Schlaf im Schnee, Wald, Wiesen, Gras, frischem Heu oder unter Haselstauden, deren Schatten dem Kopf schädlich sei, vor Erkältung nach Anstrengungen, kaltem Trunk u. s. w. „Vor den Hunden hat sich ein Reysender wol vorzusehen. Wenn ihme Wölff oder Beeren nachfolgen, soll er einen Zindstrück oder eine Binden, Gürtel, Wamms oder Stecken nach sich ziehen, oder ein Geräusch mit dem Deegen oder zween Kieselsteinen machen oder Winterszeit zu einem überfrorenen Wasser gehen, weile die Wölff das Feuer und das Eiß fürchten; oder sich in gegenwart eines Beeren auf die Erde legen und den Athem, als ob Er tod wäre, stark an sich halten." Es muß von Bestien dieser Art gewimmelt haben in deutschen Landen!

Die durstige Leber scheint dem deutschen Reisenden angeboren — einige Dutzend Mittel gegen den Durst scheinen dem Verfasser wohl am Platze. Die Verhaltungsmaßregeln sind vollkommen angemessen. „In frembden Landen gebürt sich Andern, sonderlich vornehmen Leuten, auß dem Wege

zu weichen oder wohl gar vom Pferde und auß dem Wagen zu steigen, und Ihnen Ehr anzuthun, welches denn in Polen und Litthauen besonders geschehen solle. Insgemein aber gebürt sich die Jenigen, so Einem begegnen, freundlich zu grüßen und denselben Glück zu wünschen, inmaßen sogar die Böhmen solches thun und den begegnenden ihr Wytam was, Seyd willkomm; und die andern Idrauy bily, seyd gesund, zuruffen und in Westphalen und selbiger Orten die Bauren die Zahl derjenigen, so ihnen auff eimnal begegnen, im grüßen benennen thun." Böhmen und Westfalen waren demnach zu damaliger Zeit Muster der Höflichkeit und seinen Sitte.

Trinkgelder waren stark im Schwange: an den Thoren soll der Wache etwas verehrt werden, damit man eher eingelassen werde; in Italien und Frankreich gebe man bei der Mauth Geld in Papier gewickelt, als ob es ein Paß wäre. Kostbarkeiten soll man bei dieser Gelegenheit an sich hängen, „denn was man an dem Leibe gebunden findet, muß man passiren lassen; was aber im Felleisen oder in den Hosensäcken erhascht wird, das muß den Zoll zahlen: ja man schätzt es höher, als es sonsten werth ist. Am besten aber ist es, nichts dergleichen bei sich zu führen. Theils Orten muß man auch von einem neuen par Schuch; item der Mensch von seinem eignen Leibe, ob er gleich über keine Brucken kompt, Zoll zahlen." Gegen Alle soll man sich höflich und nach Landesart „ländlich, sittlich" beweisen, „wann es nicht wider Gott, das Gewissen und die Christliche Religion gehet." „Denn man sich anders in Ungarn, Italia, und Hispannien; und anders in Frankreich und Engelland gegen das Weiber-Volk zu erweisen, damit man bei diesen nicht für unhöflich gehalten werde; wegen jener aber keinen Argwohn und Eyfersucht erwecke; und hiedurch sich in groß Unglück bringe." An Ungeziefer fehlt es auch nicht: „Welches auch in Acht zu nemmen, wenn man etwa Krätzen, Filtz- und andere Läuse, mit Ehr zu melden, auff der Reyse und sonderlich in den Betten bekompt und sich davon reinigen will." Durch gewisse Gemächer, Trinkgeschirr und Betten könne man leicht „verunreiniget" werden. „In Frankreich pflegt man, in gegenwart der Gäste, die Laylachen von den Betten zu nemmen, sie durch ein Wasser zu ziehen, und dann an dem Caminfeuer zu drücknen: aber es ist rathsamer, entweder in den Kleidern gantz zu liegen, oder wenigst seine Unterhosen, Strümpff und Ueberhemd anzuhaben und über das Hauptküssen ein Tuch zu decken." Die übrigen Kleider soll man unter das Kopfkissen legen, die Thür der Schlafkammer sorgfältig verschließen, mit einer Bank oder etwas dergleichen verrammeln und niemals vergessen, Feuerzeug und Degen neben das Bette zu legen und zu beten — also der alte Cromwell'sche Rath: Betet zu Gott und haltet Euer Pulver trocken! Morgens vor der Abreise soll man sorgfältig packen, nichts vergessen, zahlen, freundlichen und ehrlichen Abschied nehmen und dem Gesind im Hause etwas verehren. Wartezeiten soll man benutzen, um nach Hause zu schreiben, nicht nur an die Eltern, sondern auch an Freunde und Bekannte, die dadurch in ihrer Zuneigung gegen die Abwesenden erhalten werden, „daß Sie solche nicht allein in ihrem Gebet haben, sondern auch unterlassen auff Sie bedacht sein, wie dieselben zu ihrer Widerheimkunfft mit Diensten, einer guten Heurath, oder sonsten wohl versehen werden mögen."

Das dritte Capitel der Einleitung behandelt die Frage, was ein Reisender an den Orten, wo er sich aufhält, zu thun habe? und wirklich, wenn ein Wanderer alles hier Vorgeschriebene erfüllen sollte, müßte er in jedem Dorfe Wochen zubringen. Ueber Alles soll er Erkundigungen einziehen und fleißig notiren — von der „Longitudo und Polushöhe" bis zum „Unzifer" und den Kräutern soll er bei der Heimkunft Rechenschaft ablegen können, sämmtliche politische, religiöse, gesellschaftliche Zustände und Gebräuche erkundet haben — das Register des Wissenswerthen füllt ein Dutzend Seiten! Vor allen Dingen aber ist rathsam, daß der Reisende „sich mit vornehmen Leuten bekandt mache und selbe um ihre Handschrifft, auch so es sich füglich schickt, umb das Wappen in sein Standbüchlein, selbst persönlich und gebürend ersuche, und hernach das Jenige, so er erfährt, auch mit Augen selber siehet, fleißig verzeichne, auff erlangte Vergünstigung, mit einem erfahrenen Führer, auf die höchste Thürm steige; auch umb den Ort herumb, innen und außen, spazire und alles wol in acht nemme. Ich sage aber auff Vergün-

stigung. Denn ohne dieselbe, man an vilen Orten, in Leib- und Lebens-Gefahr oder auf die Galleren kommen kann, wenn man den Vestungen zu nahe gehet, oder still stehet, oder sich gar etwas auff's Papier zu reissen, oder in sein Schreibtäfelein zu zeichnen, vermessentlich understehet. Die Augen und die Füße müssen da, wiewol unvermerkt, das meiste thun." Bedenkt man, daß jeder nur halbwegs bedeutende Ort eine Festung und der lange Krieg kaum beendet war, so mußte ein armer Reisender fast ununterbrochen in Gefahr schweben, als Spion gehängt oder auf die Galeeren geschickt zu werden! Uebrigens soll der Reisende so viel als möglich im Auslande lernen, damit er später durch die erlangten Kenntnisse seinem Vaterlande in Krieg und Friedenszeiten nützlich sein könne. „Wie wol etwan theils die Zeit und Unkosten übel anlegen, und biß weilen nichts, als verderbte Sitten, Bettler-Krankheiten und dergleichen, mit nach Hause bringen; auch so gar von der Sprach, ob sie schon noch Jung, und eine geraume Zeit in der Frembde, gewest sein, fast nichts, oder gar wenig erlernen, und sich damit entschuldigen wollen, sie sey ihnen zu schwer gewesen, da doch die Außländer, sonderlich die Franzosen, wol leiden mögen, daß man Sie, worinn man im Reden, und der Aussprach irret, befrage, oder Sie sagens einem wol selber, und wann einer schon darüber bißweilen außgelacht wird, darff er sich dessen, weil Er zu lernen begehrt, nicht schämen, sondern nur desto fleißiger seyn, und sich zu denen halten, die zierlich reden, auch hierzu die Historische und andere gute Bücher in selbiger Spraach, steißig lesen."

Fidus Achates theilt nun sein ganzes Buch, ebenso wie Bädeker, in einzelne Reiserouten ein, die von Hauptpunkten ausgehen — „Und weilen Augsburg ein sehr vornehmes Posthause hat, und von dannen auß und dahin viel gereyset wird, So seyn deßwegen, von selbiger Stadt auß, so viel Wege verzeichnet worden, deren man sich, wie oben angedeutet, auch auff andere Weg, zuruck, oder sonsten, vielfältig bedienen kann." So hat also der getreue Reysgefert 160 Hauptreisen, von welchen 55 von Augsburg aus nach allen Himmelsgegenden ausstrahlen, einen Anhang von 5 Routen, einen neuen Anhang von 15 Reisen, in welchem unter andern die Reise der Königin Christine von Schweden von Stockholm nach Rom ausführlich zu lesen ist. Ueberall werden die Distanzen genau angegeben und wenn nach verschiedenen Reiseberichten Varianten sich ergeben, diese angemerkt. Wirthshäuser sind nirgend bezeichnet, die Naturschönheiten niemals berührt; Naturproducte, wie guter Wein, nur selten angeführt; dagegen werden bei Städten und Schlössern die Sehenswürdigkeiten, Kirchen, Rathhäuser ꝛc. gewissenhaft aufgezählt und niemals vergessen, wem die betreffende Oertlichkeit zugehört und manchmal auch specielle Sagen oder Legenden erwähnt. Ich greife, um einen Begriff der Behandlung zu geben, die 50. Reise heraus. „Von Augsburg nach Zürich und Lucern." „Stadt Constantz. Wird insgemein Costnitz genannt, so etwan ein Reichsstadt gewesen, jetzt aber dem Haus Oestreich gehörig ist, welches solche gegen dem Reich mit den Anlagen vertritt und soll Sie, die Stadt, auch noch ihre Freiheiten haben; allda zu sehen, die bischoffliche Kirch, oder der Thurm, Item, etliche Stifftkirchen, auch unterschiedlich Klöster, das Jesuiten-Collegium, sampt dem Raht und Kauffhause." (Kein Wort von Huß, von dem Concil — in einer früheren Reise heißt es nur: über den Bodensee nach Constanz, ohne ein Wort über den See selbst). — „Von hinnen auf Wynfeldern oder Weinfeldern, 1 starke meil. Wird ein Fleck gezeichnet. — St. Frauenfeld auch 1 gute Schweitzer Meil. Ligt an dem Fluß Murg oder Murgk, hat ein Schloß, und ist die Hauptstadt im Turgau von 2 Religionen, den 7 Orten, Zürich Lucern, Uri, Schwitz, Unterwalden, Zug und Glaris gehörig. — St. Winter-Thür, $1\frac{1}{2}$ starke meilen. Ligt im Turgöw, hat schöne Häuser und Brünn und ist der Stadt Zürich zuständig. — St. Zürich, 2 große meilen darfür Einer 3 setzet. Wird Lateinisch Tigurinum genandt und ist etwan eine Reichsstadt gewesen, jetzt aber hat sie die erste Stell unter den 13 Orthen in der Schweitz; allda vornehmlich zu sehen, das große Münster, oder die Stifts-Kirche zu St. Felix und Regula; Item, das Frauen-Münster, die Kirch zu St. Peter, der Spitel, die herrliche und wolangeordnete Bibliothek, das Raht- Richt- Zeug- Kauff- und Korn-Haus; wie auch die Metzig, die Papiermühlen, der schön erhöhte Platz,

auffm Hof genandt und das sehr lustige Schützenhaus. — Closter und Abtey Capel oder Cappel, drittehalbe. Einer hat nur anderthalbe meilen. Ligt im Frey-Ampt, oder in der Vogtei Knonöw, jenseits des Bergs Albis und eine halbe meil weges unter der Stadt Zug, und ist der Stadt Zürich gehörig, so allda ein Schul angerichtet hat und einen Schaffner hält. Ist vor Jahren ein herrliches Closter, Cistercienser Ordens, gewesen. — St. Lucern dritthalbe oder 2 meilen. Ist auch einer aus den 13 Haupt-Orten in der Schweitz und zwar in der Ordnung der dritten, im Ergöw, an dem Wasser Rüß, und dem See, so von ihr den Namen hat, gelegen; allda zu sehen, das Barfüßer Closter, das Jesuiten Collegium und das Rahthause."

Damit ist es fertig — von irgend einem Hinweis auf die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung Luzerns, des Vierwaldstätter Sees, auf die Aussichten vom Rigi, Pilatus oder Seelisberg keine Spur. Das Gefühl für die Schönheit der Alpennatur existirte damals offenbar noch nicht. Wie aber sonstige Dinge behandelt werden, davon noch ein Beispiel aus der 49. Reise, die von Augsburg über Bern, Genf, Chambery nach Turin oder über Lyon und Montpellier nach Barcelona und Madrid geht. Nach Vienne oder Wien kömmt: D. und Schl. La maison de Pilate. Allhie solle Pontius Pilatus gebohren worden sein, auch allda gewohnet haben. Zu besagtem Wien aber, soll Er Landrichter gewesen sein, in dem Richthaus, da jetzt die Kirch, Nostre Dame de la Vie genannt, stehet, darüber gelesen wird: C'est la pomme du Sceptre de Pilate: und bei den Franciscanern, allda, stehet ein großer, dicker Thurn, in welchem Er, als Er hierher nacher Vienne ins Elend geschickt worden, gefangen gelegen und darin gestorben sein solle, oder, wie Andere wollen, sich selbsten aus Verzweiflung umgebracht haben: Wiewohl theils seinen Tod anders erzehlen, und daß Er nach demselben hierher gebracht, aber weilen die Teuffel den Innwohnern allerley Unruhe gemacht, von hinnen geführet und nachend Unterwalden in der Schweitz, in einen tieffen See, so nach ihm den Namen, gestürtzt worden seye. Franciscus des Rues sagt, in Beschreibung Franckreichs, daß noch in diesem Lande Herren seyen, die nach seinem Namen die Herren von Pila genannt werden."

Damit können wir wohl von Martino Zeillero Abschied nehmen. Das Büchlein ist ein seltsamer Spiegel der Zeit und ihrer Anschauungen und Verhältnisse — vergleicht man es mit seinem Nachfolger Bädeker, so dürfen wir uns wahrlich glücklich schätzen!

Die californischen Geyser.

Im Norden von San Francisco kommen an verschiedenen Punkten heiße Quellen vor. Die merkwürdigsten findet man in einer Alpenlandschaft, die nahe an das Meer herantritt und deren höchster Gipfel der Helena-Berg ist. Die Russen haben ihn zuerst bestiegen und oben an einem Felsen eine Kupferplatte befestigt, welche die geographische Länge und Breite der Stelle angiebt. Sonst erinnert an ihre kurze Herrschaft über Californien in dieser Gegend nichts als der Name Russian River, der einem in der Nähe mündenden Fluß geblieben ist. Die Alpenlandschaft besteht aus Bergen aller Formen, die bald mit nackten Klippen schroff aufragen, bald mit dichtem Wald bedeckt sind, oder sich sanfter wölben und durch ihre gelbe Farbe verrathen, daß sie Wildhafer, die Lieblingsnahrung des Elenns und des Hirsches, auf ihrer Oberfläche tragen. Von einzelnen Höhen kann das Auge gegen Osten bis zu den Schneegipfeln der Sierra Nevada schweifen und im Norden den schönen Spiegel des Clear-Sees aufblitzen sehen.

Um zu den Geysern zu gelangen, muß man über steile Berge und an Abgründen hin zum Pluto-Flusse vordringen. Es sind mehrere heiße Quellen, die in den Schluchten emporsprudeln. Die erste ist zwischen dem dichten Laubwerk, das die beiden Ufer des Pluto bedeckt, kaum zu erkennen. Das Wasser des Flüßchens ist hell, kalt und durchaus nicht von unangenehmem Geschmack, aber nur wenige Schritte weiter befindet man sich mitten zwischen sprudelnden Geysern und aufschießenden Dämpfen. Die letztern steigen nicht ununterbrochen empor, sondern kommen in Zwischenräumen und stoßweise aus der Erde. Sie sind so stark

mit Schwefeldämpfen gemiſcht, daß man ſich tief zur Erde niederbeugen muß, um bequem athmen zu können. An den ſteilen Berghängen trifft man auf Höhlen, gefüllt mit heißem Waſſer, das mit einem gurgelnden Geräuſch, wie ein rieſiger Dampfcondenſator es macht, ſteigt und fällt. In einer dieſer Höhlen ſind Steine, ſo groß wie Eier, in beſtändiger Bewegung, wodurch dieſe Vertiefung eine große Aehnlichkeit mit einem Keſſel bekommt, in dem Kartoffeln kochen. Tief unten in der Erde hört man Töne, als wenn mehrere Seedampfer ihren Dampf durch weite Röhren ausſtrömen ließen. Dieſes brüllende Geräuſch ſetzt ſich ohne Aufhören fort, ſo daß die unterirdiſche Werkſtatt in beſtändiger Thätigkeit ſein muß.

Die californiſchen Geyſer.

Die großen Geyſer liegen tiefer im ſchluchtartigen Pluto-Thale. Da unſer Bild

sie darstellt, sind wir einer Beschreibung überhoben. Was die Hand des Zeichners nicht darstellen kann, ist der Zustand der Zersetzung, in dem die Felsen sich befinden. Der Proceß der Metamorphose, dem sie unterliegen, ist ein so gewaltiger, daß Porphyr und Jaspis in eine Art von Töpferthon verwandelt werden. Granit wird so weich, daß er sich zwischen den Fingern zerkrümeln und so bequem wie Brotteig schneiden läßt. Die runden und eckigen Steine, die der Pluto in seinen Wellen fortrollt, werden zu einem festen Conglomerat zusammengefügt, aus dem man selbst kleine Kiesel nur schwer herausnehmen kann, da sie eher zerbrechen, als daß das Conglomerat nachgiebt. Die Einwirkung dieser Thermen auf Holz ist ebenfalls höchst interessant. Der Geolog Shepherd, Professor am Western Reserve Colleg von Ohio, fand bei seinem Besuch der Geyser in einer der Seitenwände einen großen versteinerten Baumstamm und in einer andern einen Stamm, der in Braunkohlen verwandelt war. Andere Fragmente hielten zwischen Versteinerung und Verkohlung die Mitte. Ein in vollem Laub stehender Baum, der gefällt und in schiefer Richtung in eine kegelförmige Erhöhung gesteckt wurde, verwandelte sich in sechsunddreißig Stunden so, daß man nur an dem aus der Erde hervorragenden Theile, an den sich bereits schöne Schwefelkrystalle angesetzt hatten, erkennen konnte, zu welcher Art der Baum gehöre.

Von vulcanischen Producten, überhaupt von einer eigentlich vulcanischen Thätigkeit ist an diesen merkwürdigen Stellen nichts wahrzunehmen. Obgleich die Felsen hier und da so heiß sind, daß man kaum auf ihnen stehen kann, zeigt sich nirgends ein Krater. Auch von Lava ist nichts zu sehen. Wie Professor Shepherd meint, darf man bei diesen Geysern weder an eine Solfatara, noch an eine der Salsen denken, die Alexander von Humbold beschrieben hat. Seit seinem Besuch hat sich die Thätigkeit der Geyser übrigens stark vermindert. Die Dampf- und Wasserstrahlen steigen nicht mehr über hundert Fuß empor und das Ganze macht so ziemlich den Eindruck eines erlöschenden Feuers.

In einiger Entfernung von den Geysern findet man wenigstens ein vulcanisches Product: Obsidian. Im Napa-Thal springt eine Höhe von einer Bergkette in das ebene Gelände vor. Nur achtzig Fuß über das Wasser aufsteigend, enthält sie unter einer dünnen Erdschicht Obsidian-Bruchstücke in solcher Masse, daß man nach Entfernung der Decke eine neu aufgeschüttete Chaussee zu sehen glaubt. Die bedeutendsten dieser Steine haben die Größe und die Form von Straußeneiern, die kleinsten sind wie Erbsen. Der Stoff, in dem der Obsidian eingebettet liegt, sieht wie ein grober Mörtel von Kalk, Sand und Kies aus. In allen Gegenden westlich von den Felsengebirgen benutzen die Indianer den Obsidian zu Pfeilspitzen. Die alten Mexikaner machten die Messer davon, mit denen sie die Opfer schlachteten. Der Obsidian des Napa-Thals ist schwarz und spielt zuweilen ins Braune.

Ein eigenhändiger Brief Mohamed's.

Von

Hermann Vámbéry.

Im Jahre 1859 saß ich an einem Winterabende in Constantinopel am Fenster meines Zimmers, welches nur einige Schritte von der hohen Pforte entfernt war, im Selamlik (Abtheilung für die Männer). Mit jenem unermüdlichen Interesse und Wohlgefallen, welches das türkische Leben in der Hauptstadt bei mir erweckt hatte, beobachtete ich den Zug der von der Pforte heimkehrenden Esendis, Beys und Paschas. Da watschelte ein schwerbeleibter Kiatib, der nicht gut zu Fuß war; dort ritt, auf arabischem Rosse sich stolz wiegend, ein junger Esendi; dort wieder rollte ein von Vor- und Nachreiter begleiteter Phaëton einher, in welchem sich ein hoher Würdenträger, Minister oder Marschall befand. Die auf der Straße neben einander Einhergehenden salutiren bis zum Staube gebückt: es ist Mehemed Kibrisli Pascha, der damalige Großvezir, welcher mit seiner martialen Haltung und seinem kühnen Blick aus der Reihe der Heimkehrenden hervorragt. Der Mann geht mit kühnen, reformatorischen Ideen um; kein Wunder, wenn sich meine Blicke auf sein Haupt mehr wie gewöhnlich

hinwenden. Doch, was sehe ich? Vor der Thür unseres Hauses hält der Wagen an. Ein Vorreiter und Bedienter eilen schnell von dem Pferde herab und während der Pascha draußen im Wagen geduldig harrt, wird mein Gönner R.-Bey, Sohn des ehemaligen Ministers des Aeußern, R.-Paschas, benachrichtigt, daß der Großvezir ihn heute Abend zur Tafel erwarte, um ihn nach derselben mit einem kleinen Gefälligkeitsdienste zu betrauen. Obwohl der älteste Sprößling einer der reichsten und meist aristokratischen Familien Stambuls, fand mein Bey an dieser Einladung von Seiten des Großvezirs dennoch eine besondere Freude. Erst spät am Abend kehrte er heim und ich war so ziemlich erstaunt, als er mir am nächsten Morgen mit einer gewissen mysteriösen Miene folgende Mittheilung machte:

„Weißt Du, Reschid, der Großvezir hat mich um eine Gefälligkeit ersucht, bei deren Ausführung wir Deiner Hülfe bedürfen. Es sind nämlich seit einigen Tagen mehrere Europäer aus Alexandrien hier eingetroffen, welche im Besitze eines in der Neuzeit entdeckten Handschreibens Mohamed's sind und dieses der Regierung zum Kaufe darbieten. Wie ich von Sr. Hoheit, dem Großvezir, erfahre, ist dieses Schreiben schon vor einigen Jahren dem verstorbenen Reschid-Pascha angeboten worden, damals schien der geforderte Preis im Betrage von 100,000 Piastern zu groß und die Regierung wies das Angebot zurück. Heute wollten wir gern dreimal so viel für dasselbe Schreiben hingeben; doch die Frengis, im Bewußtsein der Wichtigkeit ihres Schatzes, verlangen 600,000 Piaster und da auf officiellem Wege der Kauf nur schwer zu bewerkstelligen ist, sollte ich als Privatier, in Deiner Begleitung als Orientalist, diese Handschrift privatim an mich bringen. Dies ist der Plan des Großvezirs, und wie mir scheint, ist er gar nicht so übel."

Die Erzählung überraschte mich wohl ein wenig, doch fing die Angelegenheit sich sehr bald zu klären an.

Wie meine Leser wissen, hat der arabische Prophet zur Zeit seines Auftretens an mehrere Potentaten des damaligen Ostens Bekehrungsbriefe geschickt oder Einladungen, wenn man's so nehmen will, welche zum Beitritt zum neuen Glauben aufforderten und die, da er selber des Schreibens und Lesens unkundig war, von seinem Schwiegersohne, dem Khalifen Ali, geschrieben und von Mohamed nur mit seinem Siegel an Stelle der Unterschrift versehen wurden. Derartige Briefe wurden an den griechischen Kaiser in Constantinopel, an den König von Persien, an den Fürsten von Armenien und an sonstige Machthaber der nahen und fernen Umgebung Arabiens gerichtet. Wie die heutigen Mohamedaner behaupten, belief sich die Zahl der Schreiben im Ganzen auf sieben, die natürlich mit Recht als schätzbarste Reliquien betrachtet sind, in allen Perioden des Islams mit großer Gier aufgesucht wurden und heute noch mit großer Ehrfurcht bewahrt werden. In Constantinopel, im Innern der kaiserlichen Schatzkammer, dort wo der Mantel, die Fahne, der Bart und die Zähne, angeblich dem Propheten gehörig, bewahrt werden, sollen drei solcher Schreiben existiren. Auch der Kaiser von Rußland, dieser heilige Chef der orthodoxen Kirche, ist durch viele Tausende von Gulden und große Mühe in den Besitz eines solchen Briefes gelangt, welcher zur Erbauung der mohamedanischen Unterthanen Rußlands in großer Achtung steht, ein Act, welcher dem Czaren in den Augen der fanatischen Tataren so manche Sympathien verschafft. Kein Wunder daher, wenn eine förmliche Jagd nach mohamedanischen Antiquitäten in Constantinopel sowohl, als auch in Petersburg in Scene gesetzt wird. Sind die Ueberbleibsel aus jenem Zeitalter der Anfänge des Mohamedanismus sehr spärlich, so ist ihre Erlangung in Folge der tausend Spitzfindigkeiten, der sich die Gewinnsucht bedient, nur zu gefährlich, wie dies dem Leser im Laufe dieser Erzählung zur Genüge klar werden wird.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr waren wir in Galata im Hause, welches der zeitweilige Besitzer der kostspieligen Reliquie, ein Italiener, Namens R., von Alexandrien, also ein Levantiner, wenngleich nicht von Geburt, bewohnte. Signore R. empfing uns mit der größten Höflichkeit; er war in Gesellschaft eines Engländers Mr. W., eines angeblichen Associés seines Unternehmens, und trotzdem unser Besuch ein unerwarteter sein sollte, so schien der Mann dennoch gleich im Anfange unsere versteckte Absicht gewittert zu haben. Er sprach mit einer Geschäftsmiene, als wären

wir gekommen, ein Cargo Olivenöl und nicht mohamedanische Briefe zu kaufen, und ich brauchte nur die leisesten Andeutungen über unser Vorhaben fallen zu lassen, als Signore R., ein höchstens vierundzwanzig Jahre zählender Mann, mit einem scharfen, durchdringenden Blicke von den großen Strapazen und bedeutenden Kosten zu reden anfing, welche ihn in den Besitz des merkwürdigen Actenstückes brachten. Dabei unterließ er es nicht, so oft von Mohamed die Rede war, sich ehrfurchtsvoll zu verbeugen; ja, unsere erste Zusammenkunft schon überzeugte mich, daß der Longobarde, denn für einen solchen gab sich Signore R. aus, ein gar geschmeidiger Herr sei, dessen Individualität mit der prophetischen Epistel nicht im besten Zusammenhange stehen könne. Doch genug von dem; die Transactionen begannen; der Preis, den er von meinem Bey, dem Privatier, forderte, war größer als die Summe, die er von amtlicher Seite erwartet hatte. Von der Aussicht auf ein Resultat war daher gleich im Anfange keine Rede; doch um uns nachgiebiger zu machen, drang er in uns, das Manuscript doch einmal besehen zu wollen. Mein Bey, der als Muselman dies nur nach Verrichtung frommer Waschungen hätte thun können, wollte ihm die Mühe ersparen; doch Signore R. konnte nicht abgehalten werden. In einem Augenblicke wurde aus einer feuerfesten Cassa eine zierliche Holzkiste hervorgeholt, in dieser lag eine zweite Kiste aus Blech, welche wieder ein silbernes Etui enthielt, und in diesem erst lag das in weißen Atlas gehüllte allerheiligste Manuscript sorgfältig verborgen und verwahrt. Der Italiener wusch sich die Hände, zog ein Paar weißer Handschuhe an und reichte uns den zwischen zwei Glastafeln liegenden Brief, der aus einem länglichen, dunkeln Stück Pergament bestand, auf welchem drei oder vier Zeilen — ich kann mich dessen nicht genau entsinnen — einer schwer leserlichen kufischen Handschrift hinliefen und auf dessen linker Seite das Siegel Mohamed's: „Mohamed Resul Allah" zu sehen war. Es stellte jenes Schreiben vor, welches der arabische Prophet an Maokokas, den Herrscher des Koptenlandes, gerichtet hatte, und zeigte folgende übliche Abfassung:

„Im Namen des allergnädigen und allbarmherzigen Gottes!

Von Mohamed, dem Diener Gottes, an Maokokas, den Herrscher der Kopten. Wie folgt:

Heil Demjenigen, der Diesem Gehorsam leistet. Ich lade Dich hiermit zum Glauben des Islams ein. Heil wird Dir widerfahren; Gott soll Dich vielfach lohnen. O! Ihr Männer des Buches, zwischen uns und zwischen Euch sei nur Ein Wort: Wir wollen nur Allah anbeten, zu ihm gar Nichts gesellen u. s. w."

Im Uebrigen hatten Flecke und einige Wurmstiche im Beschauer genügende Ehrfurcht vor dem Alter erweckt und auf meinen türkischen Begleiter, als auch auf mich einen lebhaften Eindruck ausgeübt.

Nachdem wir das Schriftstück besichtigt hatten, wurde die Reliquie mit ähnlicher Sorgfalt in ihr Versteck zurückgelegt, wie sie aus demselben herausgenommen worden; und da vom geschäftlichen Uebereinkommen bei uns gar keine Rede sein konnte, so empfahlen wir uns auch bald dem überaus höflichen Antiquitätshändler.

Doch wie ist Herr R. zu diesem Briefe gekommen? So wird der Leser fragen. Meine Antwort hierauf ist eine sehr complicirte; ich gebe sie halb nach der Aussage des Italieners, halb nach Informationen, die ich hierauf bezüglich an andern Orten gesammelt.

Der eigentliche Entdecker des Schreibens ist kein Anderer als Herr B.....y, ein bekannter verdienstvoller französischer Orientalist, der in den dreißiger Jahren Oberägypten besuchte, um dort Studien zu machen. Hier hielt er sich mehrere Tage lang in einem Koptenkloster auf, in dessen Bibliothek er in dem dicken Tafeleinbande eines alten Manuscriptes das hier in Rede stehende Pergamentstück entdeckte. Wie der französische Gelehrte das Schreiben aus den Händen der Koptenpriester erlangte, ist mir unbekannt; ebenso wenig klar sind die Ursachen, die es wieder aus seinen Händen brachten. Signore R. behauptete, mütterlicherseits ein naher Verwandter des französischen Gelehrten zu sein und als solchem sei ihm die Antiquität zugefallen, weshalb er nun im Interesse der ganzen Familie die geschäftliche Leitung des Verkaufs übernommen. Genug an dem, das merkwürdige Manuscript wurde seiner Zeit von der französischen Akademie durch die orientalische Abtheilung als authentisch erklärt.

Es herrschte in der Gelehrtenwelt auch kein Zweifel darüber, denn es wurde auch in Petersburg zum Verkaufe feilgeboten und nur die enorme Höhe des geforderten Preises ist schuld, daß die Russen ebenso wenig wie Kibrisli Pascha zum gewünschten Erfolge kamen.

Mein guter Italiener sah, daß er auf officiellem Wege seinen Wunsch nicht erreichen werde, und wendete sich daher privatim an den Sultan selber. Als Levantiner war ihm dies auch gar nicht schwer. Die Vermittlerrolle mußten die einflußreichen Damen des kaiserlichen Harems übernehmen. Diese, vereint mit den Eunuchen, haben auf den schwachen Regenten noch derartig einzuwirken vermocht, daß Abdul Medschid Signore R. und Mr. W. zu sich in das Palais in Dolma Bagtsche berief und nach längerer persönlicher Unterhandlung mit ihnen den Brief Mohamed's um die Summe von 200,000 Piastern käuflich an sich brachte. Signore R. erhielt noch außerdem den Medschidie-Orden III. Classe und einen nicht unansehnlichen Beamtenrang; wozu ihm letzterer hätte dienen sollen, war mir wahrlich unbegreiflich. Bald darauf verließ er auch Constantinopel. Die neue Acquisition wurde den Anhängern der mohamedanischen Religion auch bald bekannt gemacht und an vier nach einander folgenden Freitagen strömte eine zahllose Menge frommer Pilger zu der aus hohem Alterthume stammenden Reliquie ihres Propheten.

Daß die Entdecker derselben Christen gewesen, das wußten nur Wenige. Es wäre dies nach den Satzungen des Islams für unmöglich gehalten worden, da, wie es heißt, die obligate Wunderkraft der Briefe Mohamed's das Auge der Ungläubigen mit finsterer Blindheit bestraft. Die Rechtgläubigen verrichteten mit scrupulöser Genauigkeit ihre Waschungen, bevor sie die Reliquie in Augenschein nahmen; Viele vergossen andachtsentsprossene Thränen und blieben stundenlang in zerknirschter Demuth vor derselben stehen und dennoch, wer weiß, wie banal und profan die eigentliche Ursache ihrer Andacht gewesen sein mag!?

Es waren noch kaum zwölf Monate verflossen, als ich von Signore R. aus Alexandrien einen Brief erhielt, in welchem er mir mittheilte, daß es ihm dank seiner unermüdlichen Bestrebungen und seiner wahren Sympathie für den Islam (türkische Liras?!) gelungen wäre, ein zweites Schreiben Mohamed's zu entdecken und zwar dasjenige, welches der arabische Prophet an Museïlama den falschen Propheten gerichtet haben soll. Die Entdeckung sei, so schrieb mir Signore R., in dem schon oben erwähnten koptischen Kloster gemacht worden; er habe die Reliquie käuflich an sich gebracht und in einigen Tagen werde er selber in Constantinopel eintreffen. Was er von mir forderte, das war die Bitte, diese wichtige Nachricht in betreffenden Kreisen zu verbreiten und sie von diesem höchstfreudigen Ereignisse in Kenntniß zu setzen, dabei aber nicht zu vergessen hinzuzufügen, daß Signore R. die löbliche Absicht habe, auch *diese* Reliquie der hohen Pforte abzutreten.

Man stelle sich meine Verwunderung beim Lesen dieser Zeilen vor. Hätte Signore R., dachte ich bei mir, einige Jahre gewartet, so wäre es ihm vielleicht geglückt, die türkische Leichtgläubigkeit zu seinem Vortheile auszubeuten; nun aber in *einem* Jahre zwei solch glänzende Geschäfte machen zu wollen, das war denn doch am Ende zu viel.

Ich theilte daher meine Zweifel und einigermaßen auch meinen Aerger solchen türkischen Freunden mit, die mit der höchsten Beamtenwelt in nächster Berührung standen. Es bedurfte auch nicht einer gar besonderen Ueberredung von meiner Seite, denn auch sie nahmen mit zweifelndem Kopfschütteln die Nachricht von der neuen Entdeckung entgegen. Alles muthmaßte Betrug und dennoch konnte Signore R. wieder den Sieg davontragen. Er kam nach Constantinopel, wurde von der Beamtenwelt entschieden abgewiesen und erhielt aus den Privatkreisen des Hofes eine ablehnende Antwort. Doch dies Alles genirte den Landsmann Macchiavelli's nicht im mindesten. Als er sah, daß seine Briefe, welche Drohungen enthielten, die kostbare Reliquie an den moskovitischen Ungläubigen verkaufen zu wollen, ohne Erfolg blieben, nahm er seine Zuflucht zu einer kräftigen List. Er kenne, meinte Signore R., die religiöse Achtung und Ehrerbietung, welche dem ersten Schreiben gezollt wurde; wolle man ihm das zweite nicht abkaufen, so werde er beweisen, daß das erste falsch sei und daß der Sultan sammt seinen from-

men Unterthanen gemüthlich düpirt worden seien. Abdul Medschid, der den ersten Ankauf ohne Einwilligung seines Premiers zu Stande gebracht hatte, wich lieber dem öffentlichen Scandale aus und Herr R., der diesmal ohne den Engländer erschienen war, erhielt wieder 100,000 Piaster und verschwand bald darauf aus Constantinopel.

Und noch war die Schatzkammer der Antiquitäten des kühnen italienischen Geschäftsmannes nicht erschöpft. Er kam ein drittes Mal nach Constantinopel. Jetzt waren es keine Briefe mehr und sonstige Kleinigkeiten, sondern einzelne lose Blätter aus der Originalcopie des Korans, Ueberreste von Kleidungsstücken, die der Prophet getragen haben soll; ja und was noch die verwegenste Behauptung war, er zeigte ein Stück alter grober Leinwand, das mit Blut und Eiter befleckt war, vor, welches angeblich Mohamed nach dem berühmten Treffen bei Ochod getragen haben soll.

Bei allen diesen Gegenständen war die Verpackungstheorie, welche beim ersten Briefe ihre Anwendung fand, genau befolgt. Signore R. fand einige leichtgläubige Mollas, die sich die Sache zeigen ließen; doch sowohl beim Hof, als auch in besseren mohamedanischen Kreisen wurde ihm jeder Eintritt strengstens verboten. Man gab ihm ganz unumwunden zu wissen, daß man ihn, im Falle er aus eigenem Antriebe die Siebenhügelstadt nicht verlassen sollte, hierzu zwingen werde.

Ich wiederhole, daß sich diese Begebenheiten in den Jahren 1858 und 1859 zutrugen. Der Leser mag, wie ich es selber zu thun pflege, nun die Frage stellen: Welcher von den Briefen war echt? Und es wird sein Glaube an die Authentität der verschiedenen Funde gewiß erschüttert sein.

Das von dem französischen Gelehrten B.....y entdeckte Schreiben läßt wohl keinen Zweifel an seiner Echtheit aufkommen, doch das zweite ist ein entschiedenes Palimpsest. Wer weiß aber, wie viele derartiger Fabricationen in die Hände unserer Antiquitätssammler gerathen sind, von denen man auch nicht die leiseste Spur einer Authentität besitzt.

Ich bitte aber, keinesfalls zu glauben, daß nur Europäer derartigen Geschäften in Asien nachgehen. Nein. Die Orientalen selber sind nicht minder geschickt, wenn es sich handelt, diesen Spurius des Abendlandes zu ihrem Vortheile auszubeuten.

Besonders zu nennen sind da die Araber und Perser, welche diesen edlen Zweig der Industrie auf sehr geschickte Weise betreiben. Sie meinen, der Europäer könne ebenso wenig ohne Antikas leben, wie der Fisch ohne Wasser; um daher seine Gier befriedigen zu können, fabriciren sie selber die Antikas dort, wo keine echte zu finden sind. Es giebt einen ganzen Erwerbszweig auf diesem Gebiete. Die Einen sind die Producenten, die Andern setzen das Fabricat ab und der Handel, der mit den so fabricirten Artikeln betrieben wird, ist kein unbeträchtlicher.

Im vordern Westasien sind einige Städte, als Damaskus, Bairuth und Bagdad berühmt, ja, was mir dabei am allermerkwürdigsten schien, ist der Umstand, daß ich einst in Schiras einer ganzen Reihe von Buden begegnete, wo Münzen, mit dem Gepräge aus den Zeiten der Seleuciden, der ersten Khalifen, in Hülle und Fülle verfertigt werden. Man fabricirt Talismane, zumeist Steine mit kufischen Inschriften. Am bedeutendsten ist der Schwindel, der mit Waffen und Schmuckgegenständen getrieben wird; ja irgend eine gelehrte europäische Zeitschrift braucht nur den Mangel an dieser oder jener Münze, an diesem oder jenem Gegenstande mit einem Worte zu erwähnen und es werden gewiß kaum zwei Jahre vergehen, bis das Desideratum auf den europäischen Platz gebracht wird.

Bis jetzt waren Constantinopel und Cairo die Hauptquellen für mohamedanisch-asiatische Antiquitäten; heute scheinen die genialen Söhne des Ostens unseren westlichen Alterthumsforschern die Mühe der Reise ersparen zu wollen, denn sie fangen an, selber Europa zu besuchen und während meines Aufenthaltes in Pest bin ich zwei Persern begegnet, die ohne Kenntniß irgend einer europäischen, ja nicht einmal im Besitze der türkischen Sprache, die Hauptstädte Italiens, Frankreichs und Deutschlands zum Behufe derartiger Geschäfte bereisten, und wie ich mich überzeugte, auch glänzende Geschäfte machten.

„Irren ist menschlich," sagte ich einst zur Entschuldigung meinem persischen Lehrer in Constantinopel. „Und Acht geben ist noch menschlicher," antwortete mir dieser. Ja,

Digitized by Google

dieſes Achtgeben iſt es eben, was ich unſeren europäiſchen Antiquitätenhändlern in Bezug auf die aſiatiſchen Entdeckungen und Funde nicht genug ans Herz legen kann.

Quellen in Südafrika.

Wo die Sonne heißer brennt und kein Wald ihre Strahlen vom Boden abwehrt, da verſiegen im Sommer die meiſten Flüſſe. Vámbéry hat intereſſant geſchildert, wie die Verdunſtung die beiden großen centralaſiatiſchen Ströme, die in den Aral-See münden, zuſammenſchrumpfen läßt. Sowohl der Syr Daria als der Amu Daria ſind in ihrem Oberlauf gewaltige Ströme, aber wo ſie münden, da ſollte man ſie kaum für ſchiffbar halten, und zeigten die breiten Schilfwälder an ihren Ufern nicht, daß beide im Frühling große Waſſermaſſen dem öſtlichen Binnenmeere zuführen, ſo würde man nicht glauben, daß der eine von China, der andere von Hindukuh her Zuflüſſe empfängt. Welches Unglück das Verſchwinden des Waſſers in der heißen Jahreszeit über den Menſchen bringen kann, wiſſen wir aus der Schreckensgeſchichte mehr als eines der auſtraliſchen Entdecker. Was das ſüdliche Afrika betrifft, ſo erinnern wir an den Streit, der über die Exiſtenz des Ngami-Sees geführt worden iſt. Livingſtone hatte ihn entdeckt, aber ſpätere Reiſende fanden da, wo er Waſſer geſehen hatte, blos ſumpfigen Boden. Die Erklärung iſt einfach die, daß der Ngami, der eigentlich nur eine ungeheuere Waſſerlache iſt, im Sommer durch Verdunſtung den größten Theil ſeines Waſſers verliert.

In den großen Strecken Südafrika's, die im Sommer kein Waſſer haben, müſſen die Thiere zu ihren Tränken weit wandern. Der „treckende" Bauer kennt die Stellen, wo er das unentbehrlichſte aller Lebensbedürfniſſe zu erwarten hat, ſieht ſich aber bei ſeiner Ankunft oft bitter getäuſcht, wenn kurz vor ihm Elephanten oder Bauern mit ihren Ochſen dageweſen ſind und den nicht beſonders großen Vorrath erſchöpft haben. Eine beſtändige Quelle iſt in ſolchen Strecken eine große Wohlthat. Allen Reiſenden wohl bekannt ſind zwei Quellen im ehemaligen Damara-Lande in einiger Entfernung vom Otchanbinde oder Mimoſen-Fluſſe. Früher exiſtirte in dieſer Gegend noch eine dritte Quelle, die ſo groß war, daß die Elephanten in ihr badeten. Dieſe iſt jetzt verſchwunden und blos die Gruben, welche die Buſchmänner anlegten, um Elephanten in ihnen zu fangen, erinnern noch an die Zeit, wo Anderſſen hier ſeinen Durſt ſtillen konnte.

Die kleinere der noch vorhandenen beiden Quellen hat keinen ſtarken Zufluß. Das Waſſer muß eine gewiſſe Zeit gehabt haben, ſich zu ſammeln, wenn es ſechs Zoll tief werden und dem Reiſenden zweihundert Gallonen liefern ſoll. Die Wände dieſer Quelle ſind ſo ſteil, daß die Eingeborenen, wenn ſie nicht mit Schöpfgefäßen verſehen ſind, Schilfrohre zum Trinken brauchen müſſen. Für die zahlreichen Tauben und die andern größeren Vögel der Umgegend iſt dieſe ſteile Einfaſſung des Waſſers ein wahres Leiden. Blos die kleinen Finken können hier ihren Durſt ſtillen, da ſie dicht am Waſſerrande ſchmale Vorſprünge finden, die für ihren winzigen Körper Raum haben. Dieſe Vögel ſind reizend und überraſchen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben. Viele haben braune oder mattgraue Federn, zwiſchen denen carmoiſinrothe, blaue oder purpurrothe Streifen, zum Theil mit metalliſchem Glanz, vorkommen, während andere Finken alle Farben vom Dunkelgrau bis zum Canariengelb zeigen. Die hübſchen Namaqua-Tauben flattern um das Waſſer herum, vergebens nach einem Platz ſpähend, wo ſie ihren Durſt löſchen können, und gewöhnlich bemerkt man in der Nähe auch einen Schwarm der ſüdafrikaniſchen Krähen mit weißem Hals, die einen feierlichen Rath halten, wie ſich der Quelle beikommen laſſe, aber zu keinem befriedigenden Reſultat zu gelangen ſcheinen.

Zuweilen ertrinkt in der Quelle eine Taube, die von ihrem Durſt gequält die Gefahr nicht beachtet hat. Dieſer Braten iſt nicht für die Buſchmänner, die alle nicht auf der Jagd erlegten Thiere verſchmähen. Man ſtellt dieſe Leute gewöhnlich unter die anderen ſüdafrikaniſchen Stämme, doch ſind ſie hinſichtlich ihrer Nahrung reinlicher als die Damaras und die Betſchuanen. Auch darin haben ſie vor jenen einen Vorzug, daß ſie nicht ihren ganzen Körper, ſondern blos ihr Haar mit Fett

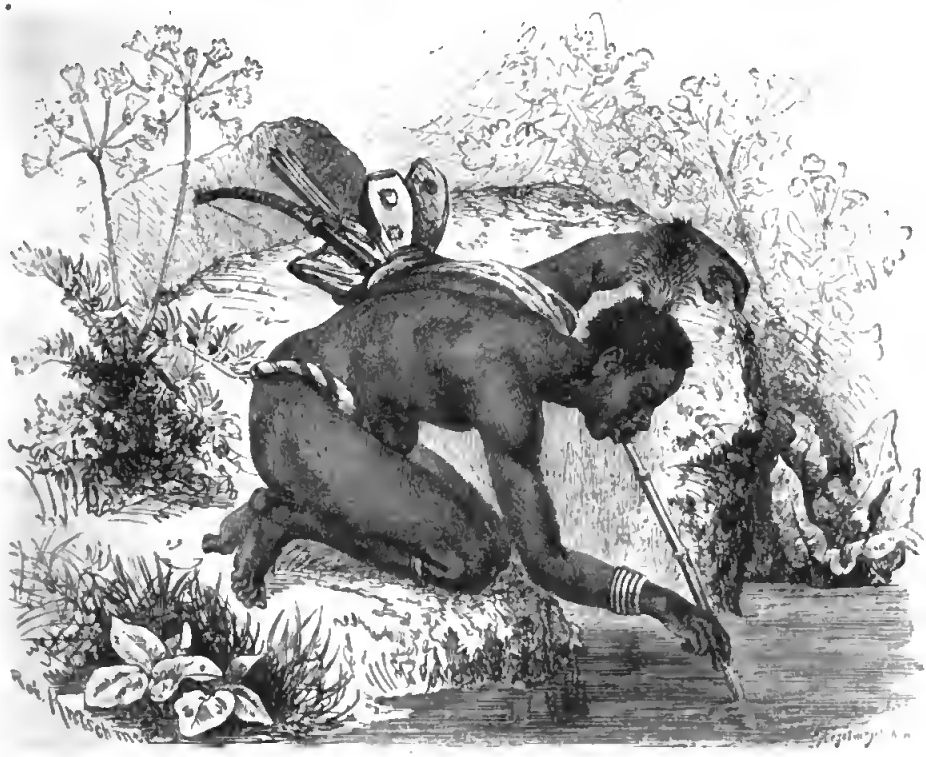
Digitized by Google

Ankunft am Waſſer.

bestreichen. Ihre Haartracht ist eine höchst sonderbare. Sie rasiren sich nämlich rund um die Ohren und Schläfen und machen aus dem übrigen Haar mit Fett und Thon einen Filz, der wie eine schottische Mütze aussieht. Ein kleiner Theil des Haares wird aus der Masse herausgezogen und bildet, zu Schnüren gedreht, eine Art von Fransenbesatz.

Die europäischen Reisenden haben der erwähnten Quelle den Namen des Naturforschers Wohlberg gegeben, der tiefer

Schon von Weitem haben die Thiere das Wasser gewittert und sich in einen Trab gesetzt, der in einen immer schneller werdenden Galopp übergeht. Läßt man sie zur Quelle, so stürzen sich die vordersten hinein und verhindern die übrigen, das Wasser verderbend, am Trinken. Die Thiere abzuwehren, ist Alles in vollster Thätigkeit; athletische Männer, Frauen und Kinder stellen sich als Schutzmauer vor der Quelle auf. Steine und Knittel werden unbarmherzig gebraucht und das



Ein Betschuana an der Quelle.

im Innern von einem Elephanten getödtet worden ist. Die Buschmänner nennen sie Gnathais, wenigstens glaubt man die Laute, welche sie bei der Bezeichnung dieses Trinkplatzes ausstoßen, so zu verstehen. Sie können indessen auch etwas ganz Anderes sagen wollen, denn was man von ihnen hört, ist blos ein Zungenschlag gegen den Gaumen, auf den ein a folgt, und ein zweiter Zungenschlag gegen die Zähne, nach dem ein i zum Vorschein kommt.

Die zweite Quelle dieser Gegend ist größer und wird als Viehtränke benutzt. Zieht eine Herde heran, so entsteht ein Schauspiel, das jeder Beschreibung spottet.

Schreien und wilde Gellen der Männer, das durchdringende Kreischen der Frauen und das wüthende Bellen der Hunde machen eine höllische Musik dazu. Ist der erste Angriff abgeschlagen, so wenden sich die Thiere zu der Vertiefung, die man für sie gegraben und mit Wasser gefüllt hat. Vielleicht ist der Brunnen, aus dem fortwährend geschöpft wird, leer geworden, ehe die ganze Heerde ihren Durst gestillt hat. Dann gräbt man ein Loch, um neues Wasser zufließen zu lassen, doch darf man nicht zu tief graben, denn das Wasser steht auf Letten und läuft in die Tiefe ab, wenn dieser durchbohrt wird.

Ins Exil,

oder

So war's vor vierzig Jahren.

Deutsche Culturskizze

von

Karl Braun-Wiesbaden.*

I.

Motto: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich."

Ich möchte die beiden unten genannten Bücher dem Leser recht warm empfehlen. Das erste als eine classische Darstellung des Lebens eines deutschen Staatsmannes, der um seiner Verdienste um das Gemeinwesen, um seines scharfen praktischen Blickes, seines warmen patriotischen Herzens und seines energischen unerschütterlichen Charakters willen, mit dem er öffentliches und häusliches Unglück trug, ohne jemals zu verzagen, oder zu erlahmen, es ehrlich verdient hat, einen so berühmten Biographen, wie Gustav Freytag, zu haben. Alexander der Große klagte, er sei nicht so glücklich, wie Achilles, der seinen Homer gefunden; der schlichte Held des deutschen Bürgerthums genießt heute, was früher dem Eroberer der ganzen vormals bekannten Welt versagt war.

Das zweite Buch schildert mit Sorgfalt das Leben und die Schöpfungen und Meinungen eines Dichters, den die deutsche Nation, so oft sie auch während seines Lebens mit Recht, wenn auch nicht immer mit Recht, (denn manchmal sah die unmittelbare Intuition des Poeten schärfer, als mancher anscheinend logisch raisonnirende Philister, der sich Gottschedischer Autorität erfreute, in dem Lande, wo leider der poetische oder politische Gottsched nicht ausstirbt) die Nase über ihn rümpfte, nach seinem schrecklichen Krankenlager und seinem frühen Tod, erst recht wieder liebt, und der uns Allen, die wir die zwanziger Jahre als Knaben, die dreißiger und vierziger als Jünglinge und junge Männer erlebt haben, trotz aller „Wenn und Aber" so recht ans Herz gewachsen ist als ein Stück unseres eigensten Lebens. Heute, als Männer, die seit 1848, und noch mehr seit 1866, im scharfen Feuer praktischer Politik exercirt, manövrirt und auch gefochten haben, glauben wir über jene Jugendstreiche unendlich weit hinaus zu sein; und doch, wenn wir jene alten Töne und Farben, jene Mischung von zarter mondumglänzter Zaubernacht und von grellen revolutionären

* Gustav Freytag, Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. („Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem andern, der Preuße dankbar dem Badenser"). Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1870.

Adolf Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke. 2 Bde. Berlin, Franz Duncker, 1869.

Flammen, von romantischen Klängen der Cither und von schrillem Schreien des Ça-ira, wieder sehen und vernehmen, dann können wir uns eines unerklärlichen Zaubers nicht erwehren; und selbst die schrecklichen Dissonanzen des „Romanzero" sind uns nicht fremd. Denn zum Theil haben wir solches Elend erlebt, und zum Theil lag die Gefahr, es erleben zu müssen, so verhängnißvoll nahe, daß noch Mancher nicht glaubt, daß wir darüber hinaus sind, und die Meisten nicht begreifen, wie wir daran vorbeigekommen. Heutzutage ist die blaue Blume der Romantik längst verwelkt. Das emancipirte Fleisch des jungen Deutschland ist alt und langweilig geworden. Aber Heine wird ewig jung bleiben, weil ihm der volle Pulsschlag seiner Zeit durch das Herz gegangen; einerlei ob auch dies Herz noch so leichtsinnig und wankelmüthig, bald furchtbar verwogen, bald elend verzagt gewesen. Ich habe noch kein Buch gefunden, das mit solcher Vollständigkeit, wie das von A. Strodtmann, die Erinnerung jener Zeiten wieder auffrischt und ergänzend berichtigt.

Und nun, meine Herren und Leser, müßte also die herkömmliche landesübliche Recension folgen, zuerst ein allgemeiner Theil, dann ein specieller, und zwar zuerst ad 1., und hierauf ad 2., natürlich im Ganzen enthusiastisch, anerkennend, mindestens wohlmeinend, aber im Einzelnen voll Pro- und Contestationen, Widersprüche, Zweifel und Bedenken, welche verrathen, daß der gelehrte Recensent alle diese Dinge eigentlich viel besser versteht als der Autor, und daß der Letztere sehr unrecht gethan hat, nicht noch einige zwanzig Jahre zu warten, wasmaßen innerhalb dieser an sich nicht langen Frist vielleicht der Herr Recensent höchstselbst ein weit besseres Buch über besagten Hammel geschrieben haben würde, u. s. f., u. s. f.

Aber nein, meine Herren, versuchen wir lieber einmal mit einem anderen Schlüssel, das Interesse an diesem Stoff und an diesen Büchern, soweit es dessen überall noch bedürfen sollte, aufzuschließen. . . .

Es war am 20. März 1848. Alle deutschen Länder hatten ihre Revolutionen gehabt, sogar die Landgrafschaft Hessen-Homburg, welche mit Hinzurechnung der Herrschaft Meisenheim im Ganzen beinahe fünf Quadratmeilen und über 20,000 Seelen zählte, und bis dahin harmlos in den Tag hinein gelebt hatte, „dem stillen Veilchen gleich, das im Verborgnen blüht." Der damalige Landgraf, der Letzte seines glorreichen Geschlechts, ein alter Junggesell, von so bescheidenen Bedürfnissen, daß er in seinem Schlafzimmer nicht einmal eine Klingel hatte, sondern den Stiefelknecht wider die Thüre warf, wenn der Kammerdiener erscheinen sollte, regierte wenig und kümmerte sich überhaupt nicht viel um die Welt. Allein als alter österreichischer Offizier begriff er am genannten Tage doch so viel, daß außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln erforderten. Er schrieb daher an einen alten Advocaten in Darmstadt, Namens Jaup, welcher sich viel mit der Genealogie und dem Stammbaum der hessischen Dynastie befaßt hatte und deshalb dem Herzen des Landgrafen nahestand, daneben aber auch als Liberaler galt: „Mein lieber Jaup, Ich muß einen Minister haben. Bei heutigen Zeitläuften aber kann ich dazu Keinen gebrauchen, der nicht zum mindesten wegen Politik in dem Gefängniß oder in der Verbannung gewesen ist. Machen Sie mir einen brauchbaren Mann von dieser Beschaffenheit aus. Ihr wohl affectionirter" u. s. w. Herr Jaup, welcher kurz darauf an Stelle Heinrich's von Gagern selbst Minister wurde, und zwar bei dem Großherzog von Hessen-Darmstadt, schickte dem Landgrafen von Hessen-Homburg seinen Schwiegersohn, den Advocaten Bansa aus Gießen, mit einem Begleitschreiben, worin bemerkt war, beifolgender Schwiegersohn habe laut anliegender obrigkeitlicher Bescheinigungen mehrere Wochen in Großherzoglich Hessen-Darmstädtischer Untersuchungshaft geschmachtet, weil er 1834 im Verdacht gestanden, kurz nach dem Frankfurter Attentat correspondirt zu haben mit dem Bruder eines Gießener Studenten, welcher Letztere seitdem in die Schweiz gereist und dadurch dem Verdacht preisgegeben war, mitgeattentatet zu haben; gefährlich sei die Sache übrigens nicht, denn Herr Bansa sei nur wegen unterlassener Denunciation eines ihm selbst nicht klar gewordenen hochverrätherischen Unternehmens angeklagt gewesen und selbst von dem strengsten Gerichtshofe, der so Manchen verurtheilt, von der Instanz entbunden

worden. Bansa wurde Premier-Minister über fünf Quadratmeilen. Er war der dauerhafteste aller Märzminister; und der gute alte Landgraf hat sich nie wieder von ihm trennen können.

Also entweder im Gefängniß, oder in der Verbannung mußte Einer gewesen sein, und zwar aus politischen Gründen. Sonst war er zum deutschen Märzminister nicht brauchbar ... Nun, Heine und Mathy wären es beide gewesen; denn Mathy war beides, Untersuchungsgefangener und Flüchtling, und Heine war zwar halb freiwillig nach Paris gegangen, aber wiederkommen hätte auch er nicht dürfen, ohne an der preußischen Grenze ergriffen und eingesteckt zu werden. Im Jahre 1846 wollte er von Paris nach Berlin, um dort den berühmten Dieffenbach, mit dem er in Bonn studirt hatte, wegen seiner Krankheit zu consultiren. Kein Geringerer als Alexander von Humboldt machte sich zu seinem Fürsprecher. Er ging bis zum König. Dieser nahm anfangs die Bitte nicht ungnädig auf. „Heine?" meinte Friedrich Wilhelm IV., „ei nun, der hat ja allerliebste Gedichte gemacht, freilich auch schändliche Spottgedichte auf Preußen; aber was schadet's? Und es wäre doch auch wohl grausam, ihn zu hindern, hier einen Arzt zu consultiren; das Berliner Publicum würde sich zudem auch gewiß nicht mehr viel um den alten kranken Juden bekümmern." Der König versprach, sich die Sache zu überlegen und schriftliche Entschließung zu geben. Diese fiel wider Erwarten abschläglich aus. Der König hatte die Polizei zu Rathe gezogen. Diese hatte Unrath und Gefahr gewittert. Der romantische und ritterliche Geist des Königs mußte die Segel streichen vor den peniblen Pedanterien der preußischen Polizei. Später hätte Heine vielleicht wiederkommen dürfen; allein da hatte ihn das unaufhaltsame Vorschreiten seiner unheimlichen Krankheit schon in seine Matratzengruft begraben; und so ist er denn gestorben in Paris. Aber er ist doch Deutscher geblieben. Er hat sich nicht als Franzose naturalisiren lassen, obgleich die Versuchung dazu nahe lag, bei der ihm in Folge deutscher Reclamationen öfters drohenden Gefahr der Ausweisung. Freilich zwang ihn die bittere Noth, vom französischen Staat eine kleine Rente zu nehmen. Daß dieser in Heine das Genie ehrte, macht ihm gewiß keine Unehre; und wenn man von einer Schande sprechen müßte, so würde dieselbe Die treffen, welche den Dichter in einer so traurigen Lage ließen. Heute sorgte doch wohl die Schiller-Stiftung.

Auf mich hat es immer einen unendlich traurigen Eindruck gemacht, wenn ich später den Schmerzensschrei las, den Heine aus jener Gruft, in welche er schon bei lebendigem Leibe versenkt war, erschallen ließ; ich meine die Verse:

„Ich ward gedrängt von schweren Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln. —
Ich glaube sogar, ich mußte — betteln.

Mathy bettelte nicht. Er ging blutarm in die Verbannung mit einer jungen Frau und einem kleinen Jungen; der zweite war auf dem Wege. Täglich kämpfte er den harten Kampf ums Dasein für sich und die Seinen. Manchmal stürzte er bewältigt von Kummer und Noth nieder. Aber er erhob sich immer wieder, gestützt von seiner tapfern und treuen Frau. Heine machte aus der Politik einen Gegenstand dichterischen Spiels. Mathy machte sie zum Gegenstand ernsthaftesten praktischen Strebens. Er kehrte zurück in die deutsche Arena; und er erreichte das Ziel, soweit dies in einer Uebergangszeit möglich ist. Auch der Tod seiner theuren und hoffnungsvollen Kinder konnte ihn zwar beugen, aber nicht fällen.

Was er in der Jugend gewünscht, das hatte er, kraft eigener Tüchtigkeit, im Alter die Fülle. Und wenn er weniger bescheiden gewesen wäre, dann hätte er, als er die Augen schloß, wohl sagen dürfen: Plaudite amici!

II.

Motto: „Facilis descensus Averni."

H. Heine ist kein eigentlicher „Flüchtling;" und es ist nicht ganz leicht, die Frage, warum er nach Paris ging und in Paris blieb bis zu seinem Ende, mit apodiktischer Gewißheit zu beantworten. Ueberblicken wir die präliminarischen Facta.

Am ersten Tage desjenigen Mai, welcher dem Pariser Juli folgte, also am 1. Mai 1831, fuhr Heine über die Kehler Brücke über den Rhein nach jenem Straßburg,

Digitized by Google

von dem heute noch das fränkische Volkslied singt: „Zu Straßburg auf der Schanz', da fing mein Trauern an," u. s. w. Da es zu jener Zeit noch keine Eisenbahnen gab, so reiste damals selbst ein Genie langsamer, als heut zu Tage jeder Esel. Letzterer fährt heute in wenigen Stunden von Straßburg nach Paris. Heinrich Heine brauchte damals volle zwei Tage, um diese Entfernung im Eilwagen zurückzulegen, der sich nach „Eilen" benennt, wie lucus a non lucendo und canis a non canendo.

Heine kam von Hamburg und hatte in Frankfurt am Main acht Tage Halt gemacht und seinen jungen Ruhm in vollen Zügen geschlürft. Die Frankfurter Demokraten hatten ihm an einem einzigen Vormittag über hundert Visitenkarten auf dem Tische seines Hotelzimmers „zum Schwanen" aufgehäuft. Man wird finden, daß dies sehr viel ist, wenn man bedenkt, daß die heute so vulgäre Visitenkarte damals noch ein aristokratisches Institut war, das sich nur bei der allergünstigst situirten Minorität vorfand. Auch der beliebteste Frankfurter Portraitmaler erbat sich die Ehre, den „Freiheitshelden" malen zu dürfen; und dies Bildniß, jetzt im Besitze von Campe in Hamburg, ist bei Weitem das beste Portrait, welches wir von Heine besitzen. Ein wohlgenährter und -gekleideter, feiner junger Herr mit geistreicher Stirne, schiefgeschlitzten Aeuglein, orientalischer Nase und sinnlichem Munde, dessen Winkel voll satirischer Tücken sitzen.

Den „Freiheitshelden." Ja freilich, Heine hat, als echter moderner Poet, stets für die Freiheit gestritten, d. h. für die Emancipation des Individuums von allen möglichen Schranken, von vernünftigen sowohl, wie von unvernünftigen. Die eigentlich politische Freiheit dagegen, die Freiheit im Staat und durch den Staat, war ihm stets gleichgültig. Denn dieser spröde Stoff war lyrisch und romantisch nicht zu verwerthen. Noch gleichgültiger war ihm die Staatsform. Er lachte, wenn sich die Leute über die Frage: „Republik oder Monarchie" stritten; und wenn sie ihn als Schiedsrichter anriefen, dann gab er ihnen eine ähnliche Antwort, wie der Löwe in jener Fabel, welche anfängt: „Ochs und Esel zankten sich."

Wegen dieses Indifferentismus gerieth Heine später in Differenzen mit dem alten und kranken, harthörigen und mißtrauischen Ludwig Börne, der doch sonst auch ein reiner Kosmopolit war, gleich Heine, und der deutschen Nation als solcher noch weit mehr entfremdet als dieser. Börne begann den Krieg. Er griff zuerst Heine in Druckschriften an. Heine erwiederte in einem Buche, das allerdings besser ungedruckt geblieben wäre. Da Börne damals der Fetisch des Tages war (wer liest ihn heute noch?), so war natürlich Jeder, der nicht accurat das Nämliche, wie er, empfand, dachte und glaubte, ein Apostat, ein Renegat, ein „Verräther;" und da Heine in seiner Schrift auch noch einiger Größen aus der Frankfurter Judengasse nicht allzu liebreich gedacht hatte, namentlich einer Madame Straus und eines Herrn *, von welchem er stets versicherte, er sei aber durchaus kein * erster Größe: so war Heine von nun an die Zielscheibe für alle jene faulen Apostel, welche in Deutschland in dem kleinstaatlichen und kleinstädtischen, reichs-, pfahl- und spießbürgerlichen Klatschmiasma ihre Zeitigung finden.

Als Heine drei Lustra später sein witzigstes, politisch radicalstes und verwegenstes, wahrhaft unwiderstehliches Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen" veröffentlichte, erschien im Pariser „National" eine Notiz, welche das Erscheinen dieses Buches anzeigte und zugleich Heine als Abtrünnigen mit dem großen Bannfluch des deutschen Liberalismus belegte. Heine ließ durch Arnold Ruge den Redacteur des Pariser National zur Rede stellen. Der Letztere entschuldigte sich, er habe Anfangs die Correspondenz nicht aufnehmen wollen, allein mehr als dreißig Frankfurter Juden hätten ihn unaufhörlich überlaufen und nicht eher geruht, als bis er die Aufnahme zugestanden, in der Hoffnung, Heine werde sich wohl mit seinen Landsleuten von jenseits des Rhein auseinandersetzen. So behandeln Deutsche den deutschen Dichter im Ausland. Oder darf man solche Leute überhaupt für Deutsche gelten lassen?

Heine ließ es an der Auseinandersetzung nicht fehlen. Im Hinblick auf die Ovationen, welche ihm die Frankfurter im April 1831 so geräuschvoll bereitet, erzählte er später, er sei, dem deutschen Kaiser gleich, in Frankfurt auf dem Römer (dem Rathhause) als erster deutscher Dichter gekrönt worden, die Lorbeerkrone habe ihm so treff-

lich gesessen, nicht minder der Krönungsmantel, die weißgekleideten Festjungfrauen hätten Blumen gestreut und das Volk habe gejauchzt; es sei Alles aufs Beste verlaufen, wenn er nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, seinen Heimweg durch die Judengasse zu nehmen, welche nicht weit vom Römer entfernt liegt; da sei ihm ein häßliches altes Weib mit Unglücksweissagungen, Drohungen und Verwünschungen in den Weg getreten; „ich stutze," sagt Heine, „vor dieser Gestalt, fahre einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Lorbeerkranz fällt in den Staub dieser unreinen Gasse. Weh mir, seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer. Ich kann ihn nicht wieder wegbringen. Wie Schade um den schönen Kranz!"

Das also war der Weg von Hosiannah zu Kreuzige! Doch kehren wir ihm und Frankfurt den Rücken und untersuchen wir die Motive des Expatriirungsentschlusses. Als Heine ihn faßte, lebte er in Hamburg. Dort war der Sitz jener Krankheit, an welcher er sein Lebtag gelitten. Die Krankheit war sein millionenreicher Erbonkel, der Banquier Salomon Heine. Nichts ist dem armen Sterblichen verderblicher als Aussicht auf verwandtschaftliche Subsidien und Erbschaften, welche lockend genug sind, um stets die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sie dadurch von besseren Dingen abzulenken, aber doch nicht solide und sicher genug, um eine Existenz auf sie zu gründen oder wenigstens sie als einen unter keinerlei Umständen versiegenden eventuellen Reservefonds für Nothfälle betrachten zu dürfen. Der alte Salomon Heine gehörte zu jenen Reichen, welche Wohlthaten mit vollen Händen nach allen Seiten hin spenden. Warum sollte nicht ein auf Hoffen und auf Illusionen angewiesenes Poetenherz glauben, auch ihm werde ein, für seine Bedürfnisse ausreichender kleiner Theil an dem Ueberverdienste zukommen? Aber der reiche Onkel liebte mehr die Verwendungen zu gemeinnützigen öffentlichen Zwecken als die stillen Privatwohlthaten; und wer letztere auf sich zu lenken dachte, der mußte ihn zu behandeln und ihm zu gefallen wissen. Wie aber sollte der leichtlebigste aller deutschen Dichter, der letzte Zweig auf dem Baum der deutschen Romantik, oder sagen wir lieber: der letzte Vogel auf diesem Zweig; der Vogel, der frivole jungdeutsche Lieder auf diesem romantischen Zweig sang, wie sollte er Talent und Ausdauer zur Erbschleicherei besitzen? Gewiß, seine Dichtergabe mochte ja auch wohl den Millionenonkel ergötzen. Aber sie trug nichts ein; und das war natürlich ein großer Fehler in den Augen eines Mannes, der im Jahre 1767, ausgestattet mit nichts wie einem baumwollenen Hemde und einem Paar lederner Beinkleider, die ein Hosenträger, (d. h. nur einer, oder ein einseitiger) auf der rechten Schulter festhielt, so wie mit einem Betriebscapital von sechzehn guten Groschen baar, in Hamburg einwanderte und damit begann, Wechsel auszutragen, es im Laufe der Zeit aber zum ersten Banquier der großen deutschen Handelsmetropole und zum mehrfachen Millionär gebracht, und in diesem Anhäufen von Schätzen seinen Lebensberuf, sein Glück und seine Freude gefunden hatte. Die Gegensätze waren zu groß. Hätte der Neffe Harry (denn so hieß eigentlich sein Vorname) das Honorar eines Victor Hugo, eines Lamartine, eines Dickens oder eines Turgenieff bezahlt erhalten, dann würde er auch in des Oheims Augen etwas gegolten haben. Denn für ihn war der Preis der Maßstab des Werths; und er wußte nicht, daß in Deutschland eine durchaus schlechte und veraltete Einrichtung des Buchhandels, conservirt durch die unpraktische Gutmüthigkeit der Autoren, die Schriftstellerhonorare hindert, zu der Höhe zu gelangen, welche sie in den übrigen civilisirten Ländern von Europa behaupten. Oheim und Neffe wären vielleicht doch besser mit einander gefahren, wenn der Letztere nicht in Hamburg gewohnt hätte, wo er wenig geistigen Verkehr fand und sich daher anderweitig schadlos zu halten suchte, in einer Weise, die dem ehrenhaften und ehrgeizigen alten Bankherrn um so weniger gefiel, je mehr er glaubte, für seine Wohlthaten wenigstens im äußerlichen Wohlverhalten des Empfängers eine Gegenleistung erwarten und finden zu dürfen. Und gerade dies Gefühl der erwarteten Gegenleistung, der baar, Zug um Zug, zu zahlenden Erkenntlichkeit war es wieder, das auf der anderen Seite den Neffen empörte, der frei auf den Aesten zwitschern und nicht jenem Goethe'schen Vogel gleichen wollte, der ein Stück Bindfaden zur Erinnerung an die Knechtschaft am Bein trägt.

Gerade die intermittirende Art, wie der Oheim spendete, wirkte so übel. Heinrich Heine schrieb im November 1830 an Varnhagen (oder wie sich dieser Soit-disant-Demokrat in Berlin nennen ließ: an Herrn von Varnhagen): „Täglich verdüstert sich mehr meine äußere Lage. Manchmal bin ich wie mit Blindheit geschlagen und lasse mich von allen Seiten betrügen. An dem Allen ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so daß ich in Geldsachen nicht difficil war und gern etwas sacrificirte um literarischer Interessen willen. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine. Man hat mir von dieser Seite beizukommen gewußt. Ich muß, der wichtigsten Gründe wegen, vorerst ihn ganz derelinquiren" (d. h. außer Rechnung lassen). Und dann folgt ein langes Lamento voll von „Verachtung gegen den Industrialismus" (d. h. materiell-productive Arbeit) und von „Dégout und Dépit über das ganze unbequeme Leben mit all seinen plebejischen Nöthen." Geldmangel, — kindliche, vielleicht gar kindische Unerfahrenheit in wirthschaftlichen Dingen — Furcht vor dem Goldonkel, — das sind die hier offen zu Tage liegenden Quellen des „Weltschmerz."

Allen Tyrannen Trotz bieten, mit Gott im Himmel hadern, den Pelion auf den Ossa stülpen, um den Olymp zu stürmen, — ja, das geht; aber mit dem Onkel darf man es auf die Dauer unter keinerlei Umständen verderben; denn — je nun — er bleibt doch immer der Goldonkel.

Aber was thun, wenn der Goldonkel schmollt und wenn die plebejische Noth des gemeinen Lebens auf den Pelz zu rücken droht? . . . Nun, da macht man Projecte. „Könnte nicht eine feste Anstellung im Staatsdienste" (damals leider noch das höchste Ideal der männlichen Jugend, wovon sie stets träumte, wie der Backfisch vom Heirathen) „der quälenden Unsicherheit meiner äußern Verhältnisse ein Ende machen und meiner materiellen Existenz eine solide Grundlage geben? Ist nicht Herr von Schenck in München mein Freund und der Feind meines Feindes, des Grafen Platen? Hat der letztere ihn nicht spottweise angeredet: Herr Geheimer Minister-Referendarius — und Dichter des Generals Belisarius? (Schenck hatte damals eine heute längst vergessene Tragödie Belisar geschrieben.) Ist nicht Schenck in Nöthen, so daß ich ihm politisch von Nutzen sein könnte, ohne daß gerade unbedingter Weise auch meine Principien verurtheilt wären, darunter zu leiden? Aber nein, mein Freund von Schenck hat mich ja den Jesuiten geopfert. Treulosigkeit und Wortbruch von dieser Seite haben mich so sehr irritirt, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. Aber, wenn auch nicht in München, ist denn nicht in Wien, wo doch Friedrich Gentz ein so glänzendes Loos zog, ist nicht in Berlin was zu machen? Ich bin zwar auch gegen Preußen bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin ist. Die liberalen Tartüffe, die frondirenden Geheimräthe dort ekeln mich an. Es ist ein widerliches Schauspiel, wie dort die ältesten Schweizer-Söldner des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerschneiden, um Jakobinermützen daraus zu machen. Und wenn's auch mit Wien und Berlin nichts ist, haben wir nicht hier in Hamburg selbst eine Vacanz? Ist nicht seit lange schon der Posten eines Syndikus erledigt? Wünscht nicht der hohe Senat einen Mann, der sich einer gewissen Popularität erfreut und eine gewandte politische Feder führt? Die Erfordernisse zum Posten sind: erstens der juristische Doctortitel, zweitens das Hamburger Bürgerrecht. Nun, Doctor Juris bin ich; und Bürger kann ich jeden Tag werden; der Goldonkel spricht gut für mich. Aber, was wird's schlechte Witze regnen über meine Candidatur! Mehr als ich je in meinem ganzen Leben gemacht habe! Der ungezogene Liebling der Grazien mit einer Allongeperrücke bekleidet, als Rathsschreiber eines hochwohlweisen Senats der durchlauchtigsten und ehrsamen Republik Hammonia. Und wenn's Das noch allein wäre! — Aber durchfallen! Sich zuerst mit der Candidatur, und dann auch noch einmal obendrein doppelt mit dem Durchfall blamiren? Das wäre doch zu ridicül. Das hielte ich wahrlich nicht aus. — Aber halt, da kommt mir eine gute Idee. Wie wäre es, wenn man die Syndikats-Candidatur ausbeutete, von der nun doch schon einmal — bon gré mal gré — öffentlich die Rede gewesen ist? Nun wohlan, benutzen wir diesen Umstand, versuchen wir

denn einmal mit der Hamburger Wurst, die ja vielleicht doch nur eine höchst imaginäre Wurst ist, nach einer reellen preußischen Speckseite zu werfen. Wie wäre es, wenn Freund Varnhagen, den ja Gutzkow die „Hebamme des jungen Deutschland" nennt, mit gewohntem diplomatischen Geschick die Sache in die Hand nähme? Er kennt ja alle Welt, die officielle und die oppositionelle, die Staats- und die Vossische Zeitung. Wie wär's, wenn er in die „Staatszeitung" in Berlin und in die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg Artikelchen einfließen ließe, die Absicht, ihn (Heine) in Hamburg zu wählen, beweise, daß er nicht nur eine populäre, sondern auch eine gewichtige und seriöse Figur sei, und daß es Preußen, wo doch seine Heimath, als einen schweren Verlust bedauern müsse, wenn er ins Ausland gehe?"

Das sind die Gedanken, die Selbstgespräche, mit welchen sich Heine in dem letzten Vierteljahr 1830 und im ersten von 1831 trägt. Wir können sie vollständig reconstruiren aus seinen Correspondenzen. Denn ein Poet vermag nicht zu schweigen. Namentlich schüttet er sein Herz gern bei Varnhagen aus, von dessen Einfluß in Berlin er eine große, wie es mir scheint, unrichtige Meinung hat. Er fragt ihn schon im October 1830: „Sinnen Sie nach und sagen Sie mir, welche finanzielle Ressourcen mir für den Nothfall (bei längerer Hartleibigkeit des Goldonkels) offen stehen." Und damit Varnhagen auch gleich merkt, welche Antwort gewünscht wird, fügt er folgenden Wink mit dem Zaunpfahl bei: „Sie irren, wenn Sie glauben, daß sich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transigiren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessiren könnte. Nächstens mehr darüber. Ich bitte Sie, denken Sie darüber nach."

Und am 4. Januar 1831 schreibt er schon wieder an denselben Varnhagen: „Ich thue vorerst gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich zu erfahren, ob in Berlin oder in Wien nichts für mich zu erlangen ist. Ich will nichts unversucht lassen, und mich zum Aeußersten nur im äußersten Falle entschließen."

Gleichzeitig aber schrieb der unbekümmerte Poet eine gepfefferte Streitschrift wider den deutschen Adel, durch welche er alle Aussichten in Wien und Berlin verscherzen mußte, wenn er deren überhaupt jemals hatte, was mir immer noch sehr unglaubhaft scheint, trotz gegentheiliger Versicherung. Was sollte denn auch die allmächtige zünftige Bureaukratie machen mit einem so undisciplinirten losen Vogel, und welch ärgerliches Präjudiz würde nicht das Eindringen eines so profanen Baschi-Bozuk in das Allerheiligste des Schreiberstalles gegeben haben? Und eben so wenig paßte er in die Gevatterschaftspolitik der freien Reichsstadt. Mit dem Syndikus war es eben so wenig, als mit Wien und Berlin. Auch der Goldonkel wünschte ihn nicht in der Nähe.

Auch Varnhagen weiß nur einen Rath: Aussöhnung mit dem Goldonkel. Recht schön. Aber zum Versöhnen gehören Zwei.

Heine glaubt selbst 1830 nicht an die Kraft der politischen Bewegungen in Deutschland: „Ich glaube an neue Rückschritte und bin voll schlechter Prophezeihungen," schreibt er. Aber wenn nun auch die Revolution siegte, hatte er sich nicht immer einer vornehmen Zurückhaltung beflissen, so daß die Volkspartei, wie er sich ausdrückte, ihm insgeheim eine schwarze Atlasweste und weiße Glacéhandschuhe nachsagte? Beschuldigten ihn nicht viele Biedermänner, die sein schonungsloser Witz verletzt hatte, der „Aristokrätzigkeit?" Großer Gott, schreibt er 1831 im „Compaß," wenn in Deutschland einmal eine wirkliche wahrhaftige und große Revolution ausbricht, dann ist mein armer Kopf einer der ersten, die dem Ungeheuer zum Opfer fallen.

Die Censur genirte ihn, und seine literarischen Genossen gefielen ihm auch nicht. Während in Süddeutschland die politischen Winkelblättchen wie Pilze aus der Erde schossen, dominirte in Norddeutschland, das damals noch nicht recht zum politischen Leben erwacht war, eine fade und abgestandene Zuckerwasser-Belletristik. Der „Beobachter an der Spree," der „Hausfreund" in Schlesien, Theodor Hell's „Abendzeitung" fütterten mit Leierkasten-Gedichten und mit lüstern-langweiligen Alte-Weiber-Novellen ein genügsames Publicum, das nichts Besseres verlangte.

Sich der politischen Agitation als solcher in die Arme zu werfen, war gefährlich. Gefängniß, Zuchthaus und Festung waren naheliegende Dinge. Außerdem ent-

sprach auch die praktische Agitation mit ihren Wagnissen und Anforderungen nicht der contemplativen Neigung des Dichters. Von Hamburg aber wollte er nun einmal fort. Er wagte deshalb den Sprung ins Dunkle. Er ging nach Paris. Er ging hin, nicht so leichtsinnig, wie man glaubt. Er blieb dort, nicht ohne Heimweh. Mehr einer innern sachlichen Nothwendigkeit gehorchend als dem eigenen subjectiven Gefallen. Mitten unter seinen Spottvogelliedern bricht oft ein halbunterdrückter tiefer Ton der Sehnsucht nach der deutschen Heimath durch. Er schildert, wie in Deutschland der Sturm sein Schiff, darauf er mit singenden und lachenden Genossen gesessen, zertrümmert und ihn an den Seinestrand geworfen habe; und dann heißt es weiter:

„Ich habe ein neues Schiff bestiegen
Mit neuen Genossen; — es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —;
Wie fern die Heimath! Mein Herz wie schwer!

Das ist nun wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, — die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimath wie fern!"

Und an Laube, der ihn zur Heimkehr einlud, zu einer Zeit, da solche noch nicht unmöglich war, schrieb er, das freiwillige Exil, das er sich auferlege, sei eines der größten Opfer, das er dem „Gedanken" bringe; er wolle auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. „Wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, dann würden die erbitterten deutschen Jakobiner in Paris, welche mich bis jetzt nur durch Muthmaßungen verleumden können, hierin den klaren Beweis des Vaterlandsverrathes erblicken."

Aber die Trennung vom Vaterlande war weder dem Menschen von Nutzen, noch auch dem Dichter. Sie schwächte seine poetische Productionskraft und bereitete ihm eine Masse Widerwärtigkeiten. Freilich konnte er auch schon auf deutschem Boden mit Göthe's Ritter Kurt singen und sagen: „Ach, wie soll ich mich gedulden? — Die Verlegenheit ist groß — Widersacher, Weiber, Schulden — Ach, kein Ritter wird sie los."

In Paris war er dem Beispiele, das Goethe mit Christiane Vulpius gegeben, gefolgt; er hat ein harmlos und naiv fröhliches Geschöpf geheirathet, das er aufrichtig liebte, und das mit Bildungs-, Gedanken- und Gewissensballast nicht allzu beschwert war. Die „Weiber" also waren weggefallen, oder hatten sich wenigstens in einen wohlthätigen Singular verwandelt. Dafür wuchsen die „Widersacher" und die „Schulden" weit über den einfachen Plural hinaus; und der Gold-Onkel und sein Successor verfügten öfters Temporaliensperre.

Daß Heine Feinde hatte, viele Feinde und erbitterte Feinde, ist natürlich. Er war selbst daran schuld. Aber wenn man in dem Buche Strodtmann's (Buch III. Cap. 6. „Schriftstellernöthen," S. 397 — 470) eine Uebersicht gewinnt über diese geist- und geschmacklosen Ströme von Gift und Galle, von Fraubaserei, Klatsch und Krähwinkelei, welche aus der schmutzigsten Schale von Neid und Bosheit über die ambrosischen Locken seines olympischen Hauptes ausgegossen werden, dann nimmt man unwillkürlich Partei für Heine, mag er auch tausendmal das „Karnickel" gewesen sein und angefangen haben.

Aber er war auch gar nicht einmal immer das „Karnickel." Namentlich nicht in dem Krieg mit Börne. Letzterer attakirte zuerst, indem er in seinen Briefen aus Paris in üblicher Art Heine der Feigheit, der Zweideutigkeit und des „Verraths" (natürlich dem Wort nach am Vaterland und an der Freiheit, in Wirklichkeit an Herrn L. Börne) beschuldigt; und es wirft kein gutes Licht auf Herrn Börne, daß er schon Jahre lang vorher in den Briefen an seine Madame Wohl allen Klatsch über Heine aufgespeichert und dabei mit triumphirend lächelnder List bemerkt: „Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt. Er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beständig Experimente mit ihm mache. Ich sammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre. Ich komme bestimmt früher oder später mit ihm in öffentlichen Streit, und da kann ich es benutzen." Fürwahr, das ist nicht die heilige, das ist die neidische Demokratie.

Wie auf der einen Seite der politisch und religiös radicale Börne von Frankfurt, so geiferte auf der andern der conservative und fromme Wolfgang Menzel von Stuttgart; und seine Schwaben halfen ihm. Einem Stuttgarter Buchdrucker und „Naturdichter" Namens Niklas Müller, dem

es schlecht ging in Paris, hatte Heine in großmüthiger und menschenfreundlicher Weise geholfen. Der ehrliche Müller hatte das nach Hause gemeldet. Als er aber selbst kurz darauf in seine Heimath zurückkehrte, mußte er darob den salbungsvollsten Zorn des Oberstudien- und Consistorialrathes Gustav Benjamin Schwab (auch ein deutscher Dichter!) ausstehen. Der eben so fromme als romantische Herr erklärte ihn für ein „verlornes Schaf," weil er von diesem Satan Handgeld genommen. Solche Züge kleinen Elends und elender Kleinigkeit charakterisiren die damalige Zeit.

Und nun die Schulden: während Heine in Paris war, confiscirte der Bundestag seine Feder, d. h., er machte es ihm durch Censur, Verbote und Chicanen schier unmöglich, seine productive Kraft finanziell zu verwerthen. Um dieselbe Zeit sistirte der Goldonkel die Auszahlung der 4000 Franes jährlicher Subsidien. Heine stößt in seinen Briefen die ergreifendsten Seufzer aus über die schnöde, wahrhaft schreckliche Art, wie ihn der launenhafte alte Herr, aufgestachelt durch Hetzereien und Ohrenbläsereien, mißhandle. Heute empört sich sein Stolz über die wahrhaft „unnatürliche Härte" des Alten. Morgen schreibt er ihm:

„der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb."

wehmüthige Briefe, worin er an dessen Großmuth appellirt. Und übermorgen macht er einem Freunde das Geständniß: „Betteln ist schrecklich, aber Betteln und nichts bekommen, — das ist doch das Schrecklichste." Auf alle schriftlichen und mündlichen Apostrophen, woran es nicht fehlte, hatte der Goldonkel keine andere Antwort als den schrillen Schrei: Ich will nichts mehr für ihn thun.

In seiner Verzweiflung sprach Heine einen Freund, der damals selbst nicht viel hatte, um ein Darlehen an. Aber selbst in der Verzweiflung konnte er sich nicht enthalten, mit der Laune des Dichters und mit der Offenheit des Gentleman beizufügen: „Was jedoch meine Rückerstattungsfähigkeit betrifft, so muß ich Dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblicke so schlecht, daß nur ein Narr oder ein Freund mir Geld leihen würde."

Und während das Alles in Paris vorging, schrieben die deutschen Klatschblätter von Krähwinkel, Schild- und Mottenburg, der liederliche Heine schwelge in dem Babel an der Seine in Sardanapalischem Luxus. Sie versuchten es, den Stempel der sittlichen Entrüstung ihrem Neid aufzudrücken. Hätten sie doch gewußt, wie wenig sie zu letzterem Ursache hatten.

Nun starb am 23. December 1844 der alte Salomon in Hamburg. Sein Haupterbe war sein Sohn Karl Heine. Der Dichter behauptete, der Goldonkel habe sich förmlich verpflichtet, ihm eine Leibrente von 4000 und seiner Wittwe eine solche von 2000 Francs jährlich zu bezahlen. Der Erbe wollte nichts davon wissen. Heinrich Heine schmeichelte und drohte. Er drohete mit Satiren, Epigrammen und Pasquillen. Er drohete mit Processen und dem Judeneid more majorum. Er schickte vornehme und gemeine Vermittler: Fürst Pückler-Muskau schrieb an den Erben, Ferdinand Lassalle tribulirte ihn. Alles half nichts. Der „Hamburger Successions-Krieg" (so nannte ihn der Dichter) dauerte über zwei Jahre. Erst nachdem der Dichter sich halb todt geärgert, erst nachdem ihn der Schlag gerührt, von wo an seine tückische Krankheit datirt, wurde zwischen ihm und dem Erben am 25. Februar 1847 der Pariser Friede geschlossen, der den Dichter in seine frühere Rente wieder einsetzte, jedoch sub clausula revocatoria, daß er gegen die Dynastien Karl Heine in Hamburg, sowie Fould und Forcade in Paris (welchen Frau Karl Heine entsprossen) stets den nöthigen Respect bewahre und nie etwas Feindseliges unternehme, namentlich nichts wider sie schreiben dürfe. Noch in seinem französisch abgefaßten Testamente vom 10. Juni 1848 (Strodtmann, Bd. II. Anmerkung 614) bettelt Heine auf das rührendste bei den reichen Verwandten für seine arme Frau; und diese Bitte ist auch erhört worden.

Als Heine in der äußersten Noth war, im April 1837, schloß sein Verleger, (welcher zwischen ihm und dem Goldonkel vermittelt hatte, aber ohne Erfolg,) einen Vertrag mit dem Dichter, wodurch dieser ihm die Ausbeutung seiner sämmtlichen Werke auf elf Jahre in Voraus für die Pauschsamme von 20,000 Francs verkaufte. Dieses, in Wirklichkeit doch etwas zu kleine Stück Geld reichte grade aus, die Schulden zu bezahlen, welche der Dichter in Folge der

heimlichen Temporalien-Sperre hatte contrahiren müßen. Poor Yorik!

III.

Motto: „Per aspera ad astra."

Am 30. März 1835 überschritt ein anderer deutscher Flüchtling auf der Kehler Brücke den Rhein; er war kein Poet und überhaupt kein Romantiker, sondern ein abgesetzter Großherzoglich Badischer Cameralpraktikant und ein durch die Censur lahm gelegter süddeutscher Journalist, dem die Bundes-Centraluntersuchungscommission in Frankfurt a. M., deren Krallen er einige Opfer durch Beihülfe zur Flucht entrissen hatte, auf den Fersen war, den sie zwang, Weib und Kind im Stich zu lassen, um in der Fremde ein ander Stück Brot zu suchen. Es war Karl Mathy.

Seine Zwischenstation zwischen der badischen Residenz Karlsruhe, von wo er floh, und Straßburg, wohin er vorerst strebte, war nicht, wie bei Heine, eine opulente freie Reichsstadt, die ihm Triumphe bereitete, sondern ein kleines Landstädtchen. Es erbat sich dort Niemand die Ehre, ihn malen zu dürfen; im Gegentheil war er sehr froh, daß er nicht auf einen jener bewaffneten Schutzengel stieß, welche man auf deutsch Gensdarmen nennt, oder auf eines jener schriftlichen Bildnisse, welche Steckbriefe heißen. Seine junge und brave Frau, die er, selbst kaum 25 Jahre alt, vor noch nicht zwei Jahren geheirathet hatte, nahm dort, bis wohin sie ihn zu Fuß begleitet hatte, Abschied von ihm; sie that es traurigen, aber standhaften Herzens, ihrer eigenen Tüchtigkeit bescheiden bewußt und von der des scheidenden Mannes auf das innigste überzeugt. Niemals während einer langen Ehe hat sie ihres Mannes politische Pfade durch Wehklagen durchkreuzt, oder sein Herz auch nur durch einen Seufzer erschüttert. Ueberzeugt von dem Rechte seines Strebens trug sie, was getragen werden mußte, nicht als Mitleid heischende Dulderin, sondern als opferfreudige mitstreitende Gefährtin seines Lebens und Strebens.

Eine solche Frau ist ein größerer Schatz als Heine's Oheim mit den Millionen. Sie ahnte damals nicht, daß einige dreißig Jahre nach dieser Flucht bei Nacht und Nebel, derselbe Mann, den sie damals begleitete, in demselben Karlsruhe, das er jetzt heimlich verließ, Ministerpräsident und nach dem Fürsten die erste Person im Lande sein werde, welchen Posten er nicht fremder Gönnerschaft, fürstlicher Laune, oder sonstigen Zufälligkeiten, sondern allein seinem Geist und seinem Charakter, seinem Wissen und Wollen verdankte.

Karl Mathy war armer Leute Kind. Sein Großvater, aus dem nassauischen Lahngau stammend, war nach Boppard gezogen, wo er sich als Mühlarzt kümmerlich durchschlug. Sein Vater, mittelst Stipendien zum katholischen Geistlichen erzogen, dann durch Jesuiten und Karmeliter, welche ihn haßten, aus seiner kirchlichen Stellung vertrieben, in Mannheim zum Protestantismus und zum Lehrfach übergegangen, hatte viel Kinder und wenig Geld und konnte seinem Erstgebornen Karl Mathy keine weitere Mitgabe für's Leben ertheilen, als eine möglichst gute Erziehung und Unterrichtung. Selbst noch Schüler mußte K. Mathy sich seinen Unterhalt durch Stundengeben erwerben; und ein Bißchen Schulmeister, d. h. von den guten Eigenschaften eines Ludimagister, ist sein Leben lang an ihm hängen geblieben.

Als ich ihn, 1848, kennen lernte, war er eine stattliche und behäbige Figur mit vollem Gesicht und großen blauen, klugen und treuen Augen. Ein Freund, der ihn am 27. Mai 1832 in Hambach zum ersten Male sah, schildert mir ihn als einen mageren, knochigen, blassen jungen Mann, der aussah wie ein halb verhungerter Hauslehrer. Das erste Geschenk, das ihm seine Braut machte, war ein prachtvoll gestickter Hosenträger. Pantoffeln und Hosenträger waren die einzigen Artikel, in welchen sich zur Zeit unsrer Väter der biedere Deutsche einen bescheidenen Luxus erlaubte.

Als Heine am 1. Mai 1831 ein angehender Dreißiger die deutsche Grenze überschritt, da konnte er schon von sich sagen:

„Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche.
Was man genießen kann in der Welt,
Hab' ich genossen, wie je ein Held!
Hab' Kaffee getrunken und Kuchen gegessen;
Hab' manch' eine schöne Puppe besessen;
Trug seidene Westen, den feinsten Frack;
Mir klingelten auch Ducaten im Sack.
Ein Lorbeerkranz umschloß mir die Stirn.
Er duftete Träume mir ins Gehirn," u. s. w.

Von Alledem hatte Karl Mathy noch nichts zu schmecken bekommen. Er hatte schwere Arbeit verrichtet, war dafür schlecht oder gar nicht bezahlt worden; statt der Lorbeer-, hatte die Dornenkrone ihm in Aussicht gestanden; und was seine Toilette anlangt, so fühlt sich sein Biograph Gustav Freytag verpflichtet, mit gewohnter Gewissenhaftigkeit zu berichten, dieselbe sei im Allgemeinem in einem sehr vernegligirten Zustande gewesen und nur aus Freude über obgedachte schöne Hosenträger habe er sich zu einem ungewöhnlichen Luxus hinreißen lassen, nämlich zur Anschaffung eines schönen neuen — grünen Rockes.

Das Glück, das Mathy bis dahin genossen, bestand in einer trauten Häuslichkeit, in dem Bewußtsein eigener Kraft und treuer Pflichterfüllung. Damit steuerte er in die Fremde, — nicht in dem Coupé des Postwagens, wie Heine, sondern zu Fuß, wie ein Handwerksbursche.

In Straßburg harrte sein ein charakteristischer Vorgeschmack des deutschen Flüchtlingslebens im Auslande. Sein Schwager Franz Stromeyer war in Folge des Frankfurter Attentats in die Fremde versprengt worden. Er hatte in der Schweiz das „junge Deutschland," eine Unterabtheilung der „jeune Europe" etabliren helfen und aus der Bundescasse etwa 80 Thaler zu einem wirklichen Bundeszwecke verausgabt, welcher Zweck jedoch später nicht die Billigung seiner Mitverschwornen fand. Letztere waren vielmehr über ihn ergrimmt und hatten in feierlich versammeltem Vehmgerichte, das, einen Todtenkopf und zwei gekreuzte Dolche auf dem Tische, beim trüben Schein zweier qualmender Talglichter und im Gewölke von Tabaksdampf, in dem bescheidenen Hinterstübchen einer schweizerischen Dorfschenke abgehalten worden, ob seiner schlechten Amtsführung ihn zum Tode verurtheilt. Offenbar hatten die verfolgten Flüchtlinge derartige Grausamkeit von ihren Verfolgern gelernt, von der Bundes-Centraluntersuchungscommission und den von ihr beeinflußten fürstlichen Richtern in Deutschland, welche junge Studenten zum Tode verurtheilten, bloß weil sie ein schwarzrothgoldnes Band getragen und in der Trunkenheit, die schlechtes Bier in Verbindung mit jugendlicher Begeisterung und beizendem Tabak zu erzeugen pflegt, höhern Blödsinn aus dem Gebiete der Politik geschwatzt hatten. Zwischen den Urtheilen der Flüchtlings-Vehme in der Schweiz und denen der Gerichtshöfe in Deutschland war leider ein großer Unterschied. Letztere wurden, wie Fritz Reuter uns in den Geschichten „aus seiner Festungszeit" vor Augen führt, vollstreckt; zwar aus Tod in Festung verwandelt und gemildert, aber doch vollstreckt in einer Art, die manchen flotten jungen Burschen, der nicht so viel Humor und sonstige Widerstandskraft hatte als der vierschrötige, festgefügte Mecklenburger, auf Zeit Lebens geknickt hat. Die Urtheile der deutschen Flüchtlinge wurden nicht vollstreckt; und wenn Mathy's Schwager auf den Dolch der Vehme hätte warten sollen, dann lebte er heute noch. Den deutschen Exaltados aller Stämme und aller Zeiten kommt es bekanntlich stets mehr auf bombastische und haarsträubende Worte an; und abgesehen von einem bedauerlich altjüngferlichen oder fraubasenhaften Hange zum Privatklatsch und zur kleinstädtischen Médisance sind's sonst ganz gemüthliche Leute.

Mathy war mit 22 Jahren Großherzoglich Badischer Cameralpraktikant geworden. Er stand auf der untersten Stufe der bureaukratischen Leiter, auf welcher man die Erlaubniß hatte, zu hungern, viel zu arbeiten und von rohen und unwissenden Vorgesetzten allerlei Unbilden zu dulden. Es war eine aufgeregte Zeit damals, wenigstens im deutschen Südwesten. Der Wellenschlag der Pariser Julitage hatte sich bis tief zu Deutschland hinein erstreckt. Der Norden und Osten zwar hatte sich unter dem Einflusse Preußens wieder beruhigt. Preußen hatte während der voraufgegangenen Lustra der Erholung bedurft. Wer sich die Mühe gegeben, zu constatiren, was namentlich die ärmeren und älteren Provinzen Preußens in der Zeit von 1806 bis 1815 erduldet, gelitten und geopfert, fast mehr, als Menschen zu leiden im Stande sind, der darf es ihnen nicht verübeln, daß sie vor Allem strebten, wieder zu Kräften zu gelangen, was ihnen, fast über Wunsch und Neigung hinaus, durch den hausbackenen Sinn des jedem Echauffement, und namentlich jedem politischen Echauffement abgeneigten Königs denn auch möglich gemacht ward. Von jenen Leiden und Opfern — ich erinnere beispielsweise nur an die Städte Danzig und

Königsberg — hat man in Süddeutschland keinen Begriff. Dort hatte man sich bei Zeiten unter die Fittige der Fremdherrschaft geduckt und war möglichst lange darunter geblieben, hatte also auch während der Freiheitskriege keine sonderliche Opfer gebracht. Während Preußen von Beginn der dreißiger Jahre an, unter herber Abwehr jeder constitutionellen Richtung, mit Realisirung der Zollvereinsidee eben so geräuschlos und still, als planmäßig und hartnäckig vorging, überschlug man sich in Süddeutschland in kleinstaatlichen Verfassungsexperimenten, welche allemal damit endeten, daß der Bundestag als Knecht Ruprecht erschien und den Leuten, so am ärgsten geschrien, mit der Ruthe denjenigen Körpertheil bearbeitete, welchen die Natur zu diesem Zweck und zum Sitzen erschaffen. Damit will ich nicht sagen, daß jene constitutionellen Bewegungen im kleinstaatlichen Süden absolut werthlos waren. Denn in der Geschichte geht kein ehrliches Streben völlig oerloren. Es waren die Exercitien, mittelst deren sich der deutsche Gymnasiast auf den öffentlichen Dienst im deutschen Nationalstaat vorbereitete. Als solche sind sie nicht ohne Bedeutung. Schlimm aber ist es doch, wenn der Gymnasiast sich für einen Mann, oder gar sein Gymnasium für die Welt oder für „den Hort der Freiheit" hält. An dieser Selbstüberhebung krankte damals der Süden. Sie vermochte ihn namentlich auch, gegen den Beitritt zum deutschen Zollverein zu kämpfen. Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß Karl Mathy schon als junger Mann von sechsundzwanzig Jahren hieroon freier war, als Andere seiner süddeutschen liberalen Genossen, wie Folgendes lehrt:

Nebenius, nächst Mathy der größte Staatsmann, den Baden heroorgebracht hat, neben Maßen und Kühne einer der Gründer des Zollvereins, — befürwortete damals in einer, auch durch den Druck veröffentlichten Denkschrift den sofortigen Anschluß Badens an den Zolloerein. Dagegen erhob sich aus dem Lager der Liberalen in Baden ein förmliches Indianerkriegsgeheul: Was, Grenzzölle gegen das Ausland? Abschaffung der Grenzzölle im Innern? Schändlich! — Vertheuerung oon Kaffee und Zucker? Attentat gegen das souoeraine Volk! — Zollrevenüen, die keiner Verwilligung durch den Landtag unterliegen? Antastung des Steuerbewilligungsrechtes der Stände, Umsturz der Verfassung; — Verrath, Preisgebung des badischen Horts der Freiheit an den preußischen Absolutismus, an den bureaukratischen Fiscal-, Polizei- und Militärgeist eines halbslawischen, halbbarbarischen nordischen Reiches. Daß diese preußischen „Barbaren" es gewesen, die uns, und zwar gegen den Willen unserer damaligen Machthaber, und ohne unser eigenes Zuthun, von der Schmach der Fremdherrschaft befreit hatten, das war vergessen, nachdem noch nicht zwanzig Jahre darüber hingegangen. Von dem Werth eines einheitlichen freien Wirthschaftsgebiets im Innern hatte man keinen Begriff. Der Zolloerein galt für eine politische Intrigue Preußens oder gar der heiligen Allianz; und der kluge und patriotische Nebenius für einen Verräther, würdig, mittelst einer roth-gelben (badische Landesfarbe!) Schnur an den höchsten Ast im badischen Vaterlande gehängt zu werden. Das nannte man damals Liberalismus. Man muß sich daran erinnern, um zu begreifen, welche Fortschritte wir seit einem Menschenalter gemacht haben.

Der junge Mathy war halbwegs frei von dieser Krankheit; aber er durfte es nicht sagen, weil er sonst von seinen Gönnern und deren Anhang in Acht und Bann erklärt worden wäre. Gleichwohl wünschte er den Anschluß an den Zollverein und sein Gewissen gebot ihm, nach Kräften dafür thätig zu sein. Aus dieser oerzwickten Situation ging denn nun eine Flugschrift Mathy's hervor, welche 1834 erschien im Selbstverlage des Verfassers, der seine letzten geringen Geldmittel in dieses Unternehmen steckte. Er wägt in der Broschüre das „Wider" und das „Für" ab. Sein Verstand ist auf der Seite des „Für." Aber um es mit seinen Freunden nicht zu verderben, vertritt er zuerst deren in Obigem mit möglichster Treue und Kürze reproducirte Anschauung. Dann aber führt er die Gründe für den Anschluß ins Feld: Freien Verkehr im Innern; eine stetige und sicher vorschreitende, gegen Experimente geschützte Zoll- und Tarifgesetzgebung; Beseitigung der interterritorialen Hindernisse, welche einem deutschen Eisenbahn- und Canalsystem im Wege stehen; Ermöglichung der Einführung oon Zug-, Nieder-

lassungs- und Gewerbefreiheit durch ganz Deutschland; Gründung der wirthschaftlichen Einheit und Vorbereitung der politischen. Vor den Augen des jungen Mannes lagen damals schon alle diese großen Ziel- und Gesichtspunkte offen, welche für einen Rotteck, Welcker und andere weit ältere Zeitgenossen noch unfaßbar und unfindbar waren.

Aber man merkt Mathy's Schrift durchaus nicht an, wie warm bei ihrer Abfassung das Herz des Verfassers geschlagen. Man würde eher glauben, sie sei von einem Staatshämorrhoidarius als von einem jungen Journalisten geschrieben. Diese gezwungene Zurückhaltung, diese scheinbare Kälte, diese Seitenhiebe auf Preußen und Norddeutschland, sie waren nur allzu nothwendig, um nur Gehör zu gewinnen, das, hätte der Verfasser schlankweg und einfach die Wahrheit gesprochen, verweigert worden wäre, mit dem obligaten Schrei der Entrüstung.

Mathy's Schwager, der junge Stromeyer, der nachgehends vom jungen Deutschland zum Tode verurtheilte, leichtlebige Bummler, ließ sich von der herrschenden Strömung treiben und schrieb ein Pamphlet voll Gift und Galle *gegen* den Anschluß, welches von den kleinen liberalen Zeitungen des Südens als Meisterwerk gepriesen wurde, während Mathy's verdienstvolle Schrift nur einen mäßigen „Erfolg der Achtung" errang, aber viel zur Klärung der Ansichten beitrug.

Ich habe eigentlich meiner Darstellung vorgegriffen mit dieser Episode über die Mathy'sche Zollvereinsschrift und die Constellation, unter welcher sie erschien. Allein es geschah nicht ohne Absicht. Heutzutage würde ein junger Mann von solchem Talent, von solcher Fachkenntniß und Darstellungskunst, von einem so festen, sichern und weittragenden Scharfblick, der Gegenstand der eifrigsten Umwerbungen sein. Die großen Banken und industriellen Unternehmungen würden Jagd auf ihn machen; seine eigene Regierung, und wohl auch andere, würden ihre Aufmerksamkeit auf ihn richten; das Parlament würde ihm offen stehen; jede selbstbewußte und kluge Partei würde ihn zu gewinnen suchen. Vor fünfunddreißig Jahren war das anders in Deutschland. Man ließ ihn im Staatsdienste darben und zwang ihn, zu schriftstellerischem Nebenerwerbe zu greifen, den er nur bei der Opposition fand. Dann entließ man ihn aus dem Staatsdienste, weil er schriftstellerte. Er gründete eine Zeitung. Sie ging gut und befriedigte seine und seiner Familie bescheidenen Bedürfnisse. Da kam die Censur und strich ihm, was er geschrieben; und die Leser, welche nicht weiße Censurlücken angaffen, sondern Gedrucktes lesen wollten, fielen dem Blatte ab. Was half ihn das Schreiben, wenn die Censur das Drucken verbot? Abermals war seine Kraft lahm gelegt. Eine solche liebevolle Detailbehandlung förderte natürlich immer mehr die oppositionelle malcontente Gesinnung. Der Mensch wäre noch zu erfinden, der sich an unablässig fortgesetzten täglichen Nadelstichen fromm und gemüthlich erbaute. Für die Malcontenten aber hatte der gute alte Bundestag ein besonderes Ketzergericht etablirt, welches sich „Bundes-Centralunterſuchungscommission" (der deutsche Bureaukrat liebte solche zwölfsilbenreiche Titel) nannte und die Demagogenhetze mit demselben Eifer betrieb, wie man hundert und zweihundert Jahre zuvor den Hexenverfolgungen oblag. Dieses zwölfsilbige deutsche Ketzergericht heftete sich auch an die Fersen Mathy's. Er zog sich vor seinen Drohungen nach Frankreich und dann in die Schweiz zurück. Warum sollte er nicht gehen? Seine Existenz in der Heimath war ja doch ruinirt; und das nämliche Preußen, dessen Zollvereinspolitik er so tapfer unterstützte, half ja ebenfalls ihn verfolgen. Auch damals hatte es die bekannten „zwei Seelen." Seine wirthschaftliche Seele war gesund. Aber seine politische Seele lag in den Banden der heiligen Allianz; und es folgte der Führung Oesterreichs, das in Deutschland wie in Italien seine Fremdherrschaft zu befestigen trachtete, dadurch, daß es, wie Fürst Metternich und Hofrath Gentz sagten, die Ruhe und Ordnung wiederherstellte, d. h. die Ruhe des Kirchhofs und die rein mechanische Ordnung der privilegirten Actenschreiber-Kaste. So wirkte Preußen, geführt von Oesterreich mit, die Leute, welche auf seiner Seite standen, aus dem Lande zu vertreiben. Als am 17. Mai 1835 Baden dem Zollverein beitrat, saß Mathy als Flüchtling in der Schweiz.

Karl Mathy wohnte am 27. Mai 1832

mit sehr gemischten Gefühlen dem Feste von Hambach (in der baierischen Pfalz) bei, von welchem Fürst Metternich prophezeihte, es werde ein „Fest der Guten," d. h. es werde im Sinne der blödsinnigsten antinationalen Reaction ausgebeutet werden. Metternich hatte gut prophezeihen. Denn er selber war es, der seine eigene Prophezeihung wahr machte. Und doch, welch unschuldig Ding war dies Hambach! Ein Sänger- oder Schützenfest von heutzutage, hat sogar mehr politische Substanz in dem Leibe. Man sang, man trank, man fraternisirte und schmollirte. Die damals unvermeidlichen Polen erschienen mit der unvermeidlichen florumhüllten Fahne; larmoyante Gesichter, hinter welchen sich eine riesenhafte Consumtionskraft versteckte. Dann wurden die Fahnen geschwenkt und Reden gehalten; und die Jungfräulein, welche vorher zu Ehren der gloomy-stummen Polen ihre Taschentücher hatten wehen lassen, schwenkten sie jetzt zu Gunsten Derjenigen ihrer deutschen Landsleute, welche am lautesten schrien. Nur eine einzige Rede, die von Wirth, bewegte sich auf nationaler Grundlage. Im Uebrigen that man, als wenn Deutschland nur aus Baden, Rheinbaiern und Rheinhessen bestände, und als wenn solche Dinge wie der Zollverein und Preußen gar nicht existirten. Man hatte mehr Sympathien für Franzosen und Polen als für Preußen. Das Jahr Dreizehn war vergessen. So viel hatte Metternich schon fertig gebracht, selbst bei Denen, die ihn verwünschten.

Man hatte sich unter einander die Köpfe warm geredet und sich wahrhaft wohl gefühlt, weil man einmal an einem einzigen Tage keine bureaukratisch-fiscalisch-polizeiliche Mißhandlung erduldet. Am andern Tage fing sie natürlich wieder an und wurde als selbstverständlich betrachtet. Nur das Gelüste an hochtönenden Worten behielt man bei und befriedigte es dadurch, daß man allwöchentlich ein- oder zwei- oder dreimal im stillen Kämmerlein eines jener unscheinbaren Blättchen las, die damals jedes badische Landstädtchen producirte. Denn in Baden war seit 1832 die Censur aufgehoben. Freilich sollte dieser Sonnenstrahl im „Hort der Freiheit" nicht lange dauern.

Auch Mathy machte Gebrauch von ihm. Er gründete in Karlsruhe den „Zeitgeist," ein anfangs zwei-, später dreimal wöchentlich erscheinendes Blättchen. Als Redacteur wurde er nicht zugelassen. Denn diese Function war an einen Alterscensus von dreißig Jahren geknüpft; und Mathy zählte nur fünfundzwanzig. Der nächste Erfolg der zeitgeistlichen Thätigkeit bestand darin, daß Mathy derjenigen Beamtenfunctionen, welche ihm ein kleines Stück Geld eintrugen, enthoben ward und nur den „Charakter indelebilis" eines Cameralpraktikanten behielt. Allein auch das dauerte nicht lange. Er wollte heirathen. Nach großherzoglich badischer Dienstpragmatik aber mußte selbst ein Cameralpraktikant, wenn er heirathen wollte, eine solche Caution stellen, wie das sonst nur bei Lieutenants Sitte ist, welche im nächsten Feldzug fallen können, während bei Cameralpraktikanten doch wohl die Lebensgefahr nicht so groß ist. Zwar wurde öfters von der Cautionsleistung dispensirt. Darum bat auch Mathy; allein man schlug es ihm ab. Concessionen an den „Zeitgeist" waren damals gefährlich für die kleinen deutschen Regierungen, welche Metternich mittelst seiner „Karlsbader Wassercuren" (ein Cynismus von Friedrich Gentz) recht gründlich heruntergebracht hatte.

Aber Mathy ließ sich nicht irre machen. Er hatte in seinem Virgil gelesen: Weiche vor Unglück nie, geh' stets nur muthiger vorwärts („Tu ne cede malis, sed contra audentior ito"). Eingedenk dieses Wahlspruchs, bat er am 26. Mai 1833 das großherzogliche Ministerium, „ihn aus der Praktikantenliste zu streichen, und ihn auf diese Weise der Pflichten eines Verhältnisses zu überheben, dessen Rechte zu genießen er, ungeachtet vierjähriger treu geleisteter Dienste, keine, oder doch nur sehr problematische Aussichten habe." Die Willfahrung folgte dem Gesuch auf dem Fuße. Man war offenbar sehr froh, „den unruhigen Kopf" los zu sein. Denn der allmächtigen Bureaukratie, welche selbst die autokratischsten Kleinfürsten überwältigt hatte, schien Jeder verdächtig, der sich auch nur um die Breite eines Strohhalms von ihren ausgefahrenen Gleisen zu entfernen bestrebt war. Mathy war nun blos noch „Zeitgeist" und gedachte von seiner ihm nunmehr zustehenden persönlichen Freiheit Gebrauch zu machen und die Braut heimzuführen, mit welcher er seit beinahe zwei Jahren verlobt war.

Nur Der, welcher in einem deutschen Kleinstaate die vergangenen Zeiten „schaudernd selbst erlebt," vermag sich einen Begriff zu machen von der Kühnheit solcher Entschließung. Mir selbst ist noch 1850 in dem vormaligen Herzogthum Nassau folgender Fall in der Praxis vorgekommen:

Ein junger höchst talentvoller und unterrichteter Ingenieur hatte dort die unterste Sprosse des Staatsdienstes erklommen. Er war „Wegebau-Accessist" mit etwa hundertzwanzig Thalern Besoldung per Annum. Sein Bruder war oppositioneller Abgeordneter. Sein Vater war es früher gewesen. Das genügte natürlich, um mißliebig zu sein. Denn je kleiner der Staat, desto schärfer die persönlichen Reibungen. Der junge Ingenieur war eines Abends in munterer Gesellschaft von Altersgenossen, die sich Alle auch gerade keiner gouvernementalen Gunst erfreuten. Auf dem Heimwege hatte Einer von ihnen — es war nicht der Ingenieur — einen Rückfall in Studentenlaunen. Er warf eine Laterne ein. Der herzogliche Amtmann loci, bemüht, sich bei der Regierung einen rothen Rock zu verdienen, leitete eine Monstreuntersuchung ein wider den herzoglichen Wegebauaccessisten L. und Consorten, „wegen der, im Complott verübten, vorsätzlichen Zerstörung einer von der öffentlichen Autorität im Freien und unter dem Schutze des Publicums aufgestellten Staatsmaschine," Artikel vierhundert und so und so viel des herzoglichen Strafgesetzbuchs. Die verletzte Laterne hatte sich gewiß niemals eingebildet, ein so vornehmes Geschöpf der „öffentlichen Autorität" zu sein; und eben so wenig mag der Gesetzgeber jemals daran gedacht haben, daß sein Artikel so und so viel einmal eine so gesuchte Anwendung fände. Auch sprach das Obergericht, vor dem ich die Ehre hatte, meinen jungen, mißliebigen Freund, den Ingenieur, als Anwalt zu vertheidigen, denselben frei. Allein die Regierung ließ der Freisprechung durch das Gericht ein administratives Disciplinarverfahren folgen, welches mit Entlassung des Freigesprochenen aus dem herzoglichen Staatsdienste unter Verlust jeglicher Ansprüche auf Gehalt und Pension endigte.

Darüber, daß dem jungen Mann, dem doch die ganze Welt offen stand, hundertzwanzig Thaler jährlich aberkannt waren, und etwa auch die Hoffnung, es, wenn er keine Zähne mehr hatte, zu einem Stück Brot von höchstens jährlich achthundert Thaler zu bringen, daß er sein sicheres Stück Brot, seine Versorgung auf Lebenszeit verloren habe, darüber erhob sich damals ein endloses Wehklagen bei Freunden und bei Verwandten; und wenn ich mich darüber mokirte, dann wurde ich mit sehr argwöhnischen Blicken betrachtet.

Der Ingenieur, von welchem ich spreche, kam bald darnach unter Herrn von Dénis in Baiern in das Eisenbahnfach und brachte da, vermöge seiner ganz außerordentlichen Begabung, sehr bald ein Erkleckliches vor sich, so daß er heute einer der reichsten und ersten Eisenbahnmänner Deutschlands ist; und diejenigen nassauischen Baubeamten, welche 1850 zugleich mit ihm „herzogliche Wegebau-Accessisten" und von der ihrem Collegen widerfahrenen plötzlichen Dienstentlassung ganz consternirt waren, werfen heute die vorwurfs- und verzweiflungsvolle „sociale Frage," ohne sie jemals lösen zu können, auf — die Frage: „Warum habe nicht auch ich mich in meiner Jugend im richtigen Momente an der vorsätzlichen Zerstörung einer unter öffentlicher Autorität im Freien aufgestellten Herzoglich Nassauischen Maschine, vulgo Straßenlaterne, betheiligt?"

So war's 1850. Aber siebzehn Jahre früher, 1833? Damals gab's fast noch keine Eisenbahnen in Deutschland, welche überhaupt in systematischer Vollständigkeit erst möglich wurden durch die Ausdehnung des Zollvereins. Und dann war Karl Mathy kein Ingenieur, dem die Welt offen steht, sondern Jurist und Kameralist, also eigentlich an die Scholle gefesselt. Noch Jahrzehnte nachher — und vielleicht ist es hin und wieder noch heute so — war die herrschende Meinung die: Der Student läuft sich auf der Universität mit Reiten, Raufen, Saufen u. s. w. die jugendlichen Hörner ab; und dann, zurückgekehrt ins Philisterium, gewöhnt er sich zuerst ein wenig ans Hungern und Gehorchen, dann aber wird er, wie ein Stück Stallvieh, an die Quartalskrippe gebunden, auf welcher ihm die Besoldung und seinen Relicten die Pension aufgeschüttet wird bis an das Ende aller Dinge; zwar ist die Behandlung von Oben nicht gut, aber dafür kann man nach

Digitized by Google

Unten selbst um so gröber sein; zwar ist das Futter knapp, aber die Stallfütterung um ihrer Sicherheit willen der freien Weide vorzuziehen, auf der man den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist und heute nicht weiß, ob man morgen noch was hat. So dachte man damals im deutschen Kleinfürstenthum allgemein in Betreff der „studirenden Söhne gebildeter Eltern." Dieser Gedanke, diese Weltanschauung bildete die Hauptquelle der Exclusivität und Selbstüberhebung, des Servilismus und der Uncultur unserer Bureaukratie. Erst nach Gründung und Ausdehnung des Zollvereins, nach Herstellung der wirthschaftlichen Freiheit ist er hinter der Entfaltung von Verkehr, Landwirthschaft, Handel und Industrie und vor dem steigenden Wohlstand der Nation etwas in den Hintergrund zurückgetreten. Damals aber, 1833, herrschte er noch und deshalb war es ein Act unerhörter Kühnheit, daß ein junger Mann, ohne reiche Verwandte und Gönner, ohne Vermögen und ohne Pension aus dem Staatsdienste trat und zugleich zur Ehe schritt. Aber auch Letzteres wurde einem politisch Compromittirten schwer gemacht. Matthy kam vorerst statt vor den Traualtar in das Gefängniß, und zwar in Folge des Frankfurter Attentats vom 3. April 1833, des unzweifelhaft dummsten aller dummen Streiche, die wir während unserer süßen politischen Jugendeselei begangen haben.

Wer sich der Stadt Paris, und sei es auch durch einen Staatsstreich, oder nur durch einen Handstreich, bemächtigt, hat die politische Herrschaft in Frankreich. Das hatten sich die Liberalen in Deutschland aus der Julirevolution und deren großer Vorgängerin von 1789 abstrahirt. Sie wandten diesen Satz nun auf Deutschland an, und zwar in der allerverkehrtesten Weise. Man calculirte so: „In Frankfurt sitzt der Bundestag, folglich ist Frankfurt die Hauptstadt von Deutschland; wer aber die Hauptstadt hat, der hat das Regiment in Deutschland. Ergo: erobern wir Frankfurt, dann haben wir Deutschland!" Die Sache wurde mit der größten Naivetät betrieben und förmlich vorher angesagt. Frankfurt hatte seine Stadtsoldaten mobil gemacht; und am 3. April, präcis 9 Uhr 30 Minuten Abends, zog der commandirende General die Uhr und sagte zu seinen Myrmidonen: „Alleweil paßt uff; no soll's ja losgehe; bin doch begierig; no, mer wolle sehe."

Und es ging los; präcis auf die Minute kamen mehrere Trupps Studenten und sonstiger junger Leute mit Schießwaffen auf die Hauptwache losmarschirt; die Schildwache wurde erschossen; der wachhabende Offizier sprang durchs Fenster und entlief; („Hätt' ich Courage, dann kauft' ich Spanier!" d. i. spanische Papiere, soll er später gesagt haben); die Uebrigen streckten das Gewehr; die Hauptwache war erobert. Die tapferen Studenten waren Herren der Situation; sie eilten durch die Straßen und riefen: „Bürger heraus! Es lebe die Freiheit!" Sie hofften, auf Grund erhaltener Versicherungen, mit diesem Rufe Tausende bewaffneter Freiheitskämpfer aus der Erde der freien Reichsstadt stampfen zu können. Allein es kam kein Mensch; im Gegentheil, die Häuser wurden sorgfältig vor ihnen verrammelt und verschlossen. Und die preußische und österreichische Garnison der benachbarten Bundesfestung Mainz machte schnell dem ganzen Schwindel ein Ende.

Die Anstifter des Unfugs blieben im Dunkel. Die tollkühne Jugend, Schuldige und Unschuldige, mußte büßen.

Mathy hatte oberflächliche Kenntniß von dem Vorhaben gehabt und vor einem solchen „dummen Streiche" gewarnt. Schon damals nannte man ihn, was ihm im Laufe seines Lebens noch oft passirte, blos deshalb, weil er klüger war als die Anderen, einen „Verräther." Als aber der dumme Streich gegen seinen Willen gemacht, und als er mißrathen war, da nahm sich der „Verräther" der Unglücklichen und Verfolgten an mit größtem Eifer und Opfermuth, mit höchster eigener Gefahr. Gleichwohl verzieh man ihm nie ganz. Denn der demokratisch-spießbürgerliche Neid macht Klügersein und Bessersein zum Verbrechen. So war es schon zu den Zeiten des Aristides. Auch das Unglück hatte die tollen Jünglinge nicht klüger gemacht. Sie führten von der Schweiz aus politische Correspondenzen. Auf der Post wurden damals alle Briefe geöffnet. Wer daran noch einen Zweifel hat, kann ihn beseitigen, wenn er die kürzlich publicirte Correspondenz zwischen dem preußischen Generalpostdirector und Bundestagsgesandten von Nagler und einem seiner Mouchards liest. Man glaubte nun sehr klug zu handeln, wenn man rei-

senden Handwerksburschen die Briefe inwendig in den Wachstuchhut nähete. Aber man wußte nicht, was doch alle Welt weiß, daß damals der Handwerksbursche, den erst die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes in seine angeborenen Menschenrechte wieder eingesetzt hat, so gut wie vogelfrei war. Namentlich wenn er aus der Schweiz, dem „Herde der Verschwörungen," kam, verstand es sich ganz von selbst, daß er von einer hohen Polizei von Kopf bis zu Fuß, ja bis auf die Haut visitirt, mit Stockschlägen tractirt und auf dem Schub in die Heimath „dirigirt" werden mußte, wenn man nicht etwa vorzog, ihn bis auf Weiteres im Gefängnisse zu behalten. Es leben heute noch Hunderte ehrsamer und wohlhabender Geschäftsleute, welchen man in ihrer Jugend zur Zeit des Bundestagsterrorismus eine solche „föderative" Behandlung hat angedeihen lassen.

Durch den Brief eines Flüchtlings, welcher auf solche Weise bei einem Handwerksburschen gefunden wurde, erhielt eine hohe Polizei Kenntniß davon, daß Mathy bei der Entspringung Frankfurter Attentäter nicht unbetheiligt war. Er wurde Ende Mai 1833 in der zweiten Kammer, wo er als Zeitungsreporter fungirte, verhaftet. Die Hochzeit mußte also verschoben werden. Seine Braut besuchte ihn auf dem Rathhausthurme, von wo aus er als Gefangener auf die hohe deutsche Bundestagspolizei herabsah. Erst im Juli 1833 kam er los. Drei Tage darnach fand die Trauung statt. Sein Vermögen bestand damals in hundertfünfzig Thalern, die er sich am Munde abgespart, sein Einkommen in dem, was er von Tag zu Tag mit der Feder erwarb. Und das war bei dem elenden Honorare, das damals, trotz aller politischen Aufregung, in Süddeutschland, wo jedes Städtchen sein eigenes Blättchen haben wollte und sonst nichts las, — wenig, sehr wenig.

Allein Mathy ließ sich nicht irre machen. Er schrieb seinen „Zeitgeist," seine bereits erwähnte Flugschrift über den Zollverein, eine Broschüre über Steuerreform, Correspondenzen für die damals in höchster Blüthe stehende „Augsburger Allgemeine Zeitung," welcher er über zwölf Jahre lang treu blieb, nämlich so lange, bis die Gothaer 1849 unter der Redaction von G. G. Gervinus die „Deutsche Zeitung" in Heidelberg gründeten, volkswirthschaftliche, finanzwissenschaftliche und staatsrechtliche Abhandlungen für Rotteck's und Welcker's Staatslexikon und dazwischen durch auch allerlei Aufsätze für Kinderschriften. Aber auch dieses karge Brot gönnte man ihm nicht.

Die Censur, die Baden Anfang 1832 abgeschafft, aber — so werthlos und vergänglich war particularistische Freiheit — der hohe Bundestag, d. h. Oesterreich, wenige Monate nachher wieder dort eingeführt hatte, wüthete, wie bereits erzählt, gegen den „Zeitgeist." Die badische Regierung war zwar nicht boshaft, aber schwach. Von Zeit zu Zeit kamen Mahnungen von Frankfurt, sie werde sich einer Verletzung ihrer Bundespflichten schuldig machen, wenn sie nicht energischer gegen das verderbliche Treiben eines höchst gefährlichen rothen Verschwörers Namens Karl Mathy einschreite.

Mathy merkte, was ihm bevorstand. Er lernte das Setzerhandwerk, um sich, wenn nöthig, auch damit draußen in der Welt ernähren zu können. Sein „Zeitgeist" unterlag den Chicanen des Censors. Er wollte eine Landtagszeitung herausgeben; man verweigerte ihm die Concession. Wieder wurden Briefe bei Handwerksburschen und bei einem Lieutenant Namens Sold saisirt, wonach Mathy mit Flüchtlingen in Verbindung stand. Die Briefe enthielten zwar nichts Verbrecherisches, aber sie waren „compromittirend," und das war leider schon mehr als genug zur Zeit des Schreckensregiments des Bundestags und seiner Centraluntersuchungscommission. Letztere drang wiederholt auf Mathy's Verhaftung. Zweimal hatte das Hofgericht in Rastadt den Antrag als rechtlich unbegründet abgelehnt. Da wurde er, gestützt auf neue Documente, zum dritten Male gestellt. Auch Richter sind Menschen; und zur Zeit jener Demagogenhetzen ist auch bei ihnen Menschliches, ja leider sogar auch Unmenschliches mit untergelaufen. Sachkundige Gönner und Freunde warnten Mathy. Sie bezweifelten, ob die Widerstandsfähigkeit der Richter auch dem dritten Antrage gewachsen sein werde. War Mathy in Haft, dann mußten die Seinigen hungern; die bloße Trennung aber hinderte ihn nicht, für dieselben zu arbeiten. Auch seine Frau wollte lieber den Schmerz der

Trennung, als die Schrecken der heimlichen politischen Inquisitionstribunale ertragen.

So ging Mathy, zögernd, ungern, aber nach reiflicher schmerzbewegter Erwägung entschlossen. Von Straßburg aus schrieb er den Seinen:

„Ich habe ertragen, was nur immer möglich war, so lange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben."

So trieb damals Deutschland seine besten Söhne in das Ausland. Den Einen verjagte der Censor; den Andern das politische Ketzergericht; den Dritten die Zunft; den Vierten die Absperrung von Stadt gegen Dorf, von Gemeinde gegen Gemeinde, von Ländchen gegen Ländchen; den Fünften der Gewissensdruck; den Sechsten der Polizeidruck; den Siebenten die Verweigerung der selbständigen Niederlassung oder der Verehelichung; den Achten die Nahrungslosigkeit, welche die Tochter des particularistischen Abpferchungs- und Territorialsystems war; den Neunten der Ekel an der allgemeinen Misère. Der loyale deutsche Territorialstubengelehrte, der mit der Aufgabe betraut ist, für jedes häßliche Ding ex officio einen schönen Namen zu erfinden, nannte das den „germanischen Wandertrieb."

Ueber die Frage, warum dieser Trieb damals vorzugsweise in den durch die Natur so sehr begünstigten südwestdeutschen Mittel- und Kleinstaaten grassirte, versuchte er nicht einmal, sich Rechenschaft zu geben. Er hatte ja sein schönes Wort, und — mit Worten läßt sich trefflich streiten — mit Worten ein System bereiten u. s. w. — Dem Vaterlande waren fast alle diese Ausgestoßenen verloren. Viele gehen im Auslande zu Grunde; und die, welche es dort zu Etwas bringen, widmen ihre Kraft und ihr Vermögen natürlich dem neuen Lande, auch dann, wenn sie des alten noch gern in Liebe und Treue gedenken; die nächste Generation aber wird schon entgermanisirt. Der Vogel vergißt sein Nest, um wie viel mehr der ausgewanderte Deutsche, den der Dichter anredet:

„Du Deutscher ohne Vaterland,
Du Vogel ohne Nest —"

Mathy wanderte zu Fuß von Straßburg nach Basel, wo sich der kleine Canton soeben auf dem Wege des Putsches in zwei souveraine Hälften gespalten hatte, und von Basel nach Bern. An der Berner Grenze rief ihn ein Landjäger an: „Wo wolli Si usi?" Mathy gab keine Antwort; da er keinen Paß hatte, wollte er weitere neugierige Polizeifragen nicht provociren. In Bern klopfte er an allen Thüren an. Viele waren verschlossen, und hinter den offenen fand sich nichts. Aber Mathy verlor den Muth nicht. Er hatte keinen Erbonkel und keine Gönner; sein Selbstgefühl verbot ihm, den Beistand seiner Freunde in Anspruch zu nehmen. Er empfing weder Subsidien noch Darlehn. Er hatte nichts, als das Bewußtsein seines Rechts und seiner Kraft, und die reichten aus in dem Kampfe ums Dasein (struggle for life).

Endlich wurde er Redacteur der „Jeune Suisse," des Organs von Giuseppe Mazzini, jedoch ohne sich an den geheimen Bünden irgend weiter zu betheiligen; und dann, als die Eidgenossenschaft, unter dem Drucke der europäischen Großmächte, die Flüchtlinge auseinandersprengte und auswies und auch die Zeitung zu Grunde ging, gelang es Mathy nach langen Irr- und Marterfahrten das harte, aber gesunde Brot eines Schulmeisters in Grenchen (Canton Solothurn) zu finden, von dem er selbst uns in dem fünften Bande von Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit so reizend erzählt hat.

Während seines Aufenthaltes in der Schweiz ließ er von Zeit zu Zeit eine Taube nach Deutschland fliegen; sie kam stets zurück mit der Uhland'schen Antwort:

„Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch blitzen sah ich manches Auge
Und klopfen hört' ich manches Herz!"

Erst Ende 1840, nachdem die endlosen Inquisitionen nicht vermocht hatten, eine strafbare Handlung Mathy's zu constatiren, und er nicht mehr in Gefahr war, verhaftet zu werden, sobald er die deutsche Grenze überschritt, kehrte er, nachdem er sich hiervon vergewissert hatte, zurück, begleitet von seiner Familie und von dem Segen seiner schweizer Freunde, durch das fünfjährige Exil in seiner deutschen Gesinnung nicht beeinträchtigt, gestählten Charakters und erweiterten Wissens.

Digitized by Google

Ein

Stammbuch aus der Goethezeit.

Von

Joseph Wormstall.

Wohl in keinem Lande und zu keiner Zeit hat die Poesie der Freundschaft so sinnige und reiche Blüthen getrieben als in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn seit Klopstock dieser Zug poetisch schwärmerischer Freundschaft durch alle deutsche Welt ging, so war doch der rechte Heimgarten der dichterischen Freundschaftsblüthen vor Allem die deutsche Hochschule, jene unergründliche und unversiegbare Quelle der Begeisterung und Idealität.

In allen Tonarten, von der launigen poetischen Epistel, der schwermüthigen Elegie, der machtvollen Ode bis zum fröhlichen Trinkliede der Tafelrunde, zum anspruchsloseren Reime und Spruchgedichte im „Stammbuche" erklangen die mächtigen Gefühle und zarten Regungen des damaligen Freundschaftslebens.

Und von jenem damals hinterlegten Freundschaftscapital zehrt auch noch unsere Zeit. Noch immer, trotz allem Realismus und Industrialismus, übt auf den deutschen Hochschulen das alte „Schmollis" und „Fiducit," unverständlich dem Ausländer, seinen Zauber; noch immer adelt und erfrischt der poetische Hauch idealer Jugendfreundschaft die häufig nur zu rauhen und tyrannischen Formen der Burschen- und Landsmannschaften, und der köstliche Schatz der deutschen Freiheits- und Freundschaftslieder, im deutschen Commersbuche wie für alle Zeiten hinterlegt, ist auch dem solidesten der Musensöhne ein liebes Vademecum. Und ist sie dann verklungen, die freie, fröhliche, selige Zeit, dann wandert mit dem halbzerlesenen Liederbuch auch das Album der Freundschaft mit den Bildnissen der lieben Brüder, die nun in alle Welt verstoben sind, mit zu den Stationen des vielbewegten, arbeitsvollen Lebens.

Da prangen sie denn an der Hauptwand des Arbeitszimmers, gruppirt um das Bild des berühmtesten Fachprofessors und mildesten Examinators, die „Photographien" der liebsten Dutzbrüder, vor dreißig Jahren noch die „Silhouetten" der gemüthlichsten „alten Häuser," meist mit dem Bande und der farbigen Mütze.

Und wiederum einige Jahrzehnte rückwärts im Jahrhundert, da nahm der ergrauende Actenmann in erinnerungsseliger Stunde aus dem Reliquienschreine seiner Jugendzeit das — Stammbuch und blätterte und las und schrieb mit thauendem Auge jeden Zug einer lieben Hand und eines befreundeten Herzens nach und zeichnete mit zitternder Feder ein Kreuz neben den Namen des jüngst Dahingeschiedenen.

Diese Stammbücher waren zu unserer Großvaterzeit und weiter hinauf, wo sie in den Wappenbüchern ritterlicher Familien (Stemma, Stammbuch) ihren Anfang nehmen, gleichsam die Repertorien der Freundschaft, Schatzkammern der Erinnerung, poetische Gedenkblätter an besonders ergreifende, gemeinsam verlebte Ereignisse, Stunden, Minuten.

Und das ging durch den ganzen gebildeten Theil der Nation. Nicht blos Jünglinge, auch die Jungfrauen tauschten unter einander und mit den Freunden diese Blätter der Freundschaft und hegten noch in späteren Tagen ihr Stammbuch mit all der Pietät, mit der ein Frauenherz an dem verwelkenden Tand der entschwundenen Rosenzeit zu haften pflegt.

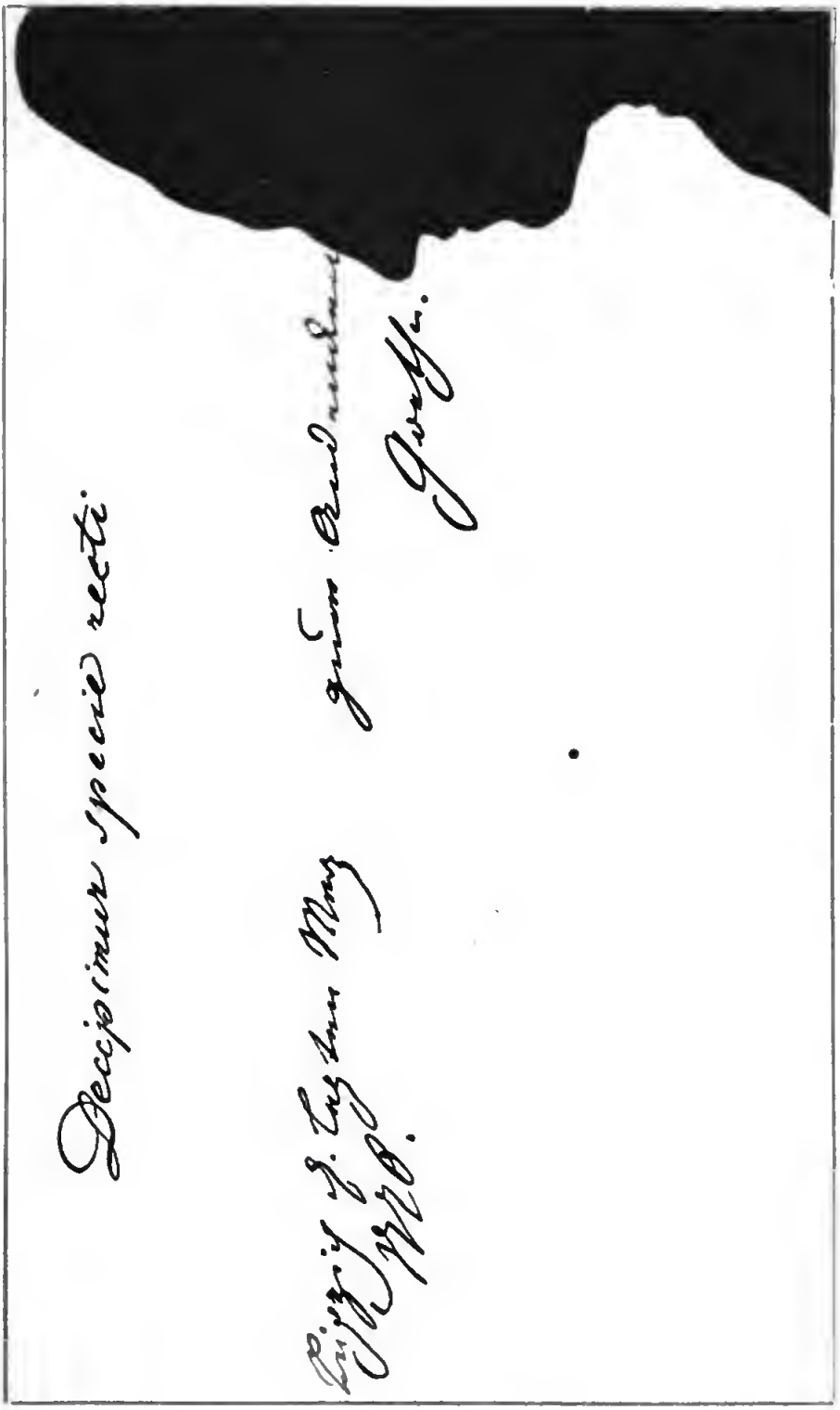
Das waren die für die poetische Kleinkunst so dankbaren Zeiten, „wo noch der Mond durch Fliederlauben schien," wo Hölty's und Matthison's Lieder Aller Herzen entzückten, wo ein Jüngling sich seiner Angebeteten nicht zarter empfehlen konnte, als wenn er ihr zur Guitarre, die damals in Aller Hand „lebte," die neueste Composition eines gefühlvollen Liedes vortrng und den zierlich eigenhändig geschriebenen Text mit Noten zur lieben Erinnerung überreichte.

Den Inhalt der freundschaftlichen Widmungen im Stammbuche bildete ein dem Lieblingsdichter entnommener Spruch, eine selbst gedichtete Strophe, eine kurze Devise, eine kecke Schelmerei, ein kraftgenialischer Wunsch, ein Blitzgedanke, der oft die Signatur eines ganzen Jahrzehnts wiederspiegelt. Sehr gern setzte man auch zu dem Spruche, meist in hieroglyphisch verhüllter Form und nur den zwei Eingeweihten verständlich, die besondere Veranlassung, das sogenannte Memoriale der Freundschaft, in der Regel ein Stück Herzensmysterium.

Digitized by Google

Die Studenten griffen in die Dichter aller Zeiten, und man erſieht aus dieſer Auswahl in alten Stammbüchern, wie beleſen ſelbſt die alten Mediciner und Juriſten in den modernen ausländiſchen und claſſiſchen Dichtern waren.

Damals entwickelte ein der Zeit innewohnender merkwürdig poetiſcher Drang und Zug nach dem Ideal der Schönheit, ein künſtleriſches Streben, die jenen Tagen eigenthümliche, energiſche, individuelle Selbſtthätigkeit. Heute geht ſchon Alles



Aus dem Robme'ſchen Stammbuche.

mehr reglementsmäßig auf Brot und Carriere hinaus. Damals mußte der Mann der höheren Kreise vor Allem schönwissenschaftlich gebildet sein. Heutzutage gelten die „brotlosen" Künste nicht viel mehr.

Auch die zeichnende Kleinkunst fand in den Wappen- und Stammbüchern eine sehr dankbare Stätte. Man zeichnete oder malte damals mit wahrer Virtuosität bald liebliche Blumengewinde, Rosen, Violen und Immergrün, daneben flatternde Falter, bald Landschaften aus der Umgebung der Musenstädte, Grabsteine und Urnen mit Trauerweiden, Wappen, Göttergestalten und sonstige idyllische Schäfereien.

Ein außerordentlich interessantes Universitätsstammbuch liegt uns vor aus den Jahren 1774 bis 1778.* Es ist angelegt von einem damaligen Studiosus der Rechte, Rodowé aus Osnabrück, welcher sich während seiner Studienjahre zu Leipzig und Göttingen von Commilitonen und Professoren, fernerhin in der Heimath und auf Reisen von berühmten und befreundeten Persönlichkeiten eine freundschaftliche Widmung hat einzeichnen lassen. Unter Anderen enthält dasselbe Widmungen von Anderson, Abeken, Bernhardi, Böhmer, Clodius, Engel, Goethe, Kästner, Klaproth, Körner, Lessing, Nicolai, Pfizer, Pütter, Struwe, Stübe, Wieland, Wenk, Zollikofer und von vielen sonstigen Studienfreunden, besonders aus norddeutschen Familien.

Es dürfte auch von einigem literarischen Interesse sein, Einzelnes aus diesem höchst werthvollen alten Stammbuche auszuheben.

Wieland schreibt d. d. Weimar, den 6. October 1774:

„Das was uns tadelhaft, das was uns lobenswerth macht, ist oft ein kleiner Zug, den nur ein Yorik entdeckt."

Nicolai, Leipzig, den 26. Mai 1775:

„Wer frey darf denken, denket wohl."

G. E. Lessing, Leipzig, 20. Februar 1775:

„Ita vita est hominum, quasi cum ludis tesseris, si illud, quod maxime opus est, jactu non cadit, illud, quod cecidit forte, arte ut corrigas."

J. J. Engel, Leipzig, 20. November 1775:

„Die Götter verkaufen das Glück um die Arbeit."

Zur Kennzeichnung des gemüthlichen Tones, der damals auf der Georgia Augusta zwischen Studenten und Professoren herrschte, mögen noch folgende Reime hier ihre Stelle finden:

Ein Student aus dem Osnabrück'schen schreibt seinem Freunde Rodowé zur Erinnerung, Göttingen, 11. April 1776:

„Herr Kästner lehrt mit tiefen Gründen,
Es sey kein leerer Raum zu finden,
Doch lehrt der Burschen Beutel ja,
Quod saepe deutur vacua."

Auf diesen Scherz replicirt Kästner auf der gegenüberstehenden Seite mit folgender für den kecken Burschen nicht gerade schmeichelhaften Abfertigung:

„Ja freylich ist sehr oft der Burschen Beutel leer,
Gewöhnlich doch ihr Kopf noch mehr."

Die größte Baßgeige

des

heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Mitgetheilt von

H. Emsmann.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die gute Stadt Guben an der lausitzer Neiße wegen des Schicksals einer in ihrem Besitze befindlichen großen Baßgeige, der größten, welche es wohl je gegeben hat, in nicht geringe Aufregung versetzt. Die Baßgeige maß in der Länge vier Gubensche, d. h. mehr als vier Berliner Ellen, und zu ihrer Handthierung mußte der Streicher sich einer besonderen Spieltreppe bedienen.

Guben war stolz auf den Besitz dieser Riesenbaßgeige. Da traf es sich, daß der Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen-Merseburg bei einem Besuche in der Kirche zu Guben das Wunderinstrument zu sehen und zu hören bekam, sich in dasselbe sterblich verliebte und voll glühender Leidenschaft nach seinem Besitze strebte.

Die Gubener wollten nichts davon wissen, sich ihres Schatzes zu entäußern; dem Herzoge kam aber die große Baßgeige nicht aus dem Sinne und auch fern von Guben schwärmte er für dieselbe.

Da gelangte im Jahre 1718 folgendes Schreiben an die Bürgermeister von Guben:

* Im Besitze des Herrn Ferd. Ohm zu Münster in Westfalen.

„Wohl Edler, Wohl Ehrenvester, Großachtbarer, Wohlgelahrter und Wohlweiser, Insonders hochgeehrter Herr Bürgermeister, sehr werther Freund!

Wenn derselbe nebst denen Lieben Seinigen sich wohlauf befindet, soll es mir Zuvernehmen sehr angenehm seyn, und weil ich nur gestern von Dobrilug nacher Hause gekommen, alldort aber bey der Hofstatt in sichere Erfahrung gebracht, was maßen Ihre Hoch Fürstl. Durchl. von einer Zu Guben in der Kirche wahrgenommenen Violon, oder großen Paßgeige, offters sprechen, und selbige gegen ein aequivalent Zuhaben sonderbahres Verlangen trügen; So habe Mss. Hern Bürgermeister, als einem vor andern mier bekannten guhten Freunde, solches Zueröffnen nicht Umgang nehmen können, Zu deßen und seiner HErn Collegen Ueberlegung überlaßende ob Sie nicht, sowohl Ir. Hoch Fürstl. Durchl. hierinnen Zuvergnügen, als auch sich eine merite Zumachen, solche violon vor regen und Sonnen Schein wohl verwahrt, nebst derjenigen Person, so selbige gestrichen, nächstens nacher Dobrilug Zuübersenden sich entschließen wollten. Es gehöre nun dieselbe der Kirche, oder dem Kunstpfeiffer Zu; So versichere, daß nicht nur eine andere dafür gegeben, sondern auch alles wohlvergnügt werden wird, welches im vertrauen und wohlmeinend habe hinterbringen sollen, unter göttl. Schutz Empfehl allstets verharrend

M. HHn. Bürgermeisters und sehr werthen Freundes dienstwilligster

Immanuel Lauterbach mp.

Lübben in Eyl, den 5. Augusti 1718.

P. S.

An seine HHn. Collegen bitte um einen dienstl. Gruß."

Aeußere Aufschrift:

A Monsieur

Monsieur Scuhr, Maiter de Burgois de Gouben bien renommé; Mon tres honnore Amy à Gouben.

In dessen Abwesenheit von denen andern HHn. Bürgermeistern Zueröffnen."

Nun war guter Rath theuer. Die Frage wegen der Riesenbaßgeige war zu wichtig, als daß sie über das Knie hätte gebrochen werden können; die Sache verlangte vielmehr die reiflichste Ueberlegung eines wohlweisen und wohlgelahrten Raths der Stadt. Der Bürgermeister Martin Scuhr starb im December 1718; damit ruhte aber die Angelegenheit nicht. Endlich im März 1721 nahm der Rath eine amtliche Verhandlung auf, in welcher erstens das Dasein der Riesenbaßgeige, zweitens das Recht der Stadt Guben, jene zu besitzen, von Amtswegen festgestellt, drittens Bedenken erhoben ward wegen der Gefährlichkeit, einen solchen in seiner Art einzigen Schatz, den die Bürgerschaft behalten zu wollen sehr starrsinnig erklärt hatte, von hinnen ziehen zu lassen.

Es läßt sich historisch nicht mehr nachweisen, wodurch die Bürgerschaft doch schließlich bewogen wurde, sich des Schatzes zu entäußern und dem Herzoge seine Geliebte als Geschenk zu verehren. Der dahin gehende Beschluß wurde von dem Rathe im Einverständnisse mit der Bürgerschaft Mitte Juli 1722 gefaßt.

Die Gubener machten zum bösen Spiele eine gute Miene und besangen die für die Stadt so wichtige Sache in einem „Paris et Helena" überschriebenen lateinischen Gedichte. Die geliebte Baßgeige aber wurde in einem hölzernen Kasten wohl verpackt auf einen vierspännigen Wagen geladen, die Spieltreppe oben aufgesetzt und zu beiden die unentbehrliche Person des Streichers. Ein Stadtrichter und dessen Schreiber in einer nachfolgenden Kutsche begleiteten, ein Hauptmann der Schützengilde und sechs mit Seitengewehren und scharf geladenen Büchsen bewaffnete Schützen bewachten und schirmten den gen Merseburg reisenden Schatz. Nach elf Tagen gelangte man glücklich an.

Ob die Riesenbaßgeige wohl noch in Merseburg vorhanden ist?

Literarisches.

Bergpsalmen. Dichtung von J. V. Scheffel. Bilder von A. v. Werner. Stuttgart, Metzler.

Zu diesem neuen Werke ist Scheffel durch die alte Handschrift des Bischofs Wolfgang von Regensburg veranlaßt worden, der sich in die Einsamkeit des Gebirges zurückzog und dort, von der Erhabenheit und Stille einer unentweihten Natur angeweht, die Größe Gottes suchte und

pries. In Sturm und Sonnenschein, unter Nebel und zwischen den Gletschern singt der Dichter von der versöhnenden Liebe des Herrn, von der Seligkeit, welche in der Entfernung aus dem Weittreiben und der Hingebung an Gott liegt. In schwungvollen Rhythmen tönt er die verschiedensten Stimmungen des nach Frieden ringenden Geistes aus; bald die Stärke des zürnenden Gottes, bald die Angst der eigenen schwachen Seele schildernd, alles in jener urkräftigen Auffassung, wie sie die stärkende Luft der Berge verleiht. Die vortrefflichen Bilder von Anton von Werner, dem Freunde des Dichters, sind erfüllt von der gesunden Frische der Bergscenerie und der innigen Frömmigkeit einer glaubenstiefen Zeit. Wo sich Bild und Wort so ergänzen und durchdringen, da kann die Wirkung nur eine vollendet künstlerische sein, und das ist sie hier auch im edelsten, höchsten Sinne. Die Ausstattung des Buches, welches in groß Quart erschienen ist, verdient ebenfalls die ehrenvollste Anerkennung.

„Die Doré'sche Prachtbibel." — Die Entwicklung einer modernen Sprache in ihren äußerlichen Formen, wie sich diese in Schrift und Druck verkörpern, dürfte vielleicht am vollständigsten durch eine Reihe von Ausgaben der Bibel dargestellt werden, und man könnte dann für Deutschland wohl zum Beschluß, als ein Zeichen, bis zu welcher Höhe die Typographie in unserer Zeit sich erhoben hat, die Ausgabe der Doré'schen Prachtbibel aus dem Verlage von E. Hallberger in Stuttgart nennen. Denn wirklich, die Klarheit und wohlthuende Schärfe des Drucks, die würdige Ausschmückung der einzelnen Columnen, und dazu die genialen, gleichfalls für unsere Zeit charakteristischen Doré'schen Illustrationen, vereinen sich hier zu einer imposanten Ausgabe des altehrwürdigen Buches der Bücher. Wir haben bereits früher angedeutet, daß die Doré'schen Bilder ihren größten Vorzug in den vollendet bewältigten Aeußerlichkeiten haben: es sind Effectstücke von überraschender, oft hinreißender Wirkung, das Decorative ist darin mit äußerster Genauigkeit und vielseitigster Kenntniß behandelt, während das rein Menschliche, der tief innerliche Zug, der bei deutschen Illustrationen der Bibel die Hauptstärke zu bilden pflegt, hier nur vereinzelt zur Geltung kommt. Mehr noch, als bei den Bildern zum alten Testamente tritt dies bei denen zur Leidensgeschichte hervor, wo die Scenerie doch stets nur Beiwerk sein kann und das zum Ausdruck gelangende Seelenleben die Hauptsache bleiben muß. Aber man wird wohlthun, sich auf solche Reflexionen gar nicht einzulassen, sondern sich nur darüber zu freuen, daß in der Doré'schen Prachtbibel ein abgeschlossenes Ganze vorliegt, welches an Reichthum der Motive, an Großartigkeit und Originalität der Behandlung des höchsten Lobes würdig ist. Das Werk ist jetzt vollständig ausgegeben und liegt in zwei Bänden mit 230 Bildern vor. Die Verlagshandlung hat auch entsprechende Einbanddecken anfertigen lassen, die für sich wieder besondern künstlerischen Werth haben, da sie von bedeutenden Meistern — die eine derselben sogar von dem berühmten Schnorr von Carolsfeld — gezeichnet sind, und somit kann nur wiederholt werden, daß damit der deutsche Büchermarkt um ein großartig schönes Werk reicher ist, welches mehr als jedes andere sich zu Geschenken für alle häuslichen Feierlichkeiten eignet.

„Eine illustrirte Ausgabe der Werke Goethe's," d. h. eines Theils der Werke des Großmeisters der deutschen Dichtung, ist in der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin erschienen. Die Auswahl umfaßt in zwanzig Bänden die Dramen, die Romane, Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, die Gedichte und die italienische Reise, und die Illustrationen sind von bewährten Künstlern entworfen und ausgeführt, so daß diese Ausgabe ganz besonders dazu geeignet erscheint, dem Dichter den Weg zu größerer Popularität, der ihm leider doch immer noch etwas erschwert ist, zu ebenen. Allerdings sind die Illustrationen nicht alle gleich gut: die Bilder zu „Iphigenia" und „Tasso" dürften manchen Tadel finden, obwohl oder vielleicht weil gerade diese beiden Werke vorzugsweise oft als Quellen zu künstlerischen Darstellungen benutzt sind, wodurch man berechtigt ist, bei neuen Werken dieser Art einen großen Maßstab anzulegen. Ganz besonders ansprechend sind die Bilder zu „Reinecke Fuchs" von Paul Meyerheim; auch die Illustrationen zu den „Gedichten," zum „westöstlichen Divan" u. s. w. verdienen Anerkennung. Ebenso sind die Scenen aus „Wahrheit und Dichtung" mit großem Verständniß illustrirt. Man kann im Ganzen sagen, daß die Ausgabe eine durchaus des Zweckes würdige ist, und dies ist im vorliegende Falle die Hauptsache, denn eine Illustrirte Ausgabe von Goethe's Werken kann nur den Zweck haben, dem Volke zu dienen, indem sie die gleichgültigeren Kreise desselben anregt, sich mit den edelsten Schätzen deutschen Geistes bekannt zu machen; die Werke des Dichters selbst können durch solche Beigaben keinen weiteren Schmuck erhalten, es kann sich vielmehr nur darum handeln, ob die bildende Kunst, wenn sie aus ihnen schöpft, sie würdig und mit Verständniß erfaßt hat und dadurch vermittelnd, weil unmittelbarer, als es die Dichtkunst vermag, zu den äußeren Sinnen zu sprechen.

Die Frauen und das allgemeine Wahlrecht.

Von

Fanny Lewald.

Offener Brief an Herrn George Westermann in Braunschweig.

Werther Herr und Freund!

Die „Westliche Post," eine in St. Louis (Missouri) erscheinende deutsche Zeitung, deren Leiter die Herren Theodor Piate, Arthur Oishausen, Kart Schurz und Emil Prätorius sind, hat mich nach dem Erscheinen meines Buches „Für und wider die Frauen" in einem mir ehrenvollen und wohlthuenden Briefe aufgefordert, für sie und ihre Leser mich eigens darüber auszusprechen, ob und in wie weit ich die politische Emancipation der Frauen, namentlich die Bewilligung des allgemeinen Stimmrechts, gegenwärtig als eine Nothwendigkeit für die Frauen erachte, und ich bin ihrem Wunsche nachgekommen.

Da Sie nun die ersten sechs Briefe, welche ich über die Frauenfrage veröffentlichte, in Ihren Monatsheften vor das Publicum gebracht haben, möchten dieselben wohl am besten geeignet sein, auch dieser neuen Arbeit eine Verbreitung in der Heimath zu verschaffen, die mir wünschenswerth ist, da ich, bei unzulänglicher Kenntniß der amerikanischen Zustände — wie ich das in der Arbeit für die „Westliche Post" auch ausgesprochen habe — doch eigentlich nur über unsere deutschen Verhältnisse eine Meinung haben, und eine Ansicht aussprechen kann.

Es würde mir, und vielleicht auch einem oder dem anderen Ihrer Leser willkommen sein, fände sich in dem Aprilhefte noch Raum für diesen neuen Brief.

Fanny Lewald.

Berlin, den 11. Februar 1870.

Sie wünschen, daß ich mich einmal direct für Sie und für Ihr Blatt über den Antheil ausspreche, welchen nach meiner Meinung die Frauen in den bürgerlichen und staatlichen Angelegenheiten beanspruchen können und müssen; aber so ehrenvoll es mir ist, daß Sie ein gewisses Gewicht auf meine Meinung legen, trage ich doch ein gerechtes Bedenken, meine Ansicht in Bezug auf Ihre transatlantischen Verhältnisse zu äußern, weil ich dieselben nicht genugsam und vollends nicht aus eigener Anschauung kenne. Wo man es mit gegebenen Thatsachen, mit lebendigen und thätigen Factoren, mit Zuständen zu thun hat, welche die Folge unserer ganzen Vergangenheit sind, fruchtet auch das bloße theoretische Anerkennen oder Leugnen eines Rechtes zunächst nicht eben viel; und man könnte obenein Gefahr laufen, mit der schnellen Ausführung einer in der Theorie vollkommen begründeten Sache, in der Wirklichkeit, wenn diese widerstrebt, nicht nur etwas augenblicklich Unzweckmäßiges zu thun, sondern gelegentlich sogar etwas recht Unheilvolles anzurichten. Das ist aber sehr natürlich. Alles Vorhandene hat sich in Brauch und Mißbrauch allmälig entwickelt, hängt mit Gutem und Bösem, mit Vernünftigem und Unvernünftigem in so engen Verwurzelungen und Verzweigungen zusammen, daß eine Los-

lösung und Umgestaltung, wenn man sie nicht mit bedächtiger Vorsicht macht, das Bestehende schädigen und das aus ihm zu Entwickelnde damit gleichzeitig gefährden kann. Die Theorie hingegen ist absolut. Sie tritt, nur auf sich selbst gestellt, ihrer selbst und ihrer Richtigkeit gewiß, mitten in die Reihen der bestehenden Thatsachen hinein, und vermag, da sie nichts ins Auge faßt als ihr Recht und ihr letztes Ziel, auf nichts Rücksicht zu nehmen als auf die Berechtigung dieses Zieles. Es kann aber zweifellos richtig sein, daß ein Baum der Verpflanzung und eines neuen Erdreiches bedürftig ist — und man kann, wenn schon man den Boden, in welchem er bisher gestanden, an seiner Oberfläche aufreißt, um ihm neue Nahrung zuzuführen, doch genöthigt sein, mit der wirklichen Verpflanzung in den neuen Boden noch zu zögern, bis die Jahreszeit dafür die rechte ist.

Da Sie nun aber einmal meine Meinung zu hören wünschen, will ich Ihnen sagen, was ich über das Stimmrecht und das Wahlrecht und die Wählbarkeit der Frauen denke, so weit es uns in Deutschland angeht. Was davon für Ihre Verhältnisse anwendbar sein könnte, müssen Sie selbst ermessen.

Fragen Sie mich also erstens: Hat die geistig entwickelte Frau, die *ihre* Pflichten gegen die Gemeinde und den Staat eben so gut erfüllt als der Mann die *seinen*, den Anspruch, zu der Ausübung derjenigen bürgerlichen und staatlichen Aemter zugelassen zu werden, in denen sie für die Gesammtheit — nach dem Urtheil dieser Gesammtheit — ersprießlich wirken kann? — Hat sie den Anspruch, zu der Ausübung derjenigen bürgerlichen und staatlichen Rechte zugelassen zu werden, die auszuüben der gebildete Mann für seine Pflicht und für eine Ehrensache hält? — so antworte ich Ihnen unbedenklich mit *Ja*! — Der gegen die Zulassung der Frauen beständig geltend gemachte Einwand, daß sie nicht Kriegsdienste leisten wie der Mann, also auch nicht die gleiche staatliche Berechtigung mit dem Manne haben können, ist nichtig und unvernünftig obenein. Der Geistliche, der Arzt, der Lahme, der Verwachsene leisten auch nicht Kriegsdienste mit dem Degen in der Hand, und es ist doch noch keinem Menschen eingefallen, sie deshalb von dem Vollgenuß der bürgerlichen Rechte auszuschließen. *Da vielmehr die Menschheit und der Staat nur durch das gleichmäßige Zusammenwirken des Mannes und der Frau bestehen*, so hat die Frau, welche die ihr obliegenden Aufgaben und Pflichten eben so gut erfüllt als der Mann die seinen, ohne jeden Zweifel den Anspruch auf alle Rechte, Freiheiten und Vergünstigungen, die dem Manne in der Allgemeinheit gewährleistet sind — sofern sie im Stande und geneigt ist, von denselben Gebrauch zu machen.

2. Muß der Staat der ungebildeten Frau dieselben Rechte einräumen, die er dem ungebildeten Manne einräumt, wofern Beide ihre Schuldigkeit gegen die Gesammtheit, jeder auf seine Weise, erfüllen? — Auch das scheint mir theoretisch völlig zweifellos zu sein; denn die Theorie hat es eben nur mit Männern und Frauen in Abstracto, nicht mit den Männern und den Frauen zu thun, wie sie durch die herrschenden Verhältnisse im Laufe der Zeiten geworden sind.

3. Muß man den Frauen die volle Erwerb- und Gewerbfreiheit einräumen wie den Männern? — Nun ich glaube, das ist selbstverständlich, und wird bei Ihnen wohl noch weniger bezweifelt als bei uns.

Gehen wir aber von dieser theoretischen Anerkenntniß zu der Praxis über, und frage ich mich selber: welchen Erfolg würde es haben, wenn man heute bei uns in Deutschland die Frauen mit den Männern gleichstellte? wenn man ihnen das Stimmrecht und das Wahlrecht in allen öffentlichen Angelegenheiten verliehe? — so glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß zunächst die Kunde von einer solchen Emancipation, von den deutschen Frauen — eine verschwindende Minderzahl ausgenommen — nur mit Erstaunen und mit Verwunderung, als etwas sehr Ueberflüssiges aufgenommen werden, und daß sie zunächst wohl ohne Einfluß auf unsere allgemeinen Verhältnisse bleiben würde.

Nach den Angaben, welche wohlunterrichtete Männer mir darüber zukommen lassen, machen gegenwärtig bei uns nur achtundzwanzig Procent der wahlberechtigten Männer von ihrem Wahlrechte Gebrauch, und das Land hat doch seit dem Jahre 1848 zweiundzwanzig Jahre einer constitutionellen Verfassung hinter sich. Zieht man dieses in Betracht, und sagt man sich,

daß in den gebildeten Ständen Deutschlands die Männer seit der französischen Revolution und früher den öffentlichen Angelegenheiten antheilvoll gefolgt sind, daß man es immer als ein Vorrecht der Männer angesehen hat, sich um Politik, um Gesetzgebung, um Krieg und Frieden, und um die Vorgänge in ihren Städten und Ländern zu bekümmern, während man die Frauen davon geflissentlich zurückgehalten und ihre Betheiligung an dem Allgemeinen als unpassend für sie bezeichnet hat, so unterschätze ich die gegenwärtigen Zustände wohl schwerlich, wenn ich behaupte, daß vorläufig kaum zwei von hundert der gesammten weiblichen Bevölkerung geneigt sein möchten, sich des ihnen zugestandenen Rechtes an der Wahlurne zu bedienen. Daß diese zwei Procent der Frauen so gut wie die urtheilsfähigsten Männer im Stande sein würden, die Tragweite ihres Thuns und die Verantwortlichkeit eines Wählers zu ermessen, dessen halte ich mich überzeugt; und der Fall ist allerdings denkbar, daß selbst ihre kleine Anzahl irgend wie einen Ausschlag geben, und für die Förderung ihrer eigenen Interessen nützlich werden könnte, ohne daß sie darüber irgend eine ihrer persönlichen Obliegenheiten, die fürs Erste meist häuslicher Art sind, zu verabsäumen brauchten. Denn man wählt ja nur alle drei Jahre einmal, es kostet also alle drei Jahre einige Abend- oder Morgenstunden; und die bürgerliche und staatliche Gesammtheit hat noch nie und nirgend für ihr Bestehen eine Gefahr darin gefunden, wenn eine Hausfrau zur Besorgung irgend eines Geschäftes oder zur Erfüllung einer Pflicht, oder zum Genusse eines Vergnügens, auf einige Stunden ihr Haus verläßt. Man findet es vielmehr völlig in der Ordnung, daß die sorglichste Hausfrau sonntäglich für ein paar Stunden in die Kirche geht, und daß die zärtlichste Mutter das Theater oder ihre Freundinnen wöchentlich einmal besucht. Kein Gewerbtreibender, kein Beamter, kein Künstler wird in seiner Pflichterfüllung dadurch beeinträchtigt, daß er alle drei Jahre sein Wahlrecht ausübt, und alle Jahre ein oder ein paar Mal den Bericht des von ihm gewählten Deputirten anhört; und die Pflichterfüllung der Hausfrau und der Mutter würde durch solch eine Bethätigung für das Allgemeine um so weniger zu leiden haben, als nirgend auf der Welt ein Wahlmann gezwungen wird, sein Recht auszuüben, als es jedem Wähler frei steht, von dem Wahlact fern zu bleiben, wenn eine ihm wichtiger scheinende Obliegenheit ihn davon zurückhält.

Ich sehe also auch von dieser Seite keinen Grund, die Frauen von dem Stimmrecht auszuschließen, selbst dann nicht, wenn wir sie uns ausschließlich als Gattinnen, als Mütter und als Hausfrauen denken, was denn doch eine große Anzahl, und unter ihnen vielleicht ein überwiegend gebildetes Contingent von Frauen, nicht ist. Aber — ich sehe ebenso wenig die Nothwendigkeit ein, den Frauen das Stimmrecht zu ertheilen, so lange nicht eine beträchtliche Zahl die Bedeutung ihrer Forderung vollkommen klar erfassender Frauen das Stimmrecht und die Gewährung der Staatsbürgerrechte erstrebt und fordert.

Ich habe allerdings in meinen Briefen *für und wider die Frauen* selber daran erinnert, daß man den Leibeigenen in Rußland die Freiheit, daß man bei Ihnen den Negersklaven die Freiheit und das Stimmrecht gewährte, ehe sie von diesen einstimmig und dringlich gefordert worden waren; und ich habe darauf hingewiesen, daß man den Frauen ein Gleiches zu thun schuldig wäre. Indeß jene Briefe, obschon ein Werk reiflicher Ueberlegung, mußten sich, eben weil sie für ein Zeitungsblatt bestimmt waren, kurz zusammenfassen, mußten in gewissem Sinne aphoristisch bleiben, und sollten und konnten nur anregen, nicht erörtern. Dabei aber geräth man nothwendig in ein scharfes Zuspitzen des Satzes, um das Beispiel eindringlich zu machen. Thatsächlich aber waltet zwischen der Stellung, welche die Frauen in unserer staatlichen Gemeinschaft einnehmen, und zwischen der Lage der Leibeigenen und der Negersklaven doch ein erheblicher Unterschied ob, wenngleich die Lage vieler Frauen hart und drückend, und ihre Behandlung grausam genug ist; und es steht andererseits dahin, ob eine allmälige Gleichstellung der Leibeigenen und der Sklaven, wenn sie ausführbar gewesen wäre, nicht vielleicht für sie selber ersprießlicher, für die Entwicklung der allgemeinen Freiheit zweckmäßiger ausgefallen sein würde. Ich halte nämlich gar nichts von dem landläufigen Glauben: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er

auch Verstand." Ich kenne von den Thronen bis zur Hütte des Tagelöhners hinab Männer und Frauen, denen, wie es heißt von Gott ein Beruf, eine Pflichterfüllung zugewiesen ist, und die sie, weil sie nicht dafür erzogen und vorgebildet worden sind, erbärmlich schlecht verwalten. Ich glaube also auch nicht, daß ein unwissender Mann oder eine unwissende Frau dadurch, daß man ihnen das Bürgerrecht und das Wahlrecht zugesteht, sofort in brauchbare Bürger und verständige Wähler umgewandelt werden; und ich würde es überall für ein Glück erachten, wenn es möglich wäre, dem Menschen — Männern wie Frauen — immer erst dann einen für die Gesammtheit entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zuzugestehen, wenn der Einzelne so weit unterrichtet und über die Interessen der Allgemeinheit wenigstens so weit aufgeklärt wäre, daß er wüßte, was er mit seiner Wahl befördert oder hindert. Aber die Sklaven und die Leibeigenen bei Seite lassend, wüßte ich wirklich nicht, was in unsern gegenwärtigen Verhältnissen unnöthiger und verkehrter sein könnte, als den Frauen schon jetzt das allgemeine Stimmrecht, ich sage geflissentlich nicht, einzuräumen, denn sie verlangen es nicht, sondern zu octroyiren.

Einer nicht geringen Anzahl der Frauen unserer sogenannten gebildeten Stände würde der Wahlact zunächst wie eine Matinée-Unterhaltung erscheinen, und wenn sie mit der Sorge um die dafür passende Toilette fertig wären, würden meist ganz enge, persönliche Beziehungen und Neigungen ihre Wahl bestimmen. Sie würden, je nachdem sie ihre Männer schätzen, entweder diese selber oder die von ihren Männern gewollten Candidaten wählen, und das wäre durchaus in der rechten Ordnung; denn es ist gut, daß der Ununterrichtete und Einsichtslose sich der bessern Einsicht unterordnet; und es ist auch gut, daß unsere Frauen sich um die öffentlichen Angelegenheiten nicht allzusehr bekümmern, so lange sie nicht durch einen gründlichen Unterricht besser dafür vorbereitet sind als jetzt. — Sehen wir uns nun die Frauen der ärmeren Volksclassen, die völlig ungebildeten Frauen der ungebildeten Männer, die Frauen der niederen Beamten, der kleinen Krämer, der Ackerbauer, Handwerker, Droschkenkutscher, der Tagelöhner an, so giebt es kaum etwas auf der Welt, was diesen ferner liegen könnte als das Verlangen nach dem Stimmrecht, und nichts, was gegenwärtig unnützer und gleichgültiger für sie wäre als ein solches Zugeständniß der Gleichberechtigung mit den Männern, der Emancipation zur Ausübung politischer Rechte und Pflichten.

Ein Wickelkind, dem man zu seinem persönlichen Vergnügen und Gebrauch einen schweren Hebel oder ein Fernrohr schenkte, hätte gerade so viel davon als die gegenwärtige Tagelöhnerfrau von ihrem Wahlrecht — aber wie dem Wickelkinde die Mutterbrust, so ist den Frauen der Armen eine Schulbildung von Nöthen, die ihnen mehr und Anderes beibringt als nur die Geschichte der Hethiter, der Jebusiter und des Landes Canaan, und die sie vorbereitet für ihren Beruf als Mutter und als Erzieherin.

Fragen Sie mich dann endlich, was mir also in dieser ganzen Angelegenheit als der zunächst mögliche Fortschritt erscheine? Oder ob und wie ich es für möglich halte, der nicht eben großen Anzahl durchgebildeter und reifer Frauen schon jetzt in einer Weise gerecht zu werden, ohne die ungebildeten Frauen gewaltsam in Bereiche hineinzudrängen, in die sie nicht hineinzutreten verlangen und in denen sie auch noch gar nichts nützen können, so muß ich eine Antwort geben, die paradox klingt, ohne es zu sein. Ich wollte nämlich, man finge damit an, die Frauen für wählbar zu erklären, ohne ihnen in der großen Masse das Wahlrecht einzuräumen.

Theoretisch ist solch ein Gedanke nicht zu rechtfertigen, das gebe ich zu; und doch möchte er in der Praxis vielleicht das sicherste Mittel zur allmäligen Gleichstellung der Frauen, zu ihrer Erhebung und Bildung darbieten; doch möchte er vielleicht den kürzesten Weg eröffnen, die Frauen innerhalb der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft zu der Stellung zu führen, zu der ihre gegenwärtigen Anlagen, Kenntnisse und Neigungen die Einzelnen schon jetzt befähigen.

In allen civilisirten Ländern giebt es gegenwärtig Frauen von einer so allgemeinen und gründlichen Bildung, Frauen, die durch Geschichtsstudien nnd durch ihre Lebenslage einen umfassenden Blick über die Vergangenheit und über ihre Zeit besitzen,

die mit natürlicher Anlage zum Organisiren und Verwalten begabt sind, und diese Anlagen oftmals in gemeinnützigem Thun, wie in ihren Familien gründlich erproben gelernt haben. Diese Frauen würden in den Reihen der Stadtverordneten, in den Magistraten, in den Sälen der Landesvertretung reichlich eben so sehr und vielfach besser an ihrem Platze sein, als so manche jener kleinstädtischen und ländlichen Deputirten, die von der Welt nichts kennen als ihre enge Heimath, und nicht viel mehr gelernt haben, als was die Zeitung ihnen lehrt. Und wie die französische Akademie jetzt endlich daran ist, sich zu ermannen und sich von Vorurtheilen zu emancipiren, indem sie daran denkt, die größte dichtende Frau ihres Volkes, Georg Sand, in ihre Reihen aufzunehmen, so müßten überall die Männer anfangen, sich selbst durch einen Act der Gerechtigkeit zu ehren und zu erheben; sie müßten anfangen, denjenigen Frauen einen Antheil an den öffentlichen Geschäften einzuräumen, von denen sie glauben, daß sie für dieselben nützlich werden könnten, und den von ihnen gewählten Frauen selbstverständlich auch das Wahlrecht zu gewähren. Diese Erhebung, diese Emancipation der Frau durch die Achtung und Anerkennung des Mannes ist, wie die Zeiten das bürgerliche Verhältniß der Geschlechter zu einander ausgebildet haben, vielleicht diejenige, gegen welche die Empfindung der Männer sich am wenigsten auflehnen dürfte — und da es nach dem alten Spruche „en voyage l'essentielle est d'arriver“ (auf Reisen ist das Ankommen die Hauptsache) zunächst nur darauf ankommt, daß man vorwärts schreitet, so dürfte mein anscheinend paradoxer Vorschlag immer der Erwägung werth sein. Einzelne Frauen, die reif sind für die geistige und bürgerliche und staatliche Gleichstellung mit dem Manne, auch wirklich mit ihm gleichzustellen, die Kraft dieser Frauen für das Allgemeine zu verwerthen, sie mitrathen und in den Legislationen mitthaten zu lassen, wo doch nicht allein über das Wohl und Weh der Männer, sondern auch über das Wohl und Weh der Frauen entschieden wird — das wäre ein Fortschritt, den die Frauen, ohne sich und ihrem Selbstgefühl zu nahe zu treten, als ein ihnen von dem Vertrauen der Männer freiwillig gewährtes Zugeständniß doppelt freudig zu begrüßen hätten; und mit dieser Anerkennung, mit diesem Anfang wäre zugleich die Bahn eröffnet und das Ziel gewiesen, auf welcher und nach welchem diejenigen Frauen — und ihre Zahl wird schwerlich jemals Legion sein — zu gehen haben, die innerhalb der Familien nicht verwendet werden, oder die mit Anlagen und Fähigkeiten begabt sind, welche noch neben den Pflichterfüllungen in der Familie für die Gesammtheit wirksam werden können.

Der Hauptirrthum, mit dem aber die Frage der Frauenemancipation zu kämpfen hat, liegt, wie mich dünkt, darin, daß man befürchtet, wenn man die Frauen emancipirte, so werden alle Gattinnen aus den Häusern, alle Mütter von den Wiegen, alle Köchinnen und Mägde vom Feuerherd und Waschtrog laufen. — Aber fehlt es denn in den Häusern an Männern, die in bequemem, müßigem Lebensgenuß ihre Cigarre rauchen, ohne sich um die allgemeinen Angelegenheiten thätig zu bekümmern? — Laufen die Lehrer von ihren Kathedern? die Kutscher aus den Ställen? die Schäfer von den Herden fort? Fehlt es in irgend einer Werkstatt an Arbeitern, bei uns sowohl als jenseits des Oceans, weil die Männer Wähler und wählbar sind? weil von den so und so viel Millionen Männern einige hundert ausgewählter Männer im Interesse des Allgemeinen während einiger Monate im Jahre von ihren Erwerbs- und Berufsgeschäften fern bleiben?

Es ist für meinen Verstand geradezu unfaßbar, wie die Menschen im Allgemeinen vor der Idee der Frauenemancipation zurückschrecken können? Und es ist wirklich die Aufgabe aller Frauen von Begabung, von Bildung, von Einsicht und von Charakter, durch ein festes und maßvoll besonnenes Verhalten die Menschheit zunächst von dem unheilvollen Aberglauben zu erlösen — daß die Frauen nicht Menschen wären — ja! ich muß es dennoch wiederholen, wie die Negersklaven und die russischen Leibeigenen, daß die Allgemeinheit von ihrer Freilassung, von *ihrer* Theilnahme an dem Allgemeinen mehr und Anderes zu befürchten habe als von der Emancipation der Juden und der weißen und der schwarzen Sklaven. Man sollte wirklich meinen, die Männer in unserer Zeit hielten sammt und sonders noch an der Ansicht des ältern Cato fest, der in einer

gegen den Luxus der Frauen gerichteten Rede warnend ausruft: „Wenn Ihr zulaßt, daß sie (die Frauen) Euch eines Eurer Vorrechte nach dem andern entwinden und schließlich zur Gleichstellung mit den Männern gelangen, glaubt Ihr, daß Ihr dann noch mit ihnen auskommen können werdet? In dem Augenblicke, wo sie beginnen werden, Gleiche zu sein, werden sie die Oberen sein.“ — Es ist eine Warnung, welche die Frauen stolz machen könnte, wenn sie sie als begründet ansehen dürften, so stolz wie jenes „le donne non entranno“ (die Frauen dürfen nicht eintreten) an den Thüren der Mönchsklöster, das alle Frauen ohne Weiteres für gefährlich, alle für unwiderstehlich erklärt.

Aber den Scherz bei Seite, möchte man den Männern zurufen: wenn Ihr Eure Mütter, Eure Frauen, Eure Schwestern und Töchter liebt, sie achtet und Achtung für sie fordert; wenn Ihr Euch bewußt seid, den Frauen nach allen Richtungen hin viel zu verdanken, so erkennt dies an, indem Ihr die Frauen, die Ihr dessen würdig glaubt, überall, wo sie mit Euch gemeinsam das Allgemeine fordern können, als Eures Gleichen in Eure Reihen stellt. Dann werden selbstverständlich den Strebsamen unter den Frauen die Wege zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes und zu ihrer Selbstbefriedigung geebnet werden, dann wird allen Frauen jener Unterricht zugänglich werden, dessen der Mann sich je nach seiner Lebenslage theilhaftig machen kann. Unterricht für die unwissenden, Anerkennung der geistesreifen Frauen, das ist ein Weg zur Gleichstellung, der kaum irgend welche Gefahren bieten, der sogar die eigensüchtigen Interessen der Männer kaum durchkreuzen kann.

Und eben deshalb möchte es für die Frauen vielleicht gerathen sein, ihre Freilassung und Gleichstellung von der Einsicht der Männer zu erwarten. Sie kann ihnen auf die Länge nicht entstehen; und es scheint mir nutzlos, scheint mir unpraktisch, daß in diesem Augenblicke jene kleine Anzahl der Frauen, welche reif wäre für eine völlige Gleichstellung mit den Männern, ihre Kräfte in einem Kampfe verbraucht, in dem sie nicht nur die überwiegende Mehrheit der Männer sondern die Frauen selber gegen sich haben.

Zum Abwarten, zu stillem Thun gehört freilich der große Muth der persönlichen Entsagung; denn es ist allerdings weit lockender, für sich selber den Platz zu erringen, für den man in sich die Kraft fühlt, als diese Kraft in stiller Arbeit zur Erhebung und Fortentwicklung jener Frauen zu verwenden, die es kaum noch gelernt haben, sich als selbständige Wesen zu empfinden. Aber es sind nicht immer die kürzesten Wege, welche am sichersten zum Ziele führen; und getragen von dem gehobenen Selbstbewußtsein aller Frauen, werden es die hervorragenden Frauen, die nach uns kommen, nicht mehr nöthig haben, die Anerkennung ihrer Menschenrechte und die Freiheit allseitiger Bethätigung derselben erst besonders für sich zu erbitten.

Im Arbeiten und Nichtmüdewerden, im Beharren und Abwarten liegt eine wundervolle Kraft, und dem geduldigen, festen Thun kommen die Ereignisse oft in sehr unerwarteter Weise entgegen. Also Geduld! Arbeiten und nicht müde werden! Wirken, Jede von uns, so viel an ihr ist, zur Erhebung der Frauen in ihrer nächsten Nähe!

Seit dreißig Jahren habe ich für mein Theil dies eine Ziel, die Erhebung der Frauen zur freien allseitigen Bethätigung der Kräfte, die den einzelnen von ihnen verliehen sind, unausgesetzt im Auge gehabt und verfolgt. Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, sind ein Menschenleben! Aber so fern, so unendlich fern, waren wir vor dreißig Jahren von dem Punkte, auf welchem wir jetzt stehen, daß ich es selbst oft mit Erstaunen betrachte, bis wohin wir jetzt gelangt sind, und wohin wir gehen und kommen werden. Ja! ich möchte wohl noch fünfzehn, noch zwanzig Jahre leben, was mir schwerlich vergönnt sein wird, um zu sehen, wie die bürgerliche Gesellschaft und die Lage der Frauen sich dann gestaltet haben werden.

Daß wir in diesem Augenblicke bei uns gar kein Bedürfniß nach dem Wahlrecht für die Frauen haben, davon bin ich überzeugt, ebenso fest überzeugt, als daß die Frauen das Wahlrecht einst erlangen werden. Ob es in England, ob es bei Ihnen in Amerika anders ist, das kann ich nicht ermessen, das müssen Sie entscheiden.

* * *

Sie haben mein Glaubensbekenntniß in dieſer Frage haben wollen, und ich habe es Ihnen abgelegt. Würde damit diesſeits oder jenſeits des Oceans etwas Vernünftiges gefördert, ſo würde mich dies von Herzen freuen. Und ſomit einen Gruß an diejenigen meiner Landsleute, hüben und drüben, die meinem Schaffen und meinem Gang durchs Leben theilnehmend und freundlich folgen.

Neueſtes aus der Nähe.

Hamburger Schlachtſcene

von

Friedrich Schödler.

„Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen: (Schiller.)"

Bei meiner Durchreiſe nach Hamburg im vorigen September hatte ich Ihnen zugeſagt, über die dortige „Internationale Gartenbauausſtellung" eine Skizze für die Illuſtrirten Monatshefte einzuſenden. Nachdem dies aber bekanntlicherweiſe bis heute unterblieben iſt, ſo mag es auch für die Zukunft beruhen.

Nicht als ob der Gegenſtand deſſen nicht werth geweſen. Kaum dürfte ſich je der Schilderung ein lohnenderer Gegenſtand geboten haben als der Schauplatz jener Ausſtellung. Das mit geſchickter Benutzung des Gebäudes von Künſtlerhand angelegte Thal, das vom Millerthordam bis zur Elbe in ſanfter Windung ſich ſchlängelte und deſſen Sohle ein ſchmaler See bildete, eingefaßt von den mit ſaftig grünem Raſen bedeckten Abhängen, gewährte an ſich ſchon dem Auge den anmuthigſten Eindruck. Parkartige Anlagen, zu welchen die vorhandenen Baumgruppen in gelungenſter Weiſe Verwendung gefunden hatten, mit geſchmackvollen Gebäuden zur Aufnahme der verſchiedenen Partien der Ausſtellung reihten ſich an auf beiden Seiten, die durch eine zierliche, weit über das Thal geſpannte Drahtſeilbrücke mit einander verbunden waren.

Die Ausſtellung ſelbſt bot die reichſte Fülle und Mannigfaltigkeit der Erzeugniſſe des Gartenbaus von den Gruppen baum- und ſtrauchartiger Gewächſe aller Zonen und Formen herab bis zu dem farbenprächtigen Blumenflor und den ins Unendliche variirenden und panachirten Blattpflanzen. Obſt und Gemüſe in einladender Aufſtaffelung traten ergänzend hinzu, während Gartenbaugeräthe, Gartenmöbel, Muſterlauben, Grotten, Veranden in vielfach reizender Ausführung das ganze Bild umrahmten.

Dazu Alles etikettirt, benamſt, bezeichnet, Pläne, Verzeichniſſe, Preisliſten, Adreſſen in Jedermanns Hand geſteckt, gefällige Ausſteller überall zur Auskunft bereit — was kann ein Berichterſtatter mehr verlangen?

Und ſo geſchah es denn auch. Vom Platz weg flogen nach allen Richtungen der Windroſe die Berichte.

Ausſtellungen, dieſe ephemer aufgeworfenen ſchillernden Blaſen unſerer ſtets brodelnden Gegenwart, müſſen, wie kleine Paſteten, noch warm genoſſen werden, von nah und fern Stehenden. Erlaſſen Sie mir daher das Aufwärmen.

Aber — „Worthalten" iſt auch eine ſchöne Tugend und ich hatte Ihnen doch „Etwas" aus Hamburg verſprochen!

Schon recht — wäre nur nicht der Bädeker! giebt er doch, je nach Belieben in rothem oder ſchwarzen Cambrik mit Golddruck, nicht nur allerwärts alle Merkwürdigkeiten, An- und Ausſichten des Ortes, ſondern auch Urtheile, Empfindungen und Stimmungen obendrein, ſo daß heutzutage, noch leichter, als es ſ. Z. Wilhelm Meiſter mit Hülfe guter Bücher gelungen iſt, vom „Sohn auf Reiſen," wenn er ſeine Zeit verbummelt hat, dem Vater ein Reiſebericht zugefertigt werden kann, ausſtaffirt mit den ſtaunenswertheſten Kenntniſſen und Erfahrungen, topographiſchen und ſtatiſtiſchen Notizen aus allen Phaſen der Vergangenheit und der Gegenwart. Wer nicht die Vorſicht gebraucht, etwa wie Gerhardt Rohlfs timbuktuwärts zu reiſen, oder wie mein Landsmann Roſenberg die feenhaften Paradiesvögel im nie betretenen Inneren der Aru-, Buru-, Weigu- u. ſ. w. Inſeln aufzuſuchen — der iſt vom modernen Reiſehandbuch überholt, bevor er nur anfängt zu berichten.

Doch halt — finde ich denn nicht da in meiner Brieftaſche noch eine Empfehlung, die ein Freund mir zugeſtellt und dabei hoch und theuer geſchworen hatte, daß die-

selbe mir den Zutritt zu einer der interessantesten Merkwürdigkeiten der großen Stadt Hamburg gestatten werde? Richtig — da ist der Brief an Herrn J. D. K. . . . und im Vertrauen auf ein bewährtes Freundeswort lade ich den verehrten Leser ein, mir zu folgen und zwar zu einer — Schlachtscene! Irrig wäre es jedoch, in Herrn K. einen Cicerone zu vermuthen, bestimmt, den Führer auf Hamburgischen Schlachtfeldern zu machen. Von solchen wird uns in der Geschichte nichts berichtet, denn wie sehr auch die reiche Hansestadt im Jahre 1813 durch den Wütherich Davoust zu leiden hatte, so beschränkten sich die kriegerischen Ereignisse damaliger Zeit um Hamburg nur auf unbedeutende Gefechte und Beschießungen.

Nein — es handelt sich hier um eine wirkliche, blutige Schlachtscene der Gegenwart und zwar im größten Maßstabe, die an einem Vormittag nicht weniger als tausend, bis zwölfhundert — Schweinen das Leben kosten soll!

Wenn Vater Uhland singt:

„Wir haben heut nach altem Brauch
ein Schweinchen abgeschlachtet —"

so hat das etwas gemüthlich Anheimelndes, wenigstens für den auf dem Lande Aufgewachsenen. In der That, ein solches Schweinchen umsteht die ganze betheiligte Haushaltung, Groß und Klein, und das Quiken, Zappeln, Stöhnen und letztliche Röcheln gilt als die ganz selbstverständliche Ouverture zur nachfolgenden tragischen Katastrophe. Die Kinder streiten sich um den Kochlöffel, mit dessen Stiel das herausschießende Blut gerührt wird, damit es nicht gerinnt, bevor es zu Blutwurst gesotten wird. Der erheiternde Gedanke an die „Blonden und die Braunen," womit der festliche Schlacht- und Wursttag abschließt, läßt keinerlei sentimentale Anwandlung aufkommen.

Diesem harmlosen Familiengemälde gegenüber erscheint es nun freilich gewagt, dem Leser eine industrielle Schlachtaction im größten Stile vorzuführen, zumal da im Hintergrund keineswegs versöhnende Wurstperspectiven sich eröffnen.

In Folge meines Empfehlungsschreibens hatte ich von Herrn J. D. K. eine Einladung auf Vormittags zehn Uhr erhalten und wurde von demselben auf das zuvorkommendste empfangen, wenn auch nicht ohne den Ausdruck einiger Verwunderung, wie ein Fremder zur Zeit der Gartenbauausstellung für ein so wenig einladendes Schauspiel Interesse haben könne, wie es hier geboten werde.

„Wir sind im vollsten Zuge," fuhr er fort, „seit sechs Uhr früh mögen an sechshundert Stück bereits gefallen sein und einige weitere Hundert sind noch abzuthun. Entschuldigen Sie, wenn unsere Gebäude und Einrichtungen Manches zu wünschen übrig lassen; sie sind mit der raschen Ausdehnung des Geschäftes in Eile und Nothdurft hergestellt worden und vergeblich erwarteten wir die Zeit, um die Zweckmäßigkeit derselben mit der zulässigen Gefälligkeit zu verbinden, wie dies in anderen Großgewerben der Fall ist. Uebrigens hoffe ich, daß Sie von den unvermeidlichen Unannehmlichkeiten unseres Betriebs nicht allzusehr sich belästigt fühlen werden. Wenn es gefällig ist?"

Wir durchschritten einen kleinen Hofraum in der Richtung nach einer offenen Halle. Sofort konnte man das bekannte Verzweiflungsgeschrei des Schlachtschweins vernehmen, jedoch keineswegs ärger oder massenhafter als bei der oben geschilderten häuslichen Schlachtscene. In der That war hierzu auch kein Grund vorhanden. Aus einem nach hinten gelegenen Hof oder Stall gelangten die Thiere durch einen schmalen Gang einzeln auf den Richtplatz. Rasch wurde das Vorderste ergriffen und mit Blitzesschnelle vermittelst Strick und Haken am Hinterbein an einem eisernen Triller aufgehängt, der wie ein Carroussel sich umdrehte. Noth- und Angstgeschrei des zappelnden Thieres dauerte nur wenige Augenblicke, denn die Umdrehung brachte es sogleich ans Messer. Ein sichrer tiefer Stich und es war ruhig und still, indessen das ausfließende Blut in einem Canal fortfloß. Ein Schub des Trillers führte das getödtete Schwein weiter, über einen auf Schienen laufenden Rost. Im Nu war es abgenommen und auf diesen gelegt, die Flügelthüren eines glühenden Ofens sprangen auf und schlossen sich wieder hinter dem hineingeschobenen Schweine. Als dasselbe nach wenig Secunden aus dem geöffneten Feuerschlunde wieder zum Vorschein kam, war es kohlschwarz, alle Haare vollständig abgesengt. In demselben Momente wurde es ergriffen und wie-

der an den Triller gehängt und weiter befördert.

Mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks bewegte sich dieses 'Carrousselsystem, an welchem gleichzeitig einige lebende Schweine zappelten, einige gestochene verbluteten und einige gesengte rauchten. Die letzteren wurden nun, eins nach dem anderen, an den Hinterbeinen durch einen hölzernen Sprenkel gesperrt und mittelst eines Hakens auf eine eiserne Gleitbarre gehängt, die eine geringe Neigung besitzt, längs welcher das Schwein leicht weiter von Hand zu Hand geschoben werden kann. Denn eine vollständige Theilung der Arbeit wird bei dessen weiterer Zurichtung eingehalten, indem von jedem folgenden Arbeiter nur eine einzige Verrichtung, diese aber mit der ganzen Geschwindigkeit und Virtuosität vollzogen wird, welche die unausgesetzte Uebung verleiht.

Zunächst gilt es, den Rest der abgesengten Haare und die schwarze Verunßung zu entfernen. Nur wenige Striche, an ganz bestimmter Stelle, vollführt der erste Arbeiter, schiebt dann das Schwein dem Zweiten zu, der in gleicher Weise verfährt, und ebenso der Dritte und jeder folgende, so daß das eben noch schwarze Thier in wenig Augenblicken vollkommen rein und weiß erscheint. Es mag der neunte oder zehnte Mann sein, der die Füße durchhackt, der folgende schneidet sie ab und wirft ste in einen Korb, sein Nachfolger öffnet mit einem Schnitt die Bauchseite, ein weiterer bricht mit einigen Griffen die sämmtlichen Eingeweide heraus, die alsogleich beseitigt werden. Nur das Nierenfett wird zurückbehalten.

Als Meisterstück gilt der jetzt auf der nächsten Station vollzogene, haarscharfe Schnitt längs der Rückenwirbel, nach welchem das Schwein in seine zwei Hälften gespalten wird.

Hiermit haben die Operationen der Fleischer ihr Ende erreicht und indem wir große Räume und Corridore durchschreiten, erblicken wir in langen Reihen vierzehnbis sechszehnhundert Schweinehälften so regelmäßig aufgehängt, daß sie — im Uebrigen sans comparaison — den Eindruck von zur Parade aufgestellten Compagnien machen, jedwedem Stück statt des Tornisters der zugehörige Lappen von Nierenfett angeheftet.

In der That ist bereits auch hier eine genaue Inspection durch verschiedene Chargen im Gange, bei welcher vorgefundene Fehler dem betreffenden Arbeiter gebucht werden. Alsdann findet die Verwiegung statt, da der Preis nur nach dem Ergebniß in diesem Zustande mit dem Züchter oder Händler vereinbart worden ist, der bei diesem Geschäfte seinen Vertreter hat.

Dem Ersuchen und Beispiel meines gefälligen Führers folgend, schlüpfte ich jetzt in meinen Ueberzieher, denn wir traten durch eine Doppelthüre in ein eiskaltes Gewölbe, so schien es wenigstens dem aus einer Lufttemperatur von 18 bis 20 Grad Kommenden, während in Wirklichkeit das Thermometer in diesem Raume drei Grad anzeigte. Eine über dessen Decke im vorhergegangenen Winter aufgelegte Eisschicht von sechzehn Fuß war bis auf etwa anderthalb Fuß weggeschmolzen.

Hier fanden wir eine Anzahl von Arbeitern mit dem Einsalzen der halbirten Schweine beschäftigt. Zu diesem Zweck wird eine handhohe Schicht von mehlartigem Salz auf den Boden gestreut, eine Schweinseite darauf gelegt, wieder Salz gestreut, woranf eine Schweinseite folgt und iso fort, bis geschichtete Stöße von zwölf bis vierzehn Fuß Höhe gebildet sind. Es kommt hier ausschließlich Lüneburger Salz in Verwendung, indem dieses allein sich geeignet erweisen soll. Zwölf bis vierzehn Tage bleiben die Seitenstücke im Salze liegen, worauf sie auf einen Bodenraum gehoben, nochmals der sorgfältigsten Revision unterworfen und je ein halbes Dutzend zusammen in Packtuch eingenäht und unverzüglich versendet werden

Eine Vorrathskammer anderer Art wird nunmehr unseren Blicken eröffnet, die einen überraschenden Anblick gewährt. Auf Brettergerüsten ringsum steht eine Sammlung schneeweißer, riesiger Eier, an Größe theils denen des Epiornis oder Riesenvogels von Madagaskar gleich, theils beträchtlich kleiner, nur dem Straußenei vergleichbar. Die nähere Untersuchung zeigt, daß es Blasen sind, durch eine Druckpumpe vollgespritzt mit dem reinsten Schweineschmalz, weiß wie Schnee, und vollkommen geruchlos. In den benachbarten Räumlichkeiten befinden sich die Vorrichtungen zum Auslassen der Nierensettlappen, was mit äußerster Vorsicht und Sorgfalt geschieht. Es

werden drei Sorten Schmalz erhalten, wovon die erste und feinste in der beschriebenen Eierform, die zweite in kleinen und die geringste in größeren Tonnen zur Versendung gelangen. Nur die letzte Sorte hatte einen Stich ins gelbliche und einen süßlichen Fettgeruch.

Gepökelte Schweineseiten und Schmalz — dies sind die einzigen Artikel, welche von dieser großartigen Schlachtanstalt auf den Markt gebracht werden.

Und was wird aus dem Blut, der Leber, Lunge und Eingeweiden dieser Tausende von Schweinen? Alle diese Gegenstände werden unverzüglich aus der Schlachtanstalt hinweggebracht. Das Blut wird an Zuckerraffinerien, größtentheils jedoch an die Landwirthschaft, als Dungmittel abgegeben. Die übrigen Abfälle wurden anfänglich in demselben Betrieb aufgearbeitet. Da dies jedoch zu viele ins Einzelne gehende, zeitraubende Verrichtungen erfordert, so werden sie nunmehr an verschiedene Unternehmer überlassen, die hierauf wieder Geschäfte von großer Ausdehnung begründet haben.

Während auf die beschriebene Weise wöchentlich zweimal achthundert bis zwölfhundert Schweine innerhalb sechs Stunden abgefertigt werden, ist die Zwischenzeit einer angestrengten Thätigkeit gewidmet, diese lebendige Waare aus dem umliegenden Holstein, Lüneburg und Mecklenburg herbeizuschaffen. Es finden nur einjährige Thiere Verwendung, von merkwürdig übereinstimmender Größe und Stärke, wie dies bei der Parade besonders auffällt. Zur Zeit meiner Anwesenheit waren im Verlauf des Jahres bereits gegen 90,000 Schweine geschlachtet worden und man erwartete zum ersten Mal, den Jahresbetrag über 100,000 steigen zu sehen.

Wie wir gesehen haben, wird das sonst nur von vereinzelter Hand betriebene Schlachtgewerbe in ganz fabrikmäßiger Anlage und Ausdehnung in Ausführung gebracht.

Der Grundsatz der Theilung der Arbeit ist vollkommen durchgeführt und macht es möglich, in so kurzer Zeit eine so große Masse von Rohstoff zu fertiger Waare herzurichten. Die störende Ausnutzung der Abfälle wird einer Nebenindustrie überlassen. Die Arbeit geht regelmäßig, ruhig, abgerechnet von dem unerheblichen Geschrei des eben aufgehängten Thieres. Die Vermeidung alles Wassers erhält den ganzen Betrieb trocken, reinlich und geruchlos, so daß in der That in dem ganzen Complex der Räumlichkeiten weder Auge noch Nase unangenehm berührt werden.

An die Stelle des gewöhnlichen Verfahrens, das Schwein mit kochendem Wasser zu brühen und hierdurch die Entfernung der Borsten zu bewirken, ist das Absengen derselben getreten und hierin beruht eigentlich der technische Fortschritt, das Eigne und Neue dieses Betriebes. Der hierzu dienende Ofen, im schweinereichen Irland schon länger in Anwendung, ist als patentirte Erfindung, für mehrere Tausend Thaler aufgestellt worden. Seine Leistung ist es daher auch, die den Besucher am meisten in Erstaunen versetzt. Das hellfarbige, fast weiße Schwein kommt nach kurzem Verweilen in demselben geschwärzt heraus, die Borsten sind verkohlt, aber die Haut ist vollkommen erhalten.

Nachträglich erinnern wir uns freilich, daß keineswegs die Methode, sondern nur die Art ihrer Ausführung neu ist. Habe ich doch schon als Knabe mit angesehen, wie die in der Dieburger Mark erlegten Wildschweine am Feuer zu Schwarzwild hergerichtet wurden, freilich mit mehr Umständen und unter völliger Schwärzung der Schwarte. Ja es war mir schon damals kein Geheimniß, daß der alte Engelwirth Plenz, wenn durchaus kein Schwarzwild aufzutreiben war, ab und zu einmal ein friedliches Stallschweinchen absengte und als Schwarzwild verzapfte.

Wenn ich darum doch nicht der Erfinder des oben beschriebenen irischen Patentschweineofens geworden bin, so tröste ich mich mit Allen, die das Problem vom Ei des Columbus nicht gelöst und so viele Aepfel von Bäumen fallen gesehen haben, ohne deshalb gleich Newton das Fallgesetz zu entdecken.

Wohin endlich gelangen diese Tausende von gepökelten Speckseiten und die Reihen appetitlicher Schmalzeier?

Hast Du jemals, verehrter Leser, in England das gewöhnliche Frühstück von Thee mit dem unfehlbaren „roast bacon" zu Dir genommen, und ebendaselbst jene Mannigfaltigkeit englischer „tarts, cakes, pastes" und vornehmlich „pies" kennen gelernt, in welchen Fett, saure Früchte und Rohzucker

die Hauptelemente sind? Nun — jener vielgerühmte, englische gebratene Speck, den man Dir vorgesetzt hat, ist wohl möglich in Norddeutschland gewachsen und ebenso das zu den genannten cookeries verwendete Schmalz.

Denn London ist der unersättliche Moloch, dem alle diese Hamburger Hekatomben geopfert und regelmäßig in jeder Woche in ganzen Schiffsladungen zugeführt werden.

Und wenn wir den Geschmack eines englischen bacon besser finden, als das hierländische gebratene Dörrfleisch, so beruht dies lediglich darauf, daß ersteres, auf sofortigen Verbrauch berechnet, nur leicht gesalzen ist, während unsere Speckseiten stark gesalzen und geränchert, beim Backen hart und salzig sich erweisen. Dafür lassen sie sich allerdings Jahr und Tag lang aufbewahren.

Vergegenwärtigen wir uns aber, daß diese Ausfuhr von etwa hunderttausend Schweinen aus der Umgebung von Hamburg nach England nur eine vereinzelte Razzia ist, daß unabläßig eine Flotte von Schiffen unterwegs ist, um vom europäischen Continent Schlachtvieh, Eier, Butter, Früchte und andere Lebensmittel auf den Markt von London zu liefern und daß diesem gegenüber Paris mit einer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen liegt, das ebenfalls gleich einem Markschwamm die Nährstoffe der entferntesten Hinterländer auffaugt, — so drängt sich uns unwillkürlich ein Ausspruch Liebig's auf, in welchem er diese beiden entsetzlichen Städte die Beulen oder Geschwüre nennt, die an dem Körper von Europa zehren.

Verfolgt man in der That den ungeheuren Verdauungsproceß, den in beiden Städten täglich eine auf wenige Quadratmeilen zusammengedrängte Bevölkerung von nahezu 6 Millionen vollzieht, so kann man sich des Grauens nicht erwehren. Wohin muß die jährlich nothwendig um viele Tausende stattfindende Vermehrung dieser ungeheuren Menschenmasse endlich führen — was wird eintreten, wenn jene unabweisbare Lebensfunktion auch nur eine kurze Störung erleidet?

Bis jetzt weist unsere moderne Volkswirthschaftslehre diese Besorgnisse als unerheblich zurück. Sie belehrt uns, daß bei den Verkehrsmitteln der Gegenwart „Hungersnoth" ein veralteter Begriff ist, daß die Lebensmittel in den großen Städten am besten und am billigsten sind, daß mit dem steigenden Bedürfniß stets neue Mittel und Wege zu dessen Befriedigung aufgefunden werden und daß endlich nur hier die vollständigste Ausnutzung der Nahrungsstoffe erreicht wird.

Das Letztere scheint allerdings seine Bestätigung zu finden in den großen Abtheilungen der Pariser Markthallen, in welchen lediglich Reste und Abfälle von Speisen feil gestellt sind. Daß hierin noch weiter gegangen werden kann, vernehmen wir aus Peking, wo nochmals Abfälle von Abfällen verkauft werden, und sehen wir in London an dem Bettler, der den aus dem Kehricht herausgewühlten Knochen benagt.

Daß aber die letzten aller Abfälle, die von der über große Flächen zerstreuten Bevölkerung in den Kreislauf der landwirthschaftlichen Production zurückgeliefert werden, in jenen Riesenstädten fast gänzlich unbenutzt verschwinden, ist von der Agriculturchemie als ein Symptom langsamer Zehrung längst schon bezeichnet worden.

Und wenn sie nur alle satt würden, jene bellenden Magen von London! Wissen wir doch, daß täglich Hunderttausende am Abend hungrig in ihre Höhlen und Winkel kriechen, daß Hunderttausende nur von Almosen und ebenso viele von verdorbenen und verfälschten Nahrungsmitteln ihr Leben fristen.

Einer ähnlichen Betrachtung, wie die vorstehende, welche mir in Erinneruug jener Fülle der vortrefflichsten Fleischesnahrung für den Londoner Speisemarkt sich aufdrängt, aber hervorgerufen durch Anschauungen ganz verschiedener Art, begegne ich bei dem englischen Reisenden A. B. Wallace am Schlusse seiner Beschreibung des „Malayischen Archipels."

Bei seinen langjährigen Reisen und Studien hat derselbe Volksstämme kennen gelernt, deren gesellschaftliche Zustände ihm vollkommen den Idealen unserer Social-Politiker zu entsprechen scheinen, und ihn zur Vergleichung mit den herrschenden Zuständen in England veranlassen.

„Ich habe," schreibt Wallace, „in Südamerika und Osten unter Gemeinschaften von Wilden gelebt, welche keine Gesetze und keine Gerichtshöfe außer der öffent-

lichen Meinung des Dorfes, die frei zum Ausdrucke kommt, besitzen. Jedermann respectirt auf das gewissenhafteste die Rechte seines Nebenmenschen und selten oder nie findet ein Eingriff in diese Rechte statt. In einer solchen Gesellschaft sind Alle fast einander gleich. Es giebt dort keinen jener Unterschiede der Erziehung und der Unwissenheit, des Reichthums und der Armuth, des Herrn und des Dieners, welche die Producte unserer Civilisation sind; es giebt dort keine jener weit verbreiteten Arbeitstheilungen, welche, während sie den Reichthum vermehren, zu gleicher Zeit einander widerstrebende Interessen hervorrufen, es giebt dort nicht jenen heftigen Wetterwerb und jenen Kampf um das Dasein oder für den Reichthum, welchen die dichte Bevölkerung civilisirter Länder unvermeidlich schafft. Es fehlen auf diese Weise alle Anreize zu großen Verbrechen und unbedeutende werden unterdrückt, zum Theil durch den Einfluß der öffentlichen Meinung, hauptsächlich aber durch jenen natürlichen Sinn für Gerechtigkeit und das Recht des Nachbars, welcher bis zu einem gewissen Grade jeder menschlichen Race angeboren zu sein scheint.

„Wenn wir nun auch weit in Beziehung auf unsere intellectuellen Eigenschaften über den Zustand der Wilden fortgeschritten sind, so sind wir doch in moralischer Hinsicht nicht gleichmäßig weiter gekommen. Während des letzten Jahrhunderts und speciell im den letzten dreißig Jahren hat sich unser intellectueller und materieller Fortschritt zu rasch vollzogen, als daß wir schon den ganzen Vortheil davon genießen könnten. Unsere Herrschaft über die Naturkräfte hat zu einem rapiden Anwachsen der Bevölkerung und zu einer großen Anhäufung von Reichthümern geführt; aber diese haben so viel Armuth und so vielerlei Verbrechen mit sich geschleppt und haben das Gedeihen so vieler schmutziger Empfindungen und so vieler heftiger Leidenschaften begünstigt, daß man wohl die Frage aufwerfen kann, ob nicht der intellectuelle und moralische Zustand unserer Bevölkerung im Durchschnitt sich verschlechtert hat und ob nicht die Uebelstände die Vortheile übercompensirt haben. Verglichen mit unseren erstaunlichen Fortschritten in den physikalischen Wissenschaften und in ihrer praktischen Anwendung bleibt unser System der Regierung, der administrativen Justiz, der Nationalerziehung und unsere ganze sociale und moralische Organisation in einem Zustande der Barbarei.

„Diejenigen, welche meinen, daß unsere socialen Zustände sich der Vollkommenheit nähern, werden die obigen Worte hart und übertrieben finden; aber es scheint mir doch das einzige Wort zu sein, welches in Wahrheit auf uns seine Anwendung finden kann. Wir (die Engländer) sind das reichste Volk der Erde und doch sind Ein Zwanzigstel unserer Bevölkerung Gemeinde-Arme und ein Dreißigstel überführte Verbrecher. Wenn man zu diesen die Verbrecher zählt, welche der Entdeckung entgehen, und die Armen, welche nur von Privatwohlthätigkeit leben, die in London allein sieben Millionen Pfund hergiebt, so können wir sicher sein, daß mehr als ein Zehntel unserer Bevölkerung thatsächlich Arme und Verbrecher sind. Diese beiden Classen erhalten wir in Nichtsthun und in unproductiver Arbeit und jeder Verbrecher kostet uns jährlich in unseren Gefängnissen mehr als der Lohn eines ehrlichen Landarbeiters. Wir erlauben über hunderttausend Menschen, von denen man weiß, daß sie keine Subsistenzmittel haben als die, welche ihnen durch Verbrechen zufließen, sich selbst überlassen zu bleiben und an der Gemeinschaft zu nagen, und viele tausend Kinder wachsen vor unsern Augen in Unwissenheit und Laster auf, um die nächste Generation mit groß gezogenen Verbrechern zu versehen. Dies, in einem Lande, welches sich seines schnellen Anwachsens des Reichthums, seines enormen Handels und seiner riesigen Manufacturen, seiner mechanischen Geschicklichkeit und seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, seiner hohen Civilisation und seines reinen Christenthums rühmt — kann ich nur einen Zustand socialer Barbarei nennen."

Aehnliche Eindrücke und eine verwandte Stimmung mögen es endlich auch gewesen sein, unter welchen Macaulay die einleitenden Worte niederschrieb:

„Wenn einstmals über die Stätte, wo jetzt London steht, der Pflug des Landmanns hinweggeht — — —!"

Neueſtes aus der Ferne.

Die Durchſtechung der Landenge von Panama.

Wie zu erwarten war, hat die Vollendung des Canals von Suez die alten Projecte, einen Waſſerweg durch den langgeſtreckten Iſthmus zwiſchen Nord- und Südamerika zu gewinnen, wieder in lebhafte Anregung gebracht. Es waren vier Linien, die man für die Grabung eines Schiffscanals ins Auge gefaßt hatte. Dieſe Linien hatten folgende Längen: Chagres nach Panama 51 engliſche Meilen, San Blas nach Chepo 30 engliſche Meilen, Caledonia-Bai nach San Miguel 39 engliſche Meilen, Bai von Darien durch das Atrato-Thal 172 engliſche Meilen. Von der Chagres-Panama-Linie hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie zu große Schwierigkeiten biete, und deshalb den Bau einer Eiſenbahn vorgezogen. Wenn ſie jetzt wieder empfohlen wird, wie dies von Panama aus geſchieht, ſo kann man dadurch nur von den übrigen Linien ablenken wollen. Die Linie San-Blas-Chepo wurde ſpät in Vorſchlag gebracht und erſt 1864 von Kelly unterſucht. Sie iſt, wie oben angegeben, die kürzeſte von allen, doch meint Kelly, daß ein Tunnel nicht zu umgehen ſein würde. Da ſeine Erforſchung, die einzige bis jetzt, ſich nicht über das ganze Gebiet, ſondern nur auf eine von ihm gewählte Linie erſtreckt, ſo hofft man, daß ſich eine Stelle ausfindig machen werde, wo man ſtatt eines Tunnels mit einem Durchſtich auskomme. Die Linie Caledonia-Bai-San-Miguel wird von Dr. Cullen, der ſie erforſcht hat, warm empfohlen. Er will gefunden haben, daß ein zwei engliſche Meilen langer Durchſtich durch Hügel von hundertfünfzig Fuß Höhe die ſchwierigſte der erforderlichen Arbeiten bilde. Für die vortheilhafteſte aller Straßen hält man jetzt die durch den Iſthmus von Darien, auf den aufmerkſam zu machen Alexander von Humboldt nicht aufgehört hat. Hier haben mehrfache Unterſuchungen ſtattgefunden und ſo günſtige Reſultate ergeben, daß die Nordamerikaner faſt nur noch an dieſe Linie denken. Auch die alte franzöſiſche Geſellſchaft des Darien-Canals giebt in Paris und London wieder Lebenszeichen. In New-York hat man eine Expedition ausgerüſtet, die unter dem Capitän Selfridge aus fünf Beamten der Küſtenvermeſſungsbehörde und aus einem Geologen, einem Botaniker, einem Photographen, einem Zeichner und einem Telegraphenbeamten beſtehen wird. Selfridge nimmt eine Menge der Artikel, welche ſich zur Vertheilung unter die Indianer eignen, und achtzig engliſche Meilen Telegraphendraht mit. Er wird die beiden Linien Caledonia-Bai-San-Miguel und San-Blas-Chepo unterſuchen.

Die Bevölkerung von Yunnan.

Yunnan, „das Land der Barbaren im Weſten," iſt dem chineſiſchen Reiche verhältnißmäßig ſpät angefügt worden. Man hat den Einwohnern, die man vorfand, ihre Sitten und zum Theil ſogar ihre politiſche Organiſation gelaſſen. Die zahlreichſte einheimiſche Bevölkerung beſteht in Lolos und Pai-y. Man unterſcheidet ſchwarze, rothe

und weiße Lolos, die aber nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach der Farbe ihrer Kleider so genannt werden. Die Kaiser haben dieses Volk an sich gefesselt, indem sie seinen Häuptlingen den Rang von Mandarinen ertheilten und ihnen ihre Ländereien als Lehen überließen. Noch heute besitzen die Lolos eine Lehnsverfassung und haben einen eigenen Fürsten, der blos dem chinesischen Vicekönig der Provinz unterworfen ist. Was sie bei dieser eigenen Verfassung gewinnen, ist schwer einzusehen, da ihr Fürst sie despotisch behandelt. Sie sind schüchtern, faul und unmäßig, überlassen ihren Frauen alle Arbeiten und finden ihr ganzes Glück in der Trunksucht. Die Pai-y, die gleich den Lolos ihre besondere Sprache haben, scheinen von den Laos abzustammen und haben ebenfalls ihre Verfassung behalten. Zu ihnen kommen die Abkömmlinge von Einwanderern aus anderen chinesischen Provinzen. Zahlreich sind die Peotizen, die im Umgange mit den Lolos ihre höhere Bildung verloren und sich mit diesen ziemlich verschmolzen haben. Interessanter als sie, sind die Min-kias, die Urenkel chinesischer Krieger, die in Yunnan Militärcolonien schufen und sich eine eigene Literatur bildeten. Man hielt sie für gefährlich und einer der früheren Kaiser befahl, ihre sämmtlichen Bücher zu verbrennen. Die übrigen nicht zu den eigentlichen Chinesen gehörenden Theile der Bevölkerung scheinen durch Zwischenheirathen entstanden zu sein. Bei den eingeborenen Stämmen sieht man viele wahrhaft schöne Frauen, die mit ihren geschmeidigen, aber kräftigen Gestalten und ihren sprechenden Gesichtszügen von den kränklichen Chinesinnen angenehm abstechen. Die Ureinwohner bilden die ländliche, die Chinesen die städtische Bevölkerung. Ein mehrjähriger Mohamedaneraufstand bedroht die ganze chinesische Herrschaft und würde ihr längst ein Ende gemacht haben, wenn die fanatischen Jünger des Propheten für höhere Zwecke zu gewinnen wären, als nur zu sengen, zu plündern und zu morden.

Baron F. v. Richthofen's Reise in China.

Aus einigen Briefen des Baron von Richthofen an den Director der geologischen Reichsanstalt zu Wien haben die „Geographischen Mittheilungen" das Folgende zusammengestellt:

Nach kurzem Aufenthalt in dem Hafenplatz Tschi-fu setzte ich nach Niu-tschuang am Ausfluß des Liao-Flusses über, besuchte die Westküste von Liao-tung, dann die Südostküste bis zur Grenze von Korea, reiste dieser entlang gegen Norden und kam bei Mukden, der alten Hauptstadt der Mantschurei, wieder in die Ebene. Von dort wandte ich mich westlich, reiste entlang der Grenze der Mongolei, passirte die große Mauer bei Shan-hai-kuan und fuhr entlang den Südabfällen der Mongolischen Gebirge nach Peking.

Ich glaube das Glück gehabt zu haben, schon bei meiner ersten Reise am Jang-tse-kiang die Reihe der Sediment-Formationen im östlichen und nordöstlichen China ungefähr richtig festgestellt zu haben. Manches ist in verschiedenen Theilen dieses großen Landes verschieden entwickelt; Formationsglieder, die an einem Orte große Mächtigkeit besitzen, schrumpfen an anderen zusammen und ganz neue treten hinzu; aber die Grundzüge der Gliederung bleiben sich gleich. Wollte man die Formationsreihe von Peking mit der am unteren Jang-tse direct vergleichen, so würde man zwischen beiden Gegenden wenig Aehnlichkeit finden und kaum im Stande sein, eine richtige Parallelisirung der Formationen durchzuführen. Ich vermag sie nur in ihren Grundzügen zu erkennen, da ich vom Jang-tse durch fast continuirliches Gebirge oder Hügelland bis hierher gekommen bin. Die Reise würde sich einer Tour von Siebenbürgen über die Karpathen und Alpen nach den Pyrenäen vergleichen lassen. Sie kommt ihrer Länge gleich, führt auch durch mehrere individualisirte Gebirgssysteme, bietet aber in geologischer Hinsicht weit weniger Schwierigkeiten als die europäische Reise. Pumpelly's Vermuthung, daß die Sediment-Formationen in ganz China mit den steinkohlenführenden Schichten abschließen, bewährt sich in den von mir bereisten Gegenden vollkommen; aber ihre Gliederung ist weit mannigfaltiger, als er voraussetzte.

Ich habe mich im nordöstlichen China vergeblich nach Sediment-Gebilden jüngeren Alters umgesehen. Während am Jang-tse die gehobenen „Tatung-Schichten" noch ein Zwischenglied unbekannten Alters bilden und auch am Südabfall der Gebirge von Schantung noch ähnliche gehobene Ge-

bilde von großer Mächtigkeit zu beobachten ſind, habe ich in den Gegenden, welche den Golf von Pe-tſche-li begrenzen, nur an einer iſolirten Stelle in Liao-hſi (dem Lande weſtlich vom Liao-Fluß) gehobene vulcaniſche Tuffe gefunden, ſonſt aber ſind Sand, Löß und Alluvionen die einzigen recenten Gebilde. Seit Ablagerung der rothen Sandſteine, welche die Steinkohle bedecken, war dieſer Theil des Feſtlandes weſentlich ein Schauplatz der Zerſtörung. Neubildung fand weſentlich in den verſchloſſenen Tiefen ſtatt, welche jetzt vom Meer und den Alluvialebenen bedeckt ſind. Selbſt die vulcaniſche Lava hat nur ſchwache Spuren zurückgelaſſen. Aus den Alluvien der Ebenen des Liao in der Mantſchurei ragen zahlreiche vulcaniſche Kegel auf und entlang den Küſten des Golfes von Petſche-li ſind hie und da vulcaniſche Geſteine zerſtreut. Wahrſcheinlich gehören ſie einem vulcaniſchen Gebiet an, deſſen Hauptſchauplatz im Golf von Pe-tſche-li vergraben iſt.

Seit meiner Ankunft in Peking habe ich die Gebirge in den Umgebungen dieſer Stadt kennen gelernt. Oeſtlich von Peking iſt ein großes Kohlenfeld, wo die Steinkohlenſchichten mit den liegenden Kalkſteinen und hangenden rothen Sandſteinen noch ganz unverändert ſind. Weſtlich von Peking aber iſt die Steinkohle in Anthracit, der liegende Kalkſtein in Marmor, der ſchwarze Schieferthon in Tafelſchiefer verwandelt; die geſammte untere Kohlen-Formation hat am Metamorphismus Theil genommen. Es ſcheint aber hier, und wahrſcheinlich auch an anderen Orten, noch eine zweite, höhere Kohlen-Formation zu geben. Zu ihr gehört nach Pumpelly's Beſchreibung das von mir nicht beſuchte Kohlenfeld von Chaitung weſtlich von Peking. Das Alter der Chineſiſchen Steinkohlengebilde wird ſich, wie ich hoffe, aus den von mir geſammelten thieriſchen und pflanzlichen Reſten ermitteln laſſen.

Man hat aus der großen Zahl von Localitäten, an denen Kohle in China vorkommt, und aus ihrer großen geographiſchen Verbreitung den Schluß gezogen, daß die chineſiſchen Kohlenfelder eine außerordentliche Ausdehnung haben. Dieſer Schluß iſt theoretiſch richtig, bedarf aber, wo es ſich um praktiſche Zwecke handelt, einer bedeutenden Einſchränkung. Es iſt ein glücklicher, aber wohl noch mehr ein unglücklicher Umſtand, daß die Steinkohlengebilde mit ihren überlagernden reichen Sandſteinen die letzte Sediment-Formation in China bilden. Wird dadurch einerſeits die Auffindung und der Abbau beſtehender Kohlenfelder leicht, ſo hat doch andererſeits jener Umſtand die Folge gehabt, daß die Kohlen-Formation in dem bei weitem größten Theil ihrer Erſtreckung abgeſchwemmt worden iſt und die beſtehenden Kohlenfelder nur zerſtreute, oft räumlich ſehr beſchränkte Ueberreſte einer einſt weit verbreitet geweſenen Formation ſind. Sie hat ſich in Winkeln der Gebirge erhalten, wo Züge von feſteren Geſteinen einen ſeitlichen Schutz gewährten, oder dort, wo Kalkſteine (Jang-tſe und ſüdliches Schantung) oder Porphyr-Conglomerat (Liaotung) und Tſchi-li oder ein Eruptivgeſtein (öſtliches Tſchi-li) oder der Metamorphismus und die Färbung der auflagernden Schichten (bei Peking) eine ſchützende Decke für die mürben Sandſteine und weichen Schieferthone gewährten. Dies gilt wenigſtens für das öſtliche China, wo die Steinkohle an den Rändern der Gebirge gegen die Ebene oder das Meer auftritt. Man hat vermuthet, daß die Steinkohlen-Formation continuirlicher unter der Ebene fortſetzt. Dies iſt nicht wahrſcheinlich, denn ich könnte eine Reihe von Thatſachen aufführen, welche darauf hindeuten, daß ganz China ſeit langen geologiſchen Perioden in fortſchreitender, ſelten durch locale und unbedeutende Hebungen unterbrochener Senkung begriffen geweſen iſt, die auch jetzt noch trotz der ganz geringen recenten Hebung eines kleinen Küſtengebirges im Norden fortſchreitet. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß auch unter den Ablagerungen der Ebenen die Steinkohlen-Formation keine cotinuirliche Decke bildet. Wären nicht dieſe unglücklichen Umſtände vorhanden, ſo würde allerdings China das größte Kohlengebiet aller Feſtländer beſitzen. Uebrigens iſt es wahrſcheinlich, daß in den weſtlichen Provinzen, beſonders Schan-ſi, Kan-ſu und Sſe-tſchuen, die Eroſion weniger verwüſtende Einwirkung auf die Steinkohlengebilde ausgeübt haben mag.

Meine Reiſe von Peking nach Shanghai geſchah auf dem gewöhnlichen Wege zu Waſſer. Morgen (21. September) will ich von hier noch einmal den Jang-tſe hinauffahren, bis zum Poyang-See (450 Engl. Meilen). Dort will ich die Schichtenreihe

am Jang-tse einer Revision unterwerfen, vielleicht werde ich auch die großen Porzellanwerke von Kintetscheng besuchen. Nachher werde ich mich wahrscheinlich den westlichen Provinzen zuwenden.

Ich hoffe, daß meine Reisen die Herbeiführung einer geologischen Landesaufnahme von Seite der Regierung beschleunigen werden. Ich habe indeß einen vorbereitenden Schritt erwirkt, nämlich die Errichtung meteorologischer Stationen entlang der Küste und an einigen Binnenplätzen. Sie soll im nächsten Jahre ins Werk gesetzt werden. Bei dem vollkommenen Mangel irgend welcher Kenntnisse über die Meteorologie von China ist dies von großer Wichtigkeit.

Ein Papua-Pfahldorf.

Die „Zeitschrift für Ethnologie," die auch im neuen Jahrgange für 1870 denselben trefflichen Principien huldigt, welche die Herausgeber Adolf Bastian und R. Hartmann von Anfang an befolgten, brachte im ersten Hefte dieses zweiten Jahrganges eine sehr eingehende Abhandlung über Pfahlbauten und europäische Alterthumskunde, von R. Hartmann, worin vieles Interessante zusammengefaßt und Manches neu beleuchtet wurde. In der Einleitung zu der ausführlichen Arbeit findet man folgende Beschreibung des Papua-Pfahldorfes Doreï.

Als man sich vor Jahren über den Zweck dieser merkwürdigen Niederlassungen klar zu werden versuchte, geriethen bereits damals belesene Leute auf ähnliche, noch gegenwärtig existirende Constructionen. Man erinnerte sich der charakteristischen Beschreibungen, der schönen Abbildungen, welche ein Duperrey, ein Freycinet, vor Allen aber der energische und gelehrte Dumont d'Urville über das an der Nordostspitze von Neu-Guinea befindliche Papua-Pfahldorf Doreï (0 Grad 51 Minuten 53 Secunden S. Br. und 103 Grad 39 Minuten 30 Secunden O. L. nach d'Orville) gegeben. „Die Bewohner von Doreï sind", wie d'Urville erzählt, „in vier am Wasserrande gelegenen Dörfern vertheilt; zwei davon befinden sich auf dem Nordufer des Hafens, die beiden anderen dagegen auf den Inseln Mana-Sauri und Masmapi. Jedes Dorf begreift 8—15 auf Pfählen errichtete Häuser in sich. Nun besteht ein jedes der Häuser aus einer Reihe von Zellen, es nimmt mehrere Familien in sich auf. Einige Häuser enthalten eine Doppelreihe von Zellen, die durch einen der ganzen Länge nach laufenden Gang in zwei Reihen geschieden werden. Diese völlig aus roh zugerichtetem Holze erbauten Häuser lassen überall das Tageslicht hindurch und schwanken unter den Tritten des Besuchenden." A. R. Wallace, ein neuerer Bereiser des Landes der Paradiesvögel, schreibt über obigen Gegenstand: „Die Häuser der Dörfer Mansinam und Doreï stehen alle vollständig im Wasser und man gelangt auf langen, rohen Brücken zu ihnen. Sie sind sehr niedrig und besitzen ein Dach, das wie ein großes, mit dem Boden nach oben gerichtetes Boot geformt ist. Die Pfähle, welche die Häuser, die Brücken und Plattformen tragen, sind kleine, krumme, unregelmäßig aufgestellte Stöcke, die aussehen, als ob sie umfallen wollten. Die Fußböden sind auch aus Stöcken gemacht, eben so unregelmäßig, und so lose und weit auseinander liegend, daß ich es für unmöglich fand, auf ihnen zu gehen. Die Wände bestanden aus Stücken Bretter von alten Böten, aus verfaulten Matten, Attap und Palmblättern, die auf alle mögliche Weise hier und da hineingesteckt sind, und sie haben alle ein so zerlumptes und zerfallenes Aussehen, wie man es sich nur denken kann."

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 68 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 164.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Mai 1870.

Ein Fels im Meere.

Historische Novelle

von

Bernd von Guseck.

I.

Unter der uralten Linde, welche schon manches Geschlecht mit ihrem dichten Blätterdach beschattet hatte, saß zur Abendzeit, als sich die Sonne zum Niedergang neigte, der Herr des Schlosses, dessen hohes und steiles Dach der mächtige Baum mit seiner Krone noch weit überragte. Der Schloßherr war ein stattlicher Mann, groß und stark, mit einem markigen Gesicht und hellen, blauen Augen, über welchen aber jetzt die Brauen zusammengezogen waren, wie vor einer zornigen Gemüthsbewegung. Diese verrieth sich auch in seinen Zügen, in der lebhaftern Färbung seiner Wangen und in den dicken, einander rasch folgenden Rauchwolken, die er aus seiner Meerschaumpfeife in die Abendluft dampfte. Die Sonne sank tiefer, so daß ihre wagrechten Strahlen über die Wasserfläche des Weihers, der in einiger Entfernung, aber noch im Schloßbezirk lag, das Auge des Sitzenden blendend trafen. Er wandte sich, die Stirn noch mehr runzelnd, mit einer heftigen Bewegung zur Seite, der lange Zopf, in welchen er sein starkes, von der Scheere seit Jahren nicht berührtes Haar geflochten trug, folgte jener Bewegung und traf in seinem Schwunge fast die kleine Frau, welche eben aus der offen stehenden Schloßthür gekommen, der Bank nahte, auf welcher der Gutsherr saß. Sie lachte und er wurde dadurch erst auf ihre Nähe aufmerksam. Der unwillige Ausdruck in seinem Gesicht milderte sich aber nicht, er gab ihr nur ein Zeichen, sich neben ihn zu setzen.

„Hast Du Dich noch nicht beruhigt?" fragte sie.

Er gab ihr eine kurze Antwort und blies eine stärkere Dampfwolke von sich.

Sie wehrte sich dieselbe mit ihrer feinen weißen Hand ab und sagte: „Stehet nicht geschrieben: Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen? Sieh, es ist die höchste Zeit. Mache gleich ein freundliches Gesicht, Driburg. Du mußt Dich doch auch einmal bezwingen lernen, bist alt genug dazu."

„Und wenn ich hundert Jahr alt werde," — erwiederte er, „fünfzig bin ich erst! — so werde ich niemals ein schwankendes Schilf werden, das sich von jedem Winde hinblasen läßt, wohin es ihm eben beliebt. Ich werde diesen Herren noch derber kommen müssen, ich habe noch nicht deutsch genug mit ihnen geredet, daß sie mir einen solchen Wisch schreiben können."

„Sprich ehrerbietiger von einem Rescript Deiner hohen Obrigkeit, die Gewalt über Dich hat!" versetzte sie, halb im Ernst, halb im Scherz, indem sie ihm die Backe streichelte.

„Ach laß mich mit Deinen Bibelsprüchen ungeschoren!" sagte er ungeduldig, ihre Hand zurückweisend. „Ich müßte keine Galle im Leibe haben, wenn ich mich über dergleichen Unsinn nicht ärgern wollte!"

„Lies das Rescript nur noch einmal ruhig durch, Du wirst dann vielleicht eine andere Meinung bekommen!" rieth die Frau. „Wir haben doch nun einmal Krieg, und das Land muß aufbringen, was seine Truppen brauchen."

„Ja, Krieg!" antwortete er heftig. „Warum haben wir Krieg? Was geht uns Hannoveraner und alle Deutschen die Teufelswirthschaft in Frankreich an? Mögen sie sich doch unter einander auffressen, wie die Ratzen, das kann uns ja nur lieb sein! Der Kaiser hat einen Grund dazu, sie haben seinen Schwager, den König von Frankreich geköpft, die Verruchten, und halten seine Schwester gefangen. Wenn der König von Preußen auch losgeschlagen hat, so ist das seine Sache, will aber der König von England ebenfalls marschiren lassen, so mag er seine Rothröcke in Schiffe packen, so viel er Lust hat, aber als Kurfürst von Hannover hätte er klüger sein sollen und unsere Sache von der englischen trennen!"

Er hatte noch die letzten Worte nicht ausgesprochen, als von der Kirche im Dorfe das Abendgeläut begann. Die Frau neigte das Haupt und faltete die Hände, der Mann nahm die Pfeife aus dem Munde, legte sie auf den Tisch und zog seine Mütze vom Kopfe. Als Beide das kurze Gebet geschlossen hatten, knüpften sie das unterbrochene Gespräch nicht wieder an, der Gutsherr schien ruhiger geworden, wie seine Frau mit großer Befriedigung sah. Sie ging in das Haus, wo unterdessen der Tisch gedeckt und die Abendsuppe aufgetragen war. Das junge Mädchen, eine entfernte Verwandte, welche in das Haus aufgenommen, die Wirthschaft besorgte, erwartete die Eintretenden im großen Saale, die beiden Verwalter, die an der herrschaftlichen Tafel nach alter Sitte mit aßen, fanden sich ein und die Mahlzeit wurde in gewohnter Weise genossen, ohne daß von andern als wirthschaftlichen Dingen die Rede gewesen wäre.

Erst als die Familie, nachdem sich die Verwalter mit den für den kommenden Tag gegebenen Befehlen wieder entfernt hatten, mit der Nichte allein war, sagte Frau von Driburg, welche eine Weile gedankenvoll in das Licht geblickt hatte: „Wo mag unser Wilhelm jetzt sein?"

„Vielleicht bekommen wir bald wieder einen Brief von ihm," erwiederte der Gutsherr. „Von wo war denn sein letzter?"

Die Mutter nannte einen kleinen niederländischen Ort, dessen Name ihr bis dahin ganz unbekannt gewesen war.

„Ob sie nur schon ins Feuer gekommen sind und wie es abgelaufen sein mag?" seufzte sie.

„Mußt Dir darüber keine traurigen Gedanken machen, Mutter!" erwiederte der Mann. „Lieset ja so viel in der Bibel, da wirst Du doch Trost finden. Wir stehen Alle in Gottes Hand. Der Soldat kann so gut im Frieden mit dem Pferde stürzen und das Genick brechen, als im Kriege erschossen werden. Wir werden ja bald wieder Nachricht bekommen, Wilhelm hat uns versprochen, recht oft zu schreiben. Mein braver Scharnhorst wird mich auch nicht lange ohne alle Nachrichten vom Kriege lassen."

„Ich wollte, Wilhelm wäre mit Scharnhorst zusammen, da würde ich viel ruhiger sein."

„Das geht doch aber nicht, Wilhelm steht bei der Cavallerie und Scharnhorst

ist Artillerist. Aus den Augen werden sich Beide aber nicht verlieren, denn sie gehören zu unserm Corps, das man hoffentlich doch nicht zerreißen wird. Den Herren Engländern ist freilich jede Dummheit zuzutrauen."

„Deine Abneigung gegen sie macht Dich ungerecht, Driburg!" versetzte die Frau.

„Ich habe gar keine Abneigung gegen die Engländer, nur gegen unsere Zusammenschnürung mit ihnen!" erwiederte er. „Was haben wir Hannoveraner davon gehabt als Schaden, daß unser Kurfürst zugleich König von England ist?"

„Das ist doch aber beinah schon hundert Jahre her, und nicht mehr zu ändern," entgegnete Frau von Driburg.

„Nicht mehr zu ändern? Wer sagt Dir denn das?" rief der Gemahl. „Alles in der Welt läßt sich wieder gut machen, wenn es nur richtig angefangen wird. Das ist aber meine Sache nicht und davon will ich auch gar nicht reden. Was siehst Du mich denn so listig an, Lotte? Willst Du etwa einen guten Rath geben, wie wir von England wieder los kommen können? Wieder so ein Bischen Wegjagen drüben, wie es die Lords und Gentlemen schon einmal mit den Stuarts gemacht haben? Dann hätten wir unsern eigenen Fürsten wieder und brauchten ihn mit Niemand zu theilen."

„Aber Driburg!" mahnte die Frau.

„Nun es wäre doch wohl ein Segen, wenn nicht immer nach London berichtet werden müßte, wo die Herren, die um den König sind, ihm Alles nach ihrem Belieben vorstellen und er sein Erbland ganz hintenansetzt? Daß sie deutsche Fürsten sind, das vergessen sie alle. Wenn sie erst auf einem fremden Königsthrone sitzen, dann werden sie Dänen, Schweden, Engländer, und ihre deutschen Unterthanen müssen für fremde Dinge Gut und Blut hergeben."

„Du wirst Dir noch etwas an den Hals reden, Driburg!" sagte seine Gattin.

„Sorge nicht! Wenn ich Recht habe, werde ich mich schon durchschlagen!" erwiederte er. „Du wirst mich doch nicht als Rebellen und Hochverräther in London denunciren, Lotte?"

Das junge Mädchen lachte. „Gewiß werde ich das!" antwortete sie mit schlauer Miene. „Als gute Unterthanin bin ich dazu verpflichtet und mein Onkel in London hat mich ausdrücklich zur Spionin bei Ihnen bestellt, Onkel Driburg, er traut Ihnen nicht, wenn Sie auch Landrath der Ritterschaft in diesem Fürstenthum sind."

„Da hat er ganz Recht, durch Dick und Dünn geht Hartwig Driburg nicht mit, gerade weil er Landrath der Grubenhagenschen Ritterschaft ist. Das kannst Du nach London melden."

Frau von Driburg hatte ihren Mann zwar oft schon in ähnlicher Weise reden hören, zu ihr hatte er ein unbedingtes Vertrauen, und wenn er sich auch selten durch ihren Widerspruch und ihre Gründe von einer gefaßten Meinung und fast nie von einem Vorsatze abbringen ließ, so hörte er sie doch geduldig an. In Gegenwart Charlottens hatte er sich aber noch nie so gehen lassen. Sie fragte ihn, als das junge Mädchen gute Nacht gewünscht und das Ehepaar sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, warum er in Lottchen's Beisein Reden geführt, die sie leicht falsch verstehen könne, da sie doch gar nichts von solchen Dingen wisse.

„Glaube doch so etwas nicht, Karoline!" erwiederte er. „Die Lotte ist klüger als Du denkst. Sie stellt sich blos so einfach, als ob sie sich nur um ihr Federvieh und um die Milchwirthschaft bekümmere. Die hört das Gras wachsen. Und daß sie mich angeben soll als Rebellen, das habe ich mit Willen gesagt. Ich schlug auf den Strauch — hast Du nicht gesehen, wie der Hase herausſprang?"

„Sie ging auf Deinen Scherz ein —" sagte Frau von Driburg.

„Hast Du denn gar nicht bemerkt, wie es ihr über das Gesicht zuckte?" entgegnete er. „Ihre kleinen schwarzen Augen spitzten sich ordentlich zu. Sie soll wenigstens wissen, daß ich sie durchschaue."

„Du bist immer mißtrauisch gegen das arme Kind! Nun glaubst Du gar, daß sie falsch und hinterlistig gegen Dich handeln wird. Du kannst doch von dem jungen Dinge nichts zu fürchten haben."

„Von Fürchten ist bei mir nicht die Rede!" erwiederte Driburg gelassen. „Sie kann über mich an ihren Onkel schreiben, was sie will, das ist mir ganz gleichgültig, sie soll mich nur nicht für einfältig halten. Ich habe mit Absicht heut so viel gesprochen, ich wollte ihr Stoff geben, sie sollen mir nur kommen! Damit Basta, Mutter. Gute Nacht!"

Er liebte es nicht, vor dem Einschlafen noch lange Gespräche zu führen, Frau von Driburg unterdrückte daher die Antwort, die ihr schon auf die Zunge trat, konnte aber heut den Schlummer nicht so bald finden. Nicht die zuletzt besprochenen Verhältnisse beunruhigten sie, die Sorge, daß ihr Mann sich durch sein schroffes Auftreten in Landesangelegenheiten bei der Regierung Feinde machen und Unannehmlichkeiten zuziehen könne, war ihr ja nicht heut erst nahe getreten und quälte sie im Grunde auch nicht sehr, da sie wußte, in welchem Ansehen er bei der gesammten Ritterschaft, nicht blos im Fürstenthum Grubenhagen, die er vertrat, sondern im ganzen Lande stand, und daß auch die freie Bauerschaft, so weit er mit ihr zu thun hatte, ihm anhing, seine Redlichkeit und sein Eifer für das Beste des Landes aber außer allem Zweifel stand, so daß ihm seine Widersacher wegen bloßer Meinungsverschiedenheiten wohl nichts anhaben konnten. Frau von Driburg weilte mit ihren Gedanken gar nicht in der Nähe, sondern bei dem jüngsten Sohne, dem Lieblinge ihres Herzens, der im Kriege stand. Die Eltern sprachen täglich von ihm, warum mußte die Mutter grade heut so lebhaft an ihn denken und um ihn sorgen, daß es den Schlummer von ihren müden Augenlidern verscheuchte? War es etwa eine dunkle Ahnung, daß ihm vielleicht gerade zu dieser Stunde große Gefahren drohten? Das zagende Mutterherz, wo konnte es Ruhe finden als im brünstigen Gebete? Das gab ihr endlich Trost und sie schlief fest ein, so fest, daß ihr Mann sie zweimal rufen mußte, als er veranlaßt wurde, sie zu wecken.

Sie erwachte schreckhaft, es war noch tiefe Nacht. „Was ist?“ rief sie ängstlich.

„Hörst Du die Hunde nicht?“ fragte er, der schon aufgestanden und an das Fenster getreten war.

Am Thorwege des Hofes lagen zwei starke Hunde an der Kette, diese hatten mit ihren tiefen Stimmen ein so wüthendes Gebell erhoben, daß Herr von Driburg davon erwacht war: etwas Ungewöhnliches mußte die Thiere, welche sich sonst in der Nacht ziemlich ruhig verhielten, in solche Aufregung versetzt haben. „Der Wächter schläft, der Hallunke!“ rief der Gutsherr. Ich werde selbst nachsehen und ihn bei den Ohren aus seinem Winkel ziehen. Höre doch nur, wie die Bestien rasen, als wollten sie die Ketten zerreißen.“

„Die Knechte müssen es doch hören! Was mag nur die Ursache sein?“ sagte Frau von Driburg in großer Besorgniß. „Diebe vielleicht!“

„Wollen's gleich erfahren!“ erwiederte der Herr, welcher sich rasch ankleidete. Da verstummten plötzlich die Hunde beide zugleich, ihrem Wüthen folgte eine unheimliche Stille — Driburg sah eine Laterne über den dunkeln Hof sich bewegen, er riß das Fenster auf: „Was giebt's?“ rief er mit lauter Stimme hinaus.

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr,“ klang die Antwort des Wächters. „Die Hunde blafften auf einmal wie verrückt. Jetzt sind sie wieder still!“

„Sieh nach, fauler Schlingel!“ rief Driburg. „Sie sind vielleicht gar todtgestochen!“

Die Hunde gaben ihm selbst Antwort, indem sie dem nahenden Wächter als gutem Freund fast winselnd entgegen bellten. „Beide sitzen noch fest an der Kette, gnädiger Herr!“ gab der Wächter zum erleuchteten Schloßfenster hinauf Bescheid. An diesem war aber der Herr verschwunden, er eilte hinab, um selbst zu untersuchen, was die Ursache der nächtlichen Störung gewesen sei.

„Mehr Laternen!“ rief er, auf dem Hofe angekommen, wo sich die beiden wach gewordenen Verwalter und fast das ganze Gesinde zusammengefunden hatten. Die Leute suchten umher, ob sich irgend eine Spur entdecken lasse, und theilten sich ihre Muthmaßungen mit; dem Befehle des Herrn wurde schnell Folge geleistet, es erschienen mehrere Laternen und die Nachforschungen wurden eifrig fortgesetzt, doch fand sich nicht das Geringste, woraus man hätte eine Folgerung ziehen können.

„Der Faulpelz von Wächter hat Recht,“ sagte Driburg endlich, als er sich von der Fruchtlosigkeit der Untersuchung überzeugt hatte, zu dem ersten Verwalter. „Wenn die Hunde reden könnten, so würden wir wissen, ob sie nur Gespenster oder einen Eindringling von Fleisch und Bein gewittert haben.“

„Hereingekommen ist Keiner, gnädiger Herr,“ erwiederte der Verwalter. „Das Thor ist fest verschlossen, die Mauern sind

zu hoch, um sie zu übersteigen. Versucht wird's indessen schon Einer haben."

„Aber daß die Hunde dann auf einmal mucksstill wurden, Hempel! Wie erklären Sie sich das?"

„Ich habe mich auch darüber gewundert," antwortete der Verwalter. „Die Menschen reden immer, daß man sie besprechen könnte, so daß sie keinen Laut mehr von sich geben."

„Dummheit!" sagte der Gutsherr. „Sie glauben doch etwa nicht auch an solches Alteweibergewäsch?"

„Oder es müßte Einer gekommen sein, den die Hunde etwa ganz genau kannten," sagte Hempel, ohne sich über das Verhexen, das ihm nicht ganz undenkbar erschien, auszusprechen. „Wenn der die Köter etwa bei Namen gerufen hätte, Packan und Tulpe, und sie die Stimme erkannt hätten —"

„Lassen Sie sich nicht auslachen, Hempel!" unterbrach ihn Herr von Driburg. „Die Racker sind so böse, daß sie mit keinem Menschen Freundschaft schließen und uns Alle, wie wir hier auf dem Hofe sind, immer noch mit scheelen Augen ansehen! — Mögen nur die Leute sich wieder aufs Ohr legen, es ist ein unnützes Herumtreiben, sie streuen am Ende noch Feuer. Beim hellen Tage ermitteln wir vielleicht noch etwas."

Er kehrte nach dem Schlosse zurück und der Verwalter hieß das Gesinde wieder zur Ruhe gehen. Driburg traf an der Hausthür seine Frau, die auch heruntergekommen war. „Nichts zu hören und zu sehen, Mutter!" sagte er. „Wer weiß, was die dummen Thiere so in Wuth gesetzt hat, irgend ein Hund aus dem Dorfe, der frei herum gelaufen und an den Thorweg gekommen ist. Hat denn Lotte gar nichts von sich hören lassen? Die müßte doch einen Schlaf haben wie ein Dachs, wenn sie nicht von dem Heidenlärm aufgewacht wäre!"

Frau von Driburg wußte nichts von Charlotten, das Ehepaar begab sich wieder in sein Schlafzimmer, vom Hofe waren alle Laternen verschwunden und bald herrschte wieder die gewohnte Nachtstille in der Umgebung des Schlosses.

II.

Der helle Morgen, der alle Gespenster verscheucht, nahm auch dem nächtlichen Lärm, der den ganzen Edelhof in Bewegung gesetzt hatte, seine Bedeutung. Herr von Driburg war selbst der Meinung, wenn er sie auch nicht aussprach, daß er, aufgeschreckt aus dem Schlafe, der Sache eine zu große Wichtigkeit beigelegt habe: der Wächter mußte es jedoch büßen, daß er nach der Meinung des Gutsherrn seinen Dienst mit großer Nachlässigkeit versehen und wahrscheinlich fest geschlafen habe, sonst müßte er auf das rasende Hundegebell früher zum Vorschein gekommen sein. Er wurde mit kurzem Proceß seines Amtes entsetzt und zum Knecht degradirt, der er früher gewesen war, mußte auch gleich mit hinaus auf Feldarbeit gehen.

Charlotte hatte wirklich nach ihrer Angabe nichts von dem ganzen Lärm gehört, ihre Schlafstube lag allerdings nicht, wie die ihrer Verwandten, nach dem Hofe, sondern nach dem Garten hinaus. Der Onkel lachte über ihren gesunden Schlaf und erzählte ihr neckend viel ungeheuerliche Dinge, welche in der Nacht vorgefallen sein sollten, sie hörte dieselben mit der gläubigsten Miene von der Welt an.

Frau von Driburg hatte während des Vormittags viel zu thun, einer der ältesten Freunde ihres Gemahls, der im Lüneburgischen angesessen war, hatte sich zum Besuch angekündigt und brachte vielleicht seine Familie mit: es mußte also auch für diesen Fall Alles eingerichtet werden. „Der Alte ist sehr verwöhnt, Karoline," sagte Driburg, „laß ihn auf Holdern nichts vermissen. Ich werde auch auf Händen getragen, wenn ich zu ihm nach Welldorf komme."

„Ja, Ihr liebt Euch wie Zwillingsbrüder, wenn Ihr Euch nicht seht," erwiederte die Hausfrau lächelnd, „und wenn Ihr zusammenkommt, dauert es keine halbe Stunde, so fahrt Ihr auf einander los wie ein Paar Kampfhähne mit gesträubten Federn."

„Er ist freilich ein alter starrsinniger Kerl, der von seiner Meinung nicht abgeht!"

„Und Du, lieber Driburg?" entgegnete die Frau lächelnd.

„Ich habe natürlich auch meine Meinung, und da ich sie nicht leicht obenhin

faſſe, ſondern durch gründliche Ueberlegung gewonnen habe, ſo muß ich ſie auch vertheidigen. Darunter leidet unſere Freundſchaft nicht, wie Du ſiehſt, wir gehen auch immer in aller Güte aus einander."

Noch ehe der erwartete Beſuch ankam, hatten Driburgs aber noch eine große Freude. Ihre Nichte war vor das Dorf gegangen, um die Poſt zu erwarten, welche hier vorüberkam und an dem Wirthshauſe, das am Kreuzungspunkte zweier Landſtraßen lag, den Briefbeutel für Holdern und die nächſten Dörfer abgab, aus denen dann am Poſttage, der nur zweimal in der Woche war, Boten kamen, um die betreffenden Briefe und Sendungen abzuholen. Der Wirth der Dorfſchenke, ein geweſener Corporal von der Garde du Corps, war in Pflicht genommen, den Briefbeutel ſtets zu öffnen und die angekommenen Briefe, deren Zahl nie bedeutend war, den Boten zu verabfolgen. Charlotte war heut ſelbſt nach dem Wirthshauſe gegangen, weil ſie einen Brief von ihrem Onkel aus London erwartete; die Poſt war ſchon vorüber geweſen, als ſie hingekommen war und ſie hatte den Brief, auf den ſie gehofft, nicht vorgefunden, wie ſie wenigſtens ſagte: Driburg traute ihr darin nicht recht, ſie ließ ſich nicht gern in die Karten ſchauen. Dafür brachte ſie aber zwei andere Briefe nach dem Schloſſe, deren einen ſie ſchon von Weitem hochhielt, als ſie über den Hof gehend ihre Tante am Fenſter erblickte.

„Von Wilhelm!" rief dieſe ihrem Manne zu, der eben zu ihr eintrat, und eilte dem Mädchen entgegen. Ihre Annahme täuſchte ſie nicht, der Brief war von ihrem Sohne, welcher bei dem hannoverſchen Corps in den Niederlanden vor dem Feinde ſtand. Gern hätte ſie ihn gleich eröffnet, aber er trug die Aufſchrift an ihren Mann und ſie durfte keinen Brief, der an ihn gerichtet war, ſelbſt dieſen nicht, erbrechen. Dem andern, den ihr Charlotte hinhielt, ſchenkte ſie nur einen flüchtigen Blick, die Nichte mochte ihn Driburg ſelbſt übergeben.

„Von meinem braven jungen Freunde!" ſagte dieſer, als er ihn mit dem erſten, der ihn freudig aufblicken ließ, in Empfang nahm. „Nun, Mutter, beide aus der Campagne, da werden wir viel Neues hören! Hier —" er erbrach den Brief ſeines Sohnes, und gab ihn ſofort der Mutter. „Lies ihn zuerſt für Dich, ich leſe unterdeſſen Scharnhorſt's Brief, Wilhelm ſchreibt doch zumeiſt für Dich, das kenne ich ſchon." Charlotten trug er dann eine Beſtellung auf, welche ſie auf einige Zeit aus dem Zimmer entfernen mußte. Sie gehorchte ſtumm, als ſie aber die Thür hinter ſich hatte, ſtieg ein Lächeln in ihrem Geſichte auf, ſie wußte ſehr wohl, warum ſie hinausgeſchickt wurde, der Onkel hatte einmal, als er auch einen Brief las und der Eindruck deſſelben ſich in ſeinen Mienen bemerklich machte, unerwartet ſchnell aufgeſehen und den beobachtenden Blick bemerkt, welchen ſie auf ihn gerichtet hatte, ſeitdem las er nie mehr einen Brief in ihrer Gegenwart. „Mein lieber, kluger Onkel!" klang es leiſe und ironiſch von ihren feinen Lippen und ihre ſchwarzen Augen blickten höchſt muthwillig.

Die Mutter las mit bewegtem Herzen den langen Brief ihres Lieblings.

„Sie haben eine Schlacht gehabt," rief ſie, „Wilhelm iſt aber Gott ſei Dank geſund!"

„Gott ſei Dank!" wiederholte Driburg. „Von der Schlacht leſe ich eben auch in Scharnhorſt's Briefe. Unſere Truppen haben brav mitgefochten, wie es nicht anders zu erwarten war. Unſere Cavallerie hat eine glänzende Charge gemacht und die franzöſiſche über den Haufen geworfen: ſie iſt aber auch die beſte der Welt, beſſer als die engliſche! Wenn dieſe auch vorzüglichere Pferde hat, ſo kann ſie die nicht pariren, in der Attacke gehen ſie immer durch."

„Wilhelm ſchreibt auch von dieſem glänzenden Angriff," ſagte Frau von Driburg. „Er bedauert nur, daß die Schwadronen ſeines Regiments die Attacke nicht mitgemacht haben und ihm die erſte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, entgangen iſt."

„Es werden ſich ſchon noch mehr Gelegenheiten dazu finden! Ich traue nur dem Minnigerode, der unſere ganze Cavallerie draußen commandirt, nicht viel zu — wir haben ſehr tüchtige Offiziere, die unter ihm ſtehen, mancher, wie zum Beiſpiel der Major von Linſingen, würde die 16 Schwadronen, die wir vorm Feinde haben, viel beſſer führen als der Herr General. Die beiden Schwadronen vom Regiment Königin ſind alſo nicht zur Attacke gekommen? Hier ſteht auch nur, daß

Digitized by Google

das Leibgarderegiment die Lorbeeren davon getragen hat." Er beendigte seine Lectüre, Scharnhorst's Brief war kurz. „Nun, Mutter, unser Junge hat ja sehr viel geschrieben," sagte er. „Fange noch einmal von vorn an, es wird Dir ja nicht zu viel werden, lies ihn mir vor."

Frau von Driburg that es mit Freuden, und auch das Herz des Vaters erfreute sich an dem Inhalt des Briefes, in welchem sich die jugendliche Lebensfrische des Sohnes im lustigen Soldatenhumor, aber auch seine herzliche Liebe zu den Eltern in mancher Stelle voll tiefen Gefühls aussprach. Als die Mutter geendigt hatte, glaubte sie einen schweren Seufzer ihres Gemahls zu hören. Sie richtete ihre gemüthvollen Augen auf ihn: Beide verstanden sich.

„Ja, Karoline!" sagte Driburg. „Wenn uns Ernst auch solche Freude gemacht hätte!"

„Denke nicht zu streng über ihn!" bat sie. „Er wird so unglücklich sein!"

„Durch wessen Schuld?" entgegnete der Vater.

„Um so trauriger für ihn, daß er sein Unglück selbst verschuldet hat!" sagte die Mutter wehmüthig. „Wir haben uns aber doch auch manchen Vorwurf dabei zu machen!"

„Du willst sagen, ich, ich der Vater, sollte an meine eigene Brust schlagen, weil ich den Sohn, mein Ebenbild, nicht richtig behandelt habe! Das willst Du doch sagen, sei ehrlich!"

„Nun, Driburg," erwiederte die Mutter sanft, „wir haben schon oft darüber gesprochen. Es kann jetzt zu nichts mehr führen — was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern."

„Ja wohl haben wir schon oft darüber gesprochen, noch ehe das Unglück geschehen war!" sagte Driburg. „An Vorstellungen hast Du es nicht fehlen lassen, wenn sie nur als richtig anzuerkennen gewesen wären. Ich habe gehandelt, wie ich es für Recht gehalten habe, und bin noch jetzt dieser Meinung. Noch heut und wenn sich der Fall mit unserm Wilhelm, unserm letzten und einzigen Sohn wiederholte, würde ich nicht anders handeln!"

„Ich bitte Dich, was sprichst Du da!" rief Frau von Driburg, von seinen Worten erschreckt. „Fordere das Unglück doch nicht heraus! Unser letzter und einziger Sohn, sagst Du! Verschweige mir nichts, Du hast von Ernst Nachricht! Und wenn sich auch das Schrecklichste zugetragen haben sollte, bin ich nicht seine Mutter, nicht Dein Weib, das mit Dir Alles, was uns in unserm Leben betroffen, treu getragen hat und auch bis an unser Ende tragen will?"

„Aengstige Dich nicht unnöthig, Mutter!" erwiederte er. „Ich weiß nichts, gar nichts! Ich wollte nur mit meiner Rede sagen, daß ich Ernst nicht mehr für unsern Sohn ansehe und Wilhelm also unser letzter und einziger ist, mag Ernst auch sein Leben bis auf neunzig Jahr bringen, wie sein Großvater!"

Er griff nach der Zeitung, welche Charlotte auch mit den Briefen gebracht hatte, und schnitt dadurch die Fortsetzung des Gesprächs ab, das er doch selbst angefangen hatte.

Eine Stunde später erschien die Nichte im Wohnzimmer und meldete: „Die Welldorfer kommen! Ich habe die Schecken in der Allee gesehen."

Driburg stand auf. „Du hast Dich ja sehr schön gemacht, Lotte!" sagte er. „Willst Eltern und Schwestern wohl recht gefallen — der junge Herr ist leider vielleicht hundert Meilen von hier!"

„Finden Sie mich schön, Onkel Driburg?" entgegnete Charlotte lachend. „Das hat mir selbst mein Spiegel noch niemals gesagt." Das junge Mädchen war allerdings eher häßlich als schön zu nennen, nur in ihren schwarzen Augen, wenn sie auch klein waren, lag ein gewisser Reiz und auch eine Macht, deren sie sich wohl zu bedienen wußte.

„Du brauchst durch meine Rede nicht eitel zu werden," versetzte der Oheim, indem er nach der Thür ging. „Ich meinte, daß Du Dich sehr geputzt hast. Du siehst aus, wie aus dem Kalender geschnitten." Er zeigte nach dem Nähtisch seiner Frau in der tiefen Fensternische, auf welchem ein Miniaturbüchlein mit blauem goldverziertem Deckel lag: der königlich großbritannische historisch-genealogische Kalender für 1793 mit Kupfern von Chodowiecki, dem berühmten Künstler, und vielen Modenbildern. Herr von Driburg that aber seiner Nichte Unrecht, wenn er ihren Anzug mit den Costümen verglich, die er noch gestern „verrückt" genannt hatte. In un-

serer Gegenwart, wo die Damentoiletten einen allerdings fabelhaften, vor keiner Abgeschmacktheit zurückbebenden Charakter angenommen haben, würden jene seltsamen Figuren mit ihrem abenteuerlichen Kopfschmuck kaum auffallen — damals erregten sie noch in einfachen, wenn auch noch so reichen und vornehmen Familien, die nicht in den Modeluxus von Trianon, dem Lustschlosse der unglücklichen Königin Marie Antoinette, eingeweiht waren, Erstaunen und Gelächter. Charlotte war daher keineswegs erbaut von der Aeußerung ihres Oheims, da sie sich bewußt war, jene Bilder eben so lächerlich zu finden als er.

Ein Viergespann großer Schwarzschecken trabte mit einer schwerfälligen Kutsche in den Hof. Damals war diese Spielart von Pferdefarben, die jetzt, fast ausgestorben, nur noch vor Last- oder Lohnfuhrwerk figurirt, als etwas Apartes beliebt, und wurde, wie die Tigerpferde und Isabellen, bevorzugt. Isabellen sah man noch vor Kurzem viel vor den Hofwagen in Hannover, die mit einem Theile des königlichen Marstalls bei dem Regifugium, in der Hoffnung auf „Fröhliche Wiederkunft" zurückgeblieben waren, nun aber verschwunden sind. In den Schloßhof von Holdern trabte ein stolzer Postzug von Schwarzschecken. Herr von Driburg stand unter seiner Linde und ging dem Wagen, als er vorfuhr, entgegen.

„Kommst Du allein, Kronfeld?" rief er, als er an den Schlag trat, welchen der Bediente öffnete. „Warum bringst Du die Liebste und Deine Kinder nicht mit?"

Der Freund ließ sich erst von seinem Bedienten aus dem Wagen helfen, er war ein kleiner untersetzter Mann und Driburg mußte sich zu ihm hernieder bücken, um ihn mit dem üblichen Kuß auf beide Wangen zu begrüßen. Dann erst gab Kronfeld Antwort auf die Frage. „Meine Frau hat sich alterirt durch eine Nachricht, welche sie heut bekommen hat und ist unwohl, die Mädchen wollten sie nicht verlassen."

„Das thut mir ja sehr leid," sagte Driburg, während Beide nach dem Schlosse gingen. „War es denn, wenn ich darnach fragen darf, eine so schlimme Nachricht?"

„Schlimm genug für uns Alle!" erwiederte der kleine Herr, indem er zu dem Freunde aufblickte. „Wir haben eine blutige Schlacht verloren."

Driburg blieb stehen. „Ganz kürzlich müßte das gewesen sein!" sprach er, ohne irgend eine Bestürzung zu zeigen: er erschrak überhaupt nie, wie er von sich rühmte. „Ist Deine Nachricht ganz neu? Hat Dein Sohn geschrieben?"

„Nein! Die alte Frau von Querlhof brachte sie gestern aus Göttingen mit, wo es als ganz gewiß erzählt wurde, wir sollen ganz enorm verloren haben. Vor drei oder vier Wochen schon ist die Affaire gewesen."

„Nun wenn Du keine bessere Zuträgerin hast, als diesen alten Quirl," versetzte Driburg, „so hätte sich Deine Liebste nicht zu alteriren gebraucht. Ich kann Dir eine bessere Nachricht geben, Herr Bruder. Wir haben eine Schlacht gewonnen, nicht verloren, und Dein Sohn hat zwar bei einer brillanten Charge seines Regiments einen kleinen Hieb bekommen, befindet sich aber sonst wohl und das Pflaster auf der Backe steht ihm ganz martialisch. So schreibt mein Wilhelm heute!"

„Gott sei Dank!" rief Kronfeld. „So war's also nur ein leeres Gerücht — wenn das meine Frau doch schon wüßte! Kannst Du mir einen Kerl als Boten geben, daß ich es ihr sagen lasse?"

Driburg versprach es ihm und die beiden Damen, welche herauskamen, um Frau von Kronfeld und ihre Töchter zu empfangen, begrüßten den Gast mit denselben Fragen, auf welche er jetzt viel leichtern Herzens die Antwort geben konnte. Das Unwohlsein seiner Frau, die sich gar zu leicht beunruhigte, mußte ja gleich durch die glückliche Kunde, die er ihr senden wollte, gehoben werden.

Zunächst ließ er sich aus dem Briefe des jungen Driburg die Stellen vorlesen, welche seinen Sohn betrafen, das Datum des Schreibens war so neu, daß keine spätere Nachricht vom Kriegsschauplatze im Hannoverschen eingelaufen sein konnte, die Schlacht war am 23. Mai geliefert und Custine, der jetzt die französische Nordarmee commandirte, total geschlagen worden: Hannoveraner, Engländer, Oesterreicher, Preußen theilten sich in den Ruhm.

„Custine! Das ist der Brandschatzer von Frankfurt vom vorigen Jahre!" bemerkte Kronfeld mit großer Befriedigung. „Die reiche Stadt haben ihm die braven Hessen alsbald unter dem Könige von

Preußen wieder entriſſen, Mainz wird von Kalkreuth belagert und ſich auch nicht mehr lange halten, ich glaube, daß dem ehemaligen Herrn Marquis und jetzigem Bürgergeneral Cuſtine der Kopf mit der rothen Jacobinermütze wackelt — der Revolutionsconvent macht nicht viel Umſtände mit ſeinen Generalen, die ſich ſchlagen laſſen!"

„An die Laterne oder auf die Guillotine mit ihnen, je mehr, deſto beſſer!" ſagte Driburg. „Generale werden dort endlich rar werden!" Der deutſche Edelmann hatte keine Ahnung, welche Feldherrntalente ſich ungeahnet ſchnell bei den Feinden ſeines Vaterlandes entwickeln ſollten, und zwar nicht unter den altgedienten Officieren, deren Reihen ſchon vor der Ermordung des Königs durch Emigration mehr als gelichtet waren — im October 1792 bereits an zweitauſend! — ſondern aus den untern bürgerlichen Graden, denen bisher das Aufrücken in höhere verſagt geweſen war.

Kronfeld wollte noch mehr von dem Siege wiſſen, den die Verbündeten wiederum erkämpft hatten, nachdem bereits im März Dumouriez von ihnen geſchlagen worden war und die Franzoſen die leicht eroberten öſterreichiſchen Niederlande wieder hatten räumen müſſen. Er ſah die Verbündeten bereits in Paris, Driburg kühlte dieſe allzu feurigen Hoffnungen aber etwas ab, indem er ihm vorlas, was ihm Capitän Scharnhorſt, der bereits durch ſeine Vorleſungen an der Artillerieſchule in Hannover einen tiefen Einblick in das Weſen der Kriegskunſt bekundet, über die Ausſichten für den Feldzug geſchrieben hatte. Er ſtellte die Lage der Verbündeten nach den bereits errungenen Vortheilen zwar auch ſehr günſtig dar, bezweifelte aber die energiſche Benutzung derſelben.

„Wie biſt Du denn eigentlich mit dieſem Herrn Scharnhorſt ſo genau bekannt geworden?" fragte Kronfeld etwas verſtimmt über die Mittheilungen deſſelben. „Er iſt doch wohl zwanzig Jahre jünger als Du und am Ende immer der Neffe des Hofiſchers — ſein Vater war, glaub' ich, nur Freiſaſſe."

„Alles richtig! Aber wenn Du ihn kennen lerntеſt, würdeſt Du auch Reſpect vor ihm bekommen," erwiederte Driburg. „Ich hörte zuerſt durch meinen Wilhelm von ihm. Du weißt, daß auch andere Offiziere die Vorleſungen an der Artillerieſchule beſuchten, ſelbſt Cavallerieofficiere."

„Ja wohl, das weiß ich. Die Gelehrſamkeit greift gewaltig um ſich: wie ſich das mit dem praktiſchen Dienſte vertragen wird, wollen wir erſt abwarten. Mein Ferdinand, obgleich er beim Leibregiment der Dragoner ſtand, wollte auch an der Artillerieſchule Vorleſungen hören, ich habe es ihm aber ausgeredet, mir gefiel dies Potpourri von adeligen und bürgerlichen Offizieren, dies Bankdrücken mit Corporalen in einer Reihe nicht. Sie hatten ſogar Pagen hingezogen — das haben wir aber bald rückgängig gemacht. Der Herr Scharnhorſt hat dagegen remonſtrirt und ein beſonderes Memoire eingereicht, es hat ihm aber nichts geholfen. Das fehlte uns noch! Wir kauen noch an den gemiſchten Clubs, die uns mit Bürgerlichen amalgamiren ſollten, und können ſie bis heut nicht verdauen, nun erſt gar nicht, wo ſie bei uns auch ſchon die Ohren ſpitzen, wenn die Franzoſen ſchreien: Freiheit und Gleichheit!"

„Herr Bruder, Ihr ſeid auf einem Holzwege, wenn Ihr glaubt, mit Eurem Abſperren die Sache zu halten," verſetzte Driburg. „Ich bin von ſo altem Adel, wie Du und Ihr alle, und halte eben ſo viel darauf — wie ich's bewieſen habe, ſollt' ich denken" . . . Er hielt einen Moment und Kronfeld ſah ihn mit einem ganz eigenthümlich fragenden Ausdruck an, da er wohl verſtand, was ſein Freund meinte, und grade heut noch eine darauf bezügliche Eröffnung von ihm erwartete, aber dieſe blieb aus und Driburg fuhr fort: „deshalb kann ich jedoch nicht Alles gut heißen, was im Volke immer mehr böſes Blut macht. Ihr regiert in Hannover, nicht unſer Kurfürſt und König."

„Wie kannſt Du ſo etwas ſagen?" entgegnete Kronfeld. „Iſt nicht das Geheimerathscollegium da, das den Landesherrn repräſentirt, und eine Juſtizcanzlei für jede Provinz und das Oberappellationsgericht in Celle für die geſammten Kurlande?"

„Ja wohl, aber wer ſitzt in allen dieſen Collegien? Wer hat die geſammten Domänen für einen Pappenſtiel in Pacht? Wer genießt völlige Abgabenfreiheit, wer hat ſich ſogar von der indirecten Beſteuerung, von dem Zoll, dem Licente frei gemacht?"

„Dein altes Lied! Ist die Geistlichkeit und der Lehrstand nicht auch frei von Abgaben? Wie kommst Du gerade jetzt wieder darauf, da wir doch von ganz andern Dingen sprachen, von den gemischten Clubs, und von der Artillerieschule? Du solltest nicht immer solche Reden führen, ich kann Dir sagen, daß sie Dir stark verdacht werden!"

„Das ist mir ganz gleichgültig!" erwiederte Driburg. „Wer sie nicht gern hört, kann sich die Ohren zuhalten!"

„Aber Du bist selbst Landrath und Hofrichter!" wandte Kronfeld ein. „Neulich hast Du im Collegium auch gegen die Kopfsteuer gesprochen und sie die größte Ungerechtigkeit genannt."

„Nicht die Kopfsteuer habe ich ungerecht genannt, sondern ihre Vertheilung!" entgegnete Driburg. „Nennst Du es etwa gerecht, daß Jeder, der Aermste wie der Reichste, gleichviel zahlen muß?"

„Vier Groschen monatlich, das ist doch keine große Sache!" erwiederte Kronfeld.

„Für den armen Mann? Ihr habt freilich keinen Begriff von der Armuth, auch kein Herz für sie!"

„Laß gut sein, lieber Bruder! Du wirst ungerecht gegen uns, wir thun für die Armen, was in unsern Kräften steht! Freiwillig werden wir aber unsere Rechte nicht aufgeben, das kann kein Mensch von uns verlangen."

„Alles wäre anders, wenn unser Landesherr bei seinen deutschen Unterthanen wohnte und sich mit eigenen Augen überzeugen könnte, wie es hier steht und woran es fehlt. Was haben wir für Vortheile von der Ehre gehabt, daß unsere Kurfürsten Könige von England sind? Wir gehören nur noch dem Namen nach zum deutschen Reiche, Hannover ist ein Appendix von England und muß willenlos sich in alle Beschlüsse der englischen Politik fügen."

„Du übertreibst, Herr Bruder! Hat der König nicht seine hannoverschen Geheimenräthe bei sich?"

„O ja! Aber wenn sie auch den redlichsten Willen hätten, für die Selbständigkeit der Kurlande einzustehen, sie könnten's nicht! Dieser Krieg zum Beispiel, wie kommen wir zu diesem Kriege gegen Frankreich, in den wir fast unsere ganze bewaffnete Macht schicken mußten?"

„Aber, lieber Driburg, gegen die Königsmörder, die Mordbrenner, die Aufruhrstifter in allen Landen, wo sie hinkommen? Denke doch an Mainz und die andern Rheinlande? Wenn ihnen kein Damm gesetzt wird, so werden wir sie bald auch bei uns haben! Unsere Söhne sind mit draußen und werden sich Ruhm erwerben und Du sprichst gegen diesen Krieg! Zahlt uns England nicht bedeutende Subsidien dazu?"

„Mit Geld denkt England Alles auszugleichen!" erwiederte Driburg. „Deutsches Blut hat es sich schon einmal gekauft, es ist gar nicht so lange her. Was wir von diesem Kriege für Folgen erleben werden, das ahnen wir noch gar nicht!"

„Sei kein Unglücksrabe, Alter!" versetzte der kleine Herr, dem bei dieser Rede etwas unheimlich zu Muthe wurde. „Ich bin Dein wahrer Freund, schlage meine Warnung nicht in den Wind, sei vorsichtig mit Deinen Reden — in Göttingen nannten Dich unsere Commilitonen den „Streitbaren," das ist ganz hübsch, so lange man Bruder Studio ist, aber in einer Stellung wie die Deinige, schickt es sich doch nicht, gegen alle Einrichtungen und Verfügungen der Landesregierung zu räsonniren. Ich meine es gut mit Dir, und habe schon manchmal Deine Partie genommen, laß Dich also warnen."

„Ich danke Dir für Deinen guten Willen," erwiederte Driburg. „Was sich für mich in meiner Stellung schickt, muß ich aber selbst beurtheilen. Gegen Alles, was für mein Vaterland nachtheilig ist, werde ich meine Stimme stets so laut erheben, als ich kann. Das ungerechte Steuersystem, und was damit zusammenhängt, die Verkittung mit England, und dieser Krieg im Schlepptau von England, — das sind Dinge, zu denen ich nicht schweigen kann und sollt' es mich den Hals kosten!"

„Dann sprich wenigstens nur zu guten Freunden davon, nicht öffentlich."

„Was wäre das für ein Zeugniß!" rief Driburg. „Ich werde sogar sehr öffentlich darüber sprechen, nicht blos im Collegium hinter verschlossenen Thüren, sondern vor dem ganzen Lande!"

„Herr Gott!" sagte Kronfeld erschrocken. „Wie willst Du das anstellen?"

„Ich werde meine Meinung in einer Schrift drucken lassen!" erwiederte Driburg.

„Du wirſt doch nicht des Teufels ſein! Sie machen Dir den Proceß als Hochverräther!“

„Gegen die Majeſtät des engliſchen Cabinets, nicht wahr?“ ſpottete Driburg. „Mögen ſie mich anklagen, verurtheilen kann mich kein deutſches Gericht. — Laß uns nicht weiter ſtreiten, über manche Dinge werden wir doch niemals einig.“

„Du biſt und bleibſt der Streitbare, ich ſollte das freilich wiſſen,“ ſagte Kronfeld. „Wir haben durch unſer politiſches Geſpräch die Damen verſcheucht. Ich will den Augenblick benutzen, es liegt mir zu ſehr am Herzen, zu erfahren, ob ſich bei Euch Alles zum Guten gewendet hat.“

„Wie ſo?“ fragte der Hausherr verwundert. „Was meinſt Du?“

„Nun, Alter, Du wirſt mich nicht für indiscret halten, wenn ich davon rede. Ich bin ihm aber begegnet und weiß alſo, daß er wieder hier geweſen iſt.“

„Wer?“ rief Driburg.

„Das brauche ich doch nicht erſt zu ſagen?“ erwiederte Kronfeld. „Wenn Du aber nicht davon reden willſt, ſo ſchweige ich. Du kannſt Dich auf mich verlaſſen, daß ich auch gegen Andere nicht davon ſprechen werde, nur meiner Frau, das wirſt Du begreifen, kann ich unmöglich daraus ein Geheimniß machen!“

„Sprich es frei aus, was Du meinſt!“ rief Driburg mit Heftigkeit. „Ich verſtehe auf meine Ehre kein Wort!“

„Wie iſt das möglich?“ entgegnete Kronfeld ganz erſtaunt. Er konnte aber ſeine Erklärung nicht geben, denn die Thür wurde in demſelben Augenblicke geöffnet und Charlotte trat ein.

III.

Die Augen des jungen Mädchens blickten flüchtig, aber ſcharf von Einem zum Andern. Gehorcht hatte ſie gewiß nicht, ſonſt würde ſie noch einen Moment geſäumt und ſich nicht durch übereilten Eintritt um ein wichtiges Geheimniß gebracht haben. Vielleicht war es aber für ſie kein Geheimniß, und es lag vielmehr in ihrem Intereſſe, eine Ausſprache zwiſchen den beiden alten Herren zu verzögern, wenn ſie es auch natürlich nicht auf immer verhindern konnte.

„Suchſt Du die Mama?“ fragte Herr von Driburg, welchem die Unterbrechung ſeines Geſprächs ſehr unangenehm war.

„Ich ſuche Sie, lieber Onkel,“ erwiederte Charlotte, „der Paſtor Loßmann iſt draußen und wünſcht Sie zu ſprechen.“

„Laß ihn hereinkommen!“ ſagte der Gutsherr und wandte ſich, ſobald ſeine Nichte herausgegangen war, gleich wieder an den Gaſt. „Ohne Umſchweife jetzt! Von wem ſprachſt Du vorher?“ fragte er. „Wem biſt Du begegnet?“

„Deinem Ernſt!“ antwortete Kronfeld — der Vater hatte keinen andern Namen als dieſen erwartet, die Nennung deſſelben machte daher auf ihn nicht den Eindruck, wie es wohl geſchehen wäre, wenn er ihn unvorbereitet gehört hätte. Ehe er ſich über Kronfeld's Mittheilung äußern konnte, kam der Paſtor herein, im Aeußern, wie es damals gewöhnlich bei Landgeiſtlichen der Fall war, ziemlich unterwürfig gegen ſeinen Gutsherrn und Kirchenpatron, im Herzen aber nichts weniger als demüthig gegen ihn geſinnt, den er für einen gefährlichen Neuerer und Schädiger altbegründeter Intereſſen der Geiſtlichkeit hielt. Er hatte einen Wunſch über bauliche Verbeſſerungen im Pfarrhauſe vorzutragen, und wunderte ſich ſelbſt, daß ihm derſelbe, kaum geäußert, ohne alle Widerrede genehmigt wurde. Was mußte denn dem gnädigen Herrn zugeſtoßen ſein, um ihn ſo ungewöhnlich mild und willfährig zu ſtimmen? Der Gutsherr bat ſogar den Paſtor zu Tiſche, was ſehr ſelten geſchah. Etwas Beſonderes mußte geſchehen ſein, es entging dem Geiſtlichen nicht, daß Herr von Driburg während des Geſprächs, das nun zwiſchen den drei Männern in Gang kam, zuweilen ganz zerſtreut war, was ſonſt gar nicht ſeine Art. Ihn mußten andere Gedanken beſchäftigen, doch entriß er ſich ihnen bald und war wieder ganz der Alte, klar in ſeiner Auffaſſung, überaus ſcharf in ſeinem Urtheil, wie ihn der Paſtor kannte. Er ließ ſich mit ihm höchſt ſelten in eine Controverſe ein, weil er ſeiner Dialektik nicht gewachſen war. Driburg erzählte ihm, welche glückliche Nachrichten er vom Kriegsſchauplatze erhalten hatte, es intereſſirte den geiſtlichen Herrn im höchſten Grade und er fragte, wie die Schlacht genannt worden ſei.

„Das werden uns erſt die Zeitungen bringen,“ erwiederte Driburg. „Mein Sohn erwähnte mehrmals des Dorfes Famars

als eines wichtigen Punktes im Gefecht, nach diesem wird die Schlacht vielleicht heißen."

So ist es auch geschehen: man nannte sie die Schlacht bei Famars, Custine's letzte. Er wurde nach seiner Niederlage vor dem Wohlfahrtsausschusse, welcher damals die Republik Frankreich regierte, des Einverständnisses mit dem Feinde angeklagt und als er nach Paris kam, um sich zu rechtfertigen, sofort in den Kerker geworfen: wenige Wochen darauf fiel sein Haupt durch die Guillotine. Während der sogenannten Schreckensherrschaft in Frankreich, die doch nur ein Jahr, nämlich bis zu Robespierre's Sturze, dauerte, sind nicht weniger als dreiundvierzig Generäle guillotinirt worden: Herr von Driburg auf Holdern, wenn es ihm mit seinem unchristlichen Wunsche Ernst gewesen wäre, hätte wohl zufrieden sein können!

Der Pfarrhausbau war nur der äußere Anlaß gewesen, welcher den Pastor Loßmann heut nach dem Schlosse geführt, er hatte noch einen geheimen Grund. Durch seinen Sohn, der in dem Bergstädtchen nur ein Paar Stunden von Holdern oben im Harze, Adjunct war, hatte er eine Nachricht bekommen, welche für Herrn von Driburg wichtig sein mußte, darüber wollte der Pastor jedoch nur unter vier Augen mit ihm reden. Es war ihm fatal, daß er ihn nicht allein fand, sonst hätte Fräulein Lottchen schon dafür gesorgt, daß er ungestört mit ihm hätte sprechen können. Auch im Laufe des Tages fand er keine Gelegenheit dazu, weil der Herr von Kronfeld bis zum Abend blieb und als derselbe endlich das Anspannen befahl, wurde dem Pastor auch die letzte Hoffnung, daß er nach der Abfahrt des Gastes mit dem Gutsherrn werde sprechen können, unerwartet vereitelt, indem dieser erklärte, er werde bis an seine Grenze, wo er in der Ziegelei etwas zu bestellen habe, mitfahren. Natürlich konnte der Pastor nicht bei den Damen bleiben, um die Rückkehr des Herrn zu erwarten, er empfahl sich und mußte seine wichtige Nachricht für heute bei sich behalten.

„Können Sie mir nicht sagen, was Sie meinem Onkel mittheilen wollten?" fragte Charlotte, die den geistlichen Herrn bis vor die Thür begleitete. „Ich will es wörtlich ausrichten."

Der Pastor besann sich einen Moment, er hätte seine Mittheilung dem Fräulein wohl anvertrauen können, da sie einst eine getreue Freundin desjenigen gewesen war, den die Sache betraf, indessen hatte er seit jener Zeit nicht ein Wort mehr darüber mit ihr gesprochen, Menschen ändern ihre Gesinnung und er hielt es doch für besser, vorsichtig zu sein.

„Es ist eine Nachricht, die ich dem gnädigen Herrn doch lieber selbst geben will," erwiederte er dem Fräulein. „Ich weiß nicht, ob es ihm recht sein würde, wenn er sie durch die dritte Person erführe."

„Wollen Sie mir's sagen, wenn ich errathe, wen es betrifft?" fragte Charlotte mit einem prüfenden Blicke. „Ich glaube es zu wissen."

„Wenn Sie es erriethen — denn wissen können Sie es nicht! — so würden Sie mir Recht geben, daß ich damit heute zurückhalte. Mich unterthänigst zu empfehlen, mein gnädiges Fräulein."

Der Wagen mit den vier Schecken fuhr eben vor und im Flur des Hauses hörte man die Stimmen der beiden alten Herren. Pastor Loßmann verweilte also nicht länger an der Thür.

„Haben Sie noch Seiner Ehrwürden eine kleine Beichte abgestattet, Fräulein von Ringelheim?" fragte Kronfeld scherzend. „Hoffentlich Absolution bekommen?"

„Ich arme Sünderin kann kaum darauf hoffen," erwiederte Charlotte, auf seinen Scherz eingehend. Sie trug ihm noch eine Empfehlung an seine Gemahlin und Grüße an seine Töchter auf, dann stiegen die beiden Freunde nach einem kurzen Complimentiren Kronfeld's über den Platz zur Rechten ein und der Wagen rollte vom Hofe, an dem Pastor vorüber, der nochmals tief grüßte.

„Ein Mann nach dem Herzen Gottes!" sagte Kronfeld. „Nur etwas starr in seiner Orthodoxie!"

„Entweder — oder!" versetzte Driburg. „Unser Herrgott läßt nicht mit sich handeln. — Nun, Alter, können wir endlich zusammen reden, die Weiber waren ja den ganzen Tag nicht auf eine Minute los zu werden und der Loßmann saß wie angenagelt. Heraus denn mit der Sprache! Du willst dem Ernst begegnet sein?"

„Ja, lieber Bruder!" antwortete Kronfeld. „Im Greener Walde, am großen Kreuzwege!"

„Du hast Dich geirrt, Alter!“ sagte Driburg, die Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Das ist ja gar nicht möglich. Du siehst schlecht, Herr Bruder, und hast Dir's eingebildet, irgend ein Mensch, der Dir begegnet ist, mag vielleicht eine Aehnlichkeit mit Ernst gehabt haben!“

„I Gott bewahre!“ versetzte Kronfeld. „Er saß auf dem großen Stein, der am Kreuzwege unter der Eiche liegt, und wie er meine Schecken kommen sah, stand er auf und grüßte mich in den Wagen hinein. Er war keine drei Schritt entfernt, so blind bin ich doch Gott sei Dank noch nicht!“

„Aber wenn es Ernst gewesen wäre,“ entgegnete Driburg, „so hätte er doch eher Ursache gehabt, Dir und Deinen Schecken, sobald er euch erkannt hatte, aus dem Wege zu gehen!“

„Wer weiß! Es ist vielleicht Manches anders geworden! So dachte ich wenigstens. Ist er nicht bei Dir gewesen? Sage mir's ehrlich!“

„Hast Du das wirklich geglaubt?“ entgegnete Driburg. „Kannst Du denken, daß er kommen wird, und wenn er käme, daß ich ihn annehmen würde?“

„Nun, Herr Bruder, der verlorene Sohn im Evangelium wurde doch auch angenommen, und Deinen Ernst, mag vorgefallen sein, was da wolle, kann man doch keinen verlorenen Sohn nennen?“

„Für mich ist er verloren!“ erwiederte Driburg hart.

„Wenn er aber käme und Dich bäte —“

„Bitten wird er nie!“ unterbrach ihn Driburg.

„Freilich, er müßte nicht Dein Ebenbild sein, Herr Bruder!“ erwiederte Kronfeld. „Aber wenn er käme und sagte, Du hast mir Unrecht gethan, ich habe niemals unserer Ehre etwas vergeben —?“

„Hat er Dich zu seinem Advocaten genommen?“ entgegnete Driburg. „Du hast anhalten lassen, als er Dich gegrüßt hat, und ein Langes und Breites mit ihm gesprochen!“

„Das habe ich nicht gethan!“ versetzte Kronfeld. „Ich glaubte ganz gewiß, daß er bei Dir gewesen wäre, denn was sollte er sonst in der Gegend suchen? Hätte ich das nicht geglaubt, so hätte ich ganz bestimmt halten lassen und mit ihm gesprochen!“

„Du sagst, er hat unsrer Ehre nichts vergeben!“ sagte Driburg nach einem kurzen Schweigen. „Würdest Du es denn für eine große Ehre halten, wenn eine Deiner Töchter mit dem Sohne eines Untersteigers in Grund einen Liebeshandel hätte?“

„Herr Bruder, ich muß doch recht sehr bitten!“ entgegnete Kronfeld beleidigt.

„Siehst Du?“ rief Driburg. „Nun, laß nur halten! Es ist besser, ich steige hier gleich aus!“

Kronfeld bog sich, ohne etwas zu erwidern, aus dem Schlage und befahl seinem Kutscher mit lauter Stimme, anzuhalten.

„Du hast Recht,“ sagte er dann. „Ein Wort giebt das andere. Ich bitte Dich nur, zu bemerken, daß *ich* Dich nicht angegriffen habe!“

Driburg öffnete die Wagenthür und sagte im Aussteigen:

„Du hast verlangt, daß ich es für eine Ehre halten sollte, was Ernst meinem Namen anthat!“

„Du bist und bleibst der „Streitbare!“ *Habe* ich das verlangt?“

„Gute Nacht!“ sagte Driburg, ohne sich weiter einzulassen.

„Nicht einmal eine Hand?“ erwiederte Kronfeld, indem er ihm die seinige nachstreckte. Driburg ergriff sie mit einem festen Druck und sprach:

„Vielleicht kommt er zu Dir! Frage ihn, was er will und laß mich's wissen!“

Er schämte sich aber gleich des versöhnlichen Geistes, der in dieser Rede lag, denn er setzte hinzu:

„Das ist indessen ganz unnütz! Er wird nicht zu Dir kommen, und wenn er doch käme, so sag' ihm nur, es bliebe beim Alten und könne sich nun und nimmermehr ändern!“

Damit warf er die Wagenthür zu und das Viergespann, das auf diesen Ton eingeübt war, zog von selbst an und fiel sogleich in raschen Trab. Herr von Driburg kehrte nach Hause zurück, er schien seine Absicht, in der Ziegelei, deren rothe Dächer sich in einiger Entfernung zeigten, eine Bestellung zu machen, ganz vergessen zu haben. Der Gedanke, daß sein Sohn wieder zurückgekehrt sei, wie Kronfeld so bestimmt behauptete, ihn gesehen und erkannt zu haben, beschäftigte ihn ausschließlich und

er fragte sich, was er thun werde, wenn Ernst den Muth habe, vor sein Angesicht zu treten.

„Das wird er nicht! Das wagt er nicht!“ sagte er sich endlich, hob das Haupt empor und beschleunigte seinen Schritt. Die Sonne war schon untergegangen, als er seinen Hof erreichte: hatte er denn heut das Abendgeläut überhört?

„Hempel!“ rief er den Verwalter an, den er an einer Scheunenthüre stehen sah. „Lassen Sie, wenn es finster wird, die Hunde losketten. Ich will es künftig immer so haben.“

„Sollen sie in der ganzen Nacht frei herumlaufen, gnädiger Herr?“ entgegnete der Verwalter. „Sie sind so böse.“

„Wen sie kennen, dem thun sie nichts,“ sagte Herr von Driburg, den Einwand zurückweisend. „Von unsern Leuten werden sie keinen beißen, Fremde haben in der Nacht hier nichts zu suchen.“

„Aber es könnte doch einmal —“

„Sie haben mich verstanden? Es bleibt dabei!“ unterbrach ihn der Gutsherr.

Er hatte seinen Befehl aber noch vor dem Schlafengehen gegen seine Frau zu vertheidigen, welcher es hinterbracht worden war und die ihm ebenfalls Vorstellungen machte.

„Wer sich des Nachts hier einschleicht oder nur sich einzuschleichen versucht, wie es gestern geschehen ist, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er von den braven Hunden gebissen oder zerrissen wird!“ antwortete er der Frau. „Es thut mir leid, daß ich den Befehl nicht schon längst gegeben habe, wir wüßten vielleicht ganz genau, was gestern gewesen ist, hätten am Ende schon ein corpus delicti in Händen. — Fürchtest Du Dich etwa auch, Lotte, daß sie Dir durch das Fenster ins Bett springen könnten? Dir würden sie aber nichts thun.“

„Nein, Onkel!“ erwiederte Charlotte. „Ich weiß mit ihnen umzugehen.“

Es war allerdings auffallend, wie die beiden Hunde, die sonst alle Menschen, selbst den Knecht, der sie fütterte, anknurrten, gegen Charlotte freundlich waren, wenn diese in ihre Nähe kam. Sie trat aber auch immer furchtlos zu ihnen und streichelte ihnen die dicken Köpfe. Unter dem Gesinde ging die Rede, daß sie ihnen ein geheimes Mittelchen eingegeben habe: der Wächter meinte, eine kleine Uhufeder in Fett gebacken, das sei ein altes probates Mittel, wer die heimlich einpraktizirt bekäme, Mensch oder Vieh, der müsse demjenigen, von dem er sie bekommen habe, gut sein, er möge wollen oder nicht. In der grünen Hinterstube im Schlosse stehe ja ein ausgestopfter Uhu, den der gnädige Herr vor einigen Jahren selbst geschossen habe. Die Stubenmagd war seit dieser absonderlichen Behauptung des Wächters, der unter dem Gesinde eine Art Orakel war, mehrfach angegangen worden, dem ausgestopften Ungethüm auf dem Schranke Federn auszuziehen: ob sie es gethan und ob das Mittel, da es so veröffentlicht worden, nicht seine Wirkung versagt hat, bleibt dahingestellt.

Als Charlotte sich in ihre Stube zurückgezogen hatte, erzählte Driburg seiner Frau sogleich, was er von Kronfeld erfahren. Die wurde dadurch erschreckt und wollte es Anfangs auch gar nicht glauben. Dann aber gerieth sie in große Unruhe. Was hatte Ernst bewogen, aus England zurückzukehren? Konnte er hoffen, Verzeihung und Versöhnung zu finden, auch wenn er es über seinen harten Sinn und seinen Stolz gewann, sich der tiefsten Demüthigung zu unterwerfen? O wenn sie ihn doch nur einen Augenblick hätte sprechen können! Sie hatte sich wohl oft schon in einsamen Stunden Vorwürfe gemacht, daß sie ihren jüngsten Sohn seit der Kindheit seinem Bruder immer vorgezogen, wenn sie sich auch bemüht habe, es diesem nie fühlbar zu machen. Ernst war es doch bei erwachendem Bewußtsein inne geworden, hatte es sogar einmal noch als Knabe gegen sie ausgesprochen, aber nur einmal: ihre liebevollen Worte, mit denen sie diese Einbildung, wie sie es nannte, zu widerlegen gesucht, hatte er schweigend angehört, ohne sich dadurch überzeugen zu lassen — es war eine Scene gewesen, die sie, die Mutter in der Erinnerung noch heut mit Schmerz erfüllte. Warum hatte sie ihn aber nur nicht so lieb gehabt als Wilhelm? Ernst war doch im Aeußern, wie in der sich bei ihm ungewöhnlich früh entwickelnden Sinnesart, seinem Vater so ähnlich, und sie liebte diesen ja so innig, wie ein Weib ihren Gatten nur lieben kann! Räthsel des Herzens, welche sie bei aller Selbstprüfung nicht zu lösen vermochte! Ernst hatte sich

Digitized by Google

mehr und mehr abgeschlossen, auf der Universität, wie sie von zuverlässiger Seite gehört, hatte er keinen Freundschaftsbund gehabt und es war doch damals die Zeit einer Jünglingsschwärmerei, wie sie unsere Gegenwart kaum noch begreifen kann. Der junge Driburg hatte in allgemeiner Achtung gestanden, sowohl bei den Professoren, als bei seinen Studiengenossen, aber geliebt hatte ihn wohl Niemand und auch die Achtung hatte er sich erst mit dem Schläger, mit eigenem und fremdem Blut, erkämpfen müssen. Heimgekehrt ins Elternhaus war er als ein fertiger Charakter, auf welchen auch die innigste Mutterliebe keinen ändernden Einfluß mehr gewinnen konnte, bald hatte sich bei gleicher Schroffheit zwischen Vater und Sohn ein Verhältniß gebildet, welches auch die Mutter wünschen ließ, daß Ernst sobald als möglich in den Staatsdienst trete, aber ehe das geschehen war, hatte der Bruch, durch eine unselige Verirrung des Sohnes herbeigeführt, diesen schon aus dem Vaterhause entfernt. Jetzt sollte er in die Heimath zurückgekehrt sein, heimlich, wie es schien — in welcher Absicht? Aeußere Nothwendigkeit, wenn nicht ein ganz besonderes Unglück über ihn gekommen war, konnte ihn nicht zur Heimkehr bewogen haben, denn der Vater hatte ihn, als er sich für das ganze Leben von ihm zu trennen meinte, auf das reichste ausgestattet. War es also doch die unselige Leidenschaft, die ihn noch immer beherrschte, obgleich sie kein erreichbares Ziel hatte, wie er einst mit Stolz und Trotz selbst versichert hatte? Oder sollten sich darüber in der Fremde, wo man vielleicht anders dachte, seine Ansichten geändert haben und seine Rückkehr nicht dem Vaterhause, sondern einer andern Beziehung gelten?

Frau von Driburg durfte über diesen Punkt mit ihrem Manne nicht reden, der war zwischen ihnen ein- für allemal abgethan, sie wußte, daß wenn sie jetzt darauf zurückkommend die Vermuthung, welche sie am meisten beunruhigte, gegen ihn aussprächе, sie ihn zur äußersten, keine Hoffnung auf einen versöhnlichen Ausgang mehr zulassenden Erbitterung reizen würde. Ihr Herz mußte Alles allein tragen, bis die nächsten Tage, wie sie hoffte, ihre Zweifel lösen sollten.

Es war für alle Bewohner des Edelhofes eine unruhige Nacht. Die Hunde, von der Kette losgelassen, der Freiheit ungewohnt, strichen überall umher und wurden bei jedem Gegenstand, der ihnen fremd war, bei jedem Geräusch, das sie sonst in ihren Hütten gar nicht gehört hatten, so laut, daß selbst der festeste Schlaf wiederholt gebrochen wurde. Herr von Driburg hätte wohl Anlaß gehabt, seinen Befehl am andern Morgen zurückzunehmen, aber das konnte man von ihm nicht erwarten, es wäre zum ersten Male in seinem Leben gewesen, daß er eine Anordnung widerrufen hätte.

„In der nächsten Nacht werden die Canaillen schon ruhiger sein!“ war seine Antwort, als Frau von Driburg mit ihm darüber sprach. „Oder Lotte muß sie still machen, sie versteht das ja.“

„Nur das Blut kann ich stillen, Onkel, das habe ich von dem alten Schäfer gelernt!“ erwiederte Charlotte. „Wenn ich auch Aufregung und Zorn besprechen könnte, was wollte ich darum geben!“

Er hätte in diesen Worten des furchtlosen Mädchens eine besondere Bedeutung finden können, vielleicht fand er sie auch, denn sein Gesicht nahm einen unfreundlichen Ausdruck an, aber er sagte nichts, sondern verließ bald nach dem Frühstück das Zimmer, um auf das Feld zu reiten.

Der Pastor Loßmann erwartete ihn hinter dem Dorfe. Er wußte, daß an der Grenze unweit der Ziegelei die Brache für die künftige Wintersaat flach umgepflügt wurde, er hatte aus seinem Fenster die herrschaftlichen Gespanne hinter dem Dorfe dahin abgehen sehen und rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß der Gutsherr auch kommen werde, den Verwalter, der die Arbeit beaufsichtigte, zu controliren. Der Geistliche spazierte also hinaus und ging langsam den grünen Weg entlang, der hinter den Dorfgärten auf die Felder führte. Er durfte auch nicht lange warten, bis er Hufschlag hörte und Herrn von Driburg kommen sah, zu seiner Befriedigung heut ohne Reitknecht: er konnte also gleich ungestört mit ihm sprechen und hatte sich Alles, was er ihm zu sagen hatte, schon bedacht, daß er es ihm so vorsichtig als möglich sagte: er kannte ja den Herrn seit dreißig Jahren!

(Fortsetzung folgt.)

Studien
über
Dickens und den Humor.

Von
Julian Schmidt.

(Fortsetzung.)

In den „London Sketches," in denen Dickens zuerst als selbständiger Schriftsteller auftrat, 1835—37, ist der politischen Satire verhältnißmäßig ein geringer Spielraum gegeben. Man wird fast nur mit den närrischen Figuren bekannt gemacht, die das Londoner Kleinbürgerthum so zahlreich hervorbringt, den sogenannten Cockneys. Wenn unsere deutschen Schriftsteller sich beklagen, daß unser Leben ihrem Griffel wenig geeignete Charakterköpfe biete, daß ihnen der Hintergrund des großen Londoner Lebens fehle, so können diese Skizzen sie belehren, daß man auch mit geringen Stoffen sehr gut haushalten kann. Figuren und Ereignisse, wie man ihnen hier begegnet, könnte man allenfalls auch in Berlin auftreiben. Privattheater, in denen hochtrabende Ladendiener sich lächerlich machen, Tanzstunden, in denen man einen Gimpel einzufangen sucht, ein alter Junggesell, den erbschleichende Verwandten zu einem langweiligen Diner pressen, eine Flußwasserfahrt von Spießbürgern, die im Schweiß ihres Angesichts sich zu amüsiren suchen, verunglückte Eheversuche eines ältlichen Herrn, der immer den rechten Augenblick versäumt, ein wohlgekleideter Commis, der ein paar männersüchtigen alten Jungfern als interessante vornehme Erscheinung imponirt, ein versuchtes Duell zwischen zwei friedfertigen Individuen, von denen der eine vor dem andern zittert, eine Privatpension, in der verkümmerte stille Leute närrisches Zeug mit einander treiben: — das alles kennt man bei uns auch, und ebensowenig fehlt es an Hospitälern, Gefängnissen, Branntweinläden, öffentlichen Gerichtsverhandlungen und dergleichen. Dickens bewegt sich in seiner Satire in fast eben den Kreisen wie unser Rabener, nur daß er über eine ganz andere Technik verfügt.

Novalis und Tieck empfahlen dem jungen Novellisten, das Gemeine und Alltägliche sonderbar zu finden, um es dadurch gesellschaftsfähig und darstellbar zu machen; eine Regel, die Jean Paul und T. A. Hoffmann mit großer Virtuosität befolgt haben. Diese Fähigkeit, im Gewöhnlichen das Sonderbare oder, bestimmter gesagt, das fratzenhaft Phantastische zu entdecken, entfaltet sich in den „Skizzen" schon zu den überraschendsten Einfällen. Beim trivialsten Spießbürger wird Dickens sich nie langweilen, weil er ihn sofort ins Groteske idealisirt. Er belauscht ihn in den unscheinbarsten Bewegungen seiner Nasenflügel und seiner Fußspitzen, und läßt ein so grelles Licht darauf fallen, giebt ihnen eine so starke Resonnanz, daß wir ein äußerst lebhaftes und unterhaltendes Schauspiel vor uns zu sehen glauben, wo der gewöhnliche Blick gar nichts bemerken würde. Grelle Beleuchtung und starke Resonnanz geben nun freilich die Dinge nicht, wie sie wirklich sind, aber sie bringen etwas hervor, was die Natur sich bei guter Laune gedacht hat, ohne es jedoch fertig zu bringen, weil sie darüber ermüdete. Dickens weiß den kleinsten Zug in einzelne scharf zu unterscheidende Theile zu zerlegen, jeden einzelnen Theil kräftig zu markiren, und dabei die subjective Stimmung so stark in Anspruch zu nehmen, daß man in der heftigsten Bewegung zu sein glaubt, während eigentlich die Erzählung viel länger dauert als die erzählte Begebenheit selbst.

Satirisch gefaßt sind die Figuren durchaus, die uns in den „Skizzen" begegnen. Von der wohlthuenden Wärme, mit der Dickens in den späteren Romanen seine Lieblinge auszumalen versteht, findet sich hier noch keine Spur: es hätte Alles im „Punch" stehen können. Die Engländer sind von alten Zeiten her ausgezeichnete Caricaturmaler, wohin man in der Regel kommt, wenn man sich ausschließlich auf das Charakterisiren legt. Was ihnen an schönem Ebenmaß abgeht, ersetzen ihre Bilder durch Deutlichkeit und Eindringlichkeit. Der früher übermäßig bewunderte, jetzt zu sehr vergessene Hogarth ist doch noch immer eine unerschöpfliche Fundgrube für Charakterköpfe. Es ist bezeichnend für Dickens, daß er mit besonderer Vorliebe solche Menschen behandelt, die schon in ihrem eigentlichen Geschäfte etwas Fratzenhaftes haben, z. B. Winkelkomödianten, Clowns in einer Reiter- oder Seiltänzerbude. Er freut sich wie ein Kind an ihren Possen, auch wenn sie sich wiederholen, und bemüht sich, hinter

der grotesken Larve das echte, vielleicht leidende Menschengesicht auszuspähen. Schon in den „Skizzen“ wimmelt es von solchen Vagabunden, in „Nickleby“ und dem „Raritätenladen“ bilden sie die interessanteste Gesellschaft. Ueber den Clown Grimaldi, mit dem er befreundet war, hat Dickens ein eigenes Buch geschrieben. Ohne Zweifel haben diese Naturen für ihn etwas Sympathisches, selbst in ihrer tollsten Ausgelassenheit, und er stellt sie auch moralisch über die Pharisäer, die das Leben durchaus ernst nehmen wollen und ihm daher ein mürrisches Gesicht machen.

Eine besondere Virtuosität entwickelt Dickens in der Gattung der Malerei, welche die Franzosen Intérieur nennen. Eine abgelegene Schiffswerft, eine verfallene modrige Kneipe am Fluß, ein wunderlich zwecklos gebautes Häuschen: das gewinnt unter seinen Händen eine so ausgesprochene Physiognomie, daß man es mit einem lebendigen Wesen zu thun zu haben glaubt. T. A. Hoffmann beschreibt in einem seiner Phantasiestücke einen Thürklöpfel, der sich plötzlich in das grinsende Gesicht einer alten Hexe verwandelt: solche Verwandlungen sind bei Dickens etwas ganz Gewöhnliches. Seine Localitäten athmen nicht nur; sie haben ihre eigenen Pulsschläge, ihre Stimmungen und Empfindungen, und schneiden dem Dichter, wenn er sie zu lange ansieht, ein Gesicht. Es fällt auf einzelne Partien ein seltsam phantastisches Licht, während alles Uebrige im Dunkel bleibt, daß sie bei veränderter Beleuchtung uns fremd werden. Es ist die Stimmung des Dichters selbst, die ihnen Leben leiht, ein eigene feste Existenz für sich, wie bei W. Scott, haben sie nicht, und wenn man bei diesem den Ort, den er einmal beschrieben hat, auch unter ganz veränderten Umständen, bei anderer Beleuchtung und von einem anderen Gesichtspunkt aus, immer wieder erkennt, so muß man bei Dickens solche Versuche ganz aufgeben: sobald ihn eine andere Stimmung ergreift, verwandeln sich mit ihr die Gegenstände. Die Realität ist ihm nicht Zweck, sondern Mittel, die Stimmung sinnlicher auszuprägen.

Man sehe sich z. B. im „Chuzzlewit“ die Fahrt an, die Jonas macht mit dem Manne, den er zu ermorden beschlossen hat. Die ganze Natur athmet diesen Entschluß: Sturm, ein Gewitter der schrecklichsten Art, die Welt scheint in Aufruhr und Anarchie zu versinken. — Dagegen eine andere Scene. Die kleine Ruth und ihr Bruder nehmen bei dem gemüthlichen Westlock ein Mittagessen ein. Selige Empfindungen der erwachenden Liebe, die, als sie am Abend gemeinsam nach Hause gehen, die ganze Natur anstecken; die Luft ist still und lauschig, die Abendsonne funkelt heiter in einem Springbrunnen u. s. w. — Beide Scenen finden zu derselben Stunde und wenigstens theilweise an demselben Ort statt. — Der Fehler ist klein und wohl nur wenig bemerkt worden: er zeigt aber, wie bei Dickens die Realität nur dazu dient, die Stimmung zu illustriren. Diese Art der Darstellung erstreckt sich auch auf die Menschen, mit denen uns Dickens bekannt macht. Der unmittelbare Eindruck, den der erste Anblick einer neuen Figur auf ihn macht, überwältigt ihn so, daß in diesen die ganze Kraft seiner Darstellung aufgeht. Wenn andere Dichter uns erst allmälig in das innere Leben ihrer Charaktere einführen, so springen sie uns bei Dickens vom ersten Augenblick an mit ihrer ganzen Physiognomie vollständig in die Augen: sie kommen dann noch in manche interessante Verwicklungen, aber über ihre Natur erfahren wir nichts weiter, wenn nicht dann dem Dichter selbst ganz neue Seiten an ihnen aufgehen, an die er bei der Anlage gar nicht gedacht hatte. Dem Witz seiner Einbildungskraft Widerstand zu leisten, ist er dann meist unfähig.

Für die Darstellung menschlicher Charaktere liegt darin eine große Gefahr. Dagegen wird die Idealisirung durch diese phantastische Beweglichkeit des Auges und des Ohrs sehr unterstützt. In der Fähigkeit, Thiere reden zu machen, übertrifft Dickens alle Dichter, die ich kenne, die Verfasser des Reinecke und Lafontaine nicht ausgenommen. Das Heimchen am Heerde, die zahlreichen kleinen Vögel in den verschiedenen Romanen, der Rabe Barnaby's, Jip in „Copperfield,“ Diogenes in „Dombey,“ das sind lebensvolle Genrebilder, gegen die unser Phylaxe sehr nüchtern und prosaisch aussehn. Dickens hat damit den „umwölkten Blick“ für eine der tausend Quellen „neben dem Durstenden in der Wüste“ geöffnet. Ich hebe ein weniger bekanntes Bild hervor, wo das verachtetste aller Thiere zur Geltung kommt. — Dickens ist in New-York. —

„Sieh, da wandelt ein einsames Schwein nach Hause. Es hat nur ein Ohr, das andere hat es auf seinen Spaziergängen den umherstreifenden Hunden überlassen. Aber es behilft sich auch mit einem Ohr, und führt ein gentlemännisches, flanirendes freies Leben, nach Art unserer englischen Clubmänner. Jeden Morgen geht es zu einer bestimmten Stunde aus, stürzt sich in das Gewühl der Stadt, verbringt seinen Tag auf eine ihm höchst angenehme Weise und erscheint regelmäßig jeden Abend wieder vor seiner Hausthür. Es ist ein recht ungenirtes, sorg- und harmloses Schwein, welches zwar unter den andern Schweinen von demselben Kaliber sehr viel Bekannte zählt, dieselben aber mehr vom Sehen als aus genauerem Umgang kennt; denn nur selten giebt es sich die Mühe, stehen zu bleiben und Complimente zu wechseln; vielmehr geht es grunzend seiner Wege den Rinnstein herab, stöbert ein wenig Neuigkeiten und Stadtgeklatsch in Gestalt von Kohlstengeln und Abfall auf, und führt keinen andern Schweif mit sich herum als den eignen; und selbst dieser Schweif ist sehr kurz, denn seine alten Feinde, die Hunde, waren stets darüber her, und haben ihm kaum mehr als ein kleines Endchen gelassen. Es ist ein großer Philosoph und läßt sich selten durch etwas außer Fassung bringen. Zuweilen kann man es wohl mit den kleinen Augen zwinkern sehen, wenn es einen geschlachteten Freund erblickt, dessen Leichnam der Thürpfoste eines Fleischers zur Verzierung dient; dann grunzt es aber: das ist der Lauf der Welt! alles Fleisch ist Schweinebraten! steckt seine Nase wieder in den Koth und watschelt die Gosse hinab, indem es sich mit dem Gedanken tröstet, daß wenigstens eine Schnauze weniger auf der Welt ist, die ihm einen Kohlstengel vor der Nase wegcapern könnte."

Diesem Schwein von New-York schließt sich noch das Abenteuer eines Schweins in Pittsburg an, nicht minder drastisch erzählt. Man wird gegen die Form manches einzuwenden haben: die Empfindungen des Schweins treten nicht rein und objectiv hervor, man sieht sie durch das subjective Medium der Analogie menschlicher Zustände. Aehnliche Vorwürfe hat man einer modernen historischen Schule gemacht, die über römische Thaten in modernen Geschichtsausdrücken referirt: in beiden Fällen ersetzt aber der subjective Dunstkreis die Farbe, die uns die Gegenstände erst recht anschaulich und verständlich macht.

Die „Pickwick-Papers," 1837, sind der ersten Anlage nach eine Fortsetzung der „Skizzen." Eine Gesellschaft von vier wunderlichen, man möchte sagen unmöglichen Originalen bereist verschiedene Theile von England, und giebt dem Dichter Gelegenheit, das englische Leben von allen Seiten ins Auge zu fassen. Von strenger Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, von einer gegliederten Folge der Handlung ist ebensowenig die Rede, als von einer Charakteristik im eigentlichen Sinn. Pickwick, Tupman, Snodgras und Winkle sind in ihrem ersten Auftreten nichts als Chargen, und zwar so fratzenhafte Chargen, daß man kaum noch etwas allgemein Menschliches in ihnen findet, bis dann unvermerkt ein menschlicher Zug nach dem andern bei ihnen hervortritt, so daß sie zuletzt als die vortrefflichsten Leute von der Welt gelten können. Am grellsten wird der Contrast zwischen dem, was sie ursprünglich waren, und dem, als was sie sich zuletzt herausstellen, wenn man die Illustrationen von Robert Seymour und Phiz ins Auge faßt, welche die Veränderungen des Buchs nicht mitmachen: im Anfang stimmen diese Affengesichter vortrefflich zu dem, was man liest, am Schluß aber glaubt man, der Zeichner sei nicht recht klug.

Dickens sucht sich damit zu rechtfertigen, daß uns ja auch im wirklichen Leben erst die lächerlichen Seiten eines Menschen auffallen, bevor wir durch unsere Bekanntschaft seinen tiefen Gehalt gewahr werden. Die Bemerkung ist einmal nicht ganz richtig, das Umgekehrte findet eben so oft statt, es kommt eben auf die Art des Beobachtens an; dann aber dürfen die Züge, die man zuerst wahrzunehmen glaubt, der Wirklichkeit wenigstens nicht widersprechen. Wo der Beobachter von seinem eigenen Wesen oder von seiner augenblicklichen Stimmung viel in die Sachen hineinträgt, wird es ihm freilich gehen wie Dickens mit Pickwick, Bessey Trotwood und vielen andern Figuren: erst ist er in lustiger Laune, und Alles kommt ihm närrisch vor, was er sieht; dann wird er weich, und seine Weichheit geht auch auf den Gegenstand über. Vergebens sucht er sich dann auf die alten Späße zu besinnen, um die Einheit noth-

dürftig herzustellen: der Widerspruch ist in der That vorhanden. Die echte Komik heftet sich an den Menschen: man vergleiche das erste Auftreten des Alterthümlers Oldluck mit dem ersten Auftreten des Alterthümlers Pickwick: jener ist nicht blos naturgetreuer, sondern auch viel komischer. Bei ihm kommt Fleisch und Blut, Verstand und Gemüth nicht erst nachträglich hinzu, er hat es von vornherein.

Uebrigens steigert sich der Werth des Buchs, je weiter es geht, und sobald Sam Weller die Führung übernimmt, kommt man aus dem Behagen nicht mehr heraus. Seine Art, sich zu bewegen und zu reden, der sprudelnde Reichthum seiner Einfälle und Inspirationen, der derbe gesunde Verstand, der auch seinen grotesken Urtheilen zu Grunde liegt, und der unverwüstliche Lebensmuth, den nichts erschüttert und dem nichts imponirt: das ist eine Figur, in der sich der Zauber des Dichters zum ersten Mal in voller Kraft zeigt. Und was für eine unerschöpfliche Fundgrube hoch komischer Ereignisse und Situationen, alle von der reinsten Lebenslust durchtränkt! Smollet ist vielleicht mannigfaltiger in der Erfindung, aber wie trocken und nüchtern sehen seine Farben aus, wenn man sie an diese hochsaftigen vollblutigen Bilder hält. Ich will nur an ein Paar von ihnen erinnern: die Parlamentswahl mit dem köstlichen Journalisten Pott in der Mitte, das Abenteuer Pickwick's mit der mittelalterlichen Dame im Gasthof zu Ipswich und in der Mädchenpension; die gestörte Abendkneipe bei den „Sägebeinen," die „Soirée" der Domestiken in Bath, und das nächtliche Abenteuer Winkle's mit Mrs. Dowler, endlich die Fahrt der drei Betrunkenen von Bristol nach Birmingham. Schon in diesen Bildern erkennt man, daß Dicken's Talent sich zu seiner vollkommensten Höhe erst erhebt, wenn durch starke Erregung die elementaren Mächte über die Besinnung Herr werden. Dies erklärt auch seine Neigung zu den Scenen der Trunkenheit, in denen er einen phantastischen Reichthum und doch eine Lebenswahrheit entwickelt, wie kaum vor ihm ein anderer Dichter. Und diese Scenen sollen dem, der daran betheiligt ist, in der Achtung des Lesers nicht etwa Schaden thun, im Gegentheil kommen Leute wie Pickwick erst in ihnen zu ihrem vollen Recht.

Wenn Dickens die Lage des englischen Volks gedrückt genug findet, um ihm alte und neue Zerstreuungen zu gönnen, so rechnet er zu diesen Zerstreuungen auch das Trinken. Er ist verdrießlich über die Mäßigkeitsvereine, die dem Leben eine unschuldige Freude rauben wollen, ja er geht so weit, daß er hinter jedem Mäßigkeitsprediger einen verkappten Trunkenbold sucht. So hier in den Pickwickiern der Schäfer, der Sam Weller's Stiefmutter bekehrt, und ähnliche Figuren in allen späteren Romanen. Offenbar geht hier die Leidenschaft mit seinem besseren Wissen durch. Es giebt freilich Ausnahmefälle, wo man gerade das zu heucheln sucht, was man in seiner Natur gar nicht hat, die Regel ist aber, daß man durch die Heuchelei nur das zu verstärken sucht, wozu man wenigstens die Anlagen besitzt. Dickens hat selber die Greuel, die mit der Trunksucht verbunden sind, auf das anschaulichste dargestellt, er sollte den Mäßigkeitsgesellschaften nicht den Dank verkümmern, den ihnen die fortschreitende Cultur Englands im hohen Maße schuldet. Am meisten verstimmt ihn der religiöse Beischmack, die Uebertragung von Klugheitsregeln, die freilich ans Sittliche streifen, auf Gebote Gottes und Warnungen vor dem Teufel; das finstere Gesicht, mit dem man vor dem Laster warnt, nicht weil es Schaden thut, sondern weil es Lust erregt. Er vertheidigt das Menschenrecht des Branntweingenusses, weil es von den Pietisten bestritten wird.

„Ich verabscheue" heißt es in den „American Notes," „aus Herzensgrund jenes heillose Streben, welche Secte es auch zu dem ihrigen machen mag, welches das Leben seiner Reize entkleiden, der Jugend ihre unschuldige Freuden rauben, dem reifern Alter seine schönsten Zierden entreißen und das irdische Dasein nur zu einem engen Pfad des Grabes machen möchte; dies Streben, welches, zur Herrschaft auf Erden gelangt, die schöpferische Phantasie der größten Männer gelähmt und verödet und ihnen die Kraft, ewig dauernde Bilder vor noch ungeborenen Generationen heraufzubeschwören, geraubt hätte! Ich sehe in diesen breiträndigen Hüten und dunkeln Röcken, in dieser Frömmigkeit mit faltenvollem, demüthigem Gesicht nichts als die schlimmsten aller Feinde des Menschen im Himmel und auf Erden,

die das Wasser bei den Hochzeitsfesten nicht in Wein, sondern in Galle verwandeln. Wenn es Leute geben muß, die geschworen haben, den harmlosen Schmuck und die unschuldigen Freuden des Lebens, die ein unveräußerliches Erbtheil der Menschen sind, so unveräußerlich und gottgegeben wie jede andere Liebe und Hoffnung, zu vernichten: so mögen sie hingehn zu den Verdorbenen und Zuchtlosen; der Blödsinnigste weiß, daß sie nicht auf dem Wege zum Heil sind, und wird sie verachten, verabscheuen und fliehen."

Ein Hauptreiz der „Pickwickier" liegt in der Einwebung episodischer Geschichten, die, an sich vortrefflich erzählt, gegen das Uebrige einen schönen Farbencontrast bilden. In dieser Beziehung ist das Buch wirklich componirt: man wird bei allen Fehlern in der epischen Gliederung, was die Farbe betrifft, fast überall einen Grund finden, warum die Episode gerade in diese oder in jene Stelle eingeschoben ist.

In den Episoden nun tritt das zweite Talent von Dickens hervor, schauerliche Stimmungen mit langem Athem und fortgesetzter Steigerung auszuführen. Schon in den „Skizzen" waren einige solcher schauerlichen Bilder, so „der letzte Traum eines zum Tode Verurtheilten;" „der schwarze Schleier" (der Arzt wird zu der Leiche eines Gehängten gerufen, den man abgeschnitten hat), ferner „des Trinkers Tod." In den „Pickwickiern" gehört dazu „das Manuscript eines Wahnsinnigen," das an Correctheit freilich manches zu wünschen übrig läßt, aber zeigt, mit welcher dämonischen Gewalt sich der Dichter in diese dem wahren Menschenthum entfremdete Stimmung zu versetzen weiß; die Rückkehr des Deportirten, der auf dem Grabe seiner Mutter den sterbenden Vater findet; der Tod des Hanswurst im Säuferwahnsinn und dergleichen.

Am gelungensten sind die wild-humorischen Phantasiestücke, wie das Gespräch zwischen Tom Smart und dem Geist des alten liederlichen Nuhls, der seine Heirath mit der drallen Schenkwirthin vermittelt und das wilde Hallo der Geisterkutsche.

Die „Pickwickier" machten Dickens berühmt, und wie man Walter Scott immer als den Verfasser des „Waverley" und Bulwer als den Verfasser des „Pelham" bezeichnete, so blieb der Name von Boz hauptsächlich an die „Pickwickier" geknüpft. Das hat insofern seine Berechtigung, als bei der leichteren Structur des Buchs seine Fehler weniger hervortreten: seine eigentliche Kraft ist aber in den nächstfolgenden Romanen immer noch im Steigen.

„Nicholas Nickleby" 1839 hatte jedoch nicht den gleichen Erfolg wie die Pickwickier, vielleicht weil die Physiognomien der Hauptfiguren sich nicht so markirt dem Gedächtniß einprägten. Der Reichthum an komischen Gestalten, Geschichten und Einfällen ist unstreitig größer, und man hat es diesmal mit einer zusammenhängenden Erzählung zu thun. Zwar will die Intrigue nicht viel sagen; Manches hat sich offenbar der Dichter selbst nicht deutlich gedacht, Anderes ist uns ziemlich unwahrscheinlich: aber die Figuren treten doch nicht zu sehr aus dem Rahmen heraus, für den sie zuerst angelegt sind, und der Hauptfigur möchte ich größeres Lob geben, als man ihr gewöhnlich zu Theil werden läßt. Nicholas steht in der Mitte zwischen den Romanhelden des vorigen Jahrhunderts, den Tom Jones u. s. w., und den Helden W. Scotts: von den ersteren hat er die Frische ohne ihre Gemeinheit, von den letzteren das brave rechtschaffene Wesen ohne ihre steife vorgeschriebene Haltung. Es ist wahr, er ist nicht besonders dazu gemacht, die Phantasie zu beschäftigen, er ist einer von den tüchtigen liebenswürdigen jungen Leuten, wie man sie Gott sei Dank! noch oft genug in der Welt antrifft, aber es ist recht, daß der Dichter auch dergleichen Alltagsgestalten einmal poetisch fixirt. Wenn man seine Menschenkenntniß aus Thackeray und ähnlichen Caricaturmalern schöpfen wollte, so müßte man annehmen, es gebe keinen Goldgehalt rein menschlichen Wesens, der nicht mit 99 Theilen Selbstsucht, Hochmuth, Eitelkeit, Befangenheit in Vorurtheilen und dergleichen legirt wäre. Der unverwüstliche Lebensmuth, mit welchem Nicholas in den gräulichsten Lagen sich immer oben hält, als Schulmeister in einer auf den abscheulichsten Betrug gerichteten Anstalt, als herumziehender Comödiant, als Privatlehrer von kleinen Leuten, endlich als Commis: dieser Lebensmuth giebt auch den übrigen Geschichten eine wärmere Farbe: wir sehen und fühlen sie durch das Medium seines heiteren ehrlichen Auges.

Arg genug sind die Zustände, durch welche wir uns mit ihm durcharbeiten müssen: so die Yorkshire-Schule des Meister Squeers, eine Anstalt, mit der verglichen, die schmutzigste Räuberhöhle menschlich aussehen würde. Die Details viehischer Grausamkeit, die Dickens uns mittheilt, sind empörend, und wenn er versichert, er habe durch diese Schilderung dahin wirken wollen, derartige Anstalten, die keineswegs eine Seltenheit seien, abzuschaffen, so ist das einmal kein künstlerisches Motiv, und dann ist es nur halb wahr. Allerdings ist es des Dichters Absicht auch, einen Elenden zu geißeln, als Künstler aber kommt es ihm vielmehr darauf an, aus diesem Elenden eine groteske Figur zu machen. Squeers ist nicht blos ein Schurke, sondern vor Allem ein Hanswurst, und mit dem Abscheu des Dichters verbindet sich ein ebenso starkes Behagen an den fratzenhaften Sprüngen und Grimassen, durch welche dieser Würdige mit seiner liebenswürdigen Gemahlin und seiner empfindsamen Tochter Fanny uns unterhält. Eine ähnliche Figur ist der spätere Daniel Quilp. Bei Beiden merkt man, daß die Tendenz des Moralisten und des freien Künstlers sich nicht decken. Es kann wohl vorkommen, daß man über den nämlichen Menschen, den man verabscheut, zugleich lacht, aber der Dichter und namentlich ein so subjectiver Dichter wie Dickens hat die Aufgabe, den Grundton stark zu markiren: das ästhetische Behagen beeinträchtigt den moralischen Unwillen. Wie wenig es, künstlerisch betrachtet, dem Dichter mit seiner moralisch-politischen Tendenz ernst ist, zeigt die Auflösung der Schule. Nachdem Squeers verhaftet ist, fordert ein benachbarter gutmüthiger Pächter die armen Kinder, die bisherigen Opfer der schmachvollsten Quälerei, auf, nach allen Seiten zu entlaufen: die natürliche und nothwendige Folge würde sein, daß sie auf der Straße verhungern. Aber Dickens denkt in dem Augenblicke nicht daran, weil er ganz von einem brillanten komischen Schlußtableau absorbirt ist, der grotesken Rache, welche das kleine Volk an seiner Peinigerin nimmt.

Glücklicherweise ist der Raum, den diese Schulgeschichten einnehmen, nicht übermäßig groß, und die übrigen Bilder, zwar in keiner Weise erbaulich, sind doch überwiegend lustig gefärbt. Es ist eine ganz prachtvolle Galerie von Genrebildern aus den Narrheiten des kleinbürgerlichen Lebens. Man erinnere sich nur: die Putzmacherin Madame Mantalini und ihr Alfred mit dem schönen Schnurrbart und dem mörderischen geblümten Schlafrock; die Familie Kenwigs mit ihrer Freundin, der Schauspielerin Henriette Petowker, die den Bluttrinker declamirt, und ihrem hohen Protector, dem Accise-Einnehmer Lillywick; Mrs. Wititterly, die zarte Seele, deren Mann stolz darauf ist, daß sie nur aus Nerven besteht und durch einen Hauch umgeblasen werden kann; Vincent Crumles mit seiner Komödiantenbande, in deren Mittelpunkt das „unvergleichliche Phänomen" steht — hier ist Dickens recht eigentlich zu Hause, und von dem Brosamen, die von dem Tische dieses Reichen fallen, könnten ein Dutzend ganz leidlicher Genremaler leben! Thackeray ist an ähnlichen Erfindungen vielleicht nicht weniger reich und in ihrer Zeichnung vielleicht correcter, er läßt seine Personen meistens genau so reden, wie sie in der Wirklichkeit reden, während Dickens immer etwas hinzuthut, um die Stimmung schärfer hervortreten zu lassen. Aber Thackeray stellt sie uns nur vor, um uns seine Menschenkenntniß an den Tag zu legen, und wenn wir aufmerksam hinsehen, können wir ihm unser Compliment nicht versagen; aber es wird uns schwer, aufmerksam zu sein, denn die Leute interessiren uns nicht im mindesten: wenn sie uns im wirklichen Leben begegneten, würden wir ihnen aus dem Wege gehen. Dickens dagegen weiß die volle komische Beleuchtung auf sie zu werfen, die ihnen zukommt: er macht es wie die glänzenden Gesellschafter, die das gleichgültigste Geschöpf so gewandt zu bearbeiten wissen, daß es mit seinem ganzen Fond versteckter Narrheit zum Vorschein kommen muß und so wirklich etwas wird. Die gelinden Drucker, die man solchen Figuren giebt, sind nicht zu tadeln, sie sind auch kaum ein Verstoß gegen die Wahrheit, denn sie versinnlichen nur die eigene Stimmung des Zuschauers, der, wenn er sich wirklich unterhält, den Gegenständen seiner Unterhaltung nachhilft.

Gegen diese wunderlichen Heiligen sollen die Brüder Cheeryble ein Gegengewicht bilden: sie sind nichts als Güte und Rechtschaffenheit, und Dickens thut sich auf ihre Zeichnung nicht wenig zu gut; aber er hat

doch das leise Gefühl, daß ihre Herzensgüte, die ihnen im wirklichen Leben allgemeine Achtung erwerben würde, im Romane nicht ausreicht, für sie zu interessiren, und da er keinen Reiz findet, der mit ihrer Tugend in einem inneren Zusammenhange stände, so macht er es wie mit seinem Bösewicht: er giebt ihrem Aeußern eine etwas possirliche Farbe. Aber auch dadurch werden sie nicht recht lebendig.

Große Anerkennung verdienen die harten, selbstsüchtigen Menschen: der Wucherer Ralph Nickleby, der brutale Wüstling Sir Mulberry Hawk und der eitle Weltmann Walther Bray, der, um seine Gelüste zu befriedigen, seine eigene Tochter verkauft. Es sind sämmtlich stark gezeichnete lebenskräftige Figuren, die uns zeigen, daß Dickens gar wohl consequent sein kann, wenn er seiner gewöhnlichen Neigung zu Effecten Widerstand leistet.

Viel stärker als in den „Pickwickiern" zeigt sich im „Nickleby" das Talent, in welchem Dickens allen Dichtern der Gegenwart überlegen ist. Der Tod des jungen Lord und das Ende des Wucherers sind Scenen, die sich unauslöschlich der Phantasie einprägen, und was Dickens hauptsächlich auszeichnet: die Spannung, so gewaltsam sie ist, hat einen langen Athem, sie geht in steter künstlerisch-gegliederter Steigerung durch mehrere Scenen durch. Die Art, wie Dickens die Seele in Bewegung zu setzen weiß, ist zu interessant, als daß wir nicht diese Scenen näher ins Auge fassen sollten.

Es ist eine wüste Orgie in einer Spielhölle, mit äußerster Lebendigkeit wenn auch nur fragmentarisch dargestellt. Der junge Lord wagt zum ersten Male seinem schurkischen Verführer offen entgegenzutreten; es kommt zu einem Schlag und zu einer Herausforderung. Der junge Lord geht mit seinem Secundanten ab, um sich in einem Miethswagen an den Ort des Duells zu begeben.

„Als sie auf die Straße kamen, brach der Tag an. An Stelle des fahlen Lampenlichts trat der helle glorreiche Morgen; an Stelle der heißen gedrückten Atmosphäre, die nach ausgehenden Lampen und geistigem Getränk roch, die frische, gesunde Luft. Aber dem fiebernden Kopf schien die Kühlung beladen mit Reue über die übelangewandte Zeit. Seine Adern klopften, seine Haut braunte, die Augen waren wild und schwer, seinen verwirrten Gedanken schien das Licht ein Vorwurf und er schrak unwillkürlich vor dem Tage zurück, als ob er ein häßliches Ding wäre, das den Tag nicht ertragen könne.

„Sie frieren wohl?" fragte der Capitän.

„Etwas."

„Das geht so, wenn man aus diesen heißen Räumen kommt."

„Sie rasselten durch die ruhigen Straßen ins freie Feld. Die Bäume, die Gärten, die Hecken, Alles sah schön aus. Dem jungen Mann kamen sie ganz neu vor, obgleich er tausendmal vorbeigekommen war. Es war eine Heiterkeit in ihnen, die seltsam gegen die Verwirrung seiner nur halb ernüchterten Gedanken abstach und sich ihm doch einprägte. Er hatte keine Furcht, aber wie er um sich sah, wurde auch sein Zorn geringer. Die eben vergangene Nacht, der Tag vorher und manche andern Tage und Nächte, Alles mischte sich in seiner Phantasie in einem unverständlichen Wirbel, er konnte nicht unterscheiden, was dann oder dann geschehen war; das einförmige Geräusch der Räder schien sich zu einer Melodie gestalten zu wollen, an deren einzelne Fragmente er sich erinnern zu können meinte; dann kam es ihm wieder vor wie ein plötzlicher Wasserfall. Sein Gefährte verspottete ihn, daß er so stille wäre, und sie fingen an, sich lärmend zu unterhalten und zu lachen. Als sie anhielten, wunderte er sich, daß er eine Cigarre rauchte, als er aber näher überlegte, erinnerte er sich, wann er sie angesteckt hatte."

Ich übergehe das Weitere, und wende mich zu dem zweiten Bild. Der Wucherer Ralph ist ein harter Mensch, ohne Erbarmen und, wie er glaubt, auch ohne Furcht. An der Achtung der Menschen ist ihm nichts gelegen und bei dem Bewußtsein seines geschlossenen Willens glaubt er, nichts scheuen zu müssen.

Nun aber fängt Alles an, ihm zu mißglücken. Er glaubt, daß irgend eine geheime feindliche Macht ihm zuwider wirke. Er kann nicht schlafen, und ein finsterer heimlicher Schatten scheint ihn immer zu begleiten; er weiß nicht, was es ist. Nach unruhiger Wanderung durch die Straßen, müde und verworren, hat er sich in seine Wohnung zurückgezogen. Er hört draußen ein wiederholtes Klopfen, kann aber seine

Aufmerksamkeit erst nach einiger Zeit darauf fixiren.

Er wird abgerufen, zu Leuten, die er als seine Gegner kennt: es wäre eilig; man müsse ihm ein Geheimniß mittheilen. Als er in das fremde Haus tritt, taumelt er wie ein trunkener Mann: sein erster Blick fällt auf eine Nische, vor die ein Vorhang gezogen ist; er glaubt eine Gestalt dahinter wahrzunehmen, und während der ganzen folgenden Verhandlung ist seine Aufmerksamkeit krampfhaft auf diese Nische gerichtet, als ob von da her das Unheil kommen müsse. In der That kommt von daher die Nachricht, die selbst ihn, den verhärteten Sünder, mit Entsetzen erfüllt, er wirft die Lampe um, und während man eine andere anzündet, verläßt er heimlich das Zimmer und geht nach Hause. „Die Nacht war finster; ein kalter Wind trieb die Wolken wüthend vor sich her. Nur eine finstere Masse schien langsam und heimlich hinter ihm her zu schleichen. Oft blieb er stehen, um es vorüber zu lassen, aber immer war es hinter ihm. — Er mußte an einem häßlichen Kirchhof vorbei, auf dem die Armen und Selbstmörder begraben wurden: selbst das Gras, das darauf wuchs, sah so kümmerlich aus, als gehe es aus den Höhlen des Hungers auf. Der Platz war durch ein Gitter von der Straße getrennt.

Als Ralph daran vorbei ging, fiel es ihm ein, daß er vor langer Zeit einmal als Todtenbeschauer über Einen, der sich die Kehle abgeschnitten, ein Verdict hatte abgeben müssen, und daß dieser hier begraben war. Er konnte nicht sagen, warum es ihm jetzt gerade einfiel, da er so oft vorbeigegangen war, ohne daran zu denken. Aber er konnte sich nicht helfen, er faßte mit der Hand ans Gitter und sah neugierig hinein, wo wohl das Grab sein möge.

„Eine Schaar Betrunkener zog jauchzend an ihm vorüber. Einer von ihnen, ein kleiner Buckliger, fing an zu tanzen; ein Anderer lachte darüber und sah Ralph an, der mit lachen mußte. Als sie vorüber waren, nahm er seine Untersuchung wieder auf; mit erneutem Interesse, denn es fiel ihm ein, daß bei jener Todtenschau einer von den Geschworenen gelacht und daß man sich darüber gewundert habe. — Er konnte den Platz nicht finden, dafür suchte er sich das Bild des Todten in Erinnerung zu rufen, und was ihn eigentlich zum Selbstmord getrieben habe? Das Gesicht des Todten rief wieder das Bild eines phantastischen Kobolds in ihm hervor, mit dem man ihn einmal in der Kindheit beschenkt. Aber auch dies ließ er wieder fallen, und dachte nur daran, wie einsam seine Wohnung sein werde, wenn er nach Hause käme.

„Als er an das Thor kam, hatte er kaum das Herz, den Schlüssel umzudrehen. Als er es gethan, hatte er das Gefühl, als habe er die Welt von sich ausgeschlossen. Mit einem lauten Geräusch fiel die Thür ins Schloß. Bis dahin hatte er eine Art Vertrag mit sich geschlossen, nicht eher die Sache zu überlegen, bis er zu Hause sei; nun war er zu Hause und mußte denken ... Wie er noch daran dachte, sah er nach der Decke, und sah hoch oben einen starken Nagel eingeschlagen ...“ Auch hier übergehe ich das Weitere. Sehen wir nun, worin die Kunst des Dichters besteht.

Mit jedem Act der Verzweiflung ist eine gewisse Decomposition des Denkens verknüpft, so daß die Seele in ihren Bewegungen fortan einem andern Gesetz folgt als dem, durch das sie gewohnt war, sich selbst zu beherrschen; die Bilder und Ideen knüpfen sich aneinander durch eine Association, bei der der Wille nicht thätig ist, und auf der ganzen Seele lastet eine dunkle unbekannte und doch gefürchtete Macht, der man nicht wagt, ins Gesicht zu sehen. Dies nachtwandlerische Traumleben im Detail nachzuempfinden, und die Bilder zu wählen, die für den Charakter, die Vergangenheit und die Beschäftigung der Personen sich eignen, das ist eine Kunst, die Dickens, wenn nicht neu erfunden, doch wenigstens zu einer Virtuosität ausgebildet hat, wie kein anderer Dichter.

Man vergleiche mit dieser Scene die in „Oliver Twist,“ in welcher über den Juden Fagin das Todesurtheil gesprochen wird.

„Der Gerichtssaal war zum Ersticken gefüllt — kein Auge, das nicht auf den Juden geheftet gewesen wäre. Der Richter resumirte. Mit größter Spannung horchend stand Fagin da, die Hand am Ohr, um kein Wort zu verlieren. Bisweilen blickte er scharf nach den Geschworenen hinüber, bisweilen angstvoll nach seinem Anwalt. Sonst aber regte er weder Hand noch Fuß,

und verharrte noch in der Stellung des angstvoll Horchenden, nachdem der Richter seine Darlegung längst beendigt. — Ein leises Gemurmel rief ihn zum Bewußtsein zurück."

Die Geschworenen ziehen sich zurück. „Er forschte, als sie einer hinter dem andern hinausgingen, in ihren Mienen, wohin wohl die Mehrzahl neigen möchte. Der Kerkermeister berührte ihn an der Schulter. Er folgte ihm mechanisch in den Hintergrund der Loge und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den Jener ihm wies, denn er würde ihn sonst nicht gesehen haben.

„Er schaute abermals nach den Zuhörern. Einige aßen, Andere wehten sich mit ihren Tüchern Kühlung zu. Ein junger Mann zeichnete sein Gesicht in eine Brieftafel. Fagin dachte, ob die Zeichnung wohl ähnlich werden möchte, und sah zu, als der Zeichner seinen Bleistift spitzte, wie es jeder unbetheiligte Zuschauer hätte thun können. — Er wendete sich nach dem Richter, und begann sich innerlich mit dem Anzug desselben zu beschäftigen, von welchem Schnitt er wäre und was er koste. Auf der Richterbank hat ein alter beleibter Herr gesessen, der sich entfernt, und jetzt zurückkehrte, und Fagin sann, ob der Herr zu Mittag gespeist, und wo? und was dergleichen Gedanken mehr waren, bis ein anderer Gegenstand andere in ihm erweckte.

„Trotzdem war freilich sein Gemüth keinen Augenblick von dem peinigenden und niederdrückenden Gefühl frei, daß sich das Grab zu seinen Füßen öffne; es schwebte ihm fortwährend vor, aber undeutlich und unbestimmt, und er vermochte seine Gedanken nicht dabei festzuhalten. Und so geschah es, daß er, während bald Fieberhitze ihn ergriff und es ihn bald mit kaltem Schauder überlief, die eisernen Spitzen der Logenbrüstung zählte, die er vor sich sah, und bei sich selber dachte, wie es wohl gekommen sein möchte, daß eine derselben abgebrochen wäre, und ob man wohl eine neue einschlagen würde oder nicht. Dann schweiften seine Gedanken wieder zu den Schrecken des Galgens und Schaffots ab, bis ein Aufwärter den Boden mit Wasser besprengte, was jenen abermals eine andere Richtung gab.

„Endlich ward Stille geboten, und die Blicke waren plötzlich auf die Thür geheftet. Die Jury kehrte zurück. Die Gesichter der Geschwornen waren wie von Stein, er vermochte nichts darin zu lesen. Es trat eine Stille ein — vollkommen athemlos — — Schuldig!

„Der Saal hallte von einem erschütternden Ruf wieder, der sich mehrere Male wiederholte. — — Er wurde befragt, ob er etwas zu sagen wisse, weshalb die Urtheilsvollziehung nicht statthaben möchte. Er hatte seine horchende Stellung wieder angenommen und blickte den Richter scharf an, der jedoch die Frage zweimal wiederholen mußte, ehe der Jude sie zu vernehmen schien, der endlich nur murmelte, er wäre ein alter Mann — ein alter Mann — ein alter Mann. Seine Stimme verlor sich in ein leises Flüstern und bald schwieg er gänzlich.

„Der Richter setzte die schwarze Mütze auf — der Verurtheilte stand noch immer da mit derselben Miene, in derselben Stellung. Die ernste Feierlichkeit des Augenblicks preßte einer Frau einen Ausruf aus — er blickte hastig und lauschend empor — stand aber da gleich einer Marmorgestalt, obgleich der Ton, das Wort alle Anwesenden durchbebte. Er blickte noch immer starr vor sich hin, als ihm der Kerkermeister die Hand auf den Arm legte und ihm winkte. Er sah ihn einen Augenblick wie betäubt an und gehorchte."

Endlich ist er in der Zelle allein. — „Er setzte sich der Thür gegenüber auf eine steinerne Bank, die als Sitz und Lager diente, heftete die blutunterlaufenen Augen auf den Boden, und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. Nach einiger Zeit begann er sich einzelner Bruchstücke der Anrede des Richters zu erinnern, obwohl es ihm, während sie gesprochen worden, gewesen war, als wenn er kein Wort hören könnte. Ein Theil fügte sich allmälig zum andern, und endlich stand das Ganze fast vollständig klar vor ihm. Aufgehangen zu werden am Halse, bis er todt wäre — das war das Ende gewesen." — — —

Man sieht, wie leicht dergleichen in Manier umschlagen kann, da es nicht schwer fallen würde, die Zwischengedanken, in denen sich die Decomposition der Seele äußert, beliebig zu vermehren. Aber hier ist es nicht Manier: einmal ist es vollkommen naturgetreu, und dann wird die darauf folgende gräßliche Todesfurcht durch nichts so lebhaft motivirt und ins rechte Licht gestellt, als durch diese vorhergehende wüste

Zerstreuung der Gedanken. Victor Hugo hat in „Le dernier jour d'un condamné" ein ähnliches Experiment aufgestellt, es ist aber ungleich weniger gelungen. Der französische Dichter hat die laut ausgesprochene Absicht, durch seine Bilder auf Abschaffung der Todesstrafe zu wirken, daran ist in diesem Fall Dickens nicht gelegen, der im Gegentheil mit einer gewissen wilden Befriedigung das schmähliche Ende des Nichtswürdigen erzählt: nach deutschen Begriffen weiß man freilich nicht recht, wie auf das, was Fagin verbrochen, die Todesstrafe eintreten kann.

Bei weitem großartiger ist in demselben Roman der Mord Nancy's und die Flucht und das Ende des Mörders. Sie ist in wilden Zügen mit Blut an die Wand geschrieben, und der Dichter zeigt, daß er wirklich Geister beschwören kann.

Der Mord ist vollbracht, der Mörder flieht. „Als er die Stadt hinter sich hatte und sich in der Finsterniß der einsamen Straße befand, bemächtigte sich seiner eine Beängstigung, als wenn sie ihm das Herz abdrücken wollte. Alles um ihn her, wirkliche Gegenstände wie Schatten, ob es sich regen mochte oder nicht, nahm eine schreckliche Gestalt an; allein noch unendlich fürchterlicher war die der Erschlagenen, die ihm dicht auf den Fersen mit feierlichen, geisterhaften Schritten nachfolgte. Er sah sie deutlich in der Finsterniß, hörte ihre Kleider in den Blättern rauschen, und jeder Windhauch führte seinem Ohr ihr letztes leises Aechzen zu. Stand er still, so that sie es ihm nach; lief er, so folgte sie ihm auch — nicht im Lauf, was ihm eine Herzenserleichterung gewesen sein würde — sondern wie eine Leiche, begabt nur mit mechanischer Bewegungskraft, und getragen von einem traurigen, langsam daher rauschenden und sich weder verstärkenden noch abnehmenden Winde. — Mehrere Male drehte er sich mit einem verzweifelten Entschluß um, das Phantom zu verscheuchen, und wenn es ihn tödtete mit seinen Blicken; aber dann stand ihm das Haar zu Berge und das Blut still, denn die Gestalt hatte sich mit ihm umgedreht und war fortwährend hinter ihm. Am Morgen war sie vor ihm hergegangen, jetzt folgte sie ihm. Er stellte sich mit dem Rücken an die Wand eines steilen Grabens, und hatte das Gefühl, daß sie in deutlichen Umrissen gegen den kalten Nachthimmel abstechend über ihm stand. Er warf sich nieder auf die Straße, und sie stand ihm zu Häupten, aufgerichtet, stumm und regungslos, gleich einem lebendigen Grabsteine mit blutgeschriebener Inschrift. — — — Endlich trat ein Gesicht vor ihn, noch schrecklich beharrlicher als das, welchem er entronnen war. Zwei starre, halb geöffnete Augen, glanzlos und gläsern, erschienen ihm mitten in der Finsterniß, hatten ihr eigenes Licht, gaben aber keins. Es waren ihrer nur zwei, aber sie waren überall. Bedeckte er seine Augen, so stand sein Zimmer mit Allem, was es enthielt, so deutlich vor ihm, als wenn er sich darin befinde; Alles war an seinem Ort, auch die Leiche, und ihre Augen waren, wie er sie sah, als er hinausschlich. Er sprang auf und eilte wieder ins Freie. Die Gestalt war hinter ihm. Er ging in den Schuppen zurück und drückte sich wieder dicht an die Wand — und die Augen waren wieder da."

Diese furchtbaren Gesichte wirken um so gräßlicher, weil des Mörders wildschwindelnde Irrfahrt durch spaßhafte, selbst groteske Zwischenereignisse unterbrochen wird, die den Leser doppelt sicher machen, und die Geisterwelt an den vertrauten Boden der Erde fixiren. Diese und ähnliche Scenen kann man dreist mit den Leistungen der größten Dichter in Vergleich stellen. Shakspeare kann im „Macbeth" einen größeren Stil festhalten, weil er vieles Detail dem Schauspieler überläßt, Dickens zeigt aber, wie man durch detaillirte Ausmalung die unmittelbar dramatische Vorstellung ersetzen kann: man hört bei ihm nicht bloß den Pulsschlag, man sieht ihn, als wäre die Haut durchsichtig geworden. Er hat denselben Versuch mehrmals wiederholt: Jonas' Rückkehr nach dem Morde in „Chuzzlewit," die wilde Irrfahrt des Mörders Rudge in den Straßen Londons, den eine magische Macht stets an den Ort seines Verbrechens zurückführt, vor dem ihm doch graut, die Flucht Carker's in „Dombey" und der Lady Dedlock in „Bleakhouse."

Es ist, ich will nicht sagen zu bedauern aber anzumerken, daß Dickens diese Experimente fast durchaus in corpore vili, in ganz gemeinen Verbrecherseelen anstellt. Auch dadurch erschwert er sich, den hohen Stil des Schrecklichen zu erreichen. Na-

mentlich in „Oliver Twist“ machen diese Scenen den Eindruck, als sei es eigentlich Schade um sie, als sei die sonstige Umgebung ihrer nicht würdig: der Roman, der in demselben Jahr mit „Nickleby“ erschien, 1839, steht diesem in jeder Beziehung nach. Die Intrigue ist ganz schwach, und wimmelt von melodramatischen Unwahrscheinlichkeiten. Die traurige Jugendgeschichte Oliver's ist fast noch peinigender als die Schulanstalt des elenden Squeers; der Satire gegen die bestehenden Zustände sieht man die Uebertreibung an; die Verbrecherwelt ist in widerlicher Breite gezeichnet und macht fast eben so wenig den Eindruck der Naturtreue wie „Paul Clifford.“ Die paar guten Leute endlich, die uns vorgestellt werden, sind viel zu unbedeutend, um den Andern das Gegengewicht zu halten. In demselben Jahr erschien von Ainsworth der Roman „Jack Sheppard,“ der in der Schilderung von Spitzbuben eine ganz andere Virtuosität entwickelt; angeregt sind beide durch „Paul Clifford.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Die ersten Jahre unsers Lebens auf dem Lande sind fast ganz von den eben erzählten kriegerischen Erinnerungen ausgefüllt. Was daneben noch hervortritt ist der Umstand, daß der Vater meinen Unterricht seit unserer Ankunft in Wallmow mit großem Eifer in die Hand nahm.

Schon in Prenzlau hatte man mich in einem Alter, wo sonst Kinder noch nicht zur Schule geschickt werden, die Regimentsschule täglich ein Paar Stunden besuchen lassen. Es geschah dies hauptsächlich aus dem Grunde, daß ich meinen Vater während des Unterrichts, den er im Hause den Pensionairen ertheilte, mit meiner Lebhaftigkeit nicht störend im Wege und doch während dieser Zeit unter einer Aufsicht sein sollte, die man mir zu Hause oder im Freien bei unsern beschränkten Zuständen nicht zu gewähren vermochte. Der ältere der beiden Lehrer dieser Soldatenkinderschule, Herr Steinbach, der Küster meines Vaters, nahm sich meiner natürlich mit größter Sorgfalt an, und während Frau Steinbach für meine leiblichen Bedürfnisse durch Obst und Semmelspenden sorgte, lernte ich bei ihrem Manne spielend die Künste des Lesens und Schreibens.

Kaum war aber mein Vater aus der Stadt nach dem Lande übergesiedelt, als er selbst meinen Unterricht begann. Bei aller meiner körperlichen Schwächlichkeit war ich ein geistig frühreifes Kind und meine Fassungskraft und mein Gedächtniß zeigten sich in einem ungewöhnlichen Maße vor der Zeit entwickelt. Diese Eigenschaften, die mein Vater erst jetzt in ihrem ganzen Umfange an mir wahrzunehmen die Zeit hatte, spornten seinen Eifer. An lehrende Thätigkeit von Jugend auf gewöhnt und von Natur dazu geneigt, in der Einsamkeit seines Dorfes ohne allen gesellschaftlichen und geistigen Verkehr, an den er in seinen bisherigen Lebensverhältnissen gewöhnt gewesen war, wurde die fortwährende Beschäftigung mit mir die ausschließliche Aufgabe seiner Mußestunden. Und da er ein eben so geschickter Lehrer als ich ein fähiger und überaus lernbegieriger Schüler war, so waren meine Fortschritte bald für ihn selber überraschend. Er begann mich Latein, alte Geschichte, Erdbeschreibung und Französisch nach einem festen Stundenplane in einem Alter zu lehren, in welchem man damals Kinder eben erst mit den Anfängen des Lesens vertraut zu machen pflegte. Selbst die Zeit der französischen Einquartirung hatte diese Lehrstunden und Studien nicht wesentlich unterbrochen, und für die einzelnen unvermeidlichen Unterbrechungen hatte mich die Uebung im Französischen, die mir dadurch zu Theil wurde, entschädigt. Als die Durchzüge aufhörten, ging es mit erneutem Eifer an das Schulmeistern, und das Uebertreiben dieser Dinge hätte meiner Gesundheit gefährlich werden mögen, wenn nicht das Leben auf dem Lande mit alle den Vortheilen, die es dem Umhertummeln eines Knaben in freier Luft bietet, ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die übertriebene geistige Treibhauszucht des Lernens und Unterrichtens dargeboten, und wenn

nicht, — was die Hauptsache war, — das letztere durch die Ereignisse des folgenden Jahres wieder eine rechtzeitige Hemmniß erfahren hätte.

Der Winter von 1812—1813 war in ungewöhnlicher Strenge und Frühe über uns hereingebrochen. Die Amtsreisen des Vaters, der außer den gewöhnlichen Taufen, Trauungen und Begräbnissen, die seine Anwesenheit auf den drei Filialdörfern von Zeit zu Zeit erforderten, diese Dörfer allsonntäglich sämmtlich oder theilweise zu besuchen hatte, um in den verschiedenen Kirchen zu predigen, wurden in hohem Grade beschwerlich, ja selbst bei dem schlechten Wetter oft gefahrvoll. Nur in einem Dorfe erfährt man, was in unsern nordischen Gegenden der Winter heißt. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß der Schneefall dieses Winters einmal unser Haus förmlich mit einem Walle umgab, und daß die Wege zur Kirche und zu den Nachbarhöfen von einer großen Anzahl von Arbeitern des Dorfs eigens gebahnt werden mußten, wo denn die aufgeworfenen Schneewälle über Manneshöhe zu beiden Seiten des so praktikabel gemachten Weges aufragten. Manchmal gedachten wir der Franzosen, die jetzt schon lange in Rußland waren, und mehrmals hörte ich meinen Vater äußern, daß sie es dort noch viel schlimmer als wir haben würden.

Was wir aber nicht ahnten, war, daß dies ganze ungeheure Kriegsheer, daß alle die glänzenden Reiter und kriegerischen Grenadiere, die wir im Frühlinge hatten durch unser Dorf ziehen sehen, bereits unter dem Leichentuche dieser Schneedecke im fernen Rußland erstarrt und begraben lagen.

Aber so war es in der That, wie wir bald erfahren sollten. Es war am Weihnachtsheiligenabende und wir Kinder grade beschäftigt, beim Lichterscheine des Weihnachtsbaums, den Mutter und Großmutter uns hergerichtet und mit einigen Aepfeln und Pfefferkuchen, sowie mit Guirlanden gebackner Pflaumen und Birnen verziert hatten, die Schachtel mit bunten Bleisoldaten und eine andere mit einer hölzernen Stadt aufzubauen, als ein Schlitten durch das Dorf und zu unserem Hause heranklingelte. Noch ehe wir zusehen konnten, wer der ungewöhnliche Besuch in solcher Zeit und Stunde sein könne — denn die Außenladen der dichtgefrornen Fenster waren festgeschlossen — trat der Amtmann Sänger aus Schmöllen in die vom Vater rasch geöffnete Hausthür, und rief ihm, indem er seinen beschneiten Wolfspelz abschüttelte, mit lauter fröhlicher Stimme entgegen: „Herr Päth, Herr Päth!*) der Bonapart' ist futsch!" Er hatte die Nachricht durch einen Reitenden von seinem Vater, dem alten Amtsrath in Löcknitz erhalten, der sie aus Frankfurt an der Oder mitgebracht, und war zu uns herübergeeilt, um die hocherfreuliche wunderbare Kunde dem Freunde sofort mitzutheilen. Die große Armee sei vernichtet, Napoleon davongelaufen und an der Oder in Schlesien gefangen genommen worden! Das Gerücht war freilich nur der Schatten, den die Wahrheit der kommenden Dinge vor sich herwarf; denn Napoleon war leider nicht gefangen und es sollten noch Ströme Blutes vergossen werden, ehe es geschah; aber die Freude war darum doch nicht minder groß. Die beiden Männer fielen sich mit Thränen in die Arme, auch Mutter und Großmutter nahmen lebhaftesten Antheil. Ich aber dachte in dem Augenblicke plötzlich: „Nun werden sie ihn wohl an den Prenzlauer Galgen aufhenken!" und war kühn genug, diesem hoffnungsvollen Gedanken zum lauten Gelächter der Anwesenden Worte zu geben. Mein Vater aber bemerkte ruhig: „soweit sei es denn doch noch nicht!" Dann fiel mir ein, daß mit den Andern auch mein guter alter Freund, der Bataillonschef, und der Chirurg, der mich geheilt, und der schöne Reiteroberst und alle seine herrlichen rothen Reiter todt und hin seien; und der Gedanke machte mich so traurig, daß ich den Abend keine rechte Freude an unsern Weihnachtsgeschenken hatte. Denn ich haßte in meinem Gemüthe nur den „Bonapart," von dem ich immer nur das Schlimmste gehört hatte, und den ich mir als ein grausames Ungeheuer, ähnlich dem wilden Perserkönige Kambyses vorzustellen pflegte, nicht aber die Franzosen, die ich mit eigenen Augen gesehn und meist als sehr freundliche Leute kennen gelernt hatte.

Bald sollten wir denn auch auf unserm weltabgelegenen Dorfe in einzelnen Beispielen ein Abbild des ungeheuren Schick-

*) Herr Gevatter!

sals, das die Heerschaaren des Gewaltigen ereilt hatte, mit eigenen Augen schauen. Eines Tages als wir grade bei Tische saßen, klopfte es an das der Rampe zunächstgelegene Fenster, das man von einer der obern Treppenstufen derselben leicht erreichen konnte. Es waren zwei zurückkehrende Franzosen der großen Armee, aber wie sahen sie aus! Kopf und Brust in Lumpen gehüllt, alte Weiberröcke von rothem Fries um die Hüften geschlungen, die schuh- und stiefellosen Füße mit allerlei Bandagen bis zu den Knieen hinauf umbunden, Haar und Bart in grauenhafter Verwilderung, die Augen tief in den Höhlen der erdfahlen Gesichter, so baten sie wimmernd um etwas Speise und Obdach. Der Eine trug noch die Reste einer alten fahlrothen Reiterjacke, und es ergab sich, daß er zu dem uns bekannten rothen Husarenregimente gehört hatte. Sie wurden eingelassen und in der warmen Küche mit Speise und Trank erquickt. Der Husar berichtete auf meines Vater Frage, daß ihr Commandeur, der schöne ritterliche Oberst Ordonnon beim Uebergange über die Berezina umgekommen sei. Mein Vater entließ die Elenden, die sich mit zum Theil erfrornen Gliedern nach Frankreich zurückzuschleppen hatten, mit einem Stück Geld, dem meine Mutter noch einiges an Kleidung und Wäsche hinzufügte.

Nun folgten im Laufe der nächsten Wochen noch mehrere ähnliche Jammergestalten. Ein Paar von ihnen, die nicht weiter konnten, blieben im Dorfe zurück. Der Eine von ihnen starb schon in den nächsten Tagen, der Andere genas nach langer Krankheit, und blieb dauernd im Dorfe. Er war ein Schuster aus dem Elsaß, der deutsch verstand und sich später auf dem Nachbardorfe Trampe niederließ, wo er sich sogar verheiratete und seine Schusterei zu treiben begann. Er wurde von den Dorfbewohnern nur schlechtweg „der Franzos“ genannt, und auch ich habe ihn unter keinem andern Namen gekannt, obschon wir ihn oft sahen, da er für uns zu arbeiten pflegte. Er bekam aber später einen schlimmen Stand, da seine Schauererzählungen von den Leiden des russischen Rückzugs den Verdacht auf ihn geworfen hatten, daß er an den kannibalischen Mahlzeiten, von denen er berichtet hatte, selbst Theil genommen habe. Dies zog ihm den Spottnamen „der Menschenfresser“ zu, der ihn zuletzt aus dem Dorfe vertrieb. —

Viertes Capitel.

Je näher der Frühling kam und je weiter er vorrückte, um so lebendiger ward es um uns her in unserer Mark. Viel später, als man erwartet hatte, ward endlich dem lange und unschlüssig zaudernden und zagenden Preußenkönige Friedrich Wilhelm der Aufruf zu den Waffen abgerungen. Das Volk stand auf, der Sturm brach los!

Er brach los, der Sturm des Volkszornes und der Vaterlandsliebe, selbst in unserm phlegmatischen Uckermärkerlande, und rührende Zeichen davon sind mir noch heute lebhaft in der Erinnerung gegenwärtig.

Der Müller Düsing von Schmöllen, ein wohlhabender Mann, brachte seine beiden Söhne von siebzehn und achtzehn Jahren, die er vollständig als freiwillige Jäger auf eigene Kosten ausgerüstet hatte, nach Wallmow herüber, damit mein Vater als Geistlicher sie segnen solle, ehe sie ins Feld zögen. Ihnen folgten zwei jüngere Brüder unsres Freundes und Nachbars des Amtmann Sänger, die hoch zu Roß in gleicher Absicht sich von dem Vater verabschiedeten. In keiner der vier Dorfkirchen, welche zu meines Vaters Pfarre gehörten, fehlten später die schwarzen Tafeln, welche am Altare aufgehängt die Namen und das Ehrengedächtniß derjenigen jungen Männer enthielten, die in den Schlachten der Jahre 1813—1815 ihr Leben für die Befreiung des Vaterlandes gelassen hatten. Auch unsere Familie stellte ihr Contingent. Eines Abends kam, während wir grade auf der Rampe unter dem blühenden Tafelbirnbaum beim Abendessen versammelt saßen, ein stattlicher Reiter in voller Waffenrüstung mit verhängtem Zügel ins Dorf und vor unser Haus gesprengt, der klirrend abstieg und mit dem Schleppsäbel die Treppe hinaufrasselnd um ein Nachtquartier für einen freiwilligen Jäger bat, der zu seinem Corps marschiere. Niemand erkannte ihn, nur die Mutter, nachdem sie ihn aufmersam betrachtet hatte, schrie laut weinend auf: „Franz! Franz! Du bist es!“ Er war es wirklich, Franz Weissenborn, der einzige Sohn ihrer Schwester,

unsrer Tante Minna, die später unsere Stiefmutter werden sollte. Es war ein schöner hochgewachsener dunkellockiger Jüngling, voll Feuer, Lebenskraft und Gewandtheit. Er hatte sich durch alle Bitten seiner Mutter nicht halten lassen, hatte sein kleines Erbe dazu verwendet, sich von dem Gutspächter, bei dem er die Landwirthschaft lernte, ein Pferd zu kaufen und mit dem Reste sich als freiwilliger reitender Jäger auszurüsten. Nur einen einzigen Tag konnte er uns schenken; dann sprengte er wieder davon, den Kugeln der Bautzner Schlacht entgegen, die ihm seinen schönen Braunen unter dem Leibe tödteten und ihn selbst mit zerschmettertem Fuße niederwarfen. Ich habe ihn nicht wieder gesehn.

Der Aufruf zu den Waffen, der das Vaterland in Gefahr erklärt hatte, ward von andern Aufrufen begleitet, die zu freiwilligen Gaben für „die heilige Sache" aufforderten. Auch an uns trat diese Mahnung nicht umsonst heran. Ich entsinne mich noch, als wäre es gestern gewesen, eines sonnenhellen Frühlingsmorgens dieses glorreichen Jahres 1813. Mein Vater stand reisefertig neben meiner Mutter am Tische der grünen sogenannten „guten Stube," auch die „Putzstube" genannt. Der Wagen, der ihn nach Prenzlau führen sollte, hielt schon angespannt vor der Thür, und meine Mutter packte auf dem Tische an einem Kästchen, das er mitnehmen wollte. Ich sah, wie sie unsere silbernen Eßlöffel und den großen innen vergoldeten Vorlegelöffel — ein Familienerbstück, das nur an hohen Fest- und Ehrentagen, wenn wir Gesellschaft hatten, in Gebrauch kam und uns Kindern von unermeßlichem Werthe dünkte — sorgfältig in Papier wickelte und in die lange Holzschachtel legte; wie sie dann aus der großen bunt gemaserten Commode, ihrem Allerheiligsten, in dessen duftendes Innere mir nur selten ein Einblick gestattet war, die goldne „Erbskette" und die drei Ringe hervorholte: den breiten mit dem eingeflochtenen Haar, auf dem „Liebe um Liebe" eingravirt stand, den goldgeflochtenen der eine Schlange darstellte und die Inschrift trug „ohne Ende!" und den kleinen mit dem blauemaillirten Vergißmeinnicht darauf. Die hellen Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie die Kette und die andern Liebeszeichen in eine Medizinschachtel legte — von der leeren rothen Marokinschachtel, in welcher sie bewahrt gelegen hatten, mochte sie sich nicht trennen, — und alles zusammen zu dem Silberzeug in das Kistchen that, das auch die wenigen Schaumünzen aus unsern Sparbüchsen sowie eine silberne Zuckerzange und eine silberne Kinderklapper, mein Pathengeschenk, bereits verschlungen hatte. Aber mein Vater nahm die Weinende in seine Arme und sagte: „Mutter! so viel Tausende geben ihr Blut und wir nur das elende Metall! Komm, gieb mir einen Kuß und sei fröhlich! es gilt ja Freiheit und Vaterland" Und sie küßte ihn, und unter Thränen lächelnd streifte sie ihren goldenen Trauring ab und reichte ihn dem Vater hin, der gleichfalls den seinigen vom Finger zog und beide zu dem Uebrigen legte. Es war das letzte Werthstück, das sie Beide als Opfer bringen konnten „auf dem Altar des Vaterlandes," wie damals das Wort lautete. Dann begleiteten wir ihn an den Wagen, die Großmutter mit meinem jüngsten Bruder Karl auf dem Arme, der drei und zwanzig Jahre später von dem Besitzer des Vaterlandes für die burschenschaftlichen Gedanken: die Parole Freiheit und Vaterland zur Wahrheit machen zu helfen, zu fünf Jahre Festung begnadigt werden sollte — und fort rollte der Wagen mit unsern Schätzen, hin zur Hauptstadt der Uckermark, um unsre Tropfen hineinzuschütten in das hochaufwogende Meer opferfreudiger Begeisterung des treuen gläubig harrenden Volks.

Meine Mutter war froh, daß sie wenigstens den Vater selbst behielt, den ihre Bitten und Thränen nur schwer von dem Gedanken abgebracht hatten, wie sein Amtsbruder, der Prediger Haffner in Stresow, selbst die Büchse zu nehmen und für „seinen König" ins Feld zu ziehen. Denn mein Vater war ein kühner, kriegerisch gesinnter Mann, und seinem Könige als ein echter Königlicher mit Leib und Seele ergeben, zumal seit Friedrich Wilhelm III. vom Unglück schwer getroffen und gebeugt ihm, wie damals den Meisten, als eine Art Märtyrer erschien. Dazu kam, daß er seine jungen Mannesjahre als Hauslehrer in den Familien des altpreußischen soldatischen Adels zugebracht, und später als Feldprediger im Garnisons- und Feldleben seine kriegerischen Neigungen bestärkt hatte.

Im Jahre 1768 geboren hatte er noch als Jüngling das Adlerauge des großen Friedrich auf den Revüen bei Landsberg an der Warthe blitzen sehn, und den Ton seiner Stimme gehört, mit dem er einmal den allmächtigen Commandeur des in jener Stadt garnisonirenden Reiterregiments angedonnert hatte: „Aber Herr! aber Herr! wie sehen seine Pferde aus! Scheer er sich zum Teufel!" Die schmähliche Niederlage der preußischen Kriegerehre, der Verlust des altfritzischen Heldenruhms hatten ihn tief und schwer getroffen, und als die ersten preußischen Trommeln in unserm Dorfe erschollen und die ersten preußischen Soldaten unter ihrem Schalle durch unser Dorf gegen den Landesfeind zogen, da hieß er uns Alle, von seinem Gefühle überwältigt, mit ihm in der Stube niederknien und betete mit inbrünstigem Danke zu Gott, der ihn diese Stunde erleben lassen, um Sieg für des Vaterlandes Sache und seine Streiter.

Zeiten wie diese reifen die Jugend schneller, als das heutige Geschlecht nur zu ahnen vermag. Knaben wurden zu Jünglingen und Kinder zu Knaben, denn die Sonne einer einzigen großen allgemeinen Idee, die ihre Strahlen in alle Herzen und Gemüther sendete, erweckte wie in einem vorzeitigen Frühlinge die Keime aller großen und edlen Empfindungen, die in jeder Menschenbrust schlummern, mit Frühlingsallgewalt. Selbst daß es Frühling war auch in der Natur, um die Menschen her, kam dem allgemeinen geistigen Aufschwunge, dem jubelnden Erwachen der schlummernden Volkskräfte zu Hülfe. Es belebte die allgemeine Hoffnungsstimmung der Menschen und hob ihren freudigen Muth. Täglich hörte man von jüngeren Söhnen, die ihren Eltern heimlich davongegangen und den bereits in die Reihen der Kämpfer eingetretenen ältern Brüdern nachgefolgt oder nachzufolgen versucht hatten. Es waren fünfzehnjährige Knaben darunter, wie der Sohn des uns befreundeten Predigers Torfstecher, der Nachts aus dem Bodenfenster geklettert und nach Prenzlau gelaufen war, wo man ihn richtig einkleidete. Das Gymnasium in Prenzlau sah seine beiden obern Classen bis auf zwei wegen Gebrechlichkeit zurückbleibende Schüler verödet, und der Rector Grashof selbst zog mit seinen Schülern in den Krieg.

Wir hatten jetzt wieder fast täglich Einquartierung, meist Landwehr, von der jedoch nur ein Theil mit Gewehren kriegsmäßig ausgerüstet war; das zweite oder dritte Glied jeder Compagnie führte lange weiße Piken, die sie erst auf dem Marsche mit Flinten vertauschten. Es ward unaufhörlich exercirt an den Rasttagen, und oft ging ich mit dem Vater Abends hinaus vors Dorf, wenn nach Einbruch der Dunkelheit allerhand kriegerische Uebungen, Alarmirungen, Ueberfälle u. dergl. vorgenommen wurden. Denn alle damaligen Exercitien beschränkten sich auf das praktisch Nothwendige, was die Leute vielleicht schon in den nächsten Tagen anzuwenden im Falle sein sollten.

Als die Landwehrdurchzüge vorüber waren, begann auch bei uns und in den umliegenden Dörfern die Bildung des Landsturms, zu dem alle zurückgebliebenen Männer bis zum sechzigsten Jahre und darüber gehörten. Auch unser Dorf lieferte sein Contingent, dessen Einübung zwei stattliche Bauerhofbesitzer, Haseley und Wendt, übernahmen, die in der Garde gedient und 1806 bei Prenzlau gefangen, sich auf dem Transport nach Frankreich selbst ranzionirt hatten. Das einzige Zeichen ihrer höheren Charge bestand in einem Säbel und einer weißen Binde um den rechten Arm. Die Bewaffnung der Landsturmmänner bestand aus Piken und gradaufgerichteten Sensen; Gewehre waren nur wenige vorhanden. Als Obercommandant des Bataillons, das aus dem Landsturme unseres Bezirks gebildet war, wurde der Steuercontrolleur von Hövel, ein ehemaliger Offizier des Prenzlauer Garnisonregiments, erwählt, der mehrmals das ganze Corps exerciren und manövriren ließ. Auch Reiterei war darunter, gebildet aus den Amtleuten und ihren Inspectoren, sowie aus den angesehensten Bauern. Bei einer solchen Zusammenkunft, der ich beiwohnte, erlebte ich einen für die damalige Stimmung bezeichnenden Vorfall. Das Landsturmcorps exercirte auf einer großen Wiesenebene in der Nähe eines Ritterguts, dessen Leute bei diesem Manöver sich schon früher und auch jetzt nicht eingefunden und dadurch bei den Versammelten allgemeines Murren erregt hatten. Der Besitzer desselben, ein durch seine Wildheit und Körperstärke bekannter und

gefürchteter Mann, kam auf einer kleinen Droschke angefahren und schrie die Menge mit den Worten an: „Wer von Euch Hundsvöttern hat gesagt, daß ich meine Leute absichtlich von den Manövern zurückgehalten habe?“ Ein furchtbares Geschrei antwortete dieser unbesonnenen Schimpfrede. Im Nu war der kleine Wagen von aufgebrachten Landsturmmännern umringt und Piken und Sensen richteten sich unter den Rufen: „Was sagt er? Er will uns schimpfen? Stecht ihn todt, den Hund!“ gegen den zum Tode erbleichenden Mann, der keines Wortes mächtig sich verloren sah. Kaum gelang es dem herbeisprengenden Commandeur von Hövel, die Zornigen von sofortiger Gewaltthat abzuhalten, und ohne seine Energie, und ohne die Hülfe meines Vaters, aus dessen Eingepfarrten ein Theil der Angreifer bestand, wäre der unbesonnene Mann verloren gewesen. Als gütliches Zureden nun endlich soweit wirkte, daß die Leute Raum gaben, und dem Commando, das sie in Reih und Glied zurückrief, Folge leisteten, gewann der Bedrohte Raum, eilig davonzujagen und war gerettet. Doch wagte er nie mehr, sich bei den Landsturmübungen sehen zu lassen. Die Zeit, wo der Bauer knechtische Beschimpfung still ertragen hatte, war vorbei. Sie begannen, ihre Menschenwürde zu fühlen.

Dieser Landsturm war nichts weniger als eine müßige Spielerei. Denn die nächste Festung Stettin befand sich noch in den Händen der Franzosen, und diese benutzten die anfängliche Schwäche des gegen sie zurückgelassenen Belagerungscorps zu Ausfällen, bei denen sie ihre Fouragierungen und ihr Eintreiben von Lebensmitteln und Schlachtvieh oft meilenweit ausdehnten. Eines Sonntags, als wir bei dem Amtmann Meier von Trampe, wo der Vater die letzte Predigt gehalten hatte, gegen sieben Uhr am Abendtische saßen, kam ein athemloser Eilbote, von dem Schulzen Stolzmann aus Wallmow mit der Nachricht: die Franzosen plünderten in Löcknitz, der Landsturm von Wallmow sei zur Hülfe gerufen, und die Leute verlangten, ihren Prediger bei sich zu haben. Wir fuhren was die Pferde laufen mochten nach Hause zurück, begleitet von dem Schalle der Sturmglocken, die in allen umliegenden Dörfern den Landsturm zu den Waffen riefen. In unserem Dorfe angelangt fanden wir das aufgeregteste Leben. Es hieß, die plündernden Franzosen seien schon in dem etwa eine Meile entfernten Dorfe Woddow. Die Weiber und Kinder schrien und heulten nach Kräften. Einen Theil der männlichen Einwohner trafen wir bereits mit ihren Waffen auf dem Rasenplatze vor unserm Hause versammelt, während andere noch zur Schmiede liefen, ihre Sensen aufschlagen zu lassen, andere mit Heu- und Mistgabeln oder auch wohl mit Dreschflegeln versehen, sich dem Zuge anschlossen, der sich alsbald, geführt von meinem Vater, der mit einem alten Cavalleriesäbel umgürtet sich zu Pferde an die Spitze gestellt hatte, das Dorf in der Richtung auf Löcknitz zu verließ, geleitet von Weibern und Kindern, die noch eine Strecke weit aus dem „Endehecken“ mitzogen, und dann sorgenvoll in das verödete Dorf zurückkehrten. Unsere Landsturmmänner kamen erst am andern Tage wieder heim. Unterwegs durch Zuzug verstärkt, waren sie bis Löcknitz marschirt, hatten aber den Feind, der wirklich dort gewesen war und einen großen Theil Schlachtvieh vom Amtshofe entführt hatte, nicht mehr angetroffen.

Diese Ausfälle hörten indeß bald auf, da das Belagerungscorps von Stettin angemessen verstärkt wurde. Dagegen vernahmen wir bei unserm Spiele auf dem hochgelegenen Kirchhofe, der dicht an unser Haus grenzte, zu wiederholten Malen halbe Tage lang den fernen dumpfen Ton des Bombardements, mit dem die Stadt von der Wasserseite aus heimgesucht wurde, und von dem uns mein Vater, der dahingeritten war und eine Nacht im Zelte eines befreundeten Offiziers der Belagerungstruppen zugebracht hatte, bei seiner Rückkehr eine sehr lebendige Beschreibung gab. Auch der Uebergabe der Festung und dem Schauspiele der Waffenstreckung von Seiten der Franzosen wohnte er später bei. Sie hatten sich ganz anders lange und tapfer gehalten als die preußische Besatzung vom Jahre 1806 und ihr feiger Commandant, denn sie übergaben die Festung erst lange nach der Schlacht von Leipzig in den letzten Herbsttagen des Jahres 1813, nachdem sie alle Vorräthe aufgezehrt, und selbst alle ihre Pferde geschlachtet hatten. Wir hatten Befreundete

in Stettin, die dort bis zum Ende der Belagerung ausgehalten, und die Erlaubniß zur Auswanderung verschmäht hatten. Von ihnen berichtete der Vater Schreckliches, was sie an Entbehrungen aller Art gelitten. Er brachte ein Stück des Brotes mit, das aus Hafer und Gerste, auf Handmühlen gemahlen, bestand, und wovon die hervorstehenden Spitzen der „Acheln" des schlecht zermalmten Korns beim Essen den Gaumen verwundeten. Und doch hatte solches Brot zu den Leckerbissen gehört und war mit Geld aufgewogen worden, wie man denn zuletzt selbst Katzen- und Hundefleisch, wenn man dessen habhaft werden konnte, nicht verschmäht hatte.

Fünftes Capitel.

Die gewaltigen Kriegsereignisse des Jahres 1813 sind bekannt, und ich berühre dieselben daher nur soweit, als die Eindrücke derselben bis in unser einsames Dorfleben hindrangen.

So erinnere ich mich denn eines Sonntags, an welchem durch den schon genannten Nachbar, — denn Jeder, der etwas von den Kriegsereignissen erfuhr, beeilte sich damals, es den Freunden und Nachbarn mitzutheilen — mein Vater des Morgens früh die Nachricht erhielt, daß es im Felde nicht gut stehe, daß die „Alliirten" zwar bei Bautzen tapfer gestritten, aber vor der Uebermacht des Franzosenkaisers hätten nach Schlesien hin zurückweichen müssen.

Mein Vater wurde durch diese Kunde tief erschüttert. Es läutete bereits zur Kirche, wohin ich den Vater regelmäßig zu begleiten pflegte. Ich sah nicht ohne Verwunderung, wie er aus der großen Bibel mit goldenem Schnitt das sauber geschriebene Concept der Predigt, die er immer sorgfältig auszuarbeiten und zu memoriren gewohnt war, herausnahm und dasselbe in seinen Secretär legte. Als er die Canzel betreten hatte, verkündete er der Gemeinde, was er soeben vernommen, und forderte sie auf, sich nicht von Gerüchten erschrecken zu lassen; denn unsrer Soldaten Muth sei ungebrochen und unsrer gerechten Sache müsse doch zuletzt von dem Allgerechten der Sieg werden. Dann fügte er hinzu, daß er ihnen zwar über einen anderen Text habe predigen wollen, daß er es aber vorziehe, heute seine Predigt zu knüpfen an das herrliche Wort des Makkabäerhelden, der da gesprochen: „Uns ist leidlicher, daß wir im Streit umkommen, denn daß wir solchen Jammer an unserm Volk erleben! Ist unsre Zeit kommen, so wollen wir ritterlich sterben und unsre Ehre nicht lassen zu Schanden werden!" Also dächten, sprach er weiter, auch unsre Brüder, die Streiter alle, die für uns auf den blutgetränkten Feldern für Vaterland und Freiheit stritten. Und niemals wieder habe ich erlebt, daß eine Predigt solchen Eindruck auf die Gemeinde hervorgebracht hätte, als diese improvisirte Rede, die sich wie ein feuriger Strom aus seinem bewegten Innern in die Herzen der dicht gedrängten Zuhörer ergoß.

Dergleichen Augenblicke waren großer und erhebender Art. Das einfache Gotteshaus ward durch sie geweiht zum Tempel, der alles Höchste im Menschenleben umfaßte, allen edelsten Regungen und Interessen des Menschen, des Bürgers und Volksgenossen Sprache und Ausdruck verlieh, und mein Vater erschien mir selbst als einer der biblischen Helden, von denen ich gelesen, daß sie Priester und Streiter zugleich waren. —

Für die Verwundeten in den Spitälern wurden von der Mutter Sammlungen an altem Leinen und Wäsche veranstaltet, zu denen der Landrath von Winterfeld im Namen des Frauenvereins in Prenzlau aufforderte. An der Spitze dieses Vereins stand eine energische und patriotische Frau, die Postmeisterin Balcke, die sich schon während der Franzosenzeit durch die Kühnheit, mit welcher sie Botschaften und Depeschen der geheimen patriotischen Verbindung unter eigner Lebensgefahr persönlich befördert, und flüchtige preußische Offiziere, sowie auch einige der von meinem Vater befreiten Schillianer sicher aus dem Bereiche der feindlichen Nachforschungen gerettet, einen Namen gemacht hatte. Auch Charpie ward fleißig gezupft, und oft saßen wir mit acht bis zehn Bauerkindern, unsern Spielgenossen, noch spät Abends unter Aufsicht meiner Mutter bei diesem Geschäfte, hocherfreut, auch unsrerseits etwas „für die gute Sache" zu thun.

Wenn die Zeitung ankam, — es war die Vossische, welche wir mit einem benachbarten Gutspächter zusammen hielten, und wir bekamen sie von demselben ein oder

zweimal die Woche zugeschickt — dann zeigte mir mein Vater auf einer alten großen Karte von Deutschland, wo die Unsrigen und die Franzosen ständen, und mehr als einmal rief er im Laufe des Sommers dabei aus: „Ach, wenn ich es doch erlebte, daß die Franzosen noch über den Rhein zurück müßten!“ Der große Goethe wettete damals bekanntlich, daß dies niemals geschehen werde, aber er verlor diese „frechste aller Wetten,“ wie er später selbst sie nannte. Die Völkerschlacht von Leipzig fegte die fremden Dränger mit Strömen deutschen Blutes vom deutschen Boden hinweg.

Das Zusammenbrechen des Königreichs Westfalen und die Flucht seines Königs Hieronymus, der uns schon wegen seines uns fremdartig klingenden Namens immer in einem gewissen komischen Lichte erschienen war — er hieß in unserm Hause nur „der König O Jerum“ — brachte eine Fluth von Spottliedern hervor, von denen einige auf schlechtem Papier gedruckt, durch herumziehende Hausirer, bei uns „Kästenträger“ genannt, zu unsrer Kunde gelangten. König „Jerum“ selbst, seine verschiedenen Minister und Günstlinge traten in diesen Spottgedichten, von denen noch heute einige Stellen in meinem Gedächtnisse geblieben sind, redend auf. König Jerum war bekanntlich früher als junger Mensch mehrere Jahre in Nordamerika gewesen, wo er sich neunzehnjährig mit Elisabeth Patterson, einer Kaufmannstochter, in Baltimore verheirathet hatte. Sein Klageruf lautete jetzt:

„O welch ein glücklicher Geselle
War ich zuvor in Baltimor'!
Nein, nein! ich ziehe doch die Elle
Den Kronen und den Scepteru vor!“

In einer anderen Stelle, die des Westfalenkönigs Vorliebe für die Juden verspottete, denen er in seinem Königreiche hohe Ehrenämter gegeben hatte, hieß es unter Anderm:

„Ritter Zadig, Ritter Meier!
Heldenkühner Jacobsohn!
Zittert nicht so ungeheuer,
Lauft doch nicht zu Fuß davon!
Auf! Ihr sollt zu Rosse sitzen
Und mit Eurem Ritterschwert
Euren bangen König schützen,
Der so hoch die Juden ehrt!“

Ein Minister endlich flehte in seiner Herzensangst:

„Betet für mich, ihr Pastoren,
Die ich aus dem Hause stieß!
Betet für mich, arme Sünder,
Greise, Wittwen, Waisenkinder,
Die ich Hungers sterben ließ!“

Auch Caricaturen kamen zu uns, „Napoleon in der Tinte“ und andres Aehnliche. Ja selbst eines französischen, wahrscheinlich von Emigranten geschmiedeten Spottgedichts auf Napoleon's Flucht aus Rußland erinnere ich mich aus jener Zeit, das der Vater mit Musikbegleitung von Prenzlau mitbrachte, und dessen Anfang lautete:

Il étoit un petit homme
Qui s'appelloit le Grand
En partant!
Mais Vous le voyez comme
Il revient tout petit
à Paris!
Hé gai! mes amis, chantons
Le renom
Du grand Napoleon!

Sogar die Weise, nach der es gesungen ward, habe ich noch im Gedächtniß behalten. Aber ganz anders ergriffen mich doch einzelne Lieder von Theodor Körner, und Heinrich Kleist's herrlicher Racheruf Germania's an ihre Kinder, die damals als fliegende Blätter von Hand zu Hand gingen, und die ich bald alle auswendig wußte und bei jeder Gelegenheit so lebhaft declamirte, daß dadurch meine Großmutter in ihrem Lieblingsglauben, ich sei zum Prediger bestimmt, wesentlich bestärkt wurde.

Aus dem Jahre 1814 habe ich nur ein Hauptereigniß im Gedächtniß behalten: den Einzug der siegreich heimgekehrten Landwehr in die Hauptstadt der Uckermark.

Die ganze Provinz war zu diesem Jubelfeste nach Prenzlau zusammengeströmt, und auch mein Vater hatte sich schon Tags zuvor mit mir und meiner Mutter dahin aufgemacht, wohin uns die befreundete Familie seines alten Regimentskameraden von Stutterheim, der jetzt als Major ein Uckermärkisches Landwehrbataillon befehligte, gastlich eingeladen hatte. Ich weiß nicht mehr genau, ob dieser Einzug im Jahre 1814 oder im Frühlinge 1815 stattfand, aber es muß im Sommer des einen oder im Frühlinge des andern Jahres gewesen sein, denn die Stadt schwamm in einem Meere von Laub- und Blumengewinden und auf der Straße, die von den Berliner Thore nach dem Marktplatze führte, war ein stattlicher Triumphbogen aus Laubwerk er-

richtet, auf dem hoch oben das „Eiserne Kreuz“ prangte. Die Stadt wimmelte von Menschen, besonders Landleuten jeden Alters und Geschlechts, welche ihre Angehörigen erwarteten, mancher Vater und manche Mutter, die über Leben und Tod der Ihrigen in Ungewißheit schwebten, mit bange klopfenden Herzen. Endlich verkündeten Trommelwirbel und Hörnerklang das Nahen des Zuges. Da kamen sie an in ihren blauen abgetragenen Litevken, die Mützen, daran das blecherne Gott-König-Vaterlands-Kreuz, mit grünen Reisern geschmückt, abgerissenen Aufzugs, die Gesichter von der Sonne verbrannt, an Bart und Haupthaar verwildert, unsre braven Landwehrmänner, die vom Pfluge weggeholt den Feind gleich alten Soldaten in so mancher heißen Schlacht geschlagen hatten. Der Jubel war unermeßlich, das Hurrah- und Vivatrufen betäubend, sinnverwirrend. Aus allen Fenstern wehten weiße Tücher, flogen Tausende von Kränzen und Blumensträußen ihnen entgegen. Die weißgeschmückten Töchter der Stadt vermischt mit andern Frauen drängten sich in die Reihen, hingen ihre Kränze den Heimkehrenden um, die davon oft drei und vierfach umwunden waren, umarmten und küßten sie unter Thränen. Ich sah einen alten Bauer mit seinem Weibe sich an den Rock eines Soldaten hängen, und mit dem Rufe: „Laat mi! laat mi! he is unſ' eenzig Söhn!“ (Laßt mich! laßt mich! er ist unser einziger Sohn!) dem Zuge folgen. Fremde Menschen umarmten sich unter Freudenthränen auf der Straße; es war ein Thränenjubel ohne Ende. Am meisten interessirte mich der alte Jochen, der mir wohlbekannte Reitknecht des Majors von Stutterheim, der hinter seinem Herrn herritt. Er hatte den siebenjährigen jüngsten Sohn seines Herrn zu sich vorn auf seinen Schimmel genommen, und all die ihm zugereichten und zugeworfenen Kränze dem Jungen umgehängt, so daß kaum dessen Kopf aus der grünen Laubhülle hervorragte. Auf dem Markte ward ein Quarré gebildet, in dessen Mitte die Geistlichkeit, der Magistrat, die Offiziere einen Kreis um eine Tribüne schlossen, von der herab ein Geistlicher die Festpredigt hielt, nach deren Schluße alle die Tausende „mit Herzen, Mund und Händen“ einstimmte in das alte fromme herzerhebende Lied: „Nun danket Alle Gott!“ —

Es verging geraume Zeit, ehe ich die Stadt wiedersah, und als es geschah, bot sie einen von dem eben geschilderten sehr verschiedenen Anblick. Napoleon war von Elba zurückgekehrt, oder wie es in der Sprache, die ich vernahm, lautete: „Der Höllenhund war wieder los!“ Unsere Landwehr war wieder zu den Waffen gerufen, und am Morgen des folgenden Tages sollte der Ausmarsch stattfinden. Unser Freund, der Major und seine Familie, bei denen wir wieder logirten, waren in einer Stimmung, die von der zuvor geschilderten weit ablag. Es wurden auch diesmal viel Thränen vergossen, aber es waren keine Freudenthränen, und auch die Stimmung der Landwehrmänner und des Volks war düster und eigentlich zornig; — zornig auf diejenigen, die „den Bonepart“ hatten leben lassen. Unser Schulze Stolzmann, der uns mit seinen Pferden nach Prenzlau gefahren hatte, sprach dies gegen meinen Vater sehr derb aus: „Dat kümmt davon,“ meinte er, „dat de hogen Herrn den Bonepart Pardon gäwen hebben! Se kunnen weeten, dat De keen Treu und Glauben hollen kann!“ (Das kommt davon, daß die hohen Herrn dem Bonaparte Pardon gegeben haben; sie konnten wissen, das Der kein Treu und Glauben halten kann.) Jetzt müssen unsre Kinder dafür bezahlen mit ihrem Blut, setzte er hinzu. Er war ein alter stattlicher Mann, dessen hohe starknochige Gestalt und stolze Haltung seinem Namen Ehre machten. Als widerborstig und als „Raisonneur,“ wie man selbstbewußtes, auf seinem Rechte stehendes Wesen damals in Preußen von Amtswegen nannte, war er bei der Behörde in Löcknitz nicht gut angeschrieben, und dieser Umstand führte später eine wahrhaft tragische Katastrophe in seinem Leben herbei, auf die ich weiterhin zurückkommen werde. —

Der Ausmarsch der Landwehr am Morgen bildete einen herben Contrast gegen den erst so kurz vorher erfolgten, mit so viel Jubel begrüßten Einzug derselben. Ueberall sah man traurige, niedergeschlagene Gesichter, hörte man weinendes Abschiednehmen der Angehörigen von den Scheidenden, die aufs Neue dem Tode entgegengingen. Die Gesichter der Offiziere blickten düster, und der alte Jochen, der seinen Herrn wieder begleitete, schwor, daß diesmal „der verfluchte Bonepart“ nicht lebendig davon-

kommen ſolle, wenn er ihm und ſeinen Kameraden in die Hände fiele. —

* * *

Die ſiegreiche Schlacht von Bellealliance und der zweite Einzug unſerer Heere in Paris machten bälder, als man es gehofft, allen Befürchtungen der Menſchen ein Ende. Wir erfuhren, daß Bonaparte ſelbſt bei einem Haare auf der Flucht gefangen genommen wäre, und zwar war es der Bruder eines der unglücklichen in Weſel auf Befehl Napoleon's ſchmählich erſchoſſenen zwölf Schill'ſchen Offiziere, dem das Glück zu Theil wurde, in Genappe den Wagen des fliehenden Kaiſers zu erbeuten, der denſelben erſt wenige Augenblicke zuvor, ohne Hut und Degen herausſpringend, verlaſſen hatte. Zu ſeinem Glücke! Denn der preußiſche Hauptmann hatte geſchworen, den Mörder ſeines Bruders nicht lebend aus den Händen zu laſſen. So erzählte uns der Vater des erſtern, ein alter penſionirter Militär, der Major von Keller, der uns den Brief ſeines Sohnes ſelbſt vorlas. — Ich erinnere mich noch aus einem Spottliede auf die Flucht des Gehaßten der Zeilen:

„Bei Genappe, bei Genappe,
Da verlor er Hut und Mappe!" —

die wir Jungen bei dem Freudenfeuer am 18. October ſangen, welche eine Zeit lang alljährlich zur Feier des Leipziger Sieges auf allen Höhen rings um uns her angezündet wurden, bis man endlich von Berlin aus dieſe Erinnerungen an die „Freiheits- und Völkerſchlacht" und an die Hoffnungen des deutſchen Volks unterdrückte und verbot! Der letzte in unſerer ganzen Umgegend, welcher dieſe Freudenfeuer noch lange zu erneuern fortfuhr, war der Amtmann Meier, der Pächter der adligen Güter Trampe und Grüneberg, welche zu meines Vaters Pfarre gehörten. Er lud zu dieſem Tage immer eine große Geſellſchaft ein, bei welcher wir niemals fehlen durften. Es wurde Stettiner- und Fredersdorfer Bier zu Mittage getrunken, und Abends ein Punſch gebraut — Wein erlaubten die knappen Zeiten damals nur ſelten — und Rundgeſänge aller Art, beſonders aber patriotiſche Lieder geſungen, wobei Frauen und Kinder mit einſtimmten. Geſang fehlte damals überhaupt ſelten, wo Menſchen fröhlich bei irgend welchen feſtlichen Anläſſen zu Tiſche verſammelt waren. Am 18. October wurde regelmäßig das „Königslied:" Heil Dir im Siegerkranz geſungen, das damals in aller Munde war, und freilich auf Friedrich Wilhelm den dritten beſſer paßte als auf ſeinen Vater, den Helden des berüchtigten Champagnefeldzugs, zu deſſen Ehren es die Schmeichelei urſprünglich gedichtet hatte.* Die Strophe eines Liedes, deſſen ich mich noch aus jenen Octoberfeſtabenden beſinne, begann mit den Worten:

„Der Krieg iſt gut, doch iſt der Friede beſſer!"

Wenn dann die Nacht eingebrochen war, führte der Wirth ſeine Gäſte hinaus auf die hohe Rampe des Hauſes, von der man ins Freie auf einen wenige hundert Schritt entfernten Hügel blicken konnte, auf dem ſich das Feuergerüſt, gekrönt mit allem nur aufzutreibenden Vorrath von alten Theertonnen und dergleichen Brennlichkeiten erhob. Jagdgewehre, Büchſen, Piſtolen ſtanden geladen auf der Hausflur bereit, der Amtmann ergriff eins derſelben und hieß alle Anweſenden ein Gleiches thun. Auf ſein Commando wurde eine Salve gegeben, und auf dieſes Zeichen ſtieg die Flamme des „Freudenfeuers" zum Sternenhimmel empor, begrüßt von einem allgemeinen Hurrah, in das die ganze verſammelte Dorfbewohnerſchaft einſtimmte, und das bei jedem Knalle der immer wieder friſchgeladenen und abgefeuerten Feuergewehre unaufhörlich erneuert wurde. Auch für Kanonenſchüſſe wußte der erfindriſche Amtmann zu ſorgen. Er ließ nämlich vor den Feſttagen immer eine Anzahl von großen Steinen, die in der nächſten Nähe des Hügels und des Dorfes lagen, und deren er zu Bauten oder zum Schutze der auf den Vicinalwegen gepflanzten Bäume bedurfte, zum Sprengen anbohren, und verſchob die Sprengung ſelbſt bis auf den Tag des Freudenfeuers, wo er dann das Nützliche mit dem Schönen verbindend, durch das donnernde Krachen der Steinſprengungen zu erhöhtem Jubel der Gäſte, die oben erwähnten Freudenfeſtſalven verſtärkte. Bei einem dieſer Nachtfeſte that auch ich meinen erſten Schuß, in-

* Die „Preußiſche Volkshymne" iſt gedichtet nach dem Feldzuge des Jahres 1793 und ſteht gedruckt in der Haude und Spener'ſchen Zeitung des Jahres 1793 Nr. 154. S. Memoiren des Generals von Reiche Th. I. S. 82.

dem mein Vater, der diesmal ungewöhnlich heiter war, meiner Bitte nachgab, mich doch auch einmal schießen zu lassen, wie ich meine Kameraden, die allerdings, wenn nicht älteren so doch viel stärkeren Söhne des Amtmanns, Otto und Wilhelm, thun sah, die mich überdies mit meiner Körperschwäche zu necken pflegten. Obgleich er mir nun aber das Gewehr anlegen und halten half, so erhielt ich doch beim Abfeuern desselben, — während dessen ich, da jetzt die Angst vor dem zu erwartenden Knalle mich plötzlich ergriff, beträchtlich zitterte und dem eben noch so heiß erbetenen Glücke gern entsagt hätte, — einen solchen Schlag an die Wange, daß ich vor Schreck und Schmerz zugleich laut aufschrie, was natürlich ein allgemeines Gelächter erregte und mir den erneuten Spott meiner Kameraden zuzog. Und dennoch war ich eigentlich muthiger gewesen als sie; denn ich war von sehr zarter Nervencomplexion, und wenn mir schon das Anhören der Schüsse die größte Ueberwindung gekostet hatte, so war es ein gradezu verzweifelter Entschluß meines Ehrgefühls, der mich zu jener Bitte gebracht, mit der ich den Andern zeigen wollte, daß ich dasselbe was sie könne. Und nun dafür ausgelacht und verspottet zu werden, und obenein eine schmerzende geschwollene Backe davonzutragen — ich hörte sagen, daß das Gewehr überladen gewesen sei — das war zum Verzweifeln!

Dennoch stand mein Entschluß fest, mich, es koste was es wolle, von dieser Furcht vor dem Knalle eines Feuergewehrs zu heilen, um es das nächste Mal meinen Kameraden in Trampe gleich thun zu können, und man wird sehen, daß und wie es mir gelang.

Literarisches.

Michel Angelo, Leonardo, Rafael, von Ch. Clement. Deutsch bearbeitet, mit Einleitung, Ergänzungen ꝛc. von C. Clauß. Mit 40 Holzschnitten ꝛc. Leipzig, E. A. Seemann.

Mit rühmenswerther Offenheit bekennt der Uebersetzer dieses in erster Auflage 1861 zu Paris erschienenen Buches in seinem „Vorworte," daß dasselbe eine Buchhändlerspeculation sei. Herr Seemann, der durch die geschmackvolle Ausstattung seines kunstliterarischen Verlages vortheilhaft bekannt ist, hatte mit dem dreibändigen Buche von A. W. Becker: „Kunst und Künstler ꝛc.," ein gutes Geschäft gemacht, und wollte diesen ergiebigen Schacht auch noch durch Anlage eines Seitenstollens recht ausnützen. Er beauftragte deshalb den Uebersetzer mit der Herausgabe eines Ergänzungsbandes. Herr Clauß machte diesen Auftrag kurzer Hand ab, übersetzte Clement's inzwischen in dritter Auflage erschienenes Buch, schrieb ein Vorwort dazu, und hing einen achtundzwanzig Seiten langen eigenen Aufsatz über Fra Bartolomeo an. Es wäre sehr ungerecht, wollte man an ein solcher Art entstandenes Buch mit dem Maßstabe strenger, kunstwissenschaftlicher Kritik treten, vielmehr muß man anerkennen, daß dasselbe wohl geeignet ist, ähnlich wie die Becker'schen Bände, in die Kenntniß der im Titel genannten großen Meister das Publicum im Allgemeinen einzuführen. Für ein nur einigermaßen selbständiges oder gar kritisches Studium sind derartige Bücher natürlich ganz unbrauchbar, aber sie geben in meist lesbarer Form so viel, als heutzutage Einer aus der großen Masse der Gebildeten ungefähr über Michel Angelo, Leonardo und Rafael wissen müßte. Ja, sie geben gewiß hier und da noch mehr, und bieten so selbst das Material, mit dem der Leser unter Umständen noch glänzen und in den Verdacht eines Kunstkenners gerathen kann. Es sind also höchst praktische und bequeme Bücher, und wir wollen in diesem Sinne und nach dieser Richtung der Arbeit des Herrn Clauß unsere Achtung nicht vorenthalten.

Eine Uebersetzung des französischen Werkes: **„Geschichte des deutschen Liedes,"** von Edouard Schuré, welche Fräulein Helene Lobedan sehr fließend besorgt hat, ist mit einer Einleitung von Adolf Stahr im Verlage von A. Saeco in Berlin erschienen. Das Buch gewinnt dadurch, daß die vielen Proben, welche in dem französischen Originale in Uebersetzungen gegeben wurden, hier wieder als Originale stehen, eine ganz eigenthümliche Wechselwirkung. Der Uebersetzerin wurde dadurch die Arbeit erleichtert und das Buch greift so lebendig an das deutsche Nationalgefühl, daß man sich immerfort daran erinnern muß, es sei eigentlich eine französische Darstellung des Gegenstandes, die man liest. Schon Heine hat den Franzosen Manches von unseren deutschen Volksliedern erzählt und vorgeführt; man könnte die Schuré'sche Arbeit als eine Erweiterung und Ausführung jener Versuche auffassen; jedenfalls ist dieselbe von einem so zarten und vollständig richtigen Verständniß durchdrungen, daß das Buch in Deutschland erst recht gewürdigt werden kann.

Ueber die

Urſachen der Meeresſtrömungen, insbeſondere des Golfſtromes.

Von

Friedrich Mohr.

Es ſind über dieſen Gegenſtand ſo vielerlei und verſchiedene Anſichten geäußert worden, daß es auffallend erſcheint, daß die eigentliche und wirkliche Urſache noch nicht mit Beſtimmtheit aufgeſtellt worden iſt, und was das Sonderbarſte iſt, es ſind oft die entgegengeſetzten Urſachen zur Erklärung derſelben Erſcheinung benutzt worden. Noch kürzlich hat Nowak in der Gaea (5. Band, S. 384) eine ganz neue Anſicht aufgeſtellt, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden. Im Jahre 1860 hat Ohlert in Elbing in Poggendorff's Annalen (Bd. 110, S. 249) eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand veröffentlicht, worin mehrere der früher aufgeſtellten Hypotheſen kritiſch und unkritiſch beleuchtet werden. Ohlert beginnt ſeine Abhandlung mit einer mathematiſchen Behandlung der Frage, welche Einwirkung die Rotationsbewegung der Erde auf die parallel den Meridianen ſich bewegenden Luft- und Waſſermaſſen haben müſſe, und kommt dabei natürlich auf die ſchon von Halley über die Entſtehung der Paſſatwinde geäußerte Meinung. Wir glauben über dieſen Punkt im Reinen zu ſein, indem hier eine wirklich bewegende Kraft vorliegt. Es wird wohl jetzt von Niemand bezweifelt, daß die Sonnenwärme in dem Tropengürtel einen aufſteigenden warmen Luftſtrom veranlaßt, welcher oben nothwendig nach beiden Seiten abfließen muß, weil von unten neue warme Luftmaſſen aufſteigen. Daß er hier zunächſt parallel den Meridianen abſtrömt, iſt eine ſo natürliche Annahme, daß auch hier ein Beweis überflüſſig erſcheint. Alles andere folgt nun nothwendig von ſelbſt. Die aufſteigende Luft kann nur von den Polen her erſetzt werden, und es folgt dann, daß die mit kleinerer Rotationsgeſchwindigkeit von den Polen nach dem Aequator anſtrömende Luft unter niederer Breite eine nordöſtliche und ſüdöſtliche Richtung gegen die ſich ſchneller bewegenden Theile der Erde zeigen müſſe. Das Umgekehrte gilt für die auf dem Aequator nach beiden Seiten abſtrömende erwärmte Luft. Da nun die Sonne täglich erwärmt, und die erwärmte Luft immer wieder näher an den Polen abgekühlt wird, ſo wird dieſer Vorgang ſo lange dauern, als die Sonne erwärmt, und die Erde ſich um ihre Achſe bewegt.

Eine ähnliche Urſache haben wir bei dem Waſſer nicht. Ohlert giebt die von den Polen nach dem Aequator hinſtrebenden Polarſtröme zu, und glaubt, daß man über den Grund derſelben längſt im Klaren ſei. Die ſtarke Erwärmung des Erdgürtels um den Aequator verflüchtige dort

das Wasser in größerer Menge, und es müsse zur Herstellung der Gleichgewichtsoberfläche von beiden Seiten fortwährend Wasser hinzuströmen. Nun ist aber die Existenz der vom Pol kommenden Ströme bei weitem nicht so fest bewiesen, als die nach dem Pole hinströmenden, und es ist undenkbar, daß Wasser fortwährend nach dem Pol ströme, ohne daß eine gleiche Menge immer wieder vom Pole herabkomme. Es hängen also diese beiden Strömungen offenbar zusammen, und müssen eine gemeinschaftliche Ursache haben. Wenn nun die Verdunstung des Wassers unter dem Aequator die Ursache der Polarströmung sein soll, so wäre der nach den Polen hingehende Strom eine Folge und ein Aequivalent des von den Polen kommenden. Soll aber der Polarstrom nur die Lücke ausfüllen, welche durch Verdunstung entstanden ist, so wäre gar kein Grund vorhanden, daß auch Wasser nach den Polen abfließe. Welchen Begriff man sich immer von der Größe der Verdunstung unter dem Aequator machen möge, sie kann unmöglich der ungeheuren Wassermasse gleich sein, die täglich als Golfstrom nach Norden abfließt.

Für den dem Pole zufließenden Golfstrom schließt sich Ohlert einer von Maury aufgestellten Ansicht an. Diese beruht auf der Annahme, daß das durch den Aequatorialstrom aufgewälzte Wasser, welches sich im Mexicanischen Meerbusen ansammle und aufstaue, durch die Wärme, der es ausgesetzt ist, specifisch leichter werde als das Wasser in höheren Breiten.

Wäre dies der Fall, so werde es vermöge der Centrifugalkraft vom Aequator nach den Polen hin abzufließen streben, um durch anderes schwereres, von den Polen nach dem Aequator fließendes, ersetzt zu werden. Zur Erläuterung fügt er die Behauptung bei, daß wenn das Meer am Aequator mit einer Schicht Oel überzogen wäre, diese vermöge der Centrifugalkraft nach den Polen abfließen werde. Man kann wohl mit Bestimmtheit voraussagen, daß dies nicht der Fall sein würde. Die Centrifugalkraft ist auf dem Aequator durch die Gravitation im Gleichgewichte gehalten und vermindert letztere nur um $^1/_{292}$ ihrer wirklichen Stärke. Auf den zunächst anstoßenden Breitegraden (10 und 20° B.) ist sie nur um weniges kleiner als auf dem Aequator selbst, nämlich um den Sinus versus dieser Breiten auf den Erdhalbmesser am Aequator projicirt, sie nimmt erst bedeutend ab in höheren Breiten. Die ganze Wirkung beruhte dann auf dem Unterschied des specifischen Gewichtes, wie in dem Rotationsapparat, wo Quecksilber bei Umwälzung der Hohlkugel sich in den Aequatorialring der Hohlkugel begiebt. Allein dieser Unterschied des specifischen Gewichtes steht noch nicht einmal fest, denn erstens läßt Ohlert durch Verdunstung unter dem Tropengürtel das Wasser specifisch schwerer werden, und durch Erwärmung wieder leichter. In Summa aber soll es leichter sein als das Polarwasser, um nach den Polen abzufließen. Nun ist aber in der That das specifische Gewicht des Meerwassers unter den Tropen bei gleicher Temperatur etwas größer als das von höheren Breiten, und da die Ausdehnung des Wassers durch Wärme im Ganzen nur klein ist, so ist gar nicht einmal ersichtlich, daß das warme Meerwasser im Mexicanischen Meerbusen specifisch leichter sei als das kalte in der Breite von Island oder Jan Meyen; in jedem Falle wäre es nur die Differenz von Erwärmung und größerer Concentration durch Verdunstung.

Hier würde sich nun die gewöhnliche Ansicht anschließen, daß das Meerwasser unter den Tropen durch Wärme ausgedehnt ein höheres Niveau annehmen, und dadurch nach den niedern Niveaus der höheren Breiten abfließen müsse. Allein diese Erklärung schließt auch einen physikalischen Fehler ein. Wenn das Meerwasser durch Wärme ausgedehnt wird, so wird es dadurch doch nicht absolut schwerer, und kann also auch nicht mehr drücken als vor der Erwärmung. Das Gleichgewicht wird stattfinden, wenn in einer imaginären Horizontallinie gleicher Druck stattfindet, dies kann aber nur dann geschehen, wenn das wärmere Wasser um so viel höher steht, als seinem kleineren specifischen Gewichte entspricht. Bekanntlich haben Dulong und Petit die Ausdehnung des Quecksilbers so bestimmt, daß sie den Niveauunterschied des Quecksilbers in den zwei zusammenhängenden Schenkeln einer Glasröhre bestimmten, von denen der eine Schenkel auf 0°, der andere auf 100° gehalten wurde. Hier fand Gleichgewicht statt, wenn das Quecksilber von 100° wirklich höher stand als jenes von 0°, und dennoch waren die

beiden Schenkel unten miteinander in Verbindung. Daſſelbe findet im Meere ſtatt. Was in der communicirenden Glasröhre durch die trennenden Wände geſchieht, das findet im Meere durch die ſehr große Entfernung und die ſehr langſam abnehmende Temperatur nach den Polen ſtatt. Wenn in zwei verſchiedenen Stellen eines Sees der Barometerſtand um 1 Centimeter verſchieden iſt, ſo wird die Waſſerfläche an der Stelle, welche den höchſten Barometerſtand hat, um $13^1/_2$ Centimeter herabgedrückt werden; es wird aber darum aus dem höher ſtehenden Theile kein Waſſer zufließen, weil der Druck durch die Atmosphäre gerade ſo wirkt, wie die höhere Waſſerfläche ohne den Barometerdruck. Ebenſo ſteht die Meeresoberfläche an dem Aequator um 3 Meilen höher als an den Polen, ohne deswegen nach den Polen abzufließen, denn dieſe Erhöhung iſt eine Folge der durch die Rotationsbewegung verminderten Gravitation, und dadurch conſtant. Daher können die Meeresſtrömungen nicht durch Niveauunterſchiede erklärt werden, welche von conſtanten und ſchon in Anſchlag gebrachten Urſachen abhängen.

Was nun die Größe der Verdunſtung betrifft, ſo iſt dieſelbe unſtreitig in der heißen Zone viel größer als in der kalten, allein ebenſo auch die Regenmenge. In Europa fällt im Durchſchnitt im Jahre 17—22 Pariſer Zoll Regen; dagegen in Bombay 73,5 Zoll, in Kandy 68,9, in Sierra Leona 80,9, in Rio Janeiro 55,6, auf St. Domingo 100,9, in der Havannah 85,7 und in Grenada 105 Pariſer Zoll. In Mahabuleſhwar fällt nach Oberſt Sykes (Pogg. Ergänzungsb. 1, 368) in einem Jahre 302,21 engliſche Zoll = 23,61 Pariſer Fuß. Die größte überhaupt bekannt gewordene Regenmenge wurde in Cherraponje, in der Präſidentſchaft Bengalen, beobachtet, wo ſie in einem Jahre 610,35 engliſche Zoll oder 47,71 Pariſer Fuß betrug, alſo mehr als das Doppelte von Mahabuleſhwar. Hieraus mag ſich erklären, daß trotz der größeren Verdunſtung dennoch das ſpecifiſche Gewicht des Meerwaſſers auf der ganzen Erde nur um ſehr unbedeutende Größen ſchwankt, und es kann damit nichts für die Meeresſtrömungen bewieſen werden.

Wir kommen nun noch zu der von Nowak in der Gaea an der oben angeführten Stelle aufgeſtellten neuen Hypotheſe, zu welcher allerdings die Redaction ſchon auf Seite 392 ſehr gewichtige Gegenbemerkungen gemacht hat. Er überträgt ganz einfach die bekannte Entſtehung der Paſſatwinde durch die Erwärmung der Luft vom Boden aus auf das Meer, ſetzt den glühendflüſſigen Zuſtand des Erdinnern als unbezweifelt voraus, läßt nun die warmen Waſſerſtröme durch ihr ſpecifiſches Gewicht aufſteigen, ſich oben nach beiden Polen ausbreiten, und erklärt ihre Richtung durch die Veränderungen in der Rotationsgeſchwindigkeit, ganz wie Halley für die Paſſate gethan. Es ſind aber hier alle Vorausſetzungen falſch und die Erklärungen im Widerſpruche mit den Beobachtungen. Daß die Erde innerlich noch geſchmolzen ſei, iſt eine durch nichts bewieſene Annahme der plutoniſtiſchen Geologen. Wir können uns natürlich an dieſer Stelle nicht darauf einlaſſen, Hrn. Nowak eines beſſern zu belehren, allein wir können aus ſeinen eigenen Beweisführungen den Schluß entnehmen, daß hierin nicht die Urſache der Meeresbewegungen liegen könne.

Wenn nämlich das Meer vom Boden aus gewärmt wird, wie das Waſſer in einem Keſſel, unter welchem Feuer iſt, ſo iſt eine nothwendige Folge davon, daß das Waſſer unten wärmer ſei, als oben, wo die erwärmten aufſteigenden Ströme ſich mit dem kälteren Waſſer vermiſchen. Das geht aber gegen alle Beobachtung. Lenz (Pogg. 20, 107) zieht aus ſeinen Beobachtungen folgende Schlüſſe: 1) Daß die Temperatur des Weltmeers von 45° N. B. bis zum Aequator bis auf 1000 Toiſen beſtändig abnehme. Tiefen von mehr als 1000 Toiſen waren damals noch nicht unterſucht. 2) Die Abnahme der Temperatur geſchieht anfangs ſchleunig, dann immer langſamer und zuletzt faſt unmerklich. 3) Der Punkt, wo die Abnahme unmerklich zu werden anfängt, erſcheint mit den größeren Breiten höher heraufzurücken. Specielle Meſſungen ſind folgende: Der Atlantiſche Ocean zeigte unter 21° N. B. und 196° W. L. Greenwich bei

Tiefe in Toiſen.	Temperatur in Centigraden.
0	26,4
140,7	16,36
413	3,18
665	2,92
914	2,44.

In der Südsee 32° 6′ N. B. und 136° 48′ W. L. von Greenwich

Tiefe in Toisen.	Temperatur.
0	21,45° C.
89,8	13,35
214	6,51
450	3,75
592,6	2,21

Ganze Reihen ähnlicher Beobachtungen finden sich an der citirten Stelle und im zweiten Ergänzungsband zu Poggendorf S. 615 u. flgde. Es ist ferner bekannt, daß plötzliche Temperaturabnahmen des Meerwassers jedesmal eine seichte Stelle des Meeres verrathen, weil die am Boden fließenden kalten Polarströme genöthigt werden nach oben aufzusteigen. Wenn diese Thatsachen nun vollkommen feststehen, so folgt nothwendig, daß das Meer nicht vom Boden aus, sondern von der Sonne von oben erwärmt werde, und es folgt zweitens, daß die plutonische Theorie hierin keine Stütze findet. Wenn wir ferner an der Oberfläche der Erde keine Erwärmung der Luft durch die bloße Berührung derselben mit der Luft, also an trüben Wolkentagen und in der Nacht wahrnehmen, wie soll dann eine Erwärmung des Wassers möglich sein, welches für ein gleiches Volum mit Luft dreitausendmal soviel Wärme bedarf, um ebensoviel erwärmt zu werden. Das was Nowak vom Eindringen des Wassers in Spalten sagt, und von dem Austreten von Salz ins Meer durch unterirdische Vulcane, sind leere Phantasien, die keiner Widerlegung bedürfen, denn die Salzmengen, welche von Vulcanen ausgeworfen werden, stammen aus dem Meere, und sind keine Vermehrung desselben.

Ebensowenig kann ich mich mit der Erklärung beruhigen, daß der Golfstrom von der großen Aequatorialströmung abhänge, indem durch diese das Wasser in den Mexicanischen Meerbusen gedrängt werde, und sich dort nach der Gestalt der Länder an der Floridastraße heraus ins Atlantische Meer dränge; denn dabei muß man fragen, woher denn die große Aequatorialströmung komme. Früher legte man die Ursache des Golfstroms in den Mexicanischen Meerbusen, und erklärte das Austreten desselben bei Florida aus dem durch Erwärmung gehobenen Niveau des Meeres. Wir haben aber die Unhaltbarkeit dieser Ansicht nachgewiesen, und fügen hier noch hinzu, daß nicht einzusehen ist, warum nach dieser Ansicht nicht auch ein gleicher Strom durch die kleinen Antillen rückwärts in die Aequatorzone des Atlantischen Meeres dringe. Ich bin allerdings auch der Ansicht, daß der Aequatorialstrom die einzige und letzte Ursache aller weiteren Bewegung des Meeres bis nach Spitzbergen hin sei, erkläre aber den Aequatorialstrom ganz einfach durch die Wirkung der Passatwinde auf das Meer, welche eine wirkliche Ortsbewegung des Wassers veranlassen. Das ganze Jahr hindurch fließen diese von Norden kommenden und durch die Rotation der Erde nach Osten in Nordost, zuletzt in reinen Ost übergehenden Winde über das Atlantische Meer, und schieben seine Theile von Westen nach Osten parallel dem Aequator vorwärts. Alles Andere erklärt sich aus der Gestalt der Länder. Zunächst ist der Nordostpassat auf der ganzen Erde nirgendwo so bestimmt und dauernd als gerade im Atlantischen Meere, und dies hat seinen Grund darin, daß der ungeheure Ländercomplex der drei verbundenen alten Welttheile, und unter diesen vorzüglich Asien mit seinem nördlichen Theile die kalte Luft nach Süden herabsenden kann. Die anfänglich parallel den Meridianen von den Mündungen des Ob, Jenisei und der Lena herabkommenden Strömungen gehen über Mittelasien, das europäische Rußland, den Balkan, Dalmatien, Mittelmeer, Marocco bis in den Atlantischen Ocean und erscheinen vom 4. bis 20. und 23. Grade nördlicher Breite als Nordostpassat. Diese Strömung dauert auf dem Meere das ganze Jahr fort, während sie auf dem Festlande durch örtliche Wirkungen häufig gestört wird. Es ist ganz undenkbar, daß dieser ewig dauernde Anstoß nicht die ganze Wassermasse solle in kreisende Bewegung setzen. Betrachten wir nur die ungemein günstige Gestalt der umgebenden Länder, um eine solche Bewegung hervorzubringen. Zunächst ist aus der Bucht von Guinea bis gegenüber auf die schiefe Ebene von Südamerika, die drei Guyanas und Venezuela die ganze Breite des Atlantischen Oceans freigelegt und der Aequatorialstrom bildet sich rein parallel dem Aequator aus. Das nach Amerika hin fortgetriebene Wasser wird von jenem ersetzt, welches an der westlichen Seite von

Afrika, vom Cap bis in die Bucht von Guinea nachströmt. Dieses Nachströmen ist eine reine Folge von dem Wegtreiben des Wassers unter dem Einfluß des Passates. Der entstehende Strom bildet sich aber viel breiter aus als der Zug des Windes geht, indem das Wasser seitlich durch Adhäsion nachfolgt. Es wird deshalb auch ein Theil des Aequatorialstroms an dem Cap St. Roque gebrochen und nach Süden an Bahia, Minas Geraes und den argentinischen Ländern vorbei bis ans Feuerland geführt; der bei weitem größte Theil des Stromes stößt aber auf die schiefe Ebene von Südamerika, wird durch die kleinen Antillen hindurch in den Meerbusen von Mexico geführt, und folgt hier dem nachfolgenden Drucke nach der Gestalt der Länder an der Mündung des Mississippi vorbei bis in die Bahamastraße, wo er wieder in den offenen Ocean austritt. An dieser Stelle erreicht aber schon der vom Aequator zurückkehrende Südwestpassat die Oberfläche der Erde, während er bis dahin über dem Nordostpassat strömte. Dieser Wind treibt nun das Wasser in südwestlicher Richtung aufwärts gegen Spanien und das übrige Europa hin, und da bleibt nun kein anderes Ausweichen als nach Norden und Osten, wie es eben die Gestalt der Länder bedingt. Ein kleiner Theil dieses Stromes bricht sich an der Küste von Marocco, wird vom Cap Bojador an nach Süden abgelenkt, und kommt hier wieder in den Nordostpassat, der ihn von Neuem nach Amerika hintreibt. Es bildet sich hier diese große im ewigen Kreislauf befindliche Strömung aus, welche das Sargassomeer einschließt, und dies übertrifft den Flächenraum von Deutschland um etwa das Siebenfache. Natürlich hat sich dieser Strom im Laufe der Zeiten ausgebildet, und ist einmal diese ungeheure Masse in Bewegung, so können einzelne entgegenströmende Winde daran nichts ändern, weil der Hauptanstoß unter dem Nordostpassat ewig fortdauert. Darnach kann man sich leicht vorstellen, daß das Meeresniveau im Mexicanischen Meerbusen aufgestaut sei, und daß das Wasser nur an der Bahamastraße, nicht aber rückwärts durch die kleinen Antillen dem mächtigen Aequatorialstrom entgegen, austreten könne, wie es die Thatsache zeigt. Da nun der Passatwind eine wirklich bewegende Kraft ist, so muß unter seinem Einfluß nicht nur Wellenschlag, sondern wirkliche Fortschiebung des Wassers eintreten. Alles Andere ist dann reine Folge dieses ersten Anstoßes. Wenn aber nun noch günstige Verhältnisse der umgebenden Länder hinzutreten, daß das Wasser in höheren Breiten, nachdem es durch die Gestalt von Mittelamerika gerade eine volle Umkehr gemacht hat, von der entgegengesetzten Windesrichtung erreicht wird, so muß sich der beschriebene Kreislauf vollständig ausbilden. Ein Beweis für diese Ansicht ist, daß gerade an derjenigen Stelle der Erde, wo der Nordostpassat am entschiedensten und dauerndsten weht, sich auch der Golfstrom mit dieser Bestimmtheit ausgebildet hat. Nach Norden aufwärts steigend bespült er die westlichen Küsten von Europa, die östliche Küste von Island, bricht sich an Spitzbergen und tritt zum Theil in das unbekannte Eismeer, zum Theil kehrt er um Grönland herum durch die Baffinsbai wieder zurück, und kühlt die östlichen Küstenstriche von Nordamerika. Ebensoviel Wasser als an der Oberfläche des Meeres nach Norden strömt, muß als kalter und specifisch schwererer Polarstrom unter dem Golfstrom nach Süden abfließen, und daraus erklären sich die Temperaturabnahmen bei größeren Tiefen, die oben erwähnt wurden. Da das Atlantische Meer im Großen eine Tiefe von 10,000—14,000 Fuß hat, die Wärmebestimmungen aber nur bis 6000 Fuß gehen, so ist einleuchtend, daß der Polarstrom bei seiner großen senkrechten Höhe viel langsamer gehen muß, als der oberflächliche Golfstrom. Im Indischen Ocean hat sich keine so bestimmte Richtung des Wassers ausgebildet. Hier wird die Regelmäßigkeit der Passate durch die Gestalt der Ländermassen, welche dieses Meer umgeben, namentlich durch den Asiatischen Continent gestört. Im südlichen Theile des Indischen Oceans, zwischen Neuholland und Madagascar, herrscht das ganze Jahr hindurch der Südostpassat; in dem nördlichen Theile dieses Meeres weht während der einen Hälfte des Jahres ein beständiger Südwest, während der andern Hälfte ein beständiger Nordostwind, welche beide die Monsune genannt werden. Der Südwestwind weht vom April bis September, und den übrigen Theil des Jahres der Nordostwind. Während in den Wintermonaten der Asia-

tische Continent erkaltet, die Sonne aber in südlichen Gegenden eine größere Wärme erzeugt, muß natürlich ein Nordostpassat von dem kälteren Asien nach den heißeren Gegenden wehen. In dieser Zeit ist auch im Indischen Ocean der Nordostpassat von dem Südostpassat durch die Region der Calmen getrennt. Ganz entsprechend diesen Winden haben sich auch die Meeresströmungen ausgebildet. Da wo die Passate am deutlichsten ausgebildet sind, finden sich auch die regelmäßigsten Meeresströme. Zwischen Australien und Afrika findet ein ähnliches Kreisen statt, wie im Sargassomeer. Die eigentliche Erregung des Stroms liegt zwischen Java und Afrika. Der Ostpassat stößt das Wasser unterhalb des Aequators westlich von Java und Sumatra nach den Seychellen und Amiranteninseln bis gegen die Küste von Zanguebar und etwas mehr nach Süden stößt der Strom gegen Madagascar. Ein Theil desselben geht zwischen Afrika und Madagascar nach Süden, ein anderer Theil wird schon von der östlichen Küste von Madagascar nach Süden abgelenkt, beide vereinigen sich südlich von Madagascar unter dem 35° S. B. und kommen nun in die Region des rückkehrenden Passats, der auf der südlichen Halbkugel Nordwest ist. Es wird also der Strom wieder nach Osten getrieben bis er sich an der westlichen Küste von Australien stößt, wo er gespalten wird. Ein Theil strömt wieder nach Norden und kommt bei Java und Sumatra wieder in denselben Kreislauf, den wir eben beschrieben, ein anderer Theil geht südlich von Australien nach Osten und gabelt sich von neuem bei Neuseeland. Der Atlantische Strom, dessen oberen nach Norden gehenden Theil wir als den eigentlichen Golfstrom erkannt haben, wird am Cap St. Roque getheilt und ein Theil weicht an der Küste von Brasilien nach Süden aus, bis er ebenfalls in den rückkehrenden Nordwestpassat gelangt und von diesem nach Westen getrieben wird. Er geht dann südlich vom Cap der guten Hoffnung zwischen dem 39 und 41° S. B. vorbei und vereinigt sich mit dem zwischen Madagascar und Afrika herabkommenden Strom des Indischen Oceans. Dadurch entsteht die ungeheure Strömung, welche die Tange von Feuerland und den Malwinen westlich hin bis in die Länge von Australien treibt. Einen schöneren Beweis eines Meeresstroms als die schwimmende Tange kann man nicht suchen. In dem südlichen Theil des Stillen Oceans herrscht nur der Nordwestpassat vor, und es entsteht dadurch die sogenannte Arktische Trift, welche aus unbekannten Gegenden des südlichen Polarmeers in nordwestlicher Richtung gegen die westliche Küste von Südamerika anstößt, und an Chili und Peru vorbei unter dem Namen des Humboldtstromes bei Lima wieder durch den reinen Ostpassat parallel dem Aequator nach Osten getrieben wird. Da dieser Strom, ohne Länder berührt zu haben, unmittelbar aus dem ewigen Eise des Südpols kommt, so ist er so kalt, daß man selbst unter dem Aequator nicht im Meere baden kann. Von der Küste von Ecuador geht nun der östliche Strom quer über das Stille Meer an den Marquesas-, Gesellschafts- und Freundschaftsinseln vorbei bis gegen die Küste von China, wo er nach Norden und Süden ausweichen muß. Wir sehen also überall eine solche Bewegung, wie sie den vorwaltenden Windesrichtungen und der Gestalt der Länder entspricht, und es dürfte wohl kaum nothwendig sein, nach einem anderen Grunde zu suchen, da uns ein so vollwichtiger in der Hand ist. Die bewegten Massen des Meeres sind so kolossal groß, daß so unbedeutende Ursachen wie Verdunstung und Ausdehnung durch Wärme gar nicht ins Gewicht fallen.

Wenn man sich eine Anschauung von dieser Wirkung machen will, so fülle man ein rundes Gefäß mit Wasser, und lasse am Rande in der Richtung der Tangente einen doppelten Blasebalg schief darauf blasen. Streuet man einige Stückchen Sägemehl oder Korksubstanz hinein, so sieht man, wie bald die ganze Masse in eine kreisende Bewegung kommt.

Palatin und Capitol.

Von

M. Z. Lindau.

Zu den kaiserlich französischen Ausgrabungen auf demjenigen Theile des Palatins, welchen 1861 der Kaiser Napoleon angekauft hat, ist in liberaler Weise an jedem Donnerstage dem größeren Publicum gegen

besondere Erlaubnißkarten der Zutritt gestattet. Der Monte Palatino ist an und für sich einer der interessantesten Punkte Roms. Ein Sonnenuntergang auf dem Palatin oder ein Mondscheinabend auf den stolzen Trümmern der Kaiserburgen, deren gefährliche Tiefen und Klüfte üppige Gebüsche von Lorbeer und Epheu verhüllen, gehört noch immer zu den römischen Genüssen, die der Fremde mit Recht sich nicht so leicht entgehen läßt. Und doch sind einige der bevorzugten Stätten des Palatin dem freien Besuche entzogen worden. Die Villa Mils, einst Besitzthum eines Engländers, der hier auf den Trümmern classischer Weltherrlichkeit ein bewundertes Rosenparadies geschaffen hatte, ist ein Kloster französischer Nonnen geworden und nicht mehr zugänglich und die weitläufigen Gärten der Villa Farnesina, welche im Besitz der neapolitanischen Bourbonen verfallen und verödet waren, sind zwar unter der Pflege eines modernen Imperators, so weit sie noch nicht in das Gebiet der Ausgrabungen gezogen sind, in reizende mit Springbrunnen und üppiger Blumenpracht geschmückte Anlagen verwandelt worden, aber eben nur an bestimmten Tagen und gegen besondere Erlaubniß geöffnet.

Wie viele tausend Fremde mögen schon im Thale des Circus Maximus auf der Südseite des Palatin an die bekannte kleine Pforte geklopft haben, durch welche man den Treppenaufgang zur Vigna des englischen Collegs gewinnt. Der Aussichtspunkt, zu welchem uns diese Treppe emporführt, gehört zu Roms Berühmtheiten. Man überschaut das Thal des Circus Maximus, den Coelius und Aventin und darüber hinaus die von blauen Bergen oder von dem Silberbande des Meeres begrenzte Campagna. Zur Linken unter uns erhebt sich der Bogen des Constantin und das düstere Colosseum, weiter hin vor uns die Riesentrümmer der Caracalla-Thermen mit dem Thurme von S. Balbina, und noch weiter hinaus auf der Appischen Straße endlich das einsame Mausoleum der Cäcilia Metella, dazwischen Kirchen, Klöster, Villen und Gärten mit ihren immergrünen Pinien und Cypressen und wir selber mitten unter Laurus und echtem Lorbergebüsch, mitten unter felsenfesten Trümmern verstummter Herrlichkeit, die nicht mehr mit Gold und Marmor, nur noch mit dem üppigen Schmucke prunken können, womit eine zärtliche Natur sie überschüttet. Es ist immer und überall dasselbe Landschaftsangesicht und doch ist sein Ausdruck und der Ton, den es in unsrer Seele anstimmt, so oft wir es von hier oder dort betrachten, immer ein anderer — ich möchte sagen, es ist immer dasselbe Instrument, aber jede neue Stätte und jeder neue Tag ist ein anderer Spielmann, der uns mit einer neuen Weise das Herz rührt. Diese Unerschöpflichkeit der Reize römischer Aussichtspunkte gehört zu den Geheimnissen Roms, deren Schleier eine schlichte Schilderung nicht zu lüften vermag.

Höher hinauf gelangt man zu einer über mächtigen Bogengängen sich erhebenden Terrasse. Es ist dieselbe Aussicht, nur umfassender und ausgedehnter; es treten einige Kuppeln oder Trümmer mehr in das Bild und hinter den dunklen Cypressen des protestantischen Friedhofes erhebt sich die Pyramide des Cestius. Auch die Palmen, die uns aus dem stillen Garten des nahen Klosters Bonaventura winken, täuschen uns nicht, wenn sie den Wunsch erregen, unter ihrem Schatten auf das alte Rom hinabzuschauen. Der schönste Aussichtspunkt des Palatin aber, die Loggien des Casino's der Farnesischen Gärten, ist für gewöhnlich unzugänglich geworden, und wenn Donnerstags der Zutritt zu den Gärten und Trümmern gestattet ist, bewegt man sich unter einer so reichlichen Menge von Herren und Damen all der in Rom zusammengewürfelten Nationen, daß man sich unwillkürlich von dem Strome des allgemeinen Interesses mit fortführen und von ausgegrabenen Trümmern sich mehr fesseln läßt, als von der Aussicht auf der Terrasse der Villa, die jetzt der „Conservateur du Palais des Césars," der gelehrte Pietro Rosa bewohnt. Man hat von hier aus einen herrlichen Blick auf das Capitol, das Forum, das Colosseum und auf Tempelreste und Triumphbögen, aber wer kann von ernsten Togenmännern des Forums oder von glänzenden Siegeszügen der Via sacra träumen, wenn man neben sich Crinolinen rauschen oder Reisende schwatzen hört, welche Umgebung und Aussicht mit den Angaben ihres „guide-book" vergleichen.

Die großartigen Ausgrabungen des Palatin sind bisher unter der trefflichen Leitung des Pietro Rosa mit unermüdlichem

Eifer betrieben worden, und wenn einst mehr und mehr dieser auch als wüste Trümmermassen noch stolzen Zeugen von der Pracht römischer Kaiserzeit aus tausendjährigem Schutt auferstanden sein werden, so werden sie nicht die geringsten Zeugen sein, die Napoleon III. von seiner eignen Kaiserzeit hinterläßt. Die Umgebung des neuen Casino, das zwischen ungeheuern Trümmern und bloßgelegten Substructionen fast verschwindet, bildet mit ihren neuerstandenen Gartenanlagen, die sich in geschmackvollster Weise den ernsten Ruinen anschließen, eine der interessantesten und reizendsten Promenaden Roms. Blumen und Springbrunnen umtändeln den Fuß oder den Scheitel der Trümmer, wie blühende jubelnde Kinder weißbärtige erblindete Greise, die ernst und regungslos hineinlauschen in das fröhliche Treiben, als könnten sie daraus noch eine Erinnerung an die eigene Jugend gewinnen. Aber man genießt, wie gesagt, diese Reize nur flüchtig. Wir durchwandern ausgegrabene Corridore, Portale und Gemächer, steigen alte aus dem Schutte erstandene Stufen auf und ab, bewundern hier und da eine noch ziemlich wohl erhaltene Mosaik- oder Stuccaturarbeit und lassen uns erklären, daß hier ein Peristyl, ein Atrium oder Tabulinum, dort ein Lavarium oder ein Gerichtssaal sich befunden habe, während anderwärts prächtige Marmorfragmente, zertrümmerte Säulen und Sculpturen selbstredend von der ehemaligen Pracht dieser kaiserlichen Räume erzählen. An der über dem Forum sich erhebenden Seite treten uns in dem Trümmerlabyrinth des Palatin die Erfolge der Ausgrabungen am imposantesten entgegen. Hier erheben sich wie grabentstiegene Riesen die ungeheuern Mauern, Bogen und Gewölbe, welche den Unterbau der mächtigen Kaiserburgen bildeten. Hier zeigt man das Portal des Clivus victoriae und ein Stück der ungeheuern Bogengewölbe, welche die Brücke trugen, durch welche Caligula den Palatin mit dem Jupitertempel des Capitols verband.

Da es Donnerstag ist, wo die Capitolinischen Sammlungen geöffnet sind, so können wir unsere Kaiserreminiscenzen fortsetzen, wenn wir, über das Forum gehend und zum Capitol hinansteigend, in die Galerie der Kaiserbüsten eintreten. Nachdem wir die Trümmerstätten der Cäsarenburgen durchwandert, treten die Bilder und Gestalten und Geschlechter, die einst jene stolzen Hallen und Räume bewohnten, um so lebendiger hervor. In der Mitte des Platzes oben auf dem Capitol fesselt unsern Blick immer aufs neue die schöne edle Porträtstatue des großen Marc Aurel auf dem ungeheuren Streitroß, von welchem Michel Angelo, der die Statue vom Lateransplatze hierher versetzte, die allzu begeisterte Aeußerung that, daß man es nur anzurufen brauchte, um es lebendig zu machen! Der großartige Platz des Capitols, umschlossen von dem Senatoren-Palaste mit seiner schönen Freitreppe des Michel Angelo und mit seinem von kolossalen Flußgöttern bewachten Brunnen, von den beiden gleichartigen Seitenpalästen, dem Palaste der Conservatoren und dem Palaste des Museums, und von der Balustrade der mit Antiken und Statuen geschmückten Cordonata, verfehlt niemals seinen Eindruck. Ich bin zu keinem der römischen Hügel so oft hinaufgestiegen wie zu dem Capitolinischen, um entweder den hinter jenen Palästen am südlichen Abhange des Hügels gelegenen Palazzo Caffarelli der preußischen Gesandtschaft, oder die Casa Tarpea — den eigentlichen Mittelpunkt der deutschen Colonie in Rom, — zu besuchen; aber ich habe nie über jenen Platz gehen können, ohne mir ein halbes Stündchen abzubrechen, um entweder vor dem Reiterbilde des großen Marcus zu verweilen und an die ehernen Züge des philosophischen Kaisers einige seiner eignen „Selbstbetrachtungen" zu knüpfen, oder an das Brunnenbecken zu treten, über welchem sich eine Statue der Roma oder Minerva erhebt, die einst den Herculestempel der altlateinischen Bundesfestung Cora schmückte, und neben welchem die kolossalen Statuen des Nil und des Tiber, nachdem man sie irgendwo in Rom aus dem Trümmergrabe der Kaiserzeit herausgegraben hat, nun schon wieder seit Jahrhunderten dem Rauschen ihres Elementes lauschen — oder um in eine der Säulenhallen und Höfe der Seitenpaläste einzutreten. Freilich ist der architektonische und plastische Schmuck dieses Platzes nur eine Art Coulisse; wenn man um die Ecke biegt, stößt man auf verfallenes rohes Gemäuer, oder wenn man die alte Treppe zum Monte Caprino hinansteigt, empfängt uns zur Rechten der Anblick einer Reihe Häuser, deren Fenster mit allerlei

Digitized by Google

Wäschstücken behangen sind, vor deren Thüren sich eine ziemlich zweideutige Bewohnerschaft tummelt und wo alsbald einige zerlumpte Kinder mit der Frage, ob wir den tarpejischen Felsen zu sehen wünschen, die gewöhnliche Bitte um einen Mezzo-Bajocco einleiten.

In dem Hofe des capitolinischen Museums empfängt uns zunächst die kolossale Statue des Rhenus oder irgend eines anderen Flußgottes, der bekannte Marforio. Man fand diese Statue bei dem Tempel des Mars auf dem Forum des Augustus und dieser Beziehung verdankt sie ihren aus Martis forum zusammengezogenen Namen. Marforio und der berühmte oder berüchtigte Pasquino, die althellenische Gruppe des Menelaos und Patroklus an der Piazza di Pasquino, sind oder waren in ihren witzigen Zwiegesprächen der Müller und Schulze der römischen Kladderadatsch-Politik. Der Volkswitz benutzte bekanntlich die beiden antiken Monumente — namentlich als Marforio noch in der nach ihm benannten Straße am Fuße des Capitols lag — als Anschlagsäulen für seine beißenden Fragen und Antworten über die Begebenheiten des Tages und hat sich für derartige Pasquinaden noch immer nicht erschöpft. Von den verschiedenen Witzworten und Wortspielen, die auf diesem Gebiete coursiren, fällt mir nur eins bei, das sich aber freilich nicht als prophetisch bewährt hat. Als im Jahre 1863 ein Regiment der französischen Besatzung zur Verstärkung des französischen Heeres nach Mexico abging und zuvor mit großer Feierlichkeit in der Peterskirche den päpstlichen Segen empfing, fragte Marforio: „Das Königreich Italien hat zwei Ducati gekostet — was wird Mexico kosten?“ Die Antwort lautete: „Einen Napoleon.“

Wir treten, ehe wir die Treppe hinansteigen, erst in den untern Raum des Museums und betrachten hier unter vielem Anderen die wunderschöne Statue eines opfernden Knaben und einige prächtige Sarkophage mit schönen Reliefs, hier eine Schlacht zwischen Römern und Galliern, dort die Geschichte des Achilles darstellend. An den Wänden der Treppe ist ein alter Plan der Siebenhügelstadt eingemauert, der vor einigen Jahrhunderten unter Tempeltrümmern an der Via sacra gefunden wurde. Er ist nur ein Bruchstück, aber für die Topographie des alten Roms jedenfalls von großer Wichtigkeit. Von hier treten wir in den ersten Saal und stehen vor der berühmten Statue des sterbenden Fechters, einem jener Originale, die wie die Gruppe des Laokoon oder des Apollo von Belvedere, nachdem sie uns durch tausendfache Copien längst bekannt sind, mit geheimnißvollem Zauber gefangen halten, als ständen wir vor dem lebendigen Leben selber, das wir seither nur im Abbild geschaut, als wären wir vom geschriebenen zum gesprochenen Wort, vom Liedestext zum Gesang gelangt. Die capitolinische Sammlung kann sich hinsichtlich ihres Reichthums mit der des Vaticans nicht messen, aber sie hat einige herrliche Meisterwerke, die wir unmittelbarer genießen können, weil wir uns nicht, wie im Vatican, von Massen fast erdrückt fühlen. Wir finden in diesem Saale unter andern noch das herrliche lockenumwallte Haupt Alexander's als Helios, den berühmten capitolinischen Antinous oder Hermes, eine Brutusbüste und zwei vorzügliche antike Copien berühmter Werke des Phidias und Praxiteles, eine Amazone und einen Faun. Eine Faunstatue aus purpurfarbigem Marmor bildet auch wieder den Mittelpunkt des nächsten Saales, um dieselbe sind verschiedene andere Statuen, Büsten und Köpfe gruppirt. Ein Sarkophag mit der Endymionsage, ein anderer mit einer Amazonenschlacht und mit trauernden Amazonen auf dem Deckel sind bekannte und gerühmte Alterthümer. In der Mitte des Hauptsaales erhebt sich ein Jupiter, umgeben von verschiedenen anderen Statuen olympischer und irdischer Persönlichkeiten und im Zimmer der sogenannten Philosophen finden wir außer ungefähr hundert Büsten mit theils zweifelhaften Namen berühmter Philosophen und Staatsmänner — darunter die echten Büsten des Scipio Africanus und Cato's des Censors — vorzügliche Reliefs an den Wänden und in der Mitte eine Statue von hohem Kunstwerthe, angeblich Marcus Marcellus, „das Schwert Roms,“ wie dieser größte Feldherr der Hannibalischen Kriege genannt wird, freilich nicht zu Roß und mit dem Schwert in der Hand, wie er bei Venusia seinen letzten Kampf kämpfte, sondern sitzend und in friedlicher Toga. Wir wenden uns unter den Büsten noch einmal zu Scipio und Cato und empfinden den charakteristischen bedeut-

samen Ernst dieser Köpfe wie einen Abschiedshauch des stolzen Bürgerstaats. Einige Schritte weiter und der Rubicon liegt hinter uns und wir wandeln unter Kaisern von Julius Cäsar bis Julianus Apostata u. s. w. Ihre Namen bezeichnen den Aufgang und Untergang des Kaiserreichs wie ihre Büsten in gleichem Bergab die Herbstblüthe und das Dahinwelken der Kunst. Was sich liebte und haßte, was sich begünstigte und hob, verfolgte, stürzte und mordete, was sich zu übertreffen suchte in der Tugend oder im Laster, alles steht hier friedlich neben einander, gleich marmorglatt und marmorkalt — lange Reihen von Helden und Statisten einer imposanten Weltbühne erheben ihre bleichen Häupter aus dem Grabe einer längst verwehten Zeit, als wollten sie die Nachwelt herausfordern, das Zeugniß der Geschichte, die sie als Götter oder Ungeheuer schildert, mit ihren Zügen zu vergleichen. In der Mitte thront die überaus schöne sitzende Statue der Agrippina. Eines der wenigen Tugendbilder ihrer Zeit erhebt sich das heroische Weib des Germanicus auch als Kunstwerk hoch über die Häupter ihres verderbten Geschlechtes. Da nahe bei ihr steht ihr Stiefvater Tiberius, der sie auf die Insel Pandataria verbannte, weil ihm ihre Tugenden im Wege waren; hier die prachtvolle Basaltbüste ihres Sohnes Caligula, deren Ausdruck, ein Gemisch von Genialität und Bosheit, die Geschichte nicht Lügen straft; dort ihre Tochter, die jüngere Agrippina, die nach der schamlosen Messalina die Gemahlin des Claudius wurde, nachdem sie vorher als Gattin des Ahenobarbus das Unglück gehabt, die Mutter eines Nero, ihres eigenen Mörders, zu werden. Die Büsten der Messalina, des Claudius, des Ahenobarbus, des Nero und seiner ebenbürtigen zweiten Gattin, der Poppäa, der er seine erste, die edle Octavia opfern mußte, bilden ihre nächste Umgebung, und so gruppirt sich um die erhabene Statue der älteren Agrippina das ganze Sodom ihrer Zeit. Auch in die nächsten Räume hinüber begleiten uns noch einige Kaiserbüsten, aber man läßt sich, neu und frei aufathmend und die düstern geschichtlichen Schatten bannend, von dem bogenspannenden Amor, der die eigentliche Perle der hier versammelten Schätze bildet, gern und ausschließend wieder für die Kunst allein gewinnen, die uns, nachdem wir im nächsten Zimmer noch die berühmte Mosaik der capitolinischen Tauben bewundert haben, schließlich in der Venus eine ihrer schönsten griechischen Blüthen bietet — vorausgesetzt, daß der Custode es für angemessen hält, uns deren für gewöhnlich geschlossenes Gemach zu öffnen.

Wir gehen wieder über den Capitolsplatz und treten nun auch in die Halle und den Hof des gegenüberliegenden Conservatoren-Palastes. Hier sind wir, von den Statuen des Cäsar und Augustus empfangen, augenblicklich wieder mitten in der römischen Geschichte. Im Hofe sind verschiedene interessante Alterthümer aufgestellt, im Hintergrunde eine stattliche Roma, der zwei, ihrer Hände beraubte Barbaren-Könige zur Seite stehen; auf der Seite eine Urne, die einst die Asche der älteren Agrippina enthielt, und in der Ecke eine bekannte, 1535 aufgefundene schöne Thiergruppe, ein Löwe, der ein Pferd überwältigt. An den Wänden eines kleineren Hofes sind alte Reliefs eingesetzt, die vielleicht ehemals den verschwundenen Triumphbogen des Marc Aurel geschmückt haben, denn sie zeigen uns diesen Kaiser, wie er den überwundenen Quaden und Marcomannen den Frieden bewilligt, wie er triumphirend in Rom einzieht und wie er auf dem Capitol den Göttern für seinen Sieg die üblichen Opfer darbringt. Ein anderes Relief auf der Treppe, das man auf der Stätte des Dioskurentempels am Forum aufgefunden hat, enthält eine Darstellung der bekannten Sage von dem patriotischen Opfertode des Marcus Curtius. Zwei andere Reliefs am Eingange des ersten Saales enthalten die Apotheose der Faustina, der Frau des Marc Aurel. Durch die Säle wandernd, verweilen wir besonders in einem der mittleren, wo die bekannten Bronzewerke, der Dornauszieher, die Wölfin des Romulus und Remus und der Brutuskopf aufgestellt sind. In einem anderen Saale stehen die Marmorstatuen einiger Päpste, in einem anderen die Statuen berühmter italienischer Feldherrn, wie des Alessandro Farnese und andere, und in einem vierten werden die Bruchstücke der die Staatsannalen enthaltenden Marmortafeln (fasti consulares) aufbewahrt, die man gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf dem Forum, auf der Stelle der ehemaligen Regia aufgefunden und durch einige später aufgefundene

Fragmente ergänzt hat. Unter den Fresken, womit diese Zimmer geschmückt sind, befinden sich Scenen aus dem Leben des Scipio, die als von Annibale Carracci herrührend bezeichnet werden.

Vor einigen Jahren erfreuten sich die Säle des Conservatoren-Palastes an gewissen Tagen der Woche eines ungewöhnlichen Besuchs der Einheimischen und Fremden, weil in ihnen die Opfergaben ausgestellt waren, welche die katholische Welt mit großem Eifer zu der für Pius IX. veranstalteten Lotterie beigesteuert hatte. Die Menge wurde nicht müde, die aus allen katholischen Ländern eingegangenen reichen Gaben anzustaunen und der Römer schien daraus das schmeichelnde Bewußtsein wieder aufzurichten, daß er noch immer Bürger einer weltbeherrschenden Stadt sei. Und wahrlich, wenn man die ansehnliche Sammlung von Kunst- und Schmucksachen überschaute, die reichen Spenden aus dem Palaste neben dem einfachen Scherflein aus dem Bürgerhause, das Geschmeide der Matrone neben dem einfachen Schmuck der Jungfrau, wenn man bedachte, daß diese hier gesammelten Opfergaben eine Frucht desselben Eifers waren, womit die katholische Welt zur Unterstützung des Papstes seit längerer Zeit zum Werke des Peterspfennigs beigesteuert hatte — durch welchen nach der Angabe des römischen officiellen Journals bis zum Beginn dieser Ausstellung allein schon 5,150,000 Scudi (27,688,000 Fres.) nach Rom geflossen waren, so mußte man im Stillen zugeben, daß der Triumph, womit die päpstlichen Organe in Bezug auf diese Erfolge von der Opferfreudigkeit der Glaubensunterthanen des Papstes sprachen, bis hierher wenigstens ein ziemlich brillantes Zeugniß hinter sich hatte. „Diese auf dem Capitol niedergelegten Zeugnisse der Treue und Ergebenheit, die der Papst aus allen Theilen der Welt empfangen hat" — in diesen Worten faßte eines dieser Organe seinen Bericht zusammen — „beweisen sonnenklar, daß der Triumph, welchen das Papstthum über die Leidenschaften unseres Jahrhunderts davongetragen hat, größer ist als derjenige der Consuln und Kaiser des Alterthums, die mit Trophäen besiegter Völker zum Capitol hinanstiegen."

Ueber
Spectralanalyse.

Unter der großen Zahl von wichtigen Erfindungen und Entdeckungen, durch welche sich gerade unser Jahrhundert so hervorragend vor allen seinen Vorgängern ausgezeichnet hat, nimmt die Spectralanalyse schon jetzt den höchsten Rang ein, obgleich ihr Alter kaum erst ein einziges Decennium zählt. In dieser jugendlichen Frühe beherrscht sie schon Erde und Himmel, und bewährt auf allen ihren Forschungswegen eine so eminente geistige Reife, eine so zuverlässige Ruhe und Sicherheit im Fortschritte, daß wir sie gewiß bald als die vollendetste Meisterin all unseres Wissens und Könnens begrüßen werden. Sie hat der gesammten Chemie, Physik und Astronomie ein weites Gebiet ganz neuer Forschungsquellen eröffnet; durch sie sind viele Methoden der Naturkunde ins Leben gerufen, welche weit schneller und sicherer zum Ziele führen als die älteren; durch ihre geistige Klarheit und Schärfe ist wiederum ein ganzes Heer von Aberglauben und Hypothesengebilden gründlich aus dem Felde geschlagen; sie war es, welche der Photographie und der Telegraphie, ihren jüngsten Strebgenossinnen, die höhere Weihe verliehen hat, wodurch sie sich der Himmelskunde erst wahrhaft dienstbar machen konnten. Wir müssen sie hochstellen und bewundern, wie die Mechanik der Welt der Welten, welche durch Copernicus, Kepler und Galilei ihre erste wissenschaftliche Begründung erhielt, aber erst durch den genialen Newton ihre staunenswerthe Vollendung bekam, so daß sie nicht blos den genannten Männern, sondern auch allen nachfolgenden großen Geistern, wie Lagrange, Laplace, Gauß und Bessel, zur Werkstatt und Heimath der Unsterblichkeit gedient hat; denn sie gewährt uns gerade das, was jene seit Jahrhunderten vergeblich ersehnt hat. Durch die glückliche Vereinigung beider erlangte die Astronomie ihren höchsten Glanz, ihren Abschluß als wissenschaftliches Ganzes. Beantwortet die eine alle Fragen, welche sich auf Gestalt, Größe, Lage und Bewegung der Himmelskörper beziehen, mit staunenerregender Schärfe, so ist die andere auf dem geradesten Wege, völ-

lig befriedigende Aufschlüsse über die Stoffe und die physische Natur der Welten ebenso exact geben zu können. Jene ist fertig, während diese noch mitten in ihrer Entwicklung steht, aber dabei eine Kraft des muthigen Fortschritts zeigt, wie sie bisher noch nie erlebt worden ist. Das wunderbar rasche Werden und Aufblühen dieser

Robert Bunsen.

neuen Forschungsmethode erklärt sich einmal schon aus dem hohen Bildungszustande aller Naturwissenschaften und aus der Vortrefflichkeit der Verbindungsmittel für die geistige Gemeinschaft aller Nationen, dann aber auch aus dem sehr glücklichen Umstande, daß dieselbe gleich bei ihrer Geburt in die Hand der genialsten Köpfe kam, welche ihre bedeutungsvolle Wichtigkeit sogleich klar und ganz erkannten, und sie so den gleichgesinnten Fachmännern zum eifrigen Weiterbau überlieferten. Bunsen und Kirchhoff waren die ersten Begründer der Spectralanalyse, welche sich damit ein wissenschaftliches Denkmal der Unsterblichkeit setzten. Kirchhoff ersann die Theorie und deutete auf die astronomische Anwendung der neuen Methode. Da gesellte sich in kurzer Zeit eine große Reihe der scharfsinnigsten, strebsamsten Beobachter hinzu. Unter diesen zeichneten sich vor Allen Huggins und Secchi meisterhaft aus. Die Porträts dieser großen Männer entnehmen wir dem soeben erschienenen ausgezeichneten Werke: „Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Gemeinfaßlich dargestellt von H. Schellen

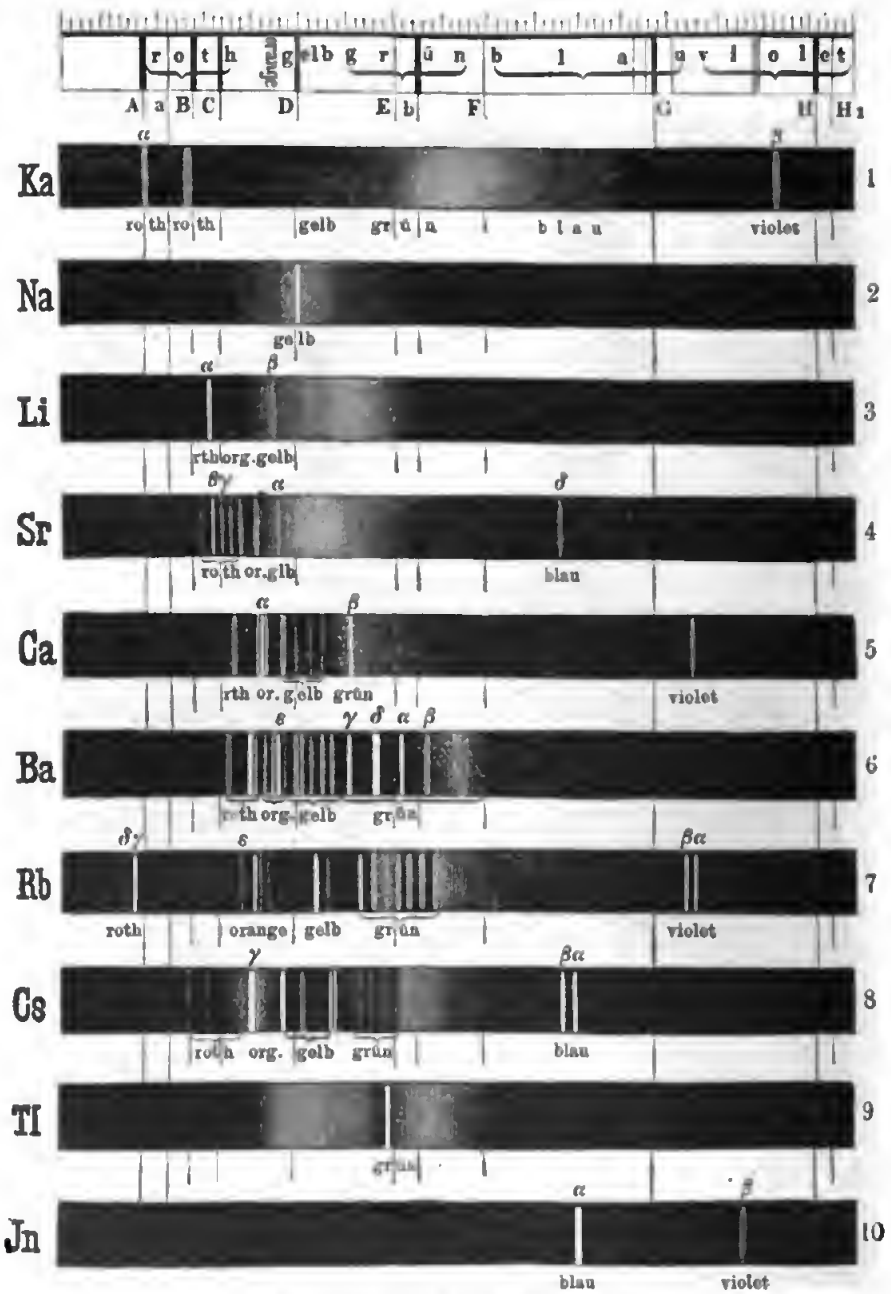
Mit 158 Figuren in Holzschnitt, 2 farbigen Spectraltafeln und 4 Porträts. Braunschweig, George Westermann," bei dem wir noch verweilen wollen, weil wir uns recht oft darauf beziehen werden.

Das Buch führt seinen Lesern in anziehender, leichtfaßlicher Schreibweise Alles vor, was zum Erkennen des ganzen Wesens der Spectralanalyse und ihrer Anwendung erforderlich ist. Es zeigt, was in der Sache schon jetzt geleistet worden ist, und zu welchen Hoffnungen dieselbe berechtigt. Es will dem denkenden großen Publicum dienen und den hochwichtigen Gegenstand zur klaren Anschauung und zur richtigen Erkenntniß bringen. Das ist eine gar schwierige Aufgabe, aber es löst dieselbe ganz vortrefflich. Der Verfasser legte den Grund zu seiner Arbeit durch eine Reihe von Vorlesungen, welche er vorigen Winter in dem „Vereine für wissenschaftliche Vorträge" zu Köln öffentlich vor einem gebildeten großen Zuhörerkreise gehalten hat, bei dem er weder Physik noch Chemie voraussetzen durfte; es fehlt also dem Werke die populäre Grundlage nicht. Dies zeigt sich nun aber sowohl in dem Inhalte, wie auch ganz besonders in den Illustrationen. So giebt es z. B. Abbildungen von den verschiedenen Spectren mit einer solchen Farbenpracht und mit so fein und scharf gemessener Genauigkeit, daß man glauben könnte, das farbige Licht der schönen Natur selbst vor Augen zu haben. Wir müssen gestehen, daß wir den Gegenstand noch nie so schön und naturgetreu abgebildet gesehen haben. Doch sind auch alle übrigen Illustrationen in gleicher Weise ausgezeichnet. Wir werden im Laufe unserer Betrachtung Gelegenheit nehmen, einige

Gustav Kirchhoff.

davon zur Anſchauung zu bringen. — Vor etwa zwanzig Jahren, als der elektriſche Telegraph die vorbereitenden Phaſen bis zu ſeiner praktiſchen Vollendung durchgemacht hatte, gab der Verfaſſer eine mit ungetheiltem Beifall aufgenommene ausführliche Schrift über den elektriſchen Telegraphen heraus, und in ganz ähnlicher Weiſe thut er es hier mit der Spectralanalyſe; ein Beweis, daß derſelbe ſein literariſches Thema immer recht zeitgemäß zu wählen verſteht. Aber auch in vielfach anderer Art hat der Verfaſſer an den Tag gelegt, daß er ſeine Zeit begreift und ſeine Kräfte gern dazu benutzt, damit dies Verſtändniß auch allgemein nutzbar werde. Er ſteht als Gelehrter auf der Höhe der Wiſſenſchaft, aber er verſchmäht es nicht, ſondern ſieht es ſogar als ſeinen ſchönſten Beruf an, ſich herabzulaſſen, damit ſein Wiſſen zum Gemein-

Fig. 1.



Spectraltafel nach Kirchhoff und Bunſen.

gut aller denkenden Menschen werde. Darum liegt in der Art, den Gegenstand gründlich und dabei doch populär zu behandeln, ein ganz besonderer Reiz für den Leser; er wird zum Nachdenken veranlaßt und nirgends mit schönen Redensarten abgespeist.

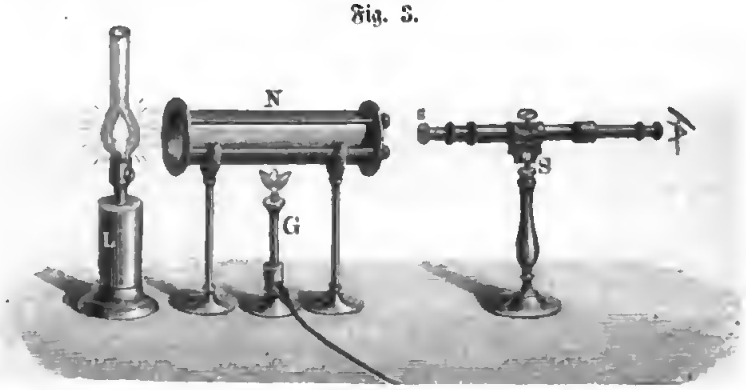
Indem wir nun in unserer Betrachtung einen Schritt weiter gehen, möchte es für diejenigen unserer Leser, welche noch gar keine bestimmte Vorstellung von der Spectralanalyse haben sollten, nöthig sein, einige Grundzüge davon mitzutheilen. Wenn das Licht der Sonne durch geschliffene Glasprismen geht, so löst es sich in ein regenbogenfarbenes Bild auf, welches schon den Alten bekannt war, und von ihnen den Namen Farbenspectrum erhalten hat. Dieses Spectrum kann subjectiv und objectiv vom Beobachter empfunden werden, je nachdem die farbigen Lichtstrahlen hinter dem Prisma unmittelbar ins Auge gelangen, oder erst auf einer Hinterwand aufgefangen werden, um von hier aus durch Reflex zu unserem Bewußtsein zu kommen. Newton war der Erste, welcher diesem schönen Lichtbilde als Naturforscher seine Aufmerksamkeit zuwandte und zu der Ueberzeugung gelangte, daß das weiße Licht sich durch Strahlenbrechung in seine verschiedenen farbigen Bestandtheile zerlege; er bestimmte mit großer Schärfe die verschiedenen Brechungsfactore für alle Lichtfarben, und baute aus den Resultaten seiner Untersuchung die Farbenlehre auf, welche ein ganzes Jahrhundert

Fig. 2.

Die Kohlen des elektrischen Lichtes.

hindurch bewundert wurde, aber in unſerer Zeit vielfach angegriffen und der Vibrationstheorie entſprechend umgewandelt worden iſt. Fraunhofer, welcher dem Spectrum des Sonnenlichtes eine große Aufmerkſamkeit ſchenkte und daſſelbe ſogar mit

Fig. 3.



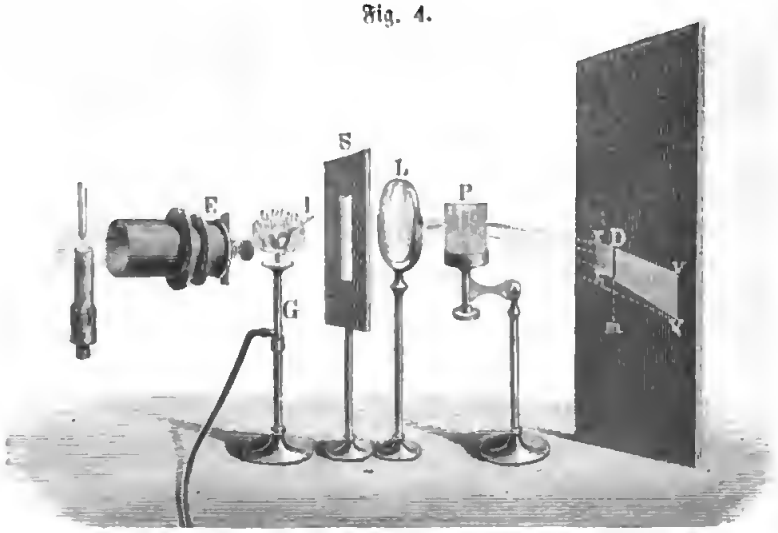
Umkehrung der Natriumlinie (direct geſehen mit Spectroſkop).

Hülfe des Fernrohrs und ſehr feinen Winkelmeßapparaten unterſuchte und ausmaß, fand darin dunkele Sonderungslinien und zwar in einer ſolchen Anzahl, daß er nahe an ſechshundert zählte. Das erweckte großes Aufſehen und vielfache Wiederholung

Spectra von irdiſchen Lichtquellen ſelten oder nie die Fraunhofer'ſchen dunkeln Linien zeigten und daß der angezündete Spiritus, in welchem etwas Kochſalz aufgelöſt war, ſogar nur ein einfarbiges, gelbes, kleines Spectrum gäbe. Da nahmen vor etwa elf Jahren Bunſen und Kirchhoff ſich der Sache an und führten ſie wunderbar raſch weiter.

Auf dem Wege ſehr eifrig betriebener Verſuche gewannen ſie bald die feſte Ueberzeugung, daß jeder in Gasform glühender Stoff ein beſonderes nur ihm eigenthüm-

Fig. 4.



Umkehrung der Natriumlinie (auf dem Schirme projicirt).

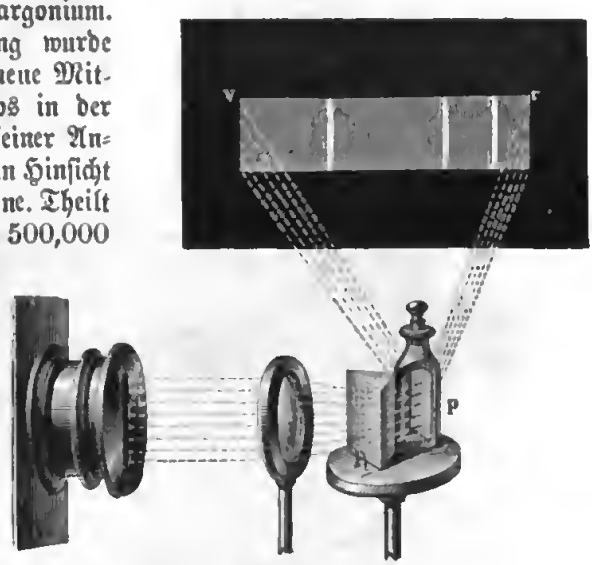
der Beobachtung. Brewſter fand ſogar zweitauſend ſolcher Fraunhofer'ſchen Sonderungslinien. Das Ganze wurde als Thatſache feſtgeſtellt und auf das ſorgfältigſte ausgemeſſen im Bilde dargeſtellt. Die Frage nach der Urſache dieſer dunkeln Linien blieb aber anfangs ganz unbeantwortet. Brewſter und Andere bemerkten ſchon, daß die

liches Spectrum gäbe und zwar ſo genau, daß man umgekehrt aus dem Farbenſpectrum mit Beſtimmtheit wieder auf den Stoff zurückſchließen konnte. Sie ſäumten daher nicht, ſich ein bildliches, ſcharf gemeſſenes Verzeichniß von den Spectren der Stoffe anzufertigen, um mit dieſer Hülfe den Inhalt zuſammengeſetzter Stoffe zu zerlegen.

Damit war der Anfang zu einer ganz neuen qualitativen chemischen Analyse gemacht, welche sie sehr passend mit dem Namen Spectralanalyse benannten. Mit unglaublicher Geschwindigkeit arbeiteten sie ihre neue Methode mehr und mehr aus und hatten sogar das große Glück, damit zwei bisher ganz unbekannte einfache Stoffe, die Metalle Cäsium und Rubidium, aufzufinden. Das war ein gewaltiges Ereigniß für die Chemiker! Von allen Seiten griff man zu, die neue Analyse näher kennen zu lernen und dieselbe als wirkliches Forschungsmittel praktisch zu verwerthen. Durch diese gemeinsamen Arbeiten entdeckte man noch drei bisher unbekannte einfache Stoffe, das Thallium, Indium und Jargonium. Der Jubel und die Begeisterung wurde nun unbeschreiblich groß. Das neue Mittel bewährte sich aber nicht blos in der Einfachheit und Geschwindigkeit seiner Anwendung, sondern übertraf auch in Hinsicht der Feinheit alles vorher Dagewesene. Theilt man z. B. ein Pfund Kochsalz in 500,000 gleiche Theile, so heißt ein solcher Theil ein Milligramm; davon kann der Chemiker mit seiner feinsten Wage noch eine Wahrnehmung haben, aber er steht dann auch an der äußersten Grenze der Bestimmung. Denkt man sich nun jenes Milligramm nochmals in drei Millionen gleiche Theile getheilt, so vermag die Spectralanalyse das Vorhandensein eines solchen kleinen Theiles noch klar zur Wahrnehmung zu bringen. Mit einer solchen Thatsache waren alle Männer von Fach für den Gegenstand gewonnen, begeistert. Wir geben in Figur 1 aus dem genannten Werke eine Zusammenstellung von den zehn Spectren für Kalium, Natrium, Lithium, Strontium, Calcium, Barium, Rubidium, Cäsium, Thallium und Indium, wobei das darüber gezeichnete Sonnenspectrum zur Richtschnur dient.

Die festen, flüssigen und luftförmigen Stoffe bis zur höchsten Gluth erhitzen zu können, war indeß die Grundbedingung der ganzen Spectralanalyse. Man schaffte aber auch hier Rath. Bunsen vervollkommnete seinen Gasbrenner, man benutzte das Magnesiumlicht, das Drummondslicht, den elektrischen Funken, das elektrische Kohlenlicht, und sann überall auf Mittel, die höchsten Grade der Hitze und des Leuchtens zu erzielen. Dabei ruhte man aber auch nicht eher, als bis man über den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung vollständig im Klaren war. Wir geben unseren Lesern in Figur 2 ein vergrößertes mikroskopisches Bild von den elektrischleuchtenden Kohlenspitzen. Daraus erkennt man sogleich, daß das intensivste Licht von den weißglühenden Kohlen ausstrahlt und der zwischen den Kohlenspitzen in der Luft hin- und herflackernde Lichtbogen, der sogenannte elektrische Flammenbogen, verhältnißmäßig wenig leuchtet. Dagegen sieht man klar,

Fig. 5.



Wirkung des Doppelprismas.

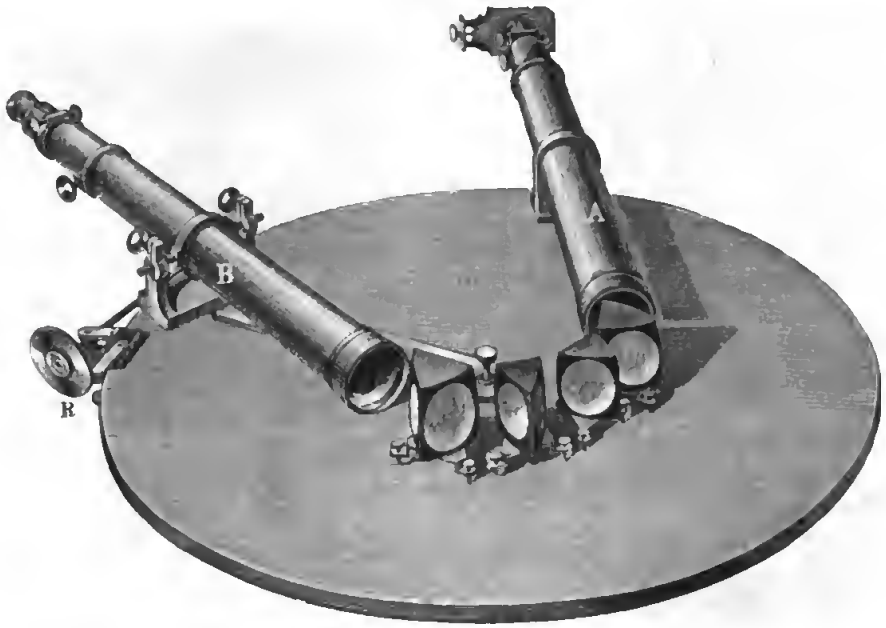
wie die eine Kohlenspitze sich auf Kosten der andern vergrößert, auch zeigen sich Kügelchen von schmelzender Kieselerde, welche selbst in den gereinigten Kohlenstäbchen selten fehlen und der Bewegung des Lichtbogens eine störende Unbeständigkeit geben, da sie selbst nicht glühen, und die Wirkung des Lichtes schwächen.

Für die sämmlichen chemischen Voruntersuchungen, oder, was dasselbe besagen will, für die qualitative Analyse war nun ein ganz neuer, viel leichter und schneller zum Ziele führender Weg aufgefunden, dessen Werthe man volle Anerkennung zu Theil werden ließ, dessen praktische Ausnutzung aber nicht in gleichem Maße folgte, weil die Gewohnheit an die langgeübte alte Methode eine gar zu starke anziehende Kraft besaß. Allmälig scheint dies aber besser

zu werden, seitdem die neue Methode mehr in die Hand der jüngeren Chemiker kommt, denen das Princip des Fortschritts in eben dem Maße mehr am Herzen liegt, als den guten Alten die conservativen Grundsätze aufzugeben sehr schwer fällt. Doch kam sehr bald noch eine neue Entdeckung hinzu, welche den Wirkungskreis der Spectralanalyse noch unendlich erweiterte, und ihr da eine chemische Thätigkeit anwies, wo man sie bisher geradezu für unmöglich gehalten hatte.

Man hatte nämlich schon lange die Vermuthung ausgesprochen, daß zwischen dem Verschlucken und Aussenden von Licht- oder Wärmestrahlen bei ein und demselben Stoffe ein gewisses Zahlengesetz stattfinden müsse, und war auf mancherlei Hypothesen gekommen, welche die Thatsachen zu einem System verknüpfen sollten, ohne jedoch zu einem befriedigenden Resultate zu kommen. Da brachte Kirchhoff mit einem Schlage Licht in dies unergründliche Dunkel. Seine im Jahre 1860 darüber veröffentlichte Arbeit ist eine Epoche machende große geistige That, es ist gerade Das, was man mit Newton's Princip der allgemeinen Gravitation von einerlei hoher Bedeutung halten kann. Diese Arbeit macht das Verhältniß zwischen dem Emissions- und dem Absorptionsvermögen der Körper für Licht und Wärme klar, und zwar durch den ewig denkwürdigen einfachen Satz: „Das Verhältniß zwischen dem Emissionsvermögen und dem Absorptionsvermögen einer und derselben Strahlengattung ist für alle Körper bei derselben Temperatur dasselbe.“ Aus diesem Princip fließt als bloße natürliche Folge die Erklärung der Umkehrung der Spectra, und was unmittelbar damit im Zusammenhange steht, die endliche wirkliche Erklärung der Fraunhofer'schen dunkeln Linien im Sonnenspectrum. Wir gehen sogleich zu einem Beispiele über, wodurch der Sinn dieses Princips anschaulicher

Fig. 6.



Kirchhoff's Spectroskop von Steinheil.

wird. Der glühende Natriumdampf giebt für sich allein ein Spectrum, welches aus einer hellen orangegelben Doppellinie besteht; er strahlt also nur gelbes Licht aus. Läßt man nun aber das weiße Licht der Sonne, oder das elektrische Kohlenlicht, oder das Drummondslicht durch die Natriumdämpfe gehen, so löscht das hinzugekommene stärkere Licht die gelbe Doppellinie des Natriums aus, und es entsteht ein vielfarbiges Spectrum, in welchem die Natriumlinien dunkel erscheinen. Es werden nämlich die Natriumdämpfe die ihrer Ausstrahlung entsprechende gelbe Farbe absorbiren. Der Apparat, welcher zu diesem Versuche gehört, ist in Fig. 3 (Fig. 54 nach dem Schellen'schen Werke) anschaulich

gemacht. S ist das Spectroskop mit dem im Inneren angebrachten Glasprisma, N ist ein luftleer gemachter Glascylinder mit Glasplattenverschluß, der in seinem Inneren ein Stückchen Natrium trägt, L ist eine recht klar und weiß brennende Zimmerlampe, G eine Gas- oder Spirituslampe,

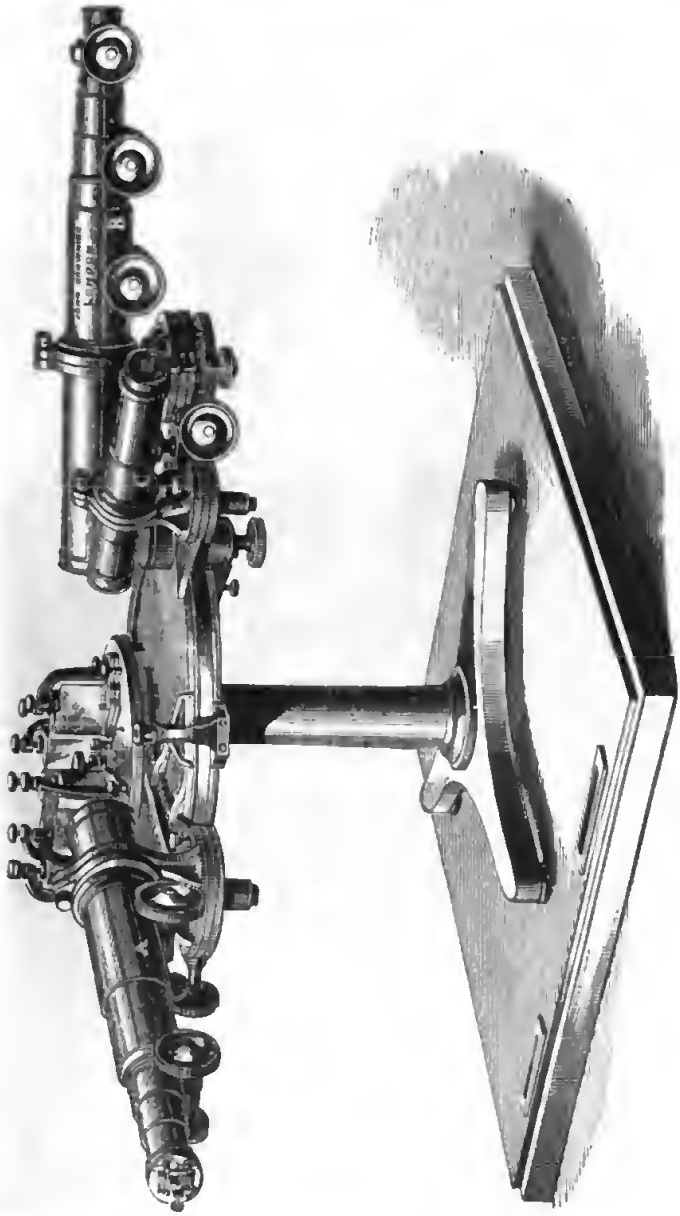


Fig. 7. Großes Spectroskop der Kew-Sternwarte.

welche zum Erwärmen des Natriums dient. Ohne L würde das Auge durch S nur die gelbe Doppellinie der Natriumdämpfe in N sehen, sowie dasselbe ohne N von L aus ein ungestörtes Farbenspectrum zur Wahrnehmung bekäme; in dem Augenblicke aber, wo N zwischen S und L gebracht wird, sind sofort die vorigen gelben Linien ausgelöscht. Mit Lithium, Kalium u. s. w. gelingen die Versuche auf ganz ähnliche Weise. Da nun hier die hellen Farben von Natrium, Lithium, Kalium u. s. w. durch ein kräftigeres Licht in ein farbloses Dunkel verkehrt werden, so nannte Kirchhoff das ganze Phänomen sehr passend „die Umkehrung des Spectrums." Fig. 4 ist der Apparat, um das objectiv zur Darstellung zu bringen, was wir mit Hülfe von Fig. 3 subjectiv wahrgenommen haben. Der ganze Vorgang der Umkehrung einer hellen Spectrallinie in eine dunkele beruht also nur auf der verhältnißmäßigen Größe der Absorptionskraft und der compensirenden Emis-

sionskraft des absorbirenden Dampfes; je größer die erstere und je kleiner die letztere ist, je größer ferner die Lichtstärke des weißglühenden Körpers ist, desto dunkler erscheinen die umgekehrten Linien.

Damit war nun aber auch mit einem Schlage das Räthsel der Fraunhofer'schen dunkeln Sonderungslinien im Sonnenspectrum gelöst, woran fünfzig Jahre lang sich die hervorragendsten Gelehrten vergebens abgemüht hatten. Das Werk von Schellen weiß gerade diesen Punkt mit besonderer Klarheit zum Verständniß zu bringen. Es zeigt in Fig. 5, wie durch die Anwendung von zwei Prismen das Spectrum ein viel längeres werden müsse und daher die dunkeln Linien kräftiger zum Vorschein kommen lasse. Auch giebt dasselbe in Fig. 6 die Abbildung von dem Kirchhoff'schen sehr berühmt gewordenen Spectroskop mit vier Prismen, von denen drei einen brechenden Winkel von 45 Grad hatten, das vierte einen von 60 Grad besaß; jedes dieser Prismen war auf einen kleinen messingenen Dreifuß gekittet, und konnte auf einer horizontalen eisernen Platte leicht in die richtige Lage gebracht werden; das Rohr A war der Sonne zugekehrt, trug die zu regulirende Spaltöffnung mit dem Vergleichsprisma, während B das stark vergrößernde Fernrohr war, womit man die aus dem letzten Prisma austretenden sehr stark divergirenden Strahlen des Sonnenspectrums auf das schärfste beobachten konnte; mit Hülfe der Mikrometerschraube R und einer Kreiseintheilung wird die genaue Feststellung und die Messung durchgeführt. Auf der Sternwarte zu Kew hat man ein ähn-

William Huggins.

liches, aber viel großartiger eingerichtetes Spectroskop mit neun Prismen. Davon wird aus dem Schellen'schen Werke ebenfalls eine vortreffliche Abbildung in Fig. 7 gegeben, auch wird in Fig. 8 der Gang der Strahlenbrechung von dem Auffangerohre A bis zum Fernrohre B anschaulich gemacht. Mit diesen Apparaten hat Kirchhoff auf das fleißigste die Sonne beobachtet, und ist mit denselben zu Resultaten gekommen, welche ihn zu einer ganz neuen Ansicht über die physische Beschaffenheit der Sonne geführt haben. Nach ihm besteht die Sonne aus einem festen oder tropfbar flüssigen, in der höchsten Glühhitze befindlichen Kerne, welcher, wie alle weißglühenden festen oder flüssigen Körper, alle möglichen Arten von Lichtstrahlen aussendet und daher für sich allein ein continuirliches Spectrum ohne dunkle Linien geben würde. Dieser weißglühende centrale Kern ist aber mit einer Atmosphäre von niedrigerer Temperatur umgeben, in welcher sich wegen der hohen Hitze des Kernes viele Stoffe, aus denen derselbe zusammengesetzt ist, in Form von Gasen und Dämpfen befinden. Die vom Kerne ausgehenden Lichtstrahlen müssen daher, bevor sie zu uns gelangen, durch diese Atmosphäre hindurchgehen, und jeder Dampf löscht aus dem weißen Lichte alle Strahlen aus, welche er im glühenden Zustande selbst ausstrahlen kann. Die Spectralbeobachtung belehrt uns nun, daß die Natrium-, Calcium-, Eisenstrahlen u. s. w. ausgelöscht sind, folglich müssen die Dämpfe von Natrium, Eisen, Kalium, Calcium, Barium, Magnesium, Titan, Chrom, Nickel, Kobalt, Wasserstoffgas und wahrscheinlich auch Zink, Kupfer, Gold in der Sonnenatmosphäre, und die

P. Angelo Secchi.

Stoffe selbst im Kerne der Sonne vorhanden sein. Die Sonne ist daher aus denselben Substanzen wie unsere Erde zusammengesetzt.

Wenn es nur möglich wäre, das weiße Licht des Sonnenkernes auf irgend eine Weise zu beseitigen, so daß die glühenden Dämpfe der Sonnenatmosphäre mit dem Spalt des Spectroskops allein aufgefangen werden könnten, so müßten die dunkeln Linien im Spectrum verschwinden und dafür die entsprechenden farbigen Strahlen an den Platz treten. Man machte sich daher Hoffnung, daß die auf den 18. Aug. 1868 fallende totale Sonnenfinsterniß eine pas-

Fig. 8.

Gang eines Lichtstrahls durch neun Prismen.

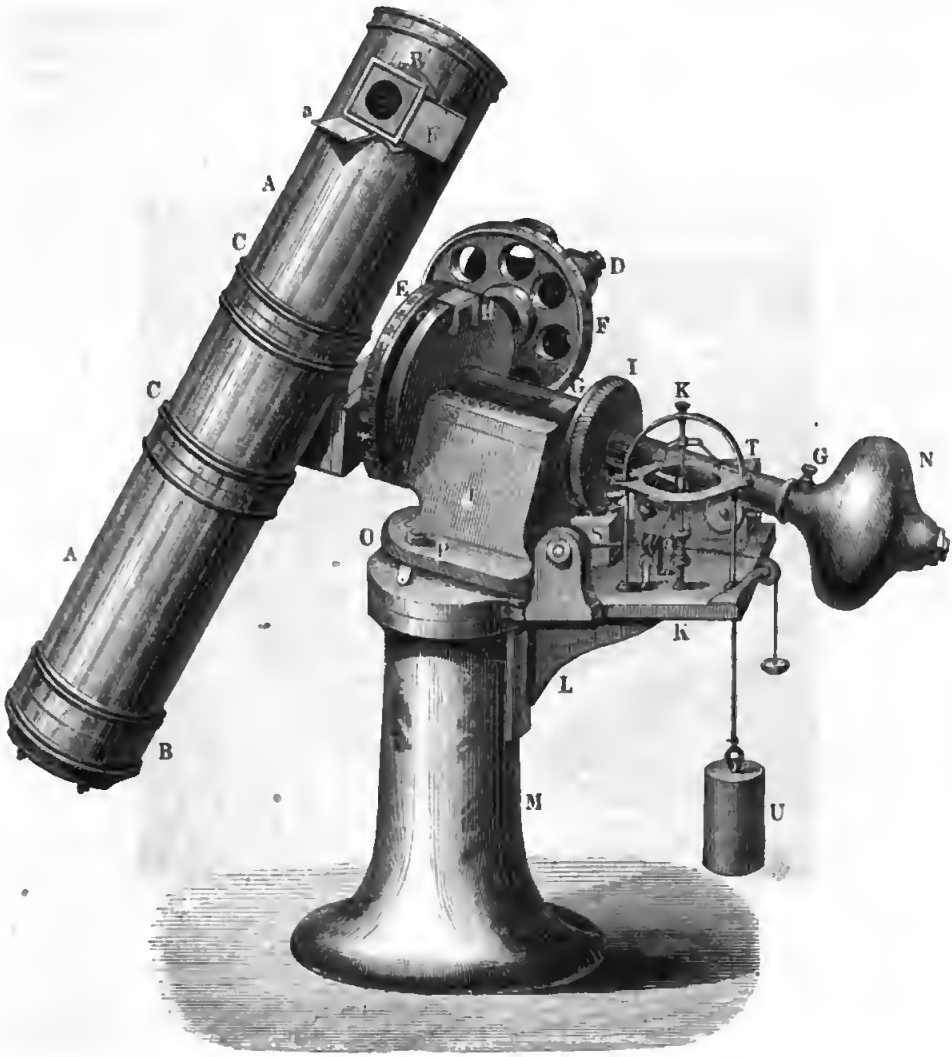
sende Gelegenheit geben würde, diese Sache zur Entscheidung zu bringen. Schellen's Werk ist nun gerade in Bezug auf dies Ereigniß recht ausführlich, und das mit Recht, da gerade hierin die Spectralanalyse die schönsten Triumphe errungen hat. Denn im Augenblicke, wo mit dem Verschwinden des directen Sonnenlichts die totale Finsterniß ihre Herrschaft begann, waren auch zugleich alle Fraunhofer'schen Linien im Sonnenspectrum verschwunden. Die Freude hierüber läßt sich kaum beschreiben! Sie sollte aber doch nicht ganz vollkommen sein, man konnte nämlich gar keine Spur von den für die dunkeln an den Platz tretenden hellen Linien im Spectrum auffinden. Es wäre indeß sehr übereilt, daraus schon einen Schluß auf die Unrichtigkeit der Kirchhoff-

schen Theorie machen zu wollen. Man kann nur sagen, die dampfförmige Sonnenatmosphäre habe nicht den Grad der Hitze, um die Umkehrung im Farbenspectrum bewirken zu können und zwar wegen der großen Entfernung von zwanzig Millionen Meilen von unserer Erde. Auch berechtigt die tiefe Schwärze der Fraunhofer'schen Linien zu der Folgerung, daß die Differenz zwischen den Temperaturen des Sonnenkerns und der ihn umgebenden absorbirenden Dampfatmosphäre sehr bedeutend sein müsse. Und sollte sich auch aus anderen Gründen ergeben, daß die Annahme eines festen oder flüssigen glühenden Sonnenkerns nicht ganz haltbar sei, so bleibt dennoch die Kirchhoff'sche Erklärung der Fraunhofer'schen Linien und der Nachweis des Vorhandenseins von denselben Elementen in der Sonne, wie sie auf der Erde vorkommen, ganz unangefochten.

Man hatte auch die Wirkung des Wasserdampfes und des Wasserstoffgases auf das Spectrum erkannt und gewann allmälig die Ueberzeugung, daß die Sonnenatmosphäre Spuren davon an den Tag lege, besonders in der Nähe der Sonnenflecken. Dadurch kamen nun auch diese in genauere Untersuchung, und es gewährt ein großes Interesse, das Werk von Schellen darüber nachzulesen, denn es bringt von Nasmyth, dem berühmten Erfinder des Dampfhammers, und dem sorgfältigsten Beobachter der Sonnenflecken, von dem Pater Secchi, von Warren de la Rue u. A. eine Reihe der vorzüglichsten Photographien dieser räthselhaften Erscheinungen der Sonne. Kirchhoff, Spörer u. A. sind durch wiederholte Beobachtung und Erwägung zu der Ansicht gekommen, daß die Sonnenflecken wolkenartige Condensationen in der Sonnenatmosphäre sind, welche durch Wärmeausstrahlung auf ähnliche Art entstehen, wie sich in der Erdatmosphäre der Wasserdampf zu Nebel und Wolken gestaltet. Sie behindern das Sonnenlicht dort wie diese auf der Erde bei dem Durchgange durch die Atmosphäre, und können in den Zustand der Wiederauflösung oder der stärkeren Verdichtung gerathen, je nachdem wärmere oder kältere Gasströme darauf wirken. Nach den Spectralbeobachtungen von Secchi, Huggins und Lockyer sind die Flecken aus mehreren über einander geschichteten Stoffen zusammengesetzt, so daß Wasserstoff die

höchste Schicht bildet, darunter kommt Wasserdampf, dann Magnesium und Natrium und die undurchsichtigsten untersten Schichten sind Calcium- und Eisendämpfe. Doch ist dieser Theil der Untersuchung eben erst im Entstehen begriffen, man darf also noch keine endgiltige Folgerungen daraus ziehen.

Fig. 9.

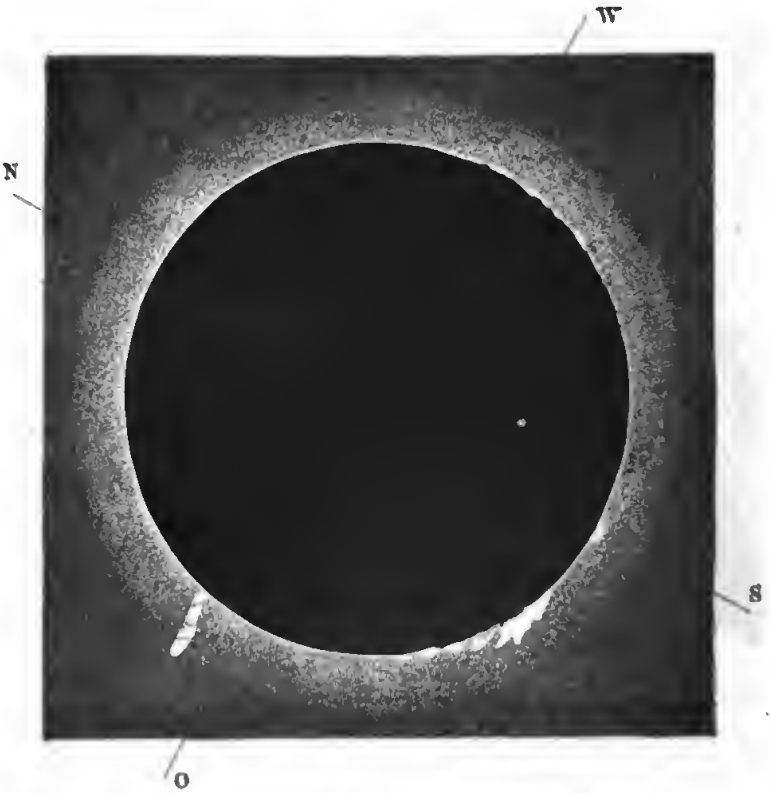


Browning's photographisches Teleskop.

Seit etwa zwanzig Jahren erregten die bei totalen Sonnenfinsternissen zum Vorschein kommenden Protuberanzen die allergrößeste Aufmerksamkeit der Astronomen. Der Zweifel, ob diese rosenfarbenen wolkenartigen Hervorragungen über die dunkele Scheibe der Verfinsterung dem Monde oder der Sonne angehörten, wurde mit ganzer Bestimmtheit zu Gunsten der letzteren entschieden. Bei der am 18. Juli 1860 eintreffenden Finsterniß hatte man die Beobachtungsapparate gerade für diesen Zweck schon wesentlich vervollkommnet, so daß man sogar vortreffliche photographische Abbildungen davon erreichte; was indeß die Frage über das Wesen der Protuberanzen betraf, so kam man in ihrer Beantwortung nicht über hypothetische Vermuthungen hinaus. Man war daher um so gespannter, ob bei der 1868 eintreffenden Sonnenfinsterniß die Spectralanalyse nicht befriedigendere Aufschlüsse geben würde. Die dazu erforderlichen Instrumente wurden auf das vollkommenste angefertigt und überhaupt Alles parat gehalten, damit die Beobachtung auch hierin eine entscheidende werden konnte. Unser Werk giebt in Figur 9 eine Abbil-

dung von dem dabei benutzten photographischen Teleskop Browning's, welches haarscharf die scheinbare Bewegung der Sonne mitmachte und dadurch den Stillstand des Bildes bewirkte, wie es zu einer genauen bildlichen Aufnahme nöthig war. Die Abbildungen 10 und 11 sind Bilder dieser Sonnenfinsterniß, in denen die im Verlaufe der Totalität beobachteten Protuberanzen vereinigt worden sind. Figur 10 (Fig. 85 des Schellen'schen Werkes) vereinigt die zu

Fig. 10.



Vereinigung der beobachteten Protuberanzen zu einem Gesammtbilde.

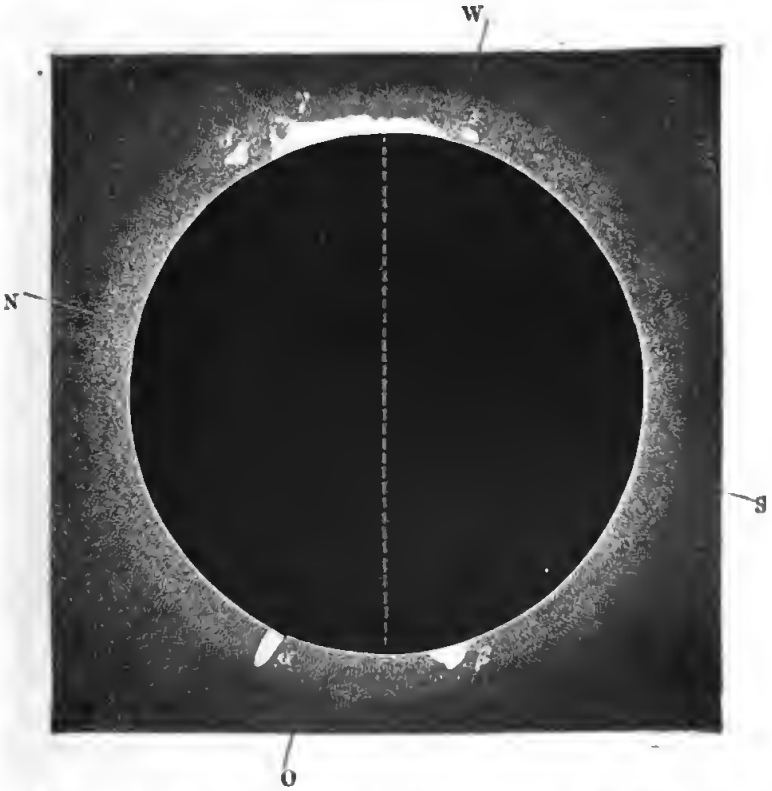
Aden erhaltenen photographischen Einzelbilder; Figur 11 (Fig. 90 Schellen) zeigt die viel später gemachten Beobachtungen zu Mantowaloc-Kekee, in der Nähe von Manila. Die Spectralanalyse erzielte aber noch größere Erfolge. Dadurch wurde es zu einer wirklichen Thatsache, daß die Protuberanzen glühende Gasmassen sind, in denen Wasserstoff vorherrscht, daß sie den ganzen Sonnenkörper einhüllen, oft in weiten Strecken mit niedriger Erhebung, oft aber auch in einzelnen Anschwellungen bis zu 20,000 Meilen Höhe. Diese Protuberanzen konnte man ursprünglich immer nur bei totalen Sonnenfinsternissen sehen,

und beklagte es sehr, daß man dies reizende Schauspiel nur so selten und so kurze Zeit genießen konnte. Es erregte daher nicht wenig Staunen, als J. Norman Lockyer im October 1866 der Royal Society zu London anzeigte, er habe eine Methode erfunden, um das Spectrum der Protuberanzen bei jedem offenen Sonnenscheine beobachten zu können. Die erste Anwendung dieser neuen Beobachtungsmethode fiel aber wenig günstig aus. Als Janssen die Protuberanzen in Indien bei der letzten Sonnenfinsterniß mit ganzer Hingebung beobachtet hatte, und man es beklagte, daß man diesen schönen Genuß nicht öfter und länger haben könne, rief er aus: „Je reverrai ces lignes là en dehors des éclipses!“ und ruhte nun nicht eher, als bis er dies wirklich erreicht hatte. Der 18. August 1868 zeigte die offene Sonne wenig oder gar nicht. Am 19. August war Janssen schon vor Tagesanbruch aufgestanden, um den Sonnenaufgang zu beobachten. Kaum stand aber die Königin des Lichtes klar über dem Horizonte, so hatte der glückliche Beobachter auch das Spectrum der Protu-

beranzen in der schönsten Reinheit und Schärfe vor Augen. Das Bild vom vorigen Tage war ganz verändert, von den da beobachteten großen Protuberanzen war nur noch wenig zu sehen. Siebzehn Tage lang beobachtete und studirte Janssen das Phänomen mit unermüdetem Eifer und sandte dann seine Beobachtungen und die Anzeige seiner Entdeckung nach Paris zum Minister des Unterrichts. Dieser für die Astronomie höchst denkwürdige Bericht ist spectroskop beobachtend. Man kann sich leicht denken, welche ungeheure Sensation es machte, daß die Protuberanzen, welche früher immer nur in mehrjährigen Zwischenräumen wenige Minuten lang beobachtet werden konnten, jetzt alle Tage und sogar stundenlang zu beobachten waren.

Man wußte auch die Spectroskope immer noch passender und vollkommener zur Beobachtung der Himmelskörper einzurichten, wobei sich ganz vorzugsweise Huggins

Fig. 11.



Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868, beobachtet zu Mantawaloe-Kekes.

vom 19. September 1868 aus Koranada datirt. Aber Lockyer war mittlererweile auch zum Ziele gelangt, jedoch erst am 16. October 1868. Am 20. October hatte er sein mit einem Uhrwerke versehenes Telespectroskop so weit vervollkommnet, daß damit die Protuberanzen wirklich beobachtet werden konnten, und nun fiel auch bei ihm Alles ganz nach Wunsch aus. Hat er auch das ersehnte Ziel später als Janssen erreicht, so muß man ihm doch die Ehre lassen, daß er zu allererst auf die Idee gekommen ist, die Beobachtung wirklich machen zu können. Aus Schellen's Werke zeigt uns Fig. 12 den Erfinder mit seinem Tele- und Secchi auszeichneten. Man gewann damit Spectra vom Monde und den Planeten, von den Fixsternen, Doppelsternen, Nebelflecken und teleskopischen Sternhaufen, von den Sternschnuppen, Meteorschwärmen und Feuerkugeln und von den Kometen; man fand bei allen diesen Weltkörpern und Weltenmaterien ganz dieselben Stoffe wieder, wie sie unsere Erde besitzt, aber auch Zustände und Eigenschaften, die sehr von den unserigen verschieden sind. Davon speciell zu reden, würde uns aber viel zu weit führen. Es gewährt uns jedoch eine ganz besondere Freude, die Leser, welche gern das Ganze zu ihrem geistigen Eigenthum

machen möchten, auf Schellen's Spectralanalyse aufmerksam zu machen, in welcher sie Alles vollständig finden, wovon wir nur kurz berührend, nur andeutend reden konnten. Und gerade bei dieser Empfehlung möchte dann noch auf das aufmerksam zu machen sein, was das genannte Werk über Tyndall's allerneueste Entdeckung zur Mittheilung bringt; dieser tiefdenkende Physiker hat nämlich gefunden, daß das concentrirte Sonnenlicht oder das elektrische Licht die flüchtigen Dämpfe vieler Flüssigkeiten zersetzt und fast momentan nebelartige Niederschläge in ihnen erzeugt, worin eben so augenblicklich wunderbare, großartige Lichterscheinungen entstehen. „Nichts kann daher," ruft Tyndall in seiner Begeisterung aus, „jenes geistige Gewebe, welches J. Herschel den Kometen zuschreibt, besser und vollkommener erläutern als diese unter

Fig. 12.

J. Norman Lockyer am Telespectroskop.

der Wirkung des concentrirten Lichtes sich bildende Dampfwolke, und die angestellten Versuche weisen schlagend nach, daß eine Materie von fast unendlicher Feinheit doch im Stande ist, ein weit intensiveres Licht als das der Kometenschweife zu verbreiten. Das Gewicht der Wolke, welche diese Lichtfülle unserem Auge zusendet, müßte man millionenmal vervielfältigen, um das Gewicht der Luft zu erhalten, in welcher sie schwebt." Nach Tyndall's Ansicht besteht der Komet nun aus solchen feinen Dämpfen, welche durch das Sonnenlicht zersetzt und leuchtend gemacht werden; der Schweif ist daher keine von dem Kometen ausgeworfene Materie, sondern eine solche, die sich auf den Sonnenstrahlen bei ihrem Durchgange durch den Komet selbst niederschlägt; es erklärt sich daraus auch sogleich die erstaunenswerthe Geschwindigkeit, mit der sich oft die Schweife der Kometen gebildet haben, und auch das wird klar, daß die Stoffe des Kometenschweifes veränderlich sind, wie die Spectralanalyse unverkennbar ergeben hat, denn der Schweif bildet sich immer neu auf dem Wege des Kometen. Man sieht, daß Tyndall auf eine geistvolle Weise ganz neues Licht über die Natur der Kometen zu bringen verstanden hat. Er nennt diese neu entdeckte chemische Wirksamkeit des concentrirten Lichtes auf andere feinvertheilte Stoffe die actinische Strahlenbildung. Man wird recht bald mehr davon reden hören, darum ist das Nachlesen bei Schellen ganz besonders zu empfehlen.

Und wenn wir nun hiermit unsere Betrachtung schließen, so können wir es nicht anders als mit anerkennendem Danke für das Werk von Schellen thun, welches uns so vortrefflich dabei unterstützt hat.

Der Mont Saint Michel.

Von

A. Büchner.

Frankreich und insbesondere eine der wichtigsten seiner ehemaligen Provinzen, die Normandie nämlich, haben manche Gegenden aufzuweisen, welche dem deutschen Touristen fast noch unbekannt, aber darum nicht weniger interessant sind. Dahin gehört wohl unter anderen die ganze westliche Abdachung des Departement de la Manche.

Wenn man diesen Regierungsbezirk nennen hört, so denkt man gleich an sein Wunderwerk der Wasserbaukunst, an Cherbourg, die große Seefeste auf dem kühnen Vorsprung der Nordküste gegen England hin — ein Platz, den ein Besucher der Normandie selten übergeht; aber in das Innere des Departements, bis nach seiner Hauptstadt Saint Lo, bis nach dem alten Bischofssitz Coutances, bis nach der Westküste selbst vorzudringen, daran denkt Niemand. In der That hört schon in Saint Lo die Eisenbahn auf, und von da an muß man sich jede Unbequemlichkeit und alle Langeweile veralteter und verfallender Hülfsmittel der Reise gefallen lassen. Aber der Reiz und die Mannigfaltigkeit dessen, was man sieht, wiegen reichlich die Mühe auf, und da ich kürzlich, auf einer Inspectionsreise, jene Gegenden zu durchstreifen Gelegenheit hatte, so will ich versuchen, Ihren Lesern meine dort empfangenen Eindrücke zu vergegenwärtigen und besonders bei dem Mont Saint Michel verweilen, welche berühmte Inselfestung in ihrer Art einzig in der Welt sein dürfte.

Eine südliche Abzweigung der französischen Westbahn geht über Caen und Bayeux nach Cherbourg. Zwischen beiden letzteren Plätzen spaltet sich eine kleine Nebenlinie ab und führt, durch anmuthige Thalgründe, nach dem Hauptorte des Departements, Saint Lo, einem hübsch gelegenen Städtchen, wo außer den neuen, mit Geschmack angelegten Verwaltungsgebäulichkeiten, nichts zu sehen ist. Von diesem Punkt aus nun verfällt man der altfranzösischen, oder besser gesagt, der altgallischen Diligence, über welche man in Sterne's Reisebildern nachlesen kann, wie sie nie zur bestimmten Stunde abgeht und nie zu rechter Zeit ankommt, da der Kutscher nur auf den Bock steigt um wieder herunterzusteigen, an allen Straßenecken anhält, um verspätete Reisende aufzunehmen, und an keinem Wirthshaus an der Landstraße vorbeikommt, ohne ihm die Zeit zu bieten. Mit Hinblick auf einen bevorstehenden Eisenbahnbau wird das Material dieser Beförderungsanstalten nicht mehr erneuert; man fühlt sogar die Versuchung, von seiner Bemannung und Bespannung, wenn nicht gar von den Reisenden selbst, das Gleiche anzunehmen. Da schwankt man denn, auf ganz guten Straßen, drei bis vier Stunden lang, zwischen Berg und Thal, in westlicher Richtung dahin, um endlich nach dem alten Coutances zu gelangen, welches zwischen saftgrünen Thälern und langen Höhenzügen, anmuthig genug, auf der Spitze eines Hügels daliegt.

Dieses Städtchen hat ein wichtiges Lyceum, einen prächtigen öffentlichen Garten und einen Bischof. Außerdem sind mehrere hübsche Kirchen zu bemerken, besonders die Kathedrale, in einem sehr reinen gothischen Stil, welcher in der südlichen Hälfte der Normandie gewöhnlich vor dem Romanischen zurücktritt oder sich mit ihm vermengt. Das Innere der Kathedrale ist von großer Schönheit der Verhältnisse und des Steinschmucks, welcher mit Originalität, Sorgfalt und Geschmack ausgeführt ist. Der halb thurm-, halb kuppelartige Mittelbau auf dem Durchschnittspunkt des Lang- und des Querschiffes sucht unter den gothischen Bauwerken seines Gleichen. Obwohl sehr hoch, endet er nicht in einer Spitze, sondern in einer weiten, stumpfen Wölbung, welche rund herum mit Thürmchen besetzt ist, so daß das Ganze, von unten, das Ansehn einer Krone gewinnt. Nicht ohne Mühe steigt man bis zu diesem Kranz empor; aber die Beschwerde lohnt sich durch prächtige Einblicke in das Innere der Kirche, wie durch die Aussicht auf Land und Meer. Gerade unter sich hat man, in Vogelperspective, die Gebäude der Stadt; ringsumher dehnt sich ein pittoreskes Gemisch von Hügeln und Thälern, welches zahlreiche Landstraßen wie in einem Netze festzuhalten scheinen; westwärts schweift der Blick hinaus über die weite Fläche des nur zwei Stündchen entfernten Meeres, und ganz am Horizont zeichnen sich, in scharfen

Linien, die Küstenzüge der englischen Insel Jersey ab.

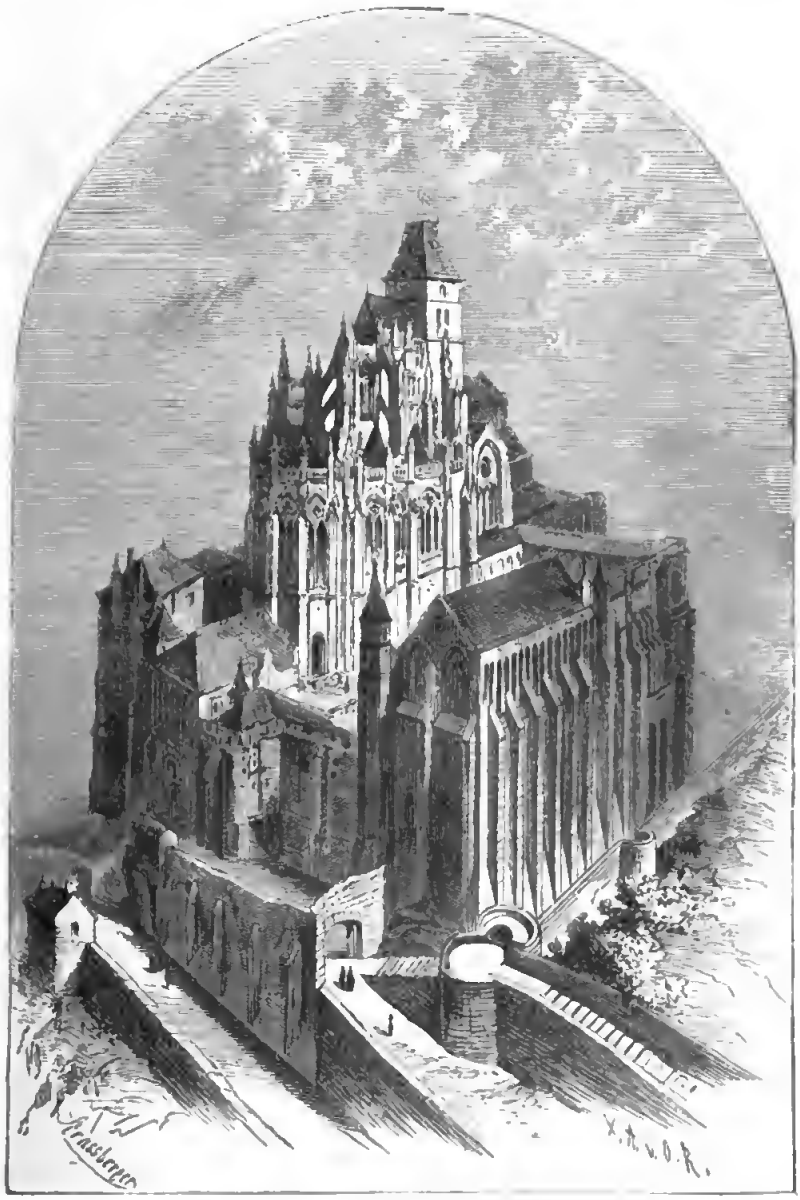
Durch eine neue, drei- bis vierstündige Omnibusfahrt in südwestlicher Richtung erreicht man den einzigen Hafen, welchen die Westküste des Departements aufzuweisen hat: Granville. In landschaftlicher Hinsicht ist dieser Platz einer der schönsten der Welt. Der ganze Küstenstrich, von welchem wir reden, hat eine Unterlage von Granitfelsen, welche gegen das Meer hin in schroffen Abhängen und kühnen Formen zu Tage treten. An dem Punkte nun, wo Granville liegt, springt eine kolossale Klippe dieses Gesteins weit ins Meer hinaus, an der Stelle ihres Zusammenhangs mit dem Lande verengt, weiterhin dagegen in Breite und Höhe anschwellend, bis sie plötzlich, ringsum, steil in die Fluth abstürzt. Wie eine wohlgeballte Riesenfaust droht dieser massige Vorsprung gegen das schäumende, oft wüthende Meer, welches hier mitunter, von der tiefsten Ebbe bis zur höchsten Fluth, um mehr als vierzig Fuß anschwillt. An der Stelle des Gelenks, welches diese Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, hat sich ein Fischerdorf angesiedelt, welches, unter günstigen Umständen, rasch zu einer wohlhabenden Hafenstadt und einem vielbesuchten Seebad heranwächst, und sich

Der Mont Saint Michel.

ſchon jetzt weit und breit auf die Küſtenhänge des dahinter liegenden Ufers ausdehnt.

Den Hafen ſelbſt hat die Natur gebildet. Er liegt unter der Südſeite der Halbinſel, welche ihn, da ſie gerade nach Weſten es umgiebt. Seitdem haben Schifferei und Küſtenſchifffahrt einen großartigen Aufſchwung genommen: auch findet ein regelmäßiger Dampfbootverkehr mit den Inſeln Jerſey und Guernſey ſtatt.

Schon ein bloßer Spaziergang auf die-



Die Abtei auf dem Mont Saint Michel.

hinausſtarrt, gegen Nord- und Nordweſtſtürme vollſtändig ſchützt. Die offen gebliebene Südweſtſeite ſchließt ein rieſiger Hafendamm aus cyklopiſchen Quadern, welchen erſt die letzten Jahre zur Vollendung gebracht haben — ein gigantiſches Werk, der großartigen Natur würdig, die ſem gewaltigen Damm gewährt herrliche Ausſichtspunkte; doch ſind ſie nicht zu vergleichen mit dem, was man von der Höhe der felſigen Rieſenfauſt ſelbſt ſieht. Eine Fahrſtraße von der Stadtſeite oder ſteile Pfade vom Hafen aus, führen hinauf. Da ſtehen zwei große Caſernen — denn Gran-

ville ist immer noch ein wohlbefestigter, von der Seeseite wohl uneinnehmbarer Platz — und eine plumpe Kirche aus Granitsteinen; dann gewahrt man noch eine Lufttelegraphenstation für die Schiffe, sowie mehrere, mit großen Kanonen wohlgespickte Schanzen zwischen dürftigen Weideplätzen, und schon wird, rechts und links, in breiten Flächen das Meer sichtbar. Noch wenige Schritte aufwärts, da ist man auf der obersten, nach Westen gekehrten Kante angelangt und tritt erschreckt zurück vor dem jähabstürzenden Abgrunde, gegen dessen Fuß, zwischen schwarzen Felsenmassen, weiße Schaumwolken und blaue Wogen emporbranden.

Von dieser Höhe ist die Aussicht prächtig. Vorn, rechts und links das Meer; rückwärts die Stadt, zu deren beiden Seiten, süd- wie nordwärts, sich die bald grünen, bald gelblichen Abhänge der normännischen Küste hindehnen. Weit, weit im Südwesten entdeckt man einen dunkeln Strich Landes, welcher sich allmälig ins Meer verliert; das ist die Küste der Bretagne mit den Rochers de Cancale, einer berühmten Austernbank, welche mehr als einer französischen Restauration ihren Namen leiht. Nordwestlich erscheint, in ziemlich bestimmten Umrissen, ein englischer Vorposten, Jersey, dessen Küste der englische Dampfer, welcher unten im Hafen heizt, in drei Stunden Fahrzeit erreichen wird. Was sind das aber für schwarze Zacken, welche, uns gerade gegenüber, in einer Entfernung von etwa drei Wegstunden aus der See hervorragen? Ich befrage einen der auf dem Küstenrand herumlungernden Zollwächter und erfahre, daß dort die zu Frankreich gehörigen Inseln Chausey liegen. Es sind dies starke, im Meer umhergestreute Granitbänke, welche bei der Ebbe fast alle mit einander zusammenhängen, bei der Fluth dagegen als eine Menge von Inseln erscheinen. An manchen erhöhten und vor dem Meer geschützten Stellen sind gute Weideplätze, auf welchen halbwildes Hornvieh lebt. Die Tümpel zwischen den Felsen, in welche die Fluth täglich zweimal frisches Seewasser führt, sind ebensoviele, von der Hand der Natur angelegte Fischteiche von der größten Ergiebigkeit. Die hauptsächlichste Wichtigkeit jener Eilande aber besteht in ihren ausgedehnten Granitbrüchen, welche ihr Eigenthümer, ein einfacher, freilich sehr reicher Privatmann, in einem großartigen Maßstabe ausbeutet. Obwohl nicht von erster Qualität, gehn die dort geschnittenen Blöcke doch, trotz endloser Transportschwierigkeiten, bis nach Paris und in das Centrum von Frankreich, so daß man ihnen fast auf allen Straßen des Westens begegnet. Diese Thätigkeit unterhält auf jenem Miniaturarchipel eine ganze Arbeiterbevölkerung, welche Fisch und Fleisch an Ort und Stelle vorfindet, im Uebrigen aber von Granville aus verproviantirt werden muß.

Obwohl so zu sagen am Ende der Welt, weitab von dem Bereiche der Eroberer gelegen, hat doch Granville auch seine Kriegsgeschichte, in einer wichtigen Episode aus dem Aufstande der Vendée. Bekanntlich hatten die Royalisten, erst im Vorsommer und dann im Herbste des Jahres 1793, große Vortheile über die Armeen der jungen Republik davongetragen; dennoch konnte man voraussehen, daß ohne kräftige Unterstützung von England aus die Schilderhebung mit der Zeit in sich selbst zusammensinken würde. Darum wagte im Herbst der tapfere Legitimist Larochejaquelin das kühne Unternehmen, den eigentlichen Schauplatz der Insurrection zu verlassen und ihn, durch einen Zug nach Norden, in die Normandie zu verlegen. Dort sollte die Einnahme von Granville einen sicheren Landungsplatz für die Engländer verschaffen.

Der Marsch gelang, das Wagestück selbst aber scheiterte an der natürlichen Festigkeit des Platzes, an der Unerschrockenheit seines Commandanten und an der mangelhaften Ausrüstung der Vendéer, welche kein Belagerungsgeräth besaßen. Nachdem die Belagerten die Vorstädte in Brand gesteckt hatten, um sich von der Stadtseite zu sichern, faßten die Royalisten, da sie ohne Kanonen keine Bresche schießen konnten, den verzweifelten Entschluß, gegen den Felsen Sturm zu laufen. Sie thaten es mit der glänzendsten Tapferkeit, und da es ihnen selbst an Leitern fehlte, so wird versichert, daß die Kühnsten ihre Bajonette in die Steinritzen einstießen, um sich mit ihrer Hülfe in die Höhe zu arbeiten. Mehr als einmal erreichten sie den Rand des Felsens, aber jedesmal warf sie das wohlunterhaltene Musketen- und Kartätschenfeuer der standhaften kleinen Besatzung und einiger Kanonenboote im Hafen zurück.

Nachdem er 1800 Mann nutzlos aufgeopfert, mußte Larochejaquelin die Belagerung aufheben und ging nach der Bretagne zurück. Sein Zug nach Granville war der Culminationspunkt des Aufstandes gewesen; von da an gerieth den Royalisten Alles schlecht, und das ganze Heer wurde auf dem Rückzug, trotz theilweiser Erfolge, durch verschiedene Angriffe der Republikaner vollständig aufgerieben.

In den jetzigen Friedenszeiten gestaltet sich Granville immer mehr zum vielbesuchten Seebad um, und mit den heißen Sommertagen sieht man Schaaren von Parisern dort erscheinen. Ist aber der im Bau begriffene Zweig der Westbahn, welcher dahin führen wird, erst vollendet, dann hat der Ort eine unberechenbare Zukunft. Vor wenigen Jahren noch waren die Gasthöfe entsetzlich vernachlässigt — abominably dirty, sagten die Engländer; jetzt aber bessert sich dies, wie manches Andere. Gewöhnlich machen sich Seebäder schlecht an vielbesuchten und besonders an befestigten Hafenplätzen; denn der Schmutz und die Neugier der allenthalben herumlungernden Douaniers, Soldaten und Matrosen stören die Badegäste, wovon der erbärmliche Zustand des Seebads in Cherbourg Zeugniß ablegt. In Granville dagegen hat man wenigstens den Vortheil, daß der Badeplatz vollständig abgeschlossen ist. Wir sagten schon, daß sich der Hafen in der südwestlichen Ecke, unter dem Schutze des Felsens, eingenistet hat. Auf der entgegengesetzten nordwestlichen Seite, liegen die Badegebäulichkeiten. Im Sommer ist dieser Platz heiter und angenehm; bei den Nordweststürmen und den Sturmfluthen der Tag- und Nachtgleichen dagegen sieht es dort anders aus. Im letzten Frühjahr nun war das Meer an unseren Küsten besonders wild und richtete an vielen Orten unberechenbaren Schaden an — so auch in Granville, wo der ganze feststehende Badeapparat theils zertrümmert, theils weggespült würde.

Wenn man der Rückzugslinie der Vendéer dem Meer entlang nach Süden folgt, so gelangt man, in einer abermals dreistündigen Fahrt mit der Diligence, an den Punkt, wo das südliche Ende der Normandie mit der nordöstlichen Ecke der Bretagne zusammenstößt. Von da an läuft die Küste gerade nach Westen hinaus, und mitten in dem rechtwinkligen Einbug, welchen das Meer macht, gegenüber dem reizenden Städtchen Avranches, befindet sich die alte und imposante Kloster- und Inselfeste des Mont Saint Michel.

Um dem Leser einen Begriff von der eigentlichen Lage dieses großartigen Werks der Natur und der Menschen, sowie von der es umgebenden, prächtigen Landschaft zu liefern, müssen wir es uns verstatten, auf einige topographische Einzelheiten einzugehen.

Aus dem Innern des Landes kommen, von Osten nach Westen, zwei Flüßchen herunter. Zwischen beiden ragt ein ziemlich starkes Vorgebirge mit Avranches auf dem, nach dem Meere hingekehrten Rande. Vor dessen Fuß vereinigen sich die Flüßchen, um ein breites und flaches Thalland zu bilden, in dessen tiefere Theile die Fluthen sehr merkbar hereintreten. Eine gute Strecke weiter westwärts kommt, von Süden her, der Fluß Cuesnon, welcher von altersher die Grenzscheide zwischen der Normandie und der Bretagne bildet. Bei der Ebbe sieht man die verschiedenen Gewässer sich in den trockengelegten Sandflächen der Bucht vereinigen; während der Fluth dagegen ist Alles vom Meer bedeckt, und mitten in dieser, bald festen, bald flüssigen Ebene erhebt sich, wie hingezaubert, ein steiler Felsenkegel, den ragende Bauwerke fast allenthalben bis zu seiner pyramidalischen Spitze hinauf bedecken. Das ist der Mont Saint Michel, seit dem frühsten Mittelalter halb Kloster, halb Festung; seit der Revolution Staatsgefängniß und Correctionshaus; endlich, seit einigen Jahren, wieder Eigenthum der Geistlichkeit.

Wie kommt dieses gothische Wunderwerk mitten in die Sand- und Wasserwüste, von welcher wir es umfangen sehen? Zur Fluthzeit erinnert es, freilich in unendlich vergrößertem Maßstab, an die Insel Pfalz im Rhein, welche, wie der Mont Saint Michel, einem riesigen, vor Anker liegenden Kriegsschiffe gleicht. Bei der Ebbe mag in ganz Europa nichts so gut die egyptischen Pyramiden vergegenwärtigen wie dieser Berg. Er hat fast genau dieselben Dimensionen wie die größte Pyramide und erhebt sich, gleich ihr, aus einer Sandfläche und in einer Umgebung, welche keine Vergleichungspunkte mit anderen Gegenständen darbietet.

Schon aus weiter Entfernung sieht der

Mont Saint Michel den Reisenden an, zwischen den Einschnitten der Thalhöhen hervorblickend. Gelangt man dann auf die Höhe des Städtchens Avranches, so macht er, von dort gesehn, den Eindruck einer Felsenfeste, welche Neptun mit einem Schlage seines Dreizacks aus der Tiefe des Bodens hervorgeschleudert hätte, um dem dreifachen Thal und seinen Flüssen den Eingang in sein Reich zu versperren. In gerader Linie, denkt man, ist der Punkt in einem Stündchen zu erreichen. Aber die gerade Linie ist unmöglich — bei der Fluth wegen des Meers; bei der Ebbe, wegen des gefährlichen Trugsandes in der Umgebung der Flußbetten. Doch selbst wenn sie möglich wäre, würde ein dreistündiger Marsch kaum genügen, so sehr trügt die Entfernung durch die Einförmigkeit des Wassers oder des Sandes.

Warum nun ragt jene riesige Granitbank aus der Bucht von Avranches? Warum hat man sie, seit alten Zeiten, mit den gewaltigsten Bollwerken umgürtet und mit den großartigsten Bauwerken geziert? Die Geologie und das Mittelalter geben Antwort auf diese Fragen.

Die Fachmänner der Normandie nehmen an, daß die ganze West- und Nordküste der südlichen Hälfte ihrer Provinz nicht allein beständig an Terrain gegen das Meer verliert, sondern sich auch im Ganzen allmälig und merklich senkt. Einer der Sousprăfecten jener Gegend, welcher sich seit langen Jahren mit dieser Frage beschäftigt, versicherte mir in vollem Ernst, daß in tausend Jahren die Städte Caen und Cherbourg unter den Wogen des Canals verschwunden sein würden. Steht diese Hypothese richtig, so ist auch anzunehmen, daß *vor* tausend Jahren die Granitklippe des Mont Saint Michel eine weniger insularische Lage hatte, von leichterem Zugang war und vielleicht gar, wie der Felsen von Granville, direct mit dem festen Lande zusammenhing.

Was sodann das Mittelalter angeht, so kennt alle Welt den Vereinsamungstrieb jener Zeit und seine Einwirkung auf die Entstehung des Klosterlebens. Einem Einsiedler nun konnte der Mont Saint Michel als eine von der Vorsehung besonders für ihn auserwählte Residenz erscheinen. War aber der Ort einmal geweiht, und zugleich durch Lage wie durch Bollwerke geschützt, so mußten ihm Pilgerfahrten und kriegerische Interessen eine stets steigende Wichtigkeit verleihen, die er denn auch bis in die neueren Zeiten hinein bewahrt hat. Heutzutage machen ihn nur noch seine Architektur und seine pittoreske Lage anziehend, und beide Elemente sind interessant genug, um den Touristen, selbst aus weiter Entfernung, herbeizuziehen.

Um den Mont Saint Michel ohne Gefahr und Unbequemlichkeit zu erreichen, muß man ihn von dem schon mehrfach erwähnten Städtchen Avranches, oder von Dol, an der bretagnischen Küste, aus besuchen. An einem dieser Plätze miethet man einen Wagen und fährt zu einer Stunde ab, wo die Ebbe eintreten muß.

Ueber breite, sandige Niederungen, welche von starken Sturmfluthen mitunter ganz überspült werden, gelangt man nach ein- bis zweistündiger Fahrt, auf den niederträchtigsten Wegen der Welt, an die gewöhnliche Fluthgrenze. Hier glaubt man das Ziel der Fahrt fast erreicht zu haben, denn die majestätische Pyramide, welche von einem Moment der Fahrt zum andern immer massenhafter vor das Auge trat, liegt so zu sagen, in greifbarer Nähe vor uns. Und dennoch muß man, in gerader Linie über den spiegelglatten Sand weg, noch eine gute Viertelstunde scharfen Trab fahren, ehe man anlangt. Auch ist auf dieser Stelle, trotz des Anscheins der größten Sicherheit, ein Führer nöthig, deren mehrere an dem eben erwähnten Punkte Station halten. Vorerst setzt sich der Führer zu dem Kutscher auf den Bock, und es geht rasch über den von den Wellen festgestampften Sand dahin. Bald aber wird die Sache weniger behaglich. Ist das nicht ein Mastbaum, was dort schief aus dem Sande hervorragt? In der That, es sind die Reste eines Küstenfahrers, welchen erst vor wenigen Monaten die Gewässer des tückischen Cuesnon und dann der Flugsand verschlangen! Da ist denn auch dieser Fluß selbst, links, dicht neben uns hinrollend, und wie wir rechts blicken, strömt es auch gewaltig daher — es sind die Fluthen, welche aus den Thälern bei Avranches herunterkommen. Jetzt steigt der barfüßige Mann ab und läuft vor dem Wagen her. So lange man die Räder rollen hört, sagt er, ist der Boden fest; aber man hört sie nicht immer rollen. Da patscht er denn

auch wirklich schon im Wasser, das bei jedem Schritt um seine Füße aus dem Sande quillt; unser Pferd, unsere Räder thun desgleichen; darum rasch vorwärts! das ist das sicherste Mittel nicht stecken zu bleiben. Um die Bodenbeschaffenheit außerhalb der Fahrspur zu zeigen, läuft der Führer nur einige Schritte rechts aus der Bahn. Was dort wie Sand aussah, ist nur Schlamm; er sinkt ein bis über die Knöchel, und ginge er noch ein wenig weiter, so käme er gar nicht wieder. Endlich liegen breite aber seichte Wasserrinnen quer vor uns. Wir durchfahren sie; dann steigt plötzlich ein fester Steinboden steil in die Höhe; mit gewaltiger Anstrengung arbeitet sich das Pferd empor, und wir sind im Bereich und unter dem Schutze des heiligen Michael.

Aus der Entfernung macht der Mont Saint Michel den Eindruck des Anmuthigen und des Wunderbaren zugleich — in der Nähe ist er, als Werk der Natur wie der Kunst, von überwältigender Großartigkeit; und das umsomehr, als sein massenhaftes und doch so fein gegliedertes Ganze in seiner steinernen Wirklichkeit nur die weichen und verschwimmenden Linien und Töne von Sand, Wasser und Himmel zum Rahmen hat.

Als Basis seiner Pyramide, welche man in einer guten Viertelstunde umschreiten mag, erscheinen hier unersteigliche Granitwände, dort cyklopische Ringmauern mit Zinnen und Thürmen; darüber hinauf die Häuser des Dörfchens; dann wieder Felsen, dazwischen hohe Mauern mit ragenden Widerlagen; über ihnen weitläufige Gebäulichkeiten; endlich bildet sich die Spitze in einer großen, über Alles emporblickenden Kirche. Diese hat keinen eigentlichen Thurm, sondern nur einen starken Oberbau über dem Durchschnittspunkt des Lang- und Querschiffs, dessen Dach bis zu einer Höhe von 400 Fuß über den Sand emporragt. Früher gipfelte sich dieses Dach in einer Thurmspitze, geziert durch eine goldene, weithin glänzende Statue des Heiligen, von welcher wir noch zu reden haben werden.

Bei einer solchen Betrachtung in der Nähe sieht man erst, was Menschenhände für diesen einst wüsten Felsen gethan, wie sie dessen rohes Material zu seiner Befestigung, Erhöhung und Verschönerung verarbeitet und verwerthet haben. Doch ehe wir in dieser Ortsbeschreibung fortfahren, müssen wir einen Blick auf die geschichtlichen Erinnerungen des Mont Saint Michel werfen.

Schon zur Zeit der alten celtischen Bärenhäuter scheint der Granitfels in der Bucht von Avranches ein heiliger Ort gewesen zu sein; nur hat der Druidendienst keine Spuren dort zurückgelassen. Dagegen weiß man mit Bestimmtheit, daß im frühesten Mittelalter christliche Einsiedler den Ort in Besitz nahmen. Als die Normannen an jenen Küsten erschienen, war der Mont Saint Michel schon von Mönchen bevölkert. Einer der frühsten Herzöge der nordischen Krieger, Richard mit Namen, gestand denselben ein förmliches Besitzrecht zu, und nun erwählten sie, als ihren ersten Abt, einen gewissen Maynard, welcher ihrer Gemeinde von 966 bis 991 vorstand. Dem Stil nach zu urtheilen, gehören die ältesten Gebäulichkeiten, namentlich die massigen Säulen der untersten Gewölbe, jener Zeit an. Auch wurde schon damals eine Manuscriptenbibliothek angelegt. Von da an war das Glück der Abtei gemacht, und halb Kloster, halb Festung, entwickelte sie sich, das Mittelalter hindurch, zu dem, was sie noch jetzt ist. Ein heiliger Hort für die Leute der Umgegend, besonders für die abergläubischen Fischer und Schiffer jener gefährlichen Gewässer; ein Zielpunkt zahlreicher Wallfahrten aus ganz Frankreich und selbst aus den entlegeneren Theilen von Europa, nimmt sie an Ruhm, Reichthum und Umfang zu, und die wundersamsten Legenden knüpfen sich an ihren Schutzpatron, den kriegerischen Schutzengel, welcher als ein Freund von frei- und hochgelegenen Plätzen, den Gnadenort oft mit seiner Gegenwart beehrt, ihn jedoch nicht verhindert, zu wiederholten Malen furchtbaren Feuersbrünsten zum Raube zu werden. Bei den Herren des Landes standen die Aebte, mächtig und angesehn, in hoher Gnade, und ihrer unermüdlichen Bauluſt verdankt man nicht nur die mächtigen Bollwerke, sondern auch die sonstigen zahlreichen Granitbauten, welche während der Blüthezeit des gothischen Stils erwuchsen und aus einer Reihe cyklopischer Gewölbe, Krypten und Galerien, aus verschiedenen Sälen, Schlafstätten und Kreuzgängen und endlich aus der, das Ganze krönenden Kirche bestehen.

Wilhelm der Eroberer schenkte der Abtei ein vorzügliches Interesse, besonders nach-

dem der Sieg bei Hastings auf den Tag des heiligen Michael gefallen war. Als nach seinem Tode Krieg zwischen seinen Söhnen ausbrach, flüchtete sich Einer derselben, Heinrich, dorthin, und nachdem er später König von England geworden war, zeigte er sich seinen Gastfreunden in jeder Weise gnädig; er ließ unter Anderem Münzen mit dem Bilde ihres Heiligen prägen. Heinrich II. dagegen befiehlt, das Kloster zu plündern, weil ihm die Mönche Aebte wählen, die er nicht angenehm findet, und söhnt sich erst wieder mit dem berühmten Robert von Thorigny oder du Mont, aus, welchen der Papst Alexander III. in das Concilium von Tours beruft. Die höchsten Geistlichen des ganzen Landes statteten diesem Abt ihre Besuche ab, und Heinrich II., welcher dreimal zu ihm kam, empfing auf dem Mont Saint Michel, 1166, die Huldigung seiner neuen Vasallen aus der Bretagne.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts kam Philipp der Schöne als Pilger dahin, und legte klüglich eine Besatzung in die Klosterfeste, was in späteren Zeiten, während der Kriege mit England, der Krone von Frankreich trefflich zu Statten kommen sollte. Während nämlich der ganze Nordwesten des Landes unter die Botmäßigkeit der fremden Herren gerieth, blieb dieses Felsennest im Besitz der Franzosen. Allerdings hatte es im Jahre 1427 eine schwere Belagerung durch 20,000 Engländer auszustehen, wurde aber von 99 Rittern, deren Namen in der Abtei aufbewahrt sind, wacker vertheidigt. Die Engländer verloren 2000 Mann vor dem Platze und mußten, bei ihrem Rückzuge, zwei sehr große Kanonen, welche Steinkugeln von einem Fuß Durchmesser schossen, zurücklassen. Die Belagerten bemächtigten sich derselben, tauften sie Michelettes und brachten sie an das untere Festungsthor, wo sie noch jetzt zu sehen sind. Seitdem blieb der Mont Saint Michel unangefochten, und seine feste Einsamkeit bestimmte, wie wir sehen werden, Ludwig XIV. und vielleicht noch andere Könige, ihn hier und dort als Filial für ihre Bastille zu benutzen. In den letzten Tagen ihres Glanzes, im vorigen Jahrhundert erhielt die Abtei vielen vornehmen Besuch; im Jahre 1777 kam der Graf von Artois, der spätere Karl X., und einige Jahre hernach der zukünftige Louis Philipp, damals Herzog von Chartres. Die Revolution von 1789 hob das Kloster auf. Der Convent taufte den Berg um und nannte ihn Montlibre, machte aber zugleich ein Staatsgefängniß daraus. Gegen dreihundert rebellische Priester aus der Umgegend wurden dort eingesperrt, aber von den Vendéern, auf ihrem erwähnten Marsche gegen Granville, in Freiheit gesetzt. Bald hernach wurde der erste Socialist, Babeuf, dort gefangen gehalten. Seit 1811 erhielt der Mont Saint Michel auch gewöhnliche Gefangene zur Strafhaft, und 1818 mußte er sich in ein gewöhnliches Correctionshaus verwandeln lassen, beherbergte aber zuweilen doch auch politische Verbrecher. Unter der Juliregierung wandelten gefürchtete Republikaner zwischen seinen Mauern; Barbès und Blanqui wurden lange dort festgehalten, und der Letztere verunglückte fast gelegentlich eines mißlungenen Fluchtversuches, den er von der luftigen Höhe aus mit allzukurzen, aus Leintüchern verfertigten Seilen gemacht hatte.

Auch Geisteskranke schloß die Feste zuweilen ein, und derselbe Platz, an welchem der Republikaner verunglückte, trug schon vorher den Namen Saut Gautier, weil ein Wahnsinniger, mit Namen Gautier, dreimal von jener schwindligen Höhe hinabgesprungen war und sich erst beim dritten Sturz getödtet hatte.

Gegen 1863 war die Zahl der Correctionshausgefangenen auf dem Mont Saint Michel beträchtlich angewachsen. Alle Gebäulichkeiten waren von ihren Webstühlen angefüllt oder mußten als Schlafstätten benutzt werden; selbst die Kirche blieb nur theilweise verschont. Diese Ueberfüllung, sowie die Arbeit selbst, verursachten natürlicher Weise an den feinen Einzelheiten der gothischen Bauwerke großen Schaden; außerdem war der Ort für den Touristen nur schwer zugänglich, und manche Theile, wie den Rittersaal, konnte man gar nicht sehen. Andererseits aber wurde die Bevölkerung des Dörfchens durch die Anwesenheit so vieler Gefangenen, Wächter, Beamten und einer kleinen Garnison in Nahrung gesetzt. Um den beständigen Klagen der Archäologen des Landes über den unwillkürlichen Vandalismus der Correctionshausverwaltung gerecht zu werden, hob die kaiserliche Regierung, vor sechs Jahren, das Gefängniß auf und stellte den Mont Saint Michel unter die Botmäßigkeit des Bischofs von

Coutances, welcher einen geistlichen Vorsteher nebst einigen schwarzen Brüdern und einem kleinen Waisenhaus als Besatzung hineingelegt hat. Zum Zweck der Restauration giebt der Kaiser jährlich eine Summe von 30,000 Frs. aus seiner Schatulle; außerdem erheben die Geistlichen von jedem Besucher, deren Durchschnittszahl im Jahr 6000 betragen mag, einen Eingangszoll von 1 Frc.; endlich verkaufen sie photographische Ansichten, geweihte Medaillen, Heiligenbilder und andere Erinnerungstücke, so daß sich das Einkommen dieser Herrn auf 40,000 Frs. belaufen mag — und man muß sagen, daß sie bis jetzt, im Verhältniß dieser Summe, wenig für die Ausbesserung der Abtei gethan haben.

Kehren wir nun zur Beschreibung des Besuchs und der ersten Eindrücke zurück.

Ein gewundener Steinweg leitet durch nicht weniger als drei Festungsthore zu der Stelle, wo die einzige Straße des Dörfchens beginnt, welches sich zwischen die Felswand und die Umfassungsmauern eingeklemmt hat. Die wenig zahlreichen Einwohner, welche sich durch eine eigenthümliche, halb mittelalterliche, halb arabische Tracht auszeichnen, sind ein leutseliges Fischervölkchen, welches mit seinen neuen Beschützern, den Schwarzröcken da droben, nicht im besten Einvernehmen zu leben scheint und, trotz Kunst und Archäologie, lieber wieder Soldaten und Gefangene hätte. Da stehen dann auch einige Wirthshäuschen mit alterthümlichen Namen, wie la Tête d'or, la Licorne u. dgl. und natürlich ein Hôtel du Mont Saint Michel, wo man ein ganz erträgliches Frühstück findet.

Auf engen und gewundenen Pfaden und Treppen steigt man aus dem Dorf auf den Kranz der Festungsmauer, und von da gelangt man endlich zu dem einzigen Eingang der ganz in sich abgeschlossenen Abtei.

Je näher man herankömmt, desto mehr fühlt man die Wucht und Gewalt ihrer Bauwerke, welche sich wie eine Phalanx zusammenschließen, um auf diesem verlorenen Posten den Stürmen des Himmels und dem Wogenschaum des Meeres Trotz zu bieten. Plötzlich aber verschwindet die Aussicht, welche unser Pfad rechts auf die Flüsse und den Sand, links in ein Gemisch von Häuschen, Höfchen und Gärtchen offen ließ; gigantische Mauern drängen sich dicht um einen gewundenen Gang; eine hohe hallende Wölbung schließt sich hoch darüber zu, und so bildet sich, wie ein aufwärts gehender Abgrund, ein geheimnißvolles, großartiges Portal, durch welches man zum Rothbart in den Kyffhäuser oder mit dem Tannhäuser in den Venusberg einzugehn vermeinen möchte.

Ein schwerer düsterer Thorbogen mit einer massiven Pforte zeigt sich im Hintergrund. Auf den Schall einer dumpfen Glocke öffnet sich eine schmale Thürspalte, und durch dieselbe treten wir in eine weitläufige Eingangshalle, mit einem ansteigenden Steinboden, deren Erbauung in das Jahr 1393 zurückreicht. Im Mont Saint Michel stößt jeder Fußtritt an eine, fast immer blutige, historische Erinnerung; so auch hier.

Im Jahre 1596 versuchte ein Marquis de Belleisle sich dieses Einganges halb mit List, halb mit Gewalt, zu bemächtigen. Das Attentat schlug fehl, und der Marquis wurde, nachdem er die Schildwache getödtet, auf der Schwelle selbst erschlagen. Zwei Jahre später ließen seine Verwandten den Gouverneur des Platzes auf dem Sande vor den Mauern ermorden.

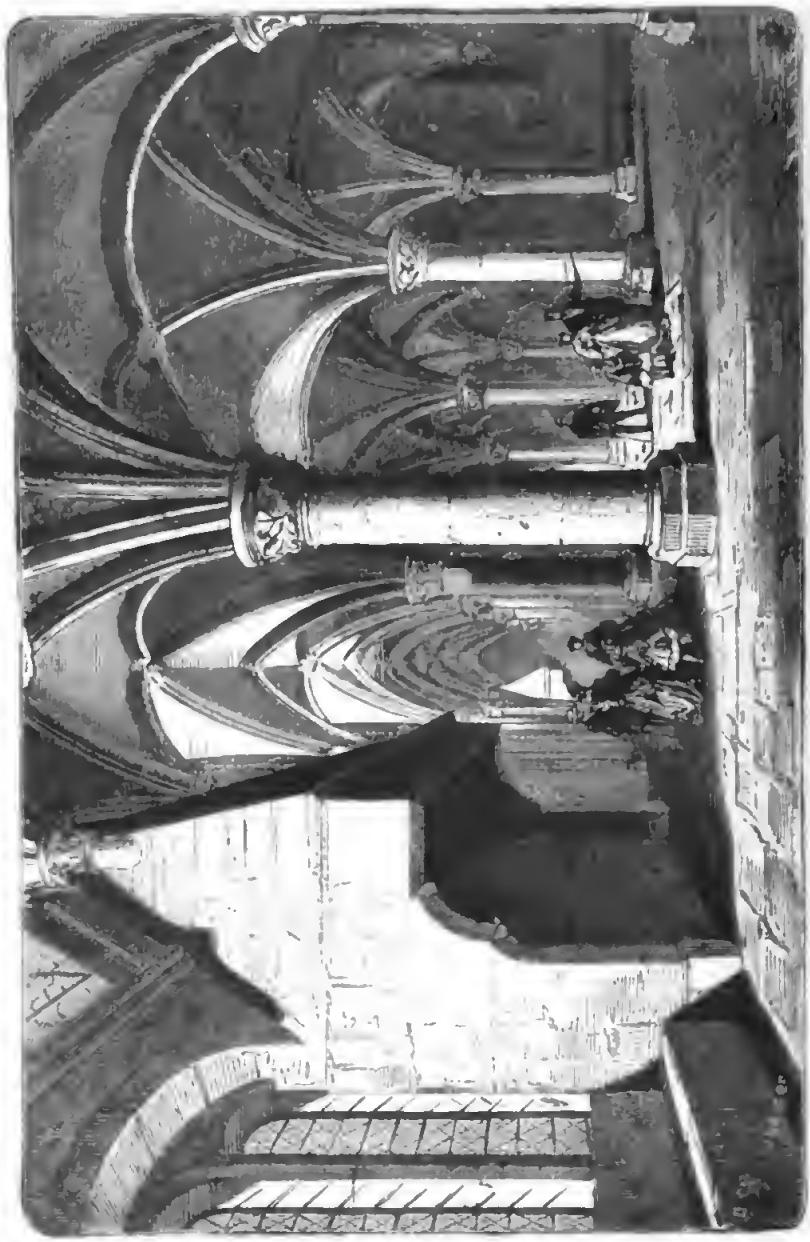
Tief eingeschnittene, immer gewundene, immer steigende Gänge führen nun zwischen den cyklopischen Unterbauten hin, welche, an den Felsen gelehnt, die darüber hinausragende Masse der oberen Gebäude stützen. Alle Schrecken des Gewissens, alle Schauer der Einbildungskraft, alle Romangräuel der Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten können in diesen Grüften und Schlünden ihre Heimath finden. Treppe auf, Treppe ab wird man herumgeführt durch finstere hallende, feuchte Gewölbe mit wuchtigen Pfeilern, zur einen Hand den Fels, zur anderen Grundmauern, deren Dicke man nur ermißt, wenn hier und da, durch eine Scharte, das blendende Licht des Tages und das Wellenspiel des Meeres hereinglänzt. Hier ist der unterirdische Kirchhof der Mönche; dort sind die Gefängnisse, die Verließe! Wenn diese tauben Steine schreien könnten! Doch auch ohne ihre Stimme haben wir aus der Ortschronik der haarsträubenden Erinnerungen genug. Hier nur eine!

Wir schreiten durch eine lange, düstere Galerie, deren hinterstes Ende vollständig

dunkel ist. Diese Ecke war früher durch ein Gitter abgeschlossen und man nannte sie den eisernen Käfig. In diesen Käfig sperrte Ludwig XIV. den ihm feindlichen Journalisten Dubourg, welchen er in Holland hatte aufheben lassen, und der Unglückliche wurde dort bei lebendigem Leibe von Ratten aufgefressen.

Das scheußliche Gefängniß bestand noch, als der spätere Louis Philipp dem Mont Saint Michel seinen Besuch machte. Entrüstet befahl der junge Herzog die Zerstörung des Gitters und legte selbst Hand an, indem er den ersten Axtschlag dagegen führte.

Etwas höher als diese gräßlichen Verstecke liegen einige lange, weniger düstere Galerien, welche zu ihrer Zeit als Stallungen für die Pferde, späterhin als Schlafstätten für die Gefangenen benutzt wurden. Sie haben nicht weniger als 195 Pariser Fuß Länge, 36 Fuß Breite und werden in Allem von nur 18 Pfeilern getragen. Man nennt sie les Montgomeries, ein Name, welcher mit blutiger Schrift geschrieben wurde.



Der Rittersaal auf dem Mont Saint Michel.

Zur Zeit der Caloiniſtenkriege nämlich verſuchte eine Truppe Proteſtanten, unter dem Commando eines gewiſſen Montgomery, durch Liſt in dieſe Galerien und in die Feſtung einzudringen. Sie hatten einen Soldaten von der Garniſon weggefangen, und drohten ihm, ihn aufzuknüpfen, wenn er ihnen nicht zum Eingang in den Mont Saint Michel verhelfe. Der Soldat verſprach es, und bezeichnete als paſſend zur Erſteigung eine weite Oeffnung auf halber Höhe der Burg, durch welche, vermittelſt eines noch beſtehenden großen Tretrades und ſtarker Schleppſeile, der Proviant von den Wällen in die oberen Theile emporgehoben wurde. Man wartete nun einen jener häufigen Nebeltage ab, welche den Mont Saint Michel in einen dichten Schleier hüllen, und unter deſſen Schutz begaben ſich die Proteſtanten, ungeſehen, bis dicht unter die Mauern. Auf ſteilen Pfaden leitete ſie ihr Wegweiſer, Einen nach dem Andern, bis zu 98 an der Zahl, nach jener Oeffnung und in die erwähnten Galerien, wo ſie der Gouverneur, des Ueberfalls gewärtig, von Bewaffneten umringen und mit Hellebarden niederſtoßen ließ. Als Diejenigen, welche

Der Kreuzgang auf d. m. Mont Saint Michel.

unten warteten, keinen ihrer Kameraden wieder erscheinen sahen, so riefen sie hinauf, man solle ihnen als Siegeszeichen einen Mönch durch ein Fenster herunterwerfen. Darauf rasirten die Belagerten Einem ihrer Gefangenen den Bart ab, hüllten ihn in eine Mönchskutte, stießen ihm ihre Schwerter durch den Leib und stürzten ihn auf den Felsen hinab. Montgomery aber, welcher noch zweifelte, sandte seinen Pagen hinauf, und als dieser Keinen von den Seinigen sah, rief er: Verrath! Verrath! und rettete sich mit Denen, welche noch hinaufsteigen wollten. Nun schoß die Garnison von oben auf die feindliche Truppe und wälzte Steine herab, so daß die Protestanten noch mehr Leute verloren und nur Wenige entkamen. Die Leichen der Erstochenen wurden nun alle herabgestürzt und am folgenden Tag, mit den auf dem Strande Gebliebenen unter den Felsen eingescharrt. Vor einigen Jahren zog man an jener Stelle einen Graben, und ein Augenzeuge versicherte mich, er habe darin die zahlreichen Gerippe der Protestanten gesehen; fast alle Todtenköpfe hatten noch ihre Zähne.

Wir müßten Bogen anfüllen, um nur einen annähernden Begriff von dem unheimlichen Labyrinth der Gewölbe zu geben, welche rings um die Abtei zwischen dem Granit und den Grundmauern stecken. In den gedruckten Fremdenführern machen sie gegen dreißig Nummern aus, von welchen die meisten mehrere merkwürdige Stätten zugleich bezeichnen; und jede Stätte ist mit Blut gefärbt, mit Thränen bethaut. Statt länger dort zu verweilen, steigen wir lieber an das Tageslicht empor, und auch da besprechen wir nur das Wesentlichste: den Rittersaal, das Refectorium, den Kreuzgang und die Kirche.

Der Rittersaal ist eines der imposantesten Denkmäler der gothischen Civilarchitektur, eine edle, auf runde Pfeiler gestützte Halle von ruhigen, einfachen und klaren Verhältnissen, welche dem schmucklosen Material des Baus, dem Granit, auf das Vollkommenste entspricht. Nur die Capitäle der Pfeiler sind mit anmuthiger, reicher und mannigfaltiger Blättersculptur verziert. Eine dreifache Pfeilerstellung theilt diesen Raum in vier mächtige Schiffe, welche ihr Licht nur von einer Seite, durch drei große, viereckte Doppelfenster erhalten. Ursprünglich war hier der Versammlungsplatz der Abteigeistlichen. Zum Rittersaal wurde die Halle erst durch Ludwig XI. Dieser bigotte König kam zweimal nach dem Mont Saint Michel und stiftete, 1496, den Orden gleichen Namens, welcher jedoch ohne besondere Reputation geblieben ist, da er mit Recht annehmen konnte, sein starker Schutzpatron habe für die Vertilgung des Widersachers schon mehr als genug gethan. Aus jener Zeit stammt auch die Errichtung der beiden kolossalen Steinkamine, welche, geschmacklos genug, zwischen den Fenstern angebracht sind.

Mönche können nicht wohl ohne einen Speisesaal gedacht werden. Sie nannten ein solches Institut mit einem decenten, dem großen Publicum wenig geläufigen Namen Refectorium, und in der Erbauung von guten, schönen, hellen, luftigen, weder zu kühlen noch zu warmen Refectorien hat sich ihre Architektur, sei sie byzantinisch oder romanisch, gothisch, Renaissance oder Jesuitenzopf, von jeher, in allen Jahrhunderten, bei allen Völkern und unter jedem Breitegrade, auf das vortheilhafteste ausgezeichnet. So auch hier. Die geräumige und elegante Speisehalle der Abtei, kürzlich noch zur Werkstatt voll von Webestühlen erniedrigt, welche als vorübergehendes Epigramm auf ein uraltes Wohlleben dienen mochte, stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Sie zeigt, was der gothische Stil sein kann, wenn ihn sein Ehrgeiz nicht verleitet, sein ursprüngliches, leichtes und elegantes Wesen zu verlassen und in Herstellung allzumassenhafter Formen plump und düster zu werden. Wer kennt nicht die alte Redensart von dem gothischen Buchenwald, von den baumgleichen Pfeilern, dem schattigen Laubdach der Gewölbe, u. s. w.? Hier ist diese, so oft mißverstandene, mißbrauchte und übel angebrachte Phrase endlich einmal richtig anzuwenden.

Leicht und frei, wie aus dem Nichts gesprungen, erheben sich da, von achteckiger Basis, feine runde Pfeiler von beträchtlicher Höhe mit den geschmackvollsten Laubkapitälen, davon jedes, wie aus einem Strahlenbündel, acht kräftige Profilirungen aussendet, welche die Wölbungen der Decke zeichnen. Diese Pfeiler sind nur acht an der Zahl, und dennoch hat das Gemach,

Digitized by Google

dessen Bedachung sie stützen, eine Länge von 102, eine Breite von 36 Fuß. Kein Wunder, daß sich die zahlreichen vornehmen Pilger, welche vor dem heiligen Michael erschienen, von dessen irdischen Stellvertretern gern zu Tisch einladen ließen!

Nach der Mahlzeit soll man spazieren gehn. Zu manchen Jahreszeiten mag dies aber auf dem Mont Saint Michel leichter gesagt als gethan sein. Im Inneren nur Treppe auf Treppe ab zu laufen, oder sich auf den Wällen von der Sonne anglühen oder von Sturm und Fluth peitschen zu lassen, das mochte einem der Verdauung bedürftigen Mönche schlecht anstehen. Darum dachten die frommen Herren schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts daran, für einen bequemen Kreuzgang zu sorgen, und zwar erbaute man denselben auf einem der höchsten Punkte der Abtei, obwohl immer noch im Schutze der Kirche, gerade über dem Rittersaale, der seinerseits auf den Montgomerygalerien ruht, so daß diese drei Stockwerke zusammen ein riesenkühnes Ganze bilden, welches man mit Recht la Merveille genannt hat.

Mit großem Sachverstand meint Einer der besten Kenner des Mont Saint Michel, der Rittersaal sei ein Gegenstand der Bewunderung für das große Publicum; der Kreuzgang dagegen entzücke den Künstler, den Dichter und selbst den Gelehrten. Auch fehlt es diesem Bauwerk nicht an wohlgefaßten Lobsprüchen aller Art. Der Eine nennt es ein maurisches Phantasiestück, welches mitten in einer Granitregion ins Leben getreten ist; ein Anderer sieht in ihm eine Blume, die man zwischen jene großartigen Bauten hineingesteckt hat, um ihre strenge Erhabenheit zu beleben; ein Dritter sagt: Dieser stille und abgelegene Platz ist nur dem Hauche der Einsamkeit offen; er hat nur den Himmelsdom zur Perspective.

All dieser Enthusiasmus ist sehr poetisch, aber er gibt keinen rechten Begriff von der Sache selbst. Gehen wir darum auf die Einzelnheiten des Bauwerkes selbst ein.

Der Kreuzgang bildet eine geräumige, ins Geviert laufende Galerie, deren Hallen, nach der inneren Seite offen, einen unbedeckten Hof umschließen. Derselbe enthielt früher einen Blumengarten, ist aber jetzt mit Bleiplatten ausgelegt. Der ganze Reiz dieser Arcaden, welche offenbar unter der Erinnerung an maurische Denkmäler ähnlicher Art entstanden sind, besteht in den zahlreichen Säulen und Spitzbogen, welche auf der einen Seite die Umfassungsmauer, auf der anderen den inneren Gewölberand stützen. Auf der Mauerseite sind sie offenbar nur angebracht, um die Monotonie der langen Wände zu brechen; auf der Hofseite dagegen tragen sie ein beträchtliches Gewicht, und darum stehen die Säulen hier in doppelter Reihe, doch so, daß zwischen je zweien der vorderen, eine der hinteren Linie erscheint, was für das Auge eine zwar nur scheinbare, aber gerade darum höchst anmuthige Unregelmäßigkeit hervorbringt. Die Feinheit, Sicherheit und Zierlichkeit dieser Arbeit sucht ihres Gleichen, und insbesondere sind Capitäle und Spitzbogen mit der größten Sorgfalt des Meißels ausgeführt und geschmückt. Zwischen je zwei Bogen haben die Künstler mannichfaltige, wundervolle Medaillons angebracht. Für diese feine Sculpturarbeit fanden sie aber den Granit ihres Berges denn doch zu widerspenstig, und nahmen dazu den weißen und weichen Sandstein aus den berühmten Brüchen bei Caen, welcher in der Luft nachdunkelt und sich verhärtet.

Der Kreuzgang ist somit eines der prächtigsten und elegantesten Muster des leichten, noch halb orientalischen, frühgothischen Stils, und sein Totaleindruck ist fast überwältigend.

In einer seiner Ecken sind zwei, seither vermauerte Fenster angebracht, durch welche der Blick der frommen Spaziergänger, die ihr Kreuzgang so zu sagen von Allem außer dem Himmel abschloß, auf das glänzende Meer und die grünen Küstenlinien hinausschweifen mochte — eine Aussicht, von welcher wir noch ein Wort zu sagen haben werden.

Doch ist es Zeit, endlich die imposante Kirche zu betreten, welche die Spitze und Krone des Mont Saint Michel bildet. Sie ist ein gewaltiges, schmuckloses Granitwerk, halb romanischen halb gothischen Stils, von einer fast naiven Schwerfälligkeit, welche sich durch ihre Lage als Gipfelpunkt und Schutz aller ringsumher emporstrebenden Gebäulichkeiten erklärt und entschuldigt. So einfach sie im Bau erscheint, so reich ist — oder war — die Kirche des heiligen Michael an heiligem und kostba-

rem Geräthe, an echten und falschen Reliquien, und besonders an Wundern und Legenden. Dies hat nichts Erstaunliches; im ganzen Mittelalter kamen, aus fast allen Theilen von Europa, Pilger jeden Standes, und mehr Vornehme als Geringe dahin. Da will jeder eine Gabe bringen und eine Geschichte mitnehmen, und nun sind die Gaben verschwunden und die Geschichten geblieben. Nur zwei der letzteren mögen hier angemerkt werden.

Die Sage will unter Anderem, daß sich der Ortsheilige allnächtlich mit vielen Trabanten in der Kirche niederläßt, weshalb sie jeden Abend verschlossen und erst mit Tagesanbruch wieder geöffnet wird. Nun war einmal ein neugieriger Mönch, welcher, wenn er zur Zeit des Rhampsinit gelebt, dem verschleierten Bild von Saïs einen Besuch gemacht haben würde, in seinen Tagen, oder vielmehr Nächten hingegen, den mächtigen Erzengel mit eigenen Augen zu sehen wünschte. Zu dem Ende versteckte er sich eines Abends, vor Thorschluß, in der Kirche. In der Nacht kam in der That der Heilige mit Pomp und Pracht, von Petrus und der Mutter Gottes begleitet. Geblendet von dem Glanz der Erscheinungen fiel der Mönch auf sein Gesicht; der Herr im Hause aber hieß ihn aufstehen, hinausgehen und so zufrieden sein, als er könne. Der Mönch entfloh, halb wahnsinnig, erzählte drei Tage lang sein Gesicht allen Leuten, deren er habhaft werden konnte, und verstarb alsdann.

Die zweite Geschichte ist eher ein komischer Spuk.

Ein Sacristan pflegte bei seinem Ab- und Zugehen in der Kirche die üblichen Reoerenzen vor dem Hauptaltar zu vernachläßigen und überhaupt eine Respectlosigkeit an den Tag zu legen, welche sonst Leuten seines Standes nicht eigen zu sein pflegt. Eines Abends hatte er Einem seiner Untergebenen befohlen, die Eingänge der Kirche wie gewöhnlich zu verschließen. Als er aber am nächsten Morgen in aller Frühe hineinkam und aufs Neue seiner Unhöflichkeit fröhnte, gewahrte er zu seiner Ueberraschung drei Pilger in braunen Kutten, welche vor dem Hauptaltare knieten. Ueberzeugt, daß sein Gehülfe den Thorschluß vernachläßigt, oder gar die Pilger eingeschlossen habe, wandte er sich um und gab demselben eine derbe Ohrfeige. Dabei zeigte er ihm die Anwesenden, die Jener aber ebenso wenig wahrzunehmen vermochte, als Macbeth's Abendgesellschaft den Geist des erschlagenen Banquo. Als der Sacristan nun wieder ohne Verbeugung vor dem Altar vorbeiging, erhielt er von unsichtbarer Hand eine übernatürliche Ohrfeige von solcher Gewalt, daß sie ihn halbtodt zu Boden streckte. Der Abt erfuhr die Geschichte und schickte den Sacristan, um Buße zu thun, nach den Chausseyinseln, wo derselbe noch lange lebte und gottselig verstarb.

Der schon ums Jahr 1020 begonnene Bau dieser Kirche wurde noch in den guten Tagen des gothischen Stils vollendet. Die Krypte unter dem Chor hat Pfeiler von so riesigen Dimensionen, daß ich mich nicht erinnern kann, irgendwo etwas gesehen zu haben, was ihnen nur im Entferntesten verglichen werden kann.

Die Solidität der übrigen Theile ist entsprechend. Wie schon erwähnt, hat die Kirche keinen eigentlichen Thurm. Das Westportal ist im Basilikenstil erbaut; über dem Durchschnitt des Lang- und des Querschiffs dagegen ragt, als auf dem sichersten Punkt, eine trotzige und klotzige Erhöhung als äußerste Spitze des Ganzen. Wie konnte dieser Oberbau Jahrhunderte lang dem Toben der Weststürme widerstehen? Die Antwort auf diese Frage erhalten wir, wenn wir die auf seiner Ostseite gelegene, halbmondförmige Platte über dem Chor besteigen. Von dort erhebt sich nämlich zu seinem Schutz, als gewaltiges Widerlager, ein merkwürdiges System von Strebepfeilern, mit den mannigfachsten Verzweigungen ihrer Bogen untereinander, — ein granitner Urwald von einer Kühnheit und Macht, deren Maßstab der Baumeister nur in einer solchen Umgebung finden konnte. Der Oberbau selbst ist viereckt und endet seine Masse jetzt in einem stumpfen Dach. Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts dagegen lief er in eine gothische Spitze aus, welche, als riesige Wetterfahne, ein vergoldetes Erzbild des Schutzengels gleichsam in der Luft schwebend, trug — ad solis radios rutilans, wie sich der Historiker de Thou ausdrückt. Jene Spitze enthielt auch eine große Glocke, welche in Zeiten der Noth geläutet wurde und mit ihrer ehernen Stimme die an den Küsten

umherwohnenden Vasallen zum Schutze des heiligen Berges herbeirief. Im Jahre 1594 zerstörte eine furchtbare Feuersbrunst die Spitze, die Glocke und das Bild, und ein prosaisches Dach mit einem Blitzableiter hat Alles ersetzt.

Zwei schmale Steinvorsprünge ohne Balustraden leiten in verschiedener Höhe um die Außenseite des Mittelthurms herum. Wer frei von Schwindel ist und einen sicheren Tritt hat, der kann dort bei windstillen Stunden, zwischen Himmel und Felsen, einen Umgang halten, gegen welchen der Ritt über die Mauern des Kynast ein Kinderspiel sein müßte. Es gibt in der That Leute, welche diesen Spaziergang machen und wiederkommen; doch hat man mit Recht die untere, breitere Galerie le petit tour des fous, und die obere, schmälere le grand tour des fous genannt. Noch geeigneter wäre es, le tour des petits fous und le tour des grands fous zu sagen.

Wenn man auf dem Mont Saint Michel gar nichts fände als die Aussicht, deren man von seiner Höhe genießt, so würde sie allein die beschwerliche Reise dahin lohnen.

Wer nur je vom Meer aus im Schiff gegen hohe Küsten hinfuhr, der weiß, wie angenehm das Schauspiel ist, welches sich dann dem Auge bietet. Auf dem Mont Saint Michel ist man auch wie auf einem Schiff; aber man ist bis in den Mastkorb gestiegen; dieser Mastkorb ist vierhundert Fuß hoch über dem Meere, und das Schiff unter uns ist eine gothische Festung.

Von der erwähnten Plattform fällt der Blick erst fast senkrecht hinunter auf eine Masse von Zinken, Zacken, Spitzen, Dächern, Felsen und Mauerzinnen, aus deren Mitte die Kirche emporragt wie ein Beil aus dem Stäbebündel eines Lictoren — ein wunderliches Schauspiel in seiner Art; vielleicht einzig in der Welt. Dann schweift das Auge weiter, auf die einförmige und doch unheimlich belebte Fläche ringsumher: dort das schon heranstürmende Meer; hier, links und rechts die Flüsse, deren strudelnde Wogen sich an den Grundmauern der Feste brechen; endlich der gelbe, glatte Sand, dessen Spiegel man leicht mit der Fläche eines unbeweglichen Teiches verwechseln könnte. Dies ganze Bild rahmt sich zu drei Viertheilen in die Küstenlinien der Bretagne und der Normandie ein, welche, jede von ihrer Seite vorspringend, der Bai von Avranches ihren Schutz gewähren. Nach der Meerseite hinaus gewahrt man die schwarzen Granitzacken der Chausseyinseln, und Jersey verschwimmt am Horizonte.

Das Bild der Küsten ist mannigfaltig und anmuthig. Gegen Nordost verbirgt ein Vorsprung den Felsen von Granville vor unseren Blicken. Von da an ziehen sich waldige Höhen bis zu der Thalöffnung bei Avranches, über welcher die Bergecke hervorspringt, von wo jenes Städtchen, stolz und freundlich zugleich, herunterglänzt. Dann senkt sich das Terrain wieder, und der Lauf der Küste verändert sich, um sich gegen Westen zu richten. Nun haben wir den Anfang der Bretagne vor uns. Ihre Küste schwillt in die Spitze des Mont Dol an, von dessen Höhe man eine der ausgedehntesten Aussichten in der Welt haben soll, und sendet dann die schwarzen Rochers de Cancale weit in das Meer hinaus. Im rechten Gegensatz zu der wilden Großartigkeit des Mont Saint Michel haben diese Küstenhänge einen sehr freundlichen Charakter. Auf allen Seiten glänzen Häuser und Kirchthurmspitzen; eine üppige Vegetation entfaltet ihren Teppich, und mit einer akademischen Wendung bemerkt ein eleganter Franzose, daß hier Ceres den Saum des Gewandes der Nereiden gestickt habe.

Ein erhabenes Schauspiel, welches zu genießen mir leider nicht vergönnt war, soll das Herankommen einer starken Springfluth sein. Doch kann man sich nach dem Berichte von Augenzeugen einen Begriff von der Sache machen.

In dem ganzen Canal sind die Fluthen verhältnißmäßig stark wegen der Einengung des Meers zwischen den englischen und französischen Küsten, und sie werden es noch mehr an besonders verengten Punkten, wie in der Bai von Avranches. Da nun an der gedachten Stelle der unterste Küstenrand sehr langsam und flach abläuft, so entblößen sich bei der Ebbe ungeheure Sandstrecken mit unglaublicher Geschwindigkeit. Stürmt dann aber eine Springfluth heran, welche hier den Stand des Meeres in wenigen Stunden um vierzig Fuß erhöht, dann bedecken sich jene Strecken wieder mit derselben Schnelligkeit.

Das Meer kommt heran, brüllend, eine weiße, bewegliche Mauer; es würde ein galopirendes Pferd einholen. Wehe dann dem Wanderer, dem Fischer, der sich in jenen Regionen verspätet hat! Im Vertrauen auf die Sicherheit des trocknen Bodens, der ihn ringsher zu umgeben scheint, schreitet er dahin — da trifft ein Donner sein Ohr und sich umwendend, erblickt er in weiter Entfernung eine weiße Schaumlinie. Er flieht; aber schon ist der Sand unter seinen Füßen naß; bei jedem Schritt quillt das Wasser seinen Fußspuren nach; in wenigen Minuten hat ihn die wandelnde Mauer eingeholt, und

Da hilft kein Widerstand und keine Flucht!

Selbst wenn er der kundigste Schwimmer wäre, so rollten ihn doch die Brandungswellen mit sich fort. Er ertrinkt an einer Stelle, wo ihm, wenn er sich aufrecht halten könnte, das Wasser kaum bis an die Schultern reichen würde, und die Wellen singen ihm als Grablied den Dithyrambus des Wallensteinischen Jägers auf den Holk und seine Schaaren.

Mitten aus jenem Doppelreich der Fluth und des Sandes erhebt sich zwischen dem Mont Saint Michel und der Küste von Avranches eine schwarze Felsenmasse, einem gestrandeten Riesenwalfisch vergleichbar. In der Form einem Sarg nicht unähnlich, scheint dieser Nachbar und Nebenbuhler des Mont Saint Michel seinen Namen Tombelaine, seiner Form zu verdanken: Tumulus, tumbella, tumbellana, nach einem päpstlichen Documente sogar Tumbum Helenae; dies sind die Namen, welche jene Klippe seit frühen Zeiten führt.

Tombelaine kann uns einen Begriff von dem geben, was der Mont Saint Michel war, ehe menschliche und göttliche Interessen seinen nackten Felsenkörper mit Prachtbauten deckten und schmückten; nur ist sein Granitgerüst nicht rund wie jenes, sondern schmal in die Länge gezogen, der normännischen Küste parallel und am nördlichen Ende anschwellend. Tombelaine ist jetzt wieder, wie Salas y Gomez, ein Felsen kahl und bloß, und nicht ohne Beschwerlichkeit und Gefahr erreichen ihn der Botaniker, welchen seine eigenthümliche Vegetation interessirt, oder der Tourist, der eine möglichst schöne Aussicht auf den Mont Saint Michel haben will. Doch war dem nicht immer so; im Gegentheil beweisen sowohl schriftliche Documente als bauliche Reste auf dem Eiland selbst, daß es bewohnt und selbst befestigt war.

Grausige und wunderliche Legenden knüpfen sich an den Platz und seine Umgebung. Wir erwähnen nur eine.

Zwischen Tombelaine und dem Mont Saint Michel findet man noch heute, bei tiefer Ebbe, Spuren eines jener gewaltigen Kreuze, welche eine aufopfernde Frömmigkeit gern mitten in den Gefahren des Trugsandes und der Fluthen errichtete, um Fischer, Schiffer und Pilger zu leiten. La croix des grèves nun, wie dieses Kreuz heißt, verdankt seine Entstehung folgendem Ereigniß:

Im Mittelalter unternahm eine Dame aus der Normandie, welche sich in interessanten Umständen befand, in Begleitung ihres Gemahls und eines zahlreichen Gefolges, eine Pilgerfahrt nach dem Mont Saint Michel. Auf dem Rückweg wurde diese Gesellschaft in der Nähe von Tombelaine von einem jener dichten Nebel eingehüllt, welche an der Küste so häufig sind. Nur Eins konnte die Verirrten leiten: es war das Brausen des heranahenden Meeres, und vor diesem Geräusch flohen sie in der entgegengesetzten Richtung davon, so schnell sie konnten. Bei der bedrängten Dame nun riefen Furcht und Anstrengung die Geburtswehen herbei, und unfähig weiter zu gehn, wurde sie von den Flüchtigen auf dem Sande zurückgelassen, den die Wogen bald erreichen mußten. In dieser Noth flehte die Arme den heiligen Michael um Hülfe an, und nicht umsonst; denn er gebot den Fluthen Schonung und das herandringende Meer ließ den Platz, auf welchem sie sich befand, vollkommen frei. Ringsumher stand eine krystallene Mauer, zwölf Fuß hoch, und in der Mitte dieses improvisirten Ziehbrunnens brachte die verlassene Frau einen Sohn zur Welt, welchen sie mit Seewasser taufte und der Kirche weihte. Bei Eintreten der Ebbe suchte man nach Mutter und Kind und fand sie wohlbehalten auf dem Sande. Herangewachsen wurde der Schützling des heiligen Michael Priester und erschien von Jahr zu Jahr an der Stelle seiner Geburt, um daselbst eine Messe zu lesen. Auch errichtete man dort, zur Erinnerung an dies Wunder, das erwähnte Fluthkreuz, wobei die Geistlichkeit

Digitized by Google

allen denen, welche die Gefahr seiner Aufstellung und nachherigen Unterhaltung nicht scheuten, einen vollständigen Ablaß gewährte.

Wir können die Bucht von Avranches nicht verlassen, ohne dem Städtchen, welches ihr den Namen geliehen, ein freundliches Wort des Abschiedes zu gönnen.

In schlagendem Gegensatz zu den Provinznestern des westlichen Frankreichs ist Avranches ein reinlicher, wohlgebauter und sorgsam gepflegter, fast aristokratischer Ort und besitzt sogar in dem Hotel de Londres einen Gasthof, welcher auf englische Ansprüche berechnet ist. Die Engländer kommen nämlich sehr gern nach Avranches, selbst um da zu wohnen; sie bilden eine ganze Colonie, haben eine Kirche und einen Pfarrer, und die Gegenwart von jungen Ladies, wohlgepflegten babies und Allem, was dazu gehört, verschönert nicht wenig die reizenden Spaziergänge und öffentlichen Gärten von Avranches. Zwei derselben befinden sich auf der Westseite, über dem Abhange nach dem Meere zu. Sie bilden weitläufige Terrassen mit freundlichen Blumenbeeten und tiefschattigen Alleen, und sobald man auf ihren äußeren Rand hinaustritt, erfaßt das Auge freudig eine weite Aussicht über Land und Meer, mit dem schwarzen Felsensarg von Tombelaine und der romantisch phantastischen Spitze des Mont Saint Michel in der Mitte.

Literarisches.

Das Sonnensystem, nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung bearbeitet von Hermann J. Klein. Mit drei Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Ein sehr gediegenes Werk. Es behandelt seinen Gegenstand kurz und bündig, aber auch klar und anschaulich. Es macht gar kein Hehl daraus, daß es keine sogenannte populäre Astronomie sein will, sondern alle elementare Belehrung seines Faches als abgethan voraussetzt. Aber ungeachtet dieser Voraussetzung ist die Darstellung dennoch für das denkende große Publicum passend und sogar sehr anziehend. Es liegt ihm eigentlich nur daran, ein zuverlässiges, getreues Bild von dem gegenwärtigen Stande seiner Wissenschaft zu geben. Bekanntlich hatte Alexander von Humboldt in den beiden letzten Theilen seines unsterblichen Kosmos ganz denselben Zweck; da indeß dieses astronomische Rundgemälde schon ein Alter von zwanzig Jahren besitzt, so entspricht es unserem heutigen Wissen und Anschauen um so weniger, als gerade in der Gegenwart eine große Fülle von Erfindungen und Entdeckungen hinzugekommen ist. Ein solcher Ausspruch tritt aber der Pietät des großen Meisters in keiner Weise zu nahe, denn er beruht auf Thatsachen des Fortschritts, welche Niemand eifriger bereit gewesen wäre anzuerkennen, als Alexander von Humboldt selbst, wenn wir ihn noch zu den Lebenden zählen dürften. Hat derselbe doch in ganz ähnlicher Weise das „Système du Monde“ von Laplace, seinem hochbewunderten Vorbilde und Meister, selbst vielfach abändern und verjüngen müssen, damit es unserer besseren Kenntniß genau entsprach. — Das Buch beginnt nun damit, die verschiedenen Methoden über die Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde zur Anschauung zu bringen und dann die neuesten Resultate über alle Größenverhältnisse dieser copernicanischen „Weltleuchte“ mitzutheilen. Dann wird den Sonnenflecken und Sonnenfackeln, dem Sonnenkern und der Sonnenatmosphäre, überhaupt der Erforschung der physischen Natur dieses Weltkörpers eine specielle Aufmerksamkeit gewidmet, wobei natürlich die Spectralanalyse die Hauptgrundlage bildet. Auch ist von der Sonnenfinsterniß ausführlich die Rede. Unmittelbar an diese Abhandlung schließt sich eine sehr interessante Betrachtung über das Zodiakallicht. Die Abhandlung über die Kometen ist eine eben so gründliche als erschöpfende, und dasselbe gilt auch von den Meteoriten, welche schon seit einiger Zeit nicht mehr von dem Kreise astronomischer Untersuchungen ausgeschlossen werden, wie dies leider früher der Fall war. Durch J. Schmidt's, Quetelet's, Heis' und Secchi's Beobachtungen und Ansichten erhält der Gegenstand eine bedeutungsvolle Wichtigkeit. Besonders werden dann aber die wunderbaren Sternschnuppenschwärme besprochen, und dabei die dreiunddreißigjährige Periode des Novemberstroms hauptsächlich ins Auge gefaßt, worüber die neuesten Erforschungen von Boguslawski, G. A. Newton, Leverrier, Adams, Alexander Herschel, Secchi u. A. zur Mittheilung kommen. Diese kurze Inhaltsandeutung dürfte schon genügen, um die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, daß uns hier eine sehr gründliche Topographie des Sonnensystems geboten wird, welche sich der allgemeinen beifälligen Aufnahme im denkenden großen Publicum versichert halten kann.

Digitized by Google

Selbstbekenntnisse eines Phantasiemenschen.

Von

Georg Steben.

Goethe hat in seinem großen Romane mit hinreißender Ironie die Selbsttäuschungen einer phantasievollen Natur dargestellt, welche sich immer aufs Neue vom Theater angezogen fand, in dieser Leidenschaft den Beweis eines Berufs für die Bühne sah, bis Erfahrung und zunehmende Reife sie überzeugten, daß sie auf diesem Wege ihren Beruf gänzlich verfehle. Die älteste Bearbeitung des W. Meister brachte Goethe mit nach Italien; wie Tieck berichtet, sollte sie mit der Heirath zwischen Wilhelm und Marianne schließen; doch muß schon in der ersten Anlage Wilhelm's Selbsttäuschung über seinen Schauspielerberuf enthalten gewesen sein; denn Goethe erzählt: „Die Anfänge des Meister entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl, der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn, abzustehen u. s. w." Stünde nicht diese ursprüngliche Anlage des wunderbaren Romans fest, so möchte man versucht sein zu denken, dort in Italien habe die Freundschaft mit einer genialen Natur, welche dieselben Irrungen durchlebt und in ihren merkwürdigen Selbstbekenntnissen dargelegt hatte, diese Wendung seines Romans veranlaßt.

Die Bekenntnisse, welche ich meine, sind: „Anton Reiser, ein psychologischer Roman," zu Berlin 1785 bis 1786 in vier Bänden erschienen. Der Mann, der hier sein sonderbares inneres Leben, wenig nur vom Schleier der Dichtung umhüllt, dem deutschen Publicum vorlegte, war Karl Philipp Moritz. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt. In seinem sechsunddreißigsten Jahre ist er, man ist versucht zu sagen, alt und lebensmüde gestorben. Ehe er in der Welt zu leben begann, hatte seine Phantasie alle Schicksale, welche die Welt bieten kann, in immer neuen Traumbildern durchlaufen und damals entsprang ein Doppelleben in ihm, das er nie überwunden hat.

Es ist leicht zu bemerken, wie heute viele Menschen, Frauen besonders, einen Ersatz für die fehlende Fülle der wirklichen Existenz in Phantasiebildern suchen, welche der moderne Roman ihnen bietet. Alsdann beginnt die wirkliche Welt für sie an Farbe zu verlieren. Die bildende Kraft der Seele zieht sich aus ihr in diese zweite, diese Traumwelt zurück. Eine der verderblichsten Seelenkrankheiten unserer neuesten Bildung zerrüttet ihr Inneres. Ich wüßte kein Buch, welches Entstehung und Wirkungen dieser furchtbaren Seelenkrankheit wahrer, eingehender, erschütternder dar-

Digitized by Google

stellte, als diese Selbstbekenntnisse eines wahrhaft genialen Menschen. Denn ein solcher ist Moritz gewesen.

Er war 1757 zu Hameln geboren. Die Eltern waren in dürftigen Verhältnissen, der Vater ein religiöser Schwärmer, Anhänger der Madame Guyon, durch mystische Bücher, gegen welche sich der bibelfeste gutprotestantische Sinn der Mutter wehrte, die Einigkeit der Gatten von Anfang zerstört; Verwünschungen und Zank waren die ersten Eindrücke, die der Knabe empfing; er war von Anfang an unterdrückt.

Wie er aufwuchs, besuchte er die lateinische Schule und hatte sich fest in den Kopf gesetzt, daß er studiren müsse, als ihn der harte Vater zu einem Hutmacher in Braunschweig in die Lehre that. Da erzählte er dann den Mitlehrburschen von Jupiter und Juno; der alte Hutmacher, auch einer von der Secte, nöthigte ihn zur Heuchelei; mit einem Adligen, der von den Gläubigen besonders verehrt ward, correspondirte der Hutmacher über Anton's Seelenzustand; lange Zeit hatte er kein Buch als „Engelbrecht's, eines Tuchmachergesellen zu Winsen Beschreibung von dem Himmel und der Hölle." Er war auf die Predigten angewiesen als einen Stoff für sein inneres Leben und es machte Epoche in ihm, als er auf den Gedanken gerieth, eine solche Predigt nachträglich aufzuschreiben. Da der fromme Hutmacher ihn zwang, hinter ihm her einen Tragkorb, mit Hüten bepackt, auf dem Rücken über die Straße zu tragen: glaubte er, eine solche Erniedrigung nicht überleben zu dürfen. So oft ihm etwas dergleichen begegnet war, eilte er auf ein Plätzchen hinter dem Hause an der Ocker; dann blickte er da sehnsuchtsvoll in die Fluth hinab; vernahm er Stimmen oder Gesang aus einem der benachbarten Häuser, so drangen sie in ihn, als gälten sie ihm. In einer dieser fürchterlichen Stunden war der Lebensüberdruß bei ihm zu mächtig; er stand auf einem schwachen Brette über dem Wasser, fing an zu schwanken, seine Knie hielten ihn nicht mehr empor, er stürzte in die Fluth — man bemerkt es, das ganze Haus eilt herzu und der fromme Hutmacher beschließt natürlich, den gefährlichen Menschen aus dem Hause zu schaffen. Der Vater kam, den mißrathenen Sohn abzuholen.

In der Schule, in die Anton zurückkehrte, gewann er Theilnahme durch sein Talent, die Rhetorik der Prediger nach der Kirche nachzuschreiben und mit seiner eigenen auszuschmücken. Der Consistorialrath, der der Schule vorstand, prüfte seine Stimme und fand ihn zur Canzelberedsamkeit geeignet; freier Unterricht und freie Bücher wurden ihm versprochen, aber der harte Vater erklärte ihm, wenn er sich auch Brot und Kleider zu verschaffen im Stande sei, so möge er zu studiren anfangen; wo nicht, so habe er von ihm auf keinen Pfennig zu rechnen.

Eines Tages, als er aus der Schule kommt, balgt er sich auf der Straße mit Knaben und so überrascht sie ein Prediger, der auf Anton schon aufmerksam geworden war und an dem dieser leidenschaftlich hing. Sehr zerknirscht, daß der verehrte Mann ihn in einer so unwürdigen Stellung gesehen, faßt Anton sich ein Herz, geht gerades Weges auf den Prediger zu: er sei einer von den Knaben, die bei ihm zur Kinderlehre gingen und der Pastor möge doch deswegen keinen Zorn auf ihn werfen, daß er sich eben da mit den Jungen herumgeschlagen. Von dem Augenblicke ab nahm dieser sich seiner an, ließ ihn durch seinen Sohn in der lateinischen Sprache unterrichten und einer der Hannoverschen Prediger setzte eine Summe für seine Erziehung aus.

Freilich mußte er des Mittags und Abends Freitische suchen. Schwerlich ist je diese Einrichtung einer vernichtenderen Kritik unterzogen worden, als in Moritz' Schilderung der Schicksale geschieht, welche ihm hier begegneten. In der Dämmerung trug er unter den Armen das Commißbrot, das der Hautboist, bei dem er wohnte, empfing, durch die Stadt und sein Stolz bäumte sich wieder wie damals, als er die Last von Hüten auf dem Rücken hinter dem Hutmacher her ging. Ein alter grober Soldatenmantel war für ihn gekauft und zurechtgemacht worden: in ihm mußte er die öffentliche Schule besuchen. Dort saß er mit Iffland, dem künftigen großen Schauspieler, auf denselben Bänken und theilte sich mit ihm in den Ruhm der ersten Declamatoren. „Iffland," erzählt Moritz, „war zum Schauspieler geboren, er hatte schon als ein Knabe von zwölf Jahren alle seine Mienen und Bewegungen in seiner

Gewalt und konnte alle Arten von Lächerlichkeiten in der vollkommensten Nachahmung darstellen. Da war kein Prediger in Hannover, dem er nicht auf das natürlichste nachgepredigt hätte. Dazu war denn gemeiniglich die Zwischenzeit, ehe der Conrector zur Privatstunde kam, angewandt. Reiser liebte ihn und hätte schon damals gern näheren Umgang mit ihm gehabt, wenn die Verschiedenheit der Glücksumstände es nicht verhindert hätte." Man kann denken, wie trotzdem oder vielleicht nur um so mehr diese Richtung Iffland's auf ihn wirkte. Manchmal knieten die zwei „gesellschaftlich" vor dem Katheder des Conrectors; Iffland fand dann auch da Gelegenheit seinen Witz zu üben, indem er das Katheder, auf das sich der Conrector mit den Ellenbogen gestützt hatte, mit dem Mecklenburger Wappen, sich aber und Reiser mit den zwei Schildhaltern desselben verglich. Näher lag ihm die Freundschaft mit einem Namensvetter — Philipp Reiser nennt er ihn — der arm war wie er, lebhaften Geistes, ein stolzes heiteres Herz.

Es ist charakteristisch für die Zeiten Philipp Reiser's und die damals schon wie eine Seuche über uns hereinbrechende ästhetische Richtung der Gymnasialbildung, daß der höchste Wunsch der Schüler war, ein Schauspiel aufzuführen. In Moritz ward dieser Wunsch durch die Verhältnisse fast bis zur Manie verstärkt. Immer armseliger, erniedrigender für seinen Stolz werden die Verhältnisse, in denen er lebte; wie natürlich, daß er sein Herz in einer idealischen Welt sich wieder zu erweitern und seinen natürlichen Empfindungen nachzuhängen strebte? Er schien sich in dem Schauspiele gleichsam wiederzufinden, nachdem er sich in der natürlichen Welt verloren hatte. Das Alles sollte ihm nun in Prima zu Theil werden, wo in jedem Sommer eine Komödie aufgeführt wurde.

Aber er durfte sich, als die Zeit herankam, keine Hoffnung auf eine Rolle machen. Er war inzwischen Famulus des Rectors geworden, der ihn zu sich genommen hatte, und die reichen Mitschüler hielten es nicht für recht standesgemäß, mit dem Famulus zu spielen. So spielte er denn mit zwei, drei seiner Mitschüler, einer Partei der Mißvergnügten, auf deren Wohnstube vor einer kleinen Anzahl von Zuhörern Lessing's Philotas. Moritz selber spielte den Philotas (er hatte sich von den Anderen für schweres Geld die Rolle gekauft). Der Abend, an dem er ihn spielte, gehörte zu den seligsten seines Lebens; obwohl das Theater nur ein schlechtes Zimmer mit weißen Wänden und das Parterre eine Kammer war, deren Thür ausgehoben wurde, die Zuhörer aber der Wirth des Hauses, ein Töpfer, nebst seiner Frau und seinen Gesellen: aber er konnte einen ganzen Abend hindurch standhaft, großmüthig und edel sein. Von dem Nachspiele aber, das dann aus Miller's historisch-moralischen Schilderungen gegeben ward, hieß Moritz, so lange er auf den Schulbänken saß, der „sterbende Sokrates." Ueberhaupt litt er unsäglich unter dem grausamen Spott, mit dem die Jugend jeden Genossen in gedrückter Lage verfolgt.

Er begann, sich um seine äußeren Verhältnisse nicht mehr zu kümmern und dies war entscheidend. Er gab sich gleichsam selbst in Rücksicht auf die menschliche Gesellschaft auf. Er mußte jenes Leben der Illusion um jeden Preis sich dauernd schaffen. Alles Geld, was er auftreiben konnte, trug er zum Antiquarius, Romane und Komödien zu lesen; seine Schulbücher fingen an, zu diesem zu wandern; er selber verglich nachmals diesen Zustand mit dem eines Opiumessers: wenn ihm ein Buch fehlte, hätte er seinen Rock gegen den Kittel eines Bettlers vertauscht, um sich in irgend einer rührenden Geschichte von edlen mächtigen Personen und ihren Zuständen zu berauschen. Sein Aeußeres bekam ein immer verzweifelteres Ansehen, da auch das Geld, das die Wäscherin hätte bekommen sollen, zum Antiquarius wanderte für die Beschaffung edler Gefühle. Dann vergoß er oft Thränen, indem er las, und ließ sich wechselsweise bald in heftige, tobende Leidenschaft des Zorns, der Wuth und der Rache, bald wieder in die sanften Empfindungen des großmüthigen Verzeihens, überströmenden Mitleids versetzen. Er vergaß die Welt, sich selbst, die Verachtung, die ihn erdrückte, die verzweifelte Lage, der er sich so von Stunde zu Stunde mehr näherte.

Wie er so scheu, unsauber, unordentlich, unachtsam hinlebte, war die Ansicht des Rectors natürlich, daß höchstens einmal ein Dorfschulmeister aus ihm werden würde. Er begann also, den Famulus wie einen Bedienten zu gebrauchen. Letzterer fing an,

sich, außer in seiner Traumwelt, nur noch bei seinem Vetter, einem Perrückenmacher, wohl zu fühlen, wo er vor einem bewundernden Auditorium den Ugolino oder den Tod Abel's vordonnerte und -weinte; dann disputirte er mit den Gesellen, die da zusammenkamen; besonders mit einem Schneidergesellen, der über die Entstehung der Welt aus Nichts seine schweren Bedenken hatte, unterhielt er sich oft stundenlang. Damals geschah, daß ein Freund des Rectors, der bei diesem logirt hatte und für den Moritz einige Gänge gethan, ihm wie der Magd beim Abschiede ein Trinkgeld bot, und es war ihm, als ob er einen Stich erhielte, aber da er an den Antiquarius dachte, griff er zu; sein beleidigter Stolz hatte sich zum letzten Male, und vergeblich, empört.

Unter solchen Umständen reiste er zu den Eltern, den Degen an der Seite, mit dem er sich im Philotas erstochen hatte und mit dem er den Brüdern täglich seine Rolle nun vorspielte; von seinem wahren Zustande ließ er sich nichts merken, sondern berichtete nur, was etwa Günstiges sich heraussuchen ließ. Als er zurückkehrte, war Hannover von einem Ereigniß entzückt, gerührt und ganz in Beschlag genommen, was ihn nun noch tiefer in die Verwirrung seines doppelten Lebens verwickeln sollte.

Schon auf dem Wege hatte er es vernommen: die Ackermann'sche Truppe, damals die beste in Deutschland (Charlotte Ackermann und Brockmann waren darunter) spielte in Hannover. Nun saß er, wenn er des Tages Verachtung der Mitschüler, Gleichgültigkeit seiner Gönner, das eigene tiefe Gefühl des Unwerthes getragen hatte, des Abends vor den Lampen; die Thränen über die tragischen Schicksale, die hier spielten, mischten sich mit denen über seine eigene Lage; schon hungerte er lieber, als daß er sich in seinen abgerissenen Kleidern bei denen sehen ließ, die ihm einen Freitisch gaben, so oft er konnte, versäumte er die Schule, dort den tiefen Demüthigungen zu entgehen. Der Rector kündigte ihm die Wohnung bei ihm und das alte Verhältniß, da er ihn unverbesserlich fand.

Die schrecklichste Zeit seines Lebens begann. Er zog zu einem Bürstenbinder in eine armselige Kammer; da saß er tagelang, hielt sich mit Thee und Brot, das er angeblich für einen Hund sich erbeten hatte, hin; mehrere Wochen aß er in der Woche eigentlich nur einen Tag, bei einem philosophirenden Schuster, vor dem er sich seines armseligen Zustandes wegen nicht schämte. Mit einer Art von schrecklichem Wohlbehagen sah er seinen Körper ebenso gleichgültig wie seine Kleider von Tag zu Tag abfallen. In dieser Zeit verfiel er auf eigene mehr als kindische Spiele. Er machte sich nämlich eine große Sammlung von Kirsch- und Pflaumenkernen, setzte sich damit auf den Boden und stellte sie in Schlachtordnung gegen einander, die schönsten darunter zeichnete er als Heerführer durch Buchstaben und Figuren aus; dann nahm er einen Hammer und stellte mit zugemachten Augen das blinde Verhängniß vor, indem er denselben bald hierin, bald dorthin fallen ließ; öffnete er dann die Augen wieder, so sah er mit geheimem Wohlgefallen die schreckliche Verwüstung — und zählte die Gebliebenen. Halbe Tage beschäftigte er sich so und seine ohnmächtige, kindische Rache am Schicksal, das ihn zerstörte, schuf sich auf diese Art eine Welt, die er wieder nach Gefallen zerstören konnte. Er war dem Wahnsinn nahe.

Zwei andere arme Teufel fanden sich zu ihm, Schulgenossen. Er meinte später, es seien vielleicht die ärmsten drei Menschen gewesen, die je zwischen vier Wänden eingeschlossen waren. Mancher Tag ging hin, an dem sie sich mit etwas Brot und gekochtem Wasser zusammen hinhielten. Wenn sie zusammen ausgingen, wies man mit Fingern auf sie, so daß sie durch enge, stille Gassen das Freie zu suchen pflegten. Oft blieben sie den ganzen Tag im Bette liegen; oft saßen sie alle drei zusammen, den Kopf auf die Hand gestützt, und dachten über ihr Schicksal nach; oft auch suchte jeder seinen eigenen Weg, dann ging Moritz zu seinen Kirschkernen, der andere, ein Bauernsohn, ging zu einem großen Brot, das er sorgfältig in einem Koffer verschlossen hatte und als Trost in aller Noth aufbewahrte, der dritte, ein gewandter, verschlossener, nichtsnutziger Bursche, lag auf dem Bette und machte Projecte, seine Lage zu verbessern, die nicht der besten Art waren. Moritz, wenn er so viel Groschen zusammengebracht, eilte in die Komödie; als dann die Truppe weggegangen war, lag er ganze Tage im Sonnenscheine auf einer Wiese an der Leine; oft stand er dann auch

bei diesen Spaziergängen am Ufer, lehnte sich in die reißende Fluth hinüber, indeß die wunderbare Begier zu athmen mit der Verzweiflung kämpfte und mit Gewalt seinen überhängenden Körper zurückbog.

Da machten seine Gönner noch einmal einen Versuch, den sonderbaren Menschen, in dessen Verwahrlosung noch der edle geniale Grundzug erkennbar war, zu retten. Der Prediger, der zuerst sich seiner angenommen, ließ ihm wissen, wenn er sich zu ernstlicher Abbitte und Reue bequeme, wolle er es von Neuem mit ihm versuchen. Es ist bezeichnend, wie der Romanheld ihm antwortete. Er schrieb einen langen Brief, in welchem er sich selber als einen furchtbaren Menschen schildert, der einst noch unter freiem Himmel in selbstverschuldeter Armuth sein Leben enden werde. Und nun rüstete er sich in der Dachkammer zu einer hochtheatralischen Scene bei dem Prediger, wann dieser ihn rufen lassen werde; er hatte schon die ganze Anrede an ihn in Gedanken entworfen; wo er ging und stand, arbeitete er gewissermassen an derselben. Als er aber hereintrat, fand er seinen Vater, den der Prediger hatte kommen lassen; der Prediger würdigte alle überspannten Ausdrücke in dem Briefe gar keiner Aufmerksamkeit, erklärte das ganze Sendschreiben aus seiner durch Romane und Komödienlectüre überreizten Phantasie, kam gleich auf die zerrissenen Strümpfe nnd Schuhe und die Schulden — so folgte denn eine gründliche Ernüchterung. Und diese ward nicht wenig gefördert, als er eines Tages jenen dritten gewandten und über immer neuen Plänen brütenden Kameraden wegen Kirchenraubs geschlossen über die Straße führen sah.

Aufs Neue begann er mit den alten Verhältnissen und seiner festgewurzelten Sinnesart zu ringen. Gotsched's Philosophie nnd dann Wolff's Hauptwerke machten in dieser Zeit Epoche in seinem Innern. Sechs Wochen lang saß er excerpirend bei seinem Buche auf der Dachkammer, vergaß fast Essen und Trinken, war kaum zu bewegen, herunterzukommen. Nicht lange darauf fiel ihm Wieland's Uebersetzung des Shakspeare in die Hände und bewirkte neue Revolutionen. Seine höchste Wonne war, dem lebhaften, feurig empfindenden Namensvetter aus dem großen Dichter vorzulesen. Da saßen sie ganze Nächte zusammen, während der Freund um Mitternacht Kaffee kochte, Holz im Ofen nachlegte, bei einer kleinen Lampe an einem Tischchen, und jener hatte sich mit langem Halse herübergebeugt zu dem immer leidenschaftlicher declamirenden Moritz. Der Umfang der menschlichen Leidenschaften öffnete sich vor ihm; die großen Probleme der Philosophie blieben ihm gegenwärtig; so begann er zuerst in Briefen an den Freund sich schriftstellerisch zu versuchen, auch Gedichte entstanden wieder.

Gern erinnerte er sich später eines eigenen Vorfalls. Die Osterprüfungen wurden gehalten. Er saß unter den Anderen mit seiner schlechten Kleidung. Wieder überfiel ihn der knabenhafte Schmerz, am meisten von Allen vernachlässigt zu sein. Vergebens hatte er den Morgen auf eine Frage gehofft. Als er sich am Nachmittage aufs Neue unter dem Haufen wie verloren sah, ertrug er's nicht. Ehe die Prüfung begann, eilte er weg, gerade zum Thore hinaus. Es war ein trüber, neblichter Himmel, tausend abwechselnde Empfindungen wogten in ihm. Da stellte sich ihm plötzlich Alles unter einem Gesichtspunkte dar; er fühlte sich all den kleinlichen Verhältnissen enthoben, die drunten in der Stadt auf ihm gelastet hatten; er sah seine Mitschüler versammelt, sah die Priester mit ihren schwarzen Mänteln nnd Kragen die Treppe hinaufsteigen, Prämien unter sie austheilen, dann wie ein Jeder wieder nach Hause ging und sich Alles so im Cirkel drehte. Er fühlte eine ungewöhnliche Kraft in seiner Seele, sich über Alles hinwegzusetzen, was ihn darniederdrückte, allein zu sein und zu bleiben. Ihm fiel ein, daß, verdrängt zu werden, von Kindheit an sein Schicksal gewesen war. Und wenn er nun so einsam dastand, so erhob sich in ihm eine wehmüthige Freude, dem Gedränge so ruhig zusehen zu dürfen. Er fand später, dieser einsame Spaziergang habe mehr als alle Schulstunden zur eigentlichen Bildung seines Geistes beigetragen; eine anschauliche Vorstellung von seinem wahren isolirten Dasein war in ihm entstanden.

Man kann sich denken, wie die Leiden des jungen Werther auf eine solche Natur wirkten. Diese Betrachtungen über das Gaukelspiel menschlicher Bestrebungen, über das zwecklose Gewühl auf Erden schienen aus seinen persönlichen Erlebnissen geschöpft.

Werther gewann auf sein Leben einen bestimmenden Einfluß. So erklärt sich, daß er ihm zeitlebens das Ideal der Prosa geblieben ist. Unter dieser Einwirkung wuchsen seiner Poesie die Flügel. Er wagte einige eigene Gedichte vorzutragen vor dem Director, erntete Lob für seine Auswahl, und man kann denken, wie selig für ihn der Moment war, zu gestehen, daß er die Gedichte nicht nur ausgewählt, sondern selber gemacht habe. Er erhielt den Auftrag, auf den Geburtstag der Königin von England — unter der man noch in Hannover stand — eine deutsche Rede zu verfertigen. Das war das höchste und glänzendste Ziel, nach dem ein Schüler in Hannover überhaupt streben konnte; der König und andere Honoratioren pflegten zugegen zu sein. Während er nun über den Hexametern — nach den Regeln der Literaturbriefe — brütete: verkündete ihm der Director, sie selber vorzutragen, würde ihm zu viel Kosten machen. Da half ihm der Prediger und die glänzende Vorstellung konnte vom Stapel gehen. Nun begann er freier zu athmen. Er erhielt Gelegenheit, Privatstunden zu geben, für Buchdrucker Verse zu fabriciren; den Eltern schickte er ein Exemplar des lateinischen Anschlagsbogens, auf welchem Mauritius, ihr glücklicher Sohn prangte. Es war in seinem neunzehnten Jahre, daß er so zum ersten Male in seinem Leben zum Gefühl seiner selbst kam.

Damals ergriff ihn zuerst eine lebhafte Reiselust und so faßte er das Project, über Bremen nach der See zu gehen. Mit einer Specialkarte von Niedersachsen, einem tragbaren Tintenfaß und einem Buche weißen Papiers versehen, trat er dann seine Reise an. Schon ein paar Meilen hinter Hannover war seine Begeisterung auf einen solchen Punkt gestiegen, daß er sich an der Landstraße niedersetzen mußte, das Dintenfaß, das mit einem Stachel versehen war, vor sich aufspießend, um das Reisejournal zu beginnen. So reiste er dann wohlgemuth bis sechs Meilen jenseits Bremen, von wo er an die Seeküste zu fahren gedachte, schon das Bild der grenzenlosen Wasserfluth vor der Seele — als der Weltunkundige plötzlich entdeckte, daß nur noch wenige Groschen in dem Grunde der Börse ruhten. Sie reichten eben, die Rechnung zu bezahlen. So wanderte er dann mit armen Handwerksburschen nach Bremen zurück; dort fand er glücklicherweise einen Kaufmannsdiener, an den er einen Brief hatte, und so gelang es ihm, Hannover wiederzugewinnen.

Und nun stand die Aufführung einer Komödie bevor; er rechnete fest darauf, diesmal zugezogen zu werden, da er seinen Dichter- und Schauspielerruf unter den Mitschülern sehr feststehend glaubte. Niemand dachte an ihn, da Jeder nur an sich selber dachte. Er mußte dem Freunde Iffland Vorstellungen machen. Dieser hatte inzwischen sich ihm genähert. Er lebte wie Moritz ebenfalls beständig in einer Phantasiewelt; und zwar bildete er damals den Traum eines Landpfarrerlebens bis in die einzelsten Züge häuslicher Glückseligkeit aus. Moritz bemerkt sehr fein, wie, da Iffland seine Natur und sein Schicksal unmöglich machten, diesen Traum häuslicher Glückseligkeit zu verwirklichen, eigentlich alle seine Dichtungen damit beschäftigt sind, ihn auszumalen. Er erhielt nun durch Iffland's Vermittlung von den Mitschülern den Auftrag, einen Prolog abzufassen, auch eine bescheidene Rolle. Nun ward beschlossen, auch den Clavigo zu spielen; Moritz suchte sich die Hauptrolle umsonst zu erbitten und zu ertrotzen; er lebte sich ganz in sie ein, es erschien ihm schließlich ganz unmöglich, daß ein Anderer sie spiele. Er erzählt, wie von der Zeit ab, daß diese Rolle ein Anderer erhielt, Hannover ihm verleidet war; er mußte den Clavigo spielen, wo es auch sei; diese Rolle war ihm gleichsam Zweck seines Lebens geworden, das durch tausend drückende Lagen einmal ganz in eine eingebildete Welt zurückgedrängt war. In dieser Lage eröffnete er sich wieder Iffland und fand denselben in noch viel heftigeren, innern Kämpfen. Die Eltern hatten ihm untersagt, weiter Theater zu spielen. Er faßte nun den Plan, zu fliehen und aufs Theater zu gehen. Tag und Nacht waren Moritz und Iffland nun unzertrennlich. Eines Nachts luden sie zwei Pistolen, mit denen sie fast die ganze Nacht hindurch ihr Wesen trieben, indem sie Sein oder Nichtsein in Scene setzten. Ein anderes Mal waren sie auf einem Spaziergange in Begriff, so weiter in die Welt hineinzulaufen, da Iffland das Wetter ganz passend dazu schien.

So hatte Moritz sich in dem Entschluß befestigt, die Flucht zu ergreifen. Er ging einmal auf Hameln zu, seine Eltern noch

einmal zu sehen; als er aber bedachte, wie schwer ihm der Abschied werden müsse, kehrte er um. So wanderte er rückwärts bis der Tag dämmerte und befand sich plötzlich an einer Kirchhofsmauer, die er nie gesehen zu haben glaubte. Vergebens rieb er sich die Augen. Seine überreizte Phantasie begann schon mit den sonderbarsten Gedanken zu spielen, als er sich orientirte. Er war dicht vor Hannover. Ein anderes Mal machte er mit Iffland einen solchen nächtlichen Spaziergang in einer warmen mondhellen Sommernacht; überall umgab sie Helle, frischer Heugeruch. Dies ziellose Wandern weckte eine unbändige Reiselust in seiner phantastischen Natur, die ihn dann zeitlebens begleitet hat. Dazu kam, daß er nicht wußte, wovon die Schulden bezahlen, die allmälig wieder aus seinem Komödienspielen und seiner phantastischen Unregelmäßigkeit entstanden waren. Er erbaute sich an der Vorstellung, nachdem er in Hannover bürgerlich gestorben, an irgend einem anderen Orte gleichsam mit Glanz wieder aufzustehen.

Er wollte also nach Weimar gehen, um bei der Eckhoff'schen Schauspielergesellschaft als Mitglied einzutreten. Das unstäte Leben, Komödienspielen, neue Menschen, unter denen er eine ganz andere Rolle zu spielen gedachte: das Bild von diesem Allen umgab ihn wie ein wacher Traum. So trat er heimlich die Reise an. Das gute Kleid, in dem er die Rede auf der Königin Geburtstag gehalten hatte, nebst einem Ueberrock war seine ganze Garderobe; dabei trug er einen vergoldeten Galanteriedegen an der Seite, und Schuhe und seidene Strümpfe; in der Tasche nichts als ein reines Hemd und noch ein paar seidene Strümpfe und Homer's Odyssee; im Beutel — einen Ducaten. Es war Mitte Sommer, an einem Sonntagmorgen, die Sonne schien hell und die Leute gingen in ihrem Sonntagsschmucke auf der Straße, als er so auf Hildesheim loswanderte. Dort übernachtete er, ließ sich seinem stattlichen Anzuge gemäß bewirthen, erinnerte sich mit vielem Behagen, in wie armseliger Lage er hier einmal mit dem Rector gewesen war — und fand sich am anderen Morgen um ein gutes Stück des Ducaten erleichtert, von dem er die Reise und die erste Zeit des Aufenthalts in Weimar bestreiten wollte.

Nun machte er sich denn doch seine Reisegesetze: von Brot und Bier leben, nur auf Streu schlafen, nie in einer Stadt übernachten. So machte er's denn gleich in der ersten Nacht; in der Dorfgaststube war wilder Lärm, in der Ecke saß auf einem Lehnstuhle eine steinalte Frau und bebte mit dem Kopfe; er sah sie an, dachte, wie sie in den Wänden dieser Stube, bei dem Ofen, erzogen und alt geworden war, spann sich so tief in den Traum, daß ihm schließlich schien, als müsse er auch hier bleiben, könne er nicht von der Stelle kommen. Wie frei fühlte er sich auf seiner Streu, den Degen an der Seite, den Ueberrock über sich, vor ihm eine glänzende Zukunft: er sah die Lampen angezündet, Alles war voll Erwartung, da trat er hervor und — spielte seinen Clavigo. So ging's weiter. Da er ein langgewachsener Mensch war, zeigte sich als kein kleines Kunststück, durch all die kaiserlichen und königlichen Werber sich durchzuschlagen.

Auf diese Weise kam er nach Gotha, wo sich, wie er auf der Reise gehört hatte, Eckhoff's Truppe befand. Vor der Stadt machte er Toilette, um recht stattlich seinen Einzug zu halten. Es gelang ihm gut genug, so daß ein paar Handwerksleute, die gerade vor dem Thore vorübergingen, zu seiner großen Genugthuung wie vor einem vornehmen Manne den Hut vor ihm abzogen. Er suchte sich einen Gasthof, der eine bescheidene Zeche versprach. Da war er nun allein auf dem Zimmer, sich zu dem Besuch bei Eckhoff vorbereitend, der über sein Leben entscheiden sollte. Drunten vor dem Hause sangen die Chorschüler eine Motette, die er oft in den alten unglückseligen Zeiten in Wind und Regen mitgesungen hatte. Das schien nun Alles hinter ihm zu liegen.

Nur das Ende einer vieljährigen Täuschung war für ihn gekommen, neuer Anfang neuer Lebenskämpfe. Sein Schauspielerberuf war eine Selbsttäuschung, die ihm aus seinem Schicksale erwachsen war, ihn immer fester umfangen hatte. Weil er von Kindheit auf zu wenig eigene Existenz gehabt hatte, so zog ihn jedes Schicksal, das außer ihm war, desto stärker an. Was ihn so anzog, war also kein reiner Darstellungstrieb; ihm lag mehr daran, die Scenen des Lebens in sich als außer sich darzustellen.

Eckhoff empfing ihn über Erwarten. Sein jugendlicher Enthusiasmus für die Schauspielkunst gefiel dem Greise. Auch

der gedruckte Prolog, den nun Moritz aus der Tasche zog, gefiel ihm. Was aber das Engagement betraf, so verwies er ihn an den Bibliothekarius Reichardt. Dieser war kühl, machte ihm aber auf ein Debut Hoffnung. Gleich an diesem Mittage überschritt denn Moritz, im Vollgefühl seiner neuen Hoffnungen, bedeutend den Bestand seiner Casse. Er besuchte nun Eckhoff fast täglich, war in den Proben zu finden, hatte unentgeltlichen Eintritt ins Theater. Aber es kam zu keinem Debut. Was ihn hinderte, erfuhr er so gelegentlich. Als einmal von Goethe gesprochen ward, sagte Eckhoff, er sei ungefähr von Reiser's Statur, aber gut physiognomirt. Es half auch nichts, daß er seine Gedichte, sauber abgeschrieben, überreichte. Man war gerade bei der Probe einer Operette, „Der Deserteur," als Reichardt mit vieler Förmlichkeit auf den unglücklichen entlaufenen Gymnasiasten zukam und ihm ankündigte, er dürfe auf kein Debut rechnen; übrigens empfahl er ihm, sein Talent für Verse nicht zu vernachlässigen.

Moritz ging hin, wo das Theater mit seinem letzten Vorhange ganz am Ende an die kahle Mauer grenzt und stützte den Kopf an die Wand — er konnte nichts antworten, nichts denken — er war in einem Labyrinth, aus dem für ihn kein Ausweg war — ganz allein — hier war nur die kalte, öde Mauer, das Schauspiel war zu Ende.

Dann eilte er vor das Thor, ging in die Allee, in der er so oft mit seinen angenehmen Träumen allein gewesen war. Niemand, der ihn da gehen sah, ahnte, daß dies ein Mensch war, der die einzige Hoffnung seines Lebens verloren hatte. Er fühlte sich unaussprechlich verlassen. Des Mittags getraute er sich nicht, in innerem Schamgefühl, nach dem Wirthshause zurückzukehren. Des Abends ging er in das Schauspiel und fühlte sich auf das wunderbarste zu Thränen bewegt, in welchen sich der Schmerz über sein eigenes Schicksal wie einen heimlichen Ausweg suchte. Das Schauspiel endigte sich froh, die Unglücklichen wurden getröstet, das Weinen verwandelte sich in Lachen; er suchte sein Bett, seine Sinne waren stumpf, er vermochte nicht zu denken, es war ihm, als ob er aus diesem Schlaf nicht wieder erwachen sollte, und er wäre es zufrieden gewesen.

Am Morgen brütete er einen abenteuerlichen Plan aus, von Unterrichtsstunden zu leben und umsonst auf dem Theater zu dienen; nun hörte er von Reichardt sein Endurtheil, daß er auch darauf nicht hoffen dürfe. Als er von ihm ging, stand er wohl eine ganze Stunde vor dem Schloßbau in Gotha, sah, wie die Handwerker Steine zuführten, ordneten; eine sonderbare Begierde entstand in ihm, sein gutes Kleid auszuziehen und mit den übrigen Arbeitern Steine zu diesem Bau herbeizuführen; da sie ausruhten, fragte er Einen, was sie täglich verdienten, es war mehr, als er besaß; er dachte sich als Handwerker in der Kirche, dem Prediger aufmerksam zuhörend, er wollte dann auch nicht klüger sein als die Anderen um ihn her: es war auch das eine Rolle, die er in Gedanken spielte.

Noch einmal wollte er zu Eckhof gehen. Dieser redete ihm zu, da drei Meilen von Gotha, in Eisenach, die Bargantische Truppe sei, so möge er dort ein Engagement suchen. Der Weg von Gotha nach Eisenach sei ja ein Spaziergang. Alle Handwerkerpläne waren verschwunden. So, wie er war, ging er, ohne sich umzusehen, gerade auf Eisenach zu. Eben diesen Morgen war die Truppe nach Mühlhausen abgereist. Er hatte den ganzen Tag nichts genossen. So ließ er sich Brot und Bier geben. Dann schlief er tief: denn er rechnete auf keine Zukunft mehr; das machte ihn ruhig. Anderen Morgens ging er mit fünf oder sechs Dreiern in der Tasche der Bargantischen Gesellschaft nach. Seine Kleider überließ er in Gotha ihrem Schicksal. Schon auf dem Herwege von Gotha hatte er einmal versucht, ein paar Wurzeln aus dem Felde zu ziehen. Indem er sich hieran erinnert, erscheint er sich vom Schicksal nun beinahe ganz unabhängig. Zwei Tage, manchmal verirrt, von Beamten angehalten, da er als eine verdächtige Person erschien, geht er so rückwärts, um nach Mühlhausen zu wandern. So labyrinthisch, wie sein Schicksal ist, werden seine Wanderungen. In diesem Umherirren dichtet er sein Schicksal um; er war von einem jungen Edelmanne in Göttingen zum Zweikampfe genöthigt worden und hatte ihn erstochen. Nachts sieht er den Gegner im Blute liegen, declamirt laut, spielt so in dem neuen Schauspiele die heroische Rolle, die man ihm auf dem Gothaer Theater zu spielen verweigert hat.

Ein Prediger begegnet ihm, dem er sein ersonnenes Schicksal mittheilt; vergebens nöthigt ihn der gute Mann in sein Haus, ihn zu bewirthen: seine Rolle verlangte, daß er die Gesellschaft der Menschen als ein mit Blut Befleckter fliehe. So kommt er in Gotha an und in einer Art von hartnäckiger Betäubung und Fühllosigkeit wandert er ruhig, wie ein ganz Fremder, vor seinem Gasthof vorüber nach Mühlhausen zu. Mit einem Buchbindergesellen, dem er sich als einen Schuhknecht vorgestellt hat, kommt er nach Erfurt. Als dieser ihm sagt, er sei gewiß nicht, wofür er sich ausgebe, sondern ein Student, der in Erfurt studiren wolle: erscheint ihm, der nun seit manchem Tag nur von Wurzeln gelebt hat und wie gelähmt ist, der Gedanke, vielleicht in Erfurt Ruhe und ein neues Leben zu finden, beglückend.

Das Leben des genialen Abenteuerers, der einem Traum nachjagte, sollte in der That wieder eine glücklichere Wendung nehmen. Das Schicksal selber trieb ihn, gegen seinen hartnäckigen Willen, seinem wahren Ziele entgegen. Er hatte sich für die letzten neun Pfennige Bier geben lassen und saß nun, den Kopf auf die Hand gestützt, in stummer Verzweiflung da, als ein Mann, der ihm gegenübersaß, ihn anredete und sich erkundigte, ob er nicht ein fremder Student sei? Als ob er Reiser's Zustand durchschaue, erzählte er dann, wie der jetzige Prorector der Universität, der Abt vom Benedictinerkloster, ein äußerst menschenfreundlicher Mann sei, der erst vor Kurzem einem jungen Manne, der auch mit Nichts hierher gekommen, Unterstützung verschafft. Moritz machte sich sogleich auf den Weg; er ward von dem Prälaten freundlich empfangen, und als dieser vernahm, daß er ein protestantischer Hannoveraner, verwies er ihn an den Dr. Froriep, der sein Landsmann sei. Und so entließ er ihn vorläufig, indem er ihm einen halben Gulden mitgab. Zum ersten Male genoß Moritz wieder warmes Essen in einem nahen Speisehause. Dann fand er Froriep, ward herzlich aufgenommen und gleich mit in den Hörsaal geführt. So sah er sich plötzlich im Hörsaale eines Professors auf der Universität Erfurt, mitten unter Studenten, er, der am Morgen dieses Tages noch nichts als das offene Feld zum Aufenthalt gehabt hatte. Dann erzählte er Froriep seine Geschichte: aber eine Schrift, durch die er sich in Hannover den Haß eines vornehmen Mannes zugezogen, ward eingewoben und beinahe glaubte er selber, daß in seiner Rede auf den Geburtstag der Königin einige verfängliche Stellen gewesen seien, die ihm geschadet hätten. Die Leidenschaft für das Theater durfte er als überwunden darstellen; sie erschien ihm selber in diesem Augenblicke so. Andern Morgens fertigte ihm der Prorector die Matrikel aus. Moritz hatte wieder sofort eine Abschrift seiner Gedichte aus dem Kopfe gemacht, die dann hier mehr Glück machten, als bei der literaturbewanderten Schauspieldirection in Gotha. Das Studium der schönen Wissenschaften war damals noch unter den Erfurter Studenten etwas Seltenes. Froriep ließ den Dichter keine Nacht mehr in seinem Gasthofe, sondern verschaffte ihm sofort eine Wohnung bei einem alten Studiosus medicinae; auch für einen Freitisch war gesorgt; nur an Wäsche fehlte es dem improvisirten Studenten.

Er fühlte sich so glücklich, daß er an einen Freund in Hannover schrieb, er hoffe und wünsche nunmehr, den Rest seiner Tage in Erfurt zu beschließen. Er war neunzehn Jahre alt, als er das schrieb, im Stil eines lebensmüden Greises.

Er wäre nicht Moritz gewesen, hätte ihn nicht an diesem Sitze katholischer Kirchenfürsten, unter dem Geläute der Glocken, zwischen den Klöstern, zuweilen der Gedanke ergriffen, als ein einsamer Mönch sich hier zu begraben. Aber er wäre auch nicht Moritz gewesen, hätte nicht die Nachricht, daß die Studenten willens seien, Komödie zu spielen und daß einige Rollen noch unbesetzt seien, ihn Kloster, Glocken, Karthäuser, Alles vergessen lassen. Er spielte denn auch mit vielem Glück die Rolle der ersten Liebhaberin, wozu ihn besonders qualificirte, daß an seinem Kinn sich noch nur unbedeutende Spuren eines Bartes zeigen wollten. Daneben besuchte er denn fleißig das Predigercollegium und wünschte sehnlichst, auch mit einer Predigt hier auftreten zu dürfen, zu der er schon die wunderbarsten Declamationen über alle vier Jahreszeiten, die Ewigkeit und Aehnliches im Kopfe herumtrug. Dann rückte er in einer Wochenschrift: „Der Bürger und der Bauer," Gedichte ein. Von Hannover kam die Nachricht, daß vier seiner Mitschüler,

Iffland voran, seinem Beispiel gefolgt seien und das Gymnasium verlassen hätten, um auf das Theater zu gehen. Die Nachricht war wie ein Vorbote dessen, was ihm selber wieder bevorstand.

Eine Schauspielertruppe kam nach Erfurt. Er ward leicht mit ihr bekannt, der Director sprach ihm zu, sich anzuschließen, und Beil, der später so berühmte Schauspieler bestärkte ihn ebenfalls. Schon war seine Rolle bestimmt, die Proben waren beendet, sein Name auf dem Komödienzettel, er ging hinter den Coulissen auf und ab, in seine Rolle vertieft — alles Andere war vergessen, das Ziel seines Lebens, das er mit so sonderbarer Hartnäckigkeit verfolgte, schien nun doch endlich erreicht, er sollte das Publicum erschüttern, begeistern, hinreißen —: da erschien ein Bote Froriep's, wenn der Student auftrete, so werde die Truppe die Concession, in Erfurt zu spielen, verlieren.

Das konnte den leidenschaftlichen Willen von Moritz nicht zurückhalten. Vergebens sprachen alle Gönner auf ihn ein. Monate brachte er wieder in den alten Träumen und Phantasien zu. Schließlich erklärte er, er müsse der Truppe, die inzwischen nach Leipzig gereist sei, dorthin folgen. Sie war in den ärmlichsten Umständen. Der Director war mit der Garderobe allein dorthin gereist, von den übrigen Mitgliedern mußte dann Jeder sehen, wie er nachkäme. Als Moritz in Leipzig ankam, hörte er, daß der würdige Principal gleich bei seiner Ankunft in Leipzig die Theatergarderobe verkauft habe und mit dem Gelde davongegangen sei, da saß denn Moritz zwischen den verzweifelten Schauspielern, die sich mühsam bis Leipzig durchgeschlagen hatten und nun gegen den Director durch einander wetterten und klagten — ganz wie im Wilhelm Meister dergleichen Scenen geschildert sind.

An diesem Punkte verlassen uns die eigenen Bekenntnisse von Moritz. Es giebt Erinnerungen eines Freundes, welche sein nunmehr folgendes Leben beschreiben; in den Memoiren von Henriette Herz, von Varnhagen u. A. werden Bruchstücke seines späteren Lebenslaufes und seines Charakters vorgelegt; und wer hätte nicht die Stellen über ihn in Goethe's italienischer Reise gelesen? Es war ein richtiges Gefühl des genialen Abenteuerers, daß ihm hier der Roman seines Lebens ausgespielt schien. Dies sonderbare Luftbild eines Schauspielerlebens, dem er bis dahin mit einer Energie gefolgt war, welche man sonst nur den tiefsten Instincten unserer Natur zuschreibt, war in Leipzig, gegenüber der nackten Wirklichkeit dieser Existenz, zerstoben. Nichts beweist mehr, daß nicht ein wahrer, innerer Drang ihn diesen Weg trieb, sondern das Traumbild eines Glückes in dieser Laufbahn, das in seiner, ihrer selbst müden, weltunerfahrenen Seele sich gestaltet und allmälig von seinem ganzen Dasein Besitz genommen hatte.

Die Geschichte dieser wunderbaren Illusion war zu Ende. Ihr gegenüber erscheint die Wilhelm Meister's als ein behaglicher Dilettantismus. Denn Wilhelm Meister war eine normale Natur, welche die wirkliche Welt idealisch zu verklären, im Lichte der Dichtung zu erblicken, in gewissen Jahren einen unwiderstehlichen Drang hatte, bald aber des Irrthums gewahr ward, diese glänzendere Welt auf den Brettern zu suchen, ja von Anfang an mit diesem Irrthume souverain zu spielen scheint. Moritz dagegen war durch eine Verkettung mannigfacher Schicksale ganz consequent zum Leben in einer zweiten Welt, zu völliger Entfremdung gegenüber der wirklichen hingetrieben worden; er schien gar kein Schicksal in der wirklichen zu haben, keine Person in ihr zu sein; es ist bezeichnend, wie schließlich seine Phantasiebilder sich in sein wirkliches Dasein eindrängen, wie er in wirklichen Rollen auftritt, dicht vor dem Abgrunde steht, sein Selbst in einer totalen Unwahrhaftigkeit oder in Wahnsinn zu verlieren.

Er konnte, mußte den Schauspielerberuf aufgeben. Er mußte zugleich die Welt seiner Träume ruhelos weiter suchen. Diese erste Illusion war abgethan. Aber seine Natur, wie sie die Verkettung seines Lebensganges nun einmal geformt hatte, mußte in anderen Illusionen, Träumen, Phantasiebildern leben. Ich weiß keinen anderen Menschen, den wir so genau kennten und der diesen Drang der Fiction besessen hätte, ohne doch weder Schauspieler noch Dichter sein zu können.

Man fragt sich, was eine solche Natur werden mußte, so geformt durch die Welt. Im Leben einer der bizarrsten Charaktere, die man jemals sah, Illusionen und Ein-

sichten, wunderbarste Offenherzigkeit und die Lust an Rollen und Erfindungen seltsamst gemischt. Vermöge seiner genialen Richtung, da er nicht selber Dichter zu sein vermochte, ein unvergleichlicher Interpret der Dichter. Und nachdem er sich selber Problem geworden, seine Gabe des Schauens frei zu handhaben begann — einer der ältesten wahrhaft tiefblickenden Psychologen in Deutschland.

Nachdem er also von dieser großen Illusion seines Lebens sich frei gemacht, erscheint er noch eine Zeit hindurch, unbewußt seines Lebenszieles, umhergeworfen von dem, was das Schicksal seines Lebens mit gemacht hatte — der Armuth. Bis dann im Wechsel dieser Lagen das Gefühl, daß er zum Schriftsteller geboren sei, die Einsicht, was er zu leisten vermöge, sich erhoben.

Damals, da er sich in Leipzig gänzlich hilflos sah, beschloß er, im nächsten Dorfe Rast zu machen, sich über sein Schicksal zu entscheiden. Von den Schauspielern hatte er sich losgemacht, nachdem er ein paar Tage das Treiben derselben, ihre Vergangenheit und was sie nun so einzeln vor sich hatten, mitangesehen. Dort im Dorfe fand er im Gastzimmer einen Herrnhuter, mit dem er sich in Gespräche über die Mystik und über die Nichtigkeit des menschlichen Wissens vertiefte. Der Mann, dem er gefiel, bat ihn dringend, mit nach Barby zu kommen. Der Traum eines stillen, verborgenen Lebens, der eine seiner Illusionen gewesen war, löste sich hier nun ebenfalls auf. Er ertrug diese Einförmigkeit nicht und entwich nach Wittenberg, wo er wieder eine Zeit lang verschiedenartigen Studien lebte. Als dann einer seiner Freunde an das Philanthropien Basedow's in Dessau kam, folgte ihm der ruhelose Mensch. Wieder war er glücklich, in die Welt hineinzuwandern, den Traum eines neuen Lebens im Kopfe. Wieder fand er es unmöglich, in der Wirklichkeit auszuharren, so ernstlich Basedow in ihn drang. Als ihm ein Berliner Kaufmann rieth, in Berlin eine Feldpredigerstelle zu suchen, um den eben ausgebrochenen Krieg mitzumachen, machte er sich 1778 dorthin auf, wo er zwar keine Feldpredigerstelle finden sollte, aber einen Kreis bedeutender Menschen, in deren Mitte er nun endlich zum Bewußtsein seines Berufes gelangte.

Er erhielt eine Stellung an einem der Gymnasien, hielt mit großem Glück öffentliche Vorlesungen, ja er that auch seiner alten Leidenschaft, zu predigen, damals von Zeit zu Zeit genug. Die Kirche war dann immer sehr voll, wenn er die Kanzel bestieg, und abgerechnet, daß er durch Auslassung des Vaterunser, Herabwerfen der Bibel und dergleichen bisweilen seine Zuhörer in Erstaunen oder Schrecken setzte, wurde er sehr gern gehört. Vortrag von Schauspielen, die mit vertheilten Rollen gelesen wurden, war damals in Berlin ein sehr beliebtes Vergnügen und so kam auch der Theil von Schauspielertalenten, den er besaß, zur Geltung, ohne daß man von seiner körperlichen Unbehilflichkeit und seinem sonderbaren Mienenspiel dabei gestört worden wäre. Henriette Hertz berichtet, daß sie den Tempelherrn nie wieder so habe vorlesen hören als von ihm. Und auch die alte Unruhe, der alte Reisedrang durfte sich jetzt genugthun. Er bereiste zuerst England, dann Deutschland in seinen verschiedenen Theilen, endlich ward sein Lieblingswunsch verwirklicht, Italien zu sehen.

Im Sommer 1786 trat er die Reise an. Aus seinen Briefen in dieser Epoche redet zum ersten Male in seinem Leben das volle Gefühl des Glückes. „Was meinen Aufenthalt in Rom," schreibt er im November, „noch angenehm macht, ist die Gesellschaft eines Mannes, der mir wie ein wohlthätiger Genius nirgend erwünschter erscheinen konnte als eben hier. Goethe ist angekommen. Ich habe mich sogleich an ihn angeschlossen und mit ihm mehrere Spaziergänge in der umliegenden Gegend gemacht. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt. Die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung."

Die reine Theilnahme, mit der Goethe von ihm in der italienischen Reise redet, wirkt noch auf uns, die wir die sonderbaren und unglücklichen Schicksale von Moritz durchlaufen haben, wie mit einer tröstenden Gewalt. „Moritz ist da," schreibt er den 1. December 1786, „der uns durch Anton Reiser und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Er ist ein reiner vortrefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben." Dann, als Moritz durch einen Sturz den Arm gebrochen hatte, nahm

sich Niemand so herzlich thätig seiner an als Goethe. „Eben," schreibt er den 6. Januar, „komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden wurde. Er steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bei dem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen die Zeit her immer einander zur Seite." Dann im Sommer 1797, daß Moritz sein gewöhnlicher Umgang sei; derselbe arbeitete damals an römischen Antiquitäten, des Abends, wenn er mit Goethe spazieren ging, berichtete er diesem, was er den Tag über durchgedacht. „Er hat," sagt Goethe, „eine gar glückliche, richtige Art, die Sachen anzusehen."

Das Erste, was Moritz von Italien aus veröffentlichte, war eine Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen. „Dies Heft," bemerkt Goethe, „war aus unseren Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sei, so kann es geschichtlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen."

So waren die Ideen des größten Genies, welches sein Zeitalter gesehen hat, das er von Jugend auf bewundernd angestaunt, in freundschaftlichem Austausch unter der Sonne Italiens mit den seinen verknüpft, ausgeglichen worden. Seinem Leben war die Erfüllung gekommen.

Hier würden wir ihn am liebsten verlassen. Seine Arbeiten verliefen von hier aus in einer stetigen Folge. Vor der italienischen Reise hatte er den Anton Reiser, seinen Versuch einer deutschen Prosodie — ein Werk, das auch Goethe sehr hoch hielt und vielfach nutzte —, und sein Magazin für Erfahrungsseelenkunde (1783 bis 1793) geschrieben. 1790 erschienen dann die Früchte der italienischen Reise: seine Götterlehre und sein Geist der römischen Alterthümer. Zur selben Zeit sein Buch über Deutschland und Italien, seit 1792 seine Reise eines Deutschen in Italien. Zuletzt sein mythologisches Wörterbuch. Dabei übergehe ich die Fülle seiner kleineren Arbeiten. In diesen Arbeiten war das Resultat seines Lebens, der glückliche, edle Ertrag desselben.

Aber ein anderes Ergebniß dieses sonderbaren Lebensganges lag in den äußeren Schicksalen und der äußeren Erscheinung des genialen Mannes und von beiden ist so viel gesprochen worden, daß sie hier nicht übergangen werden dürfen. Denn in diesem Zusammenhang werden beide begreiflich aus der Verkettung von Umständen, unter denen er sich entwickelte; sie vermögen also nicht, das Bild dieses edlen Geistes zu entstellen, wie sie es etwa in den Aufzeichnungen thun, welche Herr Fürst von Gesprächen der Henriette Hertz über ihn gemacht hat. Ich sehe dabei ganz davon ab, wie Manches — z. B. der Eselsritt und Beinbruch, S. 136, wogegen vergl. Klischnitz' Erinnerungen an Reiser, S. 182 — geradezu unwahr berichtet ist.

Sehr berühmt ist die Cur geworden, welche der berühmte Arzt Markus Hertz mit ihm vorgenommen hat. Moritz war krank, doch nicht gefährlich. Aber der Wahn, daß er ein Opfer des Todes sei, hatte ihm ein Fieber zugezogen, welches ihn aufzureiben drohte. Da verfiel Hertz auf das folgende heroische Mittel. Er findet eines Tages das Fieber noch gesteigert, der Patient wirft sich unruhig im Bette hin und her und ruft, wie gewöhnlich, dem Arzt entgegen: „Aber muß ich denn sterben? Eben ich? Ist denn keine Hülfe möglich?" — „Keine," antwortet Hertz, „länger will ich es Ihnen nicht verhehlen, aber es ziemt dem Manne, und gar dem Weisen, dem Unvermeidlichen mit Heiterkeit entgegenzutreten." Als Hertz am nächsten Morgen seinen Kranken besuchte, fand er ihn zum ersten Male ruhig im Bette liegend und dieses selbst mit Blumen geschmückt. „Nun, wie geht es Ihnen?" fragte Hertz. — „Sie sehen es!" antwortete Moritz, „ich gehe mit Fassung, ja mit Seelenruhe meiner Auflösung entgegen. Der Tod soll an mir keinen Feigling finden." — „Brav," erwiederte Hertz, „so habe ich Sie zu finden erwartet. Dies Bild will ich mir nach Ihrem Abscheiden von Ihnen bewahren." Er fühlte dem Kranken den Puls. Das Fieber hatte bedeutend nachgelassen. Nach drei Tagen, welche Moritz mit der Ge-

müthsruhe eines sterbenden Weisen zugebracht hatte, war es gänzlich verschwunden und nicht lange darauf der Kranke völlig hergestellt. Keine Erzählung könnte für Moritz charakteristischer sein. In dieser Art cursirten hundert Geschichten in Berlin.

Die schlimmsten waren, welche von seinem Verhältniß zu seiner Frau handelten. 1792 hatte er Karoline Matz dort geheirathet, ohne ernste Neigung von einer der beiden Seiten, nach einer Art von psychologischem Plan, wie er meinte; einem exaltirten Wunsche folgend, wie er besser wußte. Als er seine Braut Henriette Hertz vorstellte, winkte er ihr, mit ihm in das anstoßende Cabinet zu treten und sagte ganz ernsthaft und trocken: „Nicht wahr, ich habe da" — hier wies er mit dem Zeigefinger auf das Zimmer, in dem sich die Verlobte befand — „einen sehr dummen Streich gemacht?" Das mußte schon nach seiner Anfrage so sein und der Erfolg wies mehr als die Wahrheit aus. Sie verschwand mit einem Herrn, der ein Buch über die Art, sich in Gesellschaft zu benehmen, geschrieben hatte. Das weitere Detail, wie es aus dem Berliner Klatsch jener Tage bei Fürst erzählt ist, will ich übergehen. Genug, sie versöhnten sich. Diese Geschichte hatte ihm furchtbare Leiden bereitet und die schwersten Seelenkämpfe gekostet. Er begann zu kränkeln. Er hatte lange eine hektische Anlage gehabt.

Als sein Freund ihn zuletzt sah, stammelte er einige Worte über Resignation und deutete durch Zeichen an, daß er ganz gefaßt sei. Den 26. Juni 1793 starb er. Seine Frau hatte ihn bis zum letzten Augenblicke treu gepflegt, ja sie soll von seinem Lungenübel bei der Pflege angesteckt worden sein. Er ist fünfunddreißig Jahre alt geworden.

Von seinen Arbeiten ist heute fast Alles überholt. Seine Erfahrungsseelenkunde wird man immer gern nachschlagen. Sein Name aber haftet an der Jugendgeschichte des wundersamen Anton Reiser, wie er sie erzählt — dem einzigen Buche vielleicht, das wir besitzen, in welchem ein Mensch die bewußte genaue psychologische Darlegung der Bildungsgeschichte seines Charakters von Zug zu Zug hinterlassen hat.

Literarisches.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Neunter und zehnter Band, 1868. Elfter Band, 1869. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Die nachgelassenen Schriften Varnhagen's haben, sie mögen Denkwürdigkeiten, Blätter aus der preußischen Geschichte, Tagebücher u. s. w. heißen, im Wesentlichen alle denselben Charakter. Es sind Erinnerungen und Beobachtungen aus dem eigenen Leben, von Reflexionen über Welt, Menschen, Geschichte, über soeiale, politische und literarische Erscheinungen begleitet, die für einen Beitrag zur Zeitgeschichte gelten und zu deren Kenntniß beitragen könnten, wenn sie im Ganzen gründlicher, im Einzelnen ausgeführter, vor Allem aber unparteiischer wären. Auffallend bleibt es, daß Varnhagen's Auffassungs- und Darstellungsweise in höheren Jahren, wo der Mensch gewöhnlich freier von Einseitigkeiten, Vorurtheilen und Leidenschaften wird, in mancher Beziehung immer exclusiver und extremer geworden ist. Die Widersprüche in seinem Wesen, die er nie zu überwinden gesucht hat, traten im spätern Alter greller als früher hervor. Von Hause aus eine geschmeidige, höfische Natur, die sich in der Jugend überall nach Gunst und Protection umsah, und sie wegen dieses eifrigen Bemühens und eines unleugbaren Fonds von Geist und Scharfblick auch fand, warf er sich später, als seine Ansprüche und Hoffnungen auf politischen Einfluß und eine hervorragende Stellung im Staatsdienste nicht in Erfüllung gingen, in eine leidenschaftliche Opposition hinein, die ihm einen Theil der ihn umgebenden Gegenwart und Wirklichkeit wie in einem Zerrbilde erscheinen ließ. Es soll hiermit nicht behauptet werden, daß er mit seiner verwerfenden Kritik nicht häufig Recht gehabt, daß Personen und Zustände nicht oft höchst tadelnswerth, jene beschränkt und selbstsüchtig, diese zurückgeblieben und entartet gewesen wären, aber er nahm diese immer nur vereinzelten Fälle für das Ganze, das er, besonders in den oberen Schichten des Staates und der Gesellschaft, mit den schwärzesten Farben schildert. „Elend, schmachvoll, nichtswürdig" — sind bei ihm gewöhnliche Ausdrücke, wenn er von diesen Dingen spricht. Mit Varnhagen's literarischen Arbeiten hatte es ebenfalls eine eigenthümliche Bewandtniß. Es war ihm von der Natur kein höheres, schaffendes, sondern nur ein bedeutendes Formtalent verliehen worden. Er war nicht im Stande, viel aus sich selbst zu schöpfen, sondern mußte, wenn er etwas hervorbringen wollte, sich immer an ein schon Gegebenes und Vorhandenes anschließen. Er besaß für das,

Digitized by Google

was man Stil nennt, mehr Verständniß und Empfänglichkeit als viele andere Schriftsteller, und hatte sich die Goethe'sche Prosa in ihrer besten Zeit, ehe dieselbe zu breit und bequem wurde, als Muster vorgesetzt, und sich ihren leichten Fluß, ihre klare Durchsichtigkeit geschickt anzueignen gewußt, nur daß er seine Perioden wie seine Gedanken oft zu fein zuspitzte. Denn es lag in dem, was er that, fast immer etwas Erkünsteltes. Die gerade, natürliche Bahn war nicht die seinige. In den meisten Dingen zog er Umwege vor, um an sein Ziel zu kommen. In seinen Biographien, ohne Zweifel den besten unter seinen schriftstellerischen Arbeiten, wird die psychologische Zergliederung der Charaktere aus dem Hange, Alles auf die subtilste Weise erklären zu wollen, zuweilen dunkel und verworren. Er hatte ein anerzogenes, aber kein ursprüngliches Gefühl für das Schöne. Seine Novellen und Gedichte können nicht schlecht genannt werden, denn er besaß zu viel Schule, Geschmack und Urtheil, um etwas durchaus Verfehltes zu liefern, sind aber, wie sein ganzes Wesen, von innerer Wärme und natürlicher Empfindung entblößt. Er besaß in einem nicht gewöhnlichen Grade die Gabe der Beobachtung, und, wo diese hinreicht, schildert er auch sehr gut, wie z. B. seine Beschreibung des berühmten Baufestes und Brandes in Paris beweist, bei dem die Fürstin Pauline von Schwarzenberg umkam. Er war Augenzeuge dieser tragischen Katastrophe, und hat das, was er von ihr gesehen, treu und klar wiedergegeben. Aber seine Phantasie war dürftig und lahm. Die Kraft der Erfindung und Gestaltung war ihm durchaus versagt.

Die neueste Serie der Varnhagen'schen Tagebücher (9., 10. u. 11. Band) geht vom 1. Januar 1852 bis zum 13. März 1855, und umfaßt einen keineswegs schönen und glücklichen, aber merkwürdigen und bedeutenden Abschnitt unserer Zeit. Die hervorragendsten politischen Ereignisse in dieser Epoche sind: die Fortdauer der Reaction in Deutschland und Italien; die Errichtung des zweiten französischen Kaiserreichs; der Krimkrieg und der Tod des Kaisers Nikolaus. Die Bewegungen des Jahres 1848 hatten Varnhagen anfänglich mit den kühnsten Hoffnungen für den Sieg der liberalen Ideen erfüllt und das spätere theilweise Unterliegen derselben ihn in die tiefste Verstimmung und Trauer versetzt. Dies darf man bei seinen Mittheilungen und Urtheilen nicht übersehen, und muß man sie demgemäß auf ihr wahres Maß zurückführen. Seine Parteilichkeit bei Betrachtung der Kämpfe seiner Zeit ist größer als die irgend eines anderen liberalen Schriftstellers, wenigstens unter denen, die sich mit ihm an Ruf und Talent vergleichen lassen. Je weniger ihm sein Alter und seine Stellung eine äußere Bethätigung seiner Meinungen an der Spitze seiner Partei, mit den Waffen in der Hand oder auf der Rednerbühne erlaubten, je mehr er sie in seinem Innern concentrirte, um so heftiger scheinen sie daselbst gezündet zu haben. Die leidenschaftlichen Ausbrüche seines Hasses und seiner Verachtung sind zuweilen einem Paroxysmus ähnlich. Hätte er sich im Augenblicke mit vollkommener Freiheit äußern, seine Urtheile alsbald unumwunden veröffentlichen können, sie würden meist milder und gerechter ausgefallen sein. Da aber seine Tagebücher erst nach seinem Tode erscheinen sollten, so legte er sich keinen Zügel an, ließ seiner Animosität freien Lauf, und schoß nicht selten in seinen Darstellungen über das Ziel hinaus oder an demselben vorbei. Die persönliche Unverantwortlichkeit, die aus dieser posthumen Publication für ihn entstand, riß ihn über alle Schranken fort. Man hat zuweilen Varnhagen's Tagebücher mit den Memoiren des Herzogs von St. Simon, des Zeitgenossen Ludwig's XIV. verglichen, die auch erst nach dem Tode ihres Verfassers erschienen sind. Aber abgesehen von manchen anderen Unterschieden, die nicht zum Vortheile der Tagebücher ausfallen, so kann St. Simon, obgleich es ihm nicht an Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit fehlte, mit Varnhagen verglichen, für gemäßigt gelten.

Unter den zahllosen Verdammungsurtheilen, die Varnhagen über die meisten in die Oeffentlichkeit tretenden Personen, wenn sie nicht zu seinen Gesinnungsgenossen gehören, in diesen drei Bänden seiner Tagebücher fällt, das Wahre vom Falschen und leere Gerüchte von begründeten Thatsachen unterscheiden zu wollen, geht über die Kräfte des Lesers, selbst wenn ein solcher durch Zeit und Umstände diesen Dingen nicht fern gestanden hat. Nur so viel kann man behaupten, daß der Verfasser in der Regel zu parteiisch verurtheilt und bei seinen Gegnern einzig die dunkeln Züge hervorgehoben hat. Der künftige Geschichtschreiber wird einst Mühe haben, in dieser Masse von vergrößerten, entstellten und erfundenen Nachrichten das herauszusuchen, was einen Beitrag zur Kenntniß dieser Epoche liefern kann. Ohne Zweifel giebt es solcher Goldkörner, sie werden aber von den Schlacken schwer zu trennen sein. Den meisten Grund zu seinen Anschuldigungen gegen das Bestehende lieferten ihm die preußischen Zustände, in deren Mitte er lebte, dann überhaupt die deutschen und auch die französischen; auf die anderer Länder, selbst die Italiens, von denen viel zu sagen gewesen wäre, wirft er nur dann und wann einen flüchtigen Blick, wahrscheinlich weil er mit ihnen weniger bekannt war. Da Varnhagen mehr Geist als Charakter hatte und von den Eindrücken des Moments abhing, so geräth er nicht selten in Widerspruch mit seinen eigenen besseren Ueberzeugungen. Er, der sich in seinen Tagebüchern durchgängig als einen leidenschaftlichen Parteimann zeigt, sagt an einer Stelle

derselben (IX, 36): „Alles Parteiwesen führt eine Art von Fälschung mit sich — man muß zu einer Partei gehören, doch eine Unkunst bleibt es.“ Warum hat er sich von dieser von ihm selbst aufgestellten Meinung nicht mehr leiten lassen? Wir verlangen von ihm nicht, daß er die von ihm getadelten Personen hätte loben sollen, weil dies bei den meisten mit gutem Gewissen nicht möglich gewesen wäre, aber alle Uebelstände Einzelnen zur Last legen zu wollen, wo die Zeit und die Verhältnisse einen großen Theil der Schuld trugen, ist weder philosophisch noch historisch, und eine solche Kurzsichtigkeit oder Parteilichkeit kann niemals heilsame Früchte tragen. Nicht nur die Wahrheit, auch die gute Lebensart, auf die Varnhagen sonst mit Recht viel hielt, leiden unter der leidenschaftlichen Einseitigkeit, von der er in seinen letzten Jahren in zunehmendem Grade erfüllt wurde. Er, der seine Mann, der schon früh mit der vornehmsten Gesellschaft in Berührung gekommen war, der elegante Stilist und Schöngeist, hat für seine politischen Gegner ein ganzes Arsenal von Schimpfwörtern in Bereitschaft. In vielen Stellen seiner Tagebücher werden sie nie anders als „Schächer, Heuchler, Lumpen, Gesindel, Gezücht“ bezeichnet. Den Professor Stahl, einen der Führer der Reaction in den Kammern und der Presse, grelft er nicht blos wegen seiner politischen und publicistischen Thätigkeit an, was natürlich und erklärbar wäre, da er dieselbe für verderblich hielt, sondern er sucht auch seine Person verächtlich zu machen, indem er ihn beständig „den getauften Juden“ nennt. Was hatten aber die Meinungen dieses Mannes mit seiner Herkunft gemein? Wenn es unter den Juden Leute giebt, an denen die alte orientalische Mischung von Despotismus und Servilismus sichtbar ist, so giebt es dagegen auch andere, die an Freisinnigkeit den entschiedensten Demokraten nicht nachstehen. Bei Varnhagen sind die Ausfälle auf Stahl als geborenen Juden um so inconsequenter, als manche der von ihm besonders bewunderten und geliebten Personen aus dem Judenthume hervorgegangen waren. Wir wollen hier nicht die wegwerfenden Urtheile wiederholen, die er über viele seiner Zeitgenossen fällt, weil wir nicht immer wissen, ob dieselben begründet sind, und bei dieser Ungewißheit es für unrecht halten, zu ihrer Verbreitung beizutragen. Auch wenn sie nicht ganz unwahr sind, leiden sie doch stark an Uebertreibung. Der preußische Staat bot in der Zeit, wo Varnhagen schrieb, ohne Zweifel viele Schattenseiten dar. Wäre er aber in so übeln Händen gewesen, wie in den „Tagebüchern“ behauptet wird, er hätte sich in keinem Falle so schnell, wie geschehen, wieder erholen können.

Die pessimistischen Anschauungen, die Varnhagen in den „Tagebüchern“ bei Berührung socialer und politischer Verhältnisse an den Tag legt, haben häufig etwas Unerfreuliches und selbst Ermüdendes. Außer daß Vieles dabei einseitig, parteiisch und unhaltbar erscheint, ist Alles zu abgebrochen und fragmentarisch behandelt. Es werden zu viele Fragen aufgeworfen, die keine Lösung erfahren. Da, wo der Leser näheres Eingehen und tiefere Begründung erwartet, wird er in der Regel mit einigen kurzen Schlagwörtern abgefertigt, die er mit gutem Glauben annehmen soll, und die zu der Bedeutung des Gegenstandes in keinem Verhältniß stehen. Anders verhält es sich mit den Abschnitten seiner Tagebücher, wo er von sich selbst, den Bewegungen seines Innern spricht, und die unmittelbaren Eindrücke wiedergiebt, die Studien, Umgang, Bekanntschaften auf ihn machen. Da treten seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine reichen Erfahrungen, seine vielen und bedeutenden Verbindungen angemessen hervor. Da zeigt sich der geistreiche Dilettant, der er war und deren es in Deutschland nicht viele wie ihn gegeben hat. Denn Varnhagen war, genau genommen, weder ein Gelehrter noch ein Staatsmann, obgleich er viel geschrieben und eine Zeit lang Gesandter gewesen, weder ein Philosoph noch ein Historiker, obgleich er mit Fichte und Hegel bekannt gewesen und eine Anzahl von Biographien verfaßt hat, sondern ein Mann, der von allen diesen Dingen nur den schmackhaften Rahm abschöpfte, den weniger angenehmen Grund aber Andern überließ, ein Genußmensch, wenn man will, aber von der edelsten Art des Genusses. Daß ein Mann, der auf dem weiten Gebiete der geistigen Interessen neugierig und wählerisch umherschweifte, um sich die Blüthen daraus anzueignen, aber die trockene Arbeit des Säens und Pflanzens verschmähte, weder in der Literatur noch in der Politik, ungeachtet seiner bedeutenden Fähigkeiten, eine hohe Stellung erreichen konnte, versteht sich von selbst, aber er war ein unvergleichlicher Gesellschafter im höheren Sinne des Wortes, der nicht nur so vieles wußte und mittheilte, sondern dessen feiner und scharfer Geist überall an den Dingen neue Seiten zu entdecken verstand. Daher kamen die vielen persönlichen Verbindungen, die er unterhielt, die unzähligen Besuche aus der Nähe und Ferne, die literarischen Zusendungen aller Art aus den verschiedensten Ländern, da er die meisten neueren Sprachen verstand. Außer seinem Interesse an den Productionen der Gegenwart, gab es gewisse Monumente der Vergangenheit, die ihm eine dauernde Theilnahme eingeflößt hatten, und zu denen er immer wieder zurückkehrte. Dazu gehörten: Plutarch, Cicero, Plinius, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Goethe, Winckelmann u. s. w. Und welche lange und reiche Galerie von bedeutenden Männern und Frauen, die in Varnhagen's Schriften und Correspondenzen dem Leser vorgeführt werden! Wenn man seine Tage-

bücher liest, so kann man sich oft des Wunsches nicht erwehren, er möchte seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Literatur und Gesellschaft gerichtet und sich von der Politik fern gehalten haben, zu deren Beurtheilung es ihm an Ruhe und Tiefe des Blickes gefehlt hat.

Es existirt bereits seit einer Reihe von Jahren eine **„Verdeutschung der Racine'schen Werke"** von Heinrich Viehoff, welche so vortrefflich ist, daß man sie, um so mehr, da die Tragödien aus den steifen Alexandrinern in fünffüßige Jamben umgegossen sind, eine Umdichtung nennen könnte. Diese erste vollständige Uebersetzung Racine's ist bis jetzt verhältnißmäßig wenig beachtet worden, und zwar mit Unrecht, denn noch immer haben viele Deutsche, welche nicht Gelegenheit hatten, die französische Sprache im Lande lange zu sprechen und dadurch ganz genau in den Geist derselben einzudringen, mancherlei Vorurtheile gegen einzelne Ausdrücke im Originale. Wir erwähnen z. B. das Wort „Madame," dessen untragische Bedeutung gar nicht den Franzosen, sondern eben den anderen Nationen, welche es adoptirt haben, zur Last fällt. Der Deutsche sagt Madame und versteht darunter eine moderne Dame, er sagt Madonna und versteht darunter die Mutter Gottes. Unmöglich kann er aber doch verlangen, daß Franzosen und Italiener, denen er diese Wörter entliehen hat, sie eben so ausschließlich für jene Begriffe anwenden sollen, da sie diesen Nationen ursprünglich eben nur Frau bedeuten. Solche kleine Vorurtheile beeinträchtigen zuweilen die Wirkung der edelsten Werke in der Ursprache, und besonders ist es häufig den französischen Tragikern geschehen. Alles dies ist durch die in Form und Ausdruck den deutschen Begriffen entsprechende Uebersetzung Racine's von Viehoff, welche gegenwärtig in neuer Ausgabe bei Karl Habel in Berlin erscheint, umgangen und wir erwähnen namentlich die „Athalia" als ein Muster von freier und doch möglichst getreuer Behandlung.

Man darf zwar nicht behaupten, daß die Sucht, Fremdwörter zu gebrauchen, allein in Deutschland angetroffen wird, denn auch andere Länder leiden daran, und manche Sprachen, wie z. B. die holländische, gestatten einen weitgehenden Gebrauch fremder Wörter, wenn diese nur etwas zurecht gemacht werden: dennoch dürfte der kosmopolitische Charakter der deutschen Nation auch nach dieser Richtung hin vorzugsweise hervortreten. Aus diesem Grunde sind gute Fremdwörterbücher stets ein nützlicher und gesuchter Artikel bei uns. Herr Schulrath Loof in Langensalza hat neuerdings ein solches herausgegeben, und es scheint, daß dasselbe nicht nur in Bezug auf Reichhaltigkeit, sondern auch nach der wissenschaftlichen Richtung hin, durch philologische und andere Erläuterungen, seine Vorläufer bedeutend übertrifft. Es erscheint bei Hermann Beyer in Langensalza und ist als praktisch und vielseitig sehr zu empfehlen.

Berichtigung.

Nach der Veröffentlichung des „Ungedruckten Briefes von Goethe, herausgegeben von Anton Dohrn," erhoben sich mehrfache Bedenken gegen die Echtheit des fraglichen Schriftstückes und diese fanden namentlich in einer Mittheilung des Herrn Professor Düntzer in Köln eine bestimmtere Fassung. Herr Dr. Dohrn giebt uns nun, datirt Neapel, den 20. März, die folgende Erklärung:

„Sie benachrichtigen mich, daß Herr Düntzer den von mir herausgegebenen Goethe'schen Brief (vergl. Monatshefte, Bd. XXVII., S. 646) für ein Stück eines Herder'schen Briefes erklärt. Offenbar hat Herr Düntzer mit dieser Correctur Recht: der Brief ist gewiß von Herder, nicht nur weil die Anrede mit „Sie" und die „Philosophie der Geschichte" sich sofort erklärt, sondern auch besonders, weil Herr Düntzer ihn vollständig in dem Herder'schen Nachlasse II, 251 ff. nach Herder's Handschrift hat abdrucken lassen.

Wie ich trotzdem den Brief für einen Goethe'schen habe erklären können, ist unschwer zu erkennen. Der Herder'sche Brief mag da zu Ende sein oder nicht, wo ich das G habe abdrucken lassen: es steht fest, daß das, was ich habe abdrucken lassen, von Goethe's Hand geschrieben ist, die ich sehr wohl kenne.

Es bleibt somit die sehr einfache Erklärung übrig, daß Goethe einen Brief Herder's an Jacobi abgeschrieben und diese Abschrift an Knebel geschickt hat. Da ich mich zu den Kundigen der Goethe'schen Correspondenz rechnen darf, so füge ich hinzu, daß Goethe ausdrücklich Jacobi oder Knebel gegenüber es ausspricht, wie er in der beregten Frage mit Herder völlig übereinstimmt. Hätte ich meine Bibliothek hier, so würde ich die Aeußerung wörtlich citiren können; so muß ich mich auf mein Gedächtniß verlassen, da schwerlich in Neapel ein Exemplar des Goethe-Jacobi-Briefwechsels vorhanden sein wird.

Ich bedauere, Ihr geachtetes Journal zum Verbreiter meines Irrthums gemacht zu haben, hoffe aber, daß die vorstehende Erklärung jeden Kundigen befriedigen wird.

In ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Anton Dohrn."

Digitized by Google

Die Trockenlegung des Haarlemmer Meeres.

Von

E. Gerland.

Es giebt in ganz Europa kein Land, das durch die Bemühungen der Menschen so beträchtlich und dauernd verändert wäre, wie das Rheindelta, wie Holland. Welche unausgesetzte Mühe und Arbeit hat es seinen Bewohnern von den Zeiten der alten Bataver an gemacht, es zu einer Wohnstätte für Menschen umzugestalten, da es früher nur sumpfliebenden Thieren eine behagliche Existenz bot: wie reich freilich hat es auch diese Mühe vergolten! Ungeheure Landstrecken, die damals allwinterlich vom Wasser der übertretenden Flüsse bedeckt waren, stellen sich jetzt dem Auge als trefflich bebaute Ackerländer oder ausgedehnte mit dem saftigsten Grün bedeckte Weidestrecken dar und wenn man bedenkt, daß dies allein geschehen konnte, indem menschliche Thätigkeit aus der Mischung von Wasser und Land jedes gesondert ausschied, so wird man nicht anstehen, den Vorzug, auf den im alten Griechenland die Athener die Berechtigung, die ersten unter ihren Stammesgenossen zu sein, gern gegründet hätten, den der Autochthonie, unter den Völkern des mittleren Europa's den Holländern zuzusprechen, wenn auch nicht ganz in dem antiken Sinne. Zweimal, gegen das Weltreich der Römer und das der Spanier, haben die Niederländer heldenmüthige Freiheitskämpfe durchzufechten gehabt und sie ruhmvoll genug, wenn auch nicht mit dem gleichen Erfoge durchgefochten. Unaufhörlich aber währte von Alters her und währt noch der weniger blutige, aber um so gewaltigere Kampf gegen das Wasser, in dem das holländische Volk die zähe Hartnäckigkeit im Festhalten des Seinigen erhalten hat, und der nicht enden wird, so lange Holland besteht. Es ist wahr, das Meer hat sich durch die Aufhäufung der Dünen selbst einen Grenzwall geschaffen, aber derselbe kann als solcher nur Nutzen gewähren, wenn einestheils den in seinem Rücken drängenden und nagenden Fluthen des Rheines genügender und sicherer Abfluß verschafft, anderntheils jede Verletzung, die das Meer den Dünen zufügt, sofort ausgebessert und dafür gesorgt wird, daß solche möglichst wenig eintreten können. Eine ganz beträchtliche Zahl der Ländereien Hollands liegt unter der Fluthhöhe des Meeres, würde also beim Durchbrechen der Dünen überschwemmt werden; das muß verhütet werden und dazu liegt den Niederländern immerhin ein Werk ob, groß genug, um das Wort Goethe's auf sie anzuwenden, daß sie

Eröffnet Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen.

Auch auf die anderen holländischen Verhältnisse, hauptsächlich wie sie früher waren, paßt diese Stelle so gut, daß die Niederlande dem Dichter jedenfalls dabei vorge-

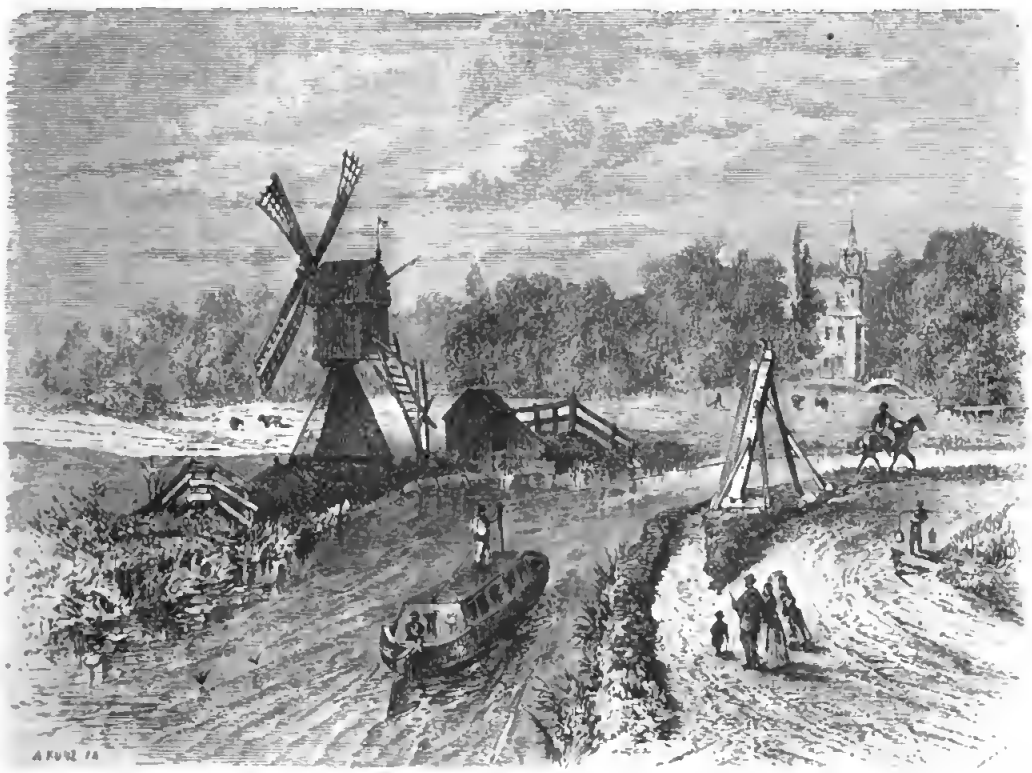
Digitized by Google

ſchwebt haben, wenn es auch wohl zu weit gegangen iſt, wie von niederländiſcher Seite vor Kurzem geſchah, anzunehmen, daß Goethe mit jener Schilderung ausſchließlich die Niederländer gemeint habe.

Auf ſeine Freiheit iſt der Holländer, wie der Schweizer, mit Recht ſtolz. Wie jener verdankt er ſie größtentheils der wunderbaren Beſchaffenheit ſeines Landes. Wenn ſich der Schweizer angegriffen in ſeine jedem Eindringlinge verhängnißvoll gewordenen Berge zurückzieht, ſo ſchützte ſich der

dereien abgeſchloſſenes Canalſyſtem voraus, deſſen Waſſerſtand im Allgemeinen höher ſein wird, als der der Gräben in Ackerland, Wieſe und Weide. Ein ſolches Canalſyſtem gewährt aber zugleich ein unvergleichliches Transportmittel und dadurch mit der Schifffahrt vertraut, wagten ſich die Holländer früh auf das Meer hinaus, auf dem ſie, wenn auch nur kurze Zeit lang, ſogar die Oberherrſchaft ausübten.

So iſt das Verhältniß des Holländers zum Waſſer mannigfaltig genug und be-



Eine Waſſerwindmühle bei Leiden, im Hintergrunde Boerhave's Wohnort.

Holländer durch das ihm befreundete Element, das Waſſer. Er durchſtach die Dämme und gab, freilich mit ſeiner Habe, den Feind dem Verderben preis. Beſchützte ihn das Waſſer im Kriege, ſo machte es ihn reich und mächtig im Frieden. Waren die durchſtochenen Deiche wieder hergeſtellt, ſo hatte er es in ſeiner Gewalt, die Höhe des Waſſers in den ſeine Weiden und Aecker durchziehenden Gräben zu regeln und damit jene erſtaunliche Fruchtbarkeit hervorzubringen, die ihm allein ſchon eine mehr wie behagliche Exiſtenz ſichert. Dieſe Regulirung des Waſſerſtandes ſetzt aber die Möglichkeit des Auspumpens in ein von den Län-

ſonders in ſeinem eigenen Lande nicht leicht zu überſehen. Einige günſtige Umſtände kommen ihm hier zu Hülfe. Die Sand- und Torflager, die die Ländereien meiſt bedecken, liegen auf einer dicken Lage feinen Thones. Dieſer braucht nur aufgegraben zu werden und gewährt dann ſofort, da der vollgeſogene Thon ja kein Waſſer weiter durchläßt, das vorzüglichſte Baumaterial zu Dämmen; durch die hohe Durchdringlichkeit der oberen Bodenſchichten dagegen können dieſe durch kleine Canäle leicht entwäſſert oder bis zu beliebiger Höhe mit Waſſer durchtränkt erhalten werden und auf der richtigen Höhe des Grundwaſſers

beruht so sehr die Fruchtbarkeit des Landes, daß ein Zoll tieferer oder höherer Stand die Güte der Ernte und des Grases sehr in Frage stellt. Das Wasser muß also im Innern fortwährend geleitet und entfernt, aufs schärfste beaufsichtigt werden, während sein großer Vater, der Ocean, zu gleicher Zeit an der sandigen Küste brandet, bereit, wo sich eine Oeffnung zeigt, einzudringen und das überschwemmte Land für lange Zeit unfruchtbar zu machen.

Daß unter diesen Umständen der Mensch die Hände nicht in den Schooß legen darf, ist nicht schwer einzusehen, ebenso aber auch, daß der Einzelne allein das Erforderliche nicht leisten kann, daß Einer für Alle, Alle für Einen einstehen müssen. Wohin eine Verkennung dieser Sachlage führt, das hat die Entstehung des Dollarts in den Jahren 1277 bis 1287 aufs schrecklichste gezeigt. Neid und Uneinigkeit herrschte unter den Bewohnern dieses damaligen Theiles von Ostfriesland. Lieber wollte man, so wurde ein Ausspruch vernommen, die Gewässer so hoch wie eine aufgerichtete Lanze über dem eigenen Besitzthume stehen sehen, als dem Nachbar zur Sicherung des seinigen verhelfen; so wurden die Deiche vernachlässigt, bis bei den furchtbaren Stürmen hauptsächlich im Januar 1277 das Meer sie durchbrach und Alles verloren ging, Hab' und Gut und das Leben von Tausenden von Menschen. Erst seit 1819 haben fortgesetzte Bedeichungen den Dollart auf seine jetzige Größe wieder zurückgedrängt, seit dem 16. Jahrhundert gewann man dort 109,046 preußische Morgen wieder.

In Holland begann man zu derselben Zeit engere Vereinigungen zur gemeinsamen Wegschaffung und Bezwingung des Wassers zu errichten. Wie bereits bemerkt wurde, ist die größere oder geringere Höhe des Wassers in der die Pflanzen tragenden Bodenschicht für deren Wachsthum von der größten Bedeutung. Die einzelnen Landstrecken liegen aber nicht gleich hoch und namentlich sind es diejenigen, von denen man Torf gewonnen und das bei der Gelegenheit hineingelaufene Wasser wieder ausgepumpt hat, die sogenannten Polder, die meist beträchtlich unter den anderen liegen, nach einiger Düngung aber trefflichen Boden geben. Durch Deiche müssen solche verschieden hohe Ländereien von einander getrennt, sie müssen mit zweckmäßig angelegten Canälen versehen und aus allen das Wasser unabhängig von den anderen gepumpt werden. Man bedient sich dazu kleiner Windmühlen, wie unsere Abbildung eine solche in der Nähe von Leiden zeigt.*

Die Windflügel treiben eine geneigt liegende Achse, die ihre Drehung mittels Zahnrädern einer senkrecht im Innern des Holzbaues befindlichen Welle mittheilt, die sie dann wieder durch Räderübersetzung auf eine unter dem rechts liegenden, vorn offenen kleinen Häuschen gehende Achse, auf der in dem Häuschen ein Schaufelrad sitzt, überträgt. Das Schaufelrad wirft das Wasser in den Canal, der zugleich die Schifffahrt zwischen Leiden, Haarlemm ꝛc. vermittelt. Mit Hülfe des eine Leiter tragenden Balkengestelles dreht der Mühlenmeister die Flügel mit dem oberen Theile der Mühle dem Winde entgegen und stellt dann mit dem vor demselben befindlichen Haspel, auf den sich eine um im Boden befestigte Steine geschlungene Kette aufwindet, die Mühle fest. Der aus dem Giebel schauende Hebel kann durch einen an ihm befestigten Strick, der, wenn die Mühle arbeitet, wie ein Schellenzug nach unten hängt, angezogen und dadurch ein dünnes eisernes Band um eine an der Flügelachse sitzende Scheibe gespannt werden, durch deren Reibung die Achse gebremst, die Flügel eingehalten werden können. Mit solchen Mühlen, bei denen sich statt des Schaufelrades auch wohl eine archimedische Schraube angewendet findet, sind die Küstenprovinzen dicht besetzt. Sie bedürfen eines Canals, in den sie auspumpen können, auch in diesem aber darf der Wasserstand nur zwischen gewissen Grenzen schwanken, indem bei zu großer Höhe die eben ausgepumpten Länder wieder überfluthet, bei zu geringer die Schifffahrt gehindert werden würde. Der Canal muß also einerseits in das Meer abgelassen werden können, andererseits aber auch möglichst weit durch das Land geführt sein, sowohl der Schifffahrt wegen, als auch weil bei einem größeren Wasserspiegel gleich große zugeführte Wassermengen eine kleinere Oberflächenerhöhung bewirken.

In ein und denselben Canal werden also eine Menge Grundbesitzer auspumpen und

* Im Hintergrunde Oud-Poel-Geest (sprich Aud-Pul-Geest), der langjährige Wohnort Boerhave's (sprich Burhave's).

man begriff früh genug die Nothwendigkeit einer einheitlichen Regelung dieser Verhältnisse. Es ist bekannt, daß schon die Römer Deiche in Holland bauten, man nimmt vielfach an, daß sie den Batavern dies Mittel, das deren Land so bedeutend umgestalten sollte, gelehrt haben, wahrscheinlicher ist es jedoch, daß dieselben in dieser Kunst zu Zeiten der Römer bereits ebenfalls erfahren waren. Zu Eindeichungen, um Land trocken zu legen, wandte man die Dämme jedoch erst vom Ende des 11. Jahrhunderts an. In Groningen soll einer der ältesten Polder durch einen vornehmen und gottesfürchtigen Mann, Walfried, der zu Bedum wohnte, eingedeicht worden sein; er verlor bei einem Einfalle der Normannen sein Leben und wird seitdem als Heiliger der Deiche und Polder verehrt. Im 12. Jahrhundert hatten die Holländer in der Kunst der Eindeichungen bereits solchen Ruf erlangt, daß man sie an der ganzen Nordküste Westdeutschlands heranzuziehen suchte; sie wanderten ostwärts bis Schleswig aus und gründeten Colonien, die man noch jetzt Hollandereien nennt. Im jetzigen Südholland zeigte sich zuerst das Bedürfniß, die gemeinsame Führung der die Deiche betreffenden Angelegenheiten durch feste Gesetze zu regeln. Geschworene, die man Heemraden nannte, hatten dieselbe bis dahin besorgt, sie traten nun zu einem festen Colleg, der Hoogheemraadschap von Rheinland zusammen, bestehend aus einer Anzahl Räthen, den Hoogheemraden und ihrem Vorsitzenden, dem Dykgraf (sprich Deikgraf). 1253 erkannte der drei Jahre früher zum römischen König gewählte Graf Wilhelm von Holland diese freiwillige Vereinigung an, die seitdem das alte Kaiserwappen mit dem Schilde von Holland führt, und verlieh ihr Privilegien, die von seinen Nachfolgern bestätigt wurden. Die benachbarten Bezirke Delfland, Schieland ꝛc. folgten bald dem Beispiele Südhollands. Hoogheemraden (bei kleineren Districten Heemraden) und Dykgraf haben alle Anordnungen, die die Gemeinschaft angehen, zu treffen, denen ohne Widerspruch Folge geleistet werden muß; sie erheben zur Bestreitung der hierdurch verursachten Kosten Beiträge von den Betheiligten, über deren Verwendung sie einer aus der Mitte der zur Heemraadschap gehörigen Grundbesitzer gewählten Versammlung, von „Hoofd-Ingelanden“ (Haupteinwohnern), Rechenschaft ablegen müssen und sind einer Controle durch die Provinzialstände unterworfen.

Die Thätigkeit der Heemraden hat sich nun nach zwei Seiten zu entfalten, die beide auf Beherrschung der Gewässer gerichtet sind, die Verhütung der Ueberfüllung der Canäle durch Auspumpen der Polder und die Bekämpfung des vordringenden Meeres. Die erste Obliegenheit ist die bei weitem leichtere. Der Bezirk einer Heemraadschap besteht aus einem System von Canälen, die alle mit einander in Verbindung stehen und nur gegen die der benachbarten Heemraadschapen durch Schleusen abgeschlossen sind. Dieses oft sehr ausgedehnte Wassernetz, das durch die Schiffe befahren wird, führt den Namen des Boezem (sprich Busem). Aus ihm muß das Wasser in die See oder die großen Flüsse geschafft werden können, was durch Vermittelung von Schleusen geschieht. Gehen dieselben direct in die See, so können sie gewöhnlich nur zur Zeit der Ebbe geöffnet werden. Ist der Wasserstand im Boezem zu hoch, so dürfen die Mühlen in den Poldern, auch wenn Wind weht, nicht pumpen und wiederum kann es sich ereignen, daß sie auspumpen müßten und könnten, daß aber der Wind fehlt.

Dadurch können nun wohl große Unbequemlichkeiten, im Allgemeinen aber nicht gerade Gefahren entstehen. Solche droht dagegen oft genug das Andringen des Meeres. Wenn anhaltende Nordweststürme, die in Holland durch ihre Wuth ausgezeichnet sind, die Wogen der Nordsee gerade auf den Strand werfen und dadurch die aufgestiegene Fluth vom Rücklaufen abhalten, so kann, wenn der Sturm lange genug dauert, die zweite Fluth die erste gewaltig erhöhen, eine dritte kann hinzutreten und ist diese vielleicht eine Springfluth, so droht den Dünen und Deichen die größte Gefahr. Wenn sie auch nicht so leicht durchbrochen werden, so haben doch diese Stürme oft genug das siegreiche Vordringen der See zur Folge gehabt und die ganze Nordseeküste ist in historischer Zeit beträchtlich zurückgedrängt worden. Davon sind Beispiele und Beweise nur zu viel vorhanden. An dem kleinen Rheinarm, der Utrecht und Leiden vorbei diesen Namen bis zum Eintritt ins Meer beibehält, der zu Zeiten

der Römer nicht unbedeutend gewesen sein kann, später aber versandete, und erst Anfang dieses Jahrhunderts wieder dauernd eröffnet wurde, hatten die Römer ein Castell, die Britenburg, angelegt, das aber schon in sehr früher Zeit von dem Caninefaten Brinio zerstört sein soll. Die Caninefaten aber waren ein Volksstamm, der zwischen dem Gebiet der Bataver und der See wohnten und deren Namen man wohl, aber sehr mit Unrecht, von Kaninchenfresser hat herleiten wollen. Bei einer ungewöhnlich tiefen Ebbe tauchten 1520 die Ruinen der Britenburg ziemlich weit in der See wieder auf; dies wiederholte sich bis 1752 mehrmals, sie lag einigemal ganz trocken und man fand eine Menge Alterthümer in ihr, seitdem ist sie nicht wieder gesehn worden. Doch muß das Meer zu Zeiten der Römer noch viel weiter zurückgestanden haben; denn $^1/_2$ Stunde weiter seewärts, wie Britenburg, kannten die Schiffer die Reste eines Thurmes wahrscheinlich römischen Ursprungs, den sie Calla oder Calloostoren (Callosthurm) nannten und noch bis vor 100 Jahren, sowie in seiner Umgebung wurzelnde Baumstämme mit Ruderstangen oder ähnlichen Geräthen aufspüren und fühlen konnten. Das jetzt an derselben Stelle an der See liegende Dorf Katwyk ist mehrmals erneut; die Kirche des benachbarten Scheveningen mußte einigemal zurückversetzt werden und doch liegt sie jetzt wieder an der See, an allen Küstenorten kann man die Spuren dieses Vordringens der See wahrnehmen.

Man hielt es deshalb von jeher für höchst wichtig, die Dünen zu befestigen. In Folge einer Petition der an der See liegenden Dörfer beschloß man 1567 auf Staatskosten die kahlen Dünen nach und nach mit Sandhafer, holländisch Helm (Psamma arenaria) zu bepflanzen, einem großen und schönen Grase, dessen ungeheuer lange verzweigte Wurzeln im Sande hinkriechen, sich verfilzen und diesen so befestigen. Neuerdings hat man zur Erreichung desselben Zweckes, sowie auch um den Helm zu schützen, die wilden Kaninchen, die in Menge in den Dünen hausen, auszurotten gesucht. Man hat den Widerstand erhöht, das Vordringen der See indessen nicht ganz aufheben können.

Dasselbe geht indessen so langsam vor sich, daß es in Menschenaltern kaum wahrgenommen werden kann. Andere acute Wirkungen der See, die nicht selten zu den furchtbarsten Katastrophen durch die hereinbrechenden Fluthen führten, hat aber die niederländische Geschichte auch nicht wenige zu verzeichnen. Eine der größesten derselben setzte unter anderm 1530 am 5. November ganz Südbeveland, die größte der zwischen Oster- und Westerschelde gelegenen Inseln unter Wasser und nur die im Nordost der Insel gelegene Stadt Reimerswall blieb oben, war aber zu einer nicht vielgrößern Insel, als ihre Mauern Raum einschlossen, geworden. 1558 durch einen Brand und seitdem durch mehrere weitere Sturmfluthen heimgesucht, während die 1530 versunkenen Landstrecken nicht wieder emporkamen, wurde sie 1573 durch seeländische Soldaten, die den nicht zu haltenden Platz nicht in die Hände der Spanier fallen lassen wollten, niedergebrannt. Trotzdem konnte sich der klägliche Rest der einst so reichen Bürgerschaft nicht entschließen, ihre nunmehr in einen Schutthaufen verwandelte Heimath zu verlassen. Bis 1631 blieb Reimerswall bewohnt, wo es nun auch untersinkend verlassen werden mußte. Es ist nicht wieder aufgetaucht, nachdem es so zu bestehen aufgehört.

Noch viel verheerender war der Einbruch oder wahrscheinlich die Einbrüche der See im 13. und 14. Jahrhundert, in Folge deren die Zuiderzee (sprich Seuderse) zu ihrer jetzigen Größe heranwuchs. Zu Zeiten der Römer bestand an ihrer Statt wahrscheinlich ein viel kleinerer See, das mare Flevo der römischen, das Almari der Schriftsteller des 9. und 10. Jahrhunderts, das eine Insel gleichen Namens besaß, deren Reste noch in den merkwürdigen Inseln Urk und Schokland vorhanden sind, das Y (sprich Ei, Eissel) als tiefen Busen nach Westen in das Land streckte, den Yssel und mehrere kleine Flüsse aufnahm und deren Gewässer durch das Vlie oder Flevum nächst der Insel Vlieland westlich von Terschelling, in die Nordsee ergoß. Durch diese Annahme erklärt es sich, daß Bonifacius seinen Bekehrungszug ins Land der Friesen von Velsen, am Westende des Y's aus unternahm. Nachdem er sein Leben seinem heiligen Eifer geopfert hatte, wurde sein Leichnam auf demselben Wege nach Utrecht zurückgebracht. Noch bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts soll, wie die friesischen Chro-

niken erzählen, der Weg von Stavoren nach Enkhuizen (sprich Staveren und Enkheußen) Landweg gewesen sein, nur durch den Stromlauf des Vlie's unterbrochen. Dann aber stellten sich bedenkliche Vorzeichen, erzählen sie weiter, ein. Hartman Galama, Grundbesitzer in jenem Gebiete, fand eines Tages einen Häring in einer Wassergrube seines Besitzes und hieraus auf den bevorstehenden Untergang desselben durch die See schließend, verkaufte er, da es noch ging, sein Besitzthum an die Stadt Enkhuizen, die mehrmals bereits diesen Kauf angeboten hatte. Dem Beispiele Galama's folgten seine Nachbarn Imo Feikema und Igle Teedema, nachdem der erste in der ihm gehörigen Landstrecke eine Lache mit Salzwasser angetroffen. Die Zeichen trogen auch nicht, die See brach ein und brachte die Zuiderzee auf ihre jetzige Ausdehnung. Heutzutage geht man mit dem riesenhaften Gedanken um, das so vom Wasser eroberte Land nebst dem alten Meere Flevo wieder zu gewinnen. Man muß dazu vor allen Dingen Amsterdam mit der Nordsee in Verbindung setzen und hat deshalb damit angefangen, die Landenge westlich vom Y bei Velsen zu durchgraben. Ungeheuer ist das Ziel, nach welchem man strebt, wird es, fragt man mit einem Blick auf die Karte mit Recht, auch erreichbar sein? Angesichts der Probe, die die Holländer im Juli des Jahres 1852 in dieser Hinsicht abgelegt haben, angesichts der Trockenlegung des Haarlemmermeeres, ist unbedingt mit Ja zu antworten.

Mit dem Eindringen der Zuiderzee beruhigte sich nämlich das Meer nicht. Die Gewässer des Rheines, die früher ihren ungehinderten Abfluß hatten, wurden mehr und mehr gestaut, es bildete sich vom Y aus nach Süden in Südholland vordringend eine verzweigte Wasserfläche aus, die sich mehr und mehr ausbreitete. Folgende vier Karten, die es in den Jahren 1530,* 1560, 1648 und jetzt darstellen, zeigen dies deutlich genug. 1530 drang vom Westende des Y's nach Süden eine noch sehr vertheilte Wasserfläche zwischen Amsterdam, Haarlem und Leiden vor, aus dem Spieringmeer, Lutkemeer (spr. Lütkemeer), Haarlemmer, Ouden- (spr. Audenmeer) und dem Leid'schen Meere bestehend, dazwischen aber noch Raum lassend für die Dörfer Byfhuizen (spr. Beifheußen), Nieuwerkerk (spr. Niewerkerk) und Ryk (spr. Reik). Nach dreißig Jahren bereits hatte dieselbe bedeutend an Umfang gewonnen, das Haarlemmer Meer hatte sich mit dem Ouden-, Spiering- und Leid'schen Meere vereinigt und während die vier Meere 1530 einen Flächeninhalt von 21,948 preußischen Morgen befaßten, war um 1591 seine Oberfläche auf 41,246 Morgen gewachsen, das Dorf Byfhuizen verschlungen. Dabei wuchs das Meer langsam weiter, 1648 hatte es sich auf 55,661 Morgen ausgebreitet, die Dörfer Ryk und Nieuwerkerk waren auch versunken und immer noch drang es vor. Es war natürlich, daß die Bewohner von ganz Südholland mit banger Sorge auf diesen fürchterlichen Feind sahen, daß sie anfingen, auf Mittel zu sinnen, sein unheimliches, unaufhaltsames Vordringen zu hemmen. Als der Erste machte bereits 1643 der Mühlenbauer Jan Adrianß Leeghwater den Vorschlag, das ganze Meer auszutrocknen. Es sollte eingedeicht, durch 160 Windmühlen ausgepumpt und seine Gewässer so in das Y geschafft werden. Dieser von Leeghwater in seinem Haarlemmer Meerbuche veröffentlichte Plan machte zwar das größte Aufsehen und errang allgemeine Anerkennung (noch 1839 wurde das genannte Buch zum dreizehnten Male gedruckt), doch konnte man sich noch nicht zu diesem allerdings riesenhaften Unternehmen entschließen. Indessen nagte das Meer weiter und weiter, ihm entgegengestellte Pfahlwerke halfen nichts, sie wurden umspült und versanken, und man fürchtete sehr, daß es sich mit den ostwärts von ihm befindlichen Wasserplätzen, die durch Torfgewinnung entstanden waren, vereinigen würde. Genaue Messungen ließen die Hoffnung Vieler, daß das Meer, was es im Osten eroberte, im Westen wieder absetze, trügerisch erscheinen, bis 1740 war es auf 64,993 Morgen angewachsen. Was wollten dagegen die Vortheile sagen, die die Fischerei in ihm gewährte, was der geradezu zweifelhafte Vortheil der Gewinnung des Meermolms, eines feinen Schlammes, den man namentlich an der Ostküste aus dem Meere baggerte, der, auf die umliegenden Ländereien verbreitet, diesen eine aus Unglaubliche grenzende Fruchtbarkeit verlieh

* Zuverlässige Karten von früheren Zeiten hat man nicht.

und welcher, so eifrig er ausgebeutet wurde, nicht an Menge abzunehmen schien. Dieser Meermolm war ja nichts Anderes als der an den dem Meere anheimgefallenen Ländereien weggeschwemmte und an jenen anderen Stellen abgesetzte fruchtbare oder Torfboden. Die noch zu Tage liegenden Länder verbesserte man auf Kosten der ertrunkenen, nicht wissend, wie bald jenen das gleiche Schicksal beschieden war. Man bemühte sich also mit neuen Plänen.

konnte man sich Anfangs der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts entschließen, einen hauptsächlich durch den Baron Lynden van Hemmen (spr. Leinden) befürworteten Entwurf (von vielen anderen unwichtigen abgesehen) zur Ausführung zu bringen, der mit 18 Dampfmaschinen Schöpfräder treiben lassen und mit einem Aufwande von 7 Millionen Gulden einen Flächenraum von 66,660 Morgen trocken legen wollte.

Das Haarlemmer Meer im Jahre 1530.

Auf Antreiben der Hoogheemraadschap Rheinland wurde 1742 hauptsächlich durch Cruquius (spr. Crüqiüs) ein neuer Plan ausgearbeitet, der 112 Windmühlen forderte, und den Bau eines Auswässerungscanals bei Katwyk, an der Stelle, wo der Rhein sich bereits zu den Zeiten der Römer ins Meer ergoß, später aber versandet war. Auch dieser Plan, der auf $6\frac{1}{2}$ Million Gulden (1 Gulden = 17 Silbergroschen) im Voranschlag berechnet war, kam nicht zur Ausführung. Ebensowenig

Und doch fehlte es an den Vorbildern einer Menge wohlgelungener Austrocknungen nicht. Eine Vergleichung der beiden Karten von Nordholland von 1530 und jetzt zeigt dasselbe von einer Menge größerer und kleinerer Binnengewässer und Meere* zerrissen, von denen das größte, der Beemster, die ansehnliche Ausbreitung von 23,331 Morgen erreicht. Von Nord-

* Meer nennen die Holländer nur einen See süßen Wassers, nie wird, wie im Deutschen, die See Meer genannt.

oſten her bringt ein tiefer Einſchnitt, die Zyp (ſpr. Szeip), in das Land ein, 30,000 Morgen groß. In jetziger Zeit iſt von dieſen Gewäſſern nichts mehr vorhanden, ſie ſind fruchtbares Land geworden und da, wo das Vordringen der Zyp die Sorge rechtfertigte, die Nordſpitze Nordhollands Inſel werden zu ſehen, hat man das Land im Gegentheil anſehnlich in's Meer hineingerückt. Die Zyp war um 1443 zuerſt bedeicht worden, 1509 brachen die Dämme wieder und die See nahm das ausgetrocknete Land wieder in Beſitz. 1561 ſtellte man auf Koſten König Philipp's II. die

Das Haarlemmer Meer im Jahre 1560.

Das Haarlemmer Meer im Jahre 1648.

Das Haarlemmer Meer im Jahre 1852.

Dämme wieder her, das dadurch wieder trockene Land wurde wieder bebaut. Die fürchterliche Fluth von 1570, bei der das Wasser in Friesland allgemein 11 Fuß hoch auf den Feldern stand, brach die Dämme abermals, die See drang verheerend ein, das Werk und Leben von Tausenden von Menschen vernichtend. Doch brach nicht der Holländer Willenskraft und Ausdauer mit ihren Deichen. 1572 begann man die Bedeichung von Neuem, aber vollendet, unterlagen und brachen die Dämme abermals im Andrang der Fluthen. Was überblieb wurde zerstört, um dadurch die Spanier am Vordringen nach Norden abzuhalten. Doch auch das schreckte noch nicht von weitern Versuchen, die Zyp dauernd zu gewinnen, ab. Schon 1596 gewährten die Staaten Hollands und Westfrieslands ein Privilegium zur abermaligen Austrocknung, unter der Bedingung jedoch, daß 1597 mit dem Werke begonnen wurde. Das geschah denn auch im August dieses Jahres und obgleich auch während dieses Baues Stürme hin und wieder das Werk schädigten, so sah endlich das Jahr 1598 die Zyp wieder trocken. Durch weitere Austrocknungen östlich von ihr, suchte man sie nun zu sichern. Durch Ertheilung großer Privilegien gewann man Unternehmer, den westlich von ihr gelegenen Wieringerwaard auszutrocknen. Langjährige Steuerfreiheit und Zusage des gewonnenen Landes als Eigenthum erhielten sie und brachten mit ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren kämpfend 1617 die Austrocknung zu Stande. Durch Zufügung des Koegrases (spr. Kugras) 1822, des Anna-Paulowna-Polders 1845, bei welch letzterer man regelrecht bearbeitete Torfplätze auf dem Meeresboden fand, und des Waard- und Groetpolders (spr. Grutpolder) 1847, erhielt die Nordspitze Hollands ihre jetzige Gestalt und gewann man 41,222 Morgen vom besten Weide- und Ackerland. Jetzt ist der ganze frühere Seegrund, vom nordholländischen Canal durchzogen, wohl angebaut und mit Landhäusern dicht besetzt. Nicht zu vergleichen mit den vorgeführten, waren die Schwierigkeiten der Austrocknung der immerhin zum Theil großen Meere Nordhollands. Die erste bedeutendere war die von Heinrich von Brederode, Herrn von Bergen, und dem Grafen von Egmond von 1516—1565 mit Privileg der Statthalterin Margarethe von Parma ausgeführte Trockenlegung des Berger- und Egmondermeeres. Nach diesem Anfange fuhr man mit größeren oder geringeren Schwierigkeiten kämpfend fort, bis man um 1645 etwa 156,200 Morgen gewonnen hatte. Egmond gewann etwa zu gleicher Zeit wie das Egmonder Meer, nicht unbedeutende Besitzungen auf den Inseln Südhollands, indem er das jetzige Beyerland eindeichen ließ und zu Ehren seiner Gemahlin Sabina von Baiern, wie angegeben, nannte.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Kohle
und der
künstlichen Diamantenbildung.

Von

August Vogel.

Als Einleitung zu einer Notiz aus dem Gebiete der Natur und Technik ist es meistens Gebrauch — und mit Recht — daß man die Wichtigkeit und Bedeutung des zu behandelnden Gegenstandes besonders hervorzuheben sucht. Es wäre aber in der That wohl ganz überflüssig, wollte ich dieses übliche Verfahren auch hier einschlagen, da ich mir vorgesetzt, Einiges über Kohle zu berichten. Die Bedeutung der Kohle im irdischen Haushalte ist zu bekannt; giebt es doch kaum einen Zweig der Technik, ja der gewöhnlichsten Beschäftigung in Haus und Werkstätte, wobei nicht Kohle in irgend einer Form zur Benutzung käme.

Die Kohle gehört unzweifelhaft zu den allerwichtigsten Elementen auf Erden. Man hat ihr nur das Eisen in Beziehung auf Unentbehrlichkeit zur Seite gestellt. Dies ist indeß, wie es mir scheint, nicht ganz richtig. So hoch wir auch die Macht des Eisens auf Erden stellen, — wir dürfen doch nicht vergessen, daß es, wie dies die Geschichte der Entdeckung von Amerika lehrt, ganze Völkerschaften gegeben, welche ohne die Kenntniß des Eisens eine nicht geringe Höhe der Civilisation erreicht hatten. Ohne Kohle wäre dies nicht möglich gewesen, — ohne Kohle, diese Grundlage der ganzen organischen Schöpfung, ist auch

nur ein beschränkter Grad der Cultur kaum denkbar. Und wenn wir zugeben, daß die Welt ohne Gold und Platin, ohne Silber und Quecksilber, ja ohne die meisten Metalle bestehen könnte, ohne Kohle könnte sie nicht bestehen.

Auffallend ist es, daß man bei der außerordentlichen Verbreitung der Kohle im Mineralreiche die eigentliche Natur dieses Stoffes, wenigstens ihrer verschiedenen Formen, erst sehr spät erkannte. Gerade die Kohle gehört unter diejenigen Elemente, über deren wahre Natur lange Zeit hindurch die unrichtigsten Begriffe herrschend waren. Die Kohle aus Pflanzen war die zuerst erkannte. Besonders geschätzt waren schon bei den alten Israeliten die lang das Feuer haltenden Tamariskenkohlen. Es erschien wunderbar, daß man aus allen Pflanzen bei unvollkommener Verbrennung so ziemlich das gleiche Product erhielt. Wenn auch, wie man wohl sah, die verschiedenen Kohlensorten sich durch Härte und Weichheit von einander unterschieden, so blieb es doch immer eine eigenthümliche Thatsache, daß die Kohlensorten im Uebrigen sich unter einander gleich zeigten, wie z. B. in der gänzlichen Unauflöslichkeit in Wasser und Säuren.

Nachdem man Jahrhunderte hindurch die Kohle für eine Pflanzensubstanz gehalten hatte, — verleitet durch die Art ihrer Darstellung, — kam in der Folge noch eine zweite Art, die thierische Kohle, hinzu, welche sich ungeachtet mancher Verschiedenheiten als übereinstimmend mit Pflanzenkohle ergab. Weit später wurde der Graphit als Kohle und noch später der Diamant als reinster Kohlenstoff nachgewiesen.

Der Graphit galt in früheren Zeiten als Blei, woher denn auch der Name Plumbago, welcher demselben geblieben. Störend war bei dieser Annahme allerdings von jeher der Umstand, daß der Graphit ganz unschmelzbar sich verhielt, während, wie selbstverständlich nicht unbekannt geblieben, das metallische Blei bei einer verhältnißmäßig niederen Temperatur schmilzt. Es ist charakteristisch für die damalige Zeit nicht exacter chemischer Forschung, daß man lange, nachdem auf das Unzweifelhafteste dargethan war, daß im Graphit gar keine Spur von Blei enthalten, denselben doch immer noch für eine Bleistufe erklärte, worin eben das Blei allerdings sehr räthselhafter Weise seine bekannten Eigenthümlichkeiten nicht besitzen sollte. Erst nachdem man gefunden, daß Graphit mit Salpeter vermengt und entzündet ebenso verpufft wie ein Gemeng aus Holzkohle und Salpeter und daß die beiden Verbrennungsproducte ganz identisch seien, wurde der Graphit als Kohle anerkannt. Hiermit war zum ersten Male der Begriff mineralischer Kohle gegeben. Durch dieselben Versuche kam man in der Folge zur Ueberzeugung, daß der Diamant reine Kohle und zwar im krystallisirten Zustande sei.

Nachdem einmal die Thatsache feststand, daß der Diamant natürlich krystallisirte Kohle sei, mußte der Gedanke nahe liegen, die Krystallisation dieses in der Natur so verbreiteten, aber stets amorph vorkommenden Stoffes künstlich einzuleiten. Zunächst wendete man die Aufmerksamkeit dem Graphite als vorzugsweise mineralischer Kohle zu; man hielt es doch noch für möglicher, einen dem Blei im Aeußern so ähnlichen Körper zum Schmelzen zu bringen und dann durch langsames Abkühlen krystallisiren zu lassen, als die notorisch ganz unschmelzbare und in allen Flüssigkeiten unlösliche Holzkohle. Für die Darstellung krystallisirten Kohlenstoffs schien der Graphit um so mehr zu einiger Hoffnung zu berechtigen, als man glaubte, in der Natur krystallisirten Graphit oder doch wenigstens von krystalliniſchem Gefüge aufgefunden zu haben. Dies hat sich in der Folge als Irrthum erwiesen; wir kennen eben so wenig krystallisirten Graphit als krystallisirte Steinkohle.

Es wäre in der That ein interessanter Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes, wollte sich Jemand die Mühe geben, die zahllosen Versuche zusammenzustellen, welche vor Zeiten ausgeführt worden sind in der Hoffnung, künstliche Diamanten herzustellen. Man ist in unsern Tagen gewohnt, mit geringschätzendem Bedauern auf die Jahrhunderte lang andauernden Arbeiten der Adepten zurückzublicken, welche mit seltener Energie bemüht waren, Gold zu machen oder unedle Metalle in edle zu verwandeln. Nach meinem Dafürhalten ist aber Geringschätzung hier keineswegs gerechtfertigt, vielmehr verdienen die Bestrebungen der Adepten allergrößte Hochachtung. Die Idee der Metallveredelung

war die leitende der damaligen Chemie, ihr verdanken wir die wichtigsten Entdeckungen, namentlich die Darstellung der meisten Metalle. Es ist überhaupt stets von großem Vortheil, wenn menschliche Bestrebungen von einer Idee geleitet werden, selbst dann, wenn auch diese Idee eine unrichtige sein sollte. Außerdem kann aber doch nicht geleugnet werden, daß bei der damaligen Unvollkommenheit analytischer Methoden der Gedanke an Metallveredelung keineswegs ein sinnloser war. Betrachten wir z. B. ein Stück Bleiglanz — die Verbindung von Blei und Schwefel, wie wir heutzutage wohl wissen — so durfte doch dieses Mineral wegen seines Metallglanzes und anderer metallähnlicher Eigenschaften gewiß für ein wirkliches Metall gehalten werden. Beim längern Erhitzen dieses Körpers ohne allen Zusatz bleibt ein leicht schmelzbares ductiles Metall zurück, das metallische Blei, offenbar schon edler, als das ursprüngliche Material. Wird das Erhitzen dieses Bleies noch länger an der Luft fortgesetzt, so bleibt endlich ein kleineres oder größeres Metallkorn zurück, welches in der That aus Silber und Gold besteht. Da man in früherer Zeit nicht im Stande war, geringe Mengen von Silber und Gold im Bleiglanze von vornherein nachzuweisen, — was konnte näher liegen, als die irrthümliche Annahme, die Bleistufe verwandle sich durch eine Reihe von Operationen in edle Metalle?

Ganz so hoffnungslos wie die Bestrebungen der Goldmacherzunft sind nun allerdings die Versuche nicht, welche die künstliche Diamantenbildung bezwecken; es handelt sich hier nicht um die Verwandlung eines Stoffes in einen andern oder gar um die Neubildung eines Elementes, sondern ganz einfach um die Ueberführung des amorphen Naturzustandes eines Körpers in den krystallisirten, in welchem ihn uns die Natur doch auch, wenngleich in verhältnißmäßig sehr geringer Menge, darbietet. Im Bereiche der Unmöglichkeit liegt es keineswegs, krystallisirten Kohlenstoff herzustellen.

Die Vorbedingung einer jeden Krystallisation ist der flüssige oder gasförmige Zustand eines Körpers, — flüssig entweder durch Auflösen oder Schmelzen, gasförmig durch Verflüchtigen bei einer höhern Temperatur. Alle Krystalle, die wir auf Erden oder unter der Erde antreffen, — sie müssen vorher flüssig oder luftförmig gewesen sein. Und dies sind gerade die beiden Eigenschaften, — Löslichkeit oder Schmelzbarkeit und Flüchtigkeit —, welche der Kohle ganz und gar fehlen. Es giebt keine Flüssigkeit, weder Wasser, noch Säuren, noch Alkalien, welche die Kohle als solche aufzulösen im Stande wäre. Daß schmelzendes Gußeisen Kohle aufzunehmen oder wenn man so sagen will aufzulösen vermag, ist bekannt. Da aber in diesem Falle das Eisen mit der Kohle stets eine Art Verbindung eingeht, so kann auch hier von einer Lösung der Kohle im wahren Sinne des Wortes kaum die Rede sein, jedenfalls ist die Aussicht gering, auf diesem Wege krystallisirte Kohle zu erhalten.

Wie der Kohle die Eigenschaft sich zu lösen oder zu schmelzen fehlt, — ebenso geht ihr auch die Fähigkeit, sich im unveränderten Zustande zu verflüchtigen, ganz und gar ab. Es sind Versuche mitgetheilt worden, wobei Kohlenstücke in Platinkapseln luftdicht eingeschlossen jahrelang in der Weißglühhitze erhalten worden sind. Unter diesen Umständen sollen sich auf der Oberfläche der Kohlenfragmente mikroskopische Krystalle gezeigt haben. Wenn sich die angegebenen Resultate bestätigen, so wäre allerdings hiermit bewiesen, daß die Kohle nicht ganz unflüchtig sei.

Ist nun, wie gezeigt worden, kaum eine Möglichkeit vorhanden, die Kohle als solche in flüssigem oder gasförmigem Zustande herzustellen, so kennen wir dagegen Verbindungen der Kohle, welche den Kohlenstoff flüssig und luftförmig enthalten. Zu den ersteren gehören die flüssigen Kohlenwasserstoffe, ätherische Oele, Benzol und namentlich Schwefelkohlenstoff, zu letzteren Leucht- und Sumpfgas, Kohlensäure und Kohlenoxydgas.

Die Entdeckung des Schwefelkohlenstoffs — dieser durchsichtigen, in so hohem Grade lichtbrechenden Flüssigkeit — gab den etwas obsolet gewordenen Ideen der künstlichen Diamantenfabrication erwünschte Nahrung und neuen Aufschwung. Hier hatte man ja endlich die Kohle in flüssigem Zustande mit einem in fester Form abscheidbaren Körper, dem Schwefel, in Verbindung. Es war ja nur nöthig, den Schwefel durch irgend ein Reagens zu fällen und es mußte,

so schloß man ganz rationell, die Kohle als Flüssigkeit zurückbleiben, aus welcher sofort krystallisirte Kohle gewonnen werden sollte. Leider bestätigte sich diese Vermuthung nicht, die zahllosen Versuche, welche in dieser Richtung angestellt wurden, sind bis jetzt alle resultatlos geblieben.

Die Kohlensäure, in welcher, wie man weiß, der Kohlenstoff luftförmig aber in Verbindung mit Sauerstoff vorhanden ist, kam etwas später als Material für künstliche Diamantenbildung an die Reihe, erst nach Entdeckung der Alkalimetalle, des Kalium und Natrium. Der Versuch, die Kohlensäure zu zerlegen, d. h. den Kohlenstoff aus dieser gasförmigen Verbindung abzuscheiden, gehört zu den schönsten, welche die Experimentalchemie aufzuweisen hat. Leitet man nämlich einen Strom von Kohlensäure durch ein Glasrohr, in welchem sich ein Stück Kalium befindet, so scheidet sich an dieser Stelle, wenn dieselbe stark erhitzt wird, feste Kohle aus. Das Kalium in seiner Begierde nach Sauerstoff löst die Verbindung zwischen Kohle und Sauerstoff, bemächtigt sich des Sauerstoffs, wird Kali und die Kohle scheidet sich aus, aber freilich nicht in krystallinischer Form, sondern als schwarzglänzende Masse. Die Krystallisation des Kohlenstoffs ist in diesem Falle offenbar nur durch die Plötzlichkeit des Vorgangs gehindert; die Abscheidung des Kohlenstoffs erfolgt mit einem Male, sobald das Kalium den gehörigen Temperaturgrad erreicht hat. Könnte man die Operation langsam und allmälig einleiten, so wäre eine krystallinische Ausscheidung des Kohlenstoffes allerdings nicht unwahrscheinlich.

Es giebt eine Zersetzung der Kohlensäure im großartigsten Maßstabe, welche täglich gleichsam unter unsern Augen vor sich geht; das ist der merkwürdige Vorgang in der Natur, dem wir die immer gleichmäßige Zusammensetzung unserer Atmosphäre zu verdanken haben. Die grüne Pflanze, von den Strahlen der Sonne getroffen, eignet sich den Kohlenstoff der Kohlensäure an, sie condensirt ihn, nicht als schwarze amorphe Kohle, nicht als glänzenden Diamant, sondern in der Form einer bunten, sich mit jedem Frühlinge erneuernden Vegetationsdecke. Die Zerlegung der Kohlensäure, die wir in unseren Laboratorien nur mit Aufbietung von bedeutender Kraft und nur unter wesentlicher Temperaturerhöhung auszuführen vermögen, — die Pflanze vollzieht diese Arbeit in ihrer bescheidenen Werkstätte ohne Mühe, ohne Anstrengung, nur unter Beihülfe der milderwärmenden Sonnenstrahlen. So wird es auch wohl ihr, der ewig reichen, schaffenden Natur, keine Mühe sein, auf ihrem Wege Diamanten zu bilden. Vielleicht gelingt es sorgfältiger Beobachtung noch, sie auf ihrem verborgenen Pfade zu belauschen. Dies liegt um so weniger ganz im Bereiche der Unmöglichkeit, als die Ueberführung des amorphen Kohlenstoffs in den krystallisirten doch als ein nicht vitaler Vorgang gedacht werden kann.

Der Aufschwung der Technik, wie er durch die rasche Entwicklung der Naturwissenschaften erfolgt ist, hat in unseren Tagen die Idee künstlicher Diamantenbildung, die früher so viele geistige Kräfte in Bewegung setzte, etwas in den Hintergrund zurück gedrängt. Unsere technischen Chemiker haben heutzutage allerdings Besseres und Nothwendigeres zu thun; wissen wir doch, daß durch eine geringe Vereinfachung der Sodafabrication, der Anilindarstellung u. s. w., — naheliegende und erreichbare Ziele — weit lucrativere Erfolge erreicht werden, als dies bei dem höchst zweifelhaften, wenngleich nicht gerade unmöglichen Bestreben der Diamantenfabrication der Fall ist. Hierzu kommt noch, daß neueren Zeitungsnachrichten zufolge, — ich weiß nicht mehr, in welchem glücklichen Lande — reiche Diamantenlager aufgefunden worden sind, so daß der bisher so überaus seltene Artikel nachgerade ein nicht mehr ungewöhnlicher zu werden droht. Dessenungeachtet schien es nicht ungeeignet, den Gegenstand, verführerisch wie er ist, doch einmal in wenigen Worten zur Sprache zu bringen. Ich glaube, es wird wenige Chemiker geben, welche nicht, im Anfange ihrer Laufbahn wenigstens, mit dieser scheinbar so nahe liegenden Idee gespielt haben. Für meinen Theil gestehe ich offen, daß in längst entschwundenen Jugendtagen mich der Gegenstand mehr als billig beschäftigt hat. Leider kann ich als Resultat meiner damaligen Arbeiten keine Methode der künstlichen Diamantenbildung angeben, dagegen aber bin ich auf Verlangen im Stande, eine lange Reihe von Versuchen zu bezeichnen, welche nicht zum Ziele führen. Gewiß

ist es immerhin eine Art Verdienst, kann man auch den Wanderer nicht auf den rechten Weg führen, ihn doch vor Irrwegen zu warnen.

Literarisches.

Die architektonischen Stilarten, eine kurze allgemein faßliche Darstellung der charakteristischen Verschiedenheiten der architektonischen Stilarten ꝛc. von A. Rosengarten. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 639 Holzschnitten. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn.

Als im Jahre 1857 die erste Auflage dieses Buches erschien, erregte es durch die Vorzüglichkeit seiner Holzschnitte und durch den Umstand, daß die ganze technische Herstellung: Druck, Holzschnitte, Papier, Verlag, ausschließlich durch die verschiedenen Zweige des Viewegschen Hauses selbst ausgeführt worden war, ein gewisses Aufsehen. Trotz dieses Aufsehens und der für wichtige Berufsclassen unleugbaren Brauchbarkeit fand das Buch doch auch manche Gegner, da man den Mangel scharfer wissenschaftlicher Methode und tieferer, historischer Auffassung tadelte. Wenn nun wohl auch nicht behauptet werden kann, daß ein populäres Buch über die architektonischen Stilarten sich nicht nach streng wissenschaftlicher Methode und mit echter historischer Begründung schreiben ließe, so muß man doch nicht ungerecht sein angesichts der vorliegenden Leistung Rosengarten's, und bereitwillig anerkennen, daß der Verfasser gerade als Architekt seiner Arbeit einen Werth und Vorzug verliehen hat, der eigenthümlich und im Stande ist, vielleicht einen Ersatz für jenen Mangel zu bieten. Hierher gehört namentlich die Trefflichkeit und der Reichthum der Holzschnittzeichnungen, die gute Gruppirung des Stoffes, die gemeinfaßliche, einfache Darstellung, die Betonung praktischer Gesichtspunkte und der Ausschluß theoretischer Erörterungen. Deshalb führt dies Buch an der Hand einer sichern Anschauung den Bau- und Kunsthandwerker, den Freund der Baukunst unmittelbar in medias res, weckt sogleich das ganze und lebendige Interesse und belehrt, indem es unterhält. Aus diesen Gründen war es uns sehr erfreulich, dieses anerkennungswerthe Buch in zweiter Auflage erscheinen zu sehen.

Am Texte dieser zweiten Auflage ist nicht sehr erheblich geändert worden, dagegen wurde die Zahl der Holzschnitte von 426 auf 639 Nummern, und hierdurch hauptsächlich der Umfang des Buches um 100 Seiten vermehrt. Einige dieser neuen Holzschnitte stehen allerdings an Trefflichkeit hinter den älteren zurück, so ist z. B. die Ansicht des Lysikrates-Denkmals (S. 88) in der Zeichnung höchst oberflächlich, oder es ist die perspectivische Ansicht des Colosseums (S. 124) so gehalten, daß sie nicht rundet, oder es sind die Ansichten des Museums und Schauspielhauses zu Berlin einfach schlecht zu nennen; auch kann nicht verschwiegen werden, daß der Druck der Holzschnitte in der ersten Auflage sorgfältiger und besser als in der zweiten ausgeführt war. Dagegen sind unter den neuen Holzschnitten als besonders interessant oder gelungen etwa hervorzuheben: der Plan des Forum zu Pompeji (S. 115), der Grundriß des jüngst hin aufgegrabenen Theiles der Kaiserpaläste zu Rom (S. 139), der Durchschnitt der Sophienkirche zu Constantinopel (S. 162), die Ansicht des Domes zu Rheims (S. 304), die der Dome von Köln und Wien (S. 316 und 7) u. s. w. Kritisch ins Einzelne des Buches einzugehen, kann hier nicht der Ort sein, doch kommt manches Irrige vor, so z. B. (S. 256) die Behauptung, daß die Entstehung des gothischen Stiles den Normannen zuzuschreiben sei. Rosenthal konnte diese schwierige Frage, über welche die Controverse noch nicht bis zum letzten Wort gedieben ist, seinem Zwecke gegenüber völlig auf sich beruhen lassen; es wäre dies jedenfalls besser gewesen, als die Normannen zu Vätern der Gothik zu machen. Der Ursprung der Gothik ist unzweifelhaft bei den eigentlichen Franzosen, den Bewohnern des alten Franzien zu suchen. Daß der Verfasser, um noch ein paar Kleinigkeiten anzuführen, als Unterschrift eines Holzschnittes aus Venedig: „Kirche della Salute mit der Douane" (S. 347) und als Unterschrift eines anderen Holzschnittes: „Beffroy in Brügge" (S. 307) schreibt, ist geschmacklos. In Venedig sagt man: „S. Maria della Salute e la Dogana di mare," und ein Deutscher würde sagen: „Kirche der Salute und das Zollamt (oder die Mauth);" in den flandrischen Städten aber heißt der Glockenthurm auf gut Altniederdeutsch „Belfried;" aus diesem Worte ist erst mittelst Französisirung „Belfroy" (nicht Beffroy) entstanden.

Ein in Bezug auf Wissenschaftlichkeit und Kritik schärferes Auge würde diese und andere störende Einzelheiten leicht vermieden und dadurch dem Buche eine erhöhte Zuverlässigkeit und einen größeren Werth verliehen haben. Trotzdem bringen wir demselben auch in seiner neuen Gestalt unseren Beifall entgegen und empfehlen dasselbe unseren Lesern als ein gutes Hilfsmittel, um sich in die Kenntniß der „architektonischen Stilarten" auf angenehme Weise einzuführen.

Neueſtes aus der Ferne.

Die Säule des Königs Meſcha.

Diban, jenſeits des Todten Meeres und eine kleine Stunde vom mittleren Annon gelegen, iſt eine Ruinenſtätte, welche dem Stamme der Beni-Hamide gehört. In ſeinem Namen und in ſeinen Trümmern hat ſich die Erinnerung an die Moabiterſtadt Dibon erhalten. Von den nicht beſonders glücklichen Kriegen der Iſraeliten gegen Meſcha, König von Dibon, erzählt die Bibel (2. Könige, 3). Von dieſem Könige hat ſich eine Säule mit einer Inſchrift vorgefunden, die das älteſte bis jetzt bekannte Denkmal mit alphabetiſcher Schrift iſt. Die Säule iſt leider zerſtört worden. Die Beni-Hamide ſahen kaum, daß das Denkmal die Aufmerkſamkeit der Europäer errege, als ſie es zerſchlugen, um der türkiſchen Regierung keine Veranlaſſung zu geben, ſich in ihre Angelegenheiten einzumiſchen. Die Säule war oben abgerundet und hatte bei einer Höhe von einem Meter eine Breite und Dicke von ſechzig Centimetern. Die Inſchrift hatte vierunddreißig Zeilen, jede aus dreiunddreißig bis fünfunddreißig Buchſtaben beſtehend. Der Schriftcharakter iſt derſelbe wie auf den phöniziſchen Inſchriften und Münzen. Abdrücke haben ſich erhalten und ſelbſt einige mit Schriftzügen verſehene Stücke der Säule befinden ſich im Beſitze Herrn Clermont-Ganneau's, der die erſte Nachricht von der Exiſtenz des wichtigen Denkmals gegeben hat. Seine vorläufige Erklärung der Inſchrift ergiebt über deren Inhalt, daß Meſcha die Verpflichtungen aufzählt, die er gegen den Moabitergott Kamoſch habe, und von ſeinen Siegen über die Iſraeliten und den von ihm gegründeten Städten und Tempeln ſpricht. Das Denkmal ſtammt aus dem Jahre 896 vor Chriſtus und iſt nuthin älter als das bisher einzige große Denkmal aus Paläſtina, welches ſich ſelber inſchriftlich deutet. Wir meinen den jetzt im Louvre aufgeſtellten, auf dem Grund und Boden des alten Sidon aufgefundenen Marmorſarg des phöniziſchen Königs Eſchmunazar. Die Auffindung der Säule eröffnet Hoffnungen auf noch weitere Funde jenſeits des Todten Meeres. Die dortigen Gegenden ſind von den Umwälzungen des Mittelalters ziemlich verſchont geblieben.

Eine Expedition in Araucanien.

In das Gebiet der Republik Chili ſchiebt ſich ein unabhängiger Indianerſtaat ein. Frühere Verſuche, dieſen Staat der Araucaner zu unterwerfen, ſind ſtets geſcheitert. Jetzt ſoll abermals mit dem Aufgebot von Kräften, die man früher nicht ins Spiel gezogen hat, ein Angriff ſtattfinden. Die Conquiſtadoren hatten dieſes Land der Araucaner einſt unterworfen. Mit ſehr geringen Kräften machte ſich Pedro de Valdivia zum Herrn deſſelben und gründete dort ſieben Städte. Als die Araucaner ſich ihre Unahängigkeit wieder erkämpften, eroberten und zerſtörten ſie die Städte, und jetzt ſind über zwei Jahrhunderte verfloſſen, in denen kein Spanier und kein Chilene zu dieſen alten Culturſtätten durch-

gedrungen ist. Die Verwendung kleiner Dampfer, mit denen man die Flüsse hinauffahren kann, setzt die Chilenen in den Stand, die Araucaner mitten im Lande anzugreifen. Die Barre des Imperiale (Cauten) mit solchen flach gehenden Booten zu überschreiten, ist gelungen, und es läßt sich hoffen, daß die Expedition die Städte Imperial und Villa Rica erreichen wird, die im sechzehnten Jahrhundert gegründet sind und von den Chilenen als Alterthümer betrachtet werden. Man rechnet mit ziemlicher Gewißheit darauf, daß Araucanien dieses Mal unterworfen werden und Chili künftig in einer ununterbrochenen Linie bis zur Magellansstraße fortlaufen wird.

Der Isthmus von Tehuantepec.

Im Senate des nordamerikanischen Congresses ist der Antrag eingebracht worden, dem Projecte eines Canalbaues durch die Landenge von Tehuantepec Unterstützung zu gewähren. Es ist daraus zu ersehen, daß die Nordamerikaner, indem sie den Isthmus von Darien untersuchen lassen, auch eine zweite zur Verbindung der beiden großen Weltmeere geeignete Oertlichkeit im Auge behalten. Fast vor hundert Jahren wurde ein Canalbau durch die Landenge von Tehuantepec zum ersten Male projectirt. 1771 beauftragte der Vicekönig Don Antonio Bucareli zwei Ingenieure, Cramer und Corral, mit Vermessungen. Sie berichteten, daß ein Canal ohne Schleusen ausführbar sei. Eine zweite gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgeführte Untersuchung bezog sich auf die Möglichkeit, eine Wasserstraße für Kähne und große Piroguen zu erhalten. Sie ergab, daß man, um solchen Fahrzeugen die Fahrt durch die Landenge zu ermöglichen, nur eines Canals von sechs und einer halben Stunde Länge bedürfe. Eine dritte Untersuchung, 1825 von Don Juan Orbegoso im Auftrage der mexikanischen Regierung ausgeführt, ergab kein günstiges Resultat und hatte die Folge, daß man den Plan aufgab. Bis auf die neueste Zeit haben wir wohl von einer Chaussee, von einer Eisenbahn über die mexikanische Landenge, aber nicht von einem Canal gehört. Die Breite das Landes (dreiundfünfzig Stunden) oder die Erhebung des Bodens bietet kein unübersteigliches Hinderniß. Jene Breite wird durch einen schiffbaren Fluß, den Guasacualco, auf die Hälfte reducirt, und die Bodenerhebung ist keine bedeutende, da die mexikanischen Hochebene sich hier beträchtlich tief senkt. Die große Schwierigkeit liegt in dem Wassermangel auf der Seite des Stillen Meeres. Dort kann man nur über einen Fluß, den Chimalapa, verfügen, der selbst in der Regenzeit nur für Piroguen schiffbar ist und im Sommer ganz austrocknet. Man hat zwar behauptet, daß der Chimalapa für Seeschiffe fahrbar gemacht werden könne, doch muß diese Cardinalfrage erst durch gründlichere Untersuchungen aufgehellt werden. Auch ein guter Hafen fehlt am Stillen Meere.

Die Central-Pacific-Bahn.

Die Pacificbahnen sind an sich ein Wunderwerk. Sie sind es — man kann es nicht genug betonen — in erster Linie um ihrer außerordentlichen Länge halber, dann um der kurzen Zeit willen, in der sie vollendet wurden; sie sind es endlich angesichts der Hindernisse, welche die Unwirthlichkeit des ungeheuren, durch sie erst der Civilisation zu erobernden Gebietes ihrem Vordringen entgegensetzte.

Nur langsam rückte der Bau in den ersten Jahren voran. Thatsächlich bereits im Frühjahre 1863 in Angriff genommen, wurden von den 700 Meilen seiner Ausdehnung von Sacramento bis Promontory Point in den ersten drei Jahren nur je 20 Meilen gebaut. Das Jahr 1866 sah das Werk um 30 Meilen, 1867 um 46 Meilen, 1868 um 363 Meilen wachsen, denen bis zum 10. Mai des vorigen Jahres die letzten 200 Meilen hinzugefügt wurden. Für diese ganze Strecke empfing die Compagnie, mit Ausnahme der ersten 12 Meilen, die beiden höheren Sätze der vom Congreß den beiden Pacificbahnen bewilligten Subsidien, und zwar für 448 Meilen je 32,000 Dollars, für 156 Meilen je 48,000 Dollars. Von diesen Subsidien ist seitens der Compagnie der beste Gebrauch gemacht worden. Sie hat, allen Hindernissen zum Trotz, die sich ihr namentlich in den ersten Jahren des Baues entgegenstemmten, eine Bahn hergestellt, die allen Anforderungen entspricht, denen amerikanische Bahnen überhaupt gerecht werden, eine Bahn, welcher der Reisende sein Heil mit eben so großer Seelenruhe anvertrauen kann, wie irgend einem anderen

Schienenwege dieſes Landes. Der kürzlich veröffentlichte und augenſcheinlich auf den genaueſten Erhebungen beruhende Bericht der Regierungscommiſſäre muß von einem Jeden, der die Bahn befahren, als eben ſo unparteiiſch wie gerecht unterſchrieben werden, während die große Zahl von Arbeitern (durchgehends Chineſen), die man noch zur Stunde auf allen Theilen der Bahn in voller Thätigkeit erblicken kann, die Garantie dafür bieten, daß die Compagnie eifrig bemüht iſt, Alles, was die Commiſſäre noch ja als mangelhaft bezeichnet haben, zu ergänzen und zu vervollſtändigen. Die Summen, welche zur Ausführung dieſer Verbeſſerungen ausgeworfen ſind, geben eine weitere Bürgſchaft für die redlichen Abſichten der Compagnie. Dieſelben belaufen ſich im Ganzen auf 580,000 Dollars, von denen der Verbeſſerung des Bahnkörpers auf den verſchiedenen Strecken 233,000 Dollars, dem Ausbau von Brücken 25,000 Dollars, der Reſt aber der Errichtung von Stationsgebäuden und ſonſtigen zur Bahn gehörenden Etabliſſements zu gute kommen wird.

Eine beſonders angeſtrengte Thätigkeit iſt von der Bahnverwaltung in der Herſtellung von Schneedächern in der Sierra Nevada entwickelt worden. Dieſelben bilden vollſtändig geſchloſſene Tunnels, aus ſtarken Tannen errichtet, wie jenes Gebirge ſie in ſo verſchwenderiſcher Fülle hervorbringt, und mit einer feſten Bretterverſchalung bekleidet, welche ſich zu ſcharfkantigem Dache zugipfelt und als geſchloſſene Wand auf beiden Seiten des Schienenweges bis zur Erde herabreicht. Stark genug, um jeder Schneelaſt Widerſtand zu leiſten und die Wucht jedes Lawinenſturzes mit dem ſpitzen Firſt ihrer Bedachung zu brechen, erſtrecken ſich dieſe nützlichen und ſchon jetzt bewährten Anlagen auf einer Wegelänge von faſt 40 Meilen, und zwar mit ſo geringen Lücken, daß ſie ohne Unterbrechung fortlaufend eine Bahnſtrecke von 32 Meilen bedecken würden. Ihre Herſtellung hat bis zur Stunde 1,800,000 Dollars gekoſtet, und die im Laufe dieſes Winters anzuſtellenden Beobachtungen werden zu entſcheiden haben, wie viel noch zu geſchehen hat, damit der Zweck, dem ſie dienen ſollen, vollſtändig erreicht werde.

550 Meilen mißt die Strecke vom Salzſee bis zur californiſchen Grenze. Selbſt nach Durchmeſſung der eigentlichen „Salzwüſte," die, gleich am Seeufer beginnend, ſich etwa 60 Meilen weſtwärts erſtreckt, iſt ſie nichts Anderes als eine verſchlimmerte Auflage der Alkaliſteppen Wyomings, die den Reiſenden auf der Union-Pacific-Bahn bereits zur Verzweiflung gebracht. Aber wie troſtlos und langweilig dem Enttäuſchten auch die Hochebenen der Rocky Mountains, und namentlich jene Alkaliſteppen auf dem erſten Theile ſeiner Pacificfahrt vorgekommen ſein mögen, von einer eigentlichen Gebirgswüſte bekommt er doch erſt auf der Tour durch Nord-Nevada einen Begriff. Dieſer Staat mag Königreiche im Schooße ſeiner nackten Berge tragen — auf dieſen Bergen thront das Nichts und beſten Falles das graugrüne Geſpinſt des Sageſtrauches. 20 Stunden etwa führt die Bahn den Humboldtfluß entlang, der, zwiſchen armſeligen Wieſenſtreifen einherfließend, hin und wieder von ſteilen Felswänden (ſo im Humboldt Cannyon und zwiſchen den Palliſaden) umſtarrt, ſich endlich in die Oede verliert, wie er der Oede entſprang. An Bergformen iſt das Hochland von Nevada ungleich reicher als das von Wyoming, aber die Einförmigkeit und Nacktheit all' dieſer Bergketten, ihr troſtloſes Grau, der beißende ſalzgemiſchte Staub, der den Zug in Wolken hüllt — das Alles macht dieſen Theil der Reiſe ungleich ermüdender als irgend eine Strecke öſtlich vom Salzſee. Indianer und Chineſen, die man auf allen Stationen ſieht, bringen als Staffage einige Abwechslung in dieſe landſchaftliche Miſère. Jene, ein jammervolles, kaum menſchenwürdiges Geſchlecht, zerlumpte Weiber mit ſchmutzbedeckten Kindern auf dem Rücken; Männer mit rothangeſtrichenen Geſichtern und allerlei Lappen behängt, deren Buntheit „dieſe Könige des amerikaniſchen Urwaldes" gleich faſelnden Kindern beglückt! Dieſe, wohlgekleidet mit breiten, gelben Geſichtern und den gravitätiſchen Zöpfen; das nicht kaukaſiſche Geſchlecht der amerikaniſchen Zukunft, wie der Aethiopier das der Vergangenheit war! Nirgends ſieht man dieſe verſchiedenen Raçen in ſo zahlreichen Exemplaren vertreten als in Elko, der künftigen Inland-Metropole — wie man dieſen Ort ſo gern nennt — in der That aber nicht mehr als das große Bahndepot des berühmten White-Pine-Silberdiſtricts.

„Heureka" heißt die erste Station auf californischem Boden, und sie heißt mit Recht so. Wohl konnten die frühern Emigranten ein jubelndes „Gefunden" ausstoßen, wenn sie hier nach Hunderten von Meilen ihrer Sandwüstenpilgerfahrt zum ersten Male wieder im Schatten rauschender Baumgipfel rasteten. Ihre Mühsale hatten hier noch kein Ende, vielmehr stand ihnen das Schlimmste, die Uebersteigung der Sierra, noch bevor. Aber konnten sie es angesichts dieser Quellen, dieser Wälder und üppigen Wiesenthäler, welche sie am Fuße jener Gebirgskette zum ersten Male wieder begrüßten, empfinden? Californien! Schon die Mauer, die es von den Wüsten des Binnenlandes trennt, trägt den vollen Charakter der Schönheit und des Lebens. Die Seele der Landschaft, der Baum tritt wieder in sein Recht, und mit der, von der eigenen wilden Pracht gleichsam berauschten Gebirgsnatur vereinigt sich eine Vegetation, reich genug, um das Auge für Alles zu entschädigen, was es von den Ufern des Missouri bis hierher entbehrte.

Und nun steigt der Zug in wenigen Stunden, von verdoppelter Locomotivkraft gezogen, zur Höhe von 7240 Fuß empor, um sodann durch eine Reihe von fünfzehn Tunnels, Abgründe überschreitend, längs gähnender Felsschlünde und auf ragenden Bergkämmen in jene gesegnete Tiefebene hinabzubrausen, die, zwischen den californischen Küstengebirgen und der Sierra Nevada sich ausbreitend, für den amerikanischen Continent das ist, was die alte Welt in ihrem italischen Hesperien besitzt. Diese Fahrt hat etwas Berauschendes. Wie flüchtig auch die Bilder einer gigantischen Hochgebirgswildniß sind, deren Anblick die fatalen Schneedächer dem Reisenden gönnen — sie genügen, um das Herz mit Entzücken über diese unbändige Natur und mit Stolz über die Menschenkraft zu erfüllen, die ihrer Meister ward. Das Kühnste, was letztere geleistet, sind jedenfalls die von Holzstämmen erbauten Brücken, die in luftigem Bau, Etage über Etage auf einander gethürmt, die Ränder von Thalschluchten verbinden, und über deren elastisches, in allen seinen Theilen seufzendes und doch stahlfestes Gefüge der Zug langsam und wuchtig der Ebene zurollt. Schon deuten allerlei Anzeichen darauf hin, wie nahe diese ist. Der Mensch und seine Thätigkeit treten mehr und mehr in den Vordergrund.* Sie waren keine Fremdlinge mehr in diesen Regionen, als die erste Locomotive mit schrillem Pfiff diese schneegekrönten Granitpiks, diese Tannenforsten, diese Abgründe und leuchtenden Bergseen grüßte. Die große Losung, welche einst Californien in wenigen Monaten aus einer unbekannten Wildniß zu einem von den Söhnen aller Nationen erstrebten Wanderziele machte, die große Losung „Gold" hatte auch die Vorposten der menschlichen Besiedelung an den Westabhängen der Sierra Nevada emporgeschoben. Rechts und links von der Bahn gewahrt man die Niederlassungen der Goldgräber, die abgegrabenen Felder ihrer lockenden und doch so mühsamen Arbeit, und die langen Wasserrinnen, in denen sie das Erdreich, welches das köstliche Metall birgt, dem säubernden Elemente preisgeben, um es in seiner strahlenden Reinheit zu gewinnen. Freundliche Städte — nicht mehr aus Zelten und rohen Bretterverschlägen, sondern aus wohnlichen, selbst stattlichen Gebäuden bestehend — zeigen sich, und schon eilt der Zug von der eigenen Wucht getrieben, dampflos zwischen immer niedrigeren Vorbergen in die Ebene hinein. Eine neue Welt, eine schönere empfängt den Reisenden. Mildere Lüfte wehen ihm entgegen und ein blühender Garten deckt die Erde. Der Winter aber blickt nur von den Granitgipfeln der Sierra in dieses schöne Land. Unter seinen ewig blühenden Rosen ist keine Stätte für den unholden Fremdling bereitet.

* Wir machen unsere Leser auf die Holzschnitte zu dem Aufsatze: „Die Königin des Stillen Meeres, von Udo Brachvogel," Bd. XXVII, S. 631 der Monatshefte aufmerksam.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 69 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 165.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juni 1870.

Ein Fels im Meere.

Historische Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

IV.

Driburg wollte grüßend vorüberreiten, aber der Pastor hielt ihn durch seine Anrede fest. „Es ist zwar nicht schicklich, gnädiger Herr," sagte er, „daß ich Hochdieselben auf offener Straße quasi anfalle, aber ich wollte mir erlauben, . . ."

„Ohne Umstände, Herr Pastor!" unterbrach ihn der Reiter, der sein Pferd angehalten hatte.

„Mein Sohn ist gestern bei mir gewesen," sprach Loßmann, „er hat mir etwas erzählt, das ich Euer Gnaden mitzutheilen für meine Schuldigkeit erachte."

„Wieder ein Paar arme Teufel im Bergwerke verunglückt?" fragte der Gutsherr.

„Gott sei Dank, habe ich davon nichts vernommen," erwiederte der Pastor. „Es ist eine ganz andere Nachricht, welche mein Sohn gebracht hat — Euer Gnaden verzeihen," fuhr er rascher fort, als er Driburg's Ungeduld bemerkte, „mein Sohn hat den jungen Herrn in Grund gesehen und gesprochen, und da er aus dessen Worten entnommen hat, daß Euer Gnaden nicht von der Anwesenheit Dero Herrn Sohnes unterrichtet sind, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, Denenselben die Sache zu notificiren."

„Ich danke Ihnen, lieber Pastor!" sagte Driburg, welcher diese Nachricht mit großem Mißbehagen hörte, dasselbe jedoch nicht bemerken ließ. „Was Sie mir erzählen, war mir bereits bekannt, wenigstens der Hauptsache nach. Gegen Sie brauche ich nicht hinter dem Berge zu halten, Sie sind ja ein alter Freund unserer Familie

und haben redlich das Ihrige gethan, unsern Hausfrieden aufrecht zu halten." Der Pastor verneigte sich tief. „So kann ich offen mit Ihnen reden, da die Sache nach so langer Zeit einmal wieder zur Sprache kommt. Daß mein Sohn zurückgekommen ist, wußte ich schon, nicht aber, daß er sich in Grund aufhält. Wo hat ihn Ihr Sohn getroffen? Ueberhaupt was hat er erzählt?"

Pastor Loßmann war erstaunt, daß er ein so williges Gehör fand, und der Herr sich darauf einließ, mit ihm über das ganze Verhältniß zu sprechen, was er jahrelang vermieden hatte. Diese vielleicht nie wiederkehrende Stimmung und Gelegenheit mußte wahrgenommen werden. „Mein Sohn," begann er schnell zu erzählen, „war im Begriff, seine Wanderung nach Holdern anzutreten und eben zur untern Mühle gekommen, als er zu seiner größten Ueberraschung dem jungen Herrn begegnete, der aus einem Hause trat. Der junge Herr erkannte ihn auch gleich wieder, Beide waren ja mit Eurer Gnaden Erlaubniß als Knaben Spielkameraden gewesen und hatten dann zusammen in Göttingen studirt. „Was machst Du in Grund, Loßmann?" fragte der junge Herr und mein Sohn war gleich mit der Antwort bei der Hand: „Das möchte ich Sie fragen, Herr von Driburg! Ich bin Candidat und hier als Pfarradjunctus angestellt — Sie aber, Herr von Driburg!" „Warum nennst Du mich nicht mehr Du und Ernst?" rief Ihr Herr Sohn, meiner jedoch wies das, als nicht mehr passend, ab und kam wieder auf seine Frage zurück. „Nun, Herr Adjunctus Loßmann, wenn ich auch nicht mehr Du sagen darf," antwortete Herr von Driburg, „ich will mich hier ankaufen, mir ein Haus bauen!" — „Und Ihr Herr Vater?" erlaubte sich mein Karl zu fragen. „Mein Vater wird sich darum nicht kümmern," war die Antwort. „Er hat mich —" der Pastor stockte, er schien nach einem mildernden Ausdruck zu suchen.

„Aufgegeben!" ergänzte der Gutsherr, welcher die Erzählung mit unbewegtem Antlitz und festgeschlossenen Lippen angehört hatte. „Sprechen Sie es nur getrost aus, lieber Loßmann. Oder hat der neue Bürger von Grund noch ein stärkeres Wort gebraucht?"

„Den Sinn hatte es, wie Euer Gnaden sagen!" erwiederte der Pastor. „Mein Karl gab ihm aus wahrer Ueberzeugung den Rath, ehe er irgend einen Schritt thäte, nach Holdern zu gehen und sich wieder zu erwerben, was er bei seinem Herrn Vater verscherzt habe — er wich einer Antwort auf diesen Rath aus und wollte sich entfernen, mein Sohn hielt ihn aber noch mit einigen Fragen auf, nicht aus Neugier, sondern aus wahrem Interesse für ihn selbst. Ich weiß nicht, ob ich davon reden darf, gnädiger Herr."

„Erst lassen Sie mich auch eine Frage thun, Herr Pastor!" sagte Driburg. „Ist die bewußte Person noch ledig? Hält sie sich noch in Grund auf? Ihr Vater ist vor einiger Zeit umgekommen, wie ich gehört habe."

„Ja, er ist in einem Schacht verschüttet worden und nur als Leiche ausgegraben worden," antwortete der Geistliche. „Die Mutter lebt aber noch in Grund und ihre Tochter natürlich bei ihr."

„Was ist dies Frauenzimmer für eine Person?" fragte Herr von Driburg.

„Sie hat allgemeines Lob," erwiederte Loßmann.

„Das weiß ich! Das habe ich schon vor langer Zeit erfahren," sagte der Gutsherr ungeduldig. „Ueber ihre Person wollt' ich etwas hören! Ist sie angenehm, hübsch?"

„Darüber kann ich nichts sagen, ich habe sie nie gesehen, und mein Sohn hat natürlich über diese Dinge nichts erwähnt. Sie ist aber schon sechs und zwanzig Jahre alt und muß wohl tüchtig arbeiten, davon altern die ärmeren Frauenzimmer gewöhnlich vor der Zeit."

„Es kann mir im Grunde auch Alles gleichgültig sein," sprach Driburg, welcher sich mehr eingelassen hatte, als ursprünglich sein Wille gewesen war. „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, Herr Pastor, die mir soviel Aufschluß giebt als ich eben brauche. Was der Adjunct meinen Sohn noch besonders gefragt und was dieser geantwortet hat, kann für mich keine Wichtigkeit haben. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!" Er gab seinem Pferde einen kräftigen Schenkeldruck, ließ ihm die Zügel und ritt im Galopp von dannen.

Der Pastor kehrte nach Hause zurück, er war sich bewußt, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Woher wußte aber Driburg die Rückkehr seines Sohnes schon? Vielleicht

Digitized by Google

war Ernst doch schon in Holdern bei seinem Vater gewesen und dieser brauchte sich deshalb nicht erst erzählen zu lassen, was zwischen den beiden ehemaligen Spiel- und Universitätsgenossen zur Sprache gekommen war: er hatte es schon aus dem Munde seines Sohnes erfahren. Traurige, aber auch ganz wunderliche Dinge, nur zu erklären bei einem so absonderlichen Charakter, wie der junge Driburg war, und freilich auch aus der jetzigen Zeit, die Alles auf den Kopf stellt! So dachte Pastor Loßmann, während er mit seinem langsamen, würdevollen Schritt durch das Dorf nach dem Pfarrhause ging, und es füllte ihn als guten Hirten mit Genugthuung, daß unter seiner Herde noch keine Spur von böser Ansteckung zu erkennen war, wie sie leider im Lande schon hin und wieder unter dem Volke sich zeigte.

Driburg verlängerte seinen Ritt heut', er blieb weit über die gewohnte Zeit aus und seine Frau gerieth in Besorgniß, daß ihm etwas zugestoßen sein könne. Indessen kam er endlich und sprengte mit einer so straffen Haltung über den Hof, daß er jüngere Menschen hätte beschämen können: er hatte aber auch einige Jahre bei der Garde du Corps gestanden, ehe er seine Güter übernommen!

„Mit Dir habe ich ein Wort zu sprechen, Lotte!" sagte er, an der Gitterpforte des Schloßbezirks abgestiegen, zu Fräulein von Ringelheim, die unter der Linde gesessen hatte.

Sie war aufgestanden, um ihm zu sagen, daß sich die Tante über sein langes Ausbleiben schon geängstigt habe, bei seiner Anrede blickte sie fragend zu ihm auf. Er setzte sich auf die Bank, sie stand vor ihm. „Du hast in der letzten Nacht Ernst in den Hof gelassen!" sprach er, indem er sie fest in das Auge faßte. Bei aller Selbstbeherrschung, die ihr eigen war, wechselte sie bei dieser plötzlichen Beschuldigung, auf die sie gar nicht vorbereitet war, doch ein wenig die Farbe.

„Onkel!" entgegnete sie mit einem erstaunten Tone.

„Leugne es nur nicht lange!" rief er, heftig werdend. „Ich habe den Beweis in Händen."

„Ich leugne nie, was ich thue!" erwiederte Charlotte, „davon könnten Sie wohl überzeugt sein, sollte ich denken!"

„Nun also? Habe ich Recht? Hast Du Ernst hereingelassen?"

„Ja!" gab sie zur Antwort, ohne sich weiter zu rechtfertigen.

„Und das sagst Du mir so trotzig in's Gesicht?" rief der Oheim zornig. „Wie kannst Du Dich unterstehen, gegen meinen Willen zu handeln, hinter meinem Rücken Einverständnisse zu unterhalten? Was wollte er hier? Wie bist Du dazu gekommen?"

„Gegen Ihren Willen habe ich nicht gehandelt," erwiederte Charlotte, „denn Sie haben mir niemals verboten, von meinem Cousin einen Brief anzunehmen. Ebenso wenig glaubte ich mich aber verpflichtet, sein Vertrauen zu mißbrauchen, da er mich bat, die Absicht seiner Rückkehr, von der er mir schrieb, gegen Niemand zu verrathen. —"

„Du hast also nach England mit ihm correspondirt? Und Dein Onkel, der hochgestellte Mann, unsers Fürsten linke Hand, hat sich herabgelassen, Eure Briefe unter seiner Firma gehen zu lassen! Gut so! Du giebst also zu, daß Ernst hier gewesen ist, daß Du die Hunde beschwichtigt, wahrscheinlich auch den Hallunken von Wächter bestochen hast — wie lange mein Herr Sohn scandalöserweise bei der sittigen Jungfrau geblieben ist, und was ihr verabredet habt, das erfahre ich natürlich nicht. Verlange es auch nicht zu wissen. Es ist mir genug, daß ich weiß, wie ich mit meiner Fräulein Nichte dran bin — überrascht hat mich die Entdeckung nicht, da ich Deiner Schlangennatur nie getraut habe!"

Charlotte war erblaßt, ihre Lippen zuckten, ihre kleinen schwarzen Augen blitzten. „Auf Ihre Kränkung habe ich keine Antwort," erwiederte sie mit bebender Stimme. „Wenn Sie so über mich denken, so kann ich Sie nur bitten, mich sobald als möglich aus Ihrem Hause zu entfernen, ich will lieber mein Brod mit meiner Hände Arbeit verdienen, lieber eine Magd sein, als mich so behandeln lassen."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden!" sagte Driburg aufstehend. „Ich werde ein anständiges Unterkommen für Dich finden, aber zusammenbleiben können wir nach Allem, was geschehen ist, nicht mehr." Ohne ihr noch ein milderes Wort zu sagen, verließ er sie, um seine Frau aufzusuchen.

Charlotte aber nahm ihre Arbeit, die sie auf die Bank gelegt hatte, und ging mit ruhigen Schritten nach dem Garten; erst als sie dort zu dem Steinsitze gekommen war, wo sie vom Schlosse aus nicht mehr gesehen werden konnte, sank sie wie gebrochen nieder, verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen und fing bitter an zu weinen.

Frau von Driburg sah ihrem Manne auf den ersten Blick an, daß er unangenehme Dinge erfahren habe; er ließ sie auch keinen Moment in Zweifel darüber. „Ernst ist in Grund," sagte er, „der Sohn des Pastors hat ihn gesehen und gesprochen. Er will auch dort bleiben, will sich ein Haus bauen, als was er sich zu etabliren gedenkt, als Ackerwirth oder was sonst, das weiß ich nicht — im Müßiggange kann er sein Leben doch nicht hinbringen wollen, das wenigstens ist seiner Natur zuwider. Der junge Loßmann hat noch mit ihm über — die frühere Geschichte gesprochen und der Alte war nicht übel Willens, mir die Sentiments, welche Ernst geäußert hat, zu wiederholen, wie hätte ich sie aber anhören können! Wir sind mit einander fertig — zusammen können wir nie wieder kommen, zwei harte Steine zermalmen sich, Du hast ganz Recht. Vielleicht hat er seinen Sinn nun doch geändert und will die Person heirathen, wenn sich ein Pastor findet, der ihn traut, da die Ehe eines Adeligen mit einer Niedriggeborenen gesetzlich ungültig ist. Vielleicht hat er aber eine Allerhöchste Erlaubniß, die ihm der Herr Geheimrath, Lotte's Onkel in London, ausgewirkt hat, mitgebracht, und der Herr Adjunct Loßmann kann keine Scrupel mehr haben, ihn in Vertretung seines Pastors einzusegnen. Das Frauenzimmer ist noch da und hat auf ihn gewartet."

„Was hast Du da gehört, Driburg!" erwiederte Frau von Driburg in großer Bewegung, als er einen Moment inne hielt. „Ich kann es weder fassen noch glauben."

„Du wirst noch mehr glauben müssen!" entgegnete er. „Ernst ist vorige Nacht in unserm Hause gewesen. Sieh mich nur starr an. Lotte hat, seit wann weiß ich nicht, mit ihm nach London correspondirt, ihr Onkel hatte ihre Briefe unter seiner Adresse empfangen und Ernst's Briefe an Lotten besorgt — wer die heimliche Correspondenz angefangen hat, weiß ich nicht, Ernst doch wohl, will ich zu ihrer Ehre glauben. Nun hat er ihr seine Ankunft jedenfalls gemeldet und die intrigante Person gewiß lange schon ihren Plan darauf gebaut, die Hunde gekirrt, daß sie ihn herein lassen kann. —"

„Wozu aber? Ich bitte Dich wozu?" rief Frau von Driburg. „Was sollte dabei die Absicht gewesen sein? Hier bleiben und wenn es auch im verborgensten Winkel des alten Schlosses gewesen wäre, konnte er doch nicht!"

„Weißt Du, ob er nicht irgendwo steckt?" entgegnete der Gutsherr. „Lotte kann ihn mit Speis' und Trank versehen, dergleichen Geschichten sind schon vorgekommen. Der junge Loßmann hat ihn vorgestern in Grund gesehen, und vielleicht ohne es selbst zu ahnen, in seinem Vorhaben bestärkt, denn er hat ihm, wie mir der Alte sagte, gerathen, ehe er in Grund irgend einen Schritt thäte, sich erst bei mir Verzeihung auszuwirken. Gestern Nacht ist er denn hier gewesen!"

„Woher weißt Du das?" fragte Driburg.

„Hier, Karoline, hier hab' ich den Beweis!" erwiederte er, indem er ein klein zusammengefaltetes Blatt aus seiner Brusttasche zog. „Das hat vor dem Thorwege unter der großen Pappel gelegen, der Hempel hat es, während ich ausgeritten war, zufällig bemerkt und aufgehoben und mir, als ich zurückkam, aufgelauert, um es mir zu geben." Frau von Driburg nahm das zerknitterte, auf der Erde liegend unsauber gewordene Blatt, entfaltete es mit zitternden Händen und las: „Um zwei Uhr Nachts. Ich habe den Schlüssel, mache also keinen Versuch, ehe Du mich hörst — die Hunde weiß ich zu beruhigen. Versuche nicht überzusteigen, hörst Du?" Es war Charlottens Handschrift.

„Zweifelst Du noch?" fragte Driburg, der seine Frau beim Lesen beobachtet hatte. Sie ließ das Blatt sinken und sah ihn mit ängstlich forschenden Blicken an. „Sie leugnet es auch gar nicht, sie hat mir auf meine Frage das Ja so trotzig in den Bart geworfen, daß ich gleich ein Ende mit ihr gemacht habe. Aus dem Hause wollte sie, weil ich ihr meine Meinung etwas derb sagte, ich habe sie beim Wort genommen, und werde natürlich für

ihr anständiges Unterkommen sorgen: bei der Kielmannsegge oder bei der jungen Gräfin Grote wird sie gern aufgenommen werden, sie hat sich bei allen unsern Bekannten insinuirt. Ich denke aber, ihr eine Stiftsstelle zu verschaffen. Fort muß sie auf alle Fälle."

„Lieber guter Driburg, das ist doch zu hart! Das wollen wir doch noch überlegen! Was würde Wilhelm dazu sagen — der würde außer sich sein!"

„Wäre sie Dir etwa als Schwiegertochter angenehm?" versetzte Driburg. „Ich müßte danken!"

„Und doch hattest Du selbst einmal diese Idee, wenn auch nicht Wilhelm . . ."

„Gewiß! Und es wäre auch für Ernst immer besser gewesen, als . . . Die Beiden hätten sehen können, wie sie mit einander fertig würden! Indessen das ist anders gekommen und ich kann meine flüchtige Idee nicht auf den Wilhelm vererben. Der wird im Kriege schon auf vernünftigere Gedanken kommen."

„Du hast das arme Mädchen wohl tief betrübt," sagte Frau von Driburg. „Ich werde mit ihr reden, mir wird sie schon ihr Herz öffnen und Alles vertrauen, da die Sache doch nun einmal bekannt ist."

Sie suchte Charlotten auch gleich auf, da sie gesehen hatte, daß sie nach dem Garten gegangen war. Die rasche Entscheidung, welche Driburg getroffen hatte, that ihm nun wohl selbst leid, da er sich sagen mußte, daß seine Nichte dadurch üble Nachrede haben werde; doch glaubte er es sich und seinem Hause schuldig zu sein, heimliche Umtriebe nicht zu dulden. Der Verwalter, welcher das Billet unter der Pappel gefunden, hatte es natürlich, wie er seinem Herrn auch gesagt, sogleich gelesen und wenn er auch Charlottens Handschrift nicht kannte und sie ihren Namen nicht unterzeichnet hatte, so war Hempel doch klug genug, die Schreiberin zu errathen; wer konnte es anders sein als Charlotte? Schon die Erwähnung der Hunde war ein Zeugniß gegen sie und was den Schlüssel zum Thorwege betraf, den der Verwalter Abends, nachdem der Hof verschlossen worden, stets mit in seine Stube nahm, so war vor einigen Monaten ein solcher Schlüssel verloren gegangen, Hempel behauptete, aus dem Thürschlosse, wo er den Tag über steckte, entwendet und ein neuer angefertigt worden. Dabei hätte nur auch das Schloß verändert werden sollen, Herr von Driburg hatte darüber gescholten, daß es nicht geschehen war, bei der allgemeinen Sicherheit, die in der Gegend herrschte, so daß ein Diebstahl zu den Seltenheiten gehörte, die Sache aber auf sich beruhen lassen. Charlotte schien demnach den vorigen Schlüssel — im für sie günstigsten Falle gefunden und ohne davon etwas zu sagen, behalten zu haben, vielleicht schon zu ihrem längst gefaßten, mit Ernst schon in England brieflich vereinbarten Plane. Aus allen diesen Gründen dachte Herr von Driburg nicht daran, seinen Entschluß zu ändern, auch wenn er das hätte über sich gewinnen können. Seine Frau kam mit ihrer Nichte aus dem Garten zurück: wie hoch und ungebeugt trug Charlotte das Haupt! Driburg vermied sie nicht, er begegnete ihr ganz ruhig, sogar wohlwollend, an ein Aussprechen war nicht mehr zu denken und daß sie keine Bitte um Zurücknahme seiner Willensmeinung äußern werde, wußte er, sie hatte ihn ja selbst dazu veranlaßt.

Bei Tisch kündigte er seiner Frau an, daß er morgen nach Hannover reisen werde, wo Amtsgeschäfte seine Anwesenheit erforderten. Sie wurde dadurch nicht überrascht, er war nicht gewohnt, seine Absichten lange vorher anzuzeigen, und hatte als Landrath und Hofrichter des Fürstenthums, das wie alle hannoverschen Landschaften seine eigenen Gerechtsame besaß, oft in der Hauptstadt mit der Landesregierung zu thun. Nach ihrer Unterredung mit Charlotten fragte er gar nicht mehr, es war ihr sehr lieb, da sie ihm hätte antworten müssen, daß sie der Nichte versprochen hatte, die Aufklärungen, zu denen diese sich hatte bewegen lassen, in ihrem Herzen zu bewahren. Es hätte ja auch zu nichts geführt, wenn Driburg Alles erfahren hätte, er wäre dann nur noch mehr erbittert worden. Nur eine Bitte, zu der sie kaum den Muth hatte, wagte sie noch, sie bat ihren Gemahl um die Erlaubniß, während seiner Abwesenheit nach Grund zu fahren. Er schlug ihr jedoch die Bitte, deren Beweggrund sie ihm nicht erst zu erklären brauchte, rund ab und daß sie gegen seinen Willen handeln sollte, kam ihr gar nicht in den Sinn.

V.

In einem lieblichen Thale des Oberharzes liegt das Bergstädtchen Grund, von den sieben des ehemaligen Königreichs Hannover das älteste. Es gehörte aber sonst zu dem sogenannten „gemeinschaftlichen" Oberharz, das heißt, zu demjenigen Theile, welchen das Kurhaus Braunschweig-Lüneburg oder Hannover mit dem Herzogshause, vorzugsweise Braunschweig genannt, der ältern Linie der Welfen, gemeinschaftlich besaß, im Gegensatze des „einseitigen" Oberharzes, welcher nur zu Hannover gehörte. Als in alter Zeit einige Bergleute zur Ausbeutung der hier beim versuchsweisen „Schürfen" entdeckten Silbererze sich die ersten Hütten gebaut, hatte die Niederlassung anfangs gar keinen Namen bekommen, sondern wurde nur „Im Grunde" genannt, wonach dann der allmälig entstandene Ort den Namen Grund behalten hat. Es ist ein enges, von hohen Waldbergen eingeschlossenes Thal, in welches das Städtchen hineingebaut ist, ein paar Seitenthäler, die sich mit ihm verbinden, haben in den beiden kesselförmigen Erweiterungen, welche sie gebildet, den Platz für den ersten Anbau gegeben, hier ist bald auch eine Kirche gebaut worden und ein Marktplatz entstanden, von welchem sich nach und nach immer mehr Hütten thalauf und thalab zwischen die wieder nahe zusammentretenden Berghänge eingesetzt haben. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zählte das Städtchen aber vielleicht kaum die Hälfte seiner jetzigen Häuser und Einwohner, wie ja selbst die Hauptstadt des Kurfürstenthums Hannover, welche heut über 80,000 Einwohner hat, damals nur 17,000 besaß. Auch hatte Grund, wie alle alten Bergstädte in früherer Zeit, ein düsteres, unfreundliches Ansehen, das mit seinem saftgrünen Thale und den schöngeformten mit Buchen- und Fichtenwäldern bewachsenen Bergen unerfreulich contrastirte, die meist ziemlich dürftigen Häuser und Hütten waren mit geschwärzten Schindeln oder mit Schiefer gedeckt, während sich jetzt das langgestreckte Städtchen mit vielen neuen Häusern und fast durchgängig rothen Ziegeldächern höchst anmuthig ausnimmt und im Sommer eines starken Fremdenbesuchs, auch zu längerm Aufenthalte, erfreut. Die Natur der Gegend hat sich nicht verändert, sie war immer schön und bietet von vielen Punkten aus eine großartige Gebirgsscenerie, nur die Menschen haben ihre Wohnstätten gefälliger und behaglicher eingerichtet.

Oberhalb der Kirche tritt das sogenannte Teufelsthal, das im Widerspruch mit seinem Namen ungemein lieblich ist, in das Grundner ein, neben ihm kommt ein anderes, welches das Lange Thal genannt worden ist, zwischen hohen Bergen herab. Hier zieht sich die Straße nach Klausthal hinauf, jetzt eine gute Chaussee, damals ein mittelmäßig unterhaltener Gebirgsweg, obgleich Klausthal der Hauptort des „einseitigen" Oberharzes war und der Bergbau seiner Gruben Dorothea und Karolina zu jener Zeit auf der Höhe seiner Blüthe stand, so daß in der Münze, welche bis 1848 hier war, jährlich 4- bis 500,000 Thaler Silbergeld geprägt wurden. Die Straße war immer sehr belebt und man sah die schwerbelasteten Wagen, oft mit sechs bis acht Pferden, einzeln hinter einander, bespannt, langsam den Berg hinauffahren, zu welchem der Weg aus dem Langen Thale im großen Bogen sich hinaufwand.

Auf dem niedrigen Vorsprunge, in welchen die Bergmasse zwischen den beiden oben genannten Thälern sich absenkt, saß an einem heitern Abende ein Mann und schaute zu den drei Wagen hinüber, die auf der Straße sich mühsam emporbewegten. Das Schellengeläut an den schweren Kumten der Pferde, der Zuruf und Peitschenknall, womit die Fuhrleute, nebenher gehend, ihre Gespanne zu größerer Kraftanstrengung ermunterten, schallte zu dem einsamen Manne hin, der mit scharfen Augen nach dem Fuhrwerk sah, als ob ihn dasselbe besonders interessire. Endlich schien er gefunden zu haben, wonach er spähte. Er stand rasch von der mächtigen Baumwurzel auf, wo er gesessen hatte, und eilte mit starken Schritten hinunter in das Thal. Nicht die Wagen waren es gewesen, die seine Aufmerksamkeit gefesselt, sondern er hatte auf Jemand gewartet, der zu dieser Stunde auf dem Fußpfade neben der Straße aus dem Walde kommen mußte. Es war eine Frau in der dunkeln unscheinbaren Tracht des Landes, welche mit einem Knaben, der munter vorausſprang, den Pfad nach Grund hinabging. Der Mann, der auf dem Vorsprunge sitzend offenbar auf sie gewartet hatte, schlug die nächste Richtung ein, um

mit ihr zusammenzutreffen. Sie wurde ihn gewahr und erkannte ihn. Er winkte ihr von Weitem einen Gruß zu und sie blieb stehen.

„Guten Abend, Frau Röser!“ rief er ihr zu. „Haben Sie mit Ihrem Vetter gesprochen?“

„Ja, gnädiger Herr,“ erwiederte die Frau.

„Nennen Sie mich nicht so! Wie oft habe ich Sie schon darum gebeten!“ sagte er.

„Es geht nicht anders,“ erwiederte sie. „Sie sind doch nun einmal ein adeliger Herr und werden es bleiben.“

„Das will ich auch!“ entgegnete er. „Nur von Ihnen und Dorette mag ich nicht so genannt sein!“

„Dorette!“ wiederholte die Frau murrend.

„Ja, Frau Röser!“ sagte er lachend. „Dorette nenne ich sie, das gefällt mir besser, als Dorothea oder gar Dorthe. Was sagt Ihr Vetter? Will er den Bau übernehmen?“

„Das will er schon,“ erwiederte sie. „Aber er fragt auch, was Sie denn eigentlich in Grund wollen.“

„Was ich hier will, das kann dem Herrn Maurermeister ganz gleichgültig sein. Er hat keine andere Verantwortung zu übernehmen, als für den soliden Bau meines Hauses. Unser Contract soll für ihn sehr günstige Bedingungen enthalten, damit kann er zufrieden sein, das Uebrige geht ihn weiter nichts an. Gehen wir zusammen, Frau Röser?“

„Nein, gnädiger Herr, Sie wissen schon!“ antwortete sie. „Lassen Sie mich nur allein gehen — die Leute reden so schon genug. Wenn Sie es gut mit uns meinten, so gingen Sie aus Grund lieber heut als morgen wieder fort.“

„Wer kann sich erfrechen, über mich und meine Absichten zu reden?“ fuhr der junge Edelmann auf. „Daß ich es gut und ehrlich meine, solltet Ihr schon wissen, den Leuten wäre gleich der Mund gestopft, wenn Dorette nur zum rechten Entschluß käme.“

„Sie haben es ja von ihr schon gehört!“ versetzte die Frau. „Dabei bleibt sie, das können Sie schon glauben!“

„Ehe ich nicht mit ihr ganz allein gesprochen habe, glaube ich es nicht!“ rief er. „Sie muß mir ganz ohne Scheu sagen, wie ihr um das Herz ist! Wenn Sie dabeisitzen, so traut sie sich nicht, offen zu sprechen. Ich werde heute mit Ihnen nach Hause gehen, Frau Röser, dann lassen sie uns nur eine Viertelstunde allein mit einander reden.“

„Das will Dorthe selber nicht,“ erwiederte die Mutter. „Anders sprechen würde sie auch nicht, wenn sie mit Ihnen allein wäre! Ich habe Ihnen gesagt, was sie meint — dabei bleibt sie.“

„Gut. Ich sehe schon, Sie sind eine echte Harzerin; wenn Sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, ist es Ihnen nicht auszureden. Ich werde mir selber zu helfen wissen. Grüßen Sie einstweilen Dorette von mir.“

Er nahm einen kurzen Abschied und ging wieder zu der Höhe hinüber, wo er gesessen hatte. Die alte Frau setzte ihren Weg fort und murmelte vor sich hin: „Das werde ich bleiben lassen!“ Es galt dem Gruße, den sie an ihre Tochter bestellen sollte. Dann rief sie ihren Knaben, der unterdessen auf der Wiese eine fruchtlose Schmetterlingsjagd gehalten hatte, und ging mit rüstigen Schritten durch die ersten, zerstreuten Häuser nach dem untern Theile des Städtchens, wo an dem kleinen Bache, welcher dasselbe durcheilt, ihr eigenes Häuschen lag. Sie wurde schon mit Ungeduld erwartet: vor der Thür spielten ihre drei jüngsten Kinder, ihr Mann hatte ihr deren acht hinterlassen. Fast alle Familien in Grund sind reich mit Kindern gesegnet, ein kleines kerngesundes Völkchen, das die Großstädter, welche im Sommer hierher kommen, immer mit Verwunderung betrachten, indem sie es mit den blassen, verkommenen Kindern der Kellerwohnungen in der Residenz vergleichen, dem immer elender werdenden Nachwuchs des städtischen Proletariats.

In die Hausthür des kleinen Häuschens am Bache trat die älteste Tochter der Frau Röser, um nach ihrer Mutter umzuschauen. Es war ein junges, hochgewachsenes Mädchen, mit feinern Gesichtszügen, als man sonst im Harz zu sehen gewohnt ist, und schönen, braunen Augen. Als sie die Mutter von der Mühle her kommen sah, ging sie ihr entgegen und fragte nach dem Vetter, bei welchem Frau Röser in Klausthal gewesen war.

„Er will es thun, Dorthe,“ antwortete die Mutter. „Er sagte, dabei werde sich

ein schönes Stück Geld verdienen lassen — wenn er es nicht thäte, übernähme es ein Anderer. — Ich bin auch dem Herrn von Driburg begegnet." Ueber Dorotheens Wangen verbeitete sich ein leichtes Erröthen, sie sah ihre Mutter fragend an.

„Komm nur herein, hier auf der Gasse können wir doch nicht reden," sagte Frau Röser. „Die Kinder schreien nach Essen, nachher will ich Dir Alles erzählen."

Das geschah, nachdem die einfache Abendmahlzeit besorgt und verzehrt und die Schaar der jüngern Geschwister zu Bett gebracht war. Dorothea hörte nun ausführlicher, was der Vetter in Klausthal gesagt hatte, wie die Mutter draußen auf dem Heimwege dem Herrn von Driburg begegnet war, dem sie die Zusage ihres Vetters gleich bestellt, und was der junge Herr dann verlangt hatte.

„Willst Du denn einmal, ohne daß ich dabei bin, mit ihm reden?" fragte Frau Röser.

„Nein, Mutter!" erwiederte Dorothea bestimmt, ohne sich weiter zu erklären.

Die Mutter war damit zufrieden, sie bedurfte auch keiner weitern Erklärung, da sie wohl wußte, wie ihre Tochter über Herrn von Driburg dachte: sie glaubte es wenigstens zu wissen, denn Dorothea hatte sich in der ersten Zeit, als der junge Herr nach Grund gekommen und immer wieder gekommen war, über ihn mehr als einmal ausgesprochen und warum sollte sie seitdem ihre Meinung geändert haben? Die „ehrlichen Absichten," von denen jetzt auf einmal der adelige Herr, nachdem er zurückgekommen war, zu reden angefangen hatte, kannte man bei Seinesgleichen schon! Wer ihnen traute, kam immer in Schimpf und Schande. Daß er sich draußen auf dem Hügel ein Haus bauen lassen und immer in Grund bleiben wollte, war doch am Ende nur eine Vorspiegelung, wie der Vetter in Klausthal auch gesagt hatte. Also blieb es das Beste, sich gar nicht mit ihm einzulassen. Wenn er nur erst wieder fort gewesen wäre, er brachte die arme Dorthe doch wieder ins Gerede, nachdem sich die Leute in den vier Jahren, seit er fort gewesen war, kaum beruhigt hatten. Frau Röser war durch ihren Vetter, der dem jungen Herrn gar nicht traute, auf den Gedanken gebracht worden, seinen Vater, den Landrath in Holdern, welcher gewiß gar nicht wußte, daß der Herr Sohn wieder nach Grund gekommen war, davon in Kenntniß setzen zu lassen: in Holdern war ja der Vater des Herrn Adjunct Pastor, der konnte es dem Landrath sagen, die Muttter mußte sich nur ein Herz fassen, mit dem Adjuncten, der immer so freundlich gegen sie war, von der Sache zu reden. Dazu freilich konnte sie sich schwer entschließen, denn es handelte sich doch immer um den guten Leumund ihrer Tochter und sie wußte nicht, ob sie dem nicht grade schaden würde, wenn sie über Driburg zu reden anfinge.

Was Frau Röser nicht wagte, war bereits ohne ihr Zuthun geschehen. Der Adjunct hatte ernstlich mit seinem frühern Jugendgefährten, wenn er ihm auch entfremdet war, gesprochen, er hatte es für seine Pflicht gehalten. Die Eröffnungen, welche Jener ihm gemacht, waren nicht geeignet gewesen, ihn zu befriedigen und er hatte in Holdern seinem Vater davon Kenntniß gegeben, indem er diesem anheimstellte, ob er mit dem Gutsherrn über die Angelegenheit reden wolle. „Sonst will ich es auch selbst thun!" hatte der Adjunct gesagt: Menschenfurcht kannte er nicht. Es galt hier, das Glück und den Frieden einer redlichen und achtbaren Familie zu sichern. Zwar kannte er Dorothea Röser als ein frommes ehrbares Mädchen, das der Mutter im Haushalt wie bei der Sorge um die jüngern Kinder treu zur Seite stand, aber gerade, weil sie unschuldig und arglos war und die Welt außerhalb ihrer Berge so gar nicht kannte, war sie auch einer so gewinnenden Persönlichkeit gegenüber, wie Ernst von Driburg, in nicht geringer Gefahr: es ließ sich kaum glauben, daß dieser mit seiner männlichen Schönheit und der Gabe wohlklingender Rede, die ihm eigen war, gar keinen Eindruck auf das Herz des jungen Mädchens gemacht haben sollte. Die Gedanken des Adjuncten Loßmann beschäftigten sich viel mit dieser Angelegenheit und er kehrte nach wenigen Tagen wenig beruhigt darüber aus seinem Heimathdorfe nach Grund zurück. Sein Vater hatte mit dem Gutsherrn gesprochen, dieser ihn aber in der Hauptsache, nämlich dem Inhalt der Erörterungen zwischen ihren beiden Söhnen gar nicht anhören wollen. Vielleicht kam dem vornehmen Herrn die Sache zu unbedeutend vor, um davon Notiz zu nehmen. Daß sein Sohn aus England zurück-

gekommen war, wußte er schon, daß er in Grund sei, war ihm zwar überraschend gewesen, aber er konnte sich nach den frühern Vorfällen wohl denken, was ihn wieder dahin geführt habe, und war gewiß der cavaliermäßigen Ansicht, daß es nichts weiter auf sich habe, wenn sein Sohn seine Liebschaft mit der Bergmannstochter erneuere, für ihn konnte es ja keine nachtheiligen Folgen weiter haben. Der Adjunct beschloß aber, was in seinen Kräften stehe, zu thun, um der unbescholtenen Familie, deren Frieden so leichtsinnig und selbstsüchtig gestört wurde, zu helfen. Er suchte bald nach seiner Rückkehr Driburg auf, der in dem Gasthause auf dem Markt Wohnung genommen hatte. Doch fand er ihn nicht zu Hause, er war wie gewöhnlich in die Berge gewandert: der Wirth, der müßig vor der Thür stand — viel Fremde kehrten damals noch nicht in Grund ein — berichtete, daß Herr von Driburg nach der „Zeche" hingegangen sei; so heißt der obere Theil des Grundner Thals, der durch die vorliegenden Massen des Ibergs und des Winterbergs gegen Norden abgeschlossen ist. Loßmann stand eine Weile unschlüssig, ob er dem Wanderer, dessen Spur in den vielfach verzweigten Gründen nicht recht zu verfolgen war, nachgehen solle, und der Wirth benutzte die Gelegenheit, seinen Gast, der sich ein Schloß zum Sommersitze vor der Stadt bauen wolle, nach Kräften zu rühmen. Er hatte in jungen Jahren Reisen gemacht und freie Reichsstädte kennen gelernt, in denen adelige Geschlechter Häuser besaßen und Patricier waren, warum sollte dazu in Grund nicht auch ein kleiner Anfang gemacht werden? Der Adjunct hörte seine darauf gerichtete Rede geduldig an, ihm entging auch das verschmitzte Lächeln nicht, das noch einen besondern Hintergedanken des dicken Wirthes verrieth — er konnte sich dies Lächeln leider deuten, um so mehr wurde er in seinem Vorsatze bestärkt und er wanderte dann wirklich durch das ansteigende, immer enger werdende Thal hinauf. Vielleicht hatte Driburg die Felszacken des Hübichensteins, wo nach der Sage einst die Burg des Königs der Zwerge gestanden, zum heutigen Ziele genommen, dieser Punkt, an den sich Gedanken von Herrschaft und Willkür knüpften, sagte seiner Sinnesart gewiß am meisten zu.

Loßmann hatte die richtige Wahl getroffen, doch durfte er nicht so weit gehen: Driburg kam ihm schon entgegen. Er erkannte seine große, stattliche Gestalt, sobald sie an der Waldecke unter den Buchen erschien, Driburg mochte den Adjuncten auch erkennen, denn er blieb stehen und warf einen Blick seitwärts, wo ein steiler Pfad zum Iberg hinaufführte: vielleicht wollte er dem Zusammentreffen ausweichen. Doch war das nur eine flüchtige Anwandlung, deren er sich schämte. Er setzte rasch seinen Gang thalabwärts fort und Beide standen sich bald gegenüber.

„Memorirst Du eine Predigt?" sprach Driburg den Adjunct zuerst an. „Ja so, ich darf ja nicht mehr Du sagen! Oder wollen wir unsere Brüderschaft erneuern?"

„Die paßte nur für unsere Knabenzeit, Herr von Driburg," erwiederte Loßmann ruhig. „Schon in Göttingen hatte sich Alles geändert. Mit der übermorgenden Predigt bin ich heut noch nicht beschäftigt. Wenn Sie erlauben, kehre ich mit Ihnen um und begleite Sie."

„Das wird mir lieb sein," sagte Driburg, „besonders wenn ich sicher bin, daß Sie heut keine Predigt halten."

Loßmann verstand die Anspielung auf ihr neuliches Gespräch, doch nahm er sie nicht auf, sondern sagte, während er sich Driburg zum Rückwege nach der Stadt anschloß: „Sie wollen sich also wirklich ein Haus hier bauen? Ich hielt es nicht für Ernst."

„Es ist mein voller Ernst!" erwiederte Driburg. „Ich denke heut' oder morgen den Kauf des Grund und Bodens abzuschließen, auf welchem mein Haus stehen soll, der Abhang eignet sich vortrefflich zu Gartenanlagen, wie ich sie auf den Landsitzen der englischen Noblemen gesehen habe. Den Bauplan habe ich auch von drüben mitgebracht, es fragt sich nur, ob ihn die hiesigen Handwerker ausführen können."

„Haben Sie mit dem Bauplan aber auch, was wichtiger ist, einen fertigen Lebensplan mitgebracht,?" fragte Loßmann. „Sie verzeihen meine Dreistigkeit."

„Gewiß habe ich meinen Lebensplan fertig," sagte Driburg. „Bis in die Details ausarbeiten kann man dergleichen nicht, wie Sie als der beste Schüler unsers alten Professors der Philosophie in Göttingen mir wohl zugeben werden. Nur der erste Anfang einer neuen Lebensepoche

liegt gewöhnlich in unserer Hand, nachher treten meist immer Verhältnisse ein, nach denen wir unsere Lebensfortsetzung einrichten müssen."

„Und dieser Anfang ist, wie Sie mir sagten, daß Sie sich ein Hauswesen, einen eigenen Herd gründen wollen," versetzte der Adjunct.

„Ja wohl! Ich bin längst mündig und bedarf dazu keines Consenses mehr, auch keines Gutachtens."

Loßmann fühlte die Zurückweisung, welche in diesen Worten lag, doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken, nun entschiedener auf sein Ziel loszugehen. „Sie wünschen aber, wie Sie mir auch erklärt haben, eine Verbindung zu schließen, welcher sich fast unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen."

„Diese zu überwinden, wird meine Sorge sein!" erwiederte Driburg stolz. „Sie können sich darüber beruhigen. Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie noch immer an mir nehmen, obgleich ich ihn nicht verdient habe. — Oder," fragte er rasch, indem er seine dunklen Augen fest auf den jungen Geistlichen richtete, „sprechen Sie vielleicht im Auftrage meines Vaters? Sie sind in Holdern gewesen."

„Das war ich, Herr von Driburg," antwortete der Adjunct, den Blick ruhig erwiedernd, „ich habe aber Ihren Herrn Vater weder gesehen, noch gesprochen, er würde mir auch, das wissen Sie besser als ich, keinen solchen Auftrag gegeben haben."

„Sie haben Recht, Karl, verzeihen Sie meine Heftigkeit! Aber, mit dem Dichter zu sprechen: Dies ist die Stelle, wo ich sterblich bin! Lassen wir alle Umschreibungen: ich wünsche nicht blos, sondern ich werde die Verbindung schließen, welche Ihnen so schwierig scheint."

„Bedenken Sie auch Ihre Verwandten?"

„Sie meinen Dorettens Verwandten? Freilich ist sie die Tochter eines bloßen Untersteigers, ihre Brüder sind oder werden gemeine Grubenarbeiter und Pochknaben, die kleinen Schwestern haben Aussichten, als Mägde zu dienen —"

„Herr von Driburg, ich sprach von Ihren Eltern! Und wenn Sie deren Zustimmung nicht mehr nöthig zu haben glauben, so ist doch noch das Landesgesetz gegen Sie, das die Ehe eines Edelmannes mit einem Mädchen aus niederm Stande nicht gestattet, wenigstens nicht für gültig ansieht. Endlich ist doch auch für Ihren Edelsinn und Ihr Herz zu erwägen, daß, wenn es Ihnen nicht gelänge, alle diese Hindernisse zu überwinden, Sie das Mädchen, das Ihnen vertraute und das Sie aus stillem Frieden in diese Mißverhältnisse reißen, nur unglücklich machen würden!"

„Wenn mich Dorette liebt," rief Driburg, „so wird sie nie unglücklich sein, auch wenn jene Hindernisse — doch," unterbrach er den gefährlichen Ausspruch, den er in der Leidenschaft thun wollte, „ich will Ihnen für die Predigt — Sie halten mir doch eine und wie vortrefflich in ihre partes orationis getheilt! — ein Recepisse ausstellen! Oder —" fuhr er plötzlich auf — „sprichst Du in Deinem eigenen Interesse, Karl?"

„Wie meinen Sie das?" fragte Loßmann betroffen.

„Dein Herz ist selbst im Spiele! Dir würden sich keine Hindernisse entgegensetzen, Dein Weg zum Glücke würde sanft und geebnet sein, wenn Dorette Deine Neigung theilte!"

„Herr von Driburg!" rief der Adjunct, bei diesen Worten völlig aus der Fassung kommend, während das Blut ihm in das blasse Antlitz trat.

„Sind wir wirklich Nebenbuhler?" fragte Driburg mit Heftigkeit. „Wohlan, fair play, wie sie in England sagen. Ich nehme den Wettkampf auf!" Er winkte gleichsam herausfordernd mit der Hand, wandte sich rasch ab und schritt durch das Gebüsch nach dem Fuße des Ibergs hin, wo er verschwand.

Loßmann blieb zurück, ihm war, als habe ein Blitz vor ihm einschlagend seine Augen geblendet und er strebe vergebens, wieder klare Sehkraft zu gewinnen.

VI.

Mehrere Wochen waren vergangen und Herr von Driburg, der Landrath und Hofrichter, verweilte noch immer in Hannover. Er mußte sehr viele Geschäfte haben, wie er auch seiner Frau einmal schrieb: „Bei uns, weil jeder Zwickel der zusammengekommenen Lande seine eigene Verfassung hat, geht Alles einen schwerfälligen Gang. Es wäre ein anderes Ding, wenn einmal ein Fürst voll Muth und Kraft mit dieser Wirthschaft ein Ende machte, daß unser

Kurfürstenthum endlich ein Ganzes würde. Dazu gehörte freilich, daß der Fürst auch nur eben ein deutscher Fürst wäre und nicht ein Fremdgewordener, der sein deutsches Land nur als eine Milchkuh betrachtet." Frau von Driburg hatte diesen gefährlichen Brief gleich verbrannt und war ganz zufrieden damit, daß es der einzige blieb, den sie während der Abwesenheit ihres Gemahls erhielt.

Er hatte aber nur zu sehr Recht. Die hannoverschen Kurlande bildeten keine Einheit, jede Landschaft, wie sie nach und nach zu den welfischen Erblanden Heinrich's des Löwen: Braunschweig und Lüneburg, seit fünfhundert Jahren hinzugekommen war, hatte ihre eigenen Rechte, ihre besondere Verwaltung. Es gab in den Landen des Kurhauses vier Consistorien, selbständige Justizcanzleien und Hofgerichte zu Hannover, Celle, Stade, an welche die einzelnen Fürstenthümer und Landschaften gewiesen waren, und eine Regierung nebst einem Hofgerichte zu Ratzeburg für das Herzogthum Lauenburg, welches, wie auch die Herzogthümer Bremen und Verden und das Land Hadeln nicht zu den eigentlichen Kurlanden gehörte. Alle diese Bestandtheile hatten nun wohl in dem Geheimrathscollegium zu Hannover, das den abwesenden Landesherrn vertrat, eine gemeinsame Landesregierung, welche die innern und äußern Staatsangelegenheiten leitete, Gesetze und Verordnungen erließ, Privilegien und Lehne ertheilte, Beamte ein- und absetzte und die Oberaufsicht über alle Regalien und das Polizeiwesen führte. Indessen vertheidigten die Landschaften ihre Sonderrechte doch hartnäckig gegen jede Verallgemeinerung und einzelne Männer, denen, wie Driburg, das Wohl des Ganzen höher galt als einzelne, nur an gewisse „Landeszwickel" gebundene, selbst für diese nicht einmal wichtige und das allgemeine Gedeihen nur hemmende Privilegien, konnten mit ihren Ansichten nicht durchdringen.

Driburg's alter Freund Kronfeld, der sich mit ihm auch über die Verbesserungen, welche Jener anstrebte, nicht verständigen konnte, saß mit seiner Familie und einigen Gästen an einem regnerischen Sommertage eben bei Tisch, als ihm Driburg gemeldet wurde. „Willkommen, willkommen!" rief er ihm entgegen, als der Ankommende, von seinem Recht als Freund des Hauses Gebrauch machend, ohne die Erlaubniß abzuwarten, in den Speisesaal trat. Die ganze Tischgesellschaft erhob sich, Frau von Kronfeld mit ihren Töchtern, welche für ihn eine besondere Vorliebe hatten, begrüßten ihn herzlich, er sah lauter bekannte Gesichter, die ihm wohlwollend entgegen blickten, und er nahm den Platz ein, der ihm neben der Frau vom Hause bereitet wurde.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie schon von Hannover nach Holdern zurückgekehrt sind," sagte diese.

„Ich komme eben von Hannover," antwortete Driburg. „Es ist kein großer Umweg, den ich gemacht habe, und ich freue mich, daß ich gerade so viele gute Bekannte bei Ihnen finde, meine gnädige Frau."

Die älteste Tochter des Hauses, welche ihm gegenübersaß, bemerkte in seinem Gesichte ein eigenthümliches satirisches Lächeln, mit welchem er seine Augen über die Reihe der Anwesenden gleiten ließ und ihre Zeichen wohlwollender Gesinnung: Zunicken, Zurufen, Gläseraufheben gegen ihn hinnahm.

„Ich muß Ihnen aber gleich eine Neuigkeit erzählen, meine Herren, die nicht lange ein Geheimniß bleiben kann," sprach er weiter, indem er gelassen die heiße Suppe kühlte, die ihm nachträglich vorgesetzt war. „Es wird ein kleiner Probirstein für Ihre Freundschaft sein."

„Spanne unsere Neugier nicht lange auf die Folter, Herr Bruder!" rief Kronfeld.

„Nun denn! Ich bin Euer Vertreter nicht mehr, meine Herren Genossen von der Ritterschaft," sagte Driburg. Ausrufe der Verwunderung unterbrachen ihn einen Moment, sein Gesicht nahm den Ausdruck der vollsten Heiterkeit an.

„Was hat Dich dazu bewogen, Dein Amt niederzulegen?" rief Kronfeld. „Willst Du uns im Stich lassen, gerade jetzt?"

„Ich werde das niemals thun, ich werde Euch als guter Hannoveraner immer treu bleiben, wenn ich auch weder Landrath, noch Schatzmeister der Grubenhagener Ritterschaft, noch Hofrichter mehr bin!"

„Aber Driburg!" riefen Mehrere und Kronfeld sagte: „Du bist in den Geheimrath gekommen, Wirklicher Geheimer geworden!"

Driburg lachte laut auf. „Abgesetzt bin ich!" antwortete er. „Durch königliches Rescript aus allen meinen Aemtern ent-

lassen, aber ich bitte wohl zu bemerken, in Gnaden entlassen!"

Es trat eine augenblickliche Stille ein, es war nicht Absicht, ein peinliches Schweigen herbeizuführen, aber dasselbe entstand, weil Jeder betroffen verstummte. Frau von Kronfeld unterbrach es aber gleich.

„Lieber Herr von Driburg!" sagte sie, indem sie seine Hand ergriff.

„Sie dürfen mir keinen Balsam spenden, meine theure gnädige Frau," erwiederte er und das Lächeln, das wieder in seinen Zügen erschien, trug nicht mehr den Charakter, welchen das älteste Fräulein von Kronfeld vorher bemerkt hatte, es war eben so freundlich, als durchaus nicht erzwungen. „Lächerlich würde es sein, Ihr Herren, wenn ich nur so thun wollte, als wäre ich sehr froh über diese Entlassung, weil ich dadurch von einer großen Geschäftslast und vielen Unannehmlichkeiten befreit werde. Im Gegentheil, die Sache kam mir sehr unerwartet und war mir keineswegs willkommen. Werde ich dadurch in vieler Beziehung ganz frei, so verliere ich doch auch die Gelegenheit, mein Wort zu erheben, wo es vielleicht ersprießlich ist. Indessen, man muß sich darein finden und das Gute, was es mit sich bringt, würdigen und benutzen lernen. Es fragt sich nun, meine Herren, ob Sie noch mit mir ein Glas Wein trinken werden."

Der allgemeine Ausbruch freundlicher Vorwürfe, welcher auf seine Aeußerung erfolgte, hätte ihm sehr wohlthuend sein können, wenn er nicht gewußt hätte, daß einige der Anwesenden, welche mit seinem Auftreten in der Steuersache nicht zufrieden waren, ihn doch im Grunde für einen Abtrünnigen von den Interessen des hannoverschen Adels ansahen. Wenn der momentane Eindruck vorüber war, mochte sich doch wohl die Meinung geltend machen, daß er seine Entbindung von den bisher bekleideten Aemtern selbst verschuldet habe. Er dankte also freundlich für die Versicherungen, die er jetzt hörte, aß aber dann ruhig seine Suppe und knüpfte mit seiner Nachbarin ein Gespräch über ganz andere Dinge an, erzählte Familiennachrichten, die er in Hannover gehört hatte, und benahm sich so gleichmüthig, als ob ihn gar nichts betroffen hätte.

Unter den Gästen wurde jedoch seine Angelegenheit sowohl bei Tisch von denen, welche ihm etwas fern saßen, als auch nach aufgehobener Tafel im Garten, wo sie gruppenweise promenirten, eifrig besprochen. „Es mußte ja mit ihm ein solches Ende nehmen!" hieß es nun. „Auf die Dauer war das nicht zu dulden! Ein tüchtiger und charmanter Kerl von altem Schrot und Korn — aber sein Schandmaul! Und dann seine Streitsucht! Was er gegen unsere alten Rechte im Collegium spricht, das bleibt ja nicht zwischen den vier Wänden, sondern wird ausgeschwatzt und macht das Volk aufstützig. Ob er nun still sein wird, wo er kein Recht mehr mitzusprechen hat? Ruhe kann er nicht halten — wenn wir nur keinen Mirabeau an ihm erleben!"

Diese Anspielung fand nun zwar Widerspruch, sie kannten ihn doch zu genau, um in ihm einen Revolutionär zu vermuthen, sie wußten auch, daß er seinen Adel hoch hielt und ihn niemals hinwerfen würde, wie ein Theil des französischen Adels gethan hatte, aber er hatte doch immer an den Vorrechten des Standes gerüttelt, namentlich an der Abgabenfreiheit und den Domänenpachtungen, und das konnte man ihm nicht vergeben.

„Was würde es denn dem Lande, für das er immer seine Lanze schwingt, helfen, wenn die Pacht in die Höhe geschraubt würde?" sagte einer der Lebhaftesten unter den discutirenden Edelleuten. „Der König hätte den Vortheil allein gehabt, das Land nicht, denn alle Einkünfte fließen ja doch in seine Privatchatulle." Der Sprecher hatte Recht, aber die Andern warnten ihn vor solchen Reden: er möge sich Driburg's Beispiel zur Warnung dienen lassen.

Herr von Kronfeld hatte Driburg's Arm genommen und war mit ihm, weitab von der Gesellschaft, in einen entfernten Theil des weitläufigen Gartens spaziert, um ungestört mit ihm reden zu können. Als er von den Andern nicht mehr gesehen werden konnte, fiel er dem Freunde um den Hals und küßte ihn.

„Keine Weinrührung, Herr Bruder!" sagte Driburg. „Ich gebe Dir mein Wort, daß Du keine Ursache hast, mich zu bedauern! Mir ist zu Muth, wie einem Pferde auf der Koppel, dem man die Schlinge von den Füßen genommen hat, ich werde nicht bocken und ausschlagen vor Vergnügen, aber ich habe das Gefühl, ganz frei zu sein, das ist sehr angenehm."

Digitized by Google

„Aber vor der Welt, Alter! Was wird das für ein Gerede geben!“

„Daraus habe ich mir in meinem Leben nichts gemacht! Der Herr von Driburg bleibe ich doch, hinter meinem Rücken mögen sie reden, was sie wollen, nur bedauren soll mich Niemand, dazu ist kein Grund vorhanden!“

„Hat man Dir denn in dem Rescript gar keine Erklärung gegeben?“

„Das brauchen sie ja nicht! Tel est notre bon plaisir!“

„Aber willst Du denn keinen Schritt beim Könige thun?“

„Wozu?“ entgegnete Driburg. „Sie hätten gar kein königliches Rescript zu extrahiren gebraucht, sie haben ja das Recht, landesherrliche, wie auch ständische Beamte zu entlassen. Daß sie mich für wichtig genug gehalten, meinetwegen an den König zu berichten, muß ich für eine Ehre ansehen. Ich habe Schwarz auf Weiß meine Entlassung, in Gnaden mit Georg Rex unterzeichnet, wie sollte ich da, auch wenn ich die unbegreifliche Lust verspürte, noch remonstriren! Und dann, lieber Bruder, hast Du denn vergessen, daß unser Landesvater seinen deutschen Unterthanen bei schwerer Strafe verboten hat, sich unmittelbar mit Bitten und Klagen an ihn zu wenden?“

„Das ist unmöglich!“ rief Kronfeld entrüstet. „Das ist eine schändliche Verleumdung!“

„Werde nicht anzüglich!“ erwiederte Driburg lächeld. „Die Verordnung ist schon vor dreißig Jahren erlassen, und nie zurückgenommen worden, wird es auch nicht werden, dafür sorgen schon die Herren Geheimräthe, die beim Könige sind. Ja, lieber Freund, es hilft Dir Alles nichts, die Verordnung existirt, ich kann Dir sogar ihr Datum nennen.“

Kronfeld verstummte, sein Gefühl empörte sich bei dem Gedanken, daß es nicht gestattet sein sollte, in der Noth oder bei erlittenem Unrecht Abhülfe beim Landesherrn zu suchen, doch sprach er dies Gefühl nicht aus, sondern äußerte nur nach einer Weile: „Du denkst hoffentlich jetzt nicht mehr an die Flugschrift, welche Du wolltest drucken lassen?“

„Sehr viel denke ich daran!“ erwiederte Driburg. „Aber es wird damit wohl noch eine Weile Zeit haben müssen: wollte ich sie jetzt herausgeben, so würde es wie ein Ausbruch der Empfindlichkeit, wie eine kleinliche Rache aussehen und dadurch seine Wirkung verfehlen.“

„Unterlaß es lieber ganz!“ rieth Kronfeld. „Wenn Du einmal ins Reden oder Schreiben kommst, so kannst Du Dich nicht mäßigen, Du schickst da Dinge in die Welt, welche Dir den Hals brechen können. Stellen sie Dich unter Anklage deshalb und Du wirst von der Justizcanzlei verurtheilt, so kannst Du freilich noch die höchste Instanz, das Oberappellationsgericht in Celle, suchen, aber wenn das Deinen Recurs verwirft und das erste Erkenntniß einfach bestätigt, was willst Du dann machen? An den König, wie Du sagst, darf sich Niemand mit einer Beschwerde wenden.“

„Aber an das Reichskammergericht!“ erwiederte Driburg.

„O! Das kann Dein Ernst nicht sein! Muß ich unwissender Mann den Gesetzkundigen an das Jus de non apellando erinnern, das unsere Landesherrn schon längst vom Kaiser haben?“

„Ich weiß das!“ entgegnete Driburg. „Die Schweden haben es für Bremen und Verden, das sie im dreißigjährigen Kriege erobert, schon beim westphälischen Frieden ertrotzt und wir haben dies Recht, als wir die Herzogthümer erworben, bequemlich mitgekauft. Für die andern Lande ist es vom Kaiser zugleich mit der Kurwürde später verliehen worden. Du siehst, ich kenne die Appellationsfreiheit Hannovers sehr wohl. Aber wenn auch von unsern Landen nach erschöpftem Instanzenzuge unserer Gerichte nicht mehr an das Reichskammergericht appellirt werden darf, so steht es doch nach der Reichsverfassung Jedem noch immer frei, Beschwerden über verweigertes Recht und Nichtigkeitsbeschwerden gegen ergangene Urtheilssprüche, selbst in Criminalsachen, von den Landesgerichten an das Reichsgericht zu bringen.“

„Diese Distinction ist mir zu knifflich!“ sagte Kronfeld. „Erst nicht und dann doch wieder! Du mußt das aber besser wissen. Ich wollte Dich nur als Dein wahrer Freund warnen, Dir nicht neue Verdrießlichkeiten zuzuziehen, welche leicht gefährlich werden könnten.“

Driburg meinte, es werde sich das Gewitter über ihm wohl mit dem einen Schlage völlig entladen haben, und mahnte daran,

daß es Zeit sei, wieder zur Gesellschaft zurückzukehren. Auf dem Wege nach dem Schlosse fragte Kronfeld: „Bist Du nicht mit Lenthe in London verwandt?"

„Sehr weitläufig — durch Ringelheims. Meine Nichte nennt ihn Onkel, ich weiß aber nicht, wie ihre Verwandtschaft zusammenhängt, dazu müßte ich mir erst ein Stück Kreide nehmen und ihre Stammtafel auf den Tisch zeichnen. Weshalb fragst Du danach? Du meinst doch nicht, daß ich Lenthe's Protection suchen soll? Ich werde die Herren in London nicht incommodiren, weder ihn, noch den Herrn von Alvensleben. Er scheint sich aber seinerseits mehr, als ich wünsche, für mich interessirt zu haben."

„Du giebst ihm doch nicht Schuld —?"

„Daß ich abgesetzt worden bin? O nein, er hat den Bericht des hannoverschen Geheimeraths-collegiums natürlich nur dem Könige vorgetragen und begutachtet, daß er sich nicht dagegen erklärt hat, kann ich ihm von seinem Standpunkte aus nicht verdenken. Nein! Ich wollte Dir nur sagen, daß er von London aus eine Correspondenz zwischen meinem Ernst und Lotte Ringelheim vermittelt hat."

„Als Postillon d'amour?" rief Kronfeld und wollte sich vor Lachen ausschütten; es kam ihn gar zu komisch vor, wenn er sich den ernsthaften gravitätischen Geheimenrath in dieser Rolle dachte.

„Von Amour ist zwischen Beiden nichts zu finden, obwohl ihr Briefwechsel von einer Amour gehandelt haben mag!" erwiederte Driburg. „Du hast Recht gehabt mit meinem Ernst. Er ist sogar heimlich in meinem Hause gewesen —"

„Bei Deiner Frau?" fragte Kronfeld.

„Nicht doch! Ohne ihr Vorwissen. Weißt Du, wo er sich aufgehalten hat und wahrscheinlich noch ist? In Grund. Wir reden noch mehr darüber, wenn die Andern fort sind. Meine Frau weiß nicht, daß ich komme, ich kann also ausbleiben, so lange ich will, sie wartet nicht auf mich. Setze Dir aber die Perrücke grade, sie hängt verwegen schief, man könnte Dich in Verdacht haben, daß Du mehr poculirt hast, als es sich für den Wirth ziemt."

Ein Theil der Gäste, Herren und Damen, kam ihnen entgegen, ihr Gespräch, auf dessen Fortsetzung Kronfeld nach der letzten Mittheilung sehr gespannt war, mußte verschoben werden. Doch wurde seine Geduld nicht allzu lange geprüft, eine Familie von den Eingeladenen hatte bereits das Anspannen befohlen und die andern folgten bald ihrem Beispiele, der Aufbruch geschah heut früher als sonst: war Driburg's Ankunft und seine Mittheilung daran Schuld? Floh man bereits die Nähe des „in Gnaden" Entlassenen?

„Du bleibst die Nacht bei uns!" sagte der Hausherr so laut, daß es noch mehrere seiner andern Gäste hören konnten. „Da Du zu Hause nicht erwartet wirst, kannst Du uns ja die seltene Freude machen!" Driburg nahm die Einladung an, und war nun bald mit der ihm so nahe befreundeten Familie allein. Frau von Kronfeld hatte bereits von ihrem Manne gehört, daß ihm der Freund nähere Mittheilungen über die Rückkehr seines Sohnes versprochen hatte und harrte ihrer mit großem Antheil: ob er sie in Gegenwart der Mädchen geben werde, mußte sie ihm überlassen. Driburg ließ sich aber durch ihre Anwesenheit nicht abhalten, sie kannten ja den ersten Act des Trauerspiels, wie er zu ihnen sagte, warum sollten sie den Anfang des zweiten, so weit er eben bis jetzt gespielt war, nicht hören?

„Nennen Sie es doch nicht im Voraus ein Trauerspiel!" bat die jüngste der Schwestern, welche er besonders gern hatte. „Kann es nicht ein gutes Ende nehmen?"

„Sie meinen doch damit keine glückliche Hochzeit, Fräulein Röschen?" entgegnete er und das satirische Lächeln, welches ihre ältere Schwester heut schon einmal in seinem Gesichte bemerkt hatte, trat wieder hervor. „Sie und Fräulein Hulda, unsere Lotte nicht zu vergessen, als Brautjungfern, ich mit der Frau Untersteigerin am Arme, meine Frau mit einem der neuen Verwandten, einem Schlachter- oder Zimmermeister, folgend —"

„Ein gutes Ende kann ich mir auch anders denken, Herr von Driburg!" unterbrach ihn Rosa.

„Laß Dich nicht mit ihr ein!" sagte Kronfeld. „Sage uns lieber, wie Alles steht."

„Darüber könnte nur unsere Lotte Auskunft geben, die als Vertraute mitspielt," erwiederte Driburg. „Ich sagte Dir schon, daß Ernst durch ihren Herrn Onkel in London mit ihr correspondirt hat, der Herr Geheimrath deckte die Depeschen mit seinem Wappen und retour mit seiner Adresse.

Sie haben dann Verabredungen über den Fortgang des Dramas getroffen — nennen wir es einstweilen so, Fräulein Röschen, da wir noch nicht wissen, ob es eine Tragödie oder Komödie oder vielleicht Beides wird. Ernst hat dann Urlaub genommen, oder vielleicht auch seine Secretairstelle im Cabinet ganz aufgegeben, um freies Spiel zu haben. Er ist zurückgekommen und hat mit seiner Verbündeten eine Rücksprache genommen, wozu sie ihm das Thor meines Hofes aufgeschlossen hat." Er unterbrach sich einen Moment, die unpassende Zeit und die Art dieser Zusammenkunft wollte er denn doch nicht berühren. „Meiner Frau hat sie dann unter dem Siegel des Geheimnisses vertraut, was Ernst ihr über seine Pläne mitgetheilt hat, ich bin nicht begierig gewesen, dies Siegel zu erbrechen. Dann ist er in Grund gesehen worden und hat gegen den Sohn meines alten Pastors Loßmann geäußert, daß er sich dort bleibend ansässig machen und ein Haus bauen wolle. Was er sich dabei eigentlich denkt und was er künftig treiben will, das hätte ich erfahren können, denn er scheint sich auch darüber ausgesprochen zu haben, ich hatte aber keine Lust, mich näher von der Affaire unterhalten zu lassen. Zu seiner Ehre will ich glauben, daß er wenigstens seinen Adel niederlegen wird."

„Wenn doch Ihre Frau Gemahlin mit ihm so recht von Herzen reden wollte!" sagte Frau von Kronfeld. „Ich glaube doch, daß er der mütterlichen Liebe Gehör geben würde."

„Laß sie doch einmal hinfahren, Driburg!" setzte der Freund hinzu. „Oder willst Du, daß ich mit ihm reden soll? Uns Allen muß doch daran gelegen sein, daß dieser Scandal nicht zu Stande kommt, gerade in jetziger Zeit wäre es ein gefährliches Beispiel! Wenn Du erlaubst, fahre ich morgen hinauf und bringe Dir ausführlichen, hoffentlich guten Bescheid."

„Ich danke Dir für Dein freundliches Anerbieten — aber laissons courir les chats! halten können wir sie doch nicht. Meine Frau wollte nach Grund fahren, ich habe es ihr jedoch ausdrücklich verboten. Du kennst mich, und Sie kennen mich auch, gnädige Frau. Ich kann, wie es einmal gekommen ist, keine Unterhandlungen gut heißen: will er zu mir kommen, sein Unrecht eingestehen und seine unwürdigen Pläne aufgeben, so soll er mir willkommen und Alles vergeben und vergessen sein. Dazu muß er aber nicht überredet werden, das muß aus seinem eigenen freien Entschluß hervorgehen."

„Weiß er denn, daß er in diesem Falle Ihre volle Verzeihung zu erwarten hat?" fragte Frau von Kronfeld. „Er ahnt es vielleicht gar nicht und wenn ihm die Mutter das liebevoll versicherte, so würde er sich gewiß dazu entschließen!"

„Liebe gnädige Frau, wenn Sie glauben, daß ihm das so leicht fallen würde, so kennen Sie meinen Herrn Sohn nicht! Aber auch die Möglichkeit zugegeben, so wäre doch immer der erste Schritt von uns geschehen und das will ich um keinen Preis. Geben Sie mir zu, daß seine Rückkehr auf eigene Hand, sein Aufenthalt in Grund, sein ausgesprochener Vorsatz, sich dort ein Grundstück zu erwerben, eher nach trotziger Provocation als nach Reue aussieht! Ich kann ihn nicht von dort vertreiben, nicht durch die Polizei über die Grenze oder wieder nach England schaffen lassen — mag er denn seinen eigenen Weg gehen, nur soll sich derselbe nicht mit dem meinigen kreuzen. Damit wollen wir die ganze unerquickliche Geschichte auf sich beruhen lassen. Ich wollte Dir, meinem alten Freunde, der mir trotz unserer verschiedenen Ansichten über manche Verhältnisse immer wieder die besten Beweise seiner Anhänglichkeit gibt, und auch Ihnen, gnädige Frau, die es so gut mit uns meinen, offen und aufrichtig sagen, wie die unglückliche Angelegenheit jetzt steht. Ein rührender Familienroman, wie „die Gewalt der Liebe" kann daraus nicht werden!" setzte er mit einem Seitenblick auf die jungen Mädchen hinzu. Diese verstanden ihn wohl, wenn sie auch die Erzählungen Lafontaine's, welche unter dem genannten Titel als seine Erstlingsversuche vor zwei Jahren erschienen waren, nicht gelesen hatten. Der große Beifall, den sie gefunden, war ihnen aber nicht unbekannt geblieben.

Gern hätte Frau von Kronfeld noch mehr über das Verhältniß gesprochen, das ihren größten Antheil erregte und offenbar jetzt auf eine gefährliche Spitze getrieben war, aber sie kannte den Starrsinn des Vaters und auch den Charakter des Sohnes, der dem seinigen nur zu ähnlich war, sehr genau und durfte nicht hoffen, daß sie

irgend etwas zu einem guten Ausgange im Sinne ihrer Tochter Rosa beitragen könne.

„Ich empfehle mich heut Abend schön," sagte Driburg zu ihr, als er sich in das für ihn bereitete Schlafzimmer begeben wollte. „Wenn Sie mir erlauben, fahre ich in aller Morgenfrühe fort, ich habe einen weiten Weg nach Holdern, und möchte gern zeitig ankommen. Besuchen Sie uns recht bald mit den jungen Damen, Sie werden uns eine große Freude machen — nur finden Sie," wandte er sich an die Schwestern, „Lottchen Ringelheim nicht mehr, sie hat eine Stiftstelle in Ebstorf bekommen und wird jedenfalls in den nächsten Tagen dahin abreisen."

„Aber warum will sie denn gleich hinziehen?" entgegnete Frau von Kronfeld. „Es ist doch den Stiftsdamen, so viel ich weiß, gestattet, sich bei ihren Familien aufzuhalten, wenn sie nur zu gewissen Zeiten in dem Stifte sind? In den evangelischen Frauenstiften ist es, wie ich glaube, überall erlaubt."

„So?" erwiederte Driburg. „Ich kenne die Einrichtung dieser weiblichen Klöster nicht genau, weil sie mich, da ich keine Töchter habe, nicht besonders interressiren. Indessen bin ich der Meinung, daß Lotte sich wenigstens zuerst gleich in Ebstorf melden und eine Zeit lang dort bleiben muß. In meinem Hause ist nach dem heimlichen Spiel, das sie getrieben hat, kein Platz mehr für sie. Gute Nacht, meine Damen."

Er schnitt die weitere Erörterung ab, zu der er die Lust auf allen Gesichtern bemerken konnte, lehnte auch die Begleitung des Hausherrn ab, der ihn nach seinem Zimmer führen wollte, und verließ die Familie, in welcher noch viel über ihn, seine häuslichen Verhältnisse und seine Entlassung aus allen seinen Aemtern gesprochen wurde.

„Was wird sein Sohn dazu sagen, ich meine den zweiten, der eine so große Ambition hat!" äußerte Kronfeld noch später, als die Mädchen schon hinausgegangen waren, zu seiner Frau. Seinen Kameraden gegenüber wird es höchst schmerzlich sein! Ueberhaupt diese ganzen Geschichten in Holdern! Es ist, als ob dort Alles zusammenbrechen sollte!"

„Glaubst Du denn an die Möglichkeit, daß der Ernst nun wirklich eine Heirath unter seinem Stande im Sinn hat? Sollte er sich denn die Erlaubniß dazu ausgewirkt und mitgebracht haben? Es ist doch kaum denkbar, daß Jemand im Cabinet ihm dazu verholfen hätte."

„Warum nicht?" entgegnete Kronfeld. „Dadurch wird Driburg, der sich einmal bei der Regierung und beim Cabinet compromittirt hat, noch mehr in den Augen des ganzen Adels discreditirt. Er thut mir sehr leid, aber er ist ein Kerl wie ein Eichbaum, beugen kann er sich nicht. Weißt Du, was er jetzt noch im Sinn hat? Er will gegen die Verbindung von Hannover mit England, was man eine Personalunion nennt, schreiben und für Hannover einen eigenen Landesfürsten, den zweiten Sohn des Königs fordern, der Prinz von Wales soll England bekommen, der Herzog von York, der schon Bischof von Osnabrück heißt, Hannover. Dann soll Hannover nicht weiter an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen, der uns gar nichts angehe, sondern sich den Reichsständen, die sich davon fern halten, anschließen. Darüber will der Driburg eine Schrift drucken lassen, denke Dir. Es ist, als ob er blind in sein Unglück rennen wollte."

„Aber hast Du ihm denn nicht Vorstellungen gemacht?" erwiederte Frau von Kronfeld.

„Gewiß! Dadurch gießt man bei ihm aber nur Oel ins Feuer! Meine einzige Hoffnung ist, daß er es nicht gleich thun will, da es jetzt wie eine kleinliche Rache für die erlittene Kränkung aussehen würde. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Vielleicht giebt er es später auf, wenn er sich die Sache recht überlegt hat!"

VII.

Es war noch früh Vormittag, als Driburg den letzten Hügel vor seinem Dorfe hinabfuhr. Die Hitze, welche in den letzten Tagen fast unerträglich gewesen war, hatte sich durch ein nächtliches Gewitter abgekühlt, ein frischer Wind strich von den Vorbergen des Harzes her, die ganze Natur hatte ein erfrischtes Ansehen und auch in Driburgs Seele regte sich ein freierer Aufschwung, als seit langer Zeit. Was er gestern in der Gesellschaft über seine Entlassung aus dem Dienste geäußert hatte, war kein bloßes Vorgeben, keine gute Miene

zum böſen Spiel geweſen, er hatte den erſten ſchlimmen Eindruck, welchen natürlich die ihn betreffende Maßregel auf ihn gemacht hatte, ſchnell überwunden und fühlte ſich wirklich nicht dadurch gedemüthigt, ſondern eher gehoben. Nun erſt war er ein freier Mann, der keine Rückſicht mehr zu nehmen hatte, wenn er für das, was er Recht nannte, eintreten wollte, nun konnte er es mit ganzer Kraft thun. Die Ausſicht, vielleicht ſchwerer Anklage zu verfallen, ſchreckte ihn nicht ab, ſie reizte ihn vielmehr, denn ſie gab ihm Gelegenheit, ſein Recht durchzufechten, es war ja nicht ſein Landesherr, gegen den er den Strauß zu beſtehen hatte, den König Georg ehrte er als einen Fürſten von reinem Charakter, der das Beſte ſeiner Unterthanen wolle, ſo weit ſein Blick nicht durch ſeine Ideen von unbeſchränkter Herrſchergewalt verdunkelt war, für die er mit dem britiſchen Parlament hoffnungslos kämpfte, die er in ſeinem deutſchen Lande aber aufrecht hielt, weil deſſen Verfaſſung ihn nicht einengte. Nicht dem Kurfürſten, der Hannover, ſeiner Ahnen Erbland, nie mit Augen erblickt hatte, wollte Driburg den Handſchuh hinwerfen, ſondern den wenigen Adelsfamilien, welche Hannover thatſächlich regierten, er wollte es mit offenem Viſir thun, nicht unter dem Deckmantel der Anonymität, wie ihm Kronfeld wenigſtens gerathen hatte.

In ſeinen Gedanken ſchon mit der Arbeit beſchäftigt, obſchon er ſie erſt im folgenden Jahre zu veröffentlichen gedachte, wurde er durch ſeinen Diener geſtört, welcher auf dem Bocke neben dem Kutſcher ſaß und ſich zu ſeinem Herrn umwandte. „Da kommt die gnädige Frau!“ rief er in den Wagen hinein. Driburg hatte ſeine eigenen Pferde, mit welchen er nach Hannover gefahren war, bei ſeiner längeren Anweſenheit in der Hauptſtadt nicht dort behalten, ſondern zurückgeſchickt und kehrte jetzt mit einem Miethsgeſchirr zurück. Als er auf den Zuruf ſeines Dieners hinausſah, bemerkte er wirklich ſeine großen ſtattlichen Braunen mit dem leichten offenen Korbwagen, welche auf einem Nebenwege daherkamen: die Dame, welche auf dem Wagen ſaß, erkannte er aber beſſer als der Diener, es war nicht ſeine Frau, ſondern ſeine Nichte. „Nun, was ſoll denn das heißen?“ ſprach er verwundert vor ſich hin.

Die beiden Wagen näherten ſich einander, Driburg grüßte hinüber und Charlotte, welche dem fremden Gefährt keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, erkannte jetzt ihren Onkel. Sie erſchrak, ihre Hand preßte ſich unwillkührlich auf das Herz: ſie hatte zwar nie die Abſicht gehabt, den Schritt, den ſie gethan, zu verheimlichen, aber ſie hatte doch den paſſendſten Moment, ihn dem Onkel zu bekennen, abwarten wollen, nun wurde ſie von ihm überraſcht.

„Fährſt Du allein ſpazieren?“ rief ihr der Oheim zu, als ſich die Wagen an dem Vereinigungspunkte ihrer Wege trafen. „Wo iſt Deine Tante?“

Er fragte ganz freundlich, in ſeinem Tone lag eine gewiſſe Beſorgniß, er mochte fürchten, daß ſeine Frau nicht wohl ſei, und hielt es für eine bloße Spazierfahrt, auf welcher er der Nichte begegnet war. Charlotte athmete etwas leichter auf. „Die Tante iſt zu Hauſe,“ antwortete ſie, während der Onkel beiden Kutſchern Halt gebot und aus ſeinem Wagen ausſtieg.

„Ich ſetze mich zu Dir, Lotte!“ ſagte er. „Die freie Luft iſt mir lieber, unter dieſem Kutſchhimmel iſt es kaum auszuhalten vor Schwüle, trotzdem es kühler geworden iſt. — Gieb mir die Zügel,“ befahl er aufſteigend Charlottens Kutſcher. „Ich werde ſelbſt fahren. Du kannſt Dich in die Carroſſe ſetzen und Friedrich mit Dir, ſo kommt Ihr als vornehme Herren nach Holdern.“

Er war in beſter Laune, wie Charlotte bemerkte — und ſie mußte dieſelbe doch bald trüben! Oder ſollte ſie ihn vor der Hand bei dem Glauben laſſen, daß ſie blos ſpazieren gefahren war? Sie durfte nicht befürchten, daß er etwa den Kutſcher fragen werde, wo ſie geweſen ſeien. Driburg's Laune war aber keine ganz natürliche: er fühlte, daß er Charlotten durch die Eröffnung, welche er ihr zu machen hatte, weh thun mußte, und ſein Ton wurde dadurch unwillkührlich herzlicher und wohlwollender, als er in der letzten Zeit gegen ſie geweſen war.

Grade deshalb faßte Charlotte einen raſchen Entſchluß, ſie konnte ihn nicht hintergehen, es wäre ihrer unwürdig geweſen. Wenn ſie ſich auch im erſten Moment ſeinen Unwillen zuzog, ſo war ſie ſich ja doch der reinſten Abſicht bewußt und es mußte ja der Tag kommen, wo das anerkannt

wurde. Sobald also der Onkel sich neben sie gesetzt, die Zügel ergriffen und seine Pferde in Gang gebracht hatte, begann sie: „Ich habe mir Ihren Unwillen zugezogen —“

„Das ist vorüber, Kind!“ unterbrach er sie. „Ich trage Niemand etwas nach, wenn ich mich erst ausgesprochen habe. Du wirst sehen, daß ich gut für Dich gesorgt habe, es war ja auch Dein eigener Wille, Holdern zu verlassen.“

„Von dem, was damals geschehen ist, rede ich nicht,“ erwiederte Charlotte. „Vielleicht könnte ich wenigstens den Beweggrund dessen, was ich gethan, in Ihren Augen rechtfertigen ... aber ich muß Ihnen heut ein neues Geständniß machen, das Sie erzürnen wird. Ich bin in Grund gewesen...“

„Was?“ fuhr er auf. „Gegen mein ausdrückliches Verbot? Doch — ich habe es nur Deiner Tante verboten, Frauen wissen sophistische Auswege zu finden, Dir habe ich es nicht untersagt und Du bist ja in anderer Beziehung, wenn Du es auch noch nicht gewußt hast, in Deinem Rechte. Ich habe Dir eine Stelle im Stifte zu Ebstorf ausgewirkt und Du hast als Conventualin die vollen Rechte einer Frau, so gut, als wenn Du verheirathet wärst, Du kannst allein wohnen, kannst allein reisen und thun, was Dir einfällt. Kommst also eben von Grund! Und meine Frau?“

„Sie hat Ihr Verbot nicht umgehen wollen!“ antwortete Charlotte. „Thun Sie der Tante nicht Unrecht. Sie hat nicht gewußt, daß ich fuhr — ich habe auf meine eigene Verantwortung gehandelt, ohne ihr Vorwissen dem Kutscher befohlen, anzuspannen, und erst nach meiner Entfernung hat sie durch ein Paar Zeilen, die ich zurückließ, nur erfahren, daß ich nach Grund gefahren sei, nicht aber, was mich dazu veranlaßt hat: Ernst ist schwer erkrankt.“

Driburg hatte mit wachsendem Zorn ihrem dreisten Geständniß zugehört, die geschwollenen Adern seiner Stirn ließen einen furchtbaren Ausbruch erwarten, bei ihren letzten Worten aber wandte er sich betroffen nach ihr hin: das Vatergefühl regte sich doch in dem harten Manne.

„Er hat bei einer allzu kühnen Bergwanderung einen Fall in die Zerklüftungen des Ibergs gethan,“ fuhr Charlotte fort, „wie durch ein Wunder ist er noch aufgehalten worden, daß er nicht in die bodenlose Tiefe der unterirdischen Höhlen gestürzt, bewußtlos hat er lange gelegen, bis ihn Holzfäller gefunden und nach seiner Wohnung getragen haben. Aeußerlich ist er wenig verletzt gewesen, doch hat die Erschütterung die schlimmsten Folgen gehabt, sein Zustand hat bald einen gefährlichen Charakter angenommen — und der junge Loßmann, der ihn besucht, hat es für seine Pflicht gehalten, einen Boten an seinen Vater nach Holdern zu schicken, um durch diesen die traurige Nachricht an die Mutter des Kranken gelangen zu lassen —“

„Nun?“ fragte Driburg mit einem Ton, dem die innere Bewegung anzuhören war.

„Der Pastor wandte sich nicht direct an meine Tante, sondern an mich, damit ich so schonend als möglich ihr das Unglück mittheilen sollte. Ich glaubte aber, daß es besser sei, wenn ich ihr den Schreck und Kummer noch erspare, bis ich ihr genaue, hoffentlich beruhigende Nachrichten bringen könne.“

„Bringst Du die?“ fragte der Vater.

„Gott sei Dank, ja!“ erwiederte Charlotte. „Die größte Gefahr ist durch Gottes Gnade vorüber.“

„Hat er ärztliche Hülfe?“

„Ein Arzt aus Klausthal ist gleich geholt worden. Ich habe ihn gesprochen, er hofft das Beste.“

„Du bist ein resolutes Mädchen,“ sagte Driburg, dann schwieg er und sie hütete sich, den Lauf seiner Gedanken, welche jetzt doch nur Gedanken des Friedens sein konnten, zu unterbrechen. Er trieb die Pferde zu schnellerer Gangart an und kein Wort wurde mehr zwischen Beiden gewechselt, bis sie aus dem Dorfe in die Schloßallee einbogen.

„Ich werde meiner Frau selbst Alles sagen,“ sprach Driburg jetzt. „Wie lange bist Du dort gewesen?“

„Drei Tage. Ich habe aber der Tante durch einen Boten schon Nachricht geschickt.“

„Wo — liegt Ernst?“ Die Antwort, daß er im Gasthofe seine Wohnung habe, schien den Vater zu befriedigen, er hatte eine andere zu hören gefürchtet.

„Ist er bei klarer Besinnung?“ fragte er dann. „Hast Du mit ihm gesprochen?“

„Das wünschte der Arzt nicht. Er hat zwar schon Stunden, in denen er sein volles

Bewußtsein hat, doch bedarf er der äußersten Schonung."

„Hast Du sonst Jemand dort gesehen und gesprochen?" fragte Driburg noch am Thorwege des Hofes, die Frage schien ihm schwer zu fallen.

„Ja, lieber Onkel," antwortete Charlotte mit schnellem Verständniß. „Ich glaube zu errathen, wen Sie meinen. Ich habe sie gesehen und gesprochen."

„Bei ihm?" fuhr Driburg heftig auf.

„O nein! Ganz unmöglich!" entgegnete die Nichte. „Wir haben uns Alle getäuscht — auch Ernst! — Da ist die Tante!" unterbrach sie sich.

Frau von Driburg trat eben aus der Thür des Hauses, um den Ankommenden entgegenzueilen. Bange Besorgniß und freudige Hoffnung zugleich hatten ihr Herz bestürmt, als sie ihren Gemahl neben Charlotten erkannt: Besorgniß, daß auch er an das Krankenbett seines Sohnes gerufen worden, und dieser also doch in großer Gefahr schweben müsse, Hoffnung, daß eine Versöhnung, wie es unter solchen Verhältnissen kaum anders zu erwarten war, stattgefunden habe! Das erste Wort ihres Gatten klärte sie aber auf, daß sie sich in beiden Gedanken irrte.

„Wir haben uns vor dem Dorfe getroffen und zu einander gesetzt," sagte er nach der Begrüßung. „Dort kommt mein Hannoveraner mit unsern beiden Kerls. Mit Ernst geht es besser, sagt Lotte."

Er hatte also schon Alles gehört! Wie er darüber dachte, war in seinen Mienen nicht zu lesen. Im Zimmer ging er aber gleich, ohne es sich nach der Reise bequem zu machen, zur Sache.

„Nun will ich wissen, was Du gesehen und gehört hast!" sagte er zu seiner Nichte. „Ohne beschönigende oder mysteriöse Redensarten!" Er setzte sich und winkte den Beiden auch Platz zu nehmen.

„Ich habe, wie ich Ihnen schon sagte, Ernst nicht gesehen," erwiederte Charlotte. „Der Arzt wünschte es nicht, weil jede Aufregung zu vermeiden sei. Er hat mir täglich Bescheid gebracht, wie es stand, auch für einen zuverlässigen Wärter gesorgt. Der Wirth verlangte, daß ein Verzeichniß der Sachen aufgenommen würde, das ist geschehen, ein Koffer, in welchem sich wahrscheinlich die wichtigsten befanden, war verschlossen, den Schlüssel hatte Ernst bei sich gehabt, er ist aus seinem Rock genommen und dem Wirth versiegelt zur Aufbewahrung übergeben worden. Ein versiegeltes Packet hatte auf dem Tische gelegen, der Arzt gab es mir zur Bestellung, es ist an Sie adressirt, Onkel."

„An mich!" rief Driburg. „Wo ist das Packet?"

„Bei meinen Sachen, die ich mit hatte. Ich werde es gleich holen."

„Nachher! Es eilt nicht! Erzähle nur der Mutter noch Alles recht genau, was Du über den Unfall gehört hast, besonders, was der Arzt für Hoffnungen hat."

Charlotte berichtete, was sie wußte: es war in Bezug auf den unglücklichen Sturz nicht viel mehr, als sie dem Onkel schon erzählt hatte, sie vermied dabei, die grausige Lage, in welcher die Arbeiter den Gestürzten gefunden hatten, hart an dem Rande einer finstern unerforschten Kluft, die sich in die Tiefe absenkte, dagegen stellte sie den letzten Ausspruch des Arztes in das günstigste Licht. Frau von Driburg lauschte ihr mit gefalteten Händen und thränenvollen Augen.

„Nun zum Schlusse!" sagte der Oheim. „Sie wird uns noch eine Auskunft geben, Karoline, sie hat auch mit der Unglücksperson gesprochen."

„Wahrhaftig?" rief Frau von Driburg. „Nenne aber das arme Mädchen nicht so. Kannst Du ihr denn eine Schuld beimessen?"

„Sie hat vielleicht keine Schuld, aber sie ist schuld," erwiederte er. „Für uns kommt das auf Eins heraus! Erzähle, Charlotte — Du bist bei ihr gewesen, nicht wahr?"

„Ich wollte sie kennen lernen, Onkel, und hoffte von ihr selbst, wenigstens aus ihrer Persönlichkeit und ihrem Benehmen manchen Aufschluß zu erhalten. Ich bereue es nicht, bei ihr gewesen zu sein, denn jetzt kann ich Ihnen die volle Gewißheit geben, daß sie Alles gethan hat, um den Wünschen, die auf sie gerichtet waren, jede Hoffnung zu benehmen, nicht jetzt erst, sondern damals schon."

„Das sagt sie!" versetzte Driburg.

„Gewiß sagt sie das!" erwiederte Charlotte lebhaft. „Und ich habe nicht den geringsten Grund, an ihren Worten zu zweifeln! Wenn Sie das Mädchen sähen, so würden Sie auch keine Zweifel an ihrer

Wahrhaftigkeit und Lauterkeit hegen! Ich wünschte, Sie lernten sie kennen."

Driburg machte eine abwehrende Bewegung. — „Willst Du mir nun das an mich adressirte Packet holen?" sagte er und als Charlotte das Zimmer verlassen hatte, reichte er seiner Frau die Hand, zog sie an sich und küßte sie herzlich: „Beruhige Dich über unsern Sohn, Karoline!" sprach er. „Du hörst ja, die Gefahr ist vorüber. Vielleicht ist diese Katastrophe recht günstig, sie heilt ihn vielleicht von den thörichten Wahnbildern, denen er nachjagte. Das Mädchen scheint vernünftiger gewesen zu sein, als er. Wenn er wieder gesund ist, wird er hoffentlich zur bessern Einsicht gekommen sein, die unsinnige Idee, sich in dem kleinen Neste festzusetzen, aufgeben und wieder einen verständigen Lebensplan fassen."

„Ja, wenn er gesund wird!" seufzte die Mutter.

„Ich werde nächstens einmal nach ihm sehen," sagte Driburg, mit einem Ton, vor welchem ihr das Herz aufging.

Was hatte ihn so ungewöhnlich mild gestimmt? War es die Gefahr, in welcher sein Sohn schwebte, der Gedanke, daß er unversöhnt mit ihm aus der Welt scheiden könne? Oder hatte sein eigenes Erlebniß, sich auf einmal aller öffentlichen Thätigkeit beraubt zu sehen, diesen Einfluß auf ihn geübt? Während seine Frau ihm noch freudig für das Wort dankte, das nur eine Aussöhnung mit dem kranken Sohne zur Folge haben konnte, veränderte sich plötzlich der sie unendlich beglückende Ausdruck in seinem Gesicht und die alte Härte, die sich stets gezeigt, wenn er sonst von Ernst sprach, trat wieder ein. Ein schrecklicher Gedanke war in ihm aufgeblitzt: das für ihn bestimmte Packet, das zur Absendung fertig auf den Tisch gelegt worden war, der gleich darauf folgende Ausgang des Sohnes, der Sturz in die Kluft, wo er in unterirdischer Tiefe auf ewig verschwinden konnte, ohne daß irgend ein Mensch wußte, wo er geblieben war ... sah das nicht Alles aus, als habe er in dem Packet sein Testament gemacht, nicht in der Ahnung, sondern in der Absicht, von seinem Gange nicht zurückzukehren ...?

Das mußte sich ja gleich entscheiden: Charlotte brachte das Packet herein und übergab es dem Vater, der einen so furchtbaren Verdacht auf seinen Sohn geworfen hatte. Dreifach war es versiegelt, er nahm es in Empfang, stand auf und ging schweigend hinaus, um es unbeobachtet in seinem Zimmer zu lesen. Charlotte mußte unterdessen der Mutter, die nicht müde wurde, zu fragen, nochmals wörtlich wiederholen, was der Arzt über Ernst's Zustand gesagt, und dann auch ihre Zusammenkunft und ihr Gespräch mit dem Mädchen, für welches ihr Sohn eine so unselige Leidenschaft gefaßt, umständlich erzählen, da sie dem Vater nur das Ergebniß kurz mitgetheilt hatte. Wie hätte sie sich auch gegen ihn näher über die Geständnisse aussprechen können, die ihr, dem theilnehmenden weiblichen Wesen, von dem Mädchen, das schnell ein Herz zu ihr gefaßt, im Vertrauen gemacht und doch halb nur errathen worden waren? Zu Ernst's Mutter konnte sie wohl ohne Rückhalt sprechen, sie that es aber schonend, denn sie mußte ihr doch Manches sagen, das sie bitter verletzte. Ernst war, als er die Bergmannstochter zuerst zufällig bei einer Gebirgswanderung von Holdern aus im Walde unweit der Silbergrube getroffen hatte, mit ihr gegangen, ohne sich an ihr Ablehnen seiner Begleitung zu kehren, er hatte mit ihr gesprochen, wie ein vornehmer Herr mit einem geringen Mädchen zu sprechen pflegt — nicht eben allzuzart, hatte Charlotte aus unklaren Worten entnommen; bald aber schien er, von ihrem Wesen überrascht, Achtung vor ihr gewonnen zu haben, er hatte sie an dem Bergwerk, wo ihr Vater angefahren war und sie ihm Essen brachte, verlassen und am Abend noch, als sie mit dem Vater heimkehrte, wieder begleitet, jetzt aber rücksichtsvoller mit ihr gesprochen, auch mit dem Vater, den er nach allen seinen Verhältnissen gefragt hatte. Dann war er in den folgenden Tagen in ihr Haus gekommen, ohne sich durch die Mutter, welche ihm nicht freundlich begegnet war, abschrecken zu lassen, er hatte gar kein Hehl daraus gemacht, daß er Dorotheens wegen komme und dieser viel Schönes gesagt, was sie in Verlegenheit gesetzt hatte. Er war nachher, als ihm die Mutter ernstlich sein Kommen verwiesen, das ihre Tochter nur in schlechten Ruf bringen könne, aus Grund fortgegangen und Dorothee hatte schon geglaubt, ihn nie wieder zu sehen, da war er nach längerer Zeit plötzlich doch wieder erschienen und es hatte einen heftigen Auf-

tritt zwiſchen ihm und Dorotheens Vater gegeben, der ſein Kind vor ihm endlich nach Klausthal zu Verwandten gebracht hatte. Auch dort war ſie von Ernſt gefunden worden und er hatte nicht eher ihren Frieden geachtet, als bis ſie ihm mit klaren Worten alle Hoffnungen, die er genährt, geraubt hatte. Frau von Driburg erinnerte ſich bei dieſer Erzählung Charlottens nur zu wohl, in welcher Stimmung Ernſt damals nach Hauſe gekommen und wie bald darauf der längſt gefürchtete Bruch mit dem Vater erfolgt war, zu welchem Ernſt's Leidenſchaft für die Bergmannstochter nicht den Anlaß, ſondern nur den letzten Tropfen in den zum Ueberfließen vollen Becher gegeben. Charlotte war zu jener Zeit noch nicht im Hauſe geweſen. Die berichtete nun weiter, was ſie von Dorotheen über die letzten Wochen erfahren, ſeit Ernſt nach jahrelanger Abweſenheit wieder nach Grund gekommen war. Das Mädchen ſchien hier zurückhaltender geweſen zu ſein, denn der Bericht fiel kurz aus. Daß ihr Herz nicht gleichgültig gegen den Mann geblieben war, der ihr eine ſo ſtürmiſche Leidenſchaft bewies, glaubte Charlottens Scharfblick an manchem untrüglichen Zeichen wahrgenommen zu haben, wie hätte es auch anders ſein können? Sie hatte aber vermieden, das Mädchen errathen zu laſſen, daß ſie in ihrem ſtreng verhüllten Herzen geleſen habe. Indeſſen ſchien darin doch eine Wandlung ſtattgefunden zu haben. Dorothee hatte ihr ganz entſchieden nicht Alles geſagt, was in letzter Zeit zwiſchen ihr und Ernſt vorgefallen war — nur daß er in Grund ganz habe bleiben wollen und daß er ihr — jetzt — ſeine Hand geboten habe! Natürlich habe ſie nicht an die Wahrhaftigkeit dieſes Vorhabens geglaubt und ihm geantwortet, was ſie für Recht gehalten, er habe es ihr aber mit theuren Eiden verſichert und — wie Dorothee kurz abgebrochen — ſie endlich erzürnt verlaſſen. „Nie und nimmermehr!" waren des Mädchens letzten Worte gegen Charlotten geweſen und der feſte Aufblick, mit welchem ſie dieſelben geſprochen hatte, war überzeugend geweſen, daß ſie es ernſt damit meine. Was aber hatte den tiefen Unwillen, der ſich in ihrem Blick und Ton verrieth, erregt? Freilich konnte Charlotte das nicht errathen. Wie hätte auch Dorothee ihr ſagen können, daß Ernſt von den Hinderniſſen, die ſeiner Ehe in hannoverſchen Landen entgegenſtänden, und von ſeinem Vorſatz, jenſeit einer der nahen Grenzen einen Geiſtlichen zu finden, der ſie dennoch einſegne, geſprochen und daß er zuletzt, auch wenn das nicht zu erreichen ſei, als einen Beweis ihrer Liebe, die er vorausgeſetzt, obgleich er nie einen Beweis davon erhalten, von ihr verlangt habe, auch ohne den Segen der Kirche, die Meinung der Welt verachtend, die Seinige zu werden? Hätte ſie das über ſich vermocht zu geſtehen und Charlotte zugleich erfahren, daß Ernſt dies endlich erzwungene Geſpräch mit Dorotheen am Tage vor ſeinem unglücklichen Sturz gehabt habe, ſo wäre die treue Verwandte, die ſeinen Frieden vermitteln wollte, vielleicht auch auf den furchtbaren Gedanken gekommen, welcher ſeinen Vater erſchreckt hatte.

(Schluß folgt.)

Studien
über
Dickens und den Humor.
Von
Julian Schmidt.

(Fortſetzung.)

Im folgenden Jahr 1840 erſchien „Mr. Humphrey's Clock," in den erſten Lieferungen auf eine ähnliche Form angelegt wie die „Pickwickier." Ein paar alte Herren, darunter Pickwick ſelbſt, verſammeln ſich um eine für ſie mit beſonderem Intereſſe ausgeſtattete Wanduhr, um ſich ihre Erinnerungen mitzutheilen. Es ſollte wieder eine Reihe kleiner Erzählungen ſein, durch Genrebilder aus dem Leben ſtiller Leute ſowohl unterbrochen als zuſammengehalten. Aber gleich eine der erſten dieſer Geſchichten „Curioſity-Shop," ſchwoll ſo an, daß ſie aus dem Rahmen heraustrat und daß dieſer nachher als gleichgültig bei Seite geworfen wurde: Dickens hatte ſo planlos gearbeitet, daß er zum Schluß den Anfang vergaß und demſelben widerſprach.

In der Einleitung kommt eine Stelle vor, ſehr bezeichnend für die Art, wie bei Dickens Einbildungskraft und Beobachtung ſich in einander wirrt.

„Die Nacht," erzählt der alte Mann,

dem die Geschichte in den Mund gelegt wird, „ist meine liebste Spazierzeit. Unmerklich habe ich diese Gewohnheit angenommen, weil sie mir Gelegenheit verschafft, über das Treiben der Menschen auf der Gasse nachzudenken. Das grelle Licht und das hastige Leben am hellen Mittag eignen sich nicht für müßige Speculationen; ein flüchtiger Blick auf vorübereilende Gesichter beim Schein einer Straßenlampe oder eines Gewölbefensters geworfen, dient meinen Zwecken oft besser als der volle Anblick beim Tageslicht. Und soll ich die Wahrheit sagen? die Nacht ist auch nicht so lieblos wie der Tag, der nur zu oft ein Luftschloß in dem Augenblick, da man es fertig gebaut, ohne Gewissensbisse über den Haufen wirft.

„Dieses ewige Hin- und Wiedergehen, diese nie endende Rastlosigkeit, dieses unaufhörliche Schallen der Fußtritte, welche das rauhe Steinpflaster glatt und glänzend reiben — ist es nicht ein Wunder, wie die Bewohner enger Straßen es ewig anhören können? Denkt Euch einen kranken Mann, auf St. Martinshof wohnend, wie er den Fußtritten lauscht und mitten unter Pein und Schmerzen unwillkürlich, als wäre es ein ihm auferlegtes Tagewerk, den Schritt des Kindes von dem des Mannes, den schleifenden Schleppschuhschritt des Bettlers von dem Auftreten des gestiefelten Stutzers, den Gang des Flanirenden von dem des Geschäftigen, den matten Tritt des umherschweifenden Auswürflings von dem lebhaften Gang des erwartungsvollen vergnügungssüchtigen Weltmanns unterscheiden muß! Denkt, wie es ihm beständig vor den Sinnen summt und braust, denkt an den Strom des Lebens, der nicht stocken will, sondern fort und fort durch alle seine ruhelosen Träume rauscht, als wäre er verdammt, todt aber mit Bewußtsein auf einem geräuschvollen Kirchhof zu liegen, als habe er selbst für ganze kommende Zeitalter keine Ruhe zu hoffen. — Dann die Volksmenge, die immer auf den Brücken hin und her geht, wo viele an schönen Abenden stehen bleiben und forglos in das Wasser hinab sehen, und irgend ein dunkeles Bild ihnen auftaucht, daß das Gewässer zwischen weiteren und immer weiteren Ufern fortrollt, bis es zuletzt sich mit der breiten ungeheuren See vereint; wo einige anhalten, um vom Lasttragen auszuruhen, und über das Geländer lugend darüber nachdenken, daß es doch eigentlich eine ungetrübte Seligkeit sein müsse, sein Leben zu verschmauchen und zu verlungern, und schlafend in der Sonne auf der warmen getheerten Leinwand einer stillen langsamen, trägen Barke zu liegen; und wo andere, von schweren Lasten gedrückt, sich erinnern, vor Zeiten gehört oder gelesen zu haben, das Ertrinken sei kein schwerer Tod, sondern von allen Arten des Selbstmordes die allerbeste und bequemste.

„Dann der Covent-Garden-Markt beim Sonnenaufgang im Frühling, wenn in den Lüften süßer Blumenduft schwimmt, der selbst die ungesunden Düfte von den Ausschweifungen der letzten Nacht überwindet, und die bräunliche Drossel, die in ihrem Käfig an der Außenseite eines Dachfensters die ganze liebe Nacht gehangen, halb verrückt vor Freude macht! Armer Vogel! Einziges Nachbarwesen, welches doch zum Theil mit den anderen kleinen Gefangenen, den Blumen, verwandt ist, von denen einige schon den erhitzten Händen betrunkener Käufer entfallen, verschmachtet im Wege liegen, halb verwelkt von enger Berührung mit dem Menschenvolk, so daß die alten Buchhalter, die auf ihren Geschäftsgängen an ihnen vorbeikommen, sich wundern, woher die Bilder und Träume von Frühling und Landleben in ihre Brust eingezogen sind."

In den „Tales of two cities" wird die stille Wohnung eines jungen Ehepaars öfters heimgesucht durch den Geist von Fußtritten, die aus irgend einer unbekannten Ferne herüberspuken; es ist die Anticipation eines zukünftigen Ereignisses: die Fußtritte der aufgeregten revolutionären Menge, die später einmal herbeieilen, um den jungen Mann zum Richtplatz zu schleppen. In „Dombey" fühlt Carker auf seiner Flucht ein mit den sonstigen Bildern seiner Angst gar nicht zusammenhängendes Brausen und Zittern in der Luft, wie von einer heraneilenden Eisenbahn; es ist die Vorempfindung des Zuges, unter dessen Rädern er einmal sein Leben enden soll. Dieses Second Sight ist ein Motiv, welches Dickens wiederholt anwendet. Man darf es nicht etwa als eine bloße Decoration auffassen, es ist die Art, wie ihm die Natur aufgeht. Wohl ist er im Stande, die wirklichen Gegenstände rasch und sehr be-

stimmt aufzufassen, aber die Bilder, die dadurch in seiner Seele hervorgerufen werden, bewegen sich unabhängig von seinem Bewußtsein und von seiner sinnlichen Wahrnehmung weiter fort, und zwar mit derselben Macht, Hast und Bestimmtheit, wie das, was er unmittelbar empfängt. Ob dieses zweite Gesicht nun durch irgend ein Ereigniß der Zukunft bestätigt wird, ist dabei gleichgültig: genug es ist vorhanden, und fordert als Existenz zur Darstellung heraus. Neben der unmittelbaren Natur schwebt vor seinen Blicken noch etwas Anderes, mehr Geistiges; es ist freilich nur ein Residuum früherer Natureindrücke, die wie ein Traum in seiner Seele geblieben sind; aber dadurch nun, daß bald Beides gegen einander streitet, bald in einander übergeht, gewinnt die Darstellung einen eigenen romantischen Reiz, der freilich eine starke Controle des Verstandes nothwendig macht, um nicht ins wüst Phantastische überzugehen. Es liegt in der Stärke, mit welcher der Geist der Dinge in sein Seelenleben eindringt und sich desselben bemächtigt, etwas Krankhaftes; seine Seele leidet gewissermaßen darunter: aber ohne dies Leiden wird auch keine stärkere Dichtung möglich; es kommt nur darauf an, daß man dies Bewußtlose dem Bewußtsein unterwirft. Wenn es der erste Schritt des Künstlers und Zauberers ist, die Geister zu beschwören, so ist der zweite ebenso nothwendig, ihrer Herr zu werden; sonst machen sie sich zum Herrn, und es ergeht dem Dichter wie Goethe's Zauberlehrling.

In „Dombey" empfindet der kranke Knabe beständig das Rauschen eines Stroms, das immer stärker wird, immer schneller sich bewegt, bis endlich mit ihm sein Leben dahinfließt; der Dichter weiß die Vorstellungen des kleinen Paul darum so gegenwärtig zu machen, weil sie in ihm selber sind: er sucht das Geisterhafte wie das Groteske nicht auf, es kommt ihm ungerufen.

Auch der letzte Theil jenes Bildes hat einen symbolischen Sinn. Dickens weiß mit äußerster Deutlichkeit die Physiognomie verfallener Häuser und Straßen darzustellen, wie sie in dem nebligen Dunstkreis Londons sich so zahlreich finden, und es hat den Anschein, als schildere er es mit demselben Behagen, wie ein Niederländer sein kleines Genre ausmalt. Aber der aufmerksame Beobachter empfindet doch etwas von dem Duft der halb weggeworfenen Blume, die im Nebel und Branntweindunst den Traum des grünen Waldes und des Sonnenscheins hervorruft. Diese Sehnsucht aus dem Dunstkreis der großen Städte hinaus ins offene Feld ist der poetische Theil des „Raritätenladens." Die kleine liebliche Nell kann nicht länger athmen in jener schwülen Atmosphäre, die Menschen wie Quilp hervorbringt. Ihre Wanderung bringt sie freilich in Gegenden, die noch viel häßlicher und trauriger sind als das London der armen Leute, sie lernt das Elend der Hungerdistricte in der Nähe großer Fabrikstädte kennen; aber sie arbeitet sich endlich ins Freie durch, wenn auch nur, um unter grünen Bäumen zu sterben. Es geht ein stiller aber tiefer sehnsuchtsvoller Zug durch diese Wanderung, der uns einigermaßen mit den häßlichen Gegenständen aussöhnt, an denen wir vorüber kommen, und mit dem Leiden des armen Mädchens, das wir von vornherein als unheilbar erkennen. Es finden sich doch manche erfreuliche Oasen in dieser Wanderung, so namentlich das Treiben der Vagabonden im „lustigen Sandbuben." Unser Holtei hat den Gegenstand ausführlicher behandelt, aber das Gemälde von Dickens hat den entschiedenen Vorzug größerer Frische.

Das Dämonische in diesem Roman ist die Leidenschaft des Spiels, die namentlich in der Scene, wo der alte Mann seine Enkelin bestiehlt, mit einer grauenerregenden Gewalt uns vorgeführt wird. Leider kann man sich dabei eines bänglichen Nebengedankens nicht erwehren: der alte Mann ist nicht blos vom Dämon des Spiels ergriffen, sondern er ist wirklich blödsinnig, und wenn Nell alles Mögliche aufwendet, ihn vor der Sicherheitspolizei zu bewahren, so ist das ebenso thöricht als edel, und in unser Mitleid mischt sich etwas Ungeduld und etwas Widerwillen.

Die Intrigue, durch welche die Handlung weiter geführt wird, ist ebenso schwach wie in „Oliver Twist." Sie wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten, und das Interesse liegt ausschließlich in der Reihe wunderlicher Figuren, in die er uns einführt. Unter ihnen heben sich hauptsächlich Quilp, Sviveller und Braß hervor.

In allen Dreien ist die Fülle hochkomi-

scher und grotesker Einfälle zu bewundern. In einem ganz losen Gewebe, wie in den „Pickwickiern," würde man sie mit freiem Behagen genießen; in einer zusammenhängenden Erzählung macht sich bei diesen Personen zu sehr der Mangel an eigentlicher Consistenz fühlbar. Quilp, der beständig siedend heißen Rum hinunterstürzt, Krebse und harte Eier mit den Schaalen ißt und ähnliche Clownkunststücke ausübt, ist als Charge vortrefflich, und wir werden von seinem tollen wilden Humor jeden Augenblick überwältigt: aber wenn er nachher ernsthaft in die Handlung eingreifen und im Licht eines zurechnungsfähigen Wesens erscheinen soll, will das zu der possenhaften Anlage nicht stimmen. Wie er um den tollen Kettenhund einen Kriegstanz ausführt und ihn reizt, wie er von dem Deckplatz der Postkutsche aus durch gräuliche Grimassen die alte Frau ängstigt, da ist er in seinem Element, seiner Natur gemäß. Aber wenn der Dichter ihm ein tragisches Ende bereitet, so bleibt der Leser kalt, denn die Figur ist viel zu possirlich, um Furcht, Haß, Mitleid oder irgend eine derartige Empfindung erregen zu können. Es ist in ihr einige Reminiscenz aus der neufranzösischen Romantik, aus Victor Hugo und ähnlichen Groteskmalern. Ebenso verhält es sich mit der Bekehrung Sviveller's: der närrische Trunkenbold hat uns bisher zu sehr unterhalten, als daß wir Theilnahme für seinen gebesserten Zustand empfinden sollten, der noch dazu sehr abenteuerlich motivirt ist. In dem Bericht über die verschiedenen Stadien seiner Trunkenheit, so wie in seinen Fieberphantasien entwickelt der Dichter wieder eine unglaubliche Virtuosität. Man höre sein Erwachen aus mehrwöchentlichem hitzigen Fieber.

„Er erinnerte sich nach und nach etwas seiner Leiden und dachte nach, was das für eine lange Nacht gewesen sei. Als er zufällig während des Brütens seine Hand erhob, war er erstaunt zu finden, wie schwer sie schien und wie sie doch in Wirklichkeit so mager und leicht war. Doch fühlte er sich leidlich und glücklich, und da er keine Neugier fühlte, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen, blieb er in diesem wachenden Schlummer, bis seine Aufmerksamkeit durch einen Husten erregt wurde: dies machte ihn zweifelhaft, ob er seine Thür die letzte Nacht verschlossen habe. Aber ihm fehlte die Energie, diesen Gedanken zu verfolgen, und er verfiel unbewußt im Vollgenuß der Ruhe in das Anstarren einiger grünen Streifen auf den Bettgardinen, die er seltsamer Weise in seinem Geist mit Strecken grünen Rasens verband, während der gelbe Grund dazwischen die Kieswege und so das Ganze eine lange Perspective französischer Gärten bildete. Er wandelte in der Einbildung auf diesen Terrassen umher, und hatte sich ganz unter denselben verloren, als er das Husten abermals vernahm. Die Kiesgänge wurden bei dem Ton wieder zu Streifen, er erhob sich ein wenig im Bett, theilte die Gardinen mit einer Hand und sah hinaus. — Ganz gewiß dasselbe Zimmer und immer noch bei Kerzenlicht; aber mit welchem grenzenlosen Erstaunen sah er alle diese Flaschen und Becken; Leinenzeug am Feuer zum Trocknen aufgehängt, und ähnliche Kennzeichen eines Krankenzimmers. — Sviveller betrachtete alle diese Dinge eine kurze Weile, ließ dann den Bettvorhang wieder zurückfallen, und legte sein Haupt auf das Kissen — ich träume! dachte er, das ist klar. Als ich zu Bett ging, waren meine Hände nicht von Eierschaalen, und jetzt kann ich fast durchsehen. Wenn dies kein Traum ist, so bin ich durch ein Mißverständniß in einer arabischen Nacht aufgewacht. Aber ich zweifle nicht, daß ich schlafe. — Hier hustete es abermals. — Sehr merkwürdig! dachte Sviveller, ich weiß nicht, daß ich je ein Husten oder Niesen geträumt hätte. Vielleicht gehört dies zur Philosophie der Träume" u. s. w. — Man kann solche Zustände des halben Dusels nicht anschaulicher, die vollständige Undeutlichkeit aller Gedanken nicht mit größerer Deutlichkeit darstellen.

Braß ist der erste in einer ganzen Reihe von Charakteren, in denen Dickens seinem Haß gegen die Heuchelei Luft macht. Die Oeffentlichkeit des britischen Lebens, das Bedürfniß, sich den Ueberzeugungen und Vorurtheilen seiner Mitbürger anzubequemen, wenn man sich durchsetzen will, der unbedingte Respect vor allem Traditionellen, alles das trägt dazu bei, die Zahl der bewußten und unbewußten Heuchler in England größer zu machen als anderwärts. Mehr noch als das Heucheln haßt Dickens das Kriechen; in der Regel verbindet er Beides, wie in Braß so später in Pecksniff

und Uriah Heep. Unerfreulich wie solche Figuren vom künstlerischen Standpunkt aussehen, können sie nur durch die strengste Naturtreue gerechtfertigt werden, und darin versieht es Dickens bei seiner heftigen Abneigung dadurch, daß er chargirt, daß er sie durchaus nichts Anderes empfinden läßt, was nicht Heuchelei und Kriecherei wäre. So ungemischte Ausdrücke einer Abstraction sind die Menschen niemals, und das Mittel, das Dickens anwendet, um sie annehmbar zu machen, daß er nämlich von Außen her ein phantastisches Licht auf sie fallen läßt, das mit ihrem eigentlichen Wesen nicht im mindesten zusammenhängt, erhöht ihre Lebensfähigkeit keineswegs.

Wenn der eine Fehler in Dickens Charakteristik darin liegt, daß er seine Figuren nach der Schablone anlegt, in theophrastischer Art, so verfällt er zuweilen in den entgegengesetzten, die empirisch aufgenommenen einzelnen Momente nicht völlig in das Ganze zu verarbeiten. Er hat sich die verschiedenen Umstände, die den Charakter bedingten, von vornherein nicht ausführlich genug und im Zusammenhang vorgestellt, er hat sich von einer ergreifenden Situation und deren phantastischem Widerschein übermannen lassen und die Mittelglieder übersehen, so daß eine Mosaikarbeit herauskommt. Es schweben ihm bestimmte Reminiscenzen vor, Züge, die an sich ohne Bedeutung, durch das gleichzeitige Anklingen einer eigenen Stimmung sich ihm einprägten, die aber, davon abgelöst, nicht recht verständlich sind, am wenigsten den Kern des Menschen treffen. Daraus gehen dunkle Charaktere hervor, die sich darum dem Verständniß entziehen, weil die Motive ihres Handelns auch dem Dichter nicht gegenwärtig sind: er sieht sie wohl, aber er kann sie nicht in Zusammenhang bringen. Solche dunkle Figuren sind in den spätern Romanen z. B. Lady Dedlock, Rosa Dartle, Tulkinghorn u. s. w. Die starke Stimmung, von der sie sich ergriffen zeigen, versteckt mehr das eigentliche Leben ihrer Natur, als daß sie es aufhellt.

„Barnaby Rudge," 1841, ursprünglich für „Humphrey's Wanduhr" bestimmt, ist der erste wirklich componirte Roman von Dickens, und gehört zu dem Besten, was er geschrieben. Er fällt in die historische Zeit der Jahre 1775 und 1780, und beschreibt den Aufruhr, den Lord Gordon in London gegen die Katholiken erregte. Als Zwischenmotiv spielt eine Mordthat und deren Entdeckung. Beide Motive, die an sich nichts gemein haben, werden durch Nebenfiguren, die an beiden betheiligt sind, geschickt genug ineinander verwebt.

Bei keinem Roman von Dickens zeigt sich so deutlich das Studium W. Scott's. Die Criminalgeschichte erinnert an die Composition von „Kenilworth." Hier wie dort ein Wirthshaus in der Nähe des Orts, der eine geheime Unthat versteckt: von dem ersteren aus wird der Leser zuerst durch Erzählungen Dritter, dann persönlich in jenen Ort eingeführt; es bleibt der neutrale Boden, wo die Betheiligten und Unbetheiligten sich sammeln, um sich über jede neue Phase der Handlung Rechenschaft zu geben; und auch die Fäden, die von den großen Bewegungen in der Hauptstadt ausgehen, laufen hier regelmäßig zusammen. Es ist lehrreich, die Zeichnung beider Dichter zu vergleichen.

W. Scott erzählt von seinem Wirthshaus und von seinem Schloß Cumnor nichts weiter, als was nöthig ist, um den Leser über die Localität zu orientiren, damit er nachher besser versteht, was vorgeht. Das Tragische und Schauerliche liegt nur in den Personen und Ereignissen, der Ort hat damit nur insofern etwas zu thun, als er entlegen und abgeschlossen ist. Bei Dickens dagegen hat das Tragische bereits die Häuser durchwachsen, und ehe man noch etwas von der Sache erfährt, ahnt man schon aus dem Aussehn der Häuser den verborgenen Schrecken.

Zunächst der Kaninchenhag, der Ort des Mordes. „Es war ein schauerliches todtenstilles Gebäude mit widerhallenden Höfen, verlassenen thurmartigen Erkerstuben und ganzen Reihen von Sälen, die verschlossen waren, und ihrem gänzlichen Ruin entgegenmoderten; der Terrassengarten, dunkel vom Schatten überhängender Bäume hatte ein Ansehn von niederschlagender Traurigkeit. Große Eisengatter, röthlich geröstet und seit vielen Jahren außer Gebrauch, überwachsen von langem wildem Gras und niederhängend auf ihren Angeln, schienen in den Boden sinken und ihren Zustand unter den freundlichen Wildpflanzen verbergen zu wollen. Die phan-

tastischen steinernen Ungeheuer an den Mauern, grünlich von Alter und Feuchtigkeit, hie und da auch mit Moos bedeckt, sahen grimmig und verstört hernieder. Selbst der bewohnte und noch in gutem Stand erhaltene Theil des Gebäudes hatte ein finsteres Ansehn, welches Jeden, der es sah, mit dem Gefühl einer Traurigkeit, einer niederschlagenden Verlassenheit erfüllte, die keine freundliche Empfindung aufkommen ließ. Es hätte schwer fallen müssen, sich ein hell leuchtendes Kaminfeuer in diesen öden dunkelnden Sälen oder irgend eine Herzensfreude und Lustigkeit innerhalb dieser finstern Mauern zu denken. Es schien ein Ort, wo einst wohl solche Dinge auch gewesen, jetzt aber nimmer sein konnten. Es schien nicht mehr als der abgeschiedene Geist eines Hauses zu sein, der in seiner früheren äußeren Gestalt noch auf seiner alten Stelle spukte."

Es ist bei dieser Schilderung zu bemerken, daß die erwähnten Zustände weder durch das, was vorhergegangen ist, motivirt werden, noch daß sie später etwas motiviren. Vor zweiundzwanzig Jahren ist allerdings der Besitzer des Kaninchenhags ermordet worden, es leben jetzt darin sein Bruder und seine Tochter. Der erste, Haredale, ist zwar von misanthropischer Anlage, vielfach verleumdet und in seinem Vermögen gegen den früheren Glanz seines Hauses heruntergekommen, aber die Verleumdungen haben seine gesellschaftliche Stellung durchaus nicht afficirt, und er ist noch bemittelt genug, um Schloß und Park in Ordnung zu halten. Er hätte auch Grund dazu, denn seine Nichte ist eine durchaus liebenswürdige junge Dame und wird von ihm sehr geliebt. Aber Dickens ist von der Stimmung, die das begangene Verbrechen in ihm erweckt, so durchdrungen, daß er sie nothwendig auch der nächstliegenden Natur mittheilen muß, und die Baulichkeiten gehören bei ihm immer wesentlich mit zur Natur. Dadurch wird nicht nur etwas zu viel gethan, indem das Unlebendige einen Ausdruck gewinnt, der ihm nicht zukommt, sondern auch etwas zu wenig, denn die Menschen verlieren an wirklichem Leben, was ihre Umgebungen zu viel haben. Haredale hat seit zweiundzwanzig Jahren und dann noch weitere fünf Jahre keinen andern Gedanken als den, den Mörder seines Bruders zu entdecken und dem Gericht zu überliefern. Das ist gegen die Natur: von einem einzelnen Gedanken, der ohnehin gar keine Activität zuläßt, kann man nicht siebenundzwanzig Jahre leben, ohne in Monomanie zu verfallen, was hier doch nicht sein soll. In so derben, starken Zügen Haredale's Figur geschnitten zu sein scheint, sie hat etwas Unlebendiges, man hat keine Vorstellung, wie er lebt, und alle seine Beziehungen zu andern Personen, auf die es bei der weitern Entwicklung sehr viel ankäme, sind völlig unklar und widersprechend.

Das Merkwürdigste aber ist, daß der Kaninchenhag den finsteren Eindruck seiner Unthat auch ein wenig auf das benachbarte Wirthshaus überträgt, das mit dieser Stimmung nicht das Mindeste zu thun hat.

„Der Maibaum war ein altes Gebäude, mit mehr Giebeln, als ein träger Mann an einem Sommertage zusammenzählen möchte; mit ungeheuren zickzackförmigen Schornsteinen, aus denen, wie es schien, selbst der Rauch sich nicht anders hervorwinden konnte als in beinah übernatürlich fantastischen Gestalten; und mit großen leeren Stallungen, die ein düsteres ruinenhaftes Aussehn hatten. Die Fenster waren aus rautenförmigen kleinen Scheiben zusammengesetzt, die Flur überall eingesunken und uneben, die Zimmerdecken geschwärzt von der Hand der Zeit. Unter dem Thorweg war eine altmodische Laube, mit seltsamer und grotesker Schnitzarbeit ausgeziert; und darunter standen zwei hochlehnige, mit grimm blickender Bildnerei geschmückte Armstühle, die gleich den Zwillingsdrachen aus irgend einem Feenmärchen den Eingang in das Haus bewachten. In den Schornsteinen der vielen Säle, die nicht mehr bewohnt wurden, hatten die Schwalben Jahre lang ihr Nest gebaut, und von den ersten Tagen des Frühlings an bis in den Spätherbst zirpten und zwitscherten ganze Colonnen von Sperlingen in den Dachtraufen. In dem öden Stallhof und um die Außengebäude herum gab es mehr Tauben, als Jemand außer dem Wirth zusammenzählen konnte; ihr kreisendes Schwärmen und munteres Hin- und Herfliegen paßte vielleicht nicht ganz zu dem ernsten und feierlichen Charakter des Gebäudes, allein das eintönige Girren, welches einige darunter den ganzen Tag hören ließen, stimmte vollkommen dazu, und schien das Haus in

Schlaf zu lullen. Mit seinen überhängenden Stockwerken, seinen schläfrigen, kleinen Glasscheiben und seinem über den Weg heraus gestreckten Bauch sah es wirklich aus, als ob es in Schlummer nickte, ja es gehörte keine große Phantasie dazu, um an ihm noch andere Aehnlichkeiten mit einem Menschenwesen zu entdecken. Die Ziegel, aus denen es erbaut worden, waren ursprünglich dunkelroth, jetzt aber gelb und farblos wie die Haut eines alten Mannes. Die stämmigen Balken waren wie schadhafte Zähne, zernagt und zerfressen, und hie und da schlang der Epheu seine grünen Blätter dicht um die grauen Wände, wie ein warmes Kleid, das Einen im kühlen Alter schützt."

Die Schilderung ist vortrefflich, man sieht Alles auf das lebendigste vor sich, wie es unzweifelhaft auch Dickens gesehn hat. Aber namentlich an die Spitze des Buchs gestellt, erwartet man doch, sie werde irgend einen Zweck haben. Das ist nicht der Fall. Der Maibaum hat keinen andern Beruf, als daß sich die Betheiligten in ihm versammeln und sich etwas erzählen. Diesmal freilich wird die Mordthat erzählt, und der Mörder selbst, eben aus Amerika zurückgekehrt, befindet sich unter den Zuhörern. Nur für diese Erzählung scheint der Maibaum sein phantastisches Sonntagskleid angelegt zu haben, denn gleich darauf, als ein braver und lustiger Mann, der Schlosser Gabriel Varden aus London, daran vorbeifährt, übt es einen so gemüthlichen Zauber, daß der Leser die entschiedenste Neigung fühlt, den Schlosser zu begleiten und sich in der traulichen Kaminecke an Grog und Würsten zu erquicken. In beiden Fällen ist das Licht, in dem der Maibaum erscheint, nur ein geliehenes.

Sehr viel plastischer ausgeführt als der Spiritus familiaris des Kaninchenhags ist der des Maibaums, der dickköpfige Wirth John Willet.

Dieser eigensinnige, schwerfällige, stumpfe Kerl ist nicht nur an sich höchst ergötzlich, er erfüllt auch einen dramatischen Zweck. Die Ereignisse stehen gewöhnlich so hoch über dem Siedepunkt, daß man bald abgespannt sein würde, wenn man es mit lauter heißblütigen Naturen zu thun hätte; sobald aber auch John Willet mit seinem Fischblut von dem Fieber und der Raserei ergriffen wird, empfindet man eine Steigerung, und wird von Neuem angeregt: die Gewalt des Sturmes wird um so greifbarer, je schwerfälliger die Masse ist, die er vor sich hertreibt.

Und so sind auch die spießbürgerlichen Stammgäste vortrefflich dazu ausgewählt, den Eindruck der Ereignisse zu retardiren und ihn dadurch vollständiger der Phantasie zu überliefern.

Der Schlosser, der ebenfalls zu den Stammgästen gehört, bildet mit seiner Familie, namentlich der reizenden kleinen Cokette Dolly, ein höchst anmuthiges Genrebild, dem es freilich an Chargen nicht fehlt: Miggs und Sim Tappertit sind als komische Figuren vortrefflich gedacht, aber sie lassen mit ihren grotesken Sprüngen dem Leser zu wenig Zeit, er wird mit Einfällen überschüttet und ein wenig müde.

Schwerer wiegt der Vorwurf bei einer ernsthaften Figur, auf die sich Dickens nicht wenig zu gute thut: der herzlose Weltmann Chester.

Der geistreiche Gentleman hat nur zwei Saiten, auf denen er spielt: entweder setzt er seine Doctrin aus einander, daß es kein Herz gäbe und daß man nur auf seinen Nutzen bedacht sein dürfe, oder er redet nur von seinem Herzen, wobei er die Augen verdreht und dem Publicum zuwinkt, es sei ja Alles nur dummes Zeug. Dickens weiß diese beiden Saiten mit großer Virtuosität anzuschlagen, aber es ist zu wenig, um die Vorstellung eines lebendigen Menschen zu erregen. Seine Witze sind eigentlich nur Witze, die der Autor über ihn macht: so drückt kein Mensch von Bildung seine Gedanken und Empfindungen aus. Chester erinnert zu sehr an den talentvollen Schauspieler eines Sommertheaters, der sein Talent dadurch verkümmert, daß er mit dem Publicum coquettirt; — er hört auf wahr zu sein, weil er jeden Augenblick auf den Effect spielt; er blinzelt dem Publicum zu, wenn ein recht charakteristischer Zug kommen soll, und macht zu seinem eigenen Verhalten Randglossen.

Chester wird als großer Diplomat geschildert, aber man sieht seine Kunst nur ganz dummen Menschen gegenüber angewandt, wo es so großen Aufwandes gar nicht bedurfte, und seine Beziehungen zur Welt sind eben so unklar, wie die seines Gegners Haredale. Darum liegt in seinen vielfachen Begegnungen eine gewisse Mono-

tonie. Solche ganz weltliche Naturen versteht Bulwer viel besser herauszutreiben.

Die Spuren der Mordthat sind mit echter, nur etwas raffinirter Poesie gezeichnet. Das ganze Auftreten des Mörders selbst, das Gesicht seiner zurückgelassenen Frau, die ihn mit den blutigen Händen gesehen, mit den aufgeprägten Spuren des Schreckens; der Sohn, der bald nach der Unthat geboren wurde, und dessen Geist unter dem Eindruck derselben sich verwirrte: das ist einzeln betrachtet von gewaltiger Wirkung, und auch menschlich wahr. Weniger will die Rechnung stimmen, wenn man das Ganze in Betracht zieht. Daß der Mörder zweiundzwanzig Jahre lang so ununterbrochen, wie es hier geschildert wird, von dem Gespenst seines Mordes verfolgt sein sollte, wird nicht recht glaublich, und was Barnaby betrifft, so verfällt Dickens zum Schluß in einen Fehler, der ihm mehrfach begegnet: er läßt eine Versöhnung eintreten, die durch die Natur der Dinge ausgeschlossen war.

Den Höhepunkt erreicht die Stimmung in der prachtvollen Maibaumscene zu Anfang des zweiten Theils, wo einer von den Stammgästen den Mörder gesehn und für ein Gespenst gehalten hat.

Nun tritt das zweite Motiv des Romans ein, der Aufstand der sogenannten Protestanten gegen das Papstthum; ein Motiv, das mit jenem ersten freilich zunächst nicht anders zusammenhängt, als daß einige von den Führern der Bewegung im Maibaum einkehren. Unter diesen Führern kommt Lord Gordon, wenn auch nur leicht skizzirt, gut heraus, und vortrefflich ist der wilde Hugh, einer von den Tollhäuslern, wie sie in jeder Revolution auftauchen, und die bei aller Gewalt ihres Wesens gewöhnlich Spielbälle in der Hand kalter Weltleute werden.

Gashford ist ein Heuchler von gemeinem Schlage, wie der Advocat Braß, die andern, der Henker Dennis, Simon Tappertit u. s. w., sind Chargen ohne innere Lebenswahrheit.

Der Aufstand selbst ist mit einer Kraft des Detaillirens geschildert, der nicht leicht ein anderer Dichter etwas an die Seite stellen würde. Auch hier wird man an W. Scott erinnert, an den Aufstand im „Herz von Midlothian." Der Contrast in den Farben liegt zum Theil in den Gegenständen: der Sturm auf das Gefängniß von Edinburgh wurde planmäßig geleitet, und die Führer der Insurgenten behaupteten einen mäßigenden Einfluß auf die Menge, während bei dem Sturm auf Newgate in der That Alles drunter und drüber ging. Aber die Hauptsache liegt doch im Unterschied des Talents und des Geschmacks.

Für den Augenblick wirkt Dickens viel stärker, er macht den Leser geradezu betrunken; aber ich glaube, daß W. Scott's Wirkung nachhaltiger ist, weil man ihm mehr traut: Dickens ist selbst so in Aufregung und Wuth, daß Geschworene ihn nicht für einen zuverlässigen Zeugen gelten lassen würden, während W. Scott auch das Tollste mit der anscheinenden Ehrbarkeit eines nüchternen Beobachters referirt, dem man daher glauben zu können meint. In diesem Fall erreicht er durch die anscheinende Nüchternheit gerade den großen Stil des Tragischen, während in Dickens wildem Gemälde immer etwas Genrehaftes bleibt.

Aber bewundern kann man ihn nicht genug, wie er auf die Heroen zu wirken weiß. Es ist der Mühe werth, ihm näher zuzusehen.

Der Aufstand ist bereits ausgebrochen, die ruhigen Bürger warten ängstlich auf das Eindringen der Insurgenten. Endlich kommen sie; man beobachtet sie von einem Fenster aus. „Einige liefen mit Fackeln voraus, und die Gesichter der Hauptpersonen waren deutlich sichtbar; sie mußten ein katholisches Gotteshaus niedergerissen haben, denn unter der Beute, die sie als Trophäen trugen, erkannte man Priestergewänder und Bruchstücke von Altargemälden. Bedeckt mit Ruß und Kalk und Koth, die Kleider in Fetzen, mit wild flatternden Haaren, Gesichter und Hände zerrissen und blutig von rostigen Nägeln, so flogen Barnaby, Hugh und Dennis wie Tollhäusler Allen voraus. Nach ihnen kam die dichte Masse, einige singend oder Triumphgeschrei erhebend, andere im Streit mit einander oder die Zuschauer bedrohend; einige mit großen hölzernen Trümmern, an denen sie noch wie an lebendigen Wesen ihre Wuth ausließen, indem sie sie zerstampften und zerhackten und die zerschmetterten Stücke hoch in die Luft schleuderten; einige be-

trunken und fühllos gegen die erlittenen Verletzungen, die sie von fallenden Ziegeln, Steinen und Balken bekommen hatten; einer in der Mitte, auf einem Fensterladen getragen und mit einem Tuch zugedeckt, ein bewußtloser, schaudererregender Klumpen — so — wie eine Vision von wilden Gesichtern, hie und da von einem Stück flackernden, rauchigen Licht beschienen: ein Traum von Dämonenköpfen und funkelnden Augen, in die Luft gewirbelten Stöcken und Eisenstangen; ein Schauerstück, in dem man so viel und doch so wenig sah, das so endlos schien und doch so kurz, in dem so viel Phantome waren, die man sein Leben lang nicht mehr vergessen konnte, und doch so Vieles, was in dämmerndem Helldunkel nicht zu bemerken war, — so flog es dahin und war verschwunden."

In einer folgenden Scene geht es gegen den Kaninchenhag. Der Wirth zum Maibaum hat gegen seine Gäste steif und fest behauptet, es seien alles nur Fabeln; er ist vor der Thür seines Hauses behaglich eingeschlafen. „Als er erwachte, war der Abendschein verschwunden, die Schatten der Nacht lagen dicht über der Landschaft, die Vögel waren alle zur Ruh. — — Klang denn aber kein Laut in der Luft außer dem sanften Rauschen der Bäume und dem Gezirp des Grashüpfers? — Horch! — Doch ein Geräusch, sehr fern und schwach, beinah wie das Gemurmel einer Seemuschel. Jetzt wurde es lauter, jetzt schärfer und jetzt erstarb es auf einmal, gleich darauf kam es wieder, hörte auf und kam noch einmal wieder; ward lauter, schwächer, schwoll zu einem Gebrüll an. Auf einmal brach es mit einem deutlichen Laut hervor — Menschenstimmen und Getrappel vieler Reiter.

„Willet, bei dem der äußerste Grad blödsinniger Verwirrung den Muth ersetzte, blieb sitzen wie ein Stück Holz, auf die Straße hinabsehend, von wo der Lärm mit reißender Geschwindigkeit nahte, und zog nicht einmal die Hände aus den Hosentaschen. Eine dunkle Masse wurde bald durch Staubwolken sichtbar, sie beschleunigte ihren Schritt, schreiend und heulend wie ein Haufe Wilder; und in wenig Secunden befand sich der alte Willet mitten unter einem Schwarm von Männern, die ihn wie einen Fangball einer dem andern zuwarfen. Während er nach seiner Meinung im Begriff stand fortzugehen, fand er sich, ohne nur, so viel er wußte, ein Glied gerührt zu haben, hinter seinem Schanktisch in einem Armstuhl sitzend, und sah der Zerstörung seines Eigenthums zu, als wäre es irgend ein Possenspiel von erstaunlicher und ungeheuerlicher Art, ohne daß es ihn jedoch im Geringsten was anginge. Das Credenzzimmer war auf einmal in ein Tollhaus verwandelt, die Gläser zerschlagen, die Hähne an den Fässern gedreht, die Schubladen aufgerissen, das Geld vertheilt. Männer überall, oben, unten, in den Schlafzimmern, in der Küche, im Hof und in den Stallungen, zum Fenster hereinkletternd, während die Thüren weit offen standen, über das Treppengeländer springend, während die Stiege bei der Hand war; jeden Augenblick neue Gesichter und Gestalten, schwärmend wie Insecten, lauter Lärm, Rauch, Licht, Dunkelheit, Ausgelassenheit, Zorn, Gelächter, Gestöhn, Plünderung, Angst und Zerstörung!"

Der Zug geht weiter nach dem Kaninchenhag, Willet bleibt zurück, auf seinem Stuhl angebunden. „Mit den Augen war er wach, aber mit allen Kräften des Verstandes lag er im tiefsten traumlosen Schlaf. Er sah sich rund in der Stube um, die noch vor einer Stunde der Stolz seines Herzens gewesen war; aber keine Muskel in seinem Gesicht zuckte. Die Nacht draußen lugte schwarz und kalt durch die schrecklichen Löcher in der Fensterscheibe; die kostbaren Flüssigkeiten, jetzt beinahe ganz ausgelaufen, tröpfelten noch hohlklingend auf den Boden nieder, der Maibaum sah traurig durchs zerbrochene Fenster herein wie der Bugspriet eines schiffbrüchigen Fahrzeuges; der Fußboden konnte für den Grund des Meeres gelten, so bestreut war er mit werthvollen Bruchstücken. Der Luftzug strömte kühl herein, wie die alten Thüren in ihren Angeln knackten und kreischten. Willet sah diese Zerstörung und sah sie doch nicht; er war vollkommen zufrieden, dazusitzen und danach zu starren, und fühlte kein Mißbehagen. Soweit es ihn persönlich betraf, lag die alte Zeit schnarchend im tiefen Schlummer und die Welt stand still."

Bald steigt ein großer Feuerschein auf, und man hört das Triumphgeheul der Menge, das Werk der Zerstörung ist bald vollendet.

„Wenn man Bedlam's Thore weit auf-

gerissen, es wären keine solchen Tollhäusler herausgekommen, als der Wahnwitz dieser Nacht geschaffen hatte. Es gab Kerle unter ihnen, welche auf den Blumenbeeten herumtanzten und trampelten, als ob sie feindliche Menschen mit Füßen träten; welche die Blumen von ihren Stengeln rissen, gleich Wilden, welche Menschenköpfe abreißen. Einige warfen die brennenden Fackeln in die Luft, und ließen sie auf Gesichter und Köpfe wieder herunter fallen, Andere stürzten hinauf in die Gluth, und plätscherten mit den Händen darin, als wäre es Wasser. Einem Betrunkenen, der auf der Erde lag, eine Flasche an den Lippen, kam das Blei vom Dache, weißglühend geschmolzen, wie ein Strom flüssigen Feuers auf den Schädel geflossen; sein Kopf schmolz wie Wachs davon" u. s. w.

Endlich verzieht sich die Menge und es wird still. „Der Flammenschein war zu einem schwankenden flackernden Licht eingesunken, und die Sterne, die bisher unsichtbar gewesen, blickten auf den schwarzen Haufen nieder. Ein trüber Rauch hing um die Ruinen, als wollte er sie vor jenen Augen des Himmels verbergen, und der Wind schien ihn nicht vertreiben zu wollen. Nackte Wände, ein Dach offen gegen den Himmel klaffend" u. s. w.

Gegen dies Rembrandt'sche Nachtstück gehalten, wie matt und nüchtern sehen die ähnlichen Schaudergemälde bei E. Sue oder Ainsworth aus! Man hält es für unmöglich, die Wirkung noch zu steigern, und doch geschieht es. Haredale hat von London aus den Feuerschein seines Hauses gesehen, er sprengt heran, und findet in den Ruinen den Mörder, der durch eine magische Gewalt dahin gezogen war, und den nun sein Schicksal ereilt. Diese Scene ist grandios.

Nun folgt der Sturm auf Newgate. Nach einigen Verhandlungen zündet man die Gefängnißthüren an. „Die Flammen brausten hoch und wild empor, die Gefängnißmauer schwärzend und die hohe Façade mit glühenden Schlangen umzüngelnd. Als es zu knistern, sprühen und zischen anfing wie in einem großen Ofen, als das Feuer die gegenüberstehenden Häuser bestrahlte, und nicht nur die blassen verwundeten Gesichter an den Fenstern, sondern die innersten Winkel aller Wohnungen darin erhellte, als man durch die tief rothe, heiße Gluth das Feuer mit dem Thor spielen und schäkern sah, wie es sich bald fest an seine gepanzerte Oberfläche legte, bald mit wildem Unbestand abglitt, und gegen den Himmel bäumte, dann wieder zurück kam, es in seine glühende Umarmung zu fassen und zum Verderben zu locken; als vom Wiederschein die Kirchenuhr wie am hellen lichten Tage zu lesen war, und der Wetterhahn auf seiner Thurmspitze in dem ungewohnten Schein wie ein reiches Juwel glitzerte, als die geschwärzten Steine und Ziegel sich im tiefen Wiederschein rötheten und die Fenster wie polirtes Gold aussahen, als Mauern und Thürme, Dächer und Kaminschlöte gleichsam trunken in dem zitternden Feuerglanz zu taumeln und zu wanken schienen, als Hunderte von Gegenständen, die man zuerst gar nicht sah, sich plötzlich dem Auge aufdrängten und die gewöhnlichsten Dinge ein neues Aussehen bekamen: — da fing die Canaille ihren Wirbeltanz an, und suchte unter lautem Geschrei und Geheul das Feuer zu schüren und auf seiner Höhe zu halten."

Die Ereignisse verlaufen ähnlich im „Herz von Midlothian"; auch die Stimmung des gefangenen Porteous entspricht der des Mörders, der im Wahn steht, die Menge habe es auf ihn abgesehen. Aber von dem hitzigen Fieber, das hier die Ereignisse zu durchdringen scheint, und sie schneller und schwindeliger vorübertreibt, und sie doch vollkommen deutlich zeigt, ist bei W. Scott keine Rede.

Nur noch ein Bild, in welchem Dickens' Art zu sehen vielleicht am deutlichsten hervortritt. Die Meute will das Gewölbe eines katholischen Weinhändlers stürmen. Dieser ist auf dem Dach seines Hauses, zugleich mit Haredale, auf dessen Leben es abgesehen ist. Die Menge entdeckt sie von unten und bricht in Verwünschungen aus. Sie beschließen, sich durch den Keller zu retten. Vorher warfen sie noch einen flüchtigen Blick in die Straße hinab. „Es war nur ein Augenblick, aber sie überschauten darin die ganze Canaille, wie sie sich um das Haus herumwälzte. Einige von den Bewaffneten, wie sie sich nach vorn drängten, um Fenster und Thüren einzureißen; Andere, die von der nächsten Brandstätte Feuer holten, und noch Andere, die mit emporgewandten Gesichtern ihren Weg auf dem Dache verfolgten und mit Fingern

auf sie zeigten. Alle aber rasten und brüllten den Flammen gleich, die sie angeschürt hatten. Sie sahen Einige, welche nach den Spiritusfässern heulten, die im Hause liegen mußten; Andere, die verwundet in den Hausthüren gegenüber niedergesunken waren und umkamen; hier ein erschrockenes Weib, das zu entkommen suchte; da ein betrunkener Galgenstrick, der von der Todeswunde an seinem Haupt nichts wüßte und rasend um sich hieb. Alle diese Dinge und sogar solche unbedeutende Vorfälle, wie daß Einer den Hut vom Kopf verlor, sich umdrehte oder bückte, bemerkten sie ganz deutlich, doch in einem so kurzen flüchtigen Blick, daß sie im Zurücktreten schon das Ganze aus den Augen verloren hatten, und blos Einer des Andern bleiches Gesicht und den rothen Himmel über sich sah."

Mit diesem Bilde könnte man Dickens' eigne Art bezeichnen. Seine Gabe, ein Bild mit allen Details festzuhalten, ist unglaublich: es sieht zuweilen so aus, als ob er noch andere Organe der Empfindung habe als alle andere Menschen. Sonst wendet der Dichter wie jeder andere Beobachter seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf eine besondere Seite des Gegenstandes, und wenn er die anderen Seiten schneller und lebhafter empfinden muß, um eine correcte Darstellung zu geben, so merkt man doch einen Act des Willens: er sucht, bevor er findet. Aber bei Dickens scheint es, als ob nicht blos die gewöhnlichen fünf Sinne, sondern daneben ein ganz merkwürdiges Divinationsvermögen, ohne das Zuthun seines Willens, thätig wäre, ihm das verborgene Leben der Natur zu zeigen. Das Dasein drängt sich in einer solchen Vielseitigkeit seinem Nervensystem auf, daß man meint, er höre das Gras wachsen. In einer gleichen Fülle habe ich diese Gabe, die bis zu einem gewissen Grade die Voraussetzung jeder dichterischen Kraft ist, nur bei den allergrößten Dichtern angetroffen. Daher kommt es, daß uns, ganz abgesehen vom Stoff, seine Erzählung mit der Gewalt eines wirklichen Erlebnisses fesselt. Alles Einzelne, was er giebt, beschäftigt so unabweisbar unsere Phantasie, daß wir nicht blos dem ganz Unbedeutenden, sondern auch dem Unmöglichen Interesse abgewinnen.

Jedoch die Gabe wird gefährlich, wenn nicht andere ebenso wichtige Seelenkräfte ihr das Gleichgewicht halten. Da jeder Gegenstand sich mit gleichem Leben aufdrängt, wird man leicht versucht, das Häßliche mit demselben Behagen darzustellen wie das Schöne, ja es wohl gar mit besonderer Vorliebe zu studiren, weil alle Difformität die Einbildungskraft stärker berührt als das harmonisch in sich Abgeschlossene. Sodann verliert man über der Wärme für die einzelne Anschauung und Stimmung leicht die Idee des Zusammenhangs; man empfindet zu stark die unmittelbare Wahrheit des einzelnen Gesichts, um nach dem Woher? zu suchen.

Die Aufruhrscenen aus „Barnaby Rudge" würden von viel größerer Wirkung sein, wenn man eine Ahnung davon hätte, was eigentlich die Wuth des Pöbels veranlaßt? Es sieht aus wie eine Wirkung ohne Ursache: ein Unfug von Gassenbuben, der nur darum einen so bösartigen Charakter annimmt, weil die Behörden die Hände in den Schooß legen; sobald sie eingreifen, ist die Sache zu Ende. Es ist historisch nicht unrichtig, Dickens hat bei seiner Schilderung Actenstücke aus der Zeit zu Grunde gelegt, aber ihm fehlt der sichere Standpunkt für die historischen Perspectiven, den Walter Scott immer trifft: er tritt den Charakteren, für die er sich interessirt, so nahe, daß für den Zuschauer, den er in das Gewühl mit hinein reißt, sich die Dimensionen verwirren. Wie ganz anders würden jene Schilderungen uns ergreifen, wenn die Bewegung einen wirklichen Inhalt, wenn die Leidenschaft einen wirklichen Grund und daher einen großen Zug hätte, wie in den Zeiten der englischen oder französischen Revolution. Dickens hat in den „Tales of two cities," und zwar mit großem Erfolge, einzelne Scenen von 1789 und 1793 nachgezeichnet, mit viel geringerem Aufwand: wo der Zug in den Ereignissen selbst liegt, hat man nicht nöthig, ihnen durch künstliche Beleuchtung nachzuhelfen; und wo die allgemeine Leidenschaft der Zeit, solche Ungeheuer wie Dennis, den Centauren, oder den Chef der vereinigten Bullenbeißer aus ihren geheimen Spelunken an's Tageslicht zieht, und ihnen momentan die Führung in die Hand giebt, kommen sie Einem nicht so sinnlos vor. Madame Defarge oder La Vengeance oder Jaques III. in den „Tales of two cities" sind gewiß schlimmer und gefährlicher als die Tollhäusler in „Barnaby

Rudge," aber man weiß doch, woher und wohin; mit der Furcht und dem Schrecken verbindet sich einiger Respect. Der Dichter hat durchaus das Recht, Ungeheuer zu schildern, aber dann muß er auch die Atmosphäre zeigen, die real und ideal dazu bestimmt war, sie auszubrüten.

Nach Vollendung des „Barnaby Rudge," 3. Januar 1842, reiste Dickens nach Nordamerika ab, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; bald nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die „American Notes for general circulation." Die Fahrt hat auch auf seine Kunst bedeutend eingewirkt. Die brillante Darstellung der Seekrankheit zu Anfang der Reise, später die Prairiefahrt und Aehnliches, weisen gleichsam die Palette für die später im größeren Stil ausgeführten Landschaftsbilder auf.

Als Engländer fühlt Dickens sich verpflichtet, alle öffentlichen Anstalten des fremden Landes zu studiren; die Urtheile, die er bei der Gelegenheit ausgiebt, verrathen keine übermäßig große Vorbildung. Maßgebend sind für ihn fast ausschließlich die socialen Eindrücke, und was dem Engländer in Nordamerika fremdartig vorkommt, ist der Dichter nicht unbefangen genug, sich verständlich zu machen. Er schildert Zustände und Menschen als ungemüthlich und steigert sich im Eifer zu einem wahren Raffinement des Hasses. Schon in der Heimath waren ihm die positiven Menschen, die für gemüthliches Stillleben keine Zeit haben, herzlich zuwider; für Amerika, wo in Geschäften alles mit Dampf geht, findet er nur Worte des Abscheus. Daß die Amerikaner ihm diese Schilderungen vergessen haben, spricht doch sehr für ihre Unbefangenheit und widerlegt zum Theil seine eigenen Befürchtungen.

In einem Punkt haben sich freilich die Zustände geändert: die Sclaverei ist abgeschafft, und daß Dickens durch die Macht seiner Darstellung den Abscheu der öffentlichen Meinung gegen die Sclaverei verstärkt und dadurch auf ihre Abschaffung hingewirkt hat, wird ihm die Geschichte als bleibendes Verdienst anrechnen.

(Schluß folgt.)

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Ich habe aus der großen historischen Zeit, um welche sich das leichte Gekräusel dieser Aufzeichnungen in den vorhergehenden Capiteln bewegt, nicht mehr herausgegriffen, als was davon wirklich meine ersten Jugendjahre berührte und noch lebendig in meiner Erinnerung gegenwärtig ist. Die folgenden Capitel werden die Jahre von 1815 bis 1820, von meinem zehnten bis zu meinem fünfzehnten Jahre zusammenfassen, in welchen ich das Wallmow'sche Vaterhaus mit der Schule zu Prenzlau, das Landleben mit der Stadt vertauschte.

Die zehn Jahre Landleben auf dem stillen Dorfe, dessen Einsamkeit und Weltabgelegenheit meinen Eltern, die bis dahin ihr ganzes Leben in Städten zugebracht hatten, oft so schwer zu ertragen waren, — mir sind sie das Paradies meiner Jugend, in das ich mich immer, und heute noch, vergeblich zurückgesehnt habe seit all den langen Jahren, die dazwischen liegen zwischen dem Jetzt und dem Einst. Und was ich ihnen verdanke, diesen zehn Jahren des Lebens auf dem Lande und in und mit der freien Natur — es ist mehr, als ich sagen kann. Zunächst mein Leben selbst, dessen Erhaltung bei meiner damaligen großen Schwächlichkeit in der dumpfen Enge einer großen Stadt mehr als fraglich gewesen wäre. Sodann die frühzeitige Erweckung des Sinnes und der Liebe zur Natur, die immer und überall, selbst in ihrer Armuth schön ist, und in deren Verkehr ich mein Leben lang die reinsten Genüsse und den erquickendsten und nachhaltigsten immer bereiten Trost für manches Leid gefunden. Ferner die Gewöhnung, ja die Freude an der Genügsamkeit, am Einfachen und Naturgemäßen, die mich stets begleitet haben und mich leicht ertragen und entbehren ließen, was Andern schwer und schmerzlich zu entbehren und zu ertragen war; die Abhärtung, die meinen schwachen Körper stählte, und ihn geschickt machte, der Arbeit des Lebens zu genügen; die

frühe Kenntniß und das richtige Verständniß unseres Volks, jenes sogenannten „niedern" Volks, dessen Kinder meine Spielgesellen nnd Freunde waren, und dessen Tüchtigkeit, Fleiß, Genügsamkeit, Biederkeit und Geduld bei unerträglichen Lasten und Mühen schon früh diesem „Volke" mein ganzes Herz gewannen. Das alles, alles, und wie vieles Andere noch! verdanke ich dem Glücke, einem der größten, die mir zu Theil geworden, meine Jugend auf dem Lande verlebt zu haben. —

Nur auf dem Lande wird die volle Jugend genossen. Noch jetzt, nach langen Jahren, zwischen dumpfigen Stadtmauern in quetschender Häuserenge verlebt, schwillt mir die Brust bei der Erinnerung an diese Zeit des innigsten Zusammenlebens und Webens mit der Natur, wo jede Jahreszeit, jeder Abschnitt des Daseins ganz anders lebhaft empfunden und genossen wird. Wie oft blickte ich mit wehmüthigen Empfindungen auf meine eignen Kinder, die im engen hochummauerten Hofe unter meinen Fenstern kaum hin und wieder ein Streifchen Sonnenschein erhaschten und denen der verkümmerte Birnbaum mit seinen spärlichen Blüthen den ganzen Frühling ersetzen mußte. Und wie fremd war ihnen die Natur, wenn sie Sonntags einmal hinauskamen auf die staubige Chaussee oder in irgend einen öffentlichen Garten, wo das Klappern der Kegelbahnen oder harte Blechmusik den Gesang der Vögel ersetzte. Ach, alle Kinder sind beklagenswerth, deren Jugend der buntgemalte Käfig großer Städte umgittert! Wie innig und sehnsuchtsvoll dringt dagegen auf dem Lande jedes erste Zeichen des keimenden Frühlings in das junge Herz! Wie lieb wird die allbelebende Sonne, wenn ihre warme Strahlen allgemach die lang entbehrten Tummel- und Spielplätze wieder praktikabel machen, und auf dem hochgelegenen Kirchhofe dicht am Pfarrhause, der immer zuerst trocken wird, der Ball wieder an dem altersgrauen Kirchthurme hinaufliegt, vom vierkantigen ersten Thurmdache bis hinauf zur achtkantigen zweiten Kuppel, deren Erreichung mittelst seines ledernen Balles der Stolz des Pfarrersohnes ist, der allein das Prachtstück eines solchen aus der Stadt mitgebrachten Balles besitzt, dessen Springkraft — es ist ein Stück Gummi darin — die ganze Dorfjugend mit neidender Bewunderung anstaunt! Wie klingt es süß, das lange geschweifte Horn des Kuhhirten in der Morgenfrühe, zu dem die brüllenden Rinder, langsam aus ihren Ställen und Höfen schreitend, accompagniren! Und selbst der langgezogene, gellende Fingerpfiff des Schäfers mit dem langen eisenbeschlagenen Stocke und dem würdevollruhig schreitenden Zottelspitz ihm zur Seite, der, wie sein Herr sagt, verständiger und klüger ist als mancher Mensch — er ist Musik in den Ohren der Knaben, die auf der Rampe vor dem Pfarrhause im Schatten der blühenden Obstbäume, schon in der Morgenfrühe das Leben der excellenten Feldherrn aus dem schweinsledernen Cornelius Nepos des Vaters exponiren. Dazwischen tönt das Geläut der Kirchthurmglocke, und ruft die Dorfjugend zur Schule. Da summen die Bienen in den Blüthenkelchen des Birnbaums um und über uns, und spielen die frischen Morgenlüfte mit dem jungen saftigen Laube der Weinranken. Ueberall Leben und Lebenslust, und sogar des ernsten Vaters Gesicht, das sonst beim Unterricht so strenge blickt, wird freundlicher, und mit Behagen läßt er die duftigen Ringelwölkchen der Morgenpfeife entsteigen. Denn der Frühlingsmorgen ist gar zu schön, und die Knaben exponiren heute besonders gut in Aussicht auf den verheißenen Nachmittagsbesuch bei der benachbarten Predigerfamilie in Bagemühl und seiner Perspective auf Ballspiel, Schaukel und Umhertummeln mit den drei Töchtern des würdigen Pfarrherrn, des immer heitern, immer zu Schwänken aufgelegten, der Jugend alles nachsehenden dicken Pastors Hering von Bagemühl!

Und nun gar der Sonntag, ein Frühlingssonntag!

O Jugenderinnerung, wie steigst du so golden herauf mit solchem Frühlingsmorgen, wo die duftberauschten Frühlingswinde sich im trunkenen Uebermuthe in den lichtgrünen Baumkronen schaukeln, und die blüthenweißen Streifwölkchen am blauen Himmel so verlockend in die Ferne hin weiterziehen!

Es ist ein Sonntagmorgen. Sie wandeln langsam daher aus der Kirche, in der so eben die letzten Töne des Schlußgesangs verklungen sind, die Dorfbewohner, Männer und Frauen in ihrer altererbten eigenartigen Tracht, die messingbeschlagenen Gesangbücher unter dem Arme oder in den

Händen, alle vorbei dicht an dem baumumschatteten Pfarrhause, vor dem schon der angespannte Colonuswagen wartet, der den Pfarrherrn zu den Filialdörfern führen soll, um auch dort die Herzen mit der Labe des göttlichen Worts zu erbauen. Ich kenne sie alle, die treuherzigen, wettergebräunten, von der Arbeit vorzeitig gefurchten Gesichter der Männer und Frauen, auf die der stille Sonntagsfriede seinen sänftigenden Widerschein wirft, und die jungen Dirnen und die strammen Knechte, deren Gedanken von der eben gehörten Predigt wohl schon hinüberschweifen zu dem Abendtanze im Kruge, wo heute der stelzbeinige Schäfer aus Grünberg aufspielen wird. Und was für rebellische Gedanken gegen das Regiment der sanften Mutter steigen erst in mir auf, während der Filialwagen des strengen Vaters dahinrasselt, bei der Aussicht auf einen ganzen langen freien Sonntag ohne Cornelius Nepos und Märkische Grammatik! Freilich ist es nur erlaubt, in Hof und Garten zu spielen. Aber hinter dem Garten, da lachen die Wiesen, da blitzt und flimmert in der Morgensonne der große von Schilf und Binsen umrandete Stabesee mit seinen weißen goldsternigen Wasserlilien und den betäubend duftenden goldgelben „Mummeln," die auf ihren tellerbreiten fetten Blättern schwimmen. Da wogen die jungen Roggenfelder wie ein grünes Meer, darin sich zu verstecken und rothen Mohn und Rittersporn zu suchen, so lockend ist, — vorausgesetzt, daß wir der schauerlichen Lust widerstehen mögen, den alten morschen Seelenverkäufer von Gemeindekahn heimlich von seinem Pfosten los zu machen, und mit ein paar Bohnenstangen hineinzurudern in den See, zu den Wasserlilien und Mummeln, oder gar zu den Stellen im dickſten Geröhricht dort hinten in der abgelegensten Bucht des Stabesees, wo die wilden Enten und die „Ducker," die „Seehähne" und die „Blisnörken" mit den hohen Federbüschen und den weißen Stirnplatten ihre Nester haben. Und zwischen uns und allen diesen Herrlichkeiten nur das schwache Verbot einer ängstlich besorgten Mutter und die verschlossene Gartenthür eines kaum mannshohen Plankenzauns, hinter dem schon die Hauptspielkameraden, Küsters Ludwig und des Schulzen Peter lauern und des Genossen harren! Ach, es war mehr, als ein Knabe ertragen konnte! Hinweg alle Versprechungen und Gelöbnisse, hinweg die Furcht vor dem angedrohten Fasten und der Einsperrung bei der etwaigen Entdeckung, oder gar vor der Meldung bei dem strengen Vater, — und hinüber geht's mit Klettern und Rutschen über den moosigen Gartenzaun. Nur einen Blick des Schreckens noch auf die verrätherischen gelbgrünen Streifen, die das glücklich bestandne Wagniß an den neuen weißgebleichten Leinwandhosen zurückgelassen, und dann: juchhe! hinaus über die Kohl- und Salatbeete der Außengärten, hinaus in die weite Welt, die uns gehörte, so weit sie unsern Blicken offen lag, mit allen Bäumen und allen Vogelnestern, mit See und Wiesen und Feldern, die unser war auf drei lange Vormittagsstunden voll Sonnenschein, Windesrauschen und Blüthenduft.

Nur auf dem Lande ist es Frühling!

Und auch der Samstagabend, der einem solchen Sonntage vorherging, ist eine freundliche Erinnerung. Ist mir doch heute noch der Sonnabend der liebste Tag der Woche mit seinem freien Schulnachmittage, der die Lust der Jugend ist, die er aus den dumpfen Schulstuben ins Freie entläßt, mit seinem Feierabendläuten und den häuslichen Zurüstungen und der frohen Aussicht auf den Sonntag, von dem man immer etwas Besonderes hofft. Aber den wahren echten Sonnabend erlebt doch nur ein Pfarrerssohn auf dem Lande.

Der Vormittag mit den vier bis fünf Unterrichtsstunden liegt hinter uns. Der Nachmmittag, vom Vater der ernsten Meditation und dem Memoriren der Sonntagspredigt bestimmt, theilt sich für uns Kinder in freigewählte Beschäftigung mit dem, was Jedem das Liebste ist. Da wird gezeichnet und getuscht nach Vorlegeblättern aus des Vaters Mappe, oder nach den Bleistiftszeichnungen und Farbenskizzen, die von des Vaters Hand in kleinen schwarzen Holzrahmen die Zimmer schmücken. Oder es wird in Becker's Weltgeschichte und den „Erzählungen aus der alten Welt" gelesen, Bücher, die uns nur als Belohnung für Fleiß und Wohlverhalten während der Woche, am Sonnabend und Sonntag zu diesem Behufe verwilligt wurden. Oder es werden zum Vortheile unserer Spaarbüchsen „Gevatterbriefe" in Vorrath geschrieben, deren Formularanfang lautet: „Es hat dem

allmächtigen Gott gefallen, Uns mit einem gesunden — (hier wird für das „Söhnlein“ oder „Töchterlein“ eine Lücke gelassen) — zu erfreuen,“ und die der Vater, wenn sie gut geschrieben sind, das Stück mit einem Sechser honorirt.

So kommt der Abend heran, mit ihm der gedeckte Tisch im Freien auf der Rampe, unter dem Birnbaum, den die summenden Maikäfer umschwirren. Noch ist das Gebet nicht beendet, das mir zu sprechen obliegt, da ertönt das Feierabendläuten vom nahen Kirchthurme, den Sonntag verkündend, durch die stille Abendluft. Die Kirchhofsthüre klirrt, und „einen schönen guten Abend“ wünschend, tritt Herr Becken, der Küster und Cantor von Wallmow, die Stufen der Rampe hinauf in die Nähe des abendlichen Kreises. Nach einigen Bemerkungen über das Wetter im Allgemeinen und den schönen Abend im Besondern erfolgen die Geschäftsfragen und Antworten:

„Wann eh'r befehlen der Herr Prediger, daß ich morgen einläuten soll?“ Herr Becken weiß diesmal freilich sehr wohl, daß am morgenden Sonntag, wo die Reihe an den Filialen ist, hier nicht „gepredigt“ werden wird, aber er würde es doch für eine unverzeihliche Anmaßung und Pflichtwidrigkeit gehalten haben, jene Frage zu unterlassen.

„Morgen, mein lieber Herr Becken, haben Sie selbst zu befehlen!“ lautet die scherzende Antwort, durch welche der Küster mit dem Rechte bekleidet wird, an der Stelle seines Vorgesetzten die Gemeinde von Wallmow durch Ablesung einer Predigt aus seiner gedruckten Predigtensammlung am Pulte vor dem Altar mit geistlicher Speise zu laben. — Und nun, nachdem das Geschäft beendigt und die etwaige Anmeldung irgend welcher zu taufenden, aufzubietenden, oder zu trauenden Christen geschehen ist, macht Herr Becken einen schwachen Versuch, sich unter Anwünschung einer „wohlzuschlafenden Nacht“ zu beurlauben, — einen Versuch, der aber heute, wie meistens, wenn der Vater in freundlicher Stimmung und Muße ist, durch die Einladung, noch ein wenig zu verweilen und durch Präsentirung eines Stuhles — denn „das Geschäft“ wird von beiden Seiten immer stehend verhandelt — abgeschnitten wird. Der Tisch ist unterdessen abgeräumt, zwei Gläser Bier und Pfeifen werden von mir gebracht, und bald sitzt Herr Becken, in gebührender Entfernung, bescheiden trinkend und rauchend seinem Herrn Prediger gegenüber, ein Bild des verehrendsten Respects, aber darum innerlich doch voll bewußten Stolzes über die Ehre und Auszeichnung, die er von allen seinen Collegen auf den drei Filialdörfern allein genießt, nnd die während des ganzen folgenden Sonntags noch ihren Widerschein auf sein hageres faltenvolles Gesicht wirft, während sie dem die Pfeife stopfenden und präsentirenden Pfarrersohne beim morgenden Nachmittagsbesuche in der Küsterei ein um so reichlicher gestrichenes Honigbrot einbringt.

Herr Becken — dieses „Herr“ vor dem Namen des wackern Küsters und Schulmeisters von Wallmow ist wesentlich, und ich entsinne mich nicht, daß vom Prediger bis zum letzten Dorfkinde irgend wer seinen Namen jemals ohne diesen Zusatz genannt hätte, — Herr Becken also verdient aber auch solche Auszeichnung von Seiten seines Vorgesetzten in jedem Betrachte. Einen pflichttreueren, fleißigeren, seinem Amte und seinem Vorgesetzten mehr und aufrichtiger ergebenen, bescheidneren und feinfühlendern Mann, als er war und sich während der dreißig Jahre, die ihm mit „seinem Herrn Prediger“ zusammen zu leben und zu wirken vergönnt war, unausgesetzt bewiesen hat, habe ich nie gekannt. Auch war er nicht, wie zwei seiner Collegen auf den Filialdörfern, aus der Livree des hochadligen Kirchenpatrons in den schwarzen Versorgungsrock eingerückt, sondern er war ein wirklicher Königlich Preußischer Küster und Schulmeister, und auf dem Schullehrerseminar zu Berlin unter des berühmten Oberschul- und Consistorialrath Gedike Leitung für seinen Beruf vorgebildet. Bedienter war er freilich auch gewesen, aber bei keinem Geringern als bei dem genannten Oberschul- und Consistorialrathe selbst, der ihm schließlich auch seine Anstellung in Wallmow verschafft hatte. Diese Berliner Zeit war der Stolz seines Lebens, der Silberblick, der in der Erinnerung von Zeit zu Zeit sein einsames Dorfleben erleuchtete. In Berlin hatte er auch seine Ehehälfte, deren Schwestersohn, meinen Spielgenossen Ludwig Tralles, er später in sein kinderloses Haus aufnahm, als Kammerjungfer einer „Frau Generalin“ kennen gelernt, und nichts glich dem Ge-

nusse, mit welchem die beiden guten Menschen, in stillen Sonntagsnachmittagen mir als aufmerksam lauschendem Zuhörer von dieser Berliner Herrlichkeit längstvergangener Tage zu erzählen pflegten. Da saß Herr Becken im wohlgebürsteten schwarzen Sonntagsrocke in der großen sandbestreuten Schulstube, statt des spanischen Röhrchens, des gefürchteten Schulscepters, die schwarze Ebenholzpfeife mit dem silberplattirten Abguß, ein Geschenk des wohlseligen Oberconsistorialraths, in der Hand, blaue Wolken dem selbstgepflegten Kraute behaglich entziehend, vor sich die blaugeblümte Kaffeetasse, den Schmuck des Kaminsimses. Die braune rundbäuchige Bunzlauer Kaffeekanne, der Stolz der Küsterin, füllt die geleerten Schalen immer aufs Neue mit dem Cichoriennektar, während dem Sonntagsgaste, dem elfjährigen Pfarrersohne eine Tasse Ziegenmilch und ein Stückchen weißer, kaum fünf Tage alter Semmel, — ein mitgebrachtes Geschenk des Dorfschulzen an Frau Becken von seiner letzten „Stadtreise" — seltene Genüsse gewährt. Heute ist alles Ruhe in dem sonst so lebendigen Raume. Auch die riesige Zuschneidescheere liegt müßig auf dem Schranke neben den blau und rothen Zeugstücken, die ihrer Verarbeitung zu Röcken, Brusttüchern * und Futterhemden für die Dorfbewohner harren; — denn der fleißige Herr Becken ist nicht nur Schul-, sondern auch zugleich der Schneidermeister des Dorfs, und darf selbst seinem Herrn Prediger den Hausrock anmessen. Die frisch gewaschenen vielscheibigen Fenster blicken so freundlich; die neugeweißte Stube glänzt so festlich, und vor dem offenen Gartenfenster spielen die Ranken des wilden Weines. Der Hauskater Peter, der grau- und weißgefleckte Liebling der Küsterin, spinnt schlummernd in Frieden und Eintracht neben dem Fliegen schnappenden Pinoor, dem braungezottelten Haushunde, auf der sonnigsten Diele des Zimmers. Zwei Lachtauben lassen ihr girrendes Kurren in gemessenen Pausen ertönen, und hinter dem Holzgitter, unter den Füßen des schwarzen umfangreichen Kachelofens knuspert ein junges Häschen, das Küsters Ludwig, beim Krautsuchen für die Ziege, im jungen Weizen auf der Wöhrde gefangen, an frischen Kohlblättern. Und unter allen diesen Herrlichkeiten saß ich und lauschte den Erzählungen von der Wunderstadt Berlin, mit dem riesigen Schlosse und dem großen Kurfürsten zu Pferde, der ganz von Metall mit vier angeketteten Riesen zu seinen Füßen, und vom „alten Fritze" mit dem Krückstocke und der Schnupftabakstasche von Hirschleder in der Weste, dessen Bildniß neben dem des wohlseligen Oberschul- und Consistorialraths an der Wand hing, und den Herr Becken nicht nur „oft genug" gesehn, sondern einmal sogar — gesprochen hatte!

Das hing aber so zusammen. Am Morgen eines großen Paradetages hatte sich der junge Seminarist mit den beiden Kindern seines Oberconsistorialraths, die er im Lesen und Schreiben unterrichtete, unter dem Schutze eines befreundeten Schloßlakaien in einem Winkel des Schlosses dicht an der Treppe postirt, welche der alte König passiren mußte. Endlich erscheint der große Augenblick. Der König mit Dreimaster und Krückstock steigt langsam die Treppe hinab; ihm nach in ehrerbietiger Entfernung das Gefolge. Sein Adlerauge fällt auf den schwarzröckigen Seminaristen mit den beiden Knaben in der Ecke. — „Wer ist Er?" — Zitternd erfolgt die Antwort: „Ew. Majestät zu Befehl, der Lehrer dieser beiden Kleinen Sr. Hochwürden des Herrn Oberschul- und Consistorial- — „Ah! ah! ... pauker!" und mit einem leisen Lächeln auf den strengen bronzenen Zügen schreitet der König von dem in Angstschweiß Gebadeten weiter. Mit freudestrahlenden Gesichtern über dies Zeichen guter Laune des gefürchteten Gebieters folgen ihm die Generale.

Diese Geschichte war der Solitär unter dem Geschmeide von Herrn Becken's historischen Lebenserinnerungen, dessen Bewunderung mir an Sonn- und Festtagen vergönnt wurde. Daran reihten sich Geschichten von großen „Fêten" im Hause des Oberconsistorialraths, bei denen Herr Becken, eine ganze Säule von Tellern auf geschickter Hand balancirend, — für mich eine haarsträubend gefährliche Vorstellung — aufgewartet; von großen Auffahrten beim Minister mit Kutschen, viel prächtiger als die des Kammerherrn auf dem Nachbardorfe Woddow, bei welchen er in reichbetreßter „Uniform" — so nannte Herr

* Brusttuch (Bostdook) heißt im Uckermärkischen Platt die Weste.

Becken stets seine damalige Livree — auf dem Kutschentritte paradirt. Nicht minder glänzend lauteten die Mittheilungen aus den Denkwürdigkeiten der hagern Küsterin von ihrer Kammerjungferzeit bei der „Frau Generalin." Doch ein wesentlicher Unterschied charakterisirte Beider Erzählungen. Denn während Herr Becken, ganz durchdrungen von der Würde seines geistlichen Amtes, doch immer die höhere Befriedigung an seiner jetzigen Lebensstellung durchblicken ließ, zeigten die Darstellungen der Frau Becken dagegen eine nur schlecht verhehlte Sehnsucht nach jenen glänzenden Tagen hauptstädtischer Herrlichkeit und kammerjungfräulicher Hoheit. Sie war, nach ihrer Ansicht, herabgestiegen von ihrer Höhe zu der bescheidenen Stellung einer Frau Küsterin auf einem einsamen uckermärkischen Dorfe, und alle die langen Jahre hatten den Riß nicht zu füllen vermocht, der in ihrer Phantasie zwischen dem Einst und Jetzt bestand. Diese von Zeit zu Zeit hervortretende Unzufriedenheit seiner obenein kinderlosen Ehehälfte, war das Einzige, was zuweilen den Horizont Herrn Becken's trübte, der seinerseits sehr wohl fühlte, daß er, indem er die „Uniform" mit dem schwarzen Küsterrocke vertauscht hatte und statt der Röcke des Herrn Oberschul- und Consistorialraths jetzt die Rücken und Seelen der ihm anvertrauten Schuljugend reinigte und ausklopfte, vielmehr einen Schritt in die Höhe gethan habe.

Aber der Kaffee ist getrunken, die Ebenholzpfeife ist ausgeraucht und in den Schrank gestellt, der braunzottige Pinoor ist munter geworden und schmiegt sich streckend und wedelnd an das Knie seines Herrn, der Hut und Stock ergreift, um seinen Sonntagsspaziergang ins Feld, — den einzigen, den er sich überhaupt in der Woche gestattet — zu machen und in Feld und Flur zu sehen, wie das Korn gedeiht und die Kartoffeln stehen.

Ich begleite ihn natürlich. Beim Heraustreten begegnet uns die Dienstmagd des Schulzen, einen dicken glattgeschälten drittehalb Fuß langen „Knüppel" in der Hand, an dessen oberen Ende ein Papierzettel befestigt ist, auf dem in schwerfälliger Dorfschulzenhandschrift die Worte: All' to Hoop! zu lesen stehen. * Zugleich öffnet sich die Thür des nachbarlichem Schulzenhofes und der Dorfschulze Stolzmann, seinen großen schwarz- und weißgefleckten „Tyras," den gefürchteten Beherrscher aller Dorfhunde, zur Seite, tritt langsam heraus, nimmt die grünsammtne schirmlose Sonntagskappe mit dem kostbaren Otterbräm langsam ab, fährt mit dem halbmondförmigen großen Messingkamme zweimal rückwärts durch die flachsgelben Haare, in denen der Kamm schließlich über dem Nacken sitzen bleibt, und bietet dann näher zutretend seinem „Herrn Gevatter Becken" die breite riesige Hand zum Gruße.

„Guten Abend, Gevatter Stolzmann! Was ist denn vorgefallen, daß Ihr heute den Knüppel herum schickt, am lieben Sonntage?"

Der Dorfschulze streicht noch einmal mit dem Messingkamme durch das Haar, nicht ohne den Ausdruck eines gewissen innern Verdrusses über die Verlegenheit, die ihm heute wieder sein sorgenvolles Schulzenamt bereitet hat, und antwortet dann langsam: „Da häbb' ick all' werra en Dings krägen! (da habe ich schon wieder ein Ding, das heißt ein Zuschreiben vom Landrathe, bekommen).

Herr Becken erfährt jetzt „officiell," was er jedoch bereits weiß, daß der „Schandar" (der Gendarme), der gestern ins Dorf eingeritten, ein Schreiben vom Landrathamte gebracht, und daß der Schulze, der mit seinem Herrn Gevatter Küster von der letzten Schulversammlung her etwas gespannt ist, sich vergeblich den ganzen Sonnabend Abend und Sonntag Morgen abgemüht hat, den Sinn dieser verzwickten Curialfloskeln mit den eingestreuten Fremdworten herauszubringen.

„Nun, wir werden ja sehen, Herr Gevatter, was „das Dings" enthält. In einer kleinen Stunde werde ich wieder vorsprechen, und wir wollen die Sache dann schon in Richtigkeit bringen, ehe die anderen Bauern kommen."

Nachdem somit zwischen den beiden Hauptmächten des Dorfs das gute Einverständniß durch Vermittlung des unverständlichen Jargons der landräthlichen Schreiberei wieder hergestellt ist, trennen

* All' to Hoop = Alle zusammen. Aufforderung an die Hofbesitzer der Gemeinde, sich bei dem Schulzen zu versammeln. Von einer solchen Botschaft hieß es: de Knüppel geit rüm (der Knüppel geht herum). —

sich die beiden Gevattern sehr befriedigt. Der Schulze geht erleichtert in seinen Hof zurück, denn er hat jetzt nicht mehr zu befürchten, sein Ansehen bei der Bauerschaft durch eingestandenes Nichtverstehenkönnen der Anschreiben seiner Behörde aufs Spiel zu setzen. Herr Becken seinerseits erblickt seine Stellung als Vertreter der Intelligenz in Sachen officieller dörflicher Angelegenheiten neu gesichert, sein neuliches Mißverständniß mit dem Gevatter Schulzen ausgeglichen, und seinen schadhaften Gartenzaun, um dessen Reparatur auf Dorfkosten es sich handelte, schon so gut als hergestellt. So stiftet denn der verrufene Beamtenstil doch wenigstens hier und da etwas Gutes.

Siebentes Capitel.

Bei solchen Anlässen, wie der zuletzt erwähnte, durfte ich selbst Herrn Becken in die Wohnung des Schulzen, wo sich der Wallmow'sche Senat versammelte, begleiten.

Dies hatte seinen Grund in folgendem Umstande. Wer nämlich nur einigermaßen mit Sprache und Ausdrucksweise deutscher Behörden in ihren Erlassen bekannt ist, der weiß auch, daß in denselben selten oder niemals die gehörige Zahl jener, den meisten Volksgenossen unverständlichen Fremdwörter lateinischen Gepräges fehlt, die für die amtliche Sprache dasselbe bedeuten zu sollen scheinen, wie der rothe Kragen an der Amtsuniform: beide nämlich verleihen erst vollständig die gehörige Würde und das nöthige Ansehen. Für solche Fälle nun benutzte mich Herr Becken als Dolmetscher, den ich bei meiner Kenntniß des Lateinischen und Französischen gar wohl abgeben, und dabei um so zuversichtlicher verfahren konnte, als in zweifelhaften Fällen eine Kritik meiner Auslegung nicht zu befürchten war.

Dagegen erwies mir der wackere Mann wieder seinerseits die wichtigsten Gegendienste. Nicht nur war er allezeit bereit, mir mit seiner Kunst zu Hülfe zu kommen, wenn ein Stück meiner Kleidung, zumal des Sonntagsstaats, bei irgend einer Kletterexpedition einen Schaden genommen hatte, für den ich im Vaterhause strenge Rüge oder auch wohl mehr als das befürchtete; sondern auch in andern Dingen hatte ich ihm Vieles und Mannigfaches an Kenntnissen aller Art in Bezug auf Garten, Feld und Wirthschaft zu verdanken, was mir als einem Stadtkinde um so mehr fremd war, da mein Vater, dem Landleben stets ferne stehend, weniger geschickt war, mich darin anzuleiten. Sogar den wissenschaftlichen Unterricht, den ich bei dem Vater genoß, ergänzte er in einem wesentlichen Stücke, in der Kunst des Rechnens, worin er ebenso geschickt war als ich mich unanstellig und schwer begreifend erwies, zum großen Aerger meines Vaters, der diesen für mich oft thränenvollen Unterricht zuletzt ganz in Herrn Becken's Hände legte. Auch meine Lesesucht fand in seiner kleinen Bücherei vielfache Befriedigung. Er besaß unter andern eine ziemliche Anzahl der Schriften des damals berühmten Volksschriftstellers Rudolf Zacharias Becker — desselben, dessen Erstlingsschrift, die Beantwortung der von der Berliner Akademie (1779) gestellten Preisfrage: ob es nützlich sei, das Volk zu täuschen? den Preis gewonnen hatte. Unter diesen Schriften befand sich auch das mit zahlreichen Holzschnitten verzierte „Noth- und Hülfsbüchlein," oder „Lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim," in welchem ein praktisches Beispiel der Selbstbildung der Einwohner eines Dorfes, für den Landmann lebendig anregend, dargestellt war, und das ich mehr als einmal von Anfang bis zu Ende durchlas. Noch heute sehe ich sie lebendig vor mir, die Figuren des fleißigen und ordentlichen Musterbauern „Wilhelm Kleinjogg" und seines Widerspieles und Gegensatzes des „Saufjochen," der zuletzt elendiglich in einer Mistpfütze umkommt, aus welcher mit den Beinen herausragend ihn der begleitende Holzschnitt darstellte.

Daneben besaß Herr Becken auch noch interessantere Sachen. Da war z. B. eine „in diesem Jahr" gedruckte Beschreibung der Thaten Schill's bei seinen Streifzügen aus Kolberg, darin unter andern das Lied enthalten war:

Seid lustig, ihr Brüder, das Ding freut uns prächtig:
Der Kaiser von Frankreich ist Kolberg's nicht mächtig!
Er ließ zwar durch seinen Trompeter ansagen,
Daß er gleich die Festung von Kolberg wollt' haben.
Der brave Commandante antwortet ihm d'rauf:
„Wir geben die Festung von Kolberg nicht auf!
Wir haben Kanonen und Pulver und Blei,
Und 's sind auch noch brave Preußen dabei.

Einer der Holzschnitte stellte Schill vor, wie er, den Säbel zwischen den Zähnen, in jeder Hand eine gespannte Pistole, einen französischen General und seine ganze Begleitung in einer Bauernstube überfällt und zu Gefangenen macht. Da waren ferner die Geschichten von der schönen Genoveva und dem argen Golo, vom hörnernen Siegfried und von der schönen Magellone und endlich eine große Foliobibel mit unzähligen Holzschnitten. Alle diese Dinge, zu denen noch von Seiten der Küsterin ein Traumbuch und Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" mit der Verzeihungsscene als Titelvignette kamen, standen mir bei meinen Besuchen zu Gebot, und selbst die auf Pappe gezogenen, in Kupfer gestochenen Vorlegeblätter für die fertigeren Schreibschüler, welche zahlreiche historische Anekdoten aus dem Leben des alten Fritz enthielten, durfte ich durchlesen und ihre Fracturschrift, aus der die erste Reihe bestand, nachzuahmen versuchen.

Ich habe schon früher erwähnt, mit welchem Eifer sich mein Vater befleißigte, meinen Unterricht in Sprachen und Wissenschaften zu fördern. Da er mich wie meinen Bruder Wilhelm von Anfang an zum „Studiren" bestimmt hatte, so stand der Unterricht in den alten Sprachen, zunächst im Lateinischen, obenan. In meinem neunten Jahre las ich bereits mit ihm die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, auf welche dann weiterhin Justin's Auszug der Weltgeschichte und Cäsar's Gallischer Krieg folgten, bei welchem letzteren ich mit meiner Theilnahme durchaus auf Seiten des kühnen, für seines Vaterlandes Unabhängigkeit so ritterlich kämpfenden gallischen Helden Vercingetorix stand, gerade wie ich es in der Geschichte der Punischen Kriege, die ich aus Livius lernte, mit Hannibal hielt, der durchaus mein Held war und blieb. Auch an Cicero wagten wir uns, und die Paradoxa, und die kleinen anmuthigen Schriften „über das Alter" und „über die Freundschaft" las und übersetzte ich schriftlich unter des Vaters Leitung mit allem Fleiß, wenn auch mit weniger Interesse als die genannten historischen Autoren. Zuletzt unternahm er es sogar, mich an den Horaz zu bringen, von dessen leichteren Oden wir einen ziemlichen Theil nach der Ausgabe des würdigen Schulrectors Caspar Gottschling durcharbeiteten, dessen Vorrede mit dem originellen Stoßzeufzer begann: „Gottlob! lieber Leser, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig. Ich habe Dir denselben so leicht gemacht, daß Du mir dafür dankbar sein wirst, wenn Du irgend ein erkenntliches Gemüthe hast. Komme mir also nicht damit, daß ich Dieses und Jenes hätte anders machen sollen: ich weiß dies so gut und besser als Du, aber ich habe zu Allem meine Gründe gehabt, es so und nicht anders zu machen!".

Unsägliche Freude machte mir die Erlernung des Griechischen, das mein Vater nach Anleitung der alten Waisenhausgrammatik mit mir begann, auf deren Titel das Verbum *Τύπτω* in Form eines vielästigen Stammbaums mit allen seinen Temporibus und Modis prangte. Der Beginn dieses Unterrichts war mir vom Vater als Belohnung versprochen, wenn ich die schriftliche Uebersetzung der drei letzten Biographien des Cornelius Nepos zu seiner Zufriedenheit in meinen Freistunden beendet haben würde. Mein Vater hatte überhaupt die Maxime, die Beschäftigung mit gewissen Zweigen des Unterrichts uns als Belohnung des Fleißes und Wohlverhaltens aufzustellen. Dahin gehörte, wie ich bereits früher erwähnt habe, das Zeichnen an den beiden freien Nachmittagen des Mittwochs und Sonnabends, und ebenso die Geschichte, in der er selbst uns nur insoweit unterrichtete, daß er uns die Hauptbegebenheiten und Perioden derselben nach dem sogenannten „kleinen Bredow" auswendig lernen ließ. Das Weitere überließ er uns selbst. Er hatte dazu die neun Bände der in ihrer Art unübertrefflichen Becker'schen „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer" mit schwerem Gelde angeschafft, von der er mir allmälig einen Theil nach dem andern zur Lectüre in die Hand gab, doch so, daß ich einen neuen Band immer erst dann zum Lesen erhielt, wenn ich über den Inhalt des vorhergehenden ihm erzählend die genaueste Auskunft geben konnte, und mich auch in den betreffenden Jahreszahlen völlig fest erwies. Bei meinem ausgezeichneten Gedächtnisse und meiner großen Liebe zur Geschichte, gelang mir das meist in kürzerer Zeit, als er erwartet hatte, wie ich denn im Stande war, ganze Abschnitte des Werkes ihm fast wörtlich wiederzuerzählen. Noch mehr war dies

der Fall mit der Lectüre eines andern Buches, mit den drei Bänden der „Erzählungen aus der alten Welt“ von demselben Verfasser, welche der Vater uns gleichfalls einen nach dem andern unter denselben Bedingungen in die Hände gab. Die Lectüre dieses Buches, aus dem wir den Hauptinhalt der Ilias und Odyssee und der bedeutendsten andern griechischen Heroensagen uns spielend aneigneten, begeisterte uns im höchsten Grade. Wir führten die Kämpfe und Lanzenwürfe der Helden vor Troja mit höchster Leidenschaft und unter Anwendung aller dazu gehörigen Redensarten auf, und richteten dabei unter den Bohnenstangen des Gartens, die uns als Lanzen dienten, so arge Verwüstung an, daß sich die Mutter oft genöthigt sah, unserm kriegerischen Wüthen durch die Drohung Einhalt zu thun, dem Vater, in dessen Abwesenheit auf seinen Amtsreisen wir unsere Homerischen Lanzenkämpfe ausführten, von unserem Treiben Anzeige zu machen.

In meinem zehnten Jahre ward der bisherige Unterricht noch durch das Hinzutreten eines neuen Gegenstandes vervollständigt, nämlich durch den Unterricht in der Musik, an dem mein anderthalb Jahre jüngerer Bruder Wilhelm gleichfalls Theil nahm.

Mein Vater war sehr musikalisch. Er besaß eine nicht geringe Fertigkeit im Clavierspiel, und eine überaus anmuthige, wohlausgebildete Tenorstimme, und er hatte außer dem eigenen Genusse, sich durch diese Talente, sowohl Unterricht gebend als gesellschaftliche Kreise erheiternd, manche Vortheile in seinem Lebensgange, ja sogar manche wichtigen Gönner und Freunde, wie er erzählte, erworben. Die Möglichkeit solcher Vortheile auch uns zu gewähren, war daher sein eifrigstes Bestreben, ganz abgesehen davon, daß er alle Erziehung und Bildung ohne Musik für unvollständig hielt. Sein Pianoforte hatte er in den Nothjahren von 1806—1810 verkaufen müssen, und die ersten vier bis fünf Jahre in Wallmow, mit ihren Kriegsnöthen, waren nicht dazu angethan, ihm die Mittel zur Wiederanschaffung eines solchen zu gewähren. Aber kaum war der Krieg beendet, als er daran ging, jenen Mangel zu ersetzen. Ein schönes neues Fortepiano ward für hundertzwanzig Thaler, zahlbar in mehreren Jahresraten, in Stettin gekauft, und er selbst unternahm es, dasselbe mit seinem Holsteiner Korbwagen von dort abzuholen, da er den Transport des kostbaren Besitzstücks einem Bauern unmöglich anvertrauen konnte.

Diese Reise, auf der ich ihn begleitete, war die erste größere Reise meines Lebens. Die Stadt, ungleich volkreicher und größer als Prenzlau, mit ihren stattlichen Thoren und gewaltigen Festungswerken; der breite Oderstrom mit dem Gewimmel der haushohen vielmastigen Schiffe, das lebhafte Treiben in den engen hügelauf- und absteigenden Straßen und Gassen, der Paradeplatz, wo ich die Marmorstatue des großen Friedrich in der Sonne leuchten sah, die hohen Häuser, die mir wahrhaft gigantisch erschienen — das Alles machte auf mich den lebhaftesten Eindruck. Wir logirten bei einer befreundeten Kaufmannsfamilie, wo es zu Ehren des Gastes hoch herging, und wo die hohen buntgemalten Zimmer, die großen Kupferstiche und Bilder an den Wänden, mir von königlicher Pracht zu sein dünkten. So behielt ich von Stettin einen Eindruck, der noch lange fortdauerte, und mich diese Stadt noch lange als einen wünschenswerthen Aufenthaltsort betrachten ließ. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die allgemeine gehobene Stimmung der Menschen, in denen die Begeisterung des siegreich beendeten Krieges und die Freude über die Befreiung aus drückender Noth noch fortklang. Eine Wasserpartie nach Frauendorf, zu Ehren meines Vaters veranstaltet, bei der die Kähne unter fröhlichem Gesang auf dem spiegelnden Strome dahinglitten, und des mitgenommenen Weines nicht geschont ward, bildete den Abschluß dieses glücklichen Aufenthaltes.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit unserm wohlverpackten Pianoforte ab. Auf dem Wagen war nur eben so viel Platz übrig, daß wir beide leidlich sitzen konnten. Meist jedoch wurde der Weg, neben dem Wagen her, zu Fuße gemacht, was nicht allzu beschwerlich war, da der Vater, welcher selbst die Zügel führte, da er den Knecht aus Mangel an Platz nicht mitgenommen hatte, der holprigen Wege und der kostbaren Ladung halber, nur Schritt fuhr, und da unterwegs in Löcknitz und Bagemühl gerastet wurde. Der gute Vater war in der heitersten Stimmung. Denn

die Aussicht auf den langentbehrten Besitz und die Vorfreude an den Genüssen, die ihm derselbe gewähren sollte, vereinten sich bei ihm mit der Erwartung der Fortschritte, die ich, wie er nicht zweifelte, unter seiner Leitung machen würde. Schon vorher hatte er uns beiden Aeltesten mittelst einer starken eingeschnittenen Papptafel die Claviaturtonleiter und die Noten kennen gelehrt, und so versprach er mir, daß ich, wenn ich nur recht fleißig sei, bald genug den „Marsch von Mantua" mir selbst werde spielen können, den ich ihn unter andern Musikstücken zum öftern hatte im Hause des Amtmann Sänger zu Schmöllen vortragen hören, und der mir als ein Höchstes musikalischer Kunstleistung erschien.

Zu Hause erregte unsere glückliche Ankunft ebenso große Freude. Denn mein Vater hatte für die Mutter nicht nur ein schönes Umschlagetuch, das sie nothwendig brauchte, sondern auch noch eine ganz besondere Ueberraschung mitgebracht. Es waren dies sechs neue silberne Eßlöffel, der erste Ersatz für das auf dem Altare des Vaterlandes geopferte Silberzeug. Bei dem Erblicken dieser blanken Herrlichkeit umarmte meine Mutter den Vater mit Freudenthränen, und die Großmutter betete mit gefalteten Händen einen frommen Spruch. Sie und die Eltern aßen jetzt wieder mit silbernen Löffeln, während die zinnernen, die sie bis dahin geführt hatten, an uns kamen und die häßlichen scharfen Blechlöffel verdrängten.

Mein Vater begann jetzt den Musikunterricht mit einem Eifer, der durch meine raschen Fortschritte nur noch mehr angespornt wurde. Wie alle unsere Lehrstunden waren auch diese streng geregelt und die eigentlichen Unterrichts- sowie die zur Uebung bestimmten Stunden täglich festgesetzt. Ein Ausfall der einen oder der andern, der wegen häuslicher Beschäftigungen, wegen eines Besuchs oder eines Ausfluges über Land vorkam, mußte unverbrüchlich ersetzt und das Versäumte nachgeholt werden. Er selbst war darin, wie in allen Dingen, nicht strenger gegen uns als gegen sich selbst. Was Ausruhen und Erholung sei, schien er für sich selbst gar nicht zu kennen. Die Freigebigkeit, mit welcher der sonst so sparsame Mann dabei für alle unsere Ausbildung betreffenden Anschaffungen an Büchern und Globen, an Zeichenapparaten, Karten und Musikalien immer Geld übrig hatte, während er sich selbst und uns in allem Aeußerlichen auf das Einfachste, Wohlfeilste und Nothwendigste beschränkte, übertraf weit Dasjenige, was mir im späteren Leben bei viel wohlhabendern Familien vorgekommen ist. Auch bildeten seine jährlichen Buchhändler- und Musikalienrechnungen den beträchtlichsten Posten seiner Ausgaben, in denen er sich trotz seiner guten Stelle doch um so mehr zu beschränken hatte, als manche Schuldverpflichtungen von der Prenzlauer Nothzeit her auf ihm lasteten, und die Kriegsjahre und die geringen Preise des Getreides, aus dem seine Haupteinnahme bestand, ihn sehr zur Oekonomie nöthigten.

Und hier ist wohl der Ort, wo ich von des vortrefflichen Mannes Erziehungsgrundsätzen, nach denen meine Jugend geleitet worden ist, und denen ich den größten Theil dessen, was ich geworden bin, zu danken habe, etwas ausführlicher berichten mag.

Achtes Capitel.

Mein Vater hatte diese Grundsätze aus den Erfahrnissen seines eigenen Lebens sich gebildet, und der Gang dieses Lebens war ein sehr harter und rauher gewesen. Ein Kind der Armuth, ja des Elends, hatte er den Segen eines Vaterhauses und einer elterlichen Erziehung nie gekannt, sondern sich früh und lange unter Fremde beugen, fremder Leute Gunst suchen, fremde Wohlthaten annehmen, sich in drückende Abhängigkeit fügen müssen. Nur hierdurch und durch unglaubliche Anstrengungen war es ihm gelungen, unter Mühsal, Noth und Entbehrungen aller Art seinen Weg ins Leben durchzukämpfen, und sich aus Dunkelheit und Niedrigkeit zu einer Stellung emporzuringen, die ihm beim Rückblicke auf seinen Ausgangspunkt wohl als eine Höhe des Lebens erscheinen durfte. Diesen beschwerlichen Weg seinen Söhnen zu ersparen, war der Stolz und das Ziel seines Strebens. Sie sollten es besser und leichter haben, als Er es gehabt; aber sie sollten auch stets dieses Glückes, dieser Bevorzugung des Schicksals dankbar eingedenk sein, und nicht nur ebensoviel, sondern mehr werden und leisten als er geworden

war und geleistet hatte. Das sprach er uns oft und früh aus, und dieser Gedanke gab seiner Erziehung bei all seiner väterlichen Liebe und Sorgfalt zuweilen etwas Hartes und Ueberstrenges, das mir als dem Aeltesten, zumal bei meiner weicheren Gemüthsart, fühlbarer und empfindlicher war, als meinen jüngern Brüdern, bei deren Erziehung sich überdies im Laufe der Zeit Manches in diesem Zuge seines Wesens milderte.

* * *

So waren denn Unabhängigkeit und Freiheit das Ziel, auf das er in seiner Erziehung bei uns lossteuerte, Freiheit und Unabhängigkeit von der Gnade Anderer durch Entwicklung aller unserer Kräfte und Fähigkeiten zu jenem Selbstvermögen — jener Autarkie, wie die Griechen sich ausdrücken — die es dem Menschen möglich macht, überall auf eigenen Füßen zu stehen.

Aber um dieses Ziel zu erreichen, schien ihm eine *strenge* Erziehung unentbehrlich. Je mehr er im Sinne des Goethe'schen Spruchs:

„Man könnte erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern selbst erzogen wären!"

von sich sagen konnte, daß er selbst ein „Erzogener" sei, um so fester stand bei ihm die Ueberzeugung: daß die Vernunft und Einsicht des erziehenden Vaters vorläufig dem zu erziehenden Kinde unbedingt statt der eigenen dienen, daß Wille, Anordnung und Gebot der Eltern unbedingten Gehorsam und pünktlichste Befolgung finden müßten. Auch entsinne ich mich nicht, daß es mir, oder später meinen Brüdern jemals in den Sinn gekommen wäre, daß es auch nur möglich sei, gegen die Absolutheit seiner Anordnungen irgend eine Einwendung zu machen. Es ist wahr, meine verehrende Liebe für den Vater war nicht ohne eine Beimischung von Furcht, weil seine Strenge zuweilen, durch Neigung zum Jähzorn, in Heftigkeit ausartete; aber meine Liebe für ihn war und blieb doch immer unendlich größer als meine Furcht. Und wenn Jemand gegen den Grundsatz der absoluten Unterordnung und des unbedingten Gehorsams bei der Erziehung Einwände erheben und auf die Nachtheile für die Charakterausbildung des zu Erziehenden hinweisen sollte, so weiß ich demselben nicht besser als durch die Thatsache zu entgegnen: daß aus dieser Erziehung alle drei Söhne als willensstarke, charakterfeste, ihren Ueberzeugungen treue Männer hervorgegangen sind. „Wer nicht Gehorchen gelernt hat, wird nie richtig zu befehlen verstehen, weder sich noch Andern!" Dies Wort meines Vaters hat sich mir in meinem Leben überall als ein wahres erwiesen.

Ein anderes seiner Lieblingsworte: „Selbst ist der Mann!" brachte er bei unserer Erziehung auf alle und jede Weise in Anwendung. Obschon wir mehrere Dienstleute hielten, mußten wir Kinder doch, sobald wir unsere Hände brauchen konnten, in aller und jeder Weise uns selbst bedienen. Was er selber aus Noth bis in seine Studentenjahre hatte thun müssen, das sollten wir in Freiheit thun, uns für alle Fälle daran gewöhnen lernen. So mußten wir unsere Kleider selbst reinigen und unser Schuhzeug selbst putzen, wobei noch der Vortheil herauskam, daß wir uns in Acht nehmen lernten, damit wir nicht unsere Arbeit selbst erschwerten und vergrößerten. Einen abgesprungenen Knopf lernten wir früh selbst annähen — eine Kunst, die mir später auf meinen Reisen, zumal in Italien, sehr wohl zu Statten gekommen ist. Fertiges Spielzeug, außer in frühester Kindheit einmal einige Schachteln mit Bleisoldaten, einer Stadt und einer Viehheerde zu Weihnachten — bekamen wir niemals von ihm gekauft; wohl aber lehrte er uns Vieles, was dahin einschlug: unsere Bogen und Pfeile, unsere Lanzen und Säbel, unsere Reisen, unsere kleinen Handschlitten, mit denen wir Winters von den Schneehügeln herabsausten, unter seiner Leitung selbst machen; und wo sein eigenes Können nicht ausreichte, da half die Kunstfertigkeit unserer ländlichen Spielkameraden aus der Dorfjugend nach, von denen wir bunte Bälle, inwendig mit einem bindfadenumschnürten Korkpfropfen versehen, zu stricken, und aus der Rinde der saftigen Weide kleine und große Flöten und Schalmeien machen lernten.

Aber nicht nur uns selbst, sondern auch die Eltern zu bedienen wurden wir angelernt. Da wir keine Schwester hatten, so mußte in vielen Beziehungen einer von uns deren Stelle vertreten, indem das Departement des Innern und des Aeußern

wochenweise unter uns beiden ältesten Brüdern abwechselte. Derjenige von uns, welcher mit dem ersteren betraut war, hatte außer dem Tischdecken, das wir beide gemeinsam besorgten, das Putzen unserer eigenen Messer und Gabeln vorzunehmen, und darauf zu achten, daß auf dem Tische selbst nichts von dem nöthigen Geräthe fehle. Er hatte dafür zu sorgen, daß des Vaters Pfeifen vom Kutscher wöchentlich gereinigt wurden, und stets gestopft nebst Wachsstock, Feuerzeug und Fidibussen an ihrem Platze auf dem Pfeifentische standen. Er hatte sich ferner zu unterrichten, ob in der Küche gehöriger Vorrath von kleingemachtem Holze befindlich sei, und allabendlich hatte er vor dem Abendtische in dem großen Hause die Runde zu machen, und nachzusehen, ob Kellerthür und Vorrathskammer, Bodenfenster und Bodenthür wohl verwahrt und verschlossen seien.

Der Departementschef des Aeußern hatte ähnliche Besorgungen. Er hatte täglich dem Knechte den Haser für das Pferd zuzumessen, und das Mengen desselben mit der vorgeschriebenen Quantität Häcksel zu beaufsichtigen; er hatte allmorgendlich die Tauben zu füttern, die ein langgezogenes Pfeifen von ihrem Schlage auf den Futterplatz vor der Hoframpe rief, von dem zur Winterszeit der Schnee durch den Knecht weggekehrt wurde. Er hatte das Reinigen der Wagen, das rechtzeitige Schmieren der Achsen, sowie das Putzen des „Sielenzeugs" zu beaufsichtigen, und allabendlich im Hofe die Runde zu machen, um nachzusehen, ob der Holz- und Torfstall gehörig verschlossen, und der Taubenschlag durch Zuziehen der Eingangsklappen gegen den Marder und Iltis gesichert sei. — Dies Alles war mit militärischer Ordnung und Pünktlichkeit geordnet und eingerichtet, und Versäumnisse zogen im Wiederholungsfalle Geld- und andere Strafen nach sich, von denen die ersteren uns um so empfindlicher waren, als der knappe Inhalt unserer Sparbüchsen nur aus verdientem Gelde bestand.

Es war nämlich Grundsatz bei meinem Vater, uns Geld, außer etwa an Geburtstagen, niemals zu schenken, ebensowenig als wir ein sogenanntes „Taschengeld" erhielten. Dagegen hatten wir vollkommen freie Verfügung über das Geld, welches wir auf die eine oder die andere Weise von ihm erwarben, und das theils in dem schon erwähnten Honorar für Schreibung der Gevatterbriefe, theils in Belohnung freiwilliger außerordentlicher Leistungen, durch eigne Einübung und fehlerfreien Vortrag eines schwierigen Musikstücks, durch Auswendiglernen großer Stellen aus lateinischen Autoren, besonders Reden des Livius, die wir bei ihm gelesen hatten, bestand. Dazu kamen kleine Belohnungen für die Krammetsvögel, die wir in unserm Donenstriche im „Tanger- und Birkbusche" — dem Dorfwäldchen — fingen, oder für ein Gericht Fische oder Krebse, das wir als Ertrag unserer Fischzüge einlieferten, die wir mit Hülfe unseres Knechts mit dem Hamen, „Kesser" genannt, in den kleinen Bruchteichen fingen, deren es auf unserer Dorfmark zahlreiche gab. Ueber alle diese und ähnliche Einnahmen, sowie über die Ausgaben, mußten wir in kleinen Büchern, die er uns selbst einrichtete, genaue Rechnung führen, und noch heute ist diese Art der Kassesührung bei mir dieselbe geblieben, wie er sie mich als Knaben gelehrt hatte. Es kam auch wohl vor, daß er oder die Mutter selbst kleine Anleihen bei uns machten, ja auch wohl einmal, wenn es eben fehlte, unsere Sparbüchsen ganz leerten; aber immer ward Alles genau wieder erstattet, und vom Vater in solchen Fällen wohl auch eine Vergütung hinzugefügt.

Sparsamkeit und Beschränkung auf das Nothwendigste und Einfachste in Kleidung und Lebensweise, anfangs schon durch die Verhältnisse geboten, wurden ebenso vom Vater, auch als er sich etwas mehr regen konnte, grundsätzlich weitergeführt. Unsere Kleidung bestand im Sommer aus ungebleichter, von dem eigenen Flachs verfertigter Leinwand, im Winter aus einem wohlfeilen groben Wollstoffe. Lederstiefeln und Schuhe waren sorgfältig geschonte Luxusartikel, und wurden im Winter durch Schuhe und Pantoffeln mit Holzsohlen ersetzt, wie sie die Dorfjugend trug, im Sommer, bei unsern Spielen und Feldexpeditionen auch wohl zuweilen durch Barfußgehen, wie es allgemein unter den Dorfkindern üblich war. „Je weniger der Mensch bedarf, desto unabhängiger ist er," war ein drittes Lieblingswort meines Vaters, und auch diesem Worte wurde in Bezug auf allen äußerlichen Putz und Comfort streng nachgelebt.

Ordnung und Reinlichkeit, in denen er, wie in allen den bisher genannten Tugenden, uns als ein Muster vorleuchtete, waren Gegenstände seiner größten Sorge. Jede Sache in unserm Hause, und jedes Stück unseres eigenen Besitzes mußte stets an seinem bestimmten Platze sein. Wer von uns etwas „herumliegen" sah, ohne es an seinen Platz zu befördern, entging nicht einem schweren Verweise. Er ging darin soweit, daß er auf Spaziergängen uns jeden Stein, der im Geleise des Weges lag, entfernen ließ, wobei er, wenn derselbe schwer war, auch wohl selbst Hand anlegte. Unsere Hefte und Bücher mußten stets fleckenrein und die Deckel derselben mit weißem Papiere überzogen sein, und „Mißhandlung" eines Buchs, eines Musikalienheftes durch Beflecken oder gar durch Eselsohren war hart verpönt. Er pflegte oft ganz unerwartet Musterung zu halten, bei der alle unsere Sachen, unsere Kleider, Bücher, Schreibhefte und die Ordnung in den Jedem von uns zugewiesenen Räumlichkeiten an Tischkasten und Schubfächern, ja sogar unsere Spielsachen streng revidirt wurden. Ja diese Musterungen wurden selbst noch eine Zeit lang fortgesetzt, nachdem wir bereits das väterliche Haus verlassen und das Gymnasium in Prenzlau bezogen hatten. Dieser consequenten Strenge danke ich es, daß ich von einem natürlichen Hange zur Unordnung und Nachlässigkeit gründlich geheilt wurde.

In unserm Aeußern hielt er sorgfältig auf das, was er „adrette Haltung" nannte. „Man kann sich auch in geflickter Jacke adrett halten," pflegte er wohl zu sagen, und dabei das eigne Beispiel seiner Jugend anzuführen. Nichts aber war ihm verhaßter als „Saloperie" in der Sprache. „Eine gebildete Sprache," sagte er, „bezeichnet den gebildeten Menschen als solchen, auch wenn er in Lumpen zu gehen gezwungen ist." Er ließ es zu, daß wir im Verkehr mit der Dorfjugend und den Bauern das landesübliche Plattdeutsch erlernten; im Hause aber durfte es nie gesprochen werden, selbst der Kutscher, den er hielt, mußte hochdeutsch reden, die Dienstmädchen wurden ohnehin immer aus der Stadt genommen. Er selbst drückte sich stets mit Anmuth und Würde aus, und die Fälle, wo er sich einen Scherz in niederer Sprechweise gestattete, waren überaus selten und Zeichen einer besonders heitern Stimmung. Er war vom frühen Morgen an stets vollständig angekleidet, und nur in späteren Jahren bediente er sich im Winter — wenn er von beschwerlichen Amtsreisen spät Abends nach Hause kam, — eines sogenannten Schlafrocks und vertauschte die schweren hohen Reiterstiefeln, — denn er machte dann oft seine Amtsreisen zu Pferde — mit den von uns bereitgehaltenen bequemen Schuhen.

Wie er dem eignen Körper streng war, so suchte er auch uns auf vernünftige Weise abzuhärten. Wir lernten Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Schnee- und Regenwetter, Frühaufstehn zu jeder Jahreszeit, körperliche Arbeit im Garten und Feld beim Kartoffelausmachen, Jäten, Holzhacken und andere Beschäftigungen im Freien nicht nur ohne Klage ertragen, sondern auch Freude an solchen Anstrengungen finden und unsern Stolz darein setzen, dieselben mit Leichtigkeit zu überwinden. Solche körperliche Leistungen gaben zugleich ein nothwendiges Gegengewicht gegen die geistigen Anstrengungen des Unterrichts. Zu Fuß und zu Pferde Botschaften über Land an die Küster der Filiale oder an befreundete Prediger und Amtleute in der Nachbarschaft zu bringen, war bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit keine Last, sondern ein Vergnügen für den damit Beauftragten. Dasselbe galt in noch höherem Maße bei den sogenannten „Stadtreisen," die mindestens alle vier Wochen vorkamen. Bei solchen Gelegenheiten erhielt ich einen großen Commissionszettel mit, auf dem alle in der Stadt zu machenden Bestellungen, Einkäufe und Besorgungen der Reihenfolge nach, in der sie zu erledigen waren, und mit genauem Ueberschlage der darauf zu verwendenden Zeit verzeichnet standen. In aller Frühe, oft schon um vier Uhr Morgens, ward aufgebrochen; denn der Weg war weit und erforderte hin und her selbst in guter Jahreszeit über sechs, bei schlechtem Wege auch wohl acht Stunden. Außer dem Frühstücke, das aus einer Mehlsuppe mit Milch bestand — statt der letztern ward zuweilen auch Mohn genommen, — wurde nur ein Butter- oder Pflaummußbrot und ein Groschen zu Semmel und Kaffee als Verzehrung mitgegeben, und erst bei der Zurückkunft, die gewöhnlich Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr erfolgte, wartete unser das aufbewahrte

Mittagbrot, das dann aber auch ordentlich mundete.

Bei diesen „Stadtreisen," auf denen uns nur der den Einspänner kutschirende Knecht begleitete, und die immer trotz aller damit verbundenen Beschwerden als besondere Erfreulichkeiten angesehen wurden, zumal da wir dieselben auch zu eigenen Ankäufen an Bällen und dergleichen, sowie später an Schießbedarf benutzten, — übten wir uns früh in Besorgung und schneller Erledigung von Geschäften aller Art, lernten wir mit Geld umgehen, und gewannen zugleich einen frühen Einblick in alle die vielen Einzelheiten, aus denen das Leben eines Haushalts besteht. Wir hatten mit dem Weinhändler und Bierbrauer, mit dem Schlachter, Bäcker, Schuhmacher und Schneider, mit dem Materialwaarenhändler, dem Eisenkrämer, dem Apotheker und mit wer weiß was noch für anderen Leuten zu thun, und dafür zu sorgen, daß alles Mitzubringende wohl verpackt und gegen die Unbill der Witterung oder die Stöße des Wagens durch Stroh und mitgenommene Säcke und Decken möglichst geschützt und gesichert wurde. Diese Sorgen ließen uns die eigenen Beschwerden vergessen, und wenn Weg und Wetter nicht allzuschlimm waren, und Alles richtig besorgt und glücklich heimgebracht werden konnte, überwog das Vergnügen dieser Fahrten immer noch die damit verbundenen Anstrengungen. Zuweilen, wenn Zeit übrig war, durften wir auch alte Freunde der Eltern in der Stadt besuchen, oder ihnen kleine Geschenke an jungen Tauben und dergleichen mehr überbringen, was denn auch wohl eine Einladung zum Mittagbrote eintrug, die wir jedoch aus Zeitmangel meist nur selten annehmen konnten. Schlimmer war es, wenn Wind und Wetter im Laufe des Tages sich ändernd gegen uns verschworen, grimme Regengüsse uns durchnäßten, oder wenn in später Herbstzeit, oder im ersten Frühjahr der aufgeweichte Lehmboden bei jeder schlimmen Stelle des Weges Rad- und Achsenbrüche drohte, oder gar, wie mir passirte, der schwerbepackte Wagen in einer solchen Unglücksstelle stecken blieb, und der Knecht, gewöhnlich ein Bursche von nur neunzehn bis zwanzig Jahren, den Kopf verlor und statt Rath zu schaffen, zu heulen und zu jammern anfing. Da blieb dann nichts übrig, als daß ich leicht und behend, wie ich war, vom Wagen aus das halb versunkne eingespannte Thier bestieg, nachdem ich Stränge und Gabelriemen hatte lösen lassen, und nach dem nahen Dorfe Grünow zurückritt, um Hülfe herbeizuholen. Natürlich verspätete dieser Unfall unsere Heimkehr so bedeutend, daß mein Vater, der zuletzt den Bitten und der Angst der Mutter um mein Ausbleiben nicht zu widerstehen vermochte, sich zu Pferde setzte, um uns entgegenzureiten. Er traf uns indessen bereits aus unsrer Noth befreit, langsam durch die dunkelnde Nacht mit einer geborgten Laterne der Heimath zusteuernd. Ein Blick auf Wagen und Pferd und auf mein Aussehn, — ich war über und über mit einer Kruste von Lehm bedeckt, — sagten ihm, was uns widerfahren war, noch ehe ich meine Erzählung begonnen hatte. Ein freudliches: „Du hast Dich brav gehalten, mein Sohn!" war mein Lohn, als ich geendet hatte; und dieses Wort machte mich geradezu glücklich. Denn der Vater lobte äußerst selten, und bei gewöhnlichen Anlässen, wie bei der Rückkehr von solchen Stadtfahrten war nach abgestattetem Berichte ein kurzes: „Es ist gut!" das Höchste, was uns zu Theil wurde. Daß wir in allen Stücken unsere Schuldigkeit thaten, sah er als selbstverständlich an.

Daneben wußte ich aber doch sehr wohl, daß ihm meine Fortschritte im Wissen und Können innerlich große Freude gewährten, wie er sich denn zuweilen auch die Genugthuung nicht versagen mochte, mich in Gegenwart besuchender Freunde von meinen Geschichts- und Sprachkenntnissen, meinem glücklichen Gedächtnisse oder von meinen musikalischen Leistungen Proben ablegen zu lassen, die ich dann fast immer zu seiner Zufriedenheit bestand, und die ihm als Lehrer wie mir als Schüler, Lob und Bewunderung eintrugen. Nicht immer jedoch waren für mich die weiteren Folgen von dieser angenehmen Art, wenn bei solchen Paradeprüfungen andere Knaben, Söhne der anwesenden Gäste, meine Freunde und Spielgesellen, zugegen waren. Denn diese, die gewöhnlich mit in das Examen gezogen, und denen ich dann auch wohl von ihren Eltern als Muster vorgestellt wurde, nahmen dies oft sehr übel, und ließen mich hinterher die ohne meine Schuld ihnen zu Theil gewordene Demüthigung entgelten, was ihnen um so leichter wurde, als ich theils jünger als sie, theils ihnen an Kör-

perkraft weit nachstehend war. So trugen mir denn meine unfreiwilligen Triumphe oft arge Hänseleien und nicht selten Schlimmeres ein, und ich verwünschte manchmal unter Thränen all' mein Wissen, das mir Püffe und Schläge statt guter Spielstunden einbrachte und aus guten Spielgenossen mir Feinde machte.

Einer der schlimmsten unter meinen Quälern bei solchen Anlässen war Theodor, der Neffe des Prediger Hering zu Bagemühl, Sohn eines Salzinspectors in Prenzlau, früher einer meiner liebsten Freunde, dessen Erscheinen bei uns Spielkameraden in Trampe und Bagemühl von uns allen immer mit Jubel begrüßt wurde, da er bei großer Beweglichkeit und als ein zu allen lustigen Streichen, Verkleidungen, und dergleichen stets aufgelegter und ungewöhnlich geschickter Spielgenosse den Anführer bei allen unseren Unternehmungen abzugeben pflegte. Er war um einige Jahre älter als ich und bereits Schüler des Prenzlauer Gymnasiums; und eben deshalb erregten solche Vergleiche mit mir und die daran geknüpften Ermahnungen und Vorwürfe seines Onkels in dem sonst überaus gutmüthigen aber leidenschaftlichen Knaben einen wahren Ingrimm gegen mich. Er nannte mich seitdem nur „den gelehrten Pfaffenjungen," und versäumte keine Gelegenheit, mir die erlittenen Demüthigungen handgreiflich einzutränken, was ihm, da er viel stärker war als ich, nur allzu leicht gelang. Dazu kam noch, daß er ein sehr bedeutendes mimisches Talent besaß, mit dem er im Kreise der übrigen Kameraden meine Haltung, Sprechweise, Mienen und Geberden bei der Aufzeigung meiner Kenntnisse carikirend darzustellen verstand, wobei er stets die Lacher um so mehr auf seiner Seite hatte, als ich gegen seine Späße und witzigen Verhöhnungen meiner Natur nach, die etwas von einem Jean qui pleure an sich trug, gänzlich wehrlos war. Ich war daher auch hoch erfreut, als seine Ferienbesuche bei dem Onkel plötzlich aufhörten, und ich erfuhr, daß dieser, da die Mittel ihn studiren zu lassen fehlten, den Neffen, der ohnehin wenig Lust zum Lernen gezeigt, dagegen sich als allzeit fertiger Declamator und Mimiker eine Art Ruf in der Schule erworben hatte, zu einem Kaufmanne, dem Weinhändler Wiesner zu Prenzlau, in die Lehre gebracht habe. Hier sah ich ihn noch öfter, wenn er als Lehrling in der kurzen Jacke und grünen Schürze meinem Vater und seinem Onkel, so oft sie zusammen nach der Stadt reisten, in der Weinstube die bestellten „Viertelchen" brachte. Aber selbst damals hatte sich sein Haß gegen mich und die Neigung, mich seinen Spott fühlen zu lassen, noch nicht gelegt. Ich bekam noch manchen heimlich mir zugeraunten „gelehrten Pfaffenjungen" zu hören, manche geballte Faust zu sehen und manches drohende Gesicht geschnitten, so daß ich mich aus Furcht vor ihm immer in der nächsten schützenden Nähe meines Vaters hielt, und es möglichst vermied, dem gefürchteten Feinde allein zu begegnen, wenn ich bei den oben erwähnten „Stadtreisen" in der Wiesnerschen Handlung den Communionwein zu bestellen hatte. Eines schönen Tages aber war er fort von Prenzlau, wie es hieß nach Berlin, und ich verlor ihn seitdem völlig aus den Augen, bis er nach fast länger als einem Vierteljahrhundert eines Tages plötzlich in einer ganz unerwarteten aber um so erfreulicheren Gestalt wieder vor mir auftauchte. Ich will diese Episode gleich hier anknüpfen.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1843, als Julius Mosen, dessen Berufung als Dramaturg des Großherzoglichen Hoftheaters ich im Vereine mit meinem Freunde, dem damaligen Hoftheaterintendanten Baron von Gall, einzuleiten bemüht gewesen war, mich in Oldenburg besuchte, wohin er meiner Aufforderung folgend gekommen war, um sich dem regierenden Großherzoge Paul Friedrich August persönlich vorzustellen, der, ehe er das Anstellungsdecret vollzog, den ihn empfohlenen Dichter zu sehen und kennen zu lernen gewünscht hatte. Mosen wohnte als Gast bei mir, und bei unseren Gesprächen kam die Rede auch auf das Theater zu Hannover, dessen Leistungen er gesehen hatte und das damals sich rühmen durfte, in Döring den ersten deutschen Mimen neben dem berühmten Seydelmann zu besitzen. Mosen fragte, ob ich diesen trefflichen Künstler nicht kenne? Ich mußte es verneinen. „Nun," versetzte Mosen lachend — „dafür kennt er Dich um so besser!" — „Wie wäre das möglich, da ich ihn doch in meinem Leben nie gesehen habe?" erwiederte ich erstaunt. — Statt der Antwort fragte er: „Hast Du keine Erinnerung mehr an einen Menschen, der Theodor Hering

hieß?" Bei diesen Worten stieg mit Blitzesschnelle die Gestalt des wilden krausköpfigen heißspornigen Knaben in der kurzen braunen Jacke lebendig aus der Jugenderinnerung in mir empor, die Gestalt meines gefürchteten Plagegeistes, der mir so manche gehoffte frohe Spielstunde in Thränen und Leid verkehrt, und dessen Feindschaft mich um so mehr geschmerzt hatte, als ich ihn eigentlich liebte und der größte Bewunderer seiner Künste gewesen war. „Ist es möglich?" rief ich aus, „Du kennst Theodor Hering?" — „Gewiß," erwiederte Mosen, „nur daß er jetzt nicht mehr Theodor Hering, sondern Theodor Döring heißt, und ganz entzückt war, von mir zu hören, daß Du in seiner Nähe lebtest und daß ich auf der Reise zu Dir begriffen sei."

Ich werde im Verlaufe dieser Erinnerungen Gelegenheit haben, noch öfter auf diesen Jugendgenossen zurückzukommen, der in dem Augenblicke (1864) wo ich dieses schreibe, eine Zierde des Berliner Hoftheaters bildet, dem er seit achtzehn Jahren angehört.

Aus der Florentiner Gesellschaft.

Novelle

Von

Ludmilla Assing.

Die Lüstres brannten hell in dem gastlichen Salon der Signora Maria, wo sich stets eine belebte und geistig angeregte Gesellschaft einzufinden pflegte. Aber noch heller als die Kronleuchter und Kerzen leuchtete die holdselige, frühlingsartige Schönheit der jungen Gräfin Beatrice, deren Erscheinung alle Herzen bezauberte. Ihr schlanker, hoher Wuchs, ihre angeborene Grazie, ihr Alabasterteint, die dunkeln strahlenden Augen mit dem anmuthigen Ausdruck, die schöngeformten Lippen, die so gewinnend zu lächeln wußten, Alles war reizend an ihr. Sie sah aus wie ein Bildniß von Guido Reni, das aus dem Rahmen getreten und lebendig geworden ist.

Beatrice war zwanzig Jahre und Wittwe, und war soeben mit ihrer Mutter vom Lande, wo sie auf ihren Gütern lebte, in die Stadt gekommen. Nach stiller Zurückgezogenheit in die Gesellschaft eintretend, konnte sie sich sogleich durch den Eindruck, den sie hervorrief, überzeugen, welch ein magischer Geleitsbrief, welch ein unwiderstehlicher Talisman die Schönheit ist.

Nachdem sie von der Dame des Hauses herzlich bewillkommt, am Kamin Platz genommen hatte, trat eine unwillkürliche Stille ein, die einen Augenblick dauerte, und während deren alle Blicke sich auf sie richteten.

„Wie lieblich steht ihr die Rose im Haar," flüsterte Felix, ein junger deutscher Maler.

„Ja, es sieht aus, wie wenn eine Rose die andere auf dem Kopf trüge," sagte der italienische Dichter Eugenio mit zärtlicher Bewunderung.

„Man pflegt zu sagen, Schönheit sei beneidenswerth," bemerkte der junge ungarische Oberst Sandor, „aber wir sind doch noch glücklicher als sie, denn wir können sie den ganzen Abend betrachten, während sie selbst sich nur sieht, wenn ihre großen träumerischen Augen einem der Spiegel begegnen."

„Wer ist sie? Wie heißt sie?" fragte man von allen Seiten.

„Sie heißt Gräfin von F.," sagte Eugenio, der Einzige in der Gruppe, der sie bereits kannte. „Aber ich nenne sie am liebsten Contessa Beatrice."

Und er improvisirte eine Reihe von Versen zu ihrem Lobe, die alle mit dem Refrain „ice" endigten. Dann gab er weitere Auskunft über ihre Verhältnisse. Zu vernehmen, daß sie Wittwe sei, konnte ihren Verehrern nur angenehm sein. Wer machte sich wohl einen Vorwurf daraus, sich über den Tod eines Mannes zu freuen, den er niemals gesehen hat? Ihr Gatte sei Offizier gewesen, berichtete Eugenio, er müsse sie aber wohl nicht sehr glücklich gemacht haben, weil sie neulich äußerte, zum zweiten Male wolle sie keinen Offizier wieder wählen.

„Ueberhaupt keinen? Oder nur keinen italienischen?" fragte Oberst Sandor mit naiver Beeiferung.

„Wollen Sie Näheres darüber wissen," erwiederte Eugenio gutmüthig, „so erkundigen Sie sich bei ihrer Cousine, Signora Amalia, dort der artigen jungen Frau im lila Kleide mit den munter sprühenden Augen; sie ist es, die Beatricen hier eingeführt hat,

und ihre Verhältnisse so wie ihren Charakter kennt."

„Wenn die Gräfin von F. keine Offiziere leiden kann, so werde ich versuchen, ihr den Hof zu machen," sagte Tullio, ein eleganter vierzigjähriger Marchese, mit unschönen Zügen und niedriger Stirn, aber tadelloser Cravatte und den feinsten französischen Handschuhen.

„Ich werde sie besingen," rief Eugenio.

„O, ich möchte sie malen," seufzte Felix.

„Ich möchte sie heirathen," versetzte Sandor mit ruhiger Festigkeit.

Der Salon der Signora Maria bestand aus jenen internationalen Elementen, wie sie sich so reich und mannigfaltig vielleicht nur in einer Stadt wie Florenz zusammenfinden. Gewiß waren beim Thurmbau zu Babel nicht mehr Sprachen vertreten, als in diesen geschmückten Räumen durcheinanderschwirrten. Signora Maria, deren freundschaftliche Beziehungen sich in alle Weltgegenden ausdehnten, wußte so viele Gegensätze geschickt zu vermitteln, sie nannte ihre Gesellschaft eine Florentiner Mosaik, und verstand in der That sie so zusammenzufügen, daß ein harmonisches Ganzes daraus wurde. Sie wechselte mit größter Leichtigkeit in einer Viertelstunde zwischen vier Sprachen, schlug überall internationale Brücken auf zwischen denjenigen Personen, die sich gegenseitig anzuziehen vermochten, verdolmetschte, wo es nöthig war, und erhielt Alles in lebendiger Heiterkeit.

Beatricen in Scene zu setzen, bedurfte es keiner besonderen Anstrengung; ihre Schönheit sprach eine Allen verständliche Sprache. Signora Maria stellte ihr Damen und Herren aus Süden und Norden vor.

Felix gehörte auch zu diesen Glücklichen. Erst seit kurzer Zeit in Italien, war er des Italienischen nur wenig mächtig, und hatte bisher noch nie den Muth gehabt, sich an eine italienische Conversation zu wagen; er hatte sich vorgenommen, zuvor die Grammatik gewissenhaft zu studiren, und mit deutscher Gründlichkeit den Schlüssel zu dem Irrgarten der unregelmäßigen Verben zu suchen, die ihn noch mehr quälten, als die undichten Fenster, die Steinfußböden und der rauchende Kamin in seiner Chambre garnie. Aber eine echte Künstlernatur wie er war, fühlte er sich begeistert, überwältigt von den Kunstschätzen, an denen Florenz so reich ist, und er verträumte, anstatt Italienisch zu lernen, die Tage voll liebender Bewunderung in den Uffizien und im Palazzo Pitti, und vertiefte sich Abends in seinen Burkhardt, Lübke oder Kugler, wenn er nicht einige flüchtige Zeichnungen, die ihm vor der Seele schwebten, auf das Papier warf.

Trotz alledem stürzte er sich nun muthig in die italienische Unterhaltung mit der jungen Gräfin; sein angeregtes Gefühl gab ihm die Worte ein, Beatrice half, wo sie ihm etwa fehlten, und er lernte an diesem Abend mehr von der fremden Sprache, als bisher während seines ganzen Aufenthaltes.

Er fand Beatricen liebenswürdig, harmlos, verständig und natürlich; ihrer Schönheit nicht unbewußt, und dennoch ohne auffallende Coketterie. Die Magie der italienischen Sprache, die Süßigkeit mit Kraft, Reichthum mit Grazie verbindet, wirkte um so mächtiger auf ihn, da sie von diesen lieblichen Lippen ertönte; er fühlte sich umflossen von einem Meer von Poesie, von unbegrenzter Glückseligkeit.

Als er nach Hause ging, wußte er kaum, wie lange nnd was er mit Beatricen gesprochen hatte; er suchte in seiner Seele die schwankenden Eindrücke zu befestigen, die sie ihm gegeben, jedes einzelne Wort sich einzuprägen, das sie ihm gesagt. Ja, er überraschte sich dabei, daß er unwillkürlich und zum ersten Male in seinem Leben italienisch dachte, indem er sich mit ihr beschäftigte.

Indem er über die Piazza della Signoria schritt, blickte er sich entzückt um. Niemals war ihm Florenz so schön vorgekommen als heute Abend. Die imponirende und eigenthümliche Architektur des Palazzo Vecchio mit seinem seltsamen Thurm nahm sich im vollen Mondschein wahrhaft großartig aus, die lange Galerie der Uffizien erschien in ihrem Lichterglanz wie ein prächtiger Tanzsaal, die Marmorgestalten unter der Loggia des Orcagna grüßten ihn stumm und vertraut. Eine in schwarze Schleier gehüllte Italienerin, die sich fest an ihren Begleiter schmiegte, hörte er im Vorübergehen leise zu diesem sagen:

„Felice, vi voglio bene!"

Er sah das als eine gute Vorbedeutung an, und als eine doppelte, da sein Name

Italienisch ja auch Felice hieß. Sie waren Beide jung und schön, diese Glücklichen, und er gönnte ihnen ihr Glück. Es giebt junge Herzen, die so ungeduldig sind, sich wegzugeben, und Felix hatte das seinige wirklich diesen Abend verloren. Er liebte Beatricen mit echt deutscher Liebe, voll Hingebung und Innigkeit.

Felix war ohne Aufenthalt von Norddeutschland nach Italien gekommen, das kennen zu lernen schon lange die Sehnsucht, der Traum seiner Seele gewesen war. Er langte in Florenz Anfang November an, in jener Uebergangsjahreszeit, die eigentlich die einzige trübe und melancholische in diesem sonst so heitern und milden Klima ist. Der Himmel war mehr deutsch grau als italienisch blau, unaufhörliche Regengüsse stürzten hernieder, und ein scharfer, empfindlicher Wind heulte durch die Straßen, und drang in die mangelhaft verwahrten Wohnungen. Von der Kälte zu leiden, in Italien, im Land der Goldorangen und Blüthendüfte, das ist für einen Deutschen sehr verdrießlich. Nun kamen noch tausend andere kleine Unbequemlichkeiten hinzu, die Verschiedenheit der Sitten und Gewohnheiten, seine geringe Kenntniß der Sprache, die ihn in einer gewissen Abgeschlossenheit hielt, kurz, Felix fühlte sich in seinen ersten Eindrücken von Italien enttäuscht, es entsprach nicht den hochgespannten Erwartungen, dem poetischen Bild, das seine Phantasie sich davon gemacht hatte.

Doch war er nicht prosaisch genug, solche Mißstimmung die Oberhand gewinnen zu lassen; er suchte Entschädigung im Studium der herrlichen Kunstschätze, und fand sie reichlich, überschwänglich; aber so stark war die Wirkung all dieser Meisterwerke der Malerei nnd Sculptur, die ihm auf einmal wie ein leuchtender, gestirnter Himmel entgegentraten, daß seine Nerven davon überreizt wurden. Wenn er sich Abends übermüdet auf's Bette warf, konnte er lange nicht einschlafen; bald war es ihm, als verfolgten ihn die unheimlichen Parzen von Michelangelo, als strecke Atropos boshaft die Schere nach ihm aus und schnitte damit drohend in der Luft umher; dann wieder schien ihm, Raphael's lieblicher Madonna mit dem Stieglitz sei das buntgefiederte Vöglein entflogen, und die beiden Kinder baten ihn weinend, es wieder einzufangen. Indem er ihm nachstürzen wollte, glaubte er sich in die langen herabfließenden Haarwellen der Tizian'schen Flora zu verwickeln, sah dem holden Geschöpf in die strahlenden Augen, und indem er sie umarmte und mit tausend Küssen bedeckte, vergaß er die Parzen mit Atropos' Schere, den Stieglitz und die Madonna.

Er erwachte am Morgen mit Fieberschauern, mit Unwohlsein, mußte zu Hause, mitunter zu Bette bleiben, und fühlte sich nun, auch von der Kunst getrennt, und des Arbeitens unfähig, vollends unglücklich. Es kam ein Anflug von Heimweh über ihn, er dachte an seine gute Schwester zu Hause, die ihre ganze Zärtlichkeit und Fürsorge auf den geliebten Bruder concentrirte, an sein freundliches, bequemes, warmes Atelier in Berlin, mit den rankenden Epheugewinden, wo liebenswürdige Beschützerinnen der Kunst ihn zuweilen angenehm störten, und sich seine Arbeiten bewundernd zeigen ließen.

Felix hatte ein durchaus des Anschließens bedürftiges Gemüth; er konnte das Alleinsein nicht ertragen, ein Leben ohne irgend eine herzliche Gemeinsamkeit hatte für ihn keinen Reiz. Nun, an sein Zimmer gebannt, sah er Niemand in der fremden Stadt, außer dem vortrefflichen Oberst Sandor, der sein einziger Trost war, wenn er alle Morgen getreulich zu ihm kam, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Er war eben von diesem lästigen Unwohlsein hergestellt, als er, noch schwermüthig und unlustig, sich von Sandor bereden ließ, in die Soirée von Signora Maria zu gehen. Einen Augenblick, in welchem er mehr als in diesem für Beatricens Erscheinung empfänglich gewesen wäre, konnte es nicht geben. All die Poesie Italiens, die ihm durch die bisherigen ungünstigen Umstände seines Aufenthaltes wenig sichtbar geworden war, schien sich ihm in ihr zu verkörpern. Er betrachtete sie wie eine Muse, wie ein ideales Wesen, er schmückte sie aus mit dem Reichthum seines eigenen warmen Herzens.

Felix benutzte, sobald als es ihm schicklich schien, die ihm ertheilte Erlaubniß, Beatricen besuchen zu dürfen, und wurde von ihr und ihrer Mutter freundlich aufgenommen. Er lernte sie nun näher kennen, und fand, daß sie zwar nicht die fertige Bildung einer Berliner Dame, sondern sehr wenige Kenntnisse, weder in der Kunst, noch

in der Literatur, nicht einmal in der Geographie besaß, aber desto mehr natürliche Anlagen, Klugheit, Scharfblick und einen kindlichen Frohsinn hatte. Ihre kurze Ehe, die sie fast niemals erwähnte, schien wenig Eindruck in ihrem Leben hinterlassen zu haben. Felix zweifelte nicht, daß sie noch niemals geliebt habe, und nur um so mehr fühlte er sich zu ihr hingezogen.

Je mehr er liebte, je liebenswürdiger wurde er, und die beiden Damen schienen den jungen begeisterten Fremden gern bei sich zu sehen. Beatrice hatte mit jenem sechsten Sinn der Frauen, der sie nie verläßt, sogleich errathen, wie sehr sie ihm gefiel, und gönnte ihm den Sonnenstrahl ihrer Nähe, während sie sich vergnügt an seiner Neigung sonnte.

Endlich erlangte er auch das ersehnte Versprechen, sie malen zu dürfen, da eines seiner Bilder, das auf Signora Maria's Antrieb der Florentiner Ausstellung übermittelt worden, großen Beifall gefunden hatte und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Die Sitzungen begannen, und damit eine neue Stufe wachsender Intimität zwischen Felix und Beatricen. Er war nun berechtigt, ihr unverwandt, endlos in die dunklen Augen zu blicken, so lange bis er ein magnetisches Fluidum hin und wieder sprühen fühlte, und der Pinsel in seiner Hand zitterte. Er studirte nun alle Linien, alle Feinheiten dieser schönen Züge, und ihr klares, durchsichtiges Colorit; er vertiefte sich in die saftigen Kernschatten, in die sanften Mitteltöne, in die schillernden Reflexe, die Befriedigung und höchste Wonne des Künstlers vermischte sich in seiner Seele mit der Sehnsucht des Liebenden.

Daß die Mutter bei diesen Sitzungen zuweilen abgerufen wurde, erhöhte für ihn noch den Reiz derselben. Wer könnte wiedergeben, was die jungen Leute Alles mit einander redeten; der Blick, der Ton, die Beziehung, die geheime Bedeutung sind bei solcher Unterhaltung Alles, die Worte fliegen wie Sternschnuppen, wie Blumensträuße hin und wieder, ein gleichgültiger Dritter würde gar nicht verstehen, wovon die Rede ist; aber ein gleichgültiger Dritter hört dergleichen auch niemals, kann es niemals hören, denn es giebt gewisse Gespräche, in welchen eine Seele sich der anderen zuneigt, die nur geführt werden, wenn Zwei allein sind.

Der Zauber wurde für Felix immer stärker, und so ließ er sich denn — es war die letzte Sitzung — von der Bewegung, der Aufregung, der überwallenden Leidenschaft endlich fortreißen, Beatricen seine Liebe zu bekennen. Sie schien zuerst bestürzt und etwas verwirrt bei dem Feuerstrom, der von seinen Lippen floß; er gestand ihr, daß sie ihm Alles, Alles sei, daß sein ganzes Glück von ihr abhänge; er bat sie aufs innigste, ihm nur ein Wort, ein einziges Wort zu sagen, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sei, daß er hoffen dürfe.

Er war überwältigend in seiner Hingebung, die ganze Macht einer wahren und tiefen Liebe verklärte ihn. Er hatte ihre Hand erfaßt, und drückte brennende Küsse darauf. Er bestürmte sie aufs neue, ihm nur ein Wort, ein tröstliches Wort zu sagen.

Da neigte sie sich zu ihm und flüsterte: „Felice, vi voglio bene!"

Ihre Lippen fanden sich, und schlossen sich fest aneinander.

In dem Augenblick trat die Mutter wieder ein, und Felix wandte sich zur Staffelei. Da erst bemerkte er, daß er die Rose in der Hand hielt, welche Beatrice am Busen getragen; hatte er sie genommen, hatte sie ihm dieselbe gegeben, er wußte es nicht, er wußte nur, daß sein Herz heftig klopfte, und daß er namenlos glücklich war.

Oberst Sandor war unterdessen auch nicht müßig gewesen; er hatte nicht nur Beatricen zuweilen besucht, sondern sich auch ihrer Cousine, der Signora Amalia, vorstellen lassen, und mit ihr eine Art von Freundschaft geschlossen. Von dieser erfuhr er denn so Manches, was Beatricen betraf; zum Beispiel, daß ihre erste Verbindung eine Convenienzheirath gewesen war, wie deren in Italien nach französischer Mode so viele, wenn nicht alle, geschlossen werden. Nach zweijähriger Ehe ohne Liebe ließ sie denn auch der Tod ihres Gatten ziemlich kalt. Sie war nun selbständig, aber wegen ihrer großen Jugend und Schönheit doch nur halb, und daß sie wieder heirathen müsse, sahen alle die Ihrigen, auch sie selbst, für eine Nothwendigkeit an. Nun wollte sie aber klug überlegen, ehe sie sich zum

zweiten Male zu solch einem Schritt entschlösse, und diesen Vorsatz sprach sie offen und aufrichtig aus. Vom Lande in die Stadt gekommen, in eine glänzende Gesellschaft eingeführt, mußte sie sich schnell bewußt werden, welch ein Schauplatz glänzender Triumphe sich ihr hier eröffnete. Die Lust an Vergnügen, Huldigungen und Luxus wuchs in ihr; sie wünschte ihre Schönheit in einen glänzenderen Rahmen zu fassen, als ihr bisheriges bescheidenes Einkommen ihr verstattete. So wog sie Vortheile und Nachtheile einer jeden Partie, die sich ihr darbot, sorgfältig ab; sie wies keinen ihrer Verehrer entschieden zurück, sie wollte keinen von der Liste ganz ausschließen, sie sagte einem Jeden, er müsse ihr erst Zeit lassen, sich zu besinnen, ihn näher kennen zu lernen. So war denn nichts aus der Hand gegeben, und sie konnte immer noch zuletzt sich für denjenigen Antrag entschließen, der der glänzendste und beneidenswertheste zu sein versprach.

Diese Art der Berechnung und Lebensauffassung sagte Sandor nicht besonders zu; er hatte sein Leben hundertmal in den italienischen Befreiungskriegen muthig auf's Spiel gesetzt; wenn er es aber einmal genießen wollte, so schwebte ihm für seine künftige Gattin ein anderes Ideal vor, mit zärtlicheren Empfindungen, als er von Beatricen hoffen durfte. Auch sah er ein, daß er ihr jene äußeren glänzenden Verhältnisse nicht bieten könne, die sie zu fordern schien, und so sehr er ihre Schönheit bewunderte, so ward er doch bald in sich klar darüber, daß er sie nicht liebe. Ueberdies sah er seinen Freund Felix in einer solchen Leidenschaft für sie entbrannt, daß seine Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit sich einen Vorwurf daraus gemacht hätten, ihm einer bloßen Coketterie und reizenden Unterhaltung willen in den Weg zu treten. Doch flößte ihm Felix' Liebe einige Besorgniß ein, denn so wie er Beatricen kannte, erwartete er keineswegs ein glückliches Ziel für den Freund.

Als er nun gar eines Tages von Signora Amalia vernahm, Beatrice habe sich entschlossen, die Hand des Marchese Tullio anzunehmen, sei es auf Zureden der Mutter, sei es aus eigenem Willen, denn er war sicher, wenn auch nicht der schönste und beste, doch der reichste und vornehmste ihrer Bewerber, da hielt es Sandor für eine Pflicht der Freundschaft, Felix hievon zu benachrichtigen.

Dieser saß eben in beseligende Träume versunken, den Kopf in die Hand gestützt, in seiner Stube. Beatricens Rose lag vor ihm, und er wiederholte sich die Worte: Felice, vi voglio bene! Er gedachte jenes Liebespaares, dem er an jenem ersten Abend auf der Piazza della Signoria begegnet war, und wie jene Worte zur glücklichen Weissagung für ihn geworden. Die Sonne warf ihre Strahlen freundlich und verheißend in seine Fenster, der Himmel war blau und wolkenlos, die Luft frühlingsartig und balsamisch, die Hügel von Bellosguardo und Monteoliveto lagen in zartem Duft und Schimmer, in unvergleichlicher Farbenmischung vor ihm. Er fühlte sich umflossen von Poesie und Heiterkeit. Nun konnte er gar nicht mehr begreifen, daß ihm Florenz anfänglich nicht gefallen hatte, jetzt freute er sich an Allem, selbst an den Ausrufen der Zeitungs- und Obstverkäufer, und an den humoristischen Anreden des Cenciaiolo unten auf der Straße, die ihn im Anfang immer gestört und geärgert hatten.

Da trat Sandor bei ihm ein, und mit militärischer Entschlossenheit den kürzesten Weg zum Ziele wählend, sagte er:

„Lieber, bester Felix, mir thut es leid, daß ich Dir eine schlimme Nachricht bringen muß: Beatrice heirathet den Marchese Tullio."

„Das ist nicht möglich," rief Felix.

„Warum nicht möglich? Alles ist möglich in der Welt."

„Nein, es ist nicht möglich, weil ich eben von ihr komme, weil sie mich liebt, weil sie es mir gesagt hat."

„Aber glaubst Du denn, daß sie Dich heirathen wird?"

„Warum nicht, wenn sie mich liebt. Sind wir doch Beide frei, Beide jung und unabhängig. Und ich werde mir mit meiner Kunst Ruhm erwerben, um ihr Ehre zu machen."

„Ja, aber weder Dein noch ihr mäßiges Vermögen wird ihren Ansprüchen genügen. Wir leben im Zeitalter des Egoismus, der Realismus erwürgt heutzutage den Idealismus, das Geld die Poesie."

„Aber soll ich denn Beatricens eigenen Worten nicht trauen?" fragte Felix.

Und nun erzählte er dem Freunde die Scene dieses Morgens.

Sandor wurde etwas unsicher; und doch konnte er die Mittheilung von Signora Amalia nicht für falsch halten. Felix wollte eher alles Andere glauben, als daß die Geliebte ihn getäuscht habe. Doch bemächtigte sich eine quälende Unruhe seiner Seele, und er gerieth in eine Aufregung, die Sandor befürchten ließ, er möchte aufs neue krank werden. Sandor sah, daß es vor Allem darauf ankomme, Felix aus dieser peinigenden Ungewißheit zu reißen, und nach einiger Ueberlegung beschlossen die beiden Freunde, zu Signora Maria zu gehen, und ihr Alles anzuvertrauen; sie kannte ja auch Beatricen und konnte vielleicht einige Auskunft geben.

Maria, voll Antheil für ihre Freunde, besaß das Vertrauen derselben in ungewöhnlichem Grade; ihr erschloßen sich die Herzen rückhaltlos, in der Hoffnung, Trost und Rath zu finden. Sie vereinigte Güte mit Menschenkenntniß, Klugheit mit Gefühl.

Felix schilderte ihr mit überströmender Empfindung seine Beziehung zu Beatrice; der gutmüthige Sandor andrerseits mußte wider Willen die Rolle des Mephistopheles übernehmen, indem er Alles hervorhob, was er durch Amalien über die schöne Wittwe erfahren hatte. Jeder von Beiden machte ein anderes Bild von ihrem Wesen und Charakter, und nun sollte Maria als Schiedsrichterin urtheilen, wer Recht und wer Unrecht habe.

Maria besaß jenen Esprit de Corps, welcher sie bestimmte, so wenig wie möglich ungünstig von anderen Frauen zu sprechen, aber sie begriff, daß hier vor Allem gänzliche Aufrichtigkeit erforderlich sei. Sandor's Mittheilungen trugen nur allzu sehr den Stempel der Wahrheit, und stimmten mit Maria's eigenen Beobachtungen überein. Von einer Verlobung Beatricens wußte sie noch nichts.

„Was soll ich aber von einer Frau erwarten," sagte sie, „die nach einer kurzen gleichgültigen Ehe nun frei ist, nach ihrem Herzen zu wählen, und anstatt dessen eine zweite Verbindung der Convenienz sucht? Wunderbar bevorzugt durch ihre Schönheit, die Alles für sie einnimmt und gewinnt, konnte sie nach ihrer Wahl ein Band gegenseitiger Liebe knüpfen, aber die äußeren Weltrücksichten gehen ihr vor. Von einer so berechnenden Natur kann ich wenig für Sie hoffen, lieber Felix. Wären nur nicht die französischen Sitten in Italien eingeführt, die das Familienleben des Landes zerstören, diese künstliche chemische Trennung von Liebe und Ehe, die gewöhnlich die eine wie die andere herabwürdigt. „Le mariage se meurt, le mariage est mort!" ruft Jemand in einem Sardou'schen Drama aus. Ach, wäre die Ehe nur wirklich todt, es wäre weit besser, als diese ihre unmoralische Carieatur, die heutzutage unsere Gesellschaft, besonders die französische und italienische beherrscht! Unsere jungen Mädchen werden verhandelt, verkauft an den Meistbietenden, und sie fühlen nicht die Unwürdigkeit solcher Handlung, weil sie vor dem Priester oder dem Maire vollzogen wird, und gesetzlich ist. Viele sind so wohlerzogen, daß ihnen gar kein Mann gefällt, der nicht zugleich eine gute Partie ist; traurige Wohlerzogenheit! Andere lassen über sich verfügen ohne nachzudenken; traurige Gedankenlosigkeit! Die Ehe wird erst wieder gut und schön sein, wenn sie nicht mehr der Berechnung und äußeren Speculation angehört. Ihre Phantasie, lieber Felix, hat Beatricen mit Herzenseigenschaften ausgestattet, die sie, wie ich fürchte, nicht besitzt. Vielleicht ist sie Ihnen gut, aber erzogen in den Anschauungen der Gesellschaft, würde sie es unklug finden, auch wenn sie Neigung für Sie hat, um Ihretwillen den Marchese abzuweisen. Denken Sie an mich! Wenigstens suchen Sie aus diesem Fieber der Ungewißheit zu kommen; gehen Sie zu ihr, reden Sie mit ihr, dringen Sie auf eine Entscheidung. Nichts reibt mehr auf als dieses beklommene Schwanken zwischen Fürchten und Hoffen."

Felix war bestürzt, daß weder Maria noch Sandor seine Illusionen theilten, aber er konnte sich doch nicht sogleich von ihnen losreißen. Auch er fühlte das Bedürfniß, Beatricen unverzüglich zu sprechen, und seine Freunde verlassend, eilte er zu ihr hin.

Die Gräfin von F. und ihre Mutter seien nicht zu Hause, sagte der Diener am Eingang. Sie waren es wirklich nicht, oder sie nahmen ihn nicht an.

Nun schrieb er ihr ausführlich, liebevoll, was ihm das Herz eingab. Er legte ihr seine Verhältnisse dar, er bat um ihre Hand. Seine ganze Seele spiegelte sich in den todten Buchstaben.

Beatrice antwortete ihm:

„Felix, verzeihen Sie mir. Ihre Zuneigung hat mich fortgerissen, und ich kann die Sympathie nicht leugnen, die mich mit Ihnen verbindet. Ich bin Ihnen gut, und ich glaube, ich könnte glücklich mit Ihnen sein, wenn zum Leben nichts weiter gehörte, als Liebe und Zärtlichkeit. Meine Familie räth mir seit lange, den Marchese Tullio zu heirathen, und ich habe endlich der Vernunft Gehör gegeben, und eingewilligt. Zürnen Sie mir nicht. Beatrice."

Felix legte schweigend das Blatt aus der Hand.

„Das nennt sie Vernunft," rief Sandor empört, „daß sie aus Eitelkeit Stand und Reichthum der Liebe vorzieht! Das Ungeheuer! Ich wollte doch lieber die Häßlichste heirathen, als diese kalte Schlange!"

„Sein Sie nicht ungerecht," versetzte Maria. „Ich beklage den armen Felix, der Besseres verdient hätte, aber ich bedaure auch das arme Kind, das ein Opfer der Vorurtheile und der falschen Lehren ihrer Erziehung wird. Ich klage mehr die Gesellschaft an, die solche Charaktere bildet, als die Einzelnen, die dem Einfluß ihres Gifthauches unterliegen. Wie man den Chinesinnen die Füße einschnürt, daß sie sich niemals frei entwickeln können, so schnürt man unseren Frauen die Herzen ein. Wie lange wird das noch dauern? Der politischen Revolution wird und muß auch die sociale folgen, eine Revolution der Herzen, die ihre gekränkten Rechte wiederfordern. Beatrice ist noch weit unglücklicher als Felix. Sie wird entweder nie das höchste Glück der Liebe kennen lernen, oder nur um den Preis der Lüge und des Verrathes gegen den Mann, der ihr seinen Namen und seine Ehre anvertraute. Sie aber, lieber Freund," fügte sie hinzu, indem sie sich zu Felix wandte, „Sie werden mit Ihrem weichen, innigen Gemüth ein anderes Herzensglück finden, das Sie diesen ersten Jugendtraum vergessen läßt."

„Das ist unmöglich," rief Felix leidenschaftlich in bitterem Schmerz.

„Glauben Sie mir, ich weiß es aus Erfahrung," sagte Maria sanft, „gerade das scheinbar Unmögliche ist im Leben meistens das Wahrscheinlichste. Es giebt Menschen, die niemals wahrhaft lieben, so wie es Menschen giebt, die niemals wahrhaft jung sind, aber wer einmal zu lieben angefangen, der hört niemals wieder auf, ebenso wie niemals die Ebbe und Fluth des Meeres aufhört."

Felix reiste in die Heimath zurück; Beatricens Bild, das der Marchese ihm für einen hohen Preis abkaufen wollte, was Jener aber mit Entschiedenheit zurückwies, nahm er mit sich nach Deutschland; es erregte Aufsehen durch seine Schönheit und durch die Kunst und Liebe, mit der es gemalt war. Alle eleganten Damen von Berlin bestürmten ihn mit dem Verlangen, von ihm gemalt zu werden. Sein Ruf verbreitete sich, Ruhm und Anerkennung kamen ihm in Fülle zu. Wie Wenige ahnen, was den Künstler oft die Triumphe kosten, die er feiert.

Nach zwei Jahren kam er wieder nach Florenz. Der Süden hatte ihn magnetisch angezogen. Er liebte nun Italien nicht mehr um Beatricens, sondern um seiner selbst willen. Er studirte mit ernster Ruhe seine Geschichte, seine Kunst und Literatur. Der Sprache mächtig, machte er Bekanntschaft mit den besten Männern der Nation, die er schätzen und lieben lernte, an deren Entwickelung er warmen Antheil nahm. Er war besonnener, gefaßter, reifer geworden.

Maria und Sandor begrüßten ihn mit freudiger Herzlichkeit. Auch den Dichter Eugenio traf er wieder. Dieser war heiter und lebhaft wie immer, und hatte die ganzen zwei Jahre Gedichte auf Beatricen gemacht, deren Verse sich in tausend Wandlungen auf ihren Namen reimten. Den eindrucksfähigen Poeten hinderte dabei natürlich nicht, daß sie verheirathet war; seine Muse empfing ihre Eingebungen durch sie, und das war genug.

Und Felix? Am Ende hat Maria doch Recht, daß wer einmal zu lieben angefangen, nie wieder aufhört. Ich glaube beinahe, er liebt die schöne Frau, mit welcher ich ihm gestern am Lungarno begegnete. Ob er diesmal glücklicher ist? Wer weiß es! Ohnehin ist vollkommenes Glück eine seltene Blume in dieser schmerzdurchwebten Welt. „Wer ist denn glücklich?" fragt die Prinzessin in Goethe's „Tasso."

Literarisches.

Die Siegessäule Mesa's, Königs der Moabiter. Ein Beitrag zur hebräischen Alterthumskunde von Dr. C. Schlottmann. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Mancherlei Ursachen haben bewirkt, daß gerade von demjenigen Volke, dessen Einrichtungen die Grundlage unserer ganzen sittlichen Cultur bilden, fast keine monumentalen Ueberreste vorhanden sind. Die ewigen Kriege der israelitischen Stämme unter sich und mit den benachbarten Völkerschaften brachten immer neue Zerstörung der Städte und deren architektonischer Zierden, und die Abneigung, welche in den religiösen Vorschriften gegen alle bildlichen Darstellungen begründet war, verhinderte überhaupt den Aufschwung in dieser Richtung. Um so eifriger wird von jeher nach Ueberresten gesucht, welche von benachbarten Völkern hinterlassen sind und in directem Zusammenhange mit den biblischen Aufzeichnungen der Geschichte des Volkes Israel stehen, jenes Volkes, das in seinem äußeren Auftreten im Vergleich zu anderen Völkern der alten Welt klein und unbedeutend erscheinen mußte, für uns aber von der größten Wichtigkeit ist. Zu den merkwürdigsten solcher Denkmäler gehört das kürzlich aufgefundene Siegesdenkmal des moabitischen Königs Mesa, welches dieser nach seiner Losreißung von der israelitischen Oberherrschaft zu Ehren seines Nationalgottes Kamos etwa um 896 vor Chr. errichtete. Das alte Testament weiß viel von den Greueln zu berichten, die auf den Höhen, wo die Heiden opferten, geschahen; auf solch einer Höhe mag das Denkmal des Königs Mesa gestanden haben. Es war ein bläulich-schwarzer Basaltblock, ein Meter hoch, sechzig Centimeter breit und dick, oben etwas abgerundet und vorn mit einer vierunddreißigzeiligen Inschrift versehen, in welcher die Siege Mesa's über Israel, seine Bauten und Anordnungen und weitere Thaten gefeiert werden. Es ist höchst interessant, aus der kurzen, sehr gediegenen Abhandlung von Prof. Dr. Constantin Schlottmann zu erfahren, nach welchen Schwierigkeiten es einem jungen französischen Gelehrten, der Dragoman und Canzler des französischen Consulats in Jerusalem war, gelang, eine Abschrift der Inschrift zu erhalten. Der Stein selbst war zerschlagen worden, sobald der Handel um denselben eingeleitet und die Habgier und Eifersucht der Behörden gereizt worden waren. Später wurden die Bruchstücke wieder einigermaßen vereinigt. Selbstverständlich entstanden bald nach der Auffindung dieses so interessanten Denkmals allerlei Zweifel wegen der Echtheit, aber in der erwähnten Schrift sind dieselben mit Schärfe und Sicherheit widerlegt. Die Aehnlichkeit der Ausdrucksweise mit der gleichzeitigen biblischen Redeform gewährt mancherlei Einblicke in die Zeit, wo eine so gewaltige Verschiedenheit des Geistes in nächster Berührung waltete. Die Prophetie oder das Priesterthum der heidnischen Richtung trug in vollem Maße das Gepräge des dumpfen orgiastischen Götzenthums an sich und die Baalspropheten erregten sich, gleich den heulenden und tanzenden Derwischen des gegenwärtigen Arabiens, künstlich zu einem sinnlichen Taumel, während die hebräischen Propheten als Träger einer wahrhaft sittlichen Offenbarung die kleinen Ereignisse der Gegenwart im Zusammenhange mit den ewigen göttlichen Gedanken auffassen, deren Sprecher sie sind und die sich durch ihre bis jetzt fortwirkende geschichtliche Macht beglaubigen. Darum bleiben ihre Gestalten auch für die Kunst hohe unvergängliche Ideale, während ein Kamosprophet nur als Zerrbild darzustellen wäre.

Der sechzehnte Band der Collection of German Authors, welche als neue Tauchnitz Edition erscheint, enthält die Erzählung „Through Night to Light," von K. Gutzkow, in einer Uebersetzung von Mrs. Faber. Es ist jedenfalls ein rühmliches Unternehmen von der in England gut bekannten Verlagshandlung, daß sie nun auch dort etwas für die Verbreitung der deutschen Literatur zu wirken sucht; vielleicht kommt es mit der Zeit noch einmal dahin, daß ausländische Verleger Collectionen von deutschen Werken in deutscher Sprache für ihre Landsleute ediren und dafür Geld und Anerkennung ernten. Einstweilen sind wir noch nicht ganz so weit, und wir freuen uns schon, wenn, wie hier, ein deutscher Dichter in der Uebersetzung nach auswärts gelangt. Ob diese Uebersetzung der trefflichen Gutzkow'schen Erzählung eine gelungene ist, mögen die Engländer beurtheilen.

„Goethe's Frauengestalten," von Adolf Stahr sind soeben in dritter Auflage im Verlage von J. Guttentag in Berlin erschienen und zwar mit einem Anhange, der den Lesern der Monatshefte bereits bekannt ist, nämlich den Mittheilungen über Minna Herzlieb, das Vorbild der „Ottilie" der „Wahlverwandtschaften." Außerdem ist das Facsimile eines von Goethe an Minna Herzlieb gerichteten Gedichtes beigegeben. Die günstige Aufnahme dieser „Frauengestalten" bestätigt aufs Neue, daß Stahr ganz besonders berufen ist, die Schönheit poetischer Erfindung in das rechte Licht idealer Weltanschauung zu stellen und namentlich das Verständniß für verklärte Weiblichkeit in den verschiedensten Strahlen ihres Wesens zu erschließen.

Amerigo Vespucci.

Von

J. H. von Mädler.

Die richtige Würdigung großer Männer läßt oft lange auf sich warten, selbst noch in unsern Tagen, in denen es doch so leicht ist, sich über das, was sie geleistet, vollständig Rechenschaft zu geben. Dürfen wir uns deshalb wundern, daß in früheren Perioden nichts gewöhnlicher ist als anfängliche Ueberschätzung, spätere Herabsetzung und — oft erst nach Jahrhunderten — gerechte Würdigung?

Nachdem Christoph Columbus den Erdtheil entdeckt hatte, den er selbst anfangs für etwas ganz Anderes hielt, als er in der That war, wurden oceanische Fahrten, um Indien auf dem Westwege zu erreichen, allmälig häufiger; gleichwohl vergingen einige Jahrzehnte, bevor man erkannte, daß nicht eine Küste Indiens, sondern ein neuer Continent entdeckt worden war. Auch hatte Columbus selbst nur der spanischen Regierung ausführlich berichtet, in deren Interesse es nicht lag, die wichtige Entdeckung sofort an die volle Oeffentlichkeit zu bringen. Erst nach seinem Tode gelang es Balboa, auf dem Landwege bis an die peruanische Küste vorzudringen, und Magelhaens, die nach ihm genannte Straße 1519 zu durchfahren. Nun erst begriff man, wovon hier eigentlich die Rede war, und was die Genannten und Andre, wie Cabral und Cabot, in der That entdeckt hatten. Man erkannte, daß ein ganz selbstständiger Continent gefunden sei, und daß die provisorische Benennung Westindien durch eine andere ersetzt werden müsse. Wäre es im Beginn des sechzehnten Jahrhundert schon ausgemacht und allgemein anerkannt gewesen, daß Columbus der Entdecker sei, so würden wir nicht ein Amerika, sondern ein Columbia auf den Planigloben antreffen.

Amerigo Vespucci, geb. 1451 am 9. März zu Florenz von angesehenen und geachteten Eltern, hatte seine Bildung, die vorzugsweise Physik, Geographie und Himmelskunde betraf, in seiner Vaterstadt erhalten. 1490 ging er nach Spanien, um Handel zu treiben, und als Columbus 1496 Anstalt zu seiner zweiten Reise traf, konnte er seine Begierde, die neuen Länder zu sehen, nicht länger zähmen. Er gab sein Handelsgeschäft in Sevilla auf und schiffte sich am 10. Mai 1497 in Cadix unter dem Admiral Ojeda ein. Am 16. Juni erreichte er das Festland von Amerika, untersuchte einen beträchtlichen Theil der Küste; auch die schon von Columbus berührte, und kam im Juni 1498 nach Spanien zurück, wo man ihn am Hofe mit großen Ehrenbezeigungen empfing. Auf einer zweiten im Mai 1499 begonnenen Fahrt vervollständigte er die Kenntniß des noch heut als „Westindien“ bezeichneten

Theiles durch Auffindung einer beträchtlichen Anzahl kleiner Inſeln. Durch große Verſprechungen bewogen, trat er in portugieſiſche Dienſte. König Emanuel wetteiferte damals mit Spanien und hatte es durchgeſetzt, daß Alexander VI. in Rom einen Grenzmeridian feſtſetzte, ſo daß alles jenſeit liegende Land Spanien, das diesſeit liegende Portugal gehören ſolle; eine Beſtimmung, in Folge deren das von Cabral entdeckte Braſilien fortan zu Portugal gehörte. Er machte hier zwei Reiſen 1501 und 1503, aber eben ſo wie die früheren nicht unter eigner Führung, ſondern als Geograph und Pilot. Noch immer trug man ſich mit der Idee, daß die im Weſten entdeckten Länder und Inſeln Theile von Indien ſeien, und ſo ſuchte man fortwährend eine Straße, die nach Malakka führe. So gerieth er auf ſeiner vierten, Mai 1503 begonnenen Reiſe in große Gefahr. Man war mit 6 Schiffen ausgelaufen; eins davon ging völlig verloren, die fünf anderen hatten große Gefahren zu beſtehen und retteten ſich ſchließlich in der Bai Todos Santos in Braſilien.

Der Tod des Columbus erfolgte 1506,

Amerigo Vespucci.

und nun trat Vespucci wieder in ſpaniſche Dienſte. Er machte nun noch mehrere Weſtfahrten, um das Land genauer kennen zu lernen, und publicirte ſodann eine Karte des neuen Erdtheils, ſo wie die Tagebücher ſeiner vier erſten Reiſen. Dies waren die erſten vollſtändig in die Oeffentlichkeit gelangten Berichte über jene Gegenden, die nun nicht mehr als Theile von Indien erſchienen und folglich eines neuen Namens bedurften. Man entnahm dieſen dem Titel

des einzigen darüber entschienenen Werkes, nannte den ganzen Continent Terra Americana und so ist es gekommen, daß der Name dieses einfach-bescheidenen, friedliebenden Mannes, der übrigens schon seit 1516 im Grabe ruhte, auf den ganzen Erdtheil übergegangen ist. 1532 ward sein Werk aus dem Spanischen ins Lateinische übersetzt, und jetzt erst, nachdem außer den Portugiesen auch noch Engländer und Franzosen ihre Blicke auf jene Gegenden richteten und dort allmälig festen Fuß faßten, war die strenge Geheimhaltung, welche Spaniens Politik 40 Jahre lang geübt hatte, nicht mehr zu halten und nichts mehr nütze. So verbreitete sich Amerigo's Werk, das auszugsweise auch noch in andere Sprachen überging, auch in die Massen, man erfuhr, daß ein großes Weltmeer Indien vom neuen Continent trenne und so ist der Erste, dem das Publicum eine nähere Kunde der neuen Entdeckungen verdankte, auch der geworden, dessen Namen der Erdtheil führt. Amerigo selbst hat direct nichts dazu gethan und sein edler Charakter war auch nicht dazu gemacht, fremdes Verdienst in den Schatten zu stellen.

Wiederholt ist später davon die Rede gewesen, daß ähnlich wie bei anderen neuen Entdeckungen — wir erinnern an Van Diemens- und Kerguelensland, die Vancouverinsel, die Hudsons- und Bassinsbai und zahlreiche andere Punkte — auch diese größte von allen den Namen des Columbus führen müsse. Aber nur für einzelne Gegenden ist der Gedanke verwirklicht worden. Unkenntniß des wahren Sachverhalts hat später Beschuldigungen auf Vespucci gehäuft, die gänzlich grundlos sind. Man vergleiche seine Schrift und man wird finden, daß er die Verdienste seiner Vorgänger und namentlich die des Columbus nicht verheimlicht und sich mit dem begnügt, was ihm zukommt.

Die letzten 20 Jahre seines Lebens hat er nie lange in Europa verweilt; kaum zurückgekehrt von einer Expedition, rüstete er schon wieder zu einer neuen. Abwechselnd im Dienste Spaniens und Portugals, ist er von beiden Regierungen hochgeehrt und nach Verdienst gewürdigt worden, auch sein Geburtsort Florenz überhäufte ihn und seine Familie mit Ehrenbezeigungen.

Die nun seit 350 Jahren eingebürgerte Benennung wird dem Erdtheile wohl bleiben; sie ist jedenfalls richtiger als eine andern, die den westlichen Continent als „neue Welt" bezeichnet. Amerika ist weder neu noch eine Welt; und man sollte Ausdrücke, die allenfalls in der Poesie gerechtfertigt erscheinen, nicht mißbrauchen, um den Nichtkenner irre zu führen. Möge es auch ferner bei der Benennung Amerika bleiben, es ist der Name eines um die Erdbeschreibung hochverdienten Mannes, auf den sein Vaterland mit gerechtem Stolze blicken kann, denn

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Die Trockenlegung des Haarlemmer Meeres.

Von

E. Gerland.

(Schluß.)

Ungeachtet dieser im Allgemeinen gelungenen Proben, zu denen man die Austrocknung einer großen Anzahl meist kleinerer Wasserplätze Südhollands mit einem Gesammtareal von 197,330 Morgen, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ins Werk gesetzt, rechnen muß, konnte man sich doch nicht dazu entschließen, die Austrocknung des Haarlemmer Meeres, das in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bis zu 70,500 Morgen angewachsen war, zu unternehmen. Die Schwierigkeiten waren groß. Vor Allem mußte man fürchten, Rheinlands Boezem, der nur wegen seiner beträchtlichen Größe im Stande war, die überflüssigen Wassermengen aller ihm angehörenden Polder ohne Beschwerde aufzunehmen, nach Austrocknung des Meeres, die seine Oberfläche um vier Fünftel verkleinern mußte, an eine bestimmte Wasserhöhe derart gebunden zu sehen, daß man die Polder bei gewissen Wasserständen vielleicht voll Wasser laufen lassen mußte. Zwar war im Jahre 1807 durch den Baumeister Conrad der Canal vollendet, der den Rhein wieder wie vor Alters sich in die Nordsee ergießen ließ, das Land aber durch drei Schleusenreihen von je drei Schleusen gegen jene schützte, aber bei den häufigen winterlichen Nordwest-Stürmen konnte man oft lange Zeit die Schleusen

nicht öffnen und da die beiden andern Ausgänge des Boezems in das Y bei Spaarndam und Halfweg einigermaßen entlegen waren, so durfte man kaum hoffen, daß das Wasser bei widrigem Winde genug Abfluß haben würde. Umgekehrt war im Sommer Wassermangel zu befürchten, wenn der Boezemstand bei großer Dürre zu niedrig wurde. Wasser alsdann aus der See einzulassen, daran durfte man nicht denken; dieses wäre den Fischen und dem trinkenden Vieh sehr verderblich geworden.

Die Austrocknungsanlagen selbst mußten ungeheuer großartig werden. Das ganze Meer mußte mit einem Ringdeich und Canal umgeben werden, welch' letzterer eine derartige Breite und Tiefe haben mußte, daß die über das Meer gehende Schifffahrt in ihrer ganzen Ausdehnung fortbestehen konnte. An Auspumpen des Meeres durch Mühlen, die vom Winde abhängig sind, durfte man sich nicht binden, wenn man vor großen Gefahren ganz sicher sein wollte. Dampfmaschinen mußten das Auspumpen übernehmen. Die erforderlichen Anlagen mußten enorme Kosten machen, nicht weniger als 8 Millionen Gulden waren im Voranschlag berechnet. Sodann hatte das Haarlemmer Meer nach dem vom General Krayenhoff entworfenen Vertheidigungsplan, den Napoleon erst verwarf, um ihn dann gut zu heißen, Amsterdam, welche Stadt, wie sonderbar es klingt, stark befestigt ist, von der Südwestseite zu decken, sowie das Wasser zu liefern, was durch Ueberströmen ihrer Umgebung die Hauptstadt Niederlands unzugänglich machen sollte. Endlich schien die eben zur Thatsache gewordene Trennung von Belgien, Unternehmungen, die so riesenhafte Mittel forderten, nicht zu begünstigen. Auf der andern Seite freilich breitete sich das Meer weiter und weiter aus, man durfte nicht auf Stillstand hoffen, man würde aber wahrscheinlich noch Jahre lang mit den Vorberathungen hingebracht haben, wenn nicht zwei furchtbare Stürme im Jahre 1836 die entsetzliche Gefahr, die von Seiten des Meeres im Herzen des Landes drohte, gar zu offenbar gemacht hätten. Am 29. November wüthete ein grimmiger Weststurm, der das Meer so hoch an seine Küsten trieb, daß es diese überschritt, 15,666 Morgen Landes überströmte, und erst vor den Thoren Amsterdams Halt machte. Und als ob es sich nun auch in seiner ganzen Furchtbarkeit zeigen sollte, trieb es Christtag desselben Jahres ein Oststurm wieder aus seinen Ufern nach Leiden hin, das es zum Theil, sowie seine Umgebungen, im Ganzen 29,375 Morgen, überströmte. Mit dem Nachlassen des Sturmes trat Kälte ein, das überschwemmte Land fror zu, der Verkehr stockte, die vielen einsamen Gehöfte, die in Holland weit umher zerstreut liegen, geriethen in die unangenehmste Lage, die nicht ohne Gefahr war. Groß war der Schaden, den die Ueberschwemmung anrichtete, eine beträchtliche Zahl von Dämmen und Deichen war zerstört und erst nach Jahresfrist das überströmte Land wieder trocken gelegt.

Nun glaubte man nicht länger zögern zu dürfen; König Wilhelm I. ernannte 1837 eine Commission, die mit Berücksichtigung der bereits vorhandenen Entwürfe einen gleichen zur Trockenlegung des Meeres ausarbeitete, und schon im Frühjahr 1838 bewilligte die zweite Kammer der Regierung zur Ausführung desselben, einen Credit von 8 Millionen Gulden.

Eine genauere Untersuchung zeigte, daß jene Schwierigkeiten doch nicht so groß waren, als man anfangs gefürchtet hatte. Beim Auspumpen mußte es sich bereits zeigen, ob die Unmöglichkeit, rechtzeitig Wasser auslassen zu können, Rheinlands Boezem gefährden würde. Man konnte dann Wasser wieder in das Meer laufen lassen und mußte auf Mittel sinnen, die man gewiß gefunden hätte, um diesen Uebelstand abzustellen. Noch leichter war es, etwaigem Wassermangel zu begegnen, man brauchte nur, was auch geschehen ist, bei Gouda (spr. Gauda) eine Schleuse in den Yssel anzulegen. Freilich mußte jedenfalls der Canal bei Katwyk erweitert, es mußten bei Spaarndam und Halfweg zwei Dampfmaschinen aufgestellt werden, die zu jeder Zeit im Stande waren, das Wasser aus dem Ringdeich auszupumpen, denn wollte man das gewonnene Land sicher behalten, so mußte es auf das Vorsorglichste vor zu hohen Wasserständen bewahrt werden. Da im Canal des Ringdeichs das Wasser höher stehen mußte, wie früher im Meere, so mußte die Ueberschwemmung des Landes, im Fall eines Krieges, sich noch viel leichter bewerkstelligen lassen, wie früher, wenn man nur an passenden Stellen durch Forts

gedeckte Schleusen anlegte. Setzte man überdies noch solche in den Ringcanal ein, so war es sogar möglich, nur einen Theil desselben, wenn nöthig, in Anspruch zu nehmen, den andern der Schifffahrt zu erhalten.

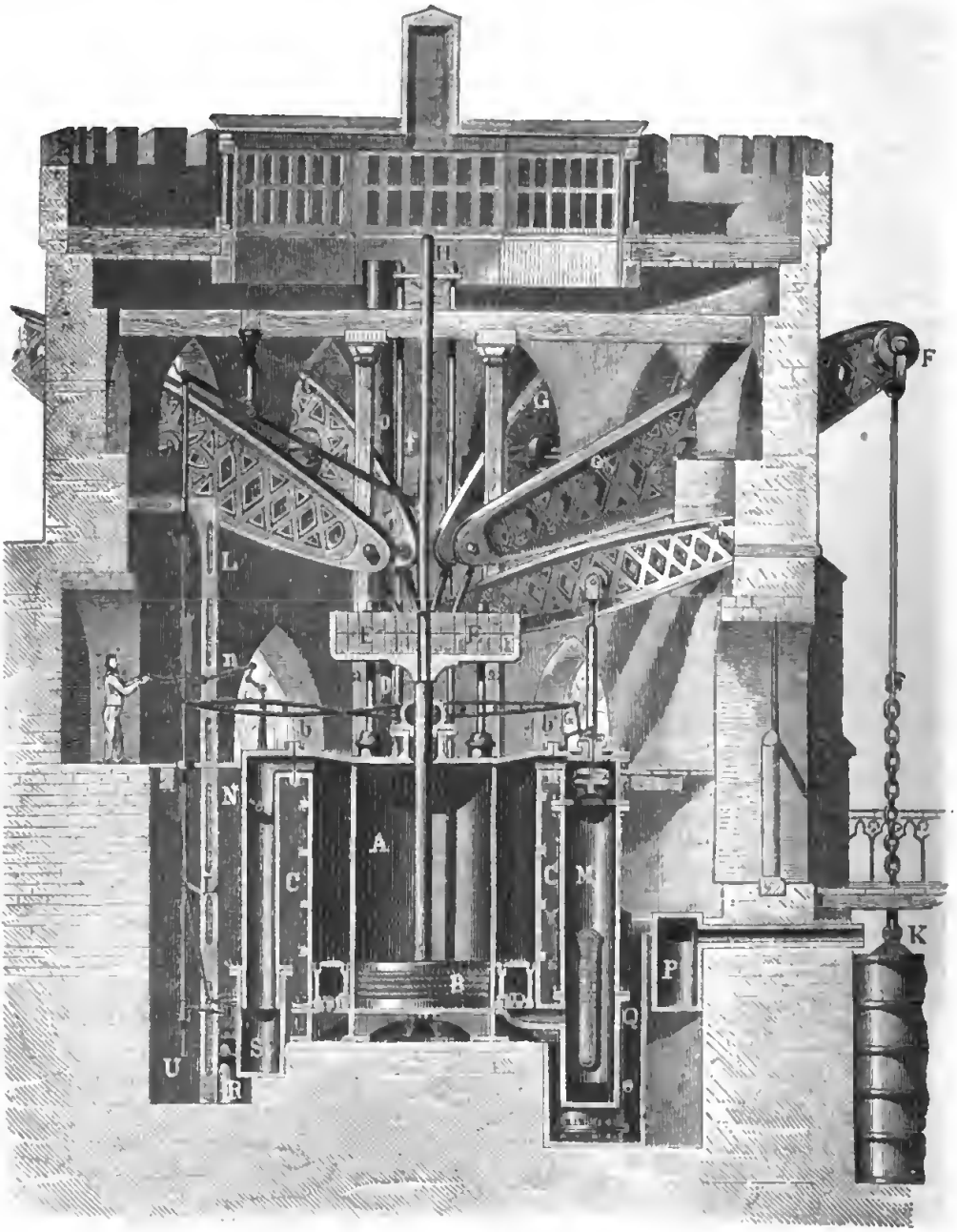
So übertrug denn die Regierung der Commission die Ausführung ihres Entwurfs und 1840 begann man mit Errichtung des Ringdeiches und Canals. Nach acht Jahren war Beides vollendet. Unterdeß waren drei Riesendampfmaschinen zu Ehren der Hauptverfechter der Austrocknungsidee Leeghwater, Cruquius und Lynden genannt, an drei Punkten des Canals aufgestellt. Im Juni 1848 begann Leeghwater, im April 1849 Cruquius und Lynden ihre Pumparbeit und Ende Juni 1852, nach einer Arbeitszeit von 39 Monaten (wobei die Zeit, wo Leeghwater allein arbeitete, nicht mit in Rechnung gebracht wurde, weil ungefähr ebensoviel durch Verzögerung, welche Reparaturen hervorriefen, später verloren ging) war das Meer trocken. Die drei Maschinen hatten nicht weniger als 831,839,501 Cubikmeter Wasser ausgepumpt, wovon 581,010,000 die durchschnittliche Wassermenge des Meeres in gewöhnlichen Zeiten, das übrige durch Regen oder Quellen hinzugekommen war.

Die Maschinen nennt ein englischer Bericht mit Recht „the most gigantic steam machinery in the world.“ Ihre nach dem Entwurfe der englischen Ingenieurs Deam und Gibbs ausgeführte Construction ist ganz einzig. Sie sind im Allgemeinen nach Art der Cornwallis'schen Maschinen, die meist als Pumpmaschinen in Bergwerken angewendet werden, construirt. Von den gewöhnlichen Dampfmaschinen unterscheiden sich diese letztern dadurch, daß der Dampf nur von einer Seite auf den Kolben drückt, den andern Theil des Hubes (Hin- und Herganges) der Kolben aber unter vollständigem Abschlusse des Dampfes zurücklegt. Der Kolben hängt nämlich auf der einen Seite eines gewaltigen zweiarmigen Hebels, des Balancier, an dessen anderer Seite das Pumpgestänge, was in den Schacht hinabgeht, befestigt ist. Der über dem Kolben in den Cylinder tretende Dampf treibt dann diesen hinunter und hebt so das Pumpgestänge mit dem aufgeschöpften Wasser. Ist das letztere entleert, so wird die Verbindung zwischen Cylinder und Kessel unterbrochen, dagegen der obere Theil des Cylinders mit dem Condensator in Communication gesetzt, einem Raum, in dem der Dampf durch Einspritzen von kaltem Wasser verdichtet wird, und so auf ein viel geringeres Volumen zurückgeführt, während der so entstehende luftverdünnte Raum noch durch eine Luftpumpe weiter ausgepumpt wird. Der Raum im Cylinder unterhalb des Kolbens bleibt immer mit der Atmosphäre in Verbindung; diese sucht nun den ihr beim Niedergange des Kolbens durch die Spannkraft des Dampfes entrissenen Raum wieder einzunehmen, wobei ihr das Gewicht des Pumpgestänges zu Hülfe kommt. Der Kolben geht nach oben, das Pumpgestänge herab, dann wird der Dampf wieder eingelassen, das Spiel der Maschine wiederholt. Die einigermaßen complicirte Steuerung dieser Maschine wird durch eine auf- und niedergehende Stange bewirkt, welche durch die Maschine bewegt wird und zweckmäßig gestellte Ansätze, die sogenannten Katarakte, trägt, welche Hebelwerke bewegen und durch deren Vermittlung die Ventile rechtzeitig öffnen und schließen. Eines Schwungrades bedarf die Maschine nicht, da ihre Bewegung keineswegs in eine gleichförmige drehende umgesetzt werden soll, vielmehr eine hin- und hergehende bleibt.

Die Hauptvortheile, die diese Dampfmaschinen vor andern ihrer Art gewähren, der weiche Gang und der geringe Verbrauch von Brennmaterial, sind bei den großen Maschinen am Ufer des Haarlemmer Meeres beibehalten. Die angebrachten Veränderungen, so tiefgreifend sie auch auf den ersten Blick scheinen, kommen in der That nur auf eine noch intensivere Benutzung des Dampfes zurück. Folgende Figur zeigt einen Durchschnitt von Cruquius und Lynden, die nach demselben Modell ausgeführt sind, bei dem die Erfahrungen, welche die frühere Indienststellung des Leeghwater ergeben hatte, einige nachher zu besprechende Abänderungen von der Construction des letzteren gerathen erscheinen ließen.

Der außen gut abgedrehte Dampfcylinder A, in dem sich der Kolben B in gewöhnlicher Weise bewegt, ist mit einem zweiten weitern Cylinder C umgeben, so daß unter dem Deckel beide in Verbindung stehn; in dem dadurch hervorgebrachten

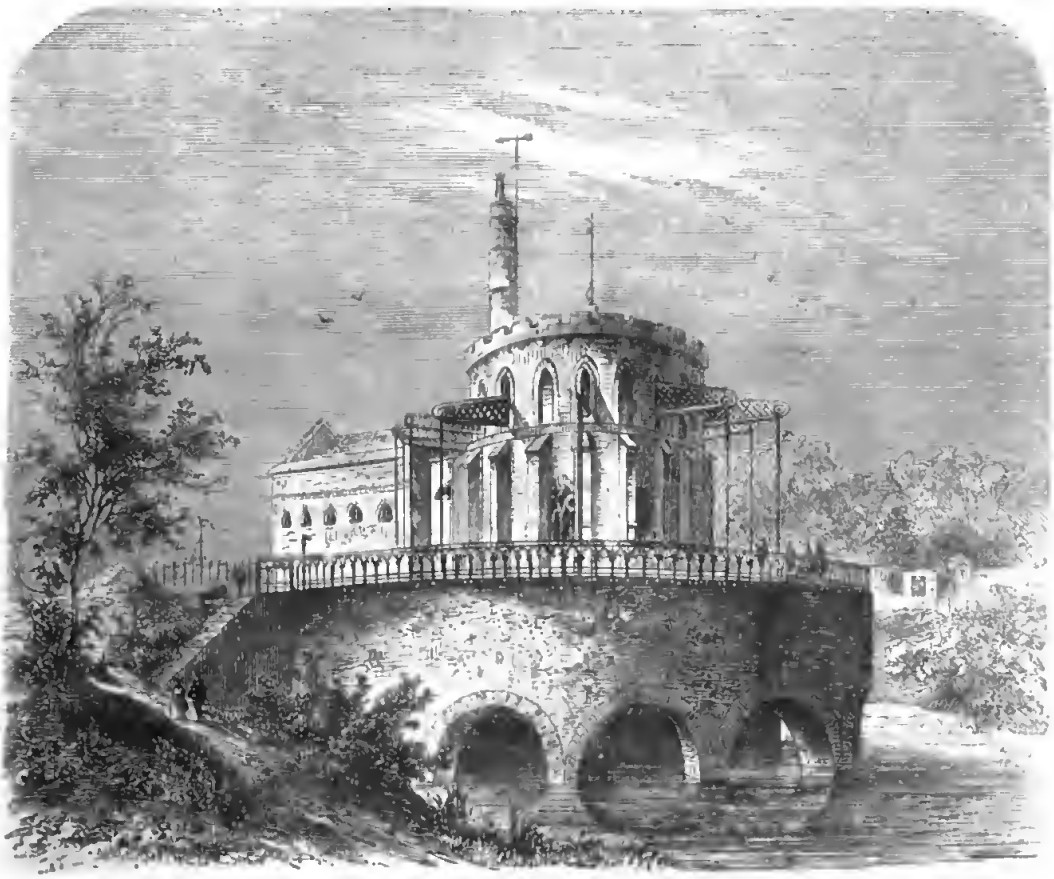
ringförmigen Raum bewegt ſich dampfdicht der ringförmige Kolben D. Die Kolbenſtange von B geht dampfdicht durch den Cylinderdeckel, ebenſo vier kleinere Kolbenſtangen a von D und es ſind dieſe fünf Hülſe eiſerner Stangen drehbar befeſtigt; am andern Ende der Balanciers hängt das Pumpgeſtänge FK, durch das von den acht Pumpen zuſammen bei jedem Hube 66 Kubikmeter Waſſer, alſo ein Gewicht von 1320



Durchſchnitt der Dampfpumpwerke „Cruquius und Lynden."

Stangen unveränderlich an das große, gußeiſerne, cylindriſche Gewichtsſtück E befeſtigt, welches ohne die Bleigewichte, mit denen es gefüllt iſt, ſchon die achtbare Laſt von 360 Zollcentnern darſtellt. An dieſem Gewichtsſtück ſind die acht Balanciers G mit Zollcentnern gehoben wird. Befindet ſich nun die Maſchine, wie ſie in der Figur gezeichnet iſt, in der Anfangsſtellung, ſo tritt durch ein in der Zeichnung durch N verdecktes Rohr, in dem mit Hülfe des Hebels n ein Ventil geöffnet wird, der Dampf

aus dem Keſſel unter B und treibt B mit dem Gewicht und den innern Enden des Balanciers nach oben, da die oberen Räume der beiden Cylinder dann vermittels des Ventils d mit dem Condenſator in Verbindung ſtehen, während die Pumpen nach unten gehen und ſich mit Waſſer füllen. Iſt nun B am oberen Ende ſeines Hubes angelangt, ſo ſchließt der Hebel b, indem er von dem Cylinder weggezogen wird, das Ventil d, welches die oberen Räume beider abänderlich mit dem Condenſator. Der mittlere Kolben hat alsdann über und unter ſich Dampf von gleicher Spannung, oberhalb des ringförmigen dagegen kann der Dampf expandiren, da ſich unter ihm ein luftverdünnter Raum befindet. Er vereinigt alſo ſeine Kraft mit der Schwere des Gewichtes E, das nicht mehr durch den Keſſeldampf getragen wird, zur Hervorbringung einer abwärts gerichteten Bewegung, in Folge deren die Pumpkolben mit



Das Dampfpumpwerk „Leeghwater."

Cylinder mit dem Condenſator M in Verbindung ſetzt, in dem durch Wirkung der Luftpumpe Q, deren Kolben durch den um T drehbaren kleinen Balancier bewegt wird, und durch die Klappe c mit M communicirt, die Luft verdünnt worden iſt. In demſelben Augenblick öffnet der Hebel das Ventil N und ſetzt dadurch, da S mit dem Dampfzuführungsrohr zwiſchen Cylinder und Ventil in Verbindung iſt, den oberen Raum beider Cylinder mit dem untern des mittelſten in Verbindung. Der untere Raum des Cylinderrings communicirt un- dem Waſſer gehoben werden. Dieſe beſtehen aus nichts als aus zwei um eben ſo viele vom Geſtänge gehaltene horizontale Axen drehbaren Holzklappen, von ſolcher Größe und Geſtalt, daß ſie, wenn ſie an der Wand der Pumpcylinder gut anliegen, mit der Senkrechten einen Winkel von etwa 45 Grad bilden und ſich nach oben öffnen können, bis ihre Bewegung durch die bei K ſichtbar werdenden Stücke gehemmt wird. Unten in den Cylindern liegt ein ganz gleich geſtaltetes Ventil; durch beide kann demnach das Waſſer nach oben, nie nach unten

treten. Oben sind die Pumpcylinder einfach offen. Sie pumpen das Wasser in einen Canal, der durch ein Schleusenthor mit dem Ringcanal in Verbindung gesetzt ist, welches sich jedoch nur nach dem Ringcanal zu öffnet. Dadurch bleibt die Höhe des Wassers in beiden Canälen, wenn gepumpt wird, immer die des Ringcanals.

Um das Gewichtsstück vor, wegen seiner Schwere höchst gefährlichen Schwankungen zu bewahren, geht die Kolbenstange durch das ganze Gebäude und findet in dem starken Deckenbalken bei H eine Leitung. Außerdem sind noch vier Leiter f angebracht, die in, an das Gewichtsstück angegossenen Ohren stecken und an beiden Enden befestigt sind. Endlich trägt E an beiden Seiten, dem Beschauer zu- und abgewandt in der Zeichnung, einen Kolben, der in einem mit dem Wasserreservoir O vermittels des in R befindlichen Ventiles communicirenden Cylinder sich hin- und herbewegt. Ist nämlich das Gewicht oben angelangt, so ist gewöhnlich einige Zeit nöthig, während der es gehoben verweilen muß, damit sich die Pumpen sicher füllen. Mit gehobenem Gewichte haben sich nun die Kolben der Hydraulik, wie dieser beikommende Apparat genannt wird, gehoben, ihre Cylinder dadurch mit Wasser gefüllt, wenn sich, gerade nachdem E seinen höchsten Stand erreicht hat, das Ventil in R, durch die in der Figur sichtbaren Hebel schließt. Da nun das Wasser sich auch durch den größten Druck so gut wie gar nicht zusammendrücken läßt, so bleibt E so lange schweben, bis R wieder geöffnet wird.

Alle diese in einander greifenden Bewegungen werden durch die Stange UV bewirkt, die durch einen an die Leitung der Kolbenstange befestigten zweiarmigen Hebel hin und her bewegt wird. Der Angriffspunkt y desselben an der Stange H ist verschiebbar. Dadurch hat man es in der Gewalt, die Länge des Hubes zu regeln. An der Stange UV befinden sich nämlich einige Kataraкten, die beim Auf- und Niedergang die Hebel drehn und damit die Ventile öffnen und schließen. Einer jeden Stellung des Kolbens entspricht nun eine gewisse Stellung von UV. Durch Verschieben von Y kann man UV so stellen, daß N geöffnet wird, wenn B das Ende seines Hubes erreicht hat, oder etwas früher.

Die Ansicht des Leeghwater ist in folgender Figur dargestellt. Er pumpt mit elf Pumpcylindern, die indessen zusammen nicht mehr Wasser bei jedem Hube fördern, wie die acht bei Cruquius oder Lynden, da sie kleinere Durchmesser haben. Dieselben sind so gestellt, daß zwei, drei ꝛc. pumpen können, ohne daß das Gewichtsstück unsymmetrisch beschwert wird, was man bei Cruquius und Lynden als unnöthig aufgegeben hat. Man läßt lieber alle Cylinder arbeiten und dann kürzere Zeit hindurch. Doch konnten dann selbstverständlich bei Leeghwater die Balanciers nicht mit dem Gewichtsstücke fest verbunden werden. Dieselben befinden sich mit ihren innern Enden unterhalb des Gewichtstückes, das sie beim Heruntergehen herabdrückt, es aber beim Heraufgehen der Schwere des Pumpgestänges überläßt, dieselben wieder zu heben.

Die Stange UV wird bei Leeghwater nicht durch einen oberhalb der Balanciers liegenden Hebel bewegt, sondern durch einen eben solchen, der an dem Kolben der Hydraulik befestigt, sonst eingerichtet ist, wie Vy.

Der Dampf wird bei Leeghwater in fünf, bei Cruquius und Lynden in je sechs großen Dampfkesseln erzeugt. Diese sind bei Lynden und Leeghwater genau nach dem Muster der Cornwallis'schen Kessel gebildet, bei Cruquius ist eine kleine Abweichung von jenem Muster eingeführt. Die Conwallis'schen Kessel bestehen aber aus einem sehr großen cylindrischen Kessel, dessen Durchmesser bei den in Rede stehenden Maschinen beiläufig 5,8 Fuß rheinl. bei einer Länge von gut 28,7′ beträgt, in dessen inneren Raum der ganzen Länge nach ein zweiter Cylinder, hier von 3,9′ angebracht ist, aber nicht concentrisch, sondern so, daß der innere Cylinder ziemlich weit unten zu liegen kommt. Der vom großen Cylinder übrig bleibende Raum ist nach Außen abgeschlossen und bildet den eigentlichen Kessel, der innere kleine steht seiner ganzen Ausdehnung nach mit der Luft in Verbindung, ja in ihm ist vorn der Rost angebracht und die heißen Verbrennungsgase müssen ihn seiner ganzen Länge nach durchziehen. In ihm etwas oberhalb des Rostes, also mitten in den Flammen, liegt ein engeres Rohr, das mit dem Kessel wieder communicirt und hauptsächlich die Verdampfung des Wassers vermittelt. Bei Cruquius hat man vier solcher Rohre in den innern Cylinder ge-

Digitized by Google

legt, doch hat sich das nicht als besonders zweckmäßig herausgestellt. Alle Kessel communiciren nun mit einer Dampfkammer, einem sechsten, beziehungsweise siebenten Kessel, der quer über alle hingelegt ist. Aus diesem geht erst der Dampf zur Maschine. Um das Füllen der Kessel mit Wasser zu erleichtern, befindet sich im Kesselraum noch eine Dampfpumpe, die mit wenig leicht einzutragendem Wasser in Gang gesetzt werden kann, wozu ein Kessel hinreicht. Ist die Maschine erst im Gange, so pumpt Leeghwater mit Hülfe einer an den Balancier angehängten Speisepumpe selbst. Das für die Kessel nöthige Wasser, um die Kessel von Cruquius und Lynden zu speisen, pumpt die Dampfpumpe fort. Das Kesselhaus steht, wie die Figur zeigt, neben dem Maschinenhause.

Die Kraft, mit der jede der Maschinen gewöhnlich arbeitet, ist die von dreihundertfünfzig Pferden, doch kann dieselbe im Nothfalle auf die von fünfhundert Pferden gesteigert werden. Eine Pferdekraft wird in einer Stunde durch den Verbrauch von $2^1/_4$ englische Pfund Steinkohlen hervorgebracht.

Von den beiden genannten Ingenieurs ist der Doppelkolben hier zuerst angewendet worden. Nach Annahme des Planes handelte es sich darum, die Maschine in einer oder mehreren Werkstätten zu bestellen, und die Commission hätte begreiflicherweise gern der inländischen Industrie eine so bedeutende Bestellung zugewandt, da vier Werkstätten Niederlands dabei in Betrachtung gezogen werden konnten. Während sie nun Alles that, dies Ziel zu erreichen, und bei nicht allzu reichlich zugemessener Zeit mit Unterhandlungen mit jenen Werkstätten sieben kostbare Monate hinbrachte, erhielt sie als Antwort von den Vorständen derselben so ungeheuer hohe Preise, deren Uebereinstimmung noch dazu auf ein Einverständniß schließen ließ, daß sie es für gut fand, einstweilen in England wegen desselben Gegenstandes anzufragen. Die von dort geforderten Preise betrugen wenig mehr, als die Hälfte der von niederländischer Seite angesetzten und in Folge dessen bestellte die Commission die Dampfmaschinen und Pumpen in Cornwallis, die Kessel und Balanciers in Amsterdam, nachdem die betreffenden Firmen ihre Preise bedeutend herabgesetzt hatten. Einer einzigen Werkstätte die ganze Arbeit zu übertragen, schien bei der Größe derselben im Vergleich zu der Kürze der Zeit nicht rathsam. Die drei Maschinen ohne die sie aufnehmenden Gebäude kosteten in runder Zahl 854,470 holländische Gulden.

Bis die Maschinen freilich in den trefflichen Stand, in dem sie sich jetzt befinden, gesetzt waren, waren noch eine Menge größerer und kleinerer Reparaturen nöthig. Auch die Austrocknung verlief nicht ohne alle Störung. Wenn diese Störungen auch höchst geringfügig gegen die Größe des Werkes selbst waren, so erregten sie doch bei den Umwohnenden mehrmals große Bestürzung und höchste Besorgniß und die Commission sah sich einige Male bewogen, zur Beruhigung der Gemüther das Auspumpen auf kurze Zeit einzustellen. Im Ganzen nahm die Austrocknung einen überaus regelmäßigen Verlauf.

Die Befürchtung, daß die ungeheure austrocknende Fläche der Herd ansteckender Seuchen und Fieber werden würde, zeigte sich ganz grundlos. Obwohl zweimal, 1853 am Spieringmeer und im folgenden Jahre bei Aalsmeer und auch bei Lisse die Cholera auftrat, so blieb dieselbe doch jedesmal in ihrer Verbreitung so beschränkt, daß an einen Zusammenhang ihres Ausbrechens mit der Austrocknung nicht zu denken war. Immerhin hatte man es an Vorsicht und Vorsorge nicht fehlen lassen, man war aber sehr zufrieden damit, daß sich Beides als überflüssig herausstellte.

Freilich hat auch Holland in den sogenannten Polderjongens Arbeiter aufzuweisen, die von Jugend auf in austrocknenden Sümpfen lebend, in ihnen vollständig, so zu sagen, acclimatisirt sind. Nur sie waren im Stande, die Erdarbeiten im trocknenden Meere, vor Allem das Ziehen der Canäle in seinem Innern auszuführen, die Tagelöhner aus der Umgegend waren für diese Arbeit nach kurzer Zeit unfähig. Bei Jenen waren alle außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, selbst des Anbefehlen von Destillirapparaten unnütz. Ihr Leben und Treiben schildert der Vorsitzende der Commission, Jonkheer Gevers van Endegeest (Over de Droogmaking van het Haarlemmer Meer, III. S. 161) zu beredt und treffend, als daß seine Worte in Uebersetzung hier nicht Platz finden sollten.

„Und wißt Ihr, was Polderjongens sind?

So nennt man die Erdarbeiter, die von nah und fern bei allen öffentlichen Arbeiten in Schaaren anrücken; Menschen von Jugend auf gewohnt im Schlamm zu leben und in Sümpfen angestrengt zu arbeiten; gegen Krankheit und Anstrengungen abgehärtet; muskelkräftige, entschlossene (forsche) und wackere Männer, denn die Schwachen und Faulen fallen ab. Sie arbeiten in Ploegen (sprich Plugen, Pflügen) acht oder zwölf Mann mit einem Putbaas (sprich Pütbaas, Brunnenmeister) an der Spitze, so daß der Hauptunternehmer mit größern Abtheilungen verhandelt. Wer es ihnen im Arbeiten nicht gleich thut, wird aus ihrer Mitte gestoßen. Kein Tagelöhner aus der Umgebung des Haarlemmer Meeres versuchte es, der nicht rasch genug vor der unaufhörlichen schweren Arbeit zurückgewichen wäre.

„Sie schlafen, die Ploegen zusammen, in Hütten von Riet und Stroh, durchscheinend und luftig im Sommer, im Winter besser verwahrt; in wenigen Stunden aufgeschlagen und noch rascher abgebrochen; dieselben werden mit der Verlängerung des Deiches oder des Canals versetzt. Eine Frau hält ihnen Haus und Ordnung, so gut, als der bestbezahlte Aufwärter es könnte. Mit einem der Gesellen oft nur vor der Hacke getraut, wird sie von den andern in ihrer Stellung geachtet, so lange die Polderheirath nicht wieder vor der Hacke gelöst ist.

„Sie sind mit den besten Wasserstiefeln versehen, mit Stacheln unter den Sohlen, um über glatte Bretter hinkommen zu können, die zwischendurch mit der Hacke umhergeschoben und geschleift werden. Sie gehen von Kopf zu Fuß in rothen Flanell* gekleidet. Sie essen vollauf Speck** mit Kartoffeln und gutem Brode und miethen Mittags einen Platz am lodernden Feuer inmitten der Hütte, um Speckpfannkuchen in ihren Pfannen zu backen. Sie trinken manchmal Bier, meist Kaffee und Thee, kaltes Wasser niemals. Von Mäßigkeitsvereinen wissen sie nicht viel; sie schwelgen am Ende der Woche, aber sind Montags Mittag wieder an der schweren Arbeit, $5\frac{1}{2}$ Tage anhaltend, so lange die Sonne ihr liebliches Licht auf die Erde sendet; und dann haben sie oft noch Kraft und Lust genug, um Abends nach dem Tacte der Fidel zu tanzen. Wenn nöthig, lösen sich des Nachts die Ploegen ab, um die Lachen trocken zu halten, und reicht der Sommer nicht, so arbeitet man durch bis in den Winter. So ging es unter Anderem, als im November und December der Hauptcanal zwischen Leeghwater und Lynden gegraben wurde, wobei man von zwei Seiten gegeneinander arbeitete, bis man gerade am Sylvesterabende 1852 zusammentraf und schweißbedeckt und müde mit Hurrahs und Gesang und dergleichen mehr unter dem freien Winterhimmel um Mitternacht im Schlamm den Eintritt des neuen Jahres feierte.

„Ich vertheidige die Sitten der Polderjongens nicht, aber ich schildere sie und preise das unverzagte Arbeiten, die Kraftanstrengung und den Muth dieser rauhen, aber nützlichen Volksclasse."

Unter diesen Muthigen die Muthigsten voran, oft noch tief in den Schlamm einsinkend, gruben sie die Abzugscanäle für das Wasser, so daß das übrige Land trocknen konnte. Es bedeckte sich mit wunderbarer Geschwindigkeit mit dem üppigsten Pflanzenwuchs, Binsen (Scirpus lacustris), Riet (Phragmites communis), Weiden und vor Allem der treuen Begleiterin der Torfgräbereien, die auch in Deutschland, obwohl sehr selten in solchen vorkommt, der merkwürdigen Aschenpflanze (Cineraria palustris) oder, wie sie die Holländer wegen der Aehnlichkeit der aufkeimenden Pflanzen mit Endivien nennen, wilden Endivien. Dieselbe zeigt in $\frac{1}{2}$ der natürlichen Größe folgende Figur. Die Blätter und der Stengel sind in Folge rauher Behaarung weißlich grün, die Blüthen hellgelb und sehr wohlriechend. An der Wurzel verdickt sich der Stengel und sendet bereits von Punkten außerhalb des Bodens eine große Menge Wurzelfasern aus. Sie erreicht eine Höhe von wohl sechs Fuß. „In Bezug auf diese Pflanze," sagt Jan Kops in der Flora Batava, „findet das Besondere statt, daß sie in den meisten südholländischen Droogmakerijen (Trockenlegungen), sobald der Grund oben hin kommt, ihn gänzlich mit ihren aufsprossenden Stauden bedeckt, gerade als ob sie mit Absicht dort gesät wäre; sicher haben die Pflanzen, die an den Ringdeichen der Torfgräbereien wachsen, ihren Samen zuvor über den Platz ausgestreut.

* Die Unterkleider, die Oberkleider bestehen aus derbem dunkelbraunen Zeuge.

** Davor hatte man ärztlicherseits gewarnt.

Der Droogmakery leiſten ſie dann einen weſentlichen Dienſt, indem ſie dem nach oben gekommenen Schlamm mehr Feſtigkeit geben, was dadurch befördert wird, daß man mit Planken über dieſe Stauden hinſtreicht, dieſelben niederknickt und darüber wieder Erde hinbringt, wie man in den Droogmakeryen gewohnt iſt, und was man dort den Grund ſchwarz machen nennt.“

nothwendig eingebüßt. Man kann nur annehmen, daß, da dieſe Pflanzen, wie alle ihre Familienverwandten, die Compoſiteen, Samen in ſehr großer Menge und durch den Pappus von außerordentlicher Flugfähigkeit hervorbingen, derſelbe von den umherwachſenden Pflanzen herrührte, aber in dieſen ihm ſo zuſagenden Boden gekommen, ſich ausnahmslos entwickelte. Immer bleibt

Aſchenpflanze (Cineraria palustris).

Dies trat denn auch im Haarlemmer Meer ein. Der größte Theil deſſelben erſchien nach der Austrocknung im Juni, der Blüthezeit dieſer Pflanzen, ganz gelb. Unbegreiflich war es auch hier, wo dieſe Menge von Samenkörnern, da die Pflanze doch auch in Holland ſich in gewöhnlichen Zeiten eigentlich ſelten findet, hergekommen war. Unmöglich kann der Samen im Grunde des Meeres von früher her gelegen haben, er hätte unter dem Waſſer ſeine Keimfähigkeit

die ungeheure Menge der Pflanzen wunderbar genug; die angegebene Erklärung derſelben iſt die einzig mögliche, wer würde aber ohne die vor Augen liegende Thatſache, das Ereigniß ſelbſt für möglich halten? Die meiſten Pflanzen brachten ihren Samen zur Reife und bald war auf große Entfernungen hin in den Umgebungen des Haarlemmer Meeres die Luft, ſo zu ſagen, damit angefüllt. Deſſenungeachtet blieb ſie im folgenden Jahre aus und war im Haar-

lemmer-Meer-Polder ebenso selten, wie an allen anderen Theilen Hollands.

Obwohl so viele Schiffe auf dem Meere untergegangen waren, obwohl man Schlachten auf ihm geliefert hatte, in denen Hunderte von holländischen und spanischen Soldaten zu Grunde gingen, außer den Wracken einiger Schiffe — einige Stücke derselben sind im „Museum van Oudheden" (spr. Audhéden, Alterthümern) in Leiden aufgestellt — einigen Münzen und Waffen fand man nichts, was davon herrühren konnte. Die Bewohner der umliegenden Gegenden beeilten sich, sobald es ging, hinzuwaten und zu plündern, was noch zu finden war. Die alten Wege mit den Resten der Fundamente von Häusern und Brücken tauchten auf, aber eine neue Welt sollte hier entstehen, man beeilte sich, die Steine wegzuführen. Ja, man verschonte den alten Kirchhof des Dorfes Nieuwerkerk nicht. Man grub die Gebeine der Todten aus und verkaufte sie nach Amsterdam. Als dies bekannt wurde, wurde zwar bei Tage durch Reiterei Wache gehalten; die Industriellen setzten aber dessenungeachtet Nachts ihr einträgliches Geschäft fort.

Namentlich an der Ostküste fand man endlich große Brocken und Stücke Torf mit dem noch anhängenden gewachsenen Boden, Material, das bei längerem Bestehen des Meeres vollständig zerschlagen und als Meermolm wäre ausgeschöpft worden.

Darauf, daß in den durch das Meer angehäuften Schlammmassen auch nicht der kleinste Menschenknochen eingebettet gefunden wurde, macht der berühmte englische Geolog Charles Lyell („Das Alter des Menschengeschlechtes." Deutsch von Büchner, S. 101) besonders aufmerksam, um das Fehlen von Menschenknochen in den menschliche Kunstproducte oft in so großer Menge führenden Schichten, die in neuer und neuester Zeit so wunderbare Schlaglichter auf das Alter und vorgeschichtliche Leben der Menschheit Europa's geworfen haben, zu erklären.

Am 3. August 1853 war man so weit gediehen, ein Stück des südwestlichen Theiles verkaufen zu können. Neue Schwierigkeit! Als man mit der öffentlichen Versteigerung beginnen wollte, trat ein Beamter der Stadt Leiden auf mit Verwahrung gegen den Verkauf, da Leiden das Eigenthumsrecht auf das Meer besitze. Dies hing so zusammen. Wie bereits erwähnt, hatte Leiden das Recht der Fischerei auf dem Meere gehabt und dadurch eine jährliche Einnahme von 1000 Gulden. Die Commission war bereit gewesen, dasselbe durch Ueberweisung eines Capitals von 15,000 Gulden abzulösen. Die Stadt war auch darauf eingegangen; als aber nichts mehr als die Unterschrift des Vertrages zu fehlen schien, hatte man sich in Leiden eines Andern besonnen, man glaubte auch Ansprüche an den Grund des Meeres zu haben und verlangte eine erheblich größere Summe. Hierauf konnte die durch die Commission repräsentirte Regierung nicht eingehen, da sie sich vergeblich bereit erklärte, um die Sache abzuthun, 81,000 Gulden zu zahlen, sondern ließ es auf einen Proceß ankommen. So stand die Sache noch, als Leiden Einsprache erhob. Der Vorsitzende der Commission, der die Versteigerung leitete, ließ sich demgemäß jedoch nicht von dem Einspruche Leidens stören; die Verkaufung ging fort und brachte mit den später erfolgenden Versteigerungen der übrigen Theile des jungen Landes im Ganzen die Summe von 7,972,400 Gulden auf. Der Rechtshandel mit Leiden aber endigte schließlich damit, daß die Stadt nach Aufwand von 18,000 Gulden Proceßkosten in drei Instanzen in die Kosten und zum Verluste ihrer Rechte an das Meer verurtheilt wurde und so, wie der Hund mit dem Stück Fleisch auf der Brücke, sehr viel verlor und nichts gewann.

Der nach der Austrocknung so viel wie möglich in Benutzung genommene Boden zeigte sich von sehr verschiedener Art und Güte, obwohl der Untergrund überall Sand war. Einzelne Stellen bewiesen sich so sehr von schwefelsaurem Eisenoxydul (Eisenvitriol), einem in Wasser löslichen Eisensalze durchdrungen, daß sie zunächst für jeden Pflanzenwuchs ungeschickt waren, da dieses Salz die Pflanzen vergiftete. Nach und nach ging dasselbe jedoch in weniger lösliches schwefelsaures Eisenoxyd über, dies wurde langsam durch organische Stoffe zersetzt, und nun konnten die Pflanzen sich ansiedeln. Andere Strecken waren mager, tiefes Umarbeiten half nicht sogleich zu ihrer Verbesserung. Doch trat dieselbe langsam, durch die Wirkung des Regens wahrscheinlich, ein. Der östliche Theil zeigte sich als fruchtbar, bedurfte aber alljährlicher Dün-

gung; es waren Strecken, wo man den Meermolm so lange Jahre hindurch ausgeschöpft hatte. Ungemein fruchtbar waren die höheren Stellen, namentlich längs der früheren Ufer. Ohne Düngung trugen sie reiche Ernten von Feldfrüchten, die gut gedüngten Boden bedürfen, Rübsamen, Weizen, Flachs. Endlich konnte an anderen Stellen Torf gegraben werden. Die größere oder geringere Fruchtbarkeit der einzelnen Theile des Polders ließ sich natürlich nicht voraussehen und so kam es, daß einzelne Käufer ihr in das Land gestecktes Geld sich rasch vervielfältigen sahen, während andere die größten Verluste erlitten.

Wenn man jetzt von dem Altan des Gebäudes, das den Leeghwater birgt, oder von der Bahn zwischen Leiden und Amsterdam die herrlich bewachsenen grünen Fluren, angebaut oder von weidendem Vieh belebt, erblickt, wird es Einem schwer zu glauben, daß hier noch vor einem halben Menschenalter nichts zu sehen war wie eine große wogende Wasserfläche. Zwei Dörfer: Haarlemmer Meer und Vennip sind jetzt an seiner Stelle, Straßen und Canäle durchschneiden es. Auch für die umliegenden Länder hat die Austrocknung nur Gewinn gebracht, keine der Befürchtungen, die man hegen zu müssen glaubte, traf ein. Hat der Haarlemmer-Meer-Polder zu viel Wasser, so hat er das Recht, in den Boezem von Rheinland auszupumpen, mag das Wasser dort so hoch stehen, als es will. Umgekehrt läßt jener ebenso rücksichtslos Wasser aus genanntem Boezem ein, wenn sein Wasserstand zu tief gesunken ist. Trotzdem hat Rheinland über ernstere Unbequemlichkeiten oder gar Gefahren noch nicht zu klagen gehabt. Mag auch, wenn im Winter anhaltender Nordwestwind Regen bringt und das Meer vor den Katwyk'schen Schleusen staut, der Rhein bis über den Rand der Straßen Leidens steigen, einzelne Ländereien überfluthet werden, die Pumpmaschinen am Y können dann um so kräftiger wirken und es ist bis jetzt immer rechtzeitige Ausgleichung möglich gewesen. Dagegen hat mit der Trockenlegung des Meeres die große Unannehmlichkeit für Leiden aufgehört, daß bei anhaltendem einigermaßen kräftigen Nordostwinde, der das Meer in die Canäle gegen genannte Stadt hintrieb, der tiefer liegende Theil derselben oft genug überschwemmt wurde.

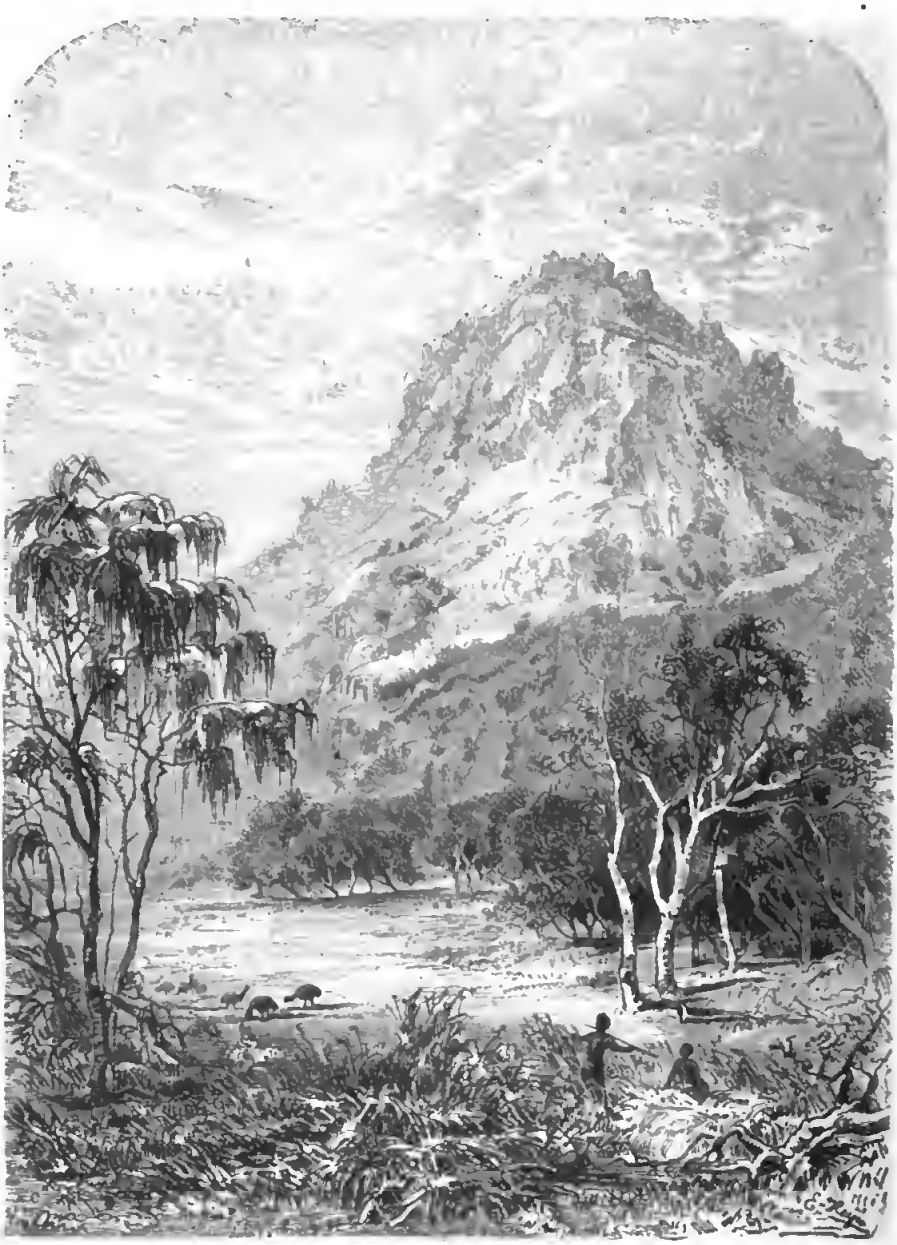
Auch für den Staat der Niederlande, der im Ganzen 13,789,377 Gulden zu der Trockenlegung aufgewendet hat, davon aber durch den Verkauf der Ländereien, des Materials ꝛc. 9,377,262 Gulden zurückerhielt, so daß nur noch 4,412,115 Gulden überbleiben, ist das Resultat ein günstiges. Die Grundsteuer und sonstigen Abgaben aus dem Haarlemmer-Meer-Polder werden sich voraussichtlich bis gegen 160,000 Gulden jährlich steigern, was einer Verzinsung jener 4 Millionen zu $3^3/_5$ Proc. gleichkäme. Dazu ist er in seinem Herzen den gefährlichen und dadurch so kostspieligen Feind los und hat einen großen Theil seines Gebietes, der durch das Meer vom Verkehre ausgeschlossen wurde, diesem zurückgegeben und dadurch die Steuerkraft desselben nicht unbedeutend erhöht. Mit Recht darf Holland auf die Ausführung dieses Riesenwerkes stolz sein und um so mehr, als es vielleicht nur die Probe eines größeren darstellt. Denn wie jener alte Dichter und Trinker Eobanus Hessus, als ihm sein Herr, der Landgraf von Hessen, zum Erstaunen seiner Gäste ein gar zu großes Gefäß mit Wein auf einen Zug auszutrinken anmuthete, erst mit kluger Vorsicht hinter die Thür trat und das Gefäß zur Probe austrank, ehe er das Wagniß vor den Gästen mit gutem Erfolge unternahm, so darf auch das Werk der Austrocknung des Haarlemmer Meeres nur als der Vorläufer jenes ungleich gewaltigeren angesehen werden, das man auch, wie bemerkt, bereits begonnen, der Austrocknung der Zuiderzee.

Australische Gebirge.

Vor Jahren verbreitete sich in Sidney eine der geheimnißvollen Erzählungen über das unbekannte Innere des Landes, die in jener Zeit nicht selten in Umlauf gesetzt wurden. Ihr Urheber war ein entlaufener Sträfling, George Clarke, gewöhnlich „der Barbier" genannt. Er hatte seine Flucht in der Verkleidung eines Eingebornen vollzogen. Binnen Kurzem war er selbst ein Wilder geworden und zog nackt und schwarz bemalt mit diesem oder jenem Stamme umher. Nur an Eins, was zum wilden Leben gehört, hatte er sich nicht gewöhnen

können. Die Küche der Eingeborenen war und blieb ihm zu ſchlecht, obgleich die beiden Frauen, die er genommen hatte, es an Rückſicht auf ſeinen Geſchmack nicht fehlen ließen. Um den Zuſtand ſeiner Speiſekammer zu verbeſſern, richtete „der Barbier“ ein Syſtem von Viehdiebſtählen ein, dem er ſchon eine ganz leidliche Ausbildung gegeben hatte, als er an einem Unglückstage an der Spitze einer Herde, die er ſeinen Weiden zutreiben ließ, überraſcht und nach Sidney zurückgeführt wurde.

Mit Viehdieben ſpaßte man nicht. Um ſein Leben zu retten, machte George Clarke die intereſſanteſten Mittheilungen über ſeine Reiſen und Entdeckungen im Innern. Er erzählte von einem „brennenden Berge,“



Pic von Tangulda in Auſtralien.

Couvada genannt, und von einem großen Fluſſe Nammoy, der gegen Weſten ſtröme. An dem brennenden Berge nahm man weiter kein Intereſſe, aber was der Gefangene von dem gegen Weſten ſtrömenden Fluſſe ſagte, ſtimmte ſo mit unbeſtimmten Angaben von Eingebornen zuſammen, daß

man diesen wichtigen Strom aufzusuchen beschloß. So gab ein entlaufener Sträfling und Viehdieb die Veranlassung, daß Major Mitchell die erste der drei Forschungsschulden, nicht unerwähnt zu lassen, daß er den Zweck erreichte, den er bei seinen Enthüllungen gehabt hatte. Man ließ in der strengen Bewachung seiner Person nach

Kette der Nundawar-Gebirge.

reisen ausführte, die zur Erschließung des Innern so außerordentlich viel beigetragen haben. Was „den Barbier" betrifft, so glauben wir ihm, als der ersten Ursache epochemachender Reisen, die Rücksicht zu und er benutzte dies dazu, seine Eisen durchzufeilen und in das „unbekannte Innere" zu verschwinden.

Der brennende Berg, von dem er gesprochen hatte, wurde aufgefunden. Die

Eingebornen nennen ihn Wingen, d. h. Feuer. Er ist kein Vulcan und sein Feuer verdankt chemischen Einwirkungen seine Entstehung. Das Regenwasser hat durch sein Auffallen auf eisenhaltigen Schwefelkies den bituminösen Schiefer des Berges entzündet. Die brennende Stelle nimmt einen kleinen Raum in der Nähe des Gipfels ein. Aus Rissen und Spalten in der Erde, von denen die bedeutendsten nicht breiter als eine Elle sind, dringt ein dünner blauer Rauch hervor. In einer Tiefe von etwa vier Faden zeigt sich rothe Gluth. Auf der Erdoberfläche in der Nähe dieser brennenden Spalten zeigt sich keine Spur einer ausgedehnten Einwirkung des Feuers im Innern. Daß dasselbe schon sehr lange brennt, beweisen die großen Bäume, welche in den Spalten wachsen, die erloschen sind.

Nicht blos der brennende Berg, auch der Fluß Nammoy bewahrheitete sich als wirklich vorhanden, wenn auch nicht als großer und wichtiger Strom. Man entdeckte ihn jenseits der Liverpool-Ebenen. Damals zum unbekannten Innern gehörend, ist dieses Gebiet längst der Cultur gewonnen worden. Seine Eingeborenen und seine Emu's — die Staffage unseres Bildes des Pik's von Tangulda — sind verschwunden, die Schönheit der Landschaft hat durch die Besiedelung nicht beeinträchtigt werden können. Der Pik von Tangulda ist gleichsam ein Außenwerk des Gebirgs und imponirt um so mehr, als er aus Ebenen aufsteigt. Wälder umgürten seinen Fuß, der Berg selbst ist ein steiler Fels. Eine weite Aussicht belohnt für die Mühe des Ersteigens. Oben erst bemerkt man, daß der Tangulda doch nicht ganz isolirt ist, denn auf einer Seite schließen sich Berge an ihn an, die ihrerseits mit niedrigeren Höhenzügen in Verbindung stehen.

Gegen Norden schweift das Auge vom Tangulda bis zur Kette der Nundawar-Gebirge. Aus ihnen kommen dem Gwydir, der ungleich bedeutender als der Nammoy ist, Zuflüsse zu. Sie haben einen wildmajestätischen Charakter und öffneten ihrem Entdecker nirgends einen Durchgang. Wie Major Mitchell und seine Gefährten auch suchen mochten, nirgends entdeckten sie einen Paß und waren schließlich gezwungen, das Gebirge in weitem Bogen zu umgehen. Unser Bild stellt den Punkt dar, wo sie umkehren mußten. „Nachdem wir lange geklettert waren," erzählt Mitchell, „erreichten wir einen hohen Gipfel, von dem ich einen Ueberblick über die Kette zu gewinnen hoffte. Ich sah mich indessen sehr getäuscht, denn höhere und steilere Berge nahmen uns gegen Norden, Osten und Westen alle Aussicht. Das einzige Verbindungsglied zwischen der Höhe, auf der wir standen, und den ferner liegenden Bergen war ein nackter Fels, der in einem senkrechten Absturz von zweihundert Fuß Höhe endete. In dieser Richtung weiter vorzudringen, war eine reine Unmöglichkeit."

Literarisches.

Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung. Von Ernst Kapp. 2. verbesserte Auflage. Braunschweig, Westermann.

Bei dem lebhaftesten Interesse, welches sich gegenwärtig der Geographie zuwendet, wollen wir nicht verfehlen, auf ein Werk hinzuweisen, in welchem der echte Geist Humboldt's und Ritter's — der Geist deutscher philosophischer Gedankentiefe im Verein mit deutscher Gelehrsamkeit — herrscht, und welches den Leser eben so sehr durch die geistreiche Behandlung, wie durch die ungewöhnliche Anschaulichkeit der Darstellung zu fesseln weiß. Der erste Abschnitt (physische Geographie) behandelt die Erde als Theil des Weltganzen und nach ihrer allgemeinen physischen Beschaffenheit, der zweite (politische Geographie) den Einfluß der Erde auf den Menschen und der dritte (Culturgeschichte) den Einfluß des Menschen auf die Erde. Ohne den wichtigen Inhalt der anderen Abschnitte näher zu berühren, sei nur auf den zweiten Abschnitt aufmerksam gemacht, in welchem der Verfasser in der schlagendsten Weise nachweist, daß die natürliche Bodenbestimmtheit im Anfange der Geschichte die Gestaltung des Culturlebens vollständig beherrscht, und daß sie später zwar durch den Geist vermittelst der einmal erworbenen Cultur mit jedem neuen Fortschritte mehr und mehr zurückgedrängt und unterworfen wird, daß sie aber immer ein bestimmendes und leitendes Element für die Bildung und Gruppirung der Staaten, für ihre Stellung und Beziehungen unter einander und für die hauptsächlichsten Culturaufgaben ihrer Bürger bleiben muß.

Ein Bild aus seiner Zeit.

Von

Talvj.*

„Das Leben des Menschen, welches mit einem Fragezeichen beginnt, taumelt durch eine Straße von Ausrufungszeichen und verstummt zuletzt mit einem Gedankenstrich."

Inschrift im Irrenhause von Sevilla.

I.

Das Wiedersehen.

Das romantische Zeitalter der Culturgeschichte Deutschlands ist nur den Alten unter uns noch persönlich erinnerlich. Als ungefähr beim Anbruch des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts seine reichen Blüthen mit so reißender Schnelle sich aus den Keimen einer fast krankhaften Empfindsamkeit entfalteten, ahnete wohl Keiner, daß schon nach Ablauf von kaum fünf bis sechs Jahrzehnten all' dieser Gemüthsreichthum entweder als herbstliches Laub der Politik, Industrie oder Kirchlichkeit verwelkt und abgefallen sein, oder als gereifte Früchte dieser drei großen Fragen eine nun prosaischere Generation erfrischen würde. Als das goldne Zeitalter der deutschen Poesie jedoch, als die Geburtsperiode so origineller wie geistreicher philosophischer Systeme, durch die der deutsche Name nach mehr als einem Jahrhundert der schmählichsten Entwürdigung wieder einige Geltung in Europa bekam, wird dieses halbe Jahrhundert trotz seiner mannigfaltigen Verirrungen auch dem heutigen Geschlecht immer theuer und von besonderem Interesse sein.

In der Mitte dieses unseres romantischen Zeitalters nun, in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wünsch' ich meine Leser zurückzuführen, indem ich den Vorhang eines Familienbildes vor ihnen aufrolle. —

Auf die Terrasse des stattlichen Herrenhauses eines Gutes in Mitteldeutschland, saßen drei Damen mit zierlichen Handarbeiten beschäftigt und in traulichem Gespräch, sich der schönen Jahreszeit und des herrlichen Abends freuend.

Die Eine, eine ältliche Frau, voll mütterlicher Würde, in einfacher aber durchaus damenhafter Kleidung, war bald als Hausfrau zu erkennen. Von den beiden andern, zwei blühenden jungen Mädchen, sah die eine ihr ähnlich. Es war eine anmuthige, wenn auch vielleicht etwas zu volle Gestalt; auch ihr Gesicht konnte hübsch genannt werden, und ihre rosigen Wangen, ihr reiches blondes Haar und die Perlenreihen ihrer Zähne, hatten ihr schon manches Compliment von Jung und Alt eingetragen. Der Eindruck ihres ganzen Wesens war der einer vollständigen, so geistigen wie physischen Gesundheit und konnte kaum anders als günstig sein.

Freilich durfte man sie nicht mit dem wunderschönen, geistreichen Mädchen ver-

* Die am 13. April zu Hamburg verstorbene Verfasserin sollte leider den Abdruck dieser Erzählung nicht mehr erleben.

gleichen, die neben ihr saß, und über welche die Götter ihre Gaben so verschwenderisch ausgestreut hatten, daß sie vertheilt, Zehnen hätten zum besten Schmuck gereichen können. Ich überlasse es meinen Lesern, die junge Dame sich vorzustellen wie das schönste Mädchen, das Jeder oder Jede von ihnen je gesehen, und will nur erwähnen, daß sie von hohem, schlanken Wuchs war, ihr Profil von griechischem Schnitt, Haar und Augen dunkel, während ihre Hautfarbe der der schönsten Blondine nicht nachstand.

Agnes Nordland — so hieß das schöne Mädchen — war die Tochter eines angesehenen Beamten in einer der kleineren Residenzen Norddeutschlands. Sie war mit Edithen von Hartung, der Tochter des Hauses, in das ich meine Leser geführt, mehrere Jahre lang in der Schule gewesen und die jungen fünfzehn- und sechzehnjährigen Mädchen hatten bei der Trennung einander ewige Freundschaft geschworen. Die verabredete Correspondenz war zuerst mit großem Eifer geführt worden, nach und nach aber eingeschlafen, wie es so mit jugendlichen Verpflichtungen zu gehen pflegt. So waren Beide einander endlich ganz aus den Augen gekommen bis vor zwei oder drei Monaten, als eben Edithe, mit ihren Eltern auf einer Reise begriffen, in einer der größern Städte, durch welche ihr Weg sie führte, in einen Laden ging, eine Kleinigkeit einzukaufen. Der sonore Klang der Stimme der zu gleichem Zweck neben ihr stehenden Dame schien ihr vertraut. Sie blickte auf und begegnete den Augen Agnes Nordland's. Wieder und wieder ein prüfender Seitenblick, aber schon nach ein paar Secunden fanden sich die Hände der beiden freudig überraschten Mädchen.

„Edithe, bist Du es wirklich, meine kleine Heilige?" rief Agnes entzückt.

„Agnes! hab' ich Dich endlich wiedergefunden?" flüsterte Edithe und sah ihr mit so seelenvollem Lächeln ins Auge, daß die Freundin, leicht heftig ergriffen wie sie war, ihr auf die Schulter sank, und ohne die beistehenden Mitkäufer und Verkäufer zu beachten, die Arme um sie schlingend in Thränen ausbrach.

„Komm mit zu meinen Eltern, theures Herz," sagte Edithe leise, etwas verschämt wegen der Scene, die sie gaben. „Sie sind im Hotel hier ganz nahe und werden sich mit mir freuen."

Schnell zahlte sie, was sie schuldig war. Auch Agnes zog ihre Börse, warf das Doppelte des verlangten Preises, wie er ihr noch in die Ohren hallte, auf den Ladentisch und eilte, ohne das Herausgeben des Geldes abzuwarten, ihren Arm in den ihrer Freundin schlingend, aus dem Laden.

„Wie glücklich, daß wir uns endlich gefunden haben, theures Herz," sagte sie. „Nach sieben langen Jahren gefunden! Nur daß wir uns so gefunden haben, gefällt mir nicht. So prosaisch! in einem Laden! Konnte es nicht auf der schönen Brücke sein? oder auf der herrlichen Galerie?"

Edithe lachte. „Nun, Du weißt ja, meine Liebe," sagte sie, „je prosaischer, je besser paßt es zu mir. Hast Du vergessen, daß Du mir immer meine prosaischen Ansichten vorwarfest? Und auf der Brücke hättest Du nicht einen Blick auf mich geworfen. Noch weniger auf der Galerie."

„Nun, sage mir," fragte Jene weiter, „wohnst Du noch immer auf dem Lande? Und wie kommst Du hier her nach dem deutschen Florenz?"

„Eine höchst genußreiche Reise, die ich mit meinen guten Eltern bis nach Prag gemacht, und von der wir eben auf der Heimkehr begriffen sind. Aber für Dich ist dies alles nur gering, die Du in fernen Ländern herumgeschweift und bei Deinem forschenden Geiste sicherlich reichlich eingesammelt hast."

„Ja," erwiederte Agnes nicht ohne Bitterkeit, „ich habe unterdessen England und Italien und einen Theil von Frankreich gesehen — ungefähr wie der Gefangene aus dem vergitterten Fenster seines Kerkers den blauen Himmel und die Gipfel der Bäume sieht."

„Was meinst Du?" entgegnete Edithe bestürzt.

„Was anders," erwiederte Jene, und die Winkel ihres schönen Mundes zogen sich verächtlich herab, „ist das Gouvernantenthum und das Gesellschafterinnenthum wohl für diese hochgeborenen Ladies und Gräfinnen? Ja, Du hast recht. Ich habe eingesammelt, aber zu meiner Sammlung gehört auch eine gründliche Kenntniß der Sclaverei und der Erbärmlichkeit der Menschen."

Die beiden Mädchen standen vor dem Hotel. „Jetzt," sagte Edithe, die sie mit dem

Blicke der innigsten Theilnahme angehört, „laß uns für ein paar Stunden Alles, was hinter uns liegt, vergessen. Hoffentlich bist Du für den Augenblick frei und kannst mich für die sieben Jahre der Trennung durch einen Besuch von mindestens eben so viel Wochen entschädigen. Wie freue ich mich, Dich meinen theuern Eltern vorzustellen! und wie willkommen wirst Du ihnen sein, denn sie wissen ja, was Du mir gewesen und, wie es mir vorkommt, im Augenblick, wo ich Dich finde, wieder bist!“ —

Und sicherlich konnte kein Empfang freundlicher sein als der des Herrn und der Frau von Hartung, Edithens Eltern. Herr von Hartung hatte in den ersten Jahren der Trennung der beiden Freundinnen, als Agnes das elterliche Haus verlassen und ihr Briefwechsel nach und nach ins Stocken kam, auf Edithens Wunsch wiederholt Nachforschungen nach der Freundin Aufenthalt gehalten. Aber nach und nach, zumal als ihre Verhältnisse sie in fremde Länder führten, war sie ihm aus den Augen gekommen und man hatte nicht erfahren können, was aus ihr geworden war. Die guten Eltern aber wußten, wie ihre Tochter immer an ihr gehangen; die schöne Erscheinung der wiedergefundenen Freundin konnte ihr günstiges Vorurtheil für diese nur bestätigen.

Sie erneuerten daher Edithens Einladung in der herzlichsten Weise, und da Agnes eben für den Augenblick frei war und sich hier nur aufhielt, um Briefe abzuwarten, durch die ein neues Verhältniß als Erzieherin eingeleitet werden sollte, so nahm sie gern und dankbar die gastliche Aufforderung an, die Familie auf ihr Gut zu begleiten und einige Wochen dort auszuruhen. Denn sie liebte Edithen, eben darum weil sie dieselbe so ganz verschieden von sich selbst wußte, wahrhaft und war sich bewußt, durch angenehme Unterhaltung und liebenswürdige Sitten für ein paar Wochen der Gastfreundschaft reichlich zahlen zu können.

Die Post ward daher benachrichtigt, wohin etwa an sie ankommende Briefe ihr nachgeschickt werden sollten, und in dem kleinen bescheidenen Hotel garni, in dem sie abgetreten, die mäßige Rechnung bezahlt. — Daß diesmal aber die Herausgabe des über diese hinauslaufenden Geldes abgewartet wurde, will ich nicht unerwähnt lassen. Denn das arme Kind hatte das Recht, ihre „Sclavenkette“ mitten in der Zeit brechen zu dürfen, mit einem für ihre dürftige Casse schon sehr bedeutenden Geldopfer erkauft, und sah sich ganz gegen ihre großmüthigen und nobeln Neigungen zu der erbärmlichen Prosa einer sehr genauen Berechnung gezwungen.

Das Gut des Herrn von Hartung lag nahe am Fichtelgebirge und das Herrenhaus, im ziemlich modernen Stil auf einem sanften Abhang erbaut, sah besonders aus seinen obern Fenstern, über die Gipfel der Bäume des herrlichen Parkes hinweg, gerade in den pittoresken westlichen Ausläufer jenes reizenden Gebirges hinein. Die gute Frau von Hartung wies dem lieben Gast sogleich dasjenige Fremdenzimmer an, das die allerschönste Aussicht hatte, denn sie wußte den Enthusiasmus für Alles, was Naturschönheit und Natureigenthümlichkeit war, leicht in dem feurigen Mädchen zu erkennen.

Sie bot der Tochter freundlich an, ob sie nicht während der Freundin Besuch dies schön ausgeschmückte Fremdenzimmer mit dieser theilen wollte? und Agnes wünschte es dringend, allein in einigen Punkten war Edithe eigenthümlich, fast bis zum Eigensinn so. Eine kurze Einsamkeit am Morgen und Abend war ihr zur nöthigen Sammlung, zur Selbstprüfung unentbehrlich geworden, seitdem sie sich nach ihrer Rückkehr aus der Schule in das elterliche Haus an diesen Seelenluxus gewöhnt hatte. Ja, wenn ihre Eltern vom Heirathen sprachen, war immer ihr erster beunruhigender Gedanke, wie sie sich dann dieser Oberherrschaft ihres Gewissens vielleicht würde entziehen müssen.

Ihr Zimmer sah nur nach dem Hofe; aber es hatte den Vortheil, dicht neben dem der Eltern zu sein, und sie konnte daher der lieben kränkelnden Mutter sogleich als Beistand dienen, im Fall ihr in der Nacht irgend etwas zustieß. Sie hatte sich längst gewöhnt, die schöne Aussicht beim Aufstehen durch einen Morgenspaziergang vor dem Frühstück zu ersetzen, zu dem starke Schuhe immer bereit standen. Diesen gelobte auch die städtisch gewöhnte Freundin immer mit dem lieben Landmädchen zu theilen und Beide versprachen sich herrliche Tage, und sagten einander mit Küssen und Umarmungen gute Nacht.

Wochen und Monate vergingen, und es

läßt sich schwer entscheiden, wer in dem erneuten Freundschaftsbunde glücklicher war.

Agnes hatte sich durch sieben harte Jahre voll bittrer Erfahrungen muthig durchgekämpft. Getäuschte Erwartungen, Demüthigungen aller Art und ein oft beleidigtes Selbstgefühl hatten ihr die Genüsse jener Jahre verbittert. Sie hatte, aus der Pension zurückgekehrt, zwei davon im elterlichen Hause zugebracht. Ihr Vater, ein geachteter, strengpünktlicher Beamter, forderte die genauste häusliche Oekonomie, um seine Familie bei spärlichem Gehalt mit einem gewissen äußern Anstand ernähren zu können, ohne darum sich abhalten zu lassen, die Ansprüche derselben jährlich um eine Zahl zu vermehren. Er hatte mit großer Aufopferung vier Jahre lang an Agnes', der ältesten Tochter, Erziehung eine bedeutende Summe gewandt: nun aber sollte das sechzehnjährige Mädchen dafür die Lehrerin der ältesten unter den jüngern Geschwistern sein, während die arme, frühzeitig verwelkte, sich rastlos zerarbeitende Mutter die Wärterin der kleinsten darunter blieb, soweit sich die Wartung mit der Hülfe vereinigen ließ, die das eine Dienstmädchen im Kochen, Fegen, Waschen und Aufwarten bedurfte.

Agnes, voll feuriger Ansprüche an das Leben, aber gut, liebend und thätig wie sie war, übernahm den Unterricht ihrer drei kleinen Geschwister mit freudigem Eifer. Die beiden Jungen wurden in die Schule geschickt und sie hatte bloß ihre Aufgaben zu überwachen und ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen. Aber nur zu bald ward sie gewahr, daß ihr kein Augenblick zu ihrer eignen Fortbildung übrig blieb. Nahm das arme Kind ein Buch auf, so waren der großen Jungen Strümpfe zu stopfen, setzte sie sich an das Clavier, so waren Bohnen zu schneiden oder Tassen zu waschen.

Am Nachmittag vollends, wenn die arme zerrüttete Mutter ein wenig Schlaf bedurfte, und das Mädchen mit dem Aufwaschen und mit Scheuern und Putzen ewig nicht fertig werden konnte, nahm der große Haufen der größern und kleinern Kinder Agnes in Anspruch. Um drei Uhr gingen die Lehrstunden wieder an; und waren die beendigt, so lagen vom Morgen her noch so viele Näthereien unvollendet herum, und die Brüder, die, im Winter mindestens, ihre Arbeiten in der Wohnstube verrichten mußten, weil nur dies eine Zimmer geheizt ward, fanden der Schwester „ewiges Claviertrommeln" so störend, daß weder an Lesen noch an Musikübungen zu denken war. Wollte sie aber sich gleich nach dem Abendessen in ihr kaltes Schlafkämmerchen zurückziehen, um sich, in ein warmes Umschlagtuch gehüllt, am eben erschienenen Hesperus oder Titan zu ergötzen oder bei einer Tragödie ihres angebeteten Schiller eine Thräne zu weinen; oder auch die poetischen Gedanken, die ihr während des Strümpfestopfens und Bohnenschneidens gekommen, in Stanzen zu ordnen und zu Papier zu bringen, so schallte der Seufzer ihrer Mutter ihr nach, „daß erschrecklich viel Licht verbrannt werde." — Sie gewöhnte sich daran und saß bald in schwärmerischem Sinnen verloren, aber spätestens um zehn Uhr ertönte durch die halbgeöffnete Thür die Donnerstimme des Vaters, „daß längeres Aufsitzen ihr schade; und daß sie, wenn sie lesen oder Verse machen wolle, früher aufstehen solle." Welches gesunde siebenzehnjährige Mädchen jedoch entreißt sich willig dem süßen Morgenschlaf? Und überhaupt, läßt sich dem Gotte gebieten? — So war es kein Wunder, daß nach und nach die Bücher uneröffnet blieben, das Instrument Tage, ja Wochen lang unberührt stand, und die väterliche Fürsorge als eine Tyrannei empfunden ward.

Ein andrer schlimmer Punkt, der sich bald zum Zankapfel gestaltete, war des jungen Mädchens Kleidung. Agnes wußte, daß ihre Eltern arm waren und war nicht so unvernünftig, von ihnen in diesem Punkte große Ausgaben zu erwarten. Wenn ihre halb vertragenen Gewänder für die kleinen Mädchen zerschnitten wurden und sie dafür ein neues dunkles und zum Staat ein helles Kattunkleid bekam, hatte die Mutter ihre Freude an der Geschicklichkeit, mit welcher die Tochter sich selbst zu helfen wußte, und verzieh ihr darum wohl, daß diese das neue Gewand, wenn sie es ohne bedeutende Kosten konnte, etwas phantastisch ausschmückte, oder etwa dazu Blumen ins Haar steckte. Agnes war von einem fast übermüthigen Gefühl für das Schöne beseelt und haßte darum die durch eine verkannte Rückkehr zur Natur eingeführte Mode der Zeit — eine kurze, bis knapp unter die Brust und Schulterknochen reichende Taille, und ein in spitzen Zwickeln wie angeklebtes Kleid, — eine Mode, welche

die Thorheit unsrer Zeit wieder hervorgerufen. Sie hatte sich mit der Mutter Bewilligung einen alten, einst werthvollen Shawl angeeignet, der noch von der Großmutter stammte, und sich in seinem türkischen Roth gut erhalten hatte, wie oft er auch schon beim Kindertragen der Mutter als Mantel gedient hatte. Wenn diese nun einmal sich Sonntag Abends auf der Tochter schmeichelndes Bitten entschloß, mit ihr einen Spaziergang vors Thor zu machen und Agnes den Shawl viereckig über die Schultern schug, daß er in vollen Doppelfalten über dem knappen Kleide in so malerischer Draperie herabfiel, als hätte das junge Mädchen es der Lady Hamilton oder der Händel-Schütz abgesehen — und, statt den hoch aufschnäbelnden Strohhut aufzusetzen, ein buntseidenes Tuch turbanartig um den Kopf schlug, so erschrak die bis zur Blödigkeit bescheidene Mutter, als sie die Tochter aus ihrem Zimmer treten sah, und hätte während des Spazierganges bei jedem halb verwunderten halb bewundernden Blick der Begegnenden vor Scham unter die Erde sinken mögen. Beim nächsten Ausgang hielt sie streng darauf, daß Agnes den Schnabelhut aufsetzte und einen seidnen Streifen um die Schultern schlug, den man Shawl nannte. Der darauf folgende aber brachte eine neue Phantasterei ans Licht und gleich darauf eine neue Strafpredigt; zuletzt auch wohl eine bittere Verhöhnung der „Romanenheldin" von Seiten des Vaters, gegen den die Mutter geklagt, und einen heißen Thränenguß der Tochter.

Der kleine häusliche Krieg über alle diese Fragen dauerte gegen zwei Jahre. Wie manches andre junge Mädchen, wähnte sich Agnes von den Ihrigen mißverstanden, verkannt, unterschätzt. Und sie glaubte sich umsomehr dazu berechtigt, als sie ihrer außerordentlichen Schönheit und ihres interessanten Gespräches wegen und um ihres in jeder Hinsicht *besondern* Wesens willen überall, wo sie mit Fremden in Berührung kam — was freilich nur selten geschah — mit Auszeichnung behandelt ward.

Sie war durchaus nicht *eitel*, weder auf *ihre* Schönheit noch auf ihren Geist. Beides betrachtete sie als ihr *natürliches Anrecht*. Aber eben dieses hohe Selbstgefühl machte sie für alle Verletzungen doppelt empfindlich. Sie war sich bewußt, zu Schillers „sittlichem Adel" zu gehören, zu den „edlen Naturen," welche „durch das, *was sie sind*, zahlen," während sie den „gemeinen Naturen" durch das, „*was sie thun*" ihre Schuld an die Welt zu entrichten überlassen dürfen. Sie rechnete sich ihre kleinliche häusliche Thätigkeit hoch an und glaubte sich dadurch die vollste Anerkennung ihrer Eltern zu verdienen. Sie sehnte sich in die Welt hinaus. Sie sehnte sich zu handeln, zu wirken, Einfluß zu gewinnen, ohne sich nur einmal klar bewußt zu werden, daß sie sich, jung und feurig, wie sie war, ganz insgeheim auch nach den Genüssen der Welt sehnte, zu denen sie durch ihren innern Werth sich berechtigt hielt.

Entschlossen, wenn auch noch etwas furchtsam, trat sie mit der Bitte hervor, sich in öffentlichen Blättern um eine Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin bewerben zu dürfen, und siegte endlich durch ihre Beharrlichkeit in so weit über die erschrockene, ängstlich protestirende Mutter, daß ihr Vater zuletzt nichtachtend sagte: „Laß sie es nur einmal versuchen!" ohne jedoch ihr dabei helfen zu wollen. Als er indessen sah, daß sie fest blieb und sich willig erklärte, die Hälfte ihres Gehaltes der Mutter gewissenhaft auszuzahlen, daß sich die arme sich zerarbeitende Frau dafür ein zweites Dienstmädchen halten könne, zeigte er sich geneigter und fing selbst an, sich für sie zu bemühen und namentlich die Zeitungsbewerbungen für sie zu schreiben. Er versprach auch, die Anträge zu prüfen, damit, wie er sagte, nicht etwa ihre verwünschte Genialität ihr dabei einen dummen Streich spiele.

Zur jetzigen Zeit wäre es Herrn Hofrath Nordland wohl minder schwer geworden, eine passende Stellung für seine gut unterrichtete und besterzogene Tochter zu finden, namentlich eine Stelle als Schullehrerin, wie er sie wünschte. Aber vor fünfzig Jahren hatten deutsche Männer noch nicht einsehen gelernt, daß auch ein gut unterrichtetes Frauenzimmer in andern Dingen als sogenannten „weiblichen Arbeiten" eine tüchtige Lehrerin sein kann, und bei allen bedeutenden Mädchenschulen waren außer zum Unterricht im Stricken und Nähen nur Männer angestellt. Eine Stelle als Gouvernante oder als Gesellschafterin einer kränkelnden Dame oder als „Gehülfin der Hausfrau" war demnach Alles, was übrig blieb. Erstere fand sich

auch glücklicherweiſe bald und zwar, da der Ruf von England ausging, mit guter Bezahlung.

Nach England! Agnes war entzückt England zu ſehen, das Land der politiſchen Freiheit! die Geburtsſtätte Shakſpeare's und Burns'! die Heimath von Mary Wolſtonecraft und Coleridge und Scott! (und hätte ſie erſt Lord Byron ſchon gekannt!). England, der Sitz der in die ſchärfſten und originellſten Formen geſchnittnen ariſtokratiſchen Geſellſchaft! Aber ach! Agnes hatte drei Jahre in England gelebt, ohne von der bürgerlichen Freiheit daſelbſt mehr zu erfahren, als ſie aus den Zeitungen erfuhr; ohne einen einzigen ſeiner berühmten Schriftſteller kennen zu lernen; und ohne von der Geſellſchaft mehr zu ſehen, als die junge Gouvernante mit ihrem forſchenden, ſpähenden Blick erkennen konnte, wenn ſie nach dem Diner mit den Kindern in das Drawingroom herabzukommen, höflich eingeladen ward, wenn man den Kindern Obſt vom Deſert zutheilte, der „Miß Nordland" aber vom Hausherrn ein Glas Wein eingeſchenkt wurde, indem er mit den höflichſten Formen herablaſſend ihr zutrank. Oder Abends, wenn Gäſte eingeladen waren und ſie davon benachrichtigt wurde, um ſich mit der Toilette danach einzurichten; und die Dame vom Hauſe ihr gleich beim Eintritt mit der Bitte entgegentrat, „die Geſellſchaft eine Zeit lang mit ihrer ſchönen Muſik zu unterhalten."

Wie oft aber hatte das arme Kind, das offen und zur Mittheilung immer willig war, es erfahren, daß die Geſellſchaft, nachdem man ihr für ihr ſchönes Spiel oder ihren herrlichen Geſang in beſter Form gedankt, ſich wieder in geſchloſſene Kreiſe zurückzog, und ſie ganz allein in einer Ecke ſaß, wenn nicht eben einer der jungen Herren, ihre Schönheit bewundernd, bei ihr ſtehen blieb und ſich ſo in ihr muntres und geiſtvolles Geſpräch verlor, daß endlich die Hausfrau, wie zufällig, ſich räuſpernd, vorbeiſtreifte; und wenn dies im Eifer der Unterhaltung nicht bemerkt wurde, dieſelbe mit gezwungnem Lächeln und der Frage unterbrach:

„Entſchuldigen Sie, Miß Nordland, ſind die Kinder alle zu Bett?"

Was Wunder, daß das heißes Blut machte; daß Agnes oft heiſer war, wenn ſie ſingen ſollte, und einen böſen Finger hatte, wenn man ſie zum Spiel aufforderte, oder von der Dame beſchuldigt ward, ihre Pflichten zu verletzen.

Ein Wechſel brachte keinen beſſern Zuſtand. Dazwiſchen pflückte das erregbare, lernbegierige Mädchen von Früchten, was ihr erreichbar war, aber ſie war weit entfernt, befriedigt zu ſein, und ſehnte ſich oft, ſich an ihrer Mutter Bruſt ausweinen zu können. Denn die Mutter, beſchränkt wie ſie war und wie ſehr ſie der Tochter Werth unterſchätzte, liebte ſie doch wenigſtens.

Zu rechter Zeit eröffnete ſich indeſſen eine freudige Ausſicht.

Eine reiche Gräfin in Deutſchland hatte ihre einzige Tochter verheirathet. Das junge Paar wünſchte die Schweiz und Italien zu bereiſen, und die alte Dame, die die Koſten davon trug, wollte ſie begleiten. Da aber, wie ſie ſagte, drei eine ungleiche Zahl machen und der beſte Theil ihrer Tochter von nun an ihrem Manne gehöre, wollte ſie ſich eine Geſellſchafterin anſchaffen. Der elegante Reiſewagen bot einen bequemen vierten Platz und die Kammerfrau, obwohl ſie es Agnes nie verzieh, und ſie es gern nachher durch kleinliche Vernachläſſigung entgelten ließ, konnte, da man mit Extrapoſt fuhr, neben dem Bedienten auf dem wohlverwahrten Bock ſitzen. Agnes nahm die angetragene Stelle, obwohl ſie ihr weniger als der Gouvernantendienſt in England eintrug, mit Freuden an und ihr junges Herz ſchlug den langerſehnten Alpen und den claſſiſchen Kunſtgenüſſen Italiens entgegen.

Aber ach! wie bald mußte ſie es erfahren, daß ſie eigen gemiethet war, während das junge Paar Berge beſtieg und in köſtlichen Ausſichten ſchwelgte, der alten Dame, deren Kräfte dazu nicht ausreichten, unterdeſſen Geſellſchaft zu leiſten. Die letztere hatte wohl einige Verſuche gemacht, ſich hinauf und hinunter tragen zu laſſen, und Agnes war durch das Entzücken, mit dem ſie zu Pferde oder zu Fuß ſie begleitete, die Freude der ganzen Geſellſchaft geweſen. Aber bald merkte die alte Gräfin, daß ſie auch im Tragſtuhl nicht dem Schwindel entgehen könne. Von nun an mußte Agnes ſich begnügen, die Schweiz nur in ihren Thälern oder auf ihren Seen zu bewundern. Sie fand ſich drein, denn auch dies gab ihr hohen Genuß. Aber die Abende — es war September — die

langen Abende! die alte Dame zog sich zeitig zurück. Agnes war zum Vorlesen fertig, und durch angeborenes Talent schon in der Schule darin Meisterin gewesen. Aber nur zu bald ward erkannt: abendliches Vorlesen hindere das Einschlafen der nervösen Frau. Ein kleines Ecarté oder ein Whist à deux regte die Nerven nicht auf; und während das junge Paar im Mondschein lustwandelte, saß Agnes seufzend am Kartentisch.

In Italien ging es ihr nicht viel besser. Zum Besehen der Galerien und Alterthümer reichten der alten Dame Kräfte zwar etwas besser aus, aber bald konnte es nicht länger unbemerkt bleiben, daß der junge Ehemann es interessanter fand, die Ausbrüche des Entzückens der schönen geistvollen Gesellschafterin über die Kunstschätze, die sie umgaben, anzuhören, sich an dem Enthusiasmus derselben, mit dem sie sich allen historischen Associationen hingab, zu ergötzen, als, mit dem Katalog in der Hand, seine junge Gemahlin von Zimmer zu Zimmer zu führen, um ihre schülerhaften Bemerkungen anzuhören oder ihr unterdrücktes Gähnen ignoriren zu müssen. Agnes schwelgte eine kurze Zeit in den höchsten Genüssen. Mit dem ganzen Egoismus aller Enthusiasten, bemerkte sie es kaum, daß die arme junge Frau oft Thränen in den Augen hatte und daß der Mutter Betragen gegen sie kälter und zurückhaltender ward. Sie war daher auf das unangenehmste überrascht und in ihrem Selbstgefühl auf das empfindlichste beleidigt, als eines Morgens, noch vor Ablauf des ersten Quartals, die alte Dame ihr erklärte, daß ihre Dienste nicht mehr nöthig seien und sie ihr die Wahl ließ, natürlich mit Bezahlung des vollen Vierteljahrgehalts und Erstattung der Reisekosten, nach Deutschland zurückzugehen; oder eine für sie unterdeß gesuchte Stelle bei einer französischen Familie anzunehmen, die eine Gouvernante brauche und eben nach Frankreich zurückkehren wolle. Empfindlich, bis zum mühsam unterdrückten Zorne gereizt, auch von dem geheimen Wunsche, Frankreich zu sehen, bewogen, ließ sich das junge Mädchen übereilt bestimmen, die letztere Stellung anzunehmen, und mußte zu spät entdecken, daß unter der Gouvernante und Lehrerin eine sogenannte Bonne oder Wärterin verstanden ward und sie sich, weil sie die Sache nicht gehörig untersucht, zu einem Dienstboten erniedrigt hatte. Nach vielfältigem Verdruß und Verlust gelang es ihr, im Innern Frankreichs eine Stelle als Lehrerin der englischen und deutschen Sprache an einer Töchterschule zu erhalten. Aermlich bezahlt und mit unbelohnender Arbeit überhäuft, machte sie, an bitteren Erfahrungen überreich, endlich sich los und kehrte nach Deutschland zurück, wo eine für sie günstige Schickung sie mit ihrer Schulfreundin zusammenführte.

Kein Wunder, daß sie sich dem reizenden poetischen Müßiggang des Lebens als Gast, und zwar als willkommener verzogener Gast auf dem reichen Gute der Familie Hartung mit überströmender Freude hingab. So vollkommene Herrin ihrer Zeit war sie nie gewesen. Sie konnte lesen, dichten, malen, musiciren, in Wald und Busch umherschweifen, träumend im Grase liegen, wie es ihr eben ihr überströmendes poetisches Gefühl eingab, während Edithe der Mutter in der großen Haushaltung beistand, und die Kranken mit ihr besuchte, die Dorfschule aber selbständig beaufsichtigte, in der sie aus den älteren Mädchen, die den Elementarunterricht überstanden, sich eine Classe zur eigenen weiteren Belehrung gebildet hatte. Unterdessen die Tochter des Hauses ihr Leben sorglich zwischen Arbeit und Genuß theilte, ließ sie mit Freuden ihre Freundin während der kurzen Lebensperiode eines Besuchs sich dem bloßen Genuß hingeben.

Auch an Freuden nach außen hin fehlte es nicht. Auf den Rittergütern umher wohnten angenehme Familien, mit denen ein höflicher Austausch von Einladungen unterhalten ward. Agnes, von der Familie Hartung auf das liebevollste und als eine Ebenbürtige behandelt und eingeführt, wußte auch in weiteren Kreisen sich durch Schönheit und Talente zu behaupten. Wo sie erschien, ward sie bewundert; ihre frühere Geschichte ward kaum berührt und sie fühlte sich bald ganz in diesen Kreisen zu Hause, wenn auch keine eigentliche geistige Befriedigung stattfand und, wie in des guten Vicars von Wakefield Familie, oft, was an Witz fehlte, durch Lachen ersetzt werden mußte.

So habe ich denn endlich meine Leser zu den drei Damen auf der Terrasse des Rittergutes Feldberg zurückgeführt, zu denen eben ein ältlicher Herr aus der Glasthüre

des Saales trat, einen im Augenblick empfangenen Brief in der Hand.

„Was giebt es, Väterchen?“ fragte Frau von Hartung. „Du hast eine gute Nachricht bekommen. Ich seh's an Deiner Miene.“

„Der Flüchtling ist endlich eingefangen,“ erwiederte Herr von Hartung lächelnd. „In drei Tagen kann er hier sein.“

„Ein Brief von Robert?“ fragte seine Gattin und ihre Stirn runzelte sich leise.

„Von Robert. Er ist in Hamburg angekommen. Er kommt direct aus England.“

„So viel ich weiß, war er schon vor drei Jahren in England, ehe er nach Spanien ging.“

„Ja, aber er schreibt, er habe damals die Hochlande nicht gesehen, und für die, das weiß ich, hat er immer geschwärmt, seitdem er den Ossian gelesen hat. Darum ist er auch nun in Irland gewesen und schreibt wie verrückt über die Fingalshöhle und Staffa und weiß der Himmel was alles.“

Er warf den Brief seiner Frau auf den Schoß und ging, die Hände reibend, mit freudigen Gedanken beschäftigt auf der Terrasse auf und nieder, indem er jedesmal, wenn er, hinter ihrem Rücken wegschreitend, bei seiner Tochter vorbei kam, ihr schmeichelnd über die blonden Locken strich.

Die Mutter nahm den Brief kopfschüttelnd auf und las ihn mit ernster Miene.

Agnes' Augen waren den Bewegungen der Familie mit einiger Neugierde gefolgt. Wie überrascht war sie, als jene auf ihre Freundin fielen und das liebe Gesicht derselben mit dunklem Roth überdeckt sah. Wie ward es nun ganz zur feurigen Gluth unter Agnes' forschenden Augen.

Die Mutter reichte den Brief stillschweigend zurück. Indem ihr Blick das Gesicht ihrer Tochter suchte, sagte sie ablenkend: „Nun wir werden ja sehen, wie es ihm nach so vielem Umherstreifen in unserem stillen Hause gefällt und nach so langem Müßiggang im Geschäftsleben.“

„Ist mir nicht bange,“ erwiederte ihr Gatte. „Er ist zu klug, um sich ewig in einem solchen Schlaraffenleben zu gefallen. Wer tüchtig eingesammelt, muß auch austheilen wollen.“

„Unterdessen laß es uns ruhig abwarten,“ versetzte seine Frau, indem sie aufstand und zum Abendessen einlud.

„Robert von Felsenegg,“ sagte beim Hineingehen Herr von Hartung erklärend zu Agnes, „ist mein Neffe, oder vielmehr der Sohn meines Vetters, den ich an Kindesstatt angenommen, weil der arme Junge schon als Knabe vater- und] mutterlos ward. Ein prächtiger Junge, der Ihnen auch gefallen wird, Agneschen, denn er schwebt auch immer in den höheren Regionen, gerade wie Sie, und macht Verse und verachtet die Erde als zu gering, um darauf zu treten, gerade wie Sie!“

„So verkennen Sie mich, Herr von Hartung,“ erwiederte Agnes lachend und das Gespräch ging beim Abendessen bald auf andere Dinge über.

Auch Edithe hatte bald ihre natürliche Gesichtsfarbe nnd ihren unbefangenen Blick wiederbekommen, obwohl es Agnes' beobachtendem Auge nicht entging, daß eine gewisse Beklemmung ihr geblieben und daß nur die ungewöhnliche Herrschaft, die sie über sich selbst übte, sie in anscheinender Ruhe hielt.

II.

Zwei Mädchenherzen.

Man sagte einander gute Nacht. Agnes bemerkte, daß die Mutter schweigend aber inniger als sonst einen Kuß auf der Tochter Stirn drückte. Sie folgte theilnehmend der Freundin bis an ihre Thür. „Darf ich heute nicht mit hinein?“ fragte sie schmeichelnd.

„So komm nur,“ lachte Edithe. „Wir finden Dich sonst morgen früh todt im Bette, vom unzubesiegenden Drange getödtet, zu wissen, was ein gewisser Robert mir ist.“

„Wenn Wangen eine Erzählung so glühend einleiten, wie es heute die Deinen thaten, weiß ich schon ungefähr, was der Charakter der Erzählung sein wird.“

„Und doch würdest Du sehr irren,“ versetzte Edithe, indem sie sich mit der Freundin auf dem gemächlichen Sopha niederließ und einen Schirm vor das Licht stellte, denn sie wollte beim Sprechen nicht angesehen sein, „wenn Du eine Liebesgeschichte erwartetest.“

„Was Anderes kann ich nach Deinem Erröthen erwarten? liebst Du Robert nicht?“

„Ich kenne ihn nicht. Wir haben als Kinder mit einander gespielt, und zwar lief ich damals als Kleinste und Unbedeutendste nur so mit, denn er war eigentlich, so lange er bei uns im Hause war, der Spielgefährte meiner zwei Jahre älteren Schwester, und eine große Anhänglichkeit bestand zwischen Beiden, obwohl es auch an heftigem Zank nicht fehlte. Du erinnerst Dich wohl noch von der Schule her, wie oft ich Dir mit Thränen von meiner theuern Schwester erzählt, und welche furchtbare Lücke in unserem Hause entstand, als sie nach Gottes Willen in ihrem zwölften Jahre sterben mußte, nachdem meine armen Eltern schon vier kleine Kinder verloren hatten. Meine gute Mutter grämte sich krank und darum eben ward ich nach der Pension geschickt, weil ihr beständiges Kränkeln sie unfähig machte, meine Erziehung zu leiten und zu beaufsichtigen."

„Und Robert?" fragte Agnes mit verhaltener Ungeduld.

„Laß mich von vorn anfangen. Dies Gut und so auch die anderen Güter meines Vaters waren das Eigenthum meines Großonkels, des Barons von Salingen, der sie theils erworben, theils erheirathet hatte. Seine Familie war ursprünglich ohne Vermögen und seine beiden Schwestern hatten Offiziere geheirathet, die auch nicht reich waren und von ihrem Gehalt leben mußten. Dies bestimmte meinen Großoheim, der kinderlos war, die beiden Söhne seiner Schwestern zu seinen Erben einzusetzen. Die übrigen Kinder derselben waren Mädchen, denen bloß ein kleines Capital ausgesetzt ward, da der Großonkel einen besonderen Widerwillen dagegen hegte, sein Vermögen zu *zersplittern*, wie er eine gleichmäßige Theilung nannte. Einer dieser Neffen war mein Vater, der schon als Knabe und Jüngling sich in seiner Trefflichkeit erwies und des Oheims Trost und Stütze ward. Der andre war Robert's Vater."

„Nun? und Robert?" fragte Agnes ungeduldig noch einmal.

„Von dem ist noch nicht die Rede," entgegnete Edithe. „Robert's Vater war leider wild und widerspenstig. Nicht bloß in seinem Privatleben handelte er in allen Dingen gegen seines Oheims Willen, heirathete eine Schauspielerin und verschwendete den ihm reichlich ausgesetzten Jahresgehalt im Spiel und in wüstem Leben; noch empfindlicher waren dem aristokratisch gesinnten Oheim die politischen Gesinnungen des Adoptivsohnes, der beim Ausbruch der Revolution in Paris war und sich den Jakobinern anschloß. Nach wiederholten Drohungen enterbte ihn sein Oheim und setzte meinen Vater zum alleinigen Erben ein, indem er ihm einen feierlichen Eid abnahm, — denn er kannte das weiche Herz seines Neffen — das Testament nicht umstoßen zu lassen, das Erbe nicht zu theilen, sondern das Vermögen zusammenzulassen. Kurz nach seinem Ende starb auch Robert's Vater durch die Guillotine. Das Erste, was der meinige that, war, nach der armen Wittwe zu forschen und ihr ein reichliches Jahresgeld auszusetzen. Als auch sie bald abgerufen ward, nahm er sich Robert's, des einzigen hinterlassenen Kindes, mit einer Zärtlichkeit an wie ein Vater. Er ließ ihn erziehen, studiren, reisen. Kein Vater kann mehr für seinen Sohn thun, und um ihm mit gutem Gewissen die Hälfte seines Vermögens wieder zuwenden zu können, machte der gute, treffliche Mann den Plan, ihn mit seiner ältesten Tochter zu verheirathen. Unser theures Lottchen starb und der Plan ging auf mich über."

„Endlich!" sagte Agnes. „Aber ist es möglich, daß Du das Opfer eines solchen Planes werden sollst, der zwar von Deines Vaters Güte zeugt, aber auch von seiner Unkenntniß des menschlichen Herzens?"

„Von Opfer kann hier nicht die Rede sein. Der Plan ward Robert schon vor vier Jahren mitgetheilt, aber ausdrücklich die Bedingung hinzugefügt, daß ihm die Tochter und *er* dieser genug gefalle, um mit einander durch das Leben gehen zu wollen."

„Nun, und wie ging's mit dem „Gefallen?" fragte Agnes etwas spöttisch.

„Ich sagte Dir schon, wir haben uns seit unsern Kinderjahren nicht wieder gesehen. Robert war auf einer ziemlich entfernten hohen Schule und dann auf Universitäten und brachte zuweilen die Ferien in unserem Hause zu, aber dies war während ich in der Pension war, und es traf sich so, daß *seine* Ferienzeit nie in die der meinen fiel. Auch nachher ist er einmal hier gewesen; allein ein anscheinender Zufall wollte, daß ich gerade bei einer kranken Freundin war, die in meinem Besuch einen

Trost fand, so daß ich sie trotz dem, daß mein Vater meine Zurückkunft wünschte, nicht verlassen mochte. Seit vier Jahren aber, d. h. seit der Zeit, daß Robert von meines Vaters Plan weiß, ist er meist in fremden Ländern gewesen und hat, selbst wenn er Deutschland berührte und sogar einmal ziemlich nahe war, wie es scheint, einen Besuch sorglich vermieden, ohne Zweifel weil es ihm vor einer Entscheidung über sein Lebensglück graut."

„Tadele ihn nicht darum, Edithe!" versetzte Agnes, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Aber Du, meine Edithe! glaubst Du, in diesem Dir bestimmten Bräutigam „den Rechten" zu finden?"

„Um ganz offen zu sein, nein; so sehr ich es meines guten Vaters wegen wünschte. So weit ich Robert kenne, ist er unstät, träumerisch, veränderlich. Die Wahl seiner Studien stand ihm frei. Nachdem er erst für das eine, dann für das andere philosophische System geschwärmt, sein Vormund aber darauf bestand, daß er ein Brotstudium wählen sollte, entschied er sich für die Medicin. Bald aber fand er diese Wissenschaft ungenügend, unsicher, in der Kindheit. Er warf sich nun auf die Jurisprudenz, ging zu den cameralistischen Studien über und ward Referendarius. Aber kaum war er glücklich durch das Beamtenexamen — und zwar soll er es glänzend bestanden haben, denn er hat bedeutende Fähigkeiten — als er das ganze Beamtenthum für eine unerträgliche Sclaverei erklärte. Er wollte von vorn anfangen. Er wollte Ingenieur werden, er wollte sich ganz den schönen Künsten widmen. Er wollte fremde Länder sehen; den Orient, Amerika. Nur meines Vaters Versprechen, ihn, ehe er sich festsetze, einige Jahre reisen zu lassen, versöhnte ihn mit dem Gedanken des Festhaltens an der gewählten Laufbahn. Aber die ganze Einrichtung seiner Reisen ist planlos; wie der Moment sie eingiebt. Alles dies scheint mir von einem schwachen, wetterwendischen Charakter zu zeugen."

„Vielleicht thust Du ihm doch damit Unrecht," sagte Agnes nachsinnend. „Daß einen jungen Mann die Sehnsucht nach dem noch unverstandenen Ideal so körperlich wie geistig hierhin und dorthin treibt, ist gewiß nicht unnatürlich."

„Unnatürlich nicht. Der Mann aber, dem ich meine jungfräuliche Freiheit opfere, dem ich unterthan sein will und ergeben mit Herz und mit Seele, muß mein Führer durch das Leben sein können, meine Stütze in der Noth, mein Vorbild im Rechten. Ich muß ihn nicht allein lieben, ich muß ihn auch unbedingt hochachten können. Von Robert kann ich nur sagen, daß ich um meines Vaters willen den Wunsch habe, ihn als ein solches Vorbild zu erkennen, aber nicht die Hoffnung. Ich muß vor Allem Robert erst eine Zeit lang beobachten können."

„Schon recht," versetzte Agnes. „Eine einzige Stunde des Zusammenlebens wird Dir sagen, ob Du ihn lieben kannst oder nicht. Vielleicht ein einziger Blick."

„Was das anbetrifft," versetzte Edithe lächelnd, „so weißt Du schon, ich kann Deine poetischen Ansichten von der Liebe beim ersten Anblick nicht theilen. Dir, meine reizende Freundin, mag es wohl manchmal begegnet sein, daß die Männer sich über Hals und Kopf in Dich verliebt haben. Wir andern, nur spärlich begabten Mädchen müssen uns mit einem langsameren Gange ihrer Empfindungen begnügen; und so viel ich mich erinnere, ist Robert auch eben kein Adonis."

„Wie sehr mißverstehst Du mich! und zu welchen prosaischen Ansichten zwingt sich meine Edithe zuweilen hernieder! Nichts ist mir mehr zuwider als der Ausdruck, „sich in einander verlieben." Wenn zwei Herzen sich beim ersten Anblick, oder beim ersten Austausch ihrer Ansichten, Gefühle, Meinungen als für einander von der Natur bestimmt erkennen, mächtig, unwiderruflich, entscheidend für das Leben — so ist's ja nur Gewalt der Harmonie, die das ganze Weltall beherrscht. Wenn Du Dich an das Clavier setzest, Abends im Zwielicht, ohne Notenblatt vor Dir, und nur von den unwiderstehlichen Gesetzen Deiner innern Sehnsucht geleitet, folgst Du nicht unwillkürlich, unbewußt denen der höhern Tonkunst? Wirst Du discordirende Töne anschlagen, aufs Gerathewohl in die Tasten greifen? Nein, ein unwiderstehliches Gesetz wird Dich leiten und Dich unbewußt die rechten Accorde finden lassen."

Edithe hatte die schöne Freundin, die in ihrer Begeisterung doppelt schön aussah, schweigend angehört. „Ich gestehe," sagte sie endlich etwas schelmisch, „Deine poetischen Anschauungen sind mir ein wenig zu

hoch. Ich kann den Zusammenhang zwischen Robert und den Accorden noch nicht recht finden."

„Nun, so laß mich Dir auch gestehen, Dein Verhältniß zu dem Bräutigam scheint mir so bürgerlich-prosaisch eingeleitet als möglich, besonders auch, weil doch am Ende die Geldsäcke zum Grunde dienen sollen. Ich bedauere innigst, daß Dein Vater Dir seinen Plan mitgetheilt hat, denn Du wirst einer gewissen innern Verwirrung über Deine Gefühle kaum entgehen können."

„Auch mir wäre es tausendmal lieber, ich wüßte nichts davon, und ich dürfte ihn bloß als Vetter begrüßen."

„Und eben so wünscht' ich, er sähe in Dir nicht gleich die zugeführte Braut, was sein Freiheitsgefühl mehr oder weniger verletzen muß."

„Nicht die zugeführte Braut soll er in mir sehen, Agnes, Du weißt es, die vorgeschlagene nur, die von seinem besten Freund und Wohlthäter vorgeschlagene, der er sich nicht als Bräutigam zu nähern vollkommen berechtigt. Die Art und Weise, wie er mich kennen lernt, wird mir vielleicht zum Vortheil gereichen, denn bei meinem Mangel an Schönheit würde er mich leicht übersehen haben."

„Still, Edithe! ich kann es kaum ertragen, Dich so überbescheiden zu sehen. Du bist hübsch genug für jeden Mann. Aber ich gestehe, noch weniger kann ich es ertragen, daß Du die ganze Sache so ganz prosaisch ansiehst."

„Was mich anbelangt," erwiederte Edithe lächelnd, „so ist's gerade das „Prosaische" meines Verhältnisses mit ihm, was mich stärkt. Du weißt, liebes Kind, ich kann einmal auf Deine poetischen Anschauungen des Lebens nicht eingehen. Ich habe den schönen Sommerabend nicht vergessen, als wir größern Mädchen zusammen im Mondschein im Garten saßen und unser Entzücken an der herrlichen Tragödie Wallenstein's Tod austauschten, die unser Literaturlehrer uns am Nachmittage vorgelesen. Max, der göttliche Max war es vor Allem, der die Phantasie unserer jungen Köpfe beschäftigte. Wohl weiß ich es aber noch, wie ich mich schämte, wie Ihr alle so nichtachtend und mitleidig auf mich niedersahtet, als ich fragte, was wohl aus Thekla geworden sein könne, nachdem sie sich auf Max' Grabe recht ausgeweint hatte? Ich schämte mich meiner prosaischen Frage, besonders als ich hörte, daß Schiller selbst in einem sehr schönen Gedicht die Fragenden zurechtgewiesen habe. Aber dennoch blieb die Frage in meinem Innern unbeantwortet und sie ist es noch. Der Mensch ist keine Nachtigall und ist so wenig ausschließlich zum Glück der Liebe als zur Befriedigung seiner Gefühle geschaffen, und wären es die reinsten und edelsten, deren das Herz befähigt ist."

„So wäre die Liebe nicht das Höchste, das Edelste im Menschenleben? so wäre die Liebe nicht unsre Bestimmung?"

„Die Liebe — ja. Aber nicht das Glück, nicht die Befriedigung der Liebe. Die Liebe ist das Höchste, „die langmüthig ist und freundlich, die sich nicht blähet, die sich nicht erbittern läßt, die sich der Wahrheit freuet, die Alles hofft, Alles duldet."

Agnes sah Edithe fast fremd an, als diese mit leiser Stimme, aber sie mit klarem Blick anschauend, die Worte sprach. Im Augenblick hätte man das junge Mädchen fast schön nennen können. Nach einer geringen Pause schloß die Freundin sie in ihre Arme. „Ich wußte es immer," sagte sie: „Du bist eine kleine Heilige, Du mußt katholisch werden. Du gehörst in ein Kloster, liebe barmherzige Schwester!"

„Kennst Du wirklich kein anderes Christenthum?" fragte Edithe etwas verletzt.

„Leider hat ihm der Protestantismus jeden Schatten von Poesie abgestreift. Weißt Du nicht mehr, was unser Schiller sagt? Aus Religion will er von allen Euren Religionen nichts wissen. Aber laß sehen. Laß mich die Gelegenheit benutzen, Dich hier in Deinem Allerheiligsten etwas zu belauschen."

Sie nahm die Bücher auf, die auf dem Nachttisch lagen; sie waren nach Mädchenart voller Zeichen von gestickten Bändern und ausgeschnittenen Papieren.

„Laß sehen! die Bibel? recht! das ist ein herrliches reiches Buch! nur daß unsere Rationalisten mit ihren flachen Erklärungen mir die schönsten Züge drin verwässern möchten. — Das Gesangbuch? — gut allenfalls, obgleich Du das prosaischste Zeug darin findest. — Gellert's Schriften! was? hältst Du etwa Gellert auch für einen Dichter?"

„Nicht doch! nicht um seines poetischen Werthes willen ist er mir lieb. Aber keiner unserer großen noch kleinen Poeten hat

mir die Fragen, die ich gern mir alle Abend vorlegen möchte, so würdig und gedrungen zusammengestellt als er in seinem: „Der Tag ist wieder hin, und dieser Theil des Lebens, wie hab' ich ihn vollbracht? verstrich er mir vergebens?" Ich lese diese Selbstbetrachtung alle Abend, liebe Agnes, und wiederhole mir oft mit Thränen des demüthigsten Selbstgefühls: „Herr, der Du Alles weißt, was könnt' ich Dir verhehlen? ich fühle stündlich mehr die Schwachheit meiner Seelen!" —

Agnes schüttelte den Kopf. „Das ist Selbstquälerei," sagte sie. „Du bist das beste, liebreichste Wesen, das ich je gekannt. Ich kann mich meiner ganzen Natur nach nicht in diese Demuth hineinzwängen. Glaub' mir, auch mir ist Gott vertraut. Ich fühl ihn in jedem Lüftchen, das mich anweht, in jedem Bächlein, das durch den Wald rauscht, so deutlich wie in Donner und Blitz und in den großen Weltbegebenheiten, die unser Vaterland mit der Sklavenkette bedrohen. Aber hätte der Schöpfer darum dies kühne sehnsüchtige Streben nach dem Höchsten in meine Brust gelegt, um mich in den Staub zu werfen? darum mir das stolze Selbstbewußtsein, zum Großen befähigt zu sein, gegeben, um meine Wangen mit der Schamröthe meiner Erbärmlichkeit zu überziehen?"

„Laß es gut sein für heute," sagte Edithe abbrechend. „Es ist spät und Du weißt, ich stehe gern früh auf."

Die Freundinnen küßten einander zur guten Nacht und trennten sich.

Ein herrliches Geschöpf, dachte Edithe, aber auf einem Wege, der meiner Seele fremd ist. Möge, wenn der Allmächtige ihr einst vielleicht noch schwere Prüfungen auflegt, das stolze Bewußtsein der eigenen Kraft nur hinreichend sein, sie vor dem Erliegen zu bewahren.

Ein liebes Mädchen, sagte Agnes für sich. Wo aber hat sie diesen Ansatz zum Herrnhuterthum her? Von den Eltern nicht; die neigen entschieden zum Rationalismus, wenn sie auch pflichtmäßig, des Beispiels wegen, jeden Sonntag in die Kirche gehen. Wundern würd' es mich kaum, wenn sie noch einmal katholisch würde, und wir, setzte sie seufzend hinzu, spät im Leben — zuletzt uns noch vor einem Madonnabild knieend wiederfänden! (Forts. folgt.)

Der

Tod des General Marceau.

Westerwälder Erinnerungen

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Von Frankfurt am Main führt eine Heerstraße in ziemlich gerader Richtung nach Köln. Sie überschreitet den Taunus und den Westerwald. Desgleichen die Lahn (bei Limburg) und die Sieg (bei Siegburg). Sie ist jetzt so öde und verlassen, daß schier Gras darauf wächst und man sich erzählt, zur Zeit, als noch das Herzogthum Nassau bestand, habe ein Westerwälder Schlächter der Regierung die Offerte gemacht, die Chaussee als Hammelweide zu pachten. Die Ursache ihrer Vereinsamung ist die: die Straße ist sehr alt, und obgleich sonst gut gebaut und trefflich unterhalten, hat sie doch so starke Steigungen, daß ihr der moderne Verkehr aus dem Wege geht und für Massengüter den Wasserweg auf Main und Rhein, für andere Waaren den Schienenweg der rechtsrheinischen, linksrheinischen oder Deutz-Gießen-Frankfurter Eisenbahn vorzieht.

Der Westerwald ist kein Gebirg und noch viel weniger ein Berg, sondern eine ausgedehnte terrassenförmige Hochebene. In diesem Plateau befinden sich Einschnitte, durch welche die einzelnen Bäche der Lahn, der Sieg und dem Rhein zueilen. Das eigentliche Plateau ist meist kahl. Man findet dort zahlreiche unterirdische Lager von Braunkohlen, welche leicht zu gewinnen sind und einen trefflichen Brennstoff gewähren. Dieser Umstand, welcher ein Segen hätte sein können, ist zum Fluche der Gegend geworden. Er hat dahin geführt, daß man die Wälder ausrottete; und es ist bis jetzt noch nicht wieder gelungen, sie auf dem Plateau der Hochebene von Neuem anzusiedeln. In den Einschnitten dagegen und an den Abhängen des Plateau's finden sich schöne Forsten und Hölzer. Es ist die verkehrte Welt: Oben auf dem sterilen Boden: kein Wald; unten auf dem fruchtbaren: Wald. Doch, lassen wir jede forst- und landwirthschaftliche Betrachtung. Treten wir lieber dem Schauplatze unserer Geschichte näher.

Von Limburg an der Lahn windet sich die Straße am Westerwald hinauf. Bei Freilingen kommt sie auf eine Terrasse, auf welcher sich große Seen und Weiher ausbreiten, wo im Wasser der Hecht und auf der Haide der Kibitz gedeiht. Dann folgt ein schöner Buchenwald. Dann ein Einschnitt, in welchem das Dorf Höchstenbach liegt. Jenseits dieses Einschnittes steigt die Straße auf das eigentliche Plateau.

Diesseits des Einschnitts, da, wo die Straße steil nach Höchstenbach abfällt, endet der Wald mit einem prachtvollen Kamp großer alter Eichen. Man kann von da aus sowohl die Frankfurt-Kölner Straße übersehen, als auch die Leipziger, d. h. diejenige, welche rechts davon ab über Hachenburg und Altenkirchen, nicht nach dem westlichen, sondern mehr nach dem östlichen Thale der Sieg führt. Als ich vor mehr als zwanzig Jahren die dortige Gegend durchstreifte, stieß ich in diesem Eichenkamp auf ein bescheidenes und schmuckloses Denkmal mit einer französischen Inschrift. Dasselbe bestand aus einer schwarzen Schiefer- oder Marmorplatte, schief aufgesetzt auf einen halb verfallenen Sockel schlecht gemauerter Bruchsteine. Die Inschrift der Platte lautete auf Deutsch:

Am 19. September 1796
wurde hier tödtlich verwundet
der französische General
Marceau.
Er starb
geachtet und beweint
von den Soldaten, von den Bürgern
und sogar
von dem Feind.

Ehedem war der Denkstein durch ein Geländer geschützt. Dasselbe war im Laufe der Zeit theils verschwunden und theils vermorscht. Es gewährte keinen Schutz mehr. Holzhacker hatten die Marmorplatte beschädigt, indem sie die Axt an ihr wetzten. Auch der Regen drohete auf die Dauer den weichen Stein zu zerstören, wenn er unabläßig über die schiefe Fläche herunterrieselte. Man konnte im Voraus mit Sicherheit den Zeitpunkt berechnen, wo das Denkmal dieser höheren Gewalt unterliegen und die Stelle mit Gestrüppe überwachsen sein würde, das nicht mehr erkennen läßt, wo eine der glänzendsten und ritterlichsten Figuren der revolutionären Armee Frankreichs von der tödtlichen Kugel erreicht ward.

Ich weiß nicht, auf welchem Wege der Kaiser der Franzosen Kenntniß von diesem Stande der Dinge erhielt. Kurz, er ließ, mit Genehmigung der deutschen Behörden, welche mit Recht die internationale Achtung vor einem tapfern und menschenfreundlichen Heerführer nicht verweigern zu dürfen glaubten, das alte verfallende Denkmal 1863 durch ein neues, Dauer versprechendes ersetzen. Jetzt ruht hier auf einem mit mehreren Stufen versehenen mächtigen Trachytsockel ein großer Würfel aus rothem Sandstein, und auf diesem ein zwanzig Fuß hoher Obelisk aus dem nämlichen Stoffe. In die der Heerstraße zugekehrte Seite des Würfels ist eine Nachahmung der alten Schieferplatte eingesetzt mit der nämlichen französischen Inschrift wie früher. Auf der entgegengesetzten Fläche steht eine Uebersetzung derselben, mit folgendem (deutschen) Zusatze: „Deutsches Volk! Dieses einem edeln Todten gesetzte Denkmal wird Deinem Schutze empfohlen. Achte es, wie Deine Väter die alte Gedenktafel geachtet haben.“ Die dritte Seite des Würfels enthält eine lateinische Inschrift, auf Deutsch lautend wie folgt:

Hier fiel
durch einen tödtlichen Schuß verwundet
am 19. Sept. 1796
– auf dem Rückzuge von Mainz
unerschrocken den hintersten Heerhaufen führend
der edele und tapfere Held
Franz Severin Desgraviers Marceau,
geboren in Cornut.
In Folge seiner Verwundung nach Altenkirchen getragen, starb er dort am dritten Tage danach, 27 Jahre und 7 Monate alt.
Seine eigenen Soldaten haben ihm sofort hier an der Stelle, wo er gefallen,
als Zeugniß dankbaren Herzens
einen einfachen Denkstein gesetzt,
den die edele deutsche Nation bisher mit Sorgfalt gehütet.
Begraben liegt er bei Coblenz.
Dort hat ihm der Feind, der in ihm sich selbst zu ehren verstand,
ein Denkmal errichtet.

Neben dem General Hoche ist Marceau unter den Generalen, welche aus der französischen Revolution hervorgingen, die glänzendste Erscheinung an Geist, Schönheit, Ehre, Tapferkeit und Edelmuth. Dazu kommt, daß ein günstiges Geschick ihn in der Blüthe des Lebens von seiner Heldenlaufbahn abberief und seine jungen und frischen Lorbeeren durch einen frühen Tod vor Beschmutzung und vor Verwelken bewahrte.

Er war am 1. März 1769 geboren, als Sohn eines Procurators am Amte von Chartres. Er sollte die Laufbahn seines Vaters einschlagen; allein Perrücke und Robe gefielen ihm nicht. Er wurde lieber Unteroffizier im Regimente Savoyen-Carignan. Als solcher befand er sich zufällig am 14. Juli 1789 in Paris, als man die Bastille erstürmte, und hat sich mit jugendlichem Eifer an diesem löblichen Werke betheiligt.

Im Jahre 1792 commandirte er in Verdun ein Bataillon Freiwilliger. Verdun mußte capituliren. Marceau, 23 Jahr alt, war der jüngste Offizier; deshalb traf ihn das Loos, die Capitulation in das preußische Hauptquartier zu tragen. Das war der schwerste Gang seines Lebens. Voll Abscheu wider die damals noch zuchtlosen und leistungsunfähigen Freiwilligen, die Carmagnolen, kehrte er zu den regulären Truppen zurück. Er wurde Küraſſierhauptmann bei der von Westermann gebildeten Légion germanique, welcher die Aufgabe zufiel, den Aufstand der Royalisten in der Vendée niederzuwerfen. Hier trat dann sofort die Differenz zu Tage zwischen Soldaten, welche ehrlich Krieg führen, und Sansculotten, welche plündern und schlachten wollten. Der Sansculotte Rossignol machte als Commandant Dummheiten und erlitt Niederlagen. Die Armee wünschte seine Abberufung. Allein der Civilcommissär und Repräsentant Prieur, genannt „der Minnesänger der Revolution," schrie: „Ich erkläre hierdurch feierlich in der Mitte von Euch Offizieren, daß dieser Rossignol, und wenn er noch zwanzig Bataillen mehr verliert, doch nicht aufhören wird, das Schoßkind der Revolution und der älteste Sohn des Wohlfahrtsausschusses zu sein. Deshalb wahrt Euch!" Wenn es schief ging, schob der würdige „Minnesänger der Revolution" von Rossignol Alles ab auf Kleber und Marceau, die Lieblinge der Armee. Beide waren ihm „verdächtig," weil sie nicht grausam waren, und weil sie nicht gegen Wehrlose wütheten, was der tapfere Soldat nie thut. Damals aber galt viehischer Cannibalismus als oberstes Symptom des Patriotismus.

Trotz aller „minnesängerischen Anschwärzungen" wurde jedoch Marceau zum Brigadegeneral vorgeschlagen. Er nahm die Beförderung nur an unter der Bedingung, daß Kleber das Obercommando erhalte und den Operationsplan festsetze. „Natürlich," sagte Marceau zu Kleber, „behalte ich trotzdem meine ganze Verantwortung; ich verlange keinen Vorzug, als das Commando der Avant-Garde im Augenblicke der Gefahr." „Mir soll's recht sein," erwiederte Kleber, „im schlimmsten Falle werden wir dann doch wenigstens miteinander guillotinirt."

Während sie von Sieg zu Sieg eilten, berichtete der Civilcommissär Prieur an den Wohlfahrtsausschuß: „Ich bin zwar nicht Militär, aber mein einfacher gesunder Menschenverstand (mon gros bon sens) setzt mich doch in den Stand, Alles das zu beurtheilen; und ich sage Euch, Bürger, diese Menschen sind verdächtig; sie schonen die gefangenen Royalisten; dadurch beunruhigen sie die Patrioten; ja sie sind frech genug, der letztern Umgang zu meiden." Während Marceau siegte, schlachtete Prieur die Gefangenen auf der Guillotine. Einzelne Schlachtopfer konnte Marceau retten. Namentlich erzählt man dies von einem Edelfräulein aus der Vendée; kaum sei jedoch Marceau abgezogen, so habe man sie wieder verhaftet und nach Paris spedirt; dort sei Marceau, der sich schon vorher mit ihr verlobt, mit seiner Verwendung bei Robespierre zu spät gekommen. Sie war schon guillotinirt. Französische und deutsche Dichter haben sich dieses Stoffes zu Novellen und Romanen bemächtigt. Marceau's Schwager, Herr Sergant, dagegen behauptet, die ganze Geschichte sei wirklich nichts als — ein Roman, wenigstens in Betreff der Verlobung.

Gewiß ist, daß Marceau wegen seiner Abneigung gegen die damals in Frankreich landesüblichen Grausamkeiten mißliebig und in Folge dessen zwar nicht guillotinirt, aber doch auf eine Zeit lang in die Ecke gestellt ward. Ich kann hier nicht seiner ganzen Laufbahn folgen und will nur kurz sein menschenfreundliches Benehmen in Deutschland berühren. Es war im October 1794. General Melas lag mit den Reichstruppen in Coblenz und gab sich Miene, als wolle er die vertheidigungsunfähige Stadt, welche damals dem geistlichen Herrn von Trier gehörte, halten gegen Marceau, der davor lag. Nur durch die Menschlichkeit des Letztern wurde die Stadt vor Zerstörung bewahrt. Nachdem sie Melas übergeben, hielt Marceau die strengste Ordnung in

derselben, obgleich dies Angesichts des Zustandes seiner Soldaten außerordentlich schwer war. Eine Aufzeichnung von damals beschreibt diese französische Armee wie folgt:

„Die französischen Soldaten sehen erbärmlich aus. Keine Strümpfe, zerrissene Beinkleider, Röcke, die kaum noch zusammenhängen, keine Hemden, Mangel an Allem. Der Eine trägt einen blauen, der Andere einen grünen Rock, Der eine Weste mit Aermeln, Jener einen Ueberrock; der Eine Schuhe, der Andere Stiefel; der Eine lange, der Andere kurze Beinkleider; der Eine einen Hut, der Andere eine Mütze. Ja sogar (schreibt der biedere erzbischöflich-kurfürstliche deutsche Reichsbürger aus Coblenz) wird nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, ob der Soldat mit gepuderten oder ungepuderten Haaren, ob er mit gewichsten oder ungewichsten Stiefeln, ob er mit oder ohne Zopf zur Wachtparade kommt." Schrecklich!

Trotzdem hielt Marceau die strengste Mannszucht und strafte jedes Vergehen der Soldaten gegen Bürger auf das Unnachsichtigste. Kein Soldat durfte ein Weinhaus besuchen. Den Bürgern war bei Todesstrafe verboten, ihnen Wein zu verabreichen. Vormittags durfte kein Soldat, Nachmittags kein Bürger auf den Markt gehen. So wurde strenge Ordnung gehalten, so lange bis der sansculottische Repräsentant Bourbotte als Civilcommissär erschien. Er begann mit einer schwülstigen Proclamation, deren Eingang lautet: „Nur zu lange hat das Laster (nämlich die Emigranten und Legitimisten) in Eurem sündhaften Busen (d. h. in Coblenz) ein Asyl gefunden; jetzt hat es die Tugend (d. h. die der Sansculotten) verjagt; unterwerft Euch der Herrschaft der Tugend!" Diesem von „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit" strotzenden Aufruf folgten dann, nachdem Marceau abmarschirt war, die gewöhnlichen Gewaltthätigkeiten und Gelderpressungen; und während früher die Soldaten wenigstens in entwertheten Assignaten bezahlt hatten, bezahlte jetzt Niemand mehr und die „patriotischen" Citoyens vergaßen über den Contributionen für die Republik durchaus nicht, auch privatim die eigenen Taschen zu füllen.

Mitten in diesen Greueln und dieser Corruption ragte die reine Gestalt Marceau's hervor in wahrhaft classischer Größe. Doch, eilen wir zu den letzten Momenten seines thatenreichen Lebens. Bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahre 1796 erhielt Moreau vom Directorium den Oberbefehl über die 70,000 Mann starke Rhein- und Moselarmee, während man Jourdan das Obercommando über die 80,000 Mann zählende Maas- und Sambre-Armee verlieh.

Nachdem Moreau am 25. Juni mit Unterstützung Jourdan's den Rhein bei Kehl überschritten hatte, bewerkstelligte Letzterer am 2. Juli zwischen Düsseldorf und Neuwied seinen Uebergang, nahm am 16. Juli 1796 Frankfurt a. M. und drang über Würzburg vor, wurde aber nach mehreren heftigen Gefechten vom Erzherzog Karl von Oesterreich zurückgeworfen. Moreau stürzte sich nach dem Rheinübergang bei Kehl sofort auf die zerstreuten feindlichen Corps, schlug den General Latour am 5. Juli 1796 bei Rastadt, den Erzherzog Karl am 9. Juli bei Ettlingen und drängte die Oesterreicher auf die Donau zurück.

Der Erzherzog ließ ihm hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem anderen Theile gegen Jourdan, der in Baiern operirte. Nun fürchtete Moreau vom Rhein abgeschnitten zu werden; er faßte deshalb den Entschluß, mit seinem Heer unter allen Umständen den Fluß zu gewinnen. Er drang, von Feinden umringt und kämpfend, durch die Päße des Schwarzwaldes und gelangte unter maßlosen Schwierigkeiten an den Rhein, den er in der Nacht vom 24. October 1796 bei Hünningen passirte.

General Marceau commandirte unter Moreau den 30,000 Mann starken linken Flügel der Armee. Er blockirte Mainz, mußte aber in Folge der Niederlage Jourdan's die Blockade aufheben und erhielt den Auftrag, dem Erzherzog Karl zuvorzukommen, der die Lahn und Sieg, mit den Defiléen bei Altenkirchen, vor der französischen Armee zu gewinnen und ihr den Rückzug abzuschneiden suchte.

Marceau vollzog diesen Befehl mit ebenso viel Tapferkeit als Geschick und rettete dadurch das in vollem Rückzuge befindliche französische Heer. Er erreichte mit seiner Armee Anfangs September 1796 die Lahn bei Runkel, Limburg und Diez und hielt solche mehrere Tage lang gegen den heftigen

Andrang des Feindes. Am 16. September fand an der Lahn ein allgemeiner Angriff der Oesterreicher auf die Franzosen von Runkel bis Balduinstein Statt. Das österreichische Centrum, welches von Mensfelden aus nach Limburg und Diez vorrückte, wurde von Erzherzog Karl geführt.

Marceau leistete dem Feinde tapfern Widerstand, konnte aber bei der Uebermacht desselben die Lahn nicht halten und zog sich in Ordnung fechtend auf das rechte Lahnufer, die Brücke bei Diez zerstörend, zurück, stellte sich auf den Höhen des rechten Lahnufers nochmals auf, wurde aber auch hier zurückgedrängt, und suchte nun auf der im Eingang geschilderten Straße von Frankfurt nach Köln den Uebergang über die Sieg und den Rhein vor den nachdrängenden Oesterreichern zu decken. In der Nacht vom 17. auf den 18. September 1796 campirte er auf der Terrasse nördlich von Freilingen, geschützt durch die zahlreichen Seen und Teiche. Er selbst schlief im Hof Hoheborn.

Am 18. September wurde er von der österreichischen Avantgarde angegriffen, der Angriff jedoch zurückgeschlagen, und der Feind in respectvoller Entfernung gehalten.

Durch diesen hartnäckigen Widerstand, einem an Zahl überlegenen Feinde gegenüber, wurde der auf dem Rückzuge befindlichen Armee Jourdan's, die über Gießen, Wetzlar, Dillenburg, Herborn, sowie Hachenburg, Altenkirchen die Sieg, und bei Köln den Rhein zu erreichen suchte, der Gegner vom Nacken gehalten und der Rückzug über den Rhein gesichert. In der Nacht vom 18. auf den 19. September 1796 hatten einzelne leichte österreichische Truppen unter General Hotze, namentlich ungarische Husaren und Tyroler Jäger, darunter die Compagnie Borke, von den Chasseurs Leloup, Marceau zu umgehen gesucht, indem sie vor Freilingen die Heerstraße verließen und theils über Dreifelden und Steinebach, theils über Mündersbach den Ort Höchstenbach vor den Franzosen zu erreichen suchten, waren jedoch am 19. September Morgens früh des Feindes noch nicht ansichtig geworden, während der Rückzug der Franzosen, gedeckt durch eine bei dem Hofhause Hoheborn aufgeführte Batterie, in aller Ordnung gen Altenkirchen fortgesetzt wurde. Marceau war unterdessen am Morgen des 19. September nach dem südlich am Höchstenbach gelegenen Plateau geritten, um von dort aus die Kölner und die Leipziger Heerstraße (letztere führt zunächst nach Hachenburg-Altenkirchen) überblicken zu können.

Er hielt dort, umgeben von seinem Generalstab, sorglos und den Feind nicht so nahe glaubend, fünfzig Schritte von der Heerstraße ab unter den oben beschriebenen Eichen. Da fällt aus kurzer Entfernung ein Schuß; und Marceau stürzt, von einer Büchsenkugel in der rechten Brust tödtlich verwundet, vom Pferde.

Zwei Tyroler-Jäger, nämlich der Oberjäger Friedrich Hodler und der Gemeine Rolof, von der Compagnie Borke des Chasseur-Regiments Leloup, beide gebürtig von Neuwied und die Gegend genau kennend, hatten am 18. September, nachdem die österreichische Vorhut bei Freilingen zurückgeworfen worden war, mit ihrer Compagnie, der sie als Führer dienten, die Heerstraße verlassen und waren während der Nacht, gedeckt durch Waldgestrüpp, bis an den Saum des Höchstenbacher Waldes gelangt. Sie waren hierbei von ihren Kameraden, die zum Theil über Dreifelden und Steinebach durch das Wiedbachthal, zum Theil unter dem Schenkelberger Kopf her in der Richtung nach Mündersbach vorgedrungen waren, gänzlich getrennt worden. Am Saume des Waldes auf der Höchstenbacher Höhe angelangt, sahen beide Schützen die Franzosen auf der Heerstraße, in der Richtung nach Altenkirchen retiriren, ohne daß sie es wagten, sich zu zeigen, oder gar den Feind zu belästigen. Beide versteckten sich nun im dichten Gebüsch, um das Herannahen ihrer Kameraden, die, wie sie wußten, von zwei Seiten den Franzosen in die Flanken kommen mußten, abzuwarten. Sie hatten hier mehrere Stunden auf der Lauer gelegen, ohne daß sie von den Oesterreichern etwas sahen, während sie aus der raschen Bewegung der Franzosen, sowie dem anfangs mitunter hörbaren, dann immer näher kommenden Gewehrfeuer schließen mußten, daß diese gedrängt wurden.

Während diese Schützen hier im Versteck lagen, war Marceau mit seinem Stabe auf dem Plateau vor Höchstenbach aufgeritten und denselben auf sechszig Schritte nahe gekommen, ohne daß er und seine Umgebung ahnten, daß ein Feind gewissermaßen zwi-

schen die französischen Posten gerathen und in solcher Nähe war. Hier also erreichte Marceau die tödtliche Kugel.

Durch den Sturz des Generals gerieth dessen Umgebung in Verwirrung. Einige ungarische Husaren, die inzwischen über Herschbach und Mündersbach herangekommen waren, wollten dies benutzen und den verwundeten General gefangen nehmen. Sie wurden aber von dessen Umgebung zusammengehauen. Dies war am 19. September, Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr, zu derselben Stunde, wo Napoleon Buonaparte Wurmsern vor Mantua schlug. Die Kugel war Marceau auf der rechten Seite der Brust, schräg in der Richtung nach dem Herzen zu, eingedrungen und hatte dies mit verletzt. Es war kein Arzt zur Hand; der General selbst verstopfte die Wunde mit seinem Taschentuche, um den starken Blutverlust zu hemmen. Er wurde nach Altenkirchen gebracht und fand dort Unterkunft in dem Hause des Gouverneurs von Pöllnitz. Französische Infanteristen hatten eine Ernteleiter aus Höchstenbach herbeigeschaft und ihren General darauf gebettet; sie trugen ihn so rasch, als es sein Zustand erlaubte, und so schonend als möglich; zu seiner Bedeckung hatte er französische braune Husaren. Bald nach dem Falle Marceau's bei Höchstenbach artete der Rückzug der Franzosen, denen die von Hachenburg nach Altenkirchen vorrückenden Oesterreicher den Paß abzuschneiden drohten, und die nicht allein von den auf der Heerstraße von Freilingen her avancirenden, sondern auch von den in ihren Flanken erscheinenden Tyroler-Jägern und ungarischen Husaren bedrängt wurden, förmlich in Flucht aus.

Bei Gielroth (einem eine Stunde südlich von Altenkirchen gelegenen Dörfchen) entstand schon ein solches Gedränge, daß Marceau auf einem Seitenwege nach Altenkirchen gebracht werden mußte.

Bei seiner Ankunft daselbst war das Durcheinander fliehender Franzosen an dem Thore des damals noch mit Wall und Graben umgebenen Städtchens so stark, daß ein Durchkommen fast unmöglich war; allein selbst auf der wildesten Flucht erkannten die Franzosen ihren Führer und riefen: „Faites place pour notre brave général“ und machten wirklich Platz. In der Wohnung des Gouverneurs von Pöllnitz fanden sich sofort mehrere Militairärzte und der Kreischirurg Mayer von Altenkirchen ein, welche die sogleich als tödtlich erkannte Wunde des Generals untersuchten und die sorgsamste Pflege anwandten. Als am Morgen des 20. Septbr. sich die Oesterreicher auf der Höhe von Altenkirchen zeigten, zogen die Franzosen ab. Marceau konnte nicht weitertransportirt werden und wurde der Großmuth des Feindes überlassen. Nur eine französische Wache, aus vier Mann bestehend, wurde bei ihm zurückgelassen. Am Morgen des 20. Septbr. rückten die ersten Colonnen der Oesterreicher in Altenkirchen ein; auf Befehl des Erzherzogs Karl, den er noch kurz vorher von einem Attentat auf sein Leben benachrichtigt und mit Erfolg gewarnt hatte, wurde Marceau mit der größten Sorgsalt gepflegt; auch ward mit Rücksicht auf ihn ein dreitägiger Waffenstillstand abgeschlossen. Marceau starb am 21. September, Abends zwischen 5 und 6 Uhr.

Seine Leiche wurde mit allen, einem Obergeneral gebührenden Ehren durch französische Soldaten und unter österreichischer Ehrenescorte nach Andernach gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. Später wurde er auf dem Petersberge bei Coblenz beigesetzt und seitdem dort eine neue Festung erbaut ist (die Feste Franz), ruht seine Asche in dem daranstoßenden Thale. Auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. wurde hier ein neues Denkmal errichtet. Marceau's Schwester stattete ihm brieflich ihren Dank dafür ab. Der König erwiederte ihr in einem eigenhändigen Schreiben: „Dadurch, daß ich das Andenken Ihres Bruders ehre, erfülle ich nur die Pflicht der Achtung vor seinen Verdiensten.“ Das Vermögen, welches Marceau hinterließ, betrug, Waffen und Pferde mit eingerechnet, 19,000 Frcs. Der Rath der Fünfhundert warf seiner dürftigen Mutter eine Rente aus.

Marceau ist einer der wenigen Generale Frankreichs, welche in Deutschland nicht verflucht, sondern geehrt werden. Die Stadt Coblenz bewahrt ihm noch bis zur Stunde ein dankbares Andenken; und wenn wir den Erzählungen des „Rheinischen Antiquarius“ glauben wollen, so ist er bereits dort zum Gegenstand des Mythus oder der Volkssage geworden. (Rhein. Antiquarius, Mittelrhein, I. 1., pag. 317 u. ff.)

In Obigem habe ich mitgetheilt, was ich auf Grund historischer Forschung und der mit dieser übereinstimmenden Ueberlieferung an Ort und Stelle als unzweifelhaft feststehend betrachte. Damit ist aber mein Stoff noch nicht erschöpft. Was ich noch weiter erzählen werde, ist eben so interessant, als in seinem Endergebnisse unbefriedigend. Ich verdanke es meinem Freunde, dem Posthalter Heymann in Selters, einem großen Dorf am südwestlichen Abhange des Westerwaldes. Herrn Heymann führte sein Beruf häufig an der Stätte des Denkmals vorbei. Er begann, sich für dasselbe und für dessen Helden zu interessiren. Ich vermuthe sogar, daß er, obgleich seine Bescheidenheit ihm verbietet, sich dessen zu berühmen, die directe oder indirecte Veranlassung war, daß der alte Denkstein durch einen neuen ersetzt wurde. Jedenfalls bemühete er sich, durch Nachforschungen bei den ältesten Leuten der Gegend, die Art des Todes Marceau's und die ihn begleitenden Umstände genau festzustellen. Namentlich war es der (auch durch seine Reisen berühmte) hochbejahrte Prinz Max von Wied, der Großoheim des jetzt regierenden Fürsten von Wied, welcher ihn darauf aufmerksam machte, es existire ein authentisches Tagebuch jenes Friedrich Hodler aus Neuwied, welchen der Volksmund übereinstimmend als *den* Schützen bezeichnete, der die tödtende Kugel entsandt hat. Hodler war, ausweislich des Kirchenbuchs, am 22. Januar 1772 in Neuwied geboren und schon im 20. Jahre in ein holländisches Dragonerregiment eingetreten, welches ein Prinz von Wied commandirte; zuletzt war er Jäger in Diensten des Fürsten von Wied. Er war zur Zeit der Nachforschungen Heymann's schon todt. Dagegen gelang es dem Letzteren, durch dessen Angehörige in den Besitz des von ihm hinterlassenen Tagebuchs zu gelangen. Dasselbe ist ein höchst merkwürdiges Actenstück. Der alte jägerlich-militairische Lederstrumpf erzählt darin seine Abenteuer und Weltfahrten mit merkwürdiger Genauigkeit und Trockenheit. Er verzeichnet die Zahl der erlegten feindlichen Offiziere und Soldaten so gewissenhaft und so kaltblütig, als wenn es Rehböcke und Hasen wären; und daneben tritt doch von Zeit zu Zeit die ehrliche deutsche Haut so recht eclatant darin zu Tage. Das Büchlein soll, so versichern die Leute, ganz von Hodler's eigener Hand geschrieben sein. Offenbar ist es dann aber in seinem ersten Theile nur eine Zusammenstellung, welche er in ruhigeren Tagen gefertigt hat nach den Aufzeichnungen, welche er machte mitten im Sturm und Drang der Ereignisse, — also ein Memoire nach ursprünglichen Tagebuch-Notizen.

Dies vorausgeschickt, glaube ich am besten zu thun, wenn ich den Leser mitten in die Sache führe und ihm den Text des Hodler'schen Tagebuches wörtlich mittheile. Es hebt so an:

„Anno 1792 nahm ich Dienst bei Seiner Gnaden dem Prinzen Friedrich (von Wied-Runkel) in dessen Dragonerregiment, welches aus lauter Wallonen bestand. Ich war also in holländischen Diensten und rückte am 17. Mai mit dem Regiment bei Charleroi in's Gefecht. Wir kamen zusammen mit dem Regiment Blankenstein-Husaren gegen die Franzosen, wo die Franzosen das Weite suchten. Am 18. Mai griffen die Franzosen *uns* an, wo ich gefangen wurde und nach Cambrey gebracht. Von da wurde ich mit anderen Gefangenen nach Paris geschleppt, allwo ich viele Deutsche Prinzen und Herren antraf. Da war der durchlauchtige Prinz von Wied, der Prinz von Homburg, ein Prinz von Hohenlohe-Langenburg ꝛc.; dann in summa vier Grafen von Leiningen, ein Graf von Coloredo-Mansfeld, Herr Graf von Hatzfeld nebst Gemahlin, eine Prinzessin von Nassau-Saarbrücken; sowie auch Engländer und Spanier, Alle zusammen in Hotell Luxemburg. Daselbst lebte ich in großer Armuth, wurde aber unterstützt von den Deutschen Herrn. Sechs Monath durft' ich nicht aus dem Haus gehn. Hernach durft' ich frei in die Stadt gehn, aber Abends um 7 Uhr mußt' Alles wieder im Hauße sein; denn da sah der Portjeh nach, auch waren alle Tag 26 Mann Schandarmen auf der Wacht in dem Hauße.

Anno 1794 am 17. Juni Nachts um 11 Uhr bin ich endlich mit dem Herrn Grafen Coloredo und den beiden Gebrüdern und Grafen von Leiningen-Westerburg aus der Gefangenschaft entkommen. Das gelang erst nach vielen Versuchen, die ich mit diesen Herrn unternommen hatte, allwo sie mir bei brennender Kerze schwuren, mich niemals nicht zu verlassen, ich sollte nur standhaft bleiben, welches ich auch ge-

than; und so seind wir glücklich durch Frankreich durch nach Lyon, wo noch Alles in Aufstand war. Daselbsten blieben wir bis andern Tags, wo ich auf der Stroße die Pariser Zeitungen ausrufen hörte, daß nämlich die Grafen von Leiningen und der Graf Coloredo, nebst Bedienten (das war ich) dessentirt wären. Wir waren auch signalisirt. Und so kaufte ich Solches für 4 Sols und brachte es in das Hotell der 4 Hüte, wo wir wohnten, wo nun gleich Haarzopf und Schnurrbart abgemacht wurden; und diweil der Herr Erbgraf ein wenig schief gewachsen waren, so kaufte ich etwas Baumwolle nnd machte selbst den Rock in Ordnung, daß nichts mehr zu sehn war. Und so hieß es dann, wir sollten uns trennen, ich solle mit dem Herrn Erbgrafen sehen, wie ich durchkäme; der andere Graf Leiningen aber solle mit dem Grafen Coloredo versuchen, durchzukommen. Ich aber sagte, ich wär kein Judas, ich wüßt', daß 3000 Francs pro Kopf auf sie gesetzt wären, wer sie habhaft machte, aber ich bliebe treu. Da sagte der Graf Coloredo: „Nein, wo der Hodler bleibt, da bleib' ich auch." So wurde gleich von allen Vier die Reise von Lyon gemeinschaftlich angetreten mit Extrapost nach Genneff (Genf), wo wir auch glücklich ankamen. Von da wurde die Reise fortgesetzt nach Italien, wo der Graf Coloredo nach Wien reiste, und ich in Mailand Dienst genommen bei dem österreichischen Jäger-Regiment Chasseurs de Leloup auf die Dauer des Kriegs, wo ich in denen italienischen Staaten hin und wieder marschirt bin, auf- und abwärts. Wir lagen auch eine Zeit lang in Mantuo, einer sehr ungesunden Festung, von den Flüssen Minschoh (Mincio) und einer Art See umgegeben. Von da wieder weggemarschirt bis Cremono, schöner Stadt am Po. Von da wieder weiter. Durch viele Städte und Dörser durchgekommen bis Verona, Festung an der Etsch, ist etwas mit Bergen umgeben. Da haben wir viele Leute verloren beim Uebergang über die Etsch. Von da seind wir in Eilmärschen nach Innspruck marschirt, und dann nach dem Oberrhein, nach Freyburg im Breisgau. Und von da nach Rastatt und die Bergstraß' hinunter bis nach Heidelberg. Hier das erste Mal wieder in das Feuer gekommen unter Befehl des General Kilmeyer. Der Oberbefehlshaber war Herr General von Wurmbser. Wo wir die Franzosen geschlagen und Neckarou, ein Dorf, eingenommen haben und Mannheim belagert, wo ich 2 Offiziere von den Franzosen todt geschossen habe. Den 10. October von da wegmarschirt nach Kirn an der Nahe, wo alsdann Waffenstillstand geschlossen wurde.

Anno 1794 den 17. April wurde der Waffenstillstand wieder aufgehoben. Um 12 Uhr griffen uns die Franzosen mit dem Bajonett an, allwo der Herr Reichsgraf als General commandirt hat, und wir uns über Sobernheim zurückzogen nach Kirchheim-Bolanden, über Grüstadt nach Mannheim, über den Rhein. Und so seind wir alle Tage reterirt. Ueber Carlsruh nach Durlach, nach Freudenstadt, in das Kinzig-Thal, allwo wir die Franzosen im Wald attakirten. Hab 1 Tambour, 1 Offizier und 2 Gemeine todtgeschossen. Von da aus wieder reterirt, über Freudenstadt nach Wildbad, nach Calb und von da nach Metsch. Bei dieser Affär verloren wir 7 Offizier und 160 Mann Todte und Blessirte. Von da seind wir wieder zurück nach Durlach, Weiller, Ellendingen, Pforzheim und Ludwigsburg. In denen Weinbergen daselbsten 5 Franzosen todtgeschossen. Von da nach Canstadt, dann nach Eßlingen. Dos Feuer angefangen Morgens um 8 Uhr, bis Mittag. Um 12 Uhr die Brücke abgetragen, weil sie uns sonst zum Nachtheil war. Habe bis 5 Uhr Abends 13 Franzosen todtgeschossen; und meine Büchse war so schmutzig, daß die Kugel fast nicht mehr den Lauf hinunterging; und sowie ich einmal hinter dem Boum hervorging, wurde mir der Hut vom Kopf herunter geschossen. Von da seind wir wieder weg nach Scharndorf, nach Possenhosen, nach Langenou und nach Döllingen. Da haben uns die Franzosen angegriffen unter dem Befehl des General Morro (Moreau) und uns zurückgeschlagen. Von da seind wir über die Donau und dann an den Lechfluß und dann nach Kaisersheim. Den ganzen Tag im Feuer gestanden; 1 Offizier todtgeschossen; dann 1 Pferde Beute gemacht und 45 Karolin und eine goldene Uhr und 2 goldene Ring, wo ich noch den Finger mit meinem Säbel abhauen mußte, welche ich meiner Schwester zu Neuwied als Andenken verehrt habe. Von da nach Regensburg und über die große Straße nach Neumack, wo wir 200 Franzosen gefangen bekamen. Von da nach Nürn-

berg, wo uns die Königlich Preußischen gelben Husaren begleiteten bis Erlangen, wo unsere Offiziere Alles bezahlten, diweil wir auf der Seiten abgetheilt waren. (?)

Auf der Straße nach Bamberg, wo ich detaschirt ward mit Herrn Lieutenant von Bellheim die Mühle anzugreifen, wo aber der gute Lieutenant gleich todt geschossen wurde und gleichfalls noch etzliche von unsern Jägern blessirt wurden. Aus Erbitterung mußte da die Mühle angestochen (angezündet) werden. Wie sie nun brannte, wollten sich jetzt diese Racker ergeben, aber sie mußten Alle in eine andere Welt geschafft werden. Von da die Straße nach Würzburg. Von da über den Main und durch den Spessart. In dem Walde 5 Franzosen gefangen und 1 Uhr und 2 Kronenthaler Beute gemacht. Bei Aschaffenburg in denen Gärten 2 Franzosen todtgeschossen. Von da nach Frankfurt a. M., nach Königstein im Taunus und nach Limburg an der Lahn. Allda ein heftiges Feuer ausgehalten, weil die Franzosen auf dem Kopf Geschütz stehn hatten und uns mit Kartätschen begrüßten. Von da nach Freilingen, welches die Franzosen angestochen und alle Wagen quer auf die Straße gefahren und aufgestellt hatten, damit wir nicht durch sollten; wo wir aber unterhalb Freilingen durch die Wiesen gingen und durch den Wald an dem Hofköpfchen vorbei, wo die Franzosen die Kanonen stehen hatten. Wir schossen mit den Büchsen danach; es war aber zu weit. Endlich kamen die österreichischen Husaren von Vorke, welche uns Luft machten und die Straße bis nach dem Hohen-Born verfolgten, wo sie bei der Wiese 2 Kanonen aufführten und die Straße deckten. Es blieb ein Husar von Vorke todt. Ich machte 10 Carolin Beute und ein Pferd; in dem Mantelsack war ein Stück Weißzeug von 30 Ellen.

In dem Walde, wo Herr General Masso (Marceau) . . . . . ."

Wenn man mit äußerster Spannung an diesem kritischen Punkt gelangt ist, so findet man nichts als eine, offenbar von derselben Hand herrührende, aber mit anderer Tinte geschriebene Notiz, lautend: „Zum 19. Sept. 1796, viel hierzu ausgestrichen worden."

Offenbar hat das Tagebuch ursprünglich eine ausführliche Erzählung über den Tod Marceau's, sowie über Hodler's Antheil an demselben enthalten; Hodler hat aber nicht für gut befunden, dieselbe in die spätere Aufzeichnung mit hinüberzunehmen. Er hat den Baum abgehauen, aber den Stumpf oder den Stock stehen lassen (nämlich die Worte: „In dem Walde, wo General Masso") als Wahrzeichen, was ehemals dort geschrieben gestanden. Ueber das Motiv dieser Omission sind uns in Ermangelung authentischer Mittheilungen nur Vermuthungen gestattet. Er mochte wohl Zweifel darüber gehabt haben, ob sein Verfahren ganz kriegsgerecht war, oder von den Franzosen, welche wohl zu jener Zeit, da er, von seinen Kriegsfahrten nach Neuwied zurückgekehrt, als fürstlicher Jäger zu seiner stillen Erbauung seine Commentarien de bello gallico in's Reine schrieb, in Deutschland gerade, die erst 1813 gebrochene Fremdherrschaft in schlimmster Art übten, als solches betrachtet würde. Wenn man einen Buchhändler Palm standrechtlich erschoß, weil in seinem Laden eine Broschüre verkauft worden war, welche Napoleon I. nicht gefiel, warum komte man nicht auch nachträglich einen Hodler erschießen zur Sühne für seinen Kernschuß bei Höchstenbach?

Doch sei Dem, wie ihm wolle; die alten Leute in dortiger Gegend zweifelten nicht an der gemeinsamen Thäterschaft des Hodler und des Rolof und bestritten alle jene romantischen Erzählungen, welche wir in deutschen und französischen (Novellen nicht nur, sondern auch) Geschichtswerken über den Thäter und seinen Beweggrund (Eifersucht, Nebenbuhlerschaft u. s. w.) vorfinden. Es existiren dort zwei Lesarten. Beide sollen aus Hodler's eigenem Munde stammen. Sie stehen aber in directem Widerspruch mit einander.

Die eine lautet so: Als Hodler und Rolof im Gebüsch lagen, die französischen Offiziere vor sich, da glaubte Hodler in Marceau den Sergeanten zu erkennen, welcher seiner Zeit in Paris seinen Fluchtversuch aus dem Luxembourg vereitelt und seine qualvolle Gefangenschaft verlängert hatte. Hodler sagte zu Rolof: „Mit dem da auf dem Schimmel hab' ich noch von Paris her eine Nuß zu knacken; den laß' mir; halt' Du auf den daneben in der aufgekratzten Uniform (den Generaladjutanten); dann stechen wir sie gleichzeitig vom Pferde herunter."

Die andere Version lautet so: Rolof soll

zu Hodler gesagt haben: Laß' uns den vom Schimmel herunterputzen. Darauf Hodler: Nein, der ist noch zu jung, um schon in's Gras zu beißen; ich halt' auf den Andern.

Mag diese Conversation gelautet haben, wie sie will, gewiß ist, daß Beide à tempo schossen, und daß Marceau fiel. Hodler und Rolof krochen dann in eiliger Flucht durch das dichte Unterholz zurück und stießen bald auf österreichische Plänkler, mit welchen sie sich wieder vereinigten.

So viel über die mündliche Tradition. Kehren wir zu Hodler's schriftlichen Aufzeichnungen zurück.

Nach jener verhängnißvollen Lücke heißt es weiter:

„Von da nach Altenkirchen und nach Hasselbach, wo wir noch etwas Widerstand fanden. Dann nach Siegburg und von da nach Olpe in das Winter-Quartier. Hernach wieder zum Regiment nach Italien, wo wir unter dem Befehle des Generals von Melas standen, welcher das Obercommando führte; aber meine letzte Affäre war bei Marengo, den 14. Juni 1800, wo unser Regiment aufgelöst wurde. Ich ging nach Deutschland zurück. Ich habe die goldene Medaille als der älteste Oberjäger von Herrn Hauptmann von Barge seiner Compagnie. Ich diente 6 Jahre und 9 Monate bei dem hochlöblichen Regiment Chasseurs de Leloup. Ich bin zweimal nach Italien marschirt, und wieder heraus; ich habe gute und böse Tage verlebt, aber doch vergnügt."

Bis hierher ist, mit Ausnahme jener Randbemerkung an der Text-Lücke, Alles in ununterbrochener Reihenfolge mit derselben Feder und derselben Tinte geschrieben, so daß dieser Theil offenbar ein einheitliches Werk bildet, das in einem Act, aus älteren Aufzeichnungen entstanden und zusammen geschrieben ist. Dann kommen einzelne chronologische Notizen, niedergeschrieben in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, wie z. B.:

„1822 machte ich noch einmal die Reise nach Italien mit S. D. dem Prinzen Karl zu Wied, wo ich auf dem Mont Cenis einen Jäger von unserer Compagnie angetroffen." Dann

1825 nach Scheveningen in Holland, um meinen alten Herrn von der Borey zu besuchen.

1827. Desgleichen.

1828 nach Arolsen, zwei Schweishunde zu holen.

Dann folgen Einträge, welche wieder an die Kriegszeiten erinnern:

„1831, den 5. Juni, habe Seine Excellenz den Herrn Grafen von Leiningen-Westerburg, k. k. österr. Generalfeldmarschallieutenant in Mainz, besucht, welcher mit mir in Paris war. Von ihm eine Pfeife zum Andenken bekommen, eine ungarische, mit Silber beschlagen. Excellenz hat sich sehr gefreut, mich zu sehn. Ich habe gut gefrühstückt mit ihm, bin auch recht zufrieden, noch einmal die traurige Zeit, die wir erlebt haben, uns erinnern zu können, wenn's auch früher manche Thräne gekostet hat. Zurück gekehrt Monrepos den 8. Juni 1831. (Monrepos ist ein fürstlich Wied'sches Jagdschloß.)

1842, den 27. July habe ich S. E. den Grafen von Leiningen-Westerburg, Gouverneur von Mainz, besucht, wie er sein fünfzigstes Jubeljahr gefeiert hat. Schenkte mir 4 Kronenthaler und freute sich, mich noch einmal gesehn zu haben, welches auch wahrscheinlich in diesem Erdenleben das letzte Mal sein wird. Beim Weggehn sagte er: „Lebe wohl, Alter", begleitete mich bis an die Thür, dankte mir Hand in Hand und wiederholte: „Leb' nochmals wohl."

1844, den 3. Mai, besuchte ich nochmals auf Zureden unseres Herrn (des Fürsten zu Wied) S. E. den Feldmarschallieutenant, weil er wünschte, mich als seinen alten Freund noch einmal zu sehn. Er sagte: Alter, es freut mich, Dich doch noch zu sehn; so giebt es Keine mehr, wie wir waren bei der Zeit; wie Felsen; haben auch manche Stunde mit dem Säbel in der Faust zugebracht; und der Säbel soll mit mir in die Gruft gehn, wenn ich dieses Irdische verlasse. Gott sei mir gnädig, der mir alle Zeit beigestanden hat. Er sei unser Aller Helfer bis in den Tod und darüber.

Er schenkte mir 30 Gulden für meine Reise und sagte: In der andern Welt sehn wir uns wieder; leb' wohl, Alter. — —

Damit schließt Hodler. Nicht lange danach haben denn auch wirklich der Graf Leiningen und sein alter Kriegskamerad das Zeitliche gesegnet; und die Lücke in dem Tagebuch wird wohl niemals ausgefüllt werden.

Hodler ruht in Neuwied, auf dem rechten Rheinufer, auf dem Friedhofe von seinen

Strapazen aus. Schief gegenüber, auf dem linken, am Fuße der Franzensfeste schläft sein Opfer, General Marceau, den langen Schlaf.

Und länger noch als die Pyramide, die dort steht, dauert vielleicht das Denkmal, das ihm Lord Byron (in seinem Childe Harold, Canto III.) gesetzt hat mit den Worten:

Bei Coblenz hebt auf sanftgeneigtem Grunde
Sich eine Pyramide schlicht und klein.
Den grünen Hügel krönend giebt sie Kunde:
Hier senkte man den todten Helden ein.
Zwar unser Feind — doch Ehre dem Gebein
Marceau's! An seinem frühen Grabe quollen
Viel Thränen in der bärtigen Krieger Reih'n,
Ihn zu beneiden, wie ihm Leid zu zollen, —
Ihm, der für Frankreich fiel, als er es schirmen wollen.

Kurz, tapfer, glorreich, war sein Jugendlauf,
Beklagt von Freund und Feind, von zwei Armeen.
Blickst, Wanderer, Du zu dem Denkmal auf,
So wolle Ruh' dem tapfern Geist erflehen.
Der Freiheit Kämpe, hat er sich's ersehen,
Nur da, wo Kampf und Freiheit sich vereint,
Zu streiten, und niemals dahin zu gehen,
Wo durch den Kampf die Freiheit wird verneint.
Sein Herz blieb rein. Drum wird von Männern er beweint.

Die Dom-Anlage zu Pisa.

Von

Herman Riegel.

Wer je in Italien war, wird nie die denkwürdigen Städte Toscana's, nie die herrlichen Berge und beglückten Thäler dieses gesegneten Landes vergessen können! Und wer je einen Blick in die Bücher der Kunstgeschichte gethan, der weiß, daß an den Gestaden des Arno und auf den Höhen der tuscischen Berge die Wiege der Kunst stand. Dorthin wendet sich Erinnerung oder Verlangen des Kunstfreundes immer wieder hin und die Gedanken weilen wohl ganz besonders oft auf den Hügeln von St. Miniato und Fiesole, auf den Straßen und Plätzen oder in den kunsterfüllten Kirchen und Palästen der Stadt, die vor allen anderen die blühende heißt. Doch ehe Florenz seine Schwingen erhob und für Jahrhunderte jeden Nebenbuhler überflügelte, hatten andere Städte Toscana's in den Künsten schon Großes und Dauerndes geschaffen. Ja, das mächtige Pisa war es, das in Niccolò Pisano den kühnen und glücklichen Vorboten der künftigen, allgemeinen Wiedergeburt der italienischen Kunst hinstellte und das in seiner Dom-Anlage Denkmäler von unvergleichlicher Bedeutung hinterließ. Dieser Dom-Anlage im Geiste einen kurzen Besuch abzustatten, ist es, wozu ich den Leser einlade.

Schon von ferne winken die Kuppeln und Thüme der einst gewaltigen und stolzen Freistadt dem erwartungsvollen Wanderer, der sich Pisa nähert, verheißungsvoll entgegen. Schnell erledigt er seine äußern Angelegenheiten und dann eilt er an die nordwestliche Ecke der Stadt. Hier erblickt sein staunendes Auge den schiefen Thurm, den Prachtbau des Domes, die herrliche Taufkirche dicht neben einander auf weitem Plane und hinter ihnen sieht es die Außenmauern des berühmten Friedhofes. In eine architektonische Anlage tritt man ein, die in ihrer Monumentalität und Schönheit, ihrer geschichtlichen Denkwürdigkeit und kunstgeschichtlichen Bedeutung ihres Gleichen nicht hat. Andere Gebäudegruppen mögen prächtiger, größer und im Einzelnen vollkommener sein, allein würdiger und historischer ist keine. Nur die Ruinen Roms und die Tempel in Paestum muß man nicht mit hereinziehen wollen; aber für das ganze christliche Italien darf man jene Behauptung aufrecht erhalten. Die offenen Thüren des Domes ziehen unwillkürlich in den hohen Bau und eine vollkommene Freude genießt der Eintretende. Ein Wald schöner antiker Säulen umfängt ihn, doch wohlgeordnet und einem großen Gedanken dienend; eine lange Perspective leitet den Blick in die Tribuna, aus deren Wölbung ihm das kolossale Bild des Erlösers, von lichtem Goldgrunde umgeben, ein Werk Cimabue's, des Vaters der italienischen Malerei, entgegenstrahlt. Wandelt man nun in diesen weiten Räumen betrachtend umher, so erkennt man bald, daß die prächtigen Säulen des Alterthums, die hier verwendet wurden, in der bedeutendsten und maßgebendsten Weise den Eindruck bestimmen. Vier Reihen, durch Bögen verbunden, scheiden die fünf Schiffe und noch ein zweites Stockwerk ist angefüllt mit kleineren Säulen. Wie voll muß damals im 11. Jahrhundert, wo der Bau unternommen wurde, Toscana noch von Römerwerken gestanden haben, wenn man

so rauben konnte! Und wie begünstigt war man, wenn man nur die alten Bauwerke zu berauben brauchte, um das beste fertige Material zu gewinnen! Man konnte sich freilich im Gefühle technischer Schwäche noch nicht zur Wölbung des Mittelschiffes entschließen, mußte das Schema des Aufbaues im Mittelschiffe auch über die Oeffnungen der Kreuzarme wegführen, so daß der Gedanke des Querhauses und Kreuzes sehr verdunkelt wird, man wölbte über der Kreuzung eine windschiefe elliptische Kuppel ein und baute überhaupt so, daß wohl kaum eine einzige durchgehende gerade Linie am ganzen Denkmal sich findet. Aber dennoch liegt der Anlage und der Verwendung der antiken Säulen eine geistvolle und schöpferische Idee zu Grunde, so daß einheitliche Harmonie die große Wirkung der räumlichen Verhältnisse bestimmt. Dieser Bau ist ziemlich gleichzeitig mit dem Kaiser-Dom zu Speyer entstanden und es liegt eine Vergleichung beider wohl nahe; allein es kann keine Frage sein, daß nach Abzug der antiken Bestandtheile in Pisa ein Vergleich beider Werke nicht mehr möglich ist, wenigstens was das Innere betrifft. Das Aeußere ist freilich an dem italienischen Dome gegenüber der Kärglichkeit in Speyer mit großem Reichthum und in epochemachender Weise entwickelt, so daß wir in diesen beiden frühmittelalterlichen Denkmälern schon wesentliche Grundunterschiede italienischen und deutschen Wesens erkennen können. Sobald aber die Italiener das antike Baumaterial erschöpft hatten, wendeten sie an Stelle der Säulen Pfeiler an und bildeten unter unmittelbarem nordischen Einfluß sich in der Kunst des Gewölbebaues aus. Die deutsche Kunst und Cultur zeigt sich eben im Jahrhundert der Dome von Speyer und Pisa der italienischen an Echtheit und Gediegenheit durchaus überlegen, und ich vermag nicht zu begreifen, wie man bei der Vergleichung beider von nordischer Barbarei überhaupt zu reden wagen durfte.

Es war im Jahre 1063, dreiunddreißig Jahre nachdem Kaiser Konrad II. den Dom zu Speyer gegründet hatte, daß die Republik Pisa für einen über die Mauren bei Palermo errungenen Sieg und im stolzen Bewußtsein ihrer Macht diesen Dom stiftete. Unter der Leitung des Busketus wurde der Bau begonnen, und unter der des Rainaldus etwa 50 Jahre später beendigt. Das Maß seiner Längenachse, das etwa 100 Meter beträgt, giebt ein Mittel zur ungefähren Vorstellung der beträchtlichen Größe des ganzes Werkes an die Hand. Nach Plan und Aufbau bildet dasselbe einen gewissen Uebergang von der Basilikenform, wie sie die alten ebenfalls fünfschiffigen Kirchen des Petrus und Paulus zu Rom zeigten, zu den durch strengere Kreuzesform, beträchtlichere Höhentendenz und monumentale Deckenconstruction sich auszeichnenden Bausystemen des eigentlichen Mittelalters. Das hervorragend Epochemachende dieses Denkmals lag aber vorzugsweise in der reichen, entwickelten Außenarchitektur, die sich als künstlerisch organisirter Ausdruck des Innern, als des eigentlich beabsichtigten Raumes, ausspricht. Ihre bunten Marmorbekleidungen und reizvollen Säulenstellungen wurden bald zu einem mustergültigen Vorbild für viele andere Bauten in und außer Toscana, wenn auch der große Hauptgedanke nirgend eine strenge und treue Nachahmung fand.

Nicht lange nach Beendigung dieses gewaltigen Werkes und 90 Jahre nach seiner Gründung fingen die Pisaner den Bau der Taufkirche gegenüber der Vorderseite des Domes an, und nach weiteren 21 Jahren, 1174 begannen sie den des Glockenthurmes seitwärts hinter der Rückseite des Domes. Hierdurch ergänzten sie nicht nur, dem damaligen kirchlichen Bedürfniß gemäß, ihre Dom-Anlage, sondern sie gaben ihr auch einen künstlerischen Abschluß und vereinigten so eine Gebäudegruppe, die ihrer unmittelbaren Erscheinung wie ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach jene Zeiten, — als die Republik über Sardinien, Corsica und Elba gebot, als ihre Flaggen an den Gestaden von Afrika und Asien gefürchtet waren, — heute noch mit unvergänglichem Glanze schmückt. Aber der eigenthümlichste Theil der Dom-Anlage, wie sie auf uns gekommen, war noch zurück. Noch hatten die Pisaner keinen monumentalen Raum, wo sie die großen Männer ihres Vaterlandes bestatten konnten. Nach mehrfachen Verzögerungen kam endlich dann etwa 100 Jahre nach dem Beginn des Glockenthurmes das denkwürdige Campo santo zu Stande. Zwar wirkt die südliche Außenmauer desselben, von der man einen Theil in der Gesammtansicht der Dom-Anlage zwischen Dom und Taufkirche sieht, im Gesammt-

eindruck nur untergeordnet mit, allein die Hallen dieses Friedhofes gehören mit zum Ganzen und hier in ihnen tritt uns großartig und machtvoll Kunst und Geschichte entgegen. Doch bevor wir eintreten, wollen wir noch einen Blick auf die Taufkirche und den Glockenthurm thun.

Jene, ein runder, in constructiver Beziehung etwas unbeholfener Bau von ungefähr 30 Metern Durchmesser, mit gewaltiger, kegelförmig auslaufender Kuppel bedeckt, hat an ihrer Außenseite während des vierzehnten Jahrhunderts einige gothische Zuthaten erleiden müssen, die zwar den Charakter der Pisanischen Bogenarchitektur erheblich beeinträchtigen, die aber doch, durch die Jahrhunderte geweiht, einen nicht geringen malerischen Reiz ausüben. Der Erbauer dieses Denkmals ist Dioti Salvi. Mehr aber noch als durch die Architektur ist dies Baptisterium durch ein Kunstwerk, das in seinem Inneren steht, die berühmte Marmorkanzel des Niccolò Pisano, beachtenswerth. Diese Kanzel wurde im Jahre 1260 fertig, und sie kann als das Meisterwerk dieses großen Künstlers angesehen werden, wenigstens zeigt kein anderes seiner Werke einen so entschiedenen und glücklichen Rückgang auf die Antike. Ganz besonders ist in dieser Beziehung, als eines der werthvollsten kunstgeschichtlichen Denkmäler, das Relief der Anbetung der Könige hervorzuheben, das durch einfache Composition und seltenes Stilgefühl die anderen noch überragt. Der große Wurf, den Niccolò Pisano that, indem er eine Wiederbelebung der Kunst durch Anknüpfung an die Antike erstrebte, wird nicht dadurch verkleinert, daß er nicht im Stande war, auch die Natur schon gewissenhaft zu beachten, daß er noch zu kurze und gedrungene Figuren, zu große Köpfe und ähnliches Unrichtige mehr bildete. Dieser Mangel aber deutet manches Aufklärende für das schnell und ohne eigentliche Nachfolge Vorübergehende der Erscheinung Niccolò's an.

Der Glockenthurm, das eigentliche Wahrzeichen von Pisa und unter dem Namen des „schiefen Thurmes" weltbekannt, zeigt das System der Pisanischen Bogenarchitektur in seiner Vollendung; sie ist durch ein hohes als Unterbau dienendes Stockwerk und sechs niedrigere Stockwerke mit ebensoviel Strenge als Geschmack durchgeführt. Aber nicht allein für die große Menge, welche diese künstlerische Eigenschaft weniger würdigt, sondern auch für die Fachleute liegt ein hervorragendes Interesse dieses Bauwerkes in seiner Schiefheit. Man bedenke nur, welch eine räthselhafte Erscheinung ein 54½ Meter hoher Thurm ist, der beinahe 4½ Meter oder etwa 14 Fuß nach einer Seite überhängt! Es ist dies etwas ganz Anderes, unvergleichlich Großartigeres, als was wir an den dünnen schiefen Thürmen zu Bologna oder an dem windschief gedrehten Thurme zu Gelnhausen sehen. Ganz ungewöhnlich fordert die Erscheinung zu Pisa den Scharfsinn heraus, ihren Grund zu erklären, und es hat auch nicht an allerlei Vermuthungen gefehlt. Die Frage dreht sich darum, ob die Schiefheit absichtlich oder unabsichtlich verursacht wurde? Für beide Meinungen wurden stichhaltige Gründe vorgebracht, allein die Vertreter jeder einzelnen Meinung hielten nun die ihrige als die ausschließlich richtige fest. Man sah sich deshalb von unparteiischer Seite die Gründe dieser Meinungen genauer an und fand leicht, daß die Anzeichen für die Unabsichtlichkeit des schiefen Baues in dem unteren Theile des Thurmes, und daß diejenigen für die Absichtlichkeit im oberen sind; woraus man denn natürlich schloß, daß der Thurm während des Baues sich gesenkt habe und daß er dann, da die Sache nicht mehr zu ändern war, schräg weiter gebaut wurde. Die Grenze beider Bautheile liegt im dritten Stockwerke. Aus diesem Umstande erklärt sich vielleicht auch sehr einfach die Theilnahme des Meisters Wilhelm von Innsbruck an diesem Werke, das von Bonannus, dem Bildner der Erzthüre des Baptisteriums, begonnen war. Es scheint mir nämlich wahrscheinlich, daß die Pisaner, die sich schon an dem windschiefen Dom wie an der schwerfälligen Kuppel der Taufkirche als keine sehr geschickten und erfahrenen Techniker gezeigt hatten, nach der Senkung des Thurmes, die offenbar ihre Ursache in mangelhafter Fundirung hatte, sich für den Weiterbau nach einem sicheren und ganz zuverlässigen Techniker umsahen. Dies scheint, einer archivalischen Nachricht zufolge, wonach 1233 der im Bau seit Langem unterbrochene Thurm noch weit zurück war, erst nach dieser Zeit stattgefunden zu haben. Da nun die Architektur selbst keine Spur von einem Einflusse aus Deutschland, wo damals die Gothik ihrer Blüthe ganz nahe

schon war, zeigt, so gewinnt jene Vermuthung, daß Meister Wilhelm seiner technischen Erfahrungen wegen zugezogen worden sei, auch von dieser Seite eine Bestätigung.

Doch ich komme nun zu dem merkwürdigsten der Pisaner Denkmäler, dem in seiner Art einzigen Campo santo. Giovanni Pisano, der berühmte Sohn des großen Niccolò, erbaute diesen Friedhof von 1278 bis 1283 und führte ihn in Form eines Rechteckes von 129½ Meter Länge und 44½ Meter Breite nach der Art der antiken Atrien als hallenumgebenen Hof durch. Es war eine kühne und der Unsterblichkeit werthe That, daß eine einzige Stadt — und hatte diese auch die Macht der Republik Pisa — ein solches bedeutendes Bauwerk für den ausgesprochenen Zweck hinstellte, hier ihren großen Todten ewigen Nachruhm und ein lebendiges Fortleben in den späteren Geschlechtern zu sichern. In der Ausführung dieses, der Bewunderung würdigen Gedankens aber errichtete sich Pisa's stolze Großsinnigkeit gleichsam ihr eigenes Grabmal, denn das Schicksal wollte, daß fast zu derselben Zeit, nämlich am 6. August 1284, die Pisanische Flotte, auf deren Größe und Tüchtigkeit die Macht der Republik beruhte, bei La Meloria — wie Einige behaupten in Folge der verrätherischen Flucht des durch Dante allgemein bekannten Ugolino — der genuesischen List und Tapferkeit erlag. Die Niederlage war so vollständig, daß Pisa damals wie ausgestorben schien und daß durch Italien das Sprichwort lief: Chi vuol vedere Pisa vada a Genova! — Wer Pisa sehen will, der gehe nach Genua! — Nichtsdestoweniger erholte sich die Republik, wenn sie auch ihre alte Höhe nicht erreichte, und sie schmückte ihr Campo santo trotz ihres Falles mit den ausgezeichnetesten Werken der damaligen Kunst.

Durch die stillen Straßen der Stadt kommt man jetzt auf den noch stilleren Domplatz und setzt man dann seinen Fuß in diese ehrwürdigen Hallen selbst, so glaubt man für einen Augenblick von einer heiligen Todtenstille ganz umfangen zu sein. Allein bald gewinnen die hohen Bögen und die langen Hallen Leben, die Steine gewinnen Sprache und die wunderbaren Gestalten der Malerei fangen an zu reden. Sie erzählen uns von fernen dahin gesunkenen Zeiten und bringen uns diese in ihrem jahrhundertelangen Laufe so lebendig vor die Seele, daß wir ausrufen: Hier ist ein Stück Weltgeschichte! Mit leibhaftigem Auge schauen wir das Walten des Geistes.

Von den ältesten Spuren der Cultur dieser Lande bis auf die neuesten Ereignisse sind ringsum zwischen den Grabmälern, die ein halbes Jahrtausend hier aneinander gereiht, Denkzeichen der verschiedensten Art aufgerichtet. Eine hetrurische Aschenkiste steht neben einem römischen Götterbild, Mosaik und Kaiserbüste vertragen sich friedlich mit altchristlichen Symbolen und Heiligengestalten, der fabelhafte erzene Greif mit seiner kufischen Inschrift hält gute Nachbarschaft mit einem römischen Sarkophag und einem christlichen Taufbecken; prächtige Werke des Mittelalters und der Renaissance schließen sich an, und die Barbarei der Barockzeit hat sich nur allzu breit gemacht. Auch die neueste Zeit hat Schickliches und Edelstes, wie eine schöne Arbeit Thorwaldsen's, hinzugefügt. Dort ist das Standbild Niccolò Pisano's, hier der Grabstein Benezzo Gozzoli's, an jener Wand ruhen unter schönem Grabmale die Gebeine Kaiser Heinrich's VII. von Luxemburg, jenes Kaisers, der Dante's Hoffnung war und der aus der verrätherischen Hand eines Dominicanermönches zu Buonconvento in der vergifteten Hostie den frühen Tod empfing. Daneben steht die Büste Cavour's und ringsum überall rufen Namen und Werke große Ereignisse der entfernteren und näheren Vergangenheit zurück. Bis denn endlich die merkwürdigen Hafenketten von Pisa, ein Denkmal alten italienischen Städtehasses und neuer nationaler Einheit, die Folge geschichtlicher Gedanken gleichsam noch einmal in sich zusammenfassen und schließen. Denn sie erinnern uns an den Ursprung und die Macht des alten Pisa, an seine unglücklichen Kämpfe mit Genua und Florenz, und Inschriften melden, daß diese Ketten Jahrhunderte lang als Kriegstrophäen in jenen Städten mit Stolz gezeigt wurden, bis neuerlichst zum Zeichen brüderlicher Eintracht und zum Pfande nationaler Zukunft Florenz und Genua diese Denkmäler verjährten Hasses an das versöhnte Pisa schenkten. Von der Größe dieses alten Hasses aber können wir eine Ahnung gewinnen, wenn wir im Dante lesen, wie dieser jenen schon genannten Ugolino in der Hölle fand und ihn um den

Grund seiner Strafen fragte, Ugolino aber antwortete:

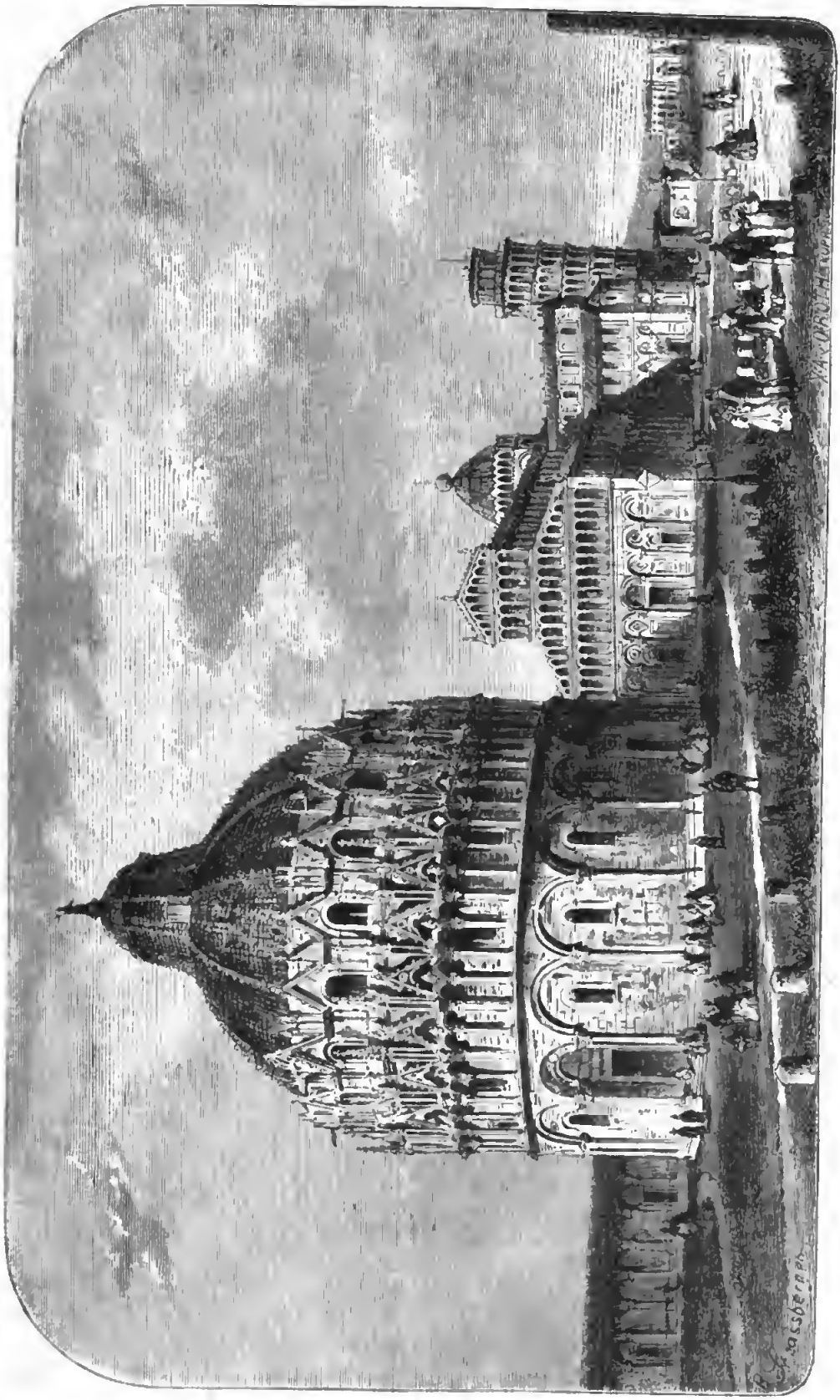
Nicht weiß ich, wer Du bist, noch welcher Weise
Du hier herabgekommen bist, doch Florentiner
Scheinst Du mir wahrlich, denn so hass' ich Dich.

Die Malereien nun aber, mit denen die Wände der Hallen ringsum geschmückt wurden, leiten jene historische Betrachtung mehr auf das Gebiet der Kunst über, während sie doch auch zugleich durch ihre Gegenstände an den Ursprung und die höchsten Schicksale des Menschengeschlechts in Vergangenheit und Zukunft erinnern. So bildet sich ein Kreis reicher und großartiger Anregungen, die, wenn auch mannigfaltig und im Einzelnen sehr verschieden, nicht zerstreuen, die vielmehr eine ernste Sammlung und friedliche Erhebung im Gemüthe ausbreiten. Diese gehobene und weihevolle Stimmung ist nicht anzutasten, und wenn ja ein einzelnes Stück wie jene wilde Barbarei der Zopfzeit, die garstige Grabmäler hoch hinein in unersetzliche Gemälde gebaut hat, uns herausfordern wollte, so schauen wir rückwärts in die Hallen, wo Jahrtausende zu uns sprechen und uns sagen: es ist ewiger Wandel unter der Sonne! So blicken wir hinaus in den stillen grünen Hof, der inmitten dieser geschichtlichen Hallen mit ihrem Wechsel feierlich und ernst als ein Stück der unwandelbaren Natur liegt. Vier alte Cypressenbäume, seit so vielen Jahren fest an die enge Stelle gewurzelt, strecken, gleichsam wie ein Hoffnungssymbol der hier Bestatteten, sehnsüchtig ihre Zweige und Nadeln hinauf in die blaue Luft, aus der ewig gleich, verheißungsvoll und leuchtend Helios herniederschaut auf diese Welt im Kleinen. —

Etwa fünfzig bis achtzig Jahre nach Beendigung des eigentlichen Baues, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, fing man die Malereien an, ohne sich jedoch zu dem Plane eines geordneten Schmuckes zu erheben. Der sogenannte Buffalmaco* malte, von der südöstlichen Ecke beginnend, die Kreuzigung, die Auferstehung, den Thomas und die Himmelfahrt. Es folgten andere Meister mit anderen Darstellungen, so daß innerhalb eines Zeitraumes von etwa 150 Jahren ausgeführt wurden: die letzten Ereignisse der Geschichte Jesu, Darstellungen der sogenannten letzten Dinge, dann Localheilige mit wundersamen Thaten, die Geschichte Hiob's, die Anfänge der Welt und des Menschengeschlechtes und die Geschichte der Juden von Noah bis Moses. Diese Zufälligkeit, so großen Mangel sie auch haben mag, bringt doch unmittelbar die absichtslose, allmälig und doch zu einem schönen Ziele hinwirkende Hand der Geschichte zur Anschauung. Und dies um so mehr, als man die fortschreitende Entwickelung der Malerei hier sehr günstig beobachten kann, von der schüchternen Art der Schule des Giotto bis zu den reichen und doch so naiven Geschichtserzählungen des Gozzoli. Orcagna aber, dessen Autorschaft übrigens neuerdings angefochten wurde, weist uns mit aller Gewalt auf den im Dante verkörperten Geist hin, der die neue Bahn brach: die religiöse Begeisterung und das künstlerische Streben nach Wahrheit und Großheit, doch noch von einer leidenschaftlichen Härte allgemeiner Weltanschauung begleitet. Diese Härte ist schon stark genug im Dante selbst, aber hier ist sie noch ungleich stärker ausgesprochen. Orcagna hat bei seinem Weltgerichte Fegefeuer und Himmel nicht gemalt; nur die Hölle in grauenvoll barbarischer Tollheit hat er uns hier vor die Augen hingezaubert. Die Unglücklichen fliehen den finstern Abgrund, sie möchten so gern zum Licht hinauf, voll Schmerz und Verzweiflung stehen sie da und wollen dem Engel nicht glauben, der sie hinab stößt. So empfand dieser Maler! Und dennoch bei solcher Reue kein Erbarmen.

Schon in der räumlichen Theilung und der Anlage der ornamentalen Umrahmung spricht sich jener angedeutete Fortschritt sehr entschieden aus. Dem Buffalmaco war z. B. die Balkendecke, mit welcher die Hallen geschlossen sind, noch hinderlich und er legte die Vertikalstreifen, welche seine Bilder scheiden, unmittelbar neben die Balken; auch Orcagna behält dies bei, doch umrahmen beide die Gemälde bereits. Die folgenden Meister fassen die Vertikalstreifen schon als Lisenen auf, die ästhetisch die Balken stützen, und Benezzo Gozzoli bildet auf seiner langen Wand diesen Gedanken, wie auch die Arabeske und das Ornament mit großem künstlerischen Geschmack aus; der späteren Arbeiten nicht zu gedenken.

* Es kann hier nicht der Ort sein, die mannigfachen kritischen Controversen über die Namen der Maler des Campo santo, die sich bis heute fortsetzen, zu berühren.



Baptiſterium, Dom und ſchiefer Thurm zu Piſa.

In rein malerischer Hinsicht ferner haben z. B. die Lorenzetti noch keine richtigen Begriffe von Perspective; die Anordnung der einzelnen Scenen ihres Bildes ist kindisch unbeholfen. Andrea da Firenze, dessen Name jetzt an Stelle des Simone Memmi getreten ist, ist in diesem Punkte schon viel weiter; auch der dramatische Ausdruck und besonders die Farben zeigen erhebliche Fortschritte. Sie sind kräftig und nicht ohne Harmonie, während Orcagna noch hart und unvermittelt seine Farben hinstellt. Eine ganz neue Richtung offenbart aber Gozzoli, der auch im Colorit bei lichter Färbung eine schöne wohlthuende Harmonie erreicht. Sein stilles Gemüth hat unendliche Liebe und großen Fleiß auf reizende, anmuthige Landschaften verwendet, und auch ähnlich die prachtvolle Architektur behandelt, dazu ist er Meister der Perspective, weiß Gruppen zu schöner Ordnung aufzubauen, und die einzelnen Scenen seiner Geschichte artig, doch ungemein naiv, gleichsam zu einem Abschnitt oder Hauptstück in einen Rahmen zusammenzubringen. Er ist ein wahrhafter Erzähler, kein Historiker oder Tragöde. Mit Liebenswürdigkeit setzt er die alten Erzväter nach Florenz und ins Arnothal und da lustwandeln wir mit ihnen, zu sehen, was die würdigen Männer da thun. Und welch' eine Fülle von Seelenstimmungen, welchen Reichthum von Individualitäten zeigt er uns! Zwar hat er die Gestalten und Köpfe vieler seiner Mitbürger hier unmittelbar hergemalt, allein sie passen ganz in diesen Kreis und weisen nur deutlichst darauf hin, wie jene Künstler Natur und Wirklichkeit unmittelbar und stets beachteten, ja geradezu benutzten, und doch immer geistig eigenthümlich und edel waren. Selbst die Köpfe seiner Gestalten sind als Typen jener Zeit von großem culturgeschichtlichen Werthe.

So bildet das Campo santo an sich ein Denkmal und ein Museum für die Kunst- und Culturgeschichte Italiens, wie etwas Aehnliches sonst nirgend vorhanden ist, und mit den übrigen drei Denkmälern der Domanlage schließt es sich zu einem Ganzen zusammen, das durch die Macht und Schönheit seiner unmittelbaren Erscheinung, wie durch den Geist, der ihm Ursprung gab und der aus ihm spricht, auf jeden empfänglichen Menschen einen unauslöschlichen Eindruck macht. Und Alles trägt dazu bei, diesen Eindruck zu steigern. Denn hinter dem Gesammtbilde dieser Anlage erheben sich die schwarzen mächtigen Berge, die den Lauf des Arno umkränzen und die sich hier als ein Hintergrund der prachtvollsten Art darstellen. Die helle Sonne am tiefblauen Himmel ergießt die Fülle ihres Lichtes über dieses Bild oder sie umspielt, in die Abenddämmerung hinabsinkend, die weißen Marmormassen und die zierlichen Säulenstellungen mit rosigem Dufte. Einen seltenen Zauber auch breitet der milde Schein des Mondes aus, wenn er die Einzelheiten der Architektur in weiche Nacht zurücktreten und nur die Massen in ihren großartigen Linien und Verhältnissen wirken läßt. So bieten Tag und Nacht in ihrem Wandel diese Denkmäler mit immer neuem und neuem Reize dar, und hat sich das Auge an der Kunst gesättigt, so darf es von der Höhe des Glockenthurmes herab auf die glücklichen Gefilde und die gesegneten Höhen des Arnothales schauen und sich im Anblick des von Abend herüberwinkenden ewigen Meeres erquicken. Menschenwerk und Natur fordern so in anmuthigem Wechsel mächtig zum Bleiben auf und deshalb wird der Entschluß, sich von einer so hervorragenden Stätte des Schönen und Großen, der Kunst und Geschichte zu trennen, allemal ein schwerer, um so schwerer, je redlicher wir uns gestehen, daß wir viele Dinge zurücklassen, die wir genauer und liebevoller betrachten, über die wir uns eingehender hätten belehren sollen. Allein wem wäre es vergönnt zu bleiben, bis er Werke von diesem Reichthume und dieser Tiefe erschöpft hätte! Wir raffen auf, was wir in dem schnellen Laufe des Lebens erhaschen können, und erfreuen uns an der Hoffnung, daß unser Weg uns noch einmal an Oerter zurückbringe, deren bloße Erinnerung und Vorstellung schon so wohlthuend und beglückend ins tägliche Dasein noch nach Jahren einwirkt. Und so scheidet gewiß jeder vertraute Freund des Schönen von der Dom-Anlage zu Pisa in der sicheren Meinung, diese liebgewonnene Stätte dereinst wiederzusehen.

München und das Bier.

Eine heitere Culturstudie

von

August Silberstein.

Schaum! Schaum! lasset mich vorerst ausrufen, ihr deutschen Brüder, indem ich des schönen Traumes gedenke, welcher noch vor wenigen Jahren mit Duft und Schimmer meine Seele beschlich, wenn das „Bairische Bier“ nicht nur vor mein leibliches, sondern auch geistiges Auge kam.

Hier — so dachte ich nämlich — ist ein einiges, theilbares und doch untheilbares Medium, welches alle Deutschen sämmtlicher Staaten, Klimate, Postulate und Prädicate verbindet! Hier ist der einheitliche deutsche Strom, den sie haben und doch nicht haben sollen, in dem sich alle Dome spiegeln und welcher bis zu den Grenzen der äußersten Möglichkeit von allen Jünglingen und Mädchen, selbst den noch nicht geborenen Greisen, beschützt werden wird! Hier ist eine deutsche Errungenschaft, ja ein deutsches Culturmittel, welches selbst die Brüder jenseits des großen Wassers, in einer neuen Welt, mit dem alten Vaterlande in Uebereinstimmung hält und alle Raçen für sie gewinnt. Hier ist nicht nur der alte märchenhafte Gral, sondern sogar sein Inhalt gefunden, und die romantische Sage löst sich in die reale Wahrheit auf: so viele Deutsche, so viele Ritter des wunderwirkenden Trunkes!

Schaum! wie gesagt, Schaum! Denn noch knapp vor Zerfall des deutschen Bundes und gerade durch Mitwirkung der fremden Nationen, nämlich im Pariser Weltausstellungspalaste, ward der Ruhm des „Oesterreichischen Lager“ verbreitet und Dreher ward ein Dreher in der bisherigen einheitlichen Richtung; das Wiener Lagerbier hat die Lager getheilt; es giebt ein Hüben und Drüben, Meinungen, Ströme, nämlich Bieres, welche das Vaterland trennen; — der eine Deutsche wendet sich mit seiner Sehnsucht und Liebe hierhin, der andere dorthin; — laßt mich also des alten schönen Traumes schluckend, wollte sagen schluchzend, gedenken!

„Schwechat,“ heißt der Ort in Oesterreich, wo zuerst der Trank der Zwietracht gebraut wurde und Alle, die ihn kosten, von verführerischen Bedenken erfaßt werden. Schwechat . . . ich kann mich nicht entschlagen, des Wortes „schwächen“ und der „Schwäche“ dabei zu gedenken! Sanft und leise, mit kleinen Tonnen kam der Dreher allmälig heran, und er schwächte die gesegnete deutsche Bier-Einheit, die in dem einstimmigen Ruhme und Bannerthume des „Bairischen“ lag. Riesenhaft wuchsen die Lagertonnen empor, und jetzt erzeugt Dreher in Schwechat monatlich an hunderttausend Eimer, kurz, Wien saumt dem Wie-

ner Stadtkreis, ohne die entfernteren Lagerstätten, zwischen drei bis vier Millionen Eimer jährlich.

Schon daß das „Bairische" bälder nach der Vollendung getrunken werden muß, während gerade das Oesterreichische Monate länger auf dem Lager sein will, ist ein unheilbarer Gegensatz, bereitet vorläufig eine unausfüllbare Trennungskluft zwischen der deutschen Bier-Einheit!

Die Wiener und die Oesterreicher jedoch sind so wenig Einer Gesinnung wie Eines Stammes. Sie halten auch noch zum Theil am Weine und wollen sogar ein „Böhmisches," oder auch „Steirisches," oder sonstiges Autonomes. — Aber ein einheitlicher Zug des Vertrauens, der Zuversicht und der Liebe zum Biere, zum „Bairischen" geht durch alle Baiern. Und wenn ganz Baiern ein Gambrinusaltar ist, so ist München die lodernde Flamme darauf. Wenn ganz Baiern ein schöner Biergarten, so ist München der besteckte Platz der täglichen Gäste, der reservirteste aller reservirten Extratische! — Natabene, mit ausgesuchten Maßkrügeln!

So wenig vormals ein ehrsamer Brauer wagen konnte, zu behaupten, er verstehe sein Geschäft wohl und ganz, wenn er nicht in Baiern und München gewesen; so wenig wage es ein schlichter biertrinkender Mensch, selbst noch heute, zu behaupten, er wisse wie man Bier trinkt und habe überhaupt Bier recht und gerecht trinken gesehen, wenn er nicht in Baiern und namentlich der Hauptstätte München gewesen.

München trinkt nicht nur eigenthümlich, München hat sogar eine Biersprache, ein eigenes ausgebildetes Lexicon in dieser Richtung, einen Wortschatz, eine Fülle von Bezeichnungen, einen so feinsinnigen und wohl unterscheidenden Bildervorrath, daß er ohne Gleichen für alle mannigfaltigen Zustände und Umstände des Bieres, welche man nirgends kennt und herausgefunden hat, wie hier. — Sie sind zum Theil geeignet, Staunen und Ueberraschung zu erregen.

Schon „Bock" und „Salvator," selbst noch „Märzen," fordern zu philologischen und historischen Studien auf, welche wir aber hier, da sie bereits mehrfach behandelt wurden und zu weit führen, mit einem Hinweise auf Bekanntheit und Münchener Gelehrte erledigen wollen. Auch daß die Münchener Stadtväter vor Alterszeiten die Güte des Bieres erprobten, indem sie es auf eine Bank schütteten und sich mit ihren Leder-Unaussprechlichen darauf setzten, wollen wir nur beiläufig, als eine historische Merkwürdigkeit erwähnen. Die ehrgesessenen Bürger gaben nur dann ihre Stimme für den Ausschank, wenn sie auf dem Sitze kleben blieben. — Vielleicht seitdem, sind die Münchener wie angeklebt, wenn sie auf der Bierbank sitzen.

„Neues Bier" ist in allen Städten Europa's und wohl auch Amerika's eine einfache Thatsache, hie und da auch eine bemerkenswerthe, in München jedoch ist es ein wichtiges Vorkommniß, eine öffentliche Angelegenheit und zugleich solche der Familie, sie betrifft jedes Haus, jede Stube, wie die Stadt im Großen und Ganzen.

Das ist die große Thatkraft und Spannungsfähigkeit der Münchener, daß sie nicht ermüden und nicht erlahmen, daß sie Tag für Tag, wie die Sterngucker am Himmel, lauern und wenn das berechnete oder unvorhergesehene „Neue" eintritt, es beobachten, prüfen, registriren und in allen seinen Wesentlichkeiten erschöpfen. — Mit zäher Ausdauer wird Tag für Tag, auch Nacht für Nacht so fortgelebt, und das hundertste Bier wird mit derselben Regsamkeit und Gemüthsfrische aufgegriffen und erledigt, wie das erste!

Nirgends wie hier frägt man sich angelegentlich: „Hat der Dings-Bräu schon angezapft?" — „Ist der Hüben-Bräu schon ausgetrunken?" — „Wie schmeckt's beim Drüben-Bräu?" — Das ist förmlich auch Medicinal- und sanitäre Angelegenheit, wir wollen nicht sagen socialpolitische; aber jedenfalls betrifft sie das öffentliche Wohl und wird darnach behandelt.

Wenn Bekannte einander begegnen, so setzen sie zumeist voraus: man kömmt entweder vom Biere, oder man geht zum Biere. Sie fragen sich sofort, ob man „auch heute" beim A-Bräu war, oder noch „dahin geht," oder etwa zum B-Bräu, oder C-Bräu? und wie die alphabetischen Lokale sämmtlich heißen.

Ein großes Zeichen, ja ein unumstößlicher Beweis der Freundschaft ist es, wenn Jemand dem Andern mittheilt, oder wie der lokale Ausdruck sehr bezeichnend lautet, „verrathet," wo gutes Bier ist. Wenn es ein kleines Lokal und geringe Vorräthe

gilt, kann selbst die Brüderlichkeit aufhören! Da wirkt eine Art Verschworenheit zusammen, man schweigt wie eine Vehme und betrachtet sich als angehörend einem Geheimbund der siebenmal siebenfach Versiegelten!

Nach den ersten Fragen, ebenso beim flüchtigen Begegnen auf der Straße, wie bei ruhigeren Discussionen an irgend welchem Orte, gelangen jene sachlichen und fachlichen, eigenthümlichen Ausdrücke und Urtheile zum Vorschein. Hier hört man: „es trinkt sich glatt" — „das Bier ist staubig im Glanz" — „es ist wolkig" — „es zieht nach" — „es trinkt sich rauh" — „es liegt auf" — „es ist nicht recht süffig" — „es wirft stark auf, hat aber keinen Körper" — „der Faum ist stockig" — „es fallt ab" — „es klebt an" — „es hat eine Grund-Schneid" — und derlei mehr zu den gewöhnlichen Ausdrücken, an denen das gesammte deutsche Vaterland nicht arm ist.

Allüberall in der Welt ist Bier eine Erfrischung, ein Mittel zum Zeitvertreib, in München ist es der Lebenssaft, die Muttermilch des Daseins, die Wunderquelle, die Alles ist und Alles enthält!

Den Juden ließ der liebe Herrgott täglich in der Wüste frisches Manna fallen. Hätte dies jedoch täglich, vierzig Jahre hindurch, wie Manna geschmeckt, so wäre es trotz seiner Frische fade gewesen. Hier aber trat, der frommen Tradition nach, die allweise Vorsehung helfend ein und das Manna schmeckte Jedem täglich nach Belieben. War Einer ein Freund von Kalbsbraten, so schmeckte es ihm gleich Kälbernem, aß er gern Schweinsbri . . . nein! halt! . . . aß er gern Gänsebraten, so glich das Manna dem gespießten Vogel; war Einer an die mageren Cotelettes seiner Frau gewöhnt, so vermochte er sich einzubilden, das Manna sei genau so. Kurz, ein Jeder fand sein Belieben und seinen Geschmack, das Tausendfältige in dem Einen.

Das Bier ist in München ebenso; es überträgt die fromme Sage von dem vor alten Zeiten regnenden Manna in die reale Gegenwart des überzeugungsvoll rinnenden Bierzapfens.

Der Münchener trinkt nämlich aus den wechselvollsten Ursachen, Absichten, Geschmäcken, Nothwendigkeiten und Verhältnissen; aber er trinkt, auf seinem Zuge durch die Lebenswüste und die unabsehbaren Münchener Flächen, in jedem Falle.

Vorerst trinkt er, seiner Urbestimmung nach, aus Durst, dem allgemein menschlichen und übereinstimmenden Bedürfnisse. Dann und nebenbei trinkt er bei einzelnen Gelegenheiten, und diese sind eben sämmtliche Gelegenheiten, welche im Dasein vorkommen!

Ist der Münchener gesund, so trinkt er aus Antrieb der Kraft; ist er krank, so trinkt er, weil Bier hilft.

Ist der Münchener durstig, so trinkt er weil Bier löscht; ist er nicht durstig, so trinkt er, weil in und mit ihm etwas los sein muß und er daher den alten Durst herbeizuschaffen hat.

Ist er hungrig, so trinkt er, weil Bier sättigt; ist er satt, so trinkt er Bier, weil es die Verdauung fördert.

Vor dem Essen kommt man zum Biere, bei dem Essen hat man vom Biere, und nach dem Essen geht man zum Biere.

Ist dem Münchener warm, so trinkt er Bier, weil es kühlt; ist ihm kalt, so trinkt er Bier, weil es erwärmt.

Ist er aufgeregt, so trinkt er Bier, weil es beschwichtigt; ist er abgespannt, so trinkt er, weil es anregt.

Hat er zu viel Bier getrunken, so trinkt er wieder Bier, weil es das beste Mittel für den Magen ist; hat er zu wenig Bier getrunken, so trinkt er es rasch abermals, weil dies natürlich das zutreffende beste Mittel ist.

In einem Trauerfalle und ist der Münchener melancholisch, so trinkt er Bier, weil es heitere Gedanken anregt; ist er in einer überaus lustigen Stimmung, so trinkt er es, weil es ihn wieder zu sich bringt.

Vor einem Weingelage trinkt der Münchener Bier, weil man Bier nach Wein doch nicht trinken kann; nach einem Weingelage trinkt er Bier, weil zufolge seiner Versicherung nichts besser sein kann.

Hat er Leibschmerzen, so zieht es zusammen; ist der Leib hartnäckig zusammengezogen, so löst es ihn.

Ist der Münchener rabulistisch, so trinkt er, um Ruhe und Frieden zu gewinnen; ist er ruhig und friedlich, so trinkt er sich Courage und Schwung.

Ob schön, ob Regen, ob Sommer oder Winter — der Witterung wegen und sei

sie welche immer, aber durch sie ursächlich angeregt, wird getrunken.

Dem alten Münchener giebt Bier junge Kraft; der jungen Kraft das Gesetzte des Alters.

Den Greisen ist es gut und den Männern, aber auch den Weibern und den Mädchen, den Jünglingen und den Jüngferchen, aber auch den Schulknaben und den Schulmädchen, den Entwöhnten am Gängelbande wie den Säuglingen ohne Unterschied des Geschlechts.

Ist der Münchener schlaflos, so trinkt er Bier zu guter Ruhe; ist er schläfrig, so erhält er sich wach mit Bier.

Kurz, Bier ist wie das Manna, das sich in Alles verwandelte und nach Allem schmeckte, je nach Belieben und Eigenart; es ist das Universalmittel der Götter und Menschheit; und die Schöpfung hat nur den einzigen Fehler, daß sie es nicht entweder vom Himmel spendet, etwa, wie einst das Manna kam, oder, daß sie es nicht in Naturquellen rinnen macht. Wasser rinnt nur als Mittel der Abschreckung vor Naturverirrungen!

Durch obige Auseinandersetzung ist es also klar, der Münchener trinkt in jedem Falle. — Des Morgens trinken Viele beiderlei Geschlechts „ihr Krügl“ — des Vormittags, um auszuhalten, „ihr Krügl“ — des Mittags vor dem Essen „ihr Krügl“ — beim Essen „ihr Krügl“ — des Nachmittags „ihr Krügl“ — zu Hause „ihr Krügl“ — und zu Abend natürlich „ihr Krügl.“

Dies „Krügl“ ist nur ein euphemistischer Begriff, so wie man vom Feinde spricht, wenn er mit Armeen von Hunderttausenden heranrückt, oder ein einzelner Recrut ist. — Dies „Krügl“ ist ein Sammelname und kein Maß mißt das Unermessene.

Dieser Ausdruck „ihr Krügl“ (ins Persönliche deutlich übersetzt „mein Krügl“), dieses „mein Krügl“ ist allein, an und für sich, richtig zu fassen und bezeichnend. — Schon der Ton mit dem es gesprochen wird, ist ein autochthoner, ein eigener, unnachahmlicher und nirgend seines Gleichen habender.

Der Münchener spricht von „seinem Krügl“ wie von seinem natürlichen Rechte und Menschenrechte. Dasselbe ist etwas Positives, Bedeutungsvolles und absolut Vorhandenes im Staate wie in der Schöpfung. Er fordert es von der menschlichen Gesellschaft heraus. Es ist „sein Krügl“ — „mein Krügl!“

„Mein Krügl Bier“ ist ein Ausdruck, welcher im Munde keines einzigen Münchener an keinem einzigen Tage fehlt. Er spricht es mit einer Art von Selbstbewußtsein und Festigkeit des Besitzrechtes, ja mit Virtuosität aus. Er wird mit den Ansprüchen auf „sein Bier“ und „sein Krügl“ geboren. Er hat seinen zukömmlichen socialen Theil am Biere. Nichts kann es ihm entreißen, selbst nicht der Verlust der Nationalcocarde. Ihm bleiben die Menschen- und Naturrechte. — Bier ist hier kein Getränk mehr, es ist ein Element!

Deshalb hat der Staat auch für das Bier und Bierrecht zu sorgen, wie etwa für das Wasserrecht. Was Mühlenwasserbezug oder Fischereigestattung im letzteren, ist Bierbezug, Brau, Schank, Maß und Preis bei ersterem. Deshalb auch wird in keinem Staate das Bier so vorsorglich und elementenmäßig behandelt, wie in Baiern. Der Staat sieht nicht nur auf das gehörige Maß und wird in der strengen Beaufsichtigung der Striche an den Krügen und Gläsern von sämmtlichen Staatsbürgern als wirksame allgemeine Polizei unterstützt, wie bei keiner erdenklichen andern Amtshandlung; sondern der Staat untersucht auch den Gehalt des Bieres, er stellt diesen fest und begrenzt den Preis, die Taxe bis zu einem Viertelkreuzer! Ein halber Kreuzer macht bedenkliche Bedenken und ein ganzer Kreuzer verursachte bereits Revolten!

Die Kreisämter und Landvogteien oder Landesgerichte publiciren die Edicte in den verschiedenen Jahreszeiten, sie haben das Bier unter Obhut, wie Feuer, Luft, Wasser und Erde — das fünfte Element ist Bier!

Der allgemeine Antheil an diesem wird sofort klar, wenn man nur einen Tag in München zubringt.

Die öffentlich sichtbaren Trinker bedürfen weiter keiner bestätigenden Erörterung; aber daß jedes Individuum, Groß und Klein, im traulichst engsten Kreise „sein Krügl“ und sein Theil ebenfalls hat, dies wird klar an den Schänken und Schanktischen, welche zur bessern Befriedigung des öffentlichen allgemeinen Wohles sogar auf Straßen und Markt hinausgerückt sind, das heißt, sich unter Eingangsthoren

allgemein sichtbar befinden und nur gegen das Wetter Obdach und Schutz suchen.

Zu den fünf früher erwähnten Abschnitten der Tageszeit, den Bier-Elementar- und Medicinalstunden, sieht man Hausmägde, Lehrjungen, Livreebedienten, Kanzleidiener, alte und junge Dienstweiber, Dienstmänner, Knaben und Mädchen, mit einzelnen Krügen, oder einem erstaunlichen weitumfangreichen Kreise von Krügeln, der in dem engeren der Henkel mit nationaler Virtuosität von wenigen Fingern zusammengehalten wird, zu den Schanktischen eilen, unter den Hausthoren Posto fassen, auf der Straße zu der drängenden Menge sich drängen. Hier wird geharrt, geschoben, geschrien, über die Köpfe gegriffen, Arm gesteckt, gezankt, gehaßt und geliebt, wie bei einer jener Zusammenscharungen, die anderswo nur selten sind. Zur Mittags- und „Jausen"-Zeit wird dies wesentlich auffallend, und sogar die ungeduldigen, nach den ausgesendeten Boten spähenden Gesichter, kann man an und hinter den Fenstern lauschend bemerken.

Bier ist das gleichmachende Element. Der Geld- oder Geburtsaristokrat kann Xeres, Madeira, Champagner, Johannisberger Wein trinken, während der gewöhnliche Mensch den Krätzer schlucken muß; aber Bier giebt's nur eines, der Hofbräu ist für Alle, für die Höchsten und Niedrigsten gleich, er hat nur eine Allen gemeinsame und zugängliche Sorte. Wenn diese ausgetrunken ist, schafft kein Keller der Welt einen vornehm bewahrten und längst gesparten Tropfen. Die Engländer, welche stolz sagen, ihre Keller seien die besten Weinberge der Welt, haben in der Londoner Bank und Ostindia-Compagnie nicht Gold genug, um ein altes Faß Bier zu beschaffen. Die „zwölf Apostel" von Bremen, selbst die „Rose," die bemooften Flaschen, sind dem Bier gegenüber eine Nonexistenz. Die Kellermeister höchsten Titels und Erbmundschenke stehen beschämt und als Existenz vernichtet vor einer ähnlichen Thatsache und Forderung.

Deshalb kennt und schätzt der Münchener den Münchener nicht etwa nach Rang, Titel, Stellung und sonstigen Merkmalen, sondern wesentlicher nach dem Biere, nach dem Orte, wo er es trinkt. Fragt man nach eines Mannes Wohnung, so tritt der thatsächliche Inhalt jener Auskunft des höflichen Sachsen hervor, welcher antwortete: „Hören Sie, sehen Sie, das kann ich Sie genau sagen, das weeß ich nich!" Also die Wohnung weiß ein Gefragter in den seltensten Fällen anzugeben; aber wo der fragliche Münchener „sein Bier" trinkt, das wird der gefragte Münchener wissen und sofort als Auskunft und Ersatz bieten.

„Der trinkt sein Bier bei den „Franziskanern," oder bei dem „Spaten-Bräu," oder „Orlando," oder „Pschorr" (und wie sie Alle heißen); um so und so viel Uhr finden Sie ihn sicher dort!" Das ist eine verläßliche Weisung. — Wirth und Kellner oder Kellnerin, werden sogar eine Art Familienergänzung nnd öffentliche Wohlfahrtspolizei; sie wissen und ermessen genau, ob Einer gesund, verreist, gestorben ist, wohl oder elend sich befindet. Täglich und mit merkwürdigem Scharfblick sehen Sie sofort „wieder Einen, der nicht da ist!"

Das tägliche, im regelmäßigen Gange eines Münchener Lebens unvermeidliche und unausbleibliche Erscheinen bringt auch wirklich eine merkwürdige Familiarität zwischen den wirthenden Leuten und den Gästen zu Stande. — An die Kellnerinnen denken wir gar nicht! — Bevor einer dem Freunde fehlt, geht er bereits dem Wirthe ab.

In derselben Weise wie von „seinem Krügl" spricht der Münchener auch von „seinem Bräu," oder Wirth. Er fühlt sich ihm von der Schöpfung zugetheilt, durch Naturbande verknüpft, durch Wahlverwandtschaft angelobt, und die Treue ist kein leerer Wahn, wenn man die Stetigkeit der Beziehungen zwischen Gästen und Wirthen in München betrachtet.

Deshalb ist es, wie bereits erwähnt, ein großer Freundschaftsbeweis, wenn man Jemandem gutes Bier verrathet, namentlich wenn es zu Ende geht und nur noch in kleinen Portionen vorhanden ist. Es ist eine Kasteiung seiner selbst und der ganzen mitverlobten und verbündeten Sippe.

Einzelne haben Zeit ihres Lebens weder Lokal, noch selbst den einmal erkiesenen Stammsitz verändert. Mit Stolz sehen sie auf diese ehrenvolle Laufbahn, oder Platzversessenheit zurück, nehmen das angestammte Fleckchen ein, das urewige „Krügl," und wir wollten es keinem Sterblichen rathen, eines von beiden auch nur ein Weilchen in Anspruch zu nehmen!

Die Krügl, ihre Formen, Malereien, Sprüche, Standes-, Jahres- und Ehrenauszeichnungen, würden Anlaß zu einer großen Reihe von Betrachtungen bieten. Aber einerseits würden sie hier zu weit führen, andererseits können und müssen sie eigentlich je ein Capitel der Physiognomik, Charakteristik und der Kunstindustrie liefern. Welche Welt der Unterschiede zwischen dem „Stein"-Maß und jenem Glase, worauf ein Porzellandeckel mit einem „sakrischen Dirnl!" — So viel ist sicher, die Form des Gefäßes kann einen Gast vertreiben oder auf urewige Zeiten unwandelbar fesseln.

Schon durch die Oertlichkeit, wo Einer „sein Bier" trinkt, kann er in den Augen seiner Münchener Mitmenschen hohen Werth gewinnen. Wenn Einer zu einem Titel gelangt ist und er sitzt nach wie vor zur bestimmten Stunde in Hemdärmeln beim „Hof-Bräu," so ist er ein Charakter, vor welchem kein Respect zu viel ist, und dieser wird ihm gezollt! — Ob Einer hierhin oder dorthin geht, zeigt von seinem Geschmack, seinem Mitwirken beim öffentlichen Wohle, von seinem Geringschätzen oder Achten des wirklich Guten!

Das Bier bleibt jedoch wesentlich die Hauptsache, das Lokal ist bezüglich Nebensache. Das Elementare des Bieres zeigt sich auch hierin, denn ebensowenig Jemand beim Betrachten des Rheines oder des Meeres daran denkt, ob die Ufer aus Kreidefelsen, oder Kalkstein, oder Kies und Lehm gebildet sind, ebensowenig sieht der Münchener auf die Bier-Ufer, das heißt die Lokalität; und die bedeutendsten Persönlichkeiten verschmähen die kümmerlichsten Oertlichkeiten nicht.

Der „Hof-Bräu" ist berühmt, der Schmutz, die Versumpfung, die Luftverdorbenheit, der Mangel jeglicher Bedienung, der Urzustand der Pumpe mitten im Lokale, des steinernen Spültroges, des Krugmangels, wird von keinem Lokale der Welt erreicht. Dies ist ein Unicum! Daß hier ein Königspaar heiter Bier trank, ehrt dasselbe, wie das Lokal, fürwahr sehr hoch!

Der prächtige Nil und sein Schlamm, der hoffnungsgrüne Rhein und seine niederländischen Sandufer, hier haben sie ihr Gleichniß in den Biergärten und bei den Biertischen der Münchener. Nicht nur nackt und kahl, mit hölzernem Gelächter jeder Gattung von Tischtuch Hohn sprechend, stehen sie neben ihren stammverwandten und gleichartigen Bänken da, sie sind oft nicht einmal gehobelt! Ein Tischtuch würden viele Münchener Wirthe in Beziehung zu ihren Tischen betrachten, wie ein nackter Indianer einen ihm gereichten Frack, oder ein Chemisette mit Vatermördern. Er verachtet und verschmäht derlei! Eine große Anzahl Münchener Wirthe existirt wesentlich nur für das Bier. Sämmtliches Andere ist Nebensache, Luxus, den sich Jeder nach Belieben suchen und schaffen möge, wenn er vermag. Daher gehört selbst das Abwischen und Trocknen eines Tisches vielorts bereits zu den puren Gefälligkeitssachen. Der Münchener entwickelt eine Menschenfreundlichkeit im Aufräumen der Reste seines Menschenbruders, die rührend und erstaunlich ist; und solche Milde auf alle sociale Verhältnisse angewendet, müßte bald einen Musterstaat, wenn nicht sogar das ewige Reich baldigst erstehen machen.

Rettigschalen, Salz, Brodreste, Pfefferhäufchen, Cigarrenstümpchen, Tabackasche, Häringsköpfe, -Seelen und -Schwänze, Wursthäute, Eierschalen, Brodkrumen und Käserinden bilden ein holdes Gemisch auf Tisch und Bänken. Der Vorgänger überläßt sie großmüthig den Nachkommenden, und die Nachkommenden räumen ohne die geringste Erregtheit, ohne ein Fünkchen Groll, in voller Würdigung der menschlichen Bedürfnisse, mildthätig auf, um für die eigenen Thaten und Werke Platz zu haben.

In diesem Gebiete spielt eine bevorzugte Hauptrolle der Rettig. Dieses Wort, dieser Gattungsname, ist so leicht ausgesprochen. Aber er wiegt schwer in seiner Bedeutung! Rettige kennt man in allen Zonen. Jedoch sämmtliche Zonen erzeugen keine Pflanze, welche sich mit der Münchener zu messen vermöchte. Diese repräsentirt eine eigene Gattung, eine seit Jahrhunderten gepflegte und in Kraft und Würze, in Saft und Tüchtigkeit vervollkommnete Culturpflanze. Radischen, die man überall kennt, und der Münchener Bierrettig verhalten sich zu einander, wie etwa ein Embryo zu dem berühmten Riesen Murphy, und sie sind nicht nur durch Größe, sondern auch durch innerlichen Gehalt und Geschmack so von einander verschieden, wie etwa eine

grüne Erbse von einem Kürbis. Namentlich die Größe und der Umfang versetzen den Fremden in Erstaunen und Bangen. Sie werden hier bewältigt.

Würde es uns nun darum zu thun sein, in das Sachliche und Geschmackliche des Hauptstoffes, wie der Nebendinge einzugehen, so müßten wir auch dem Rettige und seiner wohlweislichen Behandlung gebührenden Raum bieten, und sowohl der „Querschnitt" als der „Kegelschnitt," das „Fachwerk" und die gemessenen Abtheilungen, die Handgriffe des Salzens, die Zeit des Ruhens, des Schwitzens und der beizenden Erwartung, müßten uns beschäftigen. Es mag jedoch die Anerkennung genügen, daß nirgends wie in München die Lehre vom Rettige und dessen Behandlung gepflegt, ja letztere eine heimische Kunst ist, in welcher kein Cülturstamm der Erde es zuvor, ja nicht einmal gleich zu thun vermag.

Eine eigene Menschenspecies, nirgends als hier gekannt, sind deshalb auch die Rettig-Weiber, und Vogt wird angelegentlich ersucht, sich mit ihrem Ursprunge und ihren Eigenthümlichkeiten eingehend zu beschäftigen.

Sie zeichnen sich einmüthig darin aus, daß sie Salzgefäße von Beruf und Bestimmung verachten. Sie haben ohne Unterschied der Zeit und Oertlichkeit eine ordinäre Wein- oder Schnapsflasche im Korbe, oder unter dem Umhängetuche geborgen, und daraus schütten sie jedem Käufer zu den Rettigen eine ordentliche Prise auf den nackten Tisch. Es ist ebensowenig ein Hinderniß, daß er naß ist, wie daß er nicht gehobelt ward. In dieses urthümliche Salzwerk tunkt oder „titscht" der Biertrinker seinen Rettig, sein Brod und seine sonstigen gastronomischen Dinge ein, er nützt es aus. Es schmeckt und somit ist das höchste Ziel erreicht.

Nirgends ist man so stillgenügsam in einer Art wie hier, und wahrhaft rührend wird es sein, wenn ich verrathe, wie selbst die Münchener Poeten und classischen Geister, die schönen lyrisch-philosophisch-dramaturgisch-historisch-ästhetisch-gelahrten Männer hier ihr Bier nehmen. Ja nehmen! denn von empfangen ist wenig dabei die Rede.

Darin zeigt sich auch das Alle-Umschlingende des volksthümlich gleichmachenden Bieres. Da kommen sie heran, die Feinsten, Geseiltesten, Schönsten und Besten, in den Biergarten. Sorglich wie jeder Ungelehrte und Unberufene spähen sie nach dem nackten Tische, nach einem Stuhle, nach dem Bankplätzchen, nach des Vorgängers Resten und erhaschen einen „Stein," ein Glas, einen schmutzigen Stein, ein unsauberes Glas. Nun gehen sie damit an den Brunnen, pumpen mit großer Virtuosität höchst eigenhändig, spülen gewandtest und schleppern und schwäppern das Gefäß fein und rein aus. Dann drängen sie sich damit an das Schankfenster, an den Schanktisch und strecken begehrlich über die Häupter der Andern, ohne Unterschied des Ranges, des Standes, des Alters, des Geschlechts, ob Rettigweib oder Köchin, Lehrjunge oder Extramagd, ihr Krügl vor — die entsprechenden Kreuzer dazu. Glücklich erhaschend eilen sie endlich wieder an den vorbesetzten oder nachzusuchenden Platz. Hier müssen sie oft erst mit Spazierstock, Schnupftuch und Stiefelabsatz geschickt abstreifende Proceduren ausführen, und ist dies glücklich gelungen, so lassen sie sich in die diplomatisch-ästhetischen Verhandlungen mit dem Rettigweib ein, trinken und essen, essen und trinken, und setzen die Welt durch Feinheit des Ausdruckes, des Stiles, der Form, durch Classicität und Reinheit des Maßes in Erstaunen!

Ebensowenig wie der Nachbar Handwerksmann werden sie es verschmähen, den kleinsten leeren Raum im Krügl, oder unter dem Striche zu tadeln. „Sein Krügl" und „mein Krügl," „sein Bier," „mein Bier" muß gleich sein, gleich gut gemessen, gleich gezapft und gleich bezahlt!

Der Reichste wie der Aermste wird es nicht verschmähen, auf seinem vollen Rechte zu bestehen, und nirgends sieht man die allgemeine Mithülfe, den Nutzen des allgemeinen Polizeisystems, der Ueberwachung der Gesetze durch Jedermann, so wie hier, beim Bier. Wehe, wenn ein Bräu oder Wirth Jemanden, wer er auch sei, an seinem Natur- und Bürger-Bier-Rechte verkürzen will! Der Letzte und der Erste ziehen den Gesetzesverächter, den Sünder und Missethäter, sogleich und gleichartig zur Verantwortung, bestehen auf dem Ihren, auf dem Elementaren, Natur- und Staatsgesetz-Nothwendigen! Schlecht kann zuweilen das Bier sein, aber nie zu wenig! Auf

seine Frage, wie ist's denn jetzt beim Dingsbräu, erhielt einer meiner Freunde zur Antwort: „Na, wissen Sie, jetzt haben wir uns bald dnrch das Schlechte getrunken, aber dann kommt das Gute!" Solche wackere Thatkraft, Nächstenliebe für „seinen Bräu," oder einen verunglückten Bräu überhaupt, ist herzbewegend!

Aber nur nie zu wenig — eher zu viel!

Nirgends finden auch, wie hier, die Folgen des Biertrinkens ihre edle, fast fromme und rührende Nachsicht. Da Biertrinken nun einmal zu den Naturnothwendigkeiten, Menschen- und Staatsrechten gehört, da man, wie bereits nachgewiesen, in allen Fällen Bier trinken muß, gleich wie man einst Manna essen mußte; so wird selten Jemandem Maß und Uebermaß verargt. Ich erlebte eine rührende Scene beim „Franziskaner," welche der Nachwelt als ein classischer Beweis und Zug aufbewahrt zu werden verdient.

Ein Mann hatte so oftmals „sein Krügl" getrunken, daß er zuversichtlich morgen wieder oftmals „sein Krügl" zu trinken hatte, um sich zu ernüchtern und zu klarem erholenden Bewußtsein zu gelangen. Er wankte auf seinem Stuhle und hatte sogar die Spuren verkehrter Ergüsse rings um sich, auf dem Boden um seinen Eckplatz. Er war fremd. Ein anderer Fremder, welcher eintrat, mußte, da kein anderer Raum war, an demselben Tische neben ihm Platz nehmen. Der Erste schwätzte allerlei Halbverständliches oder ganz Unverständliches und redete auch den zuletzt Angekommenen an. Dieser begann zu räsonniren, machte dem Ersteren Vorwürfe, fing zu schimpfen an, redete ihm ein, er solle sich doch schämen! In dieser haranguirenden, mißbilligenden und total verurtheilenden Ansprache wurde er immer lauter und allgemein verständlicher. Der Angeredete wackelte und lachte harmlos fort. Da begann in der ganzen großen weiten Stube ein Flüstern, ringsum hörte ich die Frage auftauchen: Kennen Sie den Einen? den Andern? — Nein! war überall die Antwort. Keiner kannte den Einen noch den Andern, sie waren beide gleich fremd. Das Gemurmel erhob sich jedoch allmälig mehr, es schwoll düster, mißmuthig an — endlich vernahm ich einzelne schwächere Rufe „'raus mit ihm! 'raus!" — Die Volkstribunen erhoben sich unter stärkeren Rufen, „'raus!" — schon meinte ich den Wackelnden vor die Thüre gesetzt zu sehen — da standen die Ingrimmigen vor dem Moralisirenden still, faßten ihn, und unter den strafendsten Verweisen war er nach wenigen Secunden, trotz alles Sträubens und Ueberraschtseins draußen! — Das Volksgericht war rasch, unparteiisch und kräftig vollzogen, Keinem zu Trutz, Jedem zu Schutz, nicht zu Lieb und nicht zu Leid! Was hat er sich dreinzumengen! was geht's ihn an! Der Mann hat seinen Rausch, das ist des Mannes Sache! Er hat Niemandem was gethan! Wer hat sich in fremde Räusche zu mengen!?

Der Rausch ist also unantastbar, der Betrunkene ist so ehrwürdig wie jener Betroffene bei den alten Griechen, in dessen Haus der Blitz eingeschlagen. Man steht ja allgemein unter dem Himmel; damals gab's noch keine Blitzableiter, wie heute noch keine Ueberdurstableiter; das Trinken ist allgemein berechtigte und rechtliche Sache; das Angetrunkensein ist eine unvorhergesehene Schicksalstücke und Widerwärtigkeit, kann jedem Sterblichen bevorstehen; und nur die übergroße Moralität und Ordnungsräsonnirerei ist störend und ein allgemein belästigendes Uebel!

Der Hinausgeworfene war überwunden, die Zustimmung allgemein, der Beifall für die Vollstrecker sogar groß. Der Wirth und die Kellnerin brachten später, milde und nachsichtsvoll, den Ueberseligen, Unbewußten hinaus, indem sie ihm sanft unter die Arme griffen und ihn stützend hielten. Was weiter mit ihm geschah — die Götter wissen es!

Das Schauspiel für sie war vorüber — vox populi, vox Dei!

In alle Schichten des Volkes und in das Volksbewußtsein ist die Erkenntniß des Bieres gedrungen. Es war, wenigstens vor der Lagertheilung und Trennung eine Begeisterung und ein propagandistischer Muth für das Bairische vorhanden, welcher zu siegreichen national-umfassenden und Weltthaten bestimmend sein konnte. Jetzt giebt es sogar in Baiern „Lager"-Sehnsüchtige. Die Einmüthigkeit ist dahin. Wenn man sonst nach oder aus Baiern reiste, so waren die Leute, auf die man stationenweise traf, die Apostel und redseligen Verkünder des Bieres. Namentlich zeichneten sich darin die Post- und wesentlich die Eisenbahnconducteure durch Wärme

der Empfindung und Lebhaftigkeit der Betonung aus. Von Station zu Station kamen sie, gewissermaßen geheimnißvoll und doch freundlich-mittheilsam, an die Wagenfenster: „Das erste Bairische!“ — „Das zweite Bairische!“ — „Meine Herren, es giebt nur noch zweimal echt Bairisches!“ — „Meine Herren, nur noch einmal!“ — Mit Gemüthsbewegtheit und leisem Schauer, mit der Weihe des Schmerzes, der Warnung und prophezeienden Weisheit sprachen sie dies. Die Reisenden eilten und tranken!

Nicht ohne Seufzer denke ich an diese schöne, immer mehr zur Vergangenheit werdende Zeit zurück. Die Weihe und Wahrheit der Ueberzeugnng nehmen ab, die Kraft des Bewußtseins erlahmt, der Tadel und die Zweifelsucht stehen als entsetzliches Paar an den Grenzen und Pforten der bairisch-nationalen Bierwirthschaft. Man hört wenig oder gar nicht mehr die Einladungen, das hohe Rühmen, die preislichen Worte.

Auch in München macht mit kühlem Glanze und prahlendem Schaume das „Lager“ Propaganda und ziehet seine Schätzer an.

„Ach! Sie reisen nach München! Da werden Sie gutes Bier trinken! — Sie kommen von München? Da haben Sie gutes Bier getrunken!“ — Diesen Worten entging man ehemals nicht, als Reisender jener Richtung. Jetzt sind sie zweifelhaft und durch die verschiedenheimathlichen deutschen Erzeugungsstätten angezweifelt worden.

Die wirkliche und wahrhaftige Schönheit neuer Münchener Lokale läßt sogar befürchten, daß die Schale des Kernes Tüchtigkeit mehr und mehr ersetzen soll. — Wir bangen, aber verzagen nicht! Das Volk ist Gesetzeswächter; und möge es im kräftigen Aufsichtsdrange so tüchtig bleiben, wie bisher!

Möge Jeder „sein Krügl,“ „sein Bier“ und „seinen Bräu“ wahren. Wenn der Trinker selbst sich hilft, hilft er auch der Menschheit! — Mag Liebig immerhin behaupten, Bier nährt nicht — den Wirthen und Brauern gegenüber ist dies rein erheiternd!

Eines muß man jedoch anerkennen. Das Münchener Wasser und Grundwasser ist im Grunde so schlecht und nichtswürdig, daß es nur im Biere getrunken werden kann. Versotten und gewürzt!

Dies ist eine große Entschuldigung für Vieles, und wir sagen sie hinterher und zuletzt, theils um allen Parteien gerecht zu werden, theils deshalb, weil wir sonst das Vorhergehende nicht hätten sagen und zuerst aussprechen können!

Gott segne die Rebenhügel Deutschlands; und daß die daran vorbeifließenden Ströme, Bäche, Flüsse, Gewässer zu den Biertonnen rinnen, ist auch ein preisliches und dankwürdiges Schöpfungswerk. Prost bei jedem Labsaltrunke aus Baiern und allen andern Theilen des schönen deutschen Vaterlandes — Prost!

Literarisches.

Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Von Julian Schmidt. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

In diesem Buche bietet Julian Schmidt eine Reihe geistreicher Essays, unter denen sich auch einige finden, die zuerst in den Monatsheften veröffentlicht wurden. „Wenn man,“ so sagt er im Vorworte, „literarische Erscheinungen der Gegenwart, zu denen man immer ein subjectives Verhältniß hat, in historischen Fluß bringen will, findet leicht eine Verschiebung des Gesichtspunktes statt: der Essay zeigt das subjective Verhalten offen an und bekennt, daß die Acten noch nicht geschlossen sind.“ Die ersten Aufsätze beziehen sich auf allgemeine Fragen der gegenwärtigen Literatur. „Die neue Generation,“ zuerst wie sie ist und dann wie sie es geworden; der Zustand der philosophischen und staatlichen Entwicklung, Schopenhauer's Einfluß, dessen Lehre damit endet, das Leben an sich, nicht dieses oder jenes Leben, sei seinem innersten Begriffe nach ein Widerspruch, folglich ein Unglück und ein Unsinn. Die Unsicherheit, wohin die Bewegung führt, ist überall vorhanden. Turgenjew bezeichnet die progressistischen Bestrebungen Rußlands als „Rauch,“ Charles Kingsley hat für das chaotische Ringen des jungen Englands einen zweckmäßigeren Ausdruck gefunden: Yeast (Hefe, Gährung). So erscheint auch das, was im geistigen Leben Deutschlands vorgeht. Noch sieht Alles verworren genug aus, aber es ist eine Verwirrung, die den Keim schöner Früchte in sich trägt. Der Aufsatz, welcher den Einfluß des preußischen Staates auf die deutsche Literatur beleuchtet, geht mehr auf ein bestimmtes Ziel. Der Standpunkt der Litera-

Digitized by Google

turgeschichte, aufzuzählen, was eine Nation an Oden und Liedern, Epopöen und Trauerspielen, Idyllen und Satiren hervorgebracht, ist ein überwundener: die Literaturgeschichte ist ein integrirender Theil der allgemeinen Geschichte, die durch die beiden anderen Gebiete der politischen und Culturgeschichte im engern Sinne ergänzt wird und mit ihnen in beständiger Wechselwirkung steht. Auf diese allgemeineren Theile folgen einzelne Essays über die romantische Schule in mehreren Erscheinungen, darunter auch ein kurzer Aufsatz über die kürzlich von Hermann Grimm erschlossene Beziehung Goethe's zu Suleika (Frau von Willemer), über welches Verhältniß die „Monatshefte" nächstens ausführliche Zusammenstellungen von Heinrich Düntzer bringen werden. Dann folgen Abhandlungen über Walter Scott, Saint Beuve, Bulwer, Eliot, Paul Heyse, Turgenjew und Erkmann, Chatrian, die alle als Muster geistvoller und brillant geschriebener Essays gelten können. Von den bereits früher in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen haben viele eine Umarbeitung erfahren; namentlich ist dies mit Walter Scott und Turgenjew in durchgreifender Weise der Fall.

Leben Schleiermacher's. Von Wilhelm Dilthey. 1. Band. Berlin, Georg Reimer.

Die meisten der Biographien Schleiermacher's, die um das Jahr 1868 zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages erschienen, hatten nur den Zweck, entweder dem Gefühle der gerechtfertigten Pietät einen warmen Ausdruck zu geben, oder die Wucht seines Ansehens für irgend eine bestimmte kirchliche Richtung zu vindiciren. Das vorliegende Buch stellt sich eine höhere, eine künstlerische Aufgabe; es will das Leben Schleiermacher's theils in seiner Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Sittlichkeit, theils in Bezug auf den großen Umschwung im wissenschaftlichen Denken jener Zeit darstellen. Der Verfasser hat sich durch vieljährige angestrengte Studien auf diese Aufgabe vorbereitet, das Material in einer seltenen Fülle zusammengebracht und kritisch durcharbeitet, und ist bei diesen Studien noch wesentlich dadurch unterstützt worden, daß in seiner Art zu denken und empfinden, eine ungewöhnliche Verwandtschaft mit dem Helden seiner Biographie liegt. Das Buch ist nicht für die Masse der Leser berechnet, die den verwickelten Untersuchungen über die Stellung Kant's zu Jacobi, zu Schleiermacher, über das Verhältniß der deutschen Poesie zu der gleichzeitigen Speculation nur mit Anstrengung folgen werden, und es wäre in der That möglich gewesen, ihnen einigermaßen zu Hülfe zu kommen. Aber für denjenigen Leser, der es ernsthaft mit dem Studium der Literatur meint, wird das Buch, so oft man ihm auch in seinen einzelnen Behauptungen widersprechen muß, ein wahres Schatzkästlein der reichsten und vielseitigsten Anregungen bleiben.

Historische Bilder aus der alten Welt. Von Arthur Stahl. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schon aus der Wahl des Titels kann man darauf schließen, daß Arthur Stahl eine Frau ist, bei welcher die Phantasie leicht ein wenig über das logische Denken triumphirt. Hätte sie das sehr unbedeutende kleine Stück: „Der König von Rom," zurückgelassen, so würde allenfalls die Angabe „Aus der alten Welt" gelten können, aber wie die Bezeichnung „historisch" auf die Mythen von Galathea und Kandaules (Gyges) oder auf die märchenhaft umnebelten Gestalten des Antinous und der Kleopatra, wie sie hier geschildert sind, passen soll, ist schwer zu begreifen. Arthur Stahl hat eben beliebige Stoffe aus der Mythe und Geschichte herausgegriffen, und dieselben in eine poetisch wirksame Form gebracht. Dies Letztere ist ihr denn auch in besonderem Grade gelungen, namentlich im „Cäsarion," der eine farbenprächtige Studie antiken Lebens in seiner Ueppigkeit, Leidenschaft und Menschenverachtung ist. Daß die Verfasserin des Buches: „Im Lande der Pharaonen" manchen effectvollen Zug localer Eigenthümlichkeit anzubringen gewußt hat, gereicht sehr zum Vortheil. Die letzte der Erzählungen: „König Kandaul," ist nach Theophile Gautier bearbeitet. Um einen Begriff von der Ueberschwenglichkeit zu geben, welche darin herrscht, genügt die folgende Stelle: „Die Schneeflocke, der matte Glanz des Marmors von Paros, der sammetartige Kelch der Lotosblume würden eine schwache Vorstellung geben von der idealen Substanz, aus welcher Nyassa gebildet war." Und nun erst die Schilderungen der Gewänder, welche diese ideale Substanz umschließen. Da heißt es unter Anderem: „Sie war so mit Edelsteinen bedeckt, daß sie die Augen blendete. Die Ohren, an zwei Stellen durchstochen, waren überladen mit Ohrringen in Form von Halbmonden, Sternen und Schellen; Halsbänder aus durchbrochenen Gold- und Silberkugeln umgaben in dreifacher Reihe ihren Hals und hingen auf die Brust mit einem kleinen metallischen Getäute nieder, Schlangen von Smaragden mit Rubinaugen ringelten sich um ihre Arme, sich in den Schwanz beißend. An diese Armbänder schlossen sich Ketten von Edelsteinen, deren Gewicht so beträchtlich war, daß zu jeder Seite der Nyassa eine Sklavin kniete, um ihr die Ellbogen zu halten." Es wäre sublim, wenn es nicht ridieül wäre.

Neueſtes aus der Ferne.

Round Island.

Sir Henry Barkly, Statthalter von Mauritius, hat neulich Round Island beſucht und dabei intereſſante Entdeckungen gemacht. Die Inſel iſt unbewohnt und hat nur wenige Acker an Umfang. Sie beſteht aus einem vulcaniſchen Kegel, der neunhundert Fuß über das Meer emporragt, und iſt mit einem dichten tropiſchen Pflanzenwuchſe bedeckt. Den Naturforſchern war ſie bisher als einer der wenigen Brutplätze des rothſchwänzigen Tropenvogels bekannt, den die Creolen Paille en Queue nennen (Phaëton Phoenicurus). Sir Henry Barkly fand bei ſeinem Beſuche merkwürdige Pflanzen und Thiere. Unter den erſteren befindet ſich die Garguelettepalme, unter den letzteren mehrere ſeltene Muſcheln, Spinnen, ein Skorpion mit ſchwarzen und gelben Bändern, zwei Eidechſen von ſiebzehn Zoll Länge und insbeſondere ſechs verſchiedene Schlangenarten, von denen keine giftig zu ſein ſcheint. Die größte hat eine Länge von mehr als vier Fuß. Das Vorkommen dieſer Schlangen iſt ein Räthſel, denn einheimiſch können ſie auf der winzig kleinen Inſel kaum ſein. Obgleich eine andere und noch kleinere Inſel in der Nähe, die vierhundert Fuß hoch iſt, Ile des Serpents heißt, hat man auf dieſer noch nie eine Schlange wahrgenommen, und den verhältnißmäßig großen Inſeln Réunion und Mauritius fehlen dieſe Reptilien gänzlich. Der einzige Fall, daß auf Mauritius eine Schlange gefunden wurde, ereignete ſich im Februar 1813. Damals tödtete man in einer Schlucht der Grande Rivière, unweit der Reduit-Cascade, eine große Boa Conſtrictor, die wahrſcheinlich von dem Wrack eines oſtindiſchen Schiffes ſtammte, welches neun Jahre früher an der Mündung des Fluſſes geſtrandet war. Ein auf Mauritius lebendes Mitglied der engliſchen zoologiſchen Geſellſchaft verſpricht eine nähere Unterſuchung der Schlangen von Round Island und wird namentlich unterſuchen, auf welchem Continente dieſelben Schlangenarten vorkommen.

Der Weinbau Dalmatiens.

Der Friede an den Boche di Cattaro iſt wieder hergeſtellt, die zur Verſtärkung herangezogenen Truppen kehren in ihre früheren Standquartiere zurück, die Civilbehörden functioniren wieder in alter Weiſe. Nun tritt an Oeſterreich die Aufgabe heran, die Vernachläſſigung des Kronlandes gut zu machen. In früheren Mittheilungen haben wir darauf hingewieſen, was ſich durch eine Längseiſenbahn, durch eine Fahrſtraße nach Bosnien und durch eine energiſchere Ausbeutung der Mineralſchätze des Bodens thun ließe. Der Weinbau bedarf eines intelligenteren Betriebs, um zu einer Quelle höheren Wohlſtandes erhoben zu werden. Er behauptet ſchon jetzt den erſten Platz in der Oekonomie des Landes. In Dalmatien iſt ein verhältnißmäßig größerer Raum mit Reben bepflanzt, als in Ungarn, Niederöſterreich und ſelbſt Frankreich. In Ungarn gehören 1,98 Procent des Bodens der Rebe, in Nieder-

österreich 2,37, in Frankreich 4,36 und in Dalmatien 5,13. Allerdings ist nur etwa die Hälfte der Weinberge der Rebe ausschließlich vorbehalten. In der anderen Hälfte theilt der Weinstock den Boden mit Olivenbäumen, Obstbäumen und selbst mit Getreide. In der Mitte des Landes wird der meiste Wein gewonnen, im Nordwesten und Südosten der wenigste. Die beste Cultur, die dem ganzen Lande zum Muster dienen sollte, herrscht in den Bezirken Trau und Spalato und auf der Insel Brazza. Diese Weingegenden liefern fast allen Wein für die Ausfuhr. Venedig erhält von ihnen lichte und starke wie schwarze gewöhnlichere Weine. Von Dessertweinen giebt Trau den Marzenim, Brazza den lunel-artigen Bugava, Almissa einen berühmten Rosenmuskat. Von den Quarnero-Inseln sind Arbe und Pago die weinreichsten. Die letztere Insel besitzt in dem Vino dolce, der aus gewöhnlichen Trauben durch Unterdrückung der Gährung erzeugt wird, eine eigenthümliche Sorte. Auf den südlichen Inseln und Küstenstrichen hat die Traubenkrankheit großen Schaden gethan. Durch sie ist der sonst so beliebte Vino di Spinizzia von der Insel Lesina zu einer Seltenheit geworden.

Dr. Neumayr.

Den blos materiellen Bestrebungen, die bei der Entstehung und ersten Entwicklung neuer Niederlassungen in der Natur der Sache liegen, ist in Australien rasch eine höhere und edlere Thätigkeit gefolgt. Selbst die Entdeckungen von Goldfeldern, die alle Aufmerksamkeit auf lange hinaus fesseln zu müssen schienen, haben der geistigen Cultur durch die Vermehrung der Geldmittel Vorschub geleistet. Ein wesentliches Verdienst, wissenschaftliche Tendenzen in der Bevölkerung geweckt zu haben, gebührt den Deutschen und unter ihnen besonders Dr. Neumayr. Durch Reisen in den Jahren 1852 und 1853 mit Australien bekannt geworden, unterbreitete er, nach Deutschland zurückgekehrt, dem Könige Max von Baiern einen Plan, in Melbourne ein Observatorium zu gründen. Der freigebige König trug die Kosten der Anschaffung einer vollständigen Sammlung der vorzüglichsten Instrumente. Für das Observatorium selbst schossen die Deutschen der Colonie Victoria eine beträchtliche Summe zusammen und die Colonialregierung legte so viel zu, daß Neumayr sein Institut nach einem erweiterten Maßstabe erbauen und einrichten konnte. Er wurde durch Geldbewilligung in den Stand gesetzt, jährlich zweitausend Pfund auf seine Arbeiten verwenden zu können. Sein Plan umfaßte alle wichtigeren Fragen der Meteorologie und des Erdmagnetismus. Mit seinem Observatorium brachte er zwölf auswärtige Stationen in Verbindung und bereiste den Südosten Australiens in einer Ausdehnung von zehn Graden der Länge und fünf der Breite. Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte er dabei über zweitausend geographische Meilen zurückzulegen. Nicht nur magnetische Beobachtungen machte er auf diesen Reisen, sondern bestimmte auch die Meereshöhe von etwa tausend Punkten. Der Schifffahrt leistete er Dienste, indem er, Maury's Beispiel folgend, aus dreihundert Tagebüchern von Schiffern die Linien ermittelte, denen der Seefahrer in den verschiedenen Jahreszeiten folgen muß, um die kürzeste Fahrt zu haben. Augenblicklich weilt Dr. Neumayr in Deutschland.

Ein Tunnel in Central-Afrika.

Im Januarhefte theilten wir die Nachrichten mit, die Livingstone über ausgedehnte unterirdische Räume in Rua gegeben hat. Nach diesen Angaben sind die dort lebenden schwarzen Stämme wahre Troglodyten und können in ihren unterirdischen Wohnungen von „dreißig Meilen Länge" eine förmliche Belagerung aushalten. Ihre Felsenwohnungen werden von ihnen als ein Werk der Gottheit bezeichnet. Wo Rua liegt, hat Livingstone nicht genau angegeben. Er sagt nur, daß es der nördlichste von ihm erreichte Punkt sei. In einer Mittheilung, welche Grant dem Athenäum macht, spricht dieser Reisegefährte Speke's die Vermuthung aus, daß Rua und Uruwa identisch sein werden. Uruwa liegt hundert (englische) Meilen westlich vom Tanganyika-See und ist von Händlern aus Zanzibar häufig besucht worden. Ein Eingeborener, Manua, der die meisten Gegenden Centralafrika's bereist hat, war unter Grant's Dienern und erzählte Folgendes: „Im Süden des Tanganyika-Sees strömt ein Fluß Kaoma, der in den See fällt. Die dortigen Neger besitzen keine Boote, und selbst, wenn sie welche hätten, könnten sie nicht über den Fluß fahren, da

ſeine Ufer zu ſteil ſind, um irgend wo eine Landung zu geſtatten. Man geht auf einem unterirdiſchen Wege unter dem Fluſſe weg. Ich ſelbſt bin auf dem Wege von Lobemba nach Maruogu mit meiner ganzen Geſellſchaft durch dieſen Tunnel hin- und hergereiſt. Wir hatten von Sonnenaufgang bis Mittag zu gehen. Die Höhe des unterirdiſchen Weges war eine ſo beträchtliche, daß wir, auf unſeren Kamelen ſitzend, die Decke mit den Händen nicht zu erreichen vermochten. Lange Binſen, ſo dick wie ein Wanderſtab, wuchſen darin und der Boden war mit weißen Kieſeln beſtreut. Die Breite war ſo bedeutend — vierhundert Ellen — daß wir erträglich gut ſahen. Die Felſen ſahen aus, als ob ſie durch künſtliche Mittel geglättet wären. Waſſer von dem Fluſſe oben ſickert nicht durch und man verſchafft es ſich, indem man Brunnen gräbt. Die Leute von Waabweh ſuchen in dieſem Tunnel Schutz, wenn ihre Nachbarn, die kriegeriſchen Watuta, ſie angreifen. Sie leben hier mit ihren Familien und ihren Hausthieren.“ Dieſe Erzählung ſtimmt faſt in jeder Beziehung mit dem, was Livingſtone gehört hat. Nur die Angaben über die Länge weichen ab. Livingſtone's Gewährsmann ſprach von dreißig Meilen und die Zeit, die Manua bei der Reiſe durch den Tunnel gebraucht haben will, läßt auf nicht mehr als die Hälfte jener Länge ſchließen. „Ich hege nicht den leiſeſten Zweifel,“ ſchließt Grant ſeine Mittheilung, „daß ein ſolcher Tunnel exiſtirt und kein Werk von Menſchenhand iſt.“ Durch ein Naturereigniß, meint er, könnten die Schieferlagen ſo in Unordnung gebracht worden ſein, daß ſie einen natürlichen Tunnel gebildet hätten. Auf Schiefer oder Baſalt läßt die ſchwarze Farbe ſchließen, welche den Felſen des Tunnels zugeſchrieben wird.

Geologie in Oſtindien.

Von den Memoirs of the Geological Survey of India iſt ein neuer Band, der ſechste, erſchienen. Er berichtet über die geologiſchen Unterſuchungen, die W. T. Blandford in den Taptee- und Nerbuddathälern angeſtellt hat. Das erforſchte Gebiet erſtreckt ſich mit einer durchſchnittlichen Breite von hundertfünfzig (engliſchen) Meilen dreihundertſechzig Meilen weit von Oſten gegen Weſten. Bewäſſert wird es von den Flüſſen Taptee und Nerbudda, die in den Golf von Omabay fallen. Der ganze Regenfall der Hochebenen von Malwa und Deccan wird in die Bai von Bengalen abgeführt, aber mitten im Herzen dieſer Tafelländer haben Taptee und Nerbudda Thäler eingeſchnitten, die in entgegengeſetzter weſtlicher Richtung laufen. Beide Flüſſe bewäſſern, durch die Satpuraberge von einander getrennt, ausgedehnte Hochebenen, deren Meereshöhe im Durchſchnitt tauſend Fuß beträgt. Was die geologiſche Bildung betrifft, ſo bilden Steinarten ohne jede Spur eines früheren thieriſchen oder Pflanzenlebens die unterſte Schicht. Auf dieſer ruhen meiſtens Sandſteine mit wenigen Verſteinerungen, die nach und nach in Korallenkalk übergehen. Weiter nach oben folgen Trappſteine und Laven, die auf einem beträchtlichen Raume vollſtändig horizontal vorkommen. An einigen Stellen treten Baſalte mit deutlich erkennbarer Säulenbildung auf. Aus zerſetztem Baſalt ſcheint der Regun oder der ſchwarze Boden zu beſtehen, der die Oberfläche der beiden Thäler bildet. Er iſt übrigens ſtark mit Thon gemiſcht und hält das Waſſer lange Zeit zurück, ſo daß er der in ſandigem Boden nöthigen Bewäſſerung nicht bedarf. Der volkswirthſchaftliche Nutzen der Geſteine des Gebiets iſt ein unerheblicher. Kohlen fehlen gänzlich, Eiſen tritt hin und wieder in bauwürdiger Menge auf, wird aber wegen Seltenheit von Brennſtoffen nicht mehr verhüttet. Den Hauptnutzen gewähren die vortrefflichen Bauſteine. Agate und Jaspiſſe werden im Trapp häufig gefunden und in der Nähe von Suttunpur bearbeitet.

Dr. Nachtigal.

Von ihrem großen afrikaniſchen Beſitz iſt der Pforte im Grunde blos noch Tripolis geblieben. Marokko iſt unabhängig, Aegypten geht, dem Namen nach Baſallenſtaat, ſeine eigenen Wege, auf Tunis drückt der franzöſiſche Einfluß. Trotzdem wird Tripolis in Conſtantinopel nicht wichtig genug gehalten, um ein energiſches Einſchreiten hervorzurufen, wenn Mißſtände entſtehen. Solche waren unter dem bisherigen Paſcha Aali Riza reichlich vorhanden. Er machte mit den Statthaltern und ſtädtiſchen Beamten in Erpreſſungen gemeinſchaftliche Sache und betrieb einen ſchwung-

haften Sklavenhandel. Im Interesse dieses verbotenen Verkehrs hinderte er den Dr. Nachtigal, nach Bornu zu reisen und dem dortigen Sultan die Geschenke des Königs von Preußen zu überbringen. Aus Furcht, daß sein Sklavenhandel an den Tag kommen werde, verbot der Pascha sowohl einer nach Bornu abgehenden Karawane als seinem eigenen Agenten, den er nach jenem Lande schickte, unseren deutschen Reisenden mitzunehmen. Trotz der Weisungen aus Constantinopel, welche ihm die Wahrung der Interessen des Letzteren empfahlen, und trotz energischer Bemühungen des österreichischen Consuls kam Dr. Nachtigal von Mursuk keinen Schritt vorwärts. Ueber ein Jahr wurde er von der Erfüllung seines eigentlichen Reisezwecks abgehalten und sogar verleumdet. Man sprengte in Tripolis aus, daß er seine höchst wichtige und interessante Reise nach Tibesti, wo vor ihm nie ein Europäer gewesen war, blos erdichtet und Mursuk, sich krank stellend, nie verlassen habe. Jetzt endlich wird er nach Bornu reisen können. Aali Riza Pascha ist nach Constantinopel berufen und seines Amtes enthoben worden. Ihn ersetzt Halet Pascha, ein Mitglied der Reformpartei und den Deutschen günstig gesinnt. Mit ihm hat ein Agent Constantinopel verlassen, der mit Geschenken nach Bornu gehen soll und dem Dr. Nachtigal sich wird anschließen können. Es ist zu hoffen, daß nun auch der Sklavenhandel, der von Bornu mit Tripolis betrieben wurde, sein Ende nimmt.

Der Raß-Mouflon.

Marco Polo erzählt von wilden Schafen, die auf der Hochebene von Pamir lebten und sich durch die Größe ihrer Hörner auszeichneten. Man finde die Hörner und Gerippe derselben in solcher Menge, daß man sie an den Wegen aufhäufe, zu Merkzeichen für die Reisenden, wenn hoher Schnee liege. Burnes hörte von demselben Thiere, dem der Name Raß gegeben und das beschrieben wurde: „größer als eine Kuh, kleiner als ein Pferd, von weißer Farbe, mit einem herabhängenden Bart am Kinn und mit schweren Hörnern, die kein Mensch aufheben könne.“ Wood sah die Hörner am oberen Oxus zuerst, das Thier selbst nicht. „In jeder Richtung,“ sagt er, „sahen wir Hörner von erstaunlicher Größe umhergestreut, die einem in den Pamirsteppen lebenden zwischen dem Schafe und der Ziege stehenden Thiere gehörten. Die Spitzen der Hörner ragten über dem Schnee hervor und bezeichneten die Richtung des Weges.“ Derselbe Reisende brachte Schädel und Hörner des Raß-Mouflons nach Europa mit, doch wurde dadurch nicht entschieden, ob das Thier ausgestorben sei, oder noch lebe. Daß Letzteres der Fall sei, berichtete der Naturforscher Ssemenoff, der am Chan-Tragi eine ganze Herde dieser Schafe sah. Nach ihm beobachtete Ssniwergof sie und brachte zwei vollständige Gerippe mit. Der Raß-Mouflon hat einen kurzen Schwanz, eine rings um den Hals gehende Mähne und ungeheure, spiralförmig gewundene Hörner. Sie ragen 1,40 Meter hoch auf, während die Höhe des Thierkörpers nur 1,22 Meter beträgt. Von der Lebensweise dieser Mouflons sagt Ssniwergof, daß sie mit Ausnahme der alten Böcke, die sich einsiedlerisch absondern, herdenweise zusammenhalten. Ihr gefährlichster Feind ist der rothe Alpenwolf, ein vorsichtiges und schlaues Raubthier, das trotz seines zahlreichen Vorkommens noch nie erlegt worden ist. Nördlich von Naryn hat man keine Schädel und Hörner des Raß-Mouflons gefunden und dieser Fluß ist mithin als die Nordgrenze seiner Verbreitung zu betrachten. Die Südgrenze kennt man nicht.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 70 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 166.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juli 1870.

Ein Fels im Meere.

Historische Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Schluß.)

VIII.

Der Vater schämte sich aber dieses Gedankens schon. Zuerst, als er das Couvert des an ihn adressirten Packets erbrochen hatte, war er in seiner vorgefaßten Meinung bestärkt worden, denn der Brief, welcher mehreren Papieren beilag, begann mit einem förmlichen Abschiede für das Leben, und mit der Bitte, ihm zu verzeihen, wie er einem Sterbenden verzeihen würde: er habe den Entschluß gefaßt, auf Niederkehr zu scheiden und sich in einem fernen unbekannten Lande die Ruhe zu suchen, die er in seinem unstäten Dasein und seiner Gemüthsart bisher nicht habe finden können. Nach diesem Eingange, der freilich viele Deutungen, selbst die schlimmsten, zuließ, war er aber zu weiteren Erklärungen übergegangen, welche den Vater vollständig über die unheimlichen Zweifel beruhigten, die ihn beim Lesen des Anfanges noch gequält hatten. Ernst berührte die frühere Vergangenheit nicht, diese lag hinter ihm. Er setzte dem Vater nur auseinander, was ihn, außer der Sehnsucht heimzukehren, bewogen habe, London und seine vortheilhafte Anstellung als Cabinetssecretär, welche er dem Geheimrath von Leuthe verdankte, zu verlassen. Maßregeln, die mit seinen Ansichten nicht übereinstimmten, sollten von ihm, ohne daß er um seine Meinung befragt wurde, in die Form schriftlicher Befehle oder Instructionen gebracht werden; sie betrafen hauptsächlich das hannoversche Corps, das im Felde stand, es waren aber auch solche, welche den deutschen Erblanden des Königs galten und darin hatte er selbst ein Urtheil, da er sich durch eingehende

Studien des Staatsrechts auf den Dienst, in welchen er daheim treten sollte, vorbereitet hatte. Als er sich gegen seinen Vorgesetzten, der immer sehr gütig und obenein sein Verwandter war, gelegentlich Vorstellungen erlaubt hatte, war er, ohne durch Gründe widerlegt zu werden, auf seine Pflicht verwiesen worden und hatte sich dann wohl, wie er eingestand, durch sein heftiges Temperament zu Aeußerungen hinreißen lassen, die ihm eine strenge Zurechtweisung zugezogen hatten. So war seine Stellung für ihn unerträglich geworden und er hatte sie aufgegeben. Zu seiner Rechtfertigung hatte er zwei oder drei Denkschriften, welche er eingereicht hatte, abschriftlich dem Briefe an seinen Vater beigelegt — er hätte ihm noch eine ganz andere Rechtfertigung schreiben können, den letzten und durchschlagenden Anlaß zu seinem Austritt aus der Stellung in London, aber das hatte er verschmäht. Charlotte kannte diesen Anlaß, ihr hatte er ihn bei seiner kurzen nächtlichen Unterredung mit ihr im Hose zu Holdern mitgetheilt, sie hatte ihn dringend gebeten, davon Gebrauch machen zu dürfen, das hatte er ihr aber streng untersagt — „so lange er lebe," hatte er bitter hinzugefügt, „wenn er einmal todt sei, könne sie ihm nach Belieben mit der Historie noch einen Heiligenschein verschaffen." Nach jener Auseinandersetzung kam Ernst auf das Verhältniß, das ihm vielleicht am meisten bei seinem Vater geschadet, und einer Aussöhnung bis auf die letzten Tage im Wege gestanden hatte: das Verhältniß zu der Tochter des Untersteigers in Grund. Er sprach offen aus, daß er mit der festen Absicht zurückgekehrt sei, Dorette Röser seine Hand anzubieten und so die Schmach zu sühnen, ihren Werth einst verkannt und den einzig ehrenhaften Weg zu ihrem Besitz verschmäht zu haben, es sei ja zugleich der Weg zu seinem Glücke gewesen. Daß er dazu nie die Einwilligung seines Vaters erlangen, die Kluft zwischen ihm und seiner ganzen Familie dadurch nur erweitern werde, habe er sich keinen Augenblick abgeleugnet, aber ihm sei ja alle Hoffnung benommen gewesen, diese Kluft je überbrückt zu sehen und so habe er ohne Rücksicht darauf selbständig handeln wollen. Der Vater habe es ihm ja früher hart zum Vorwurfe gemacht, daß er sein Auge auf ein unbescholtenes Mädchen geworfen, im vollen Bewußtsein, daß es ihm gar nicht einfalle, sie bei dem Standesunterschiede zwischen ihnen, etwa heirathen zu wollen; der Vater habe dies nur zu oft vorkommende Thun und Treiben unwürdig der Ehre eines echten Edelmannes genannt — nun sei er sich wenigstens eines ehrenhaften Zieles bewußt gewesen. Aber er habe es nicht erreicht. Anfangs habe er gehofft, Karl Loßmann, den er dort im geistlichen Ornate getroffen, werde sich aus vielen Gründen bewegen lassen, seine Verbindung, auch ohne den Dispens von höchster Stelle, einzusegnen, er sei aber gleich bei der ersten Unterredung mit ihm zu der Ueberzeugung gekommen, daß er ihm gar nicht diese Zumuthung machen dürfe; dann sei er der Meinung gewesen, es werde sich schon, wenn nicht in hannoverschen Landen, doch über der Grenze im Preußischen oder Stolbergischen, ein Geistlicher finden, aber es sei ihm durch Dorettens entschiedene Weigerung, unter irgend einer Bedingung die Seinige zu werden, alle Hoffnung abgeschnitten worden. So habe er denn den Entschluß gefaßt, welchen er gleich im Anfange seines Briefes ausgesprochen habe und bitte seine Eltern nur, ihm noch ein Zeichen zu schicken, daß sie ihm den Kummer verzeihen, den er ihnen verursacht habe: drei Tage nach Absendung seines Briefes werde er noch darauf warten und wenn die Antwort ganz ausbliebe, sich in sein Schicksal ergeben.

Diese letzten Stellen, welche alle Zweifel widerlegten, waren es, welche den Vater vollständig beruhigten. Aber welche Wandlung mußte in Ernst's Gemüthsart vorgegangen sein, daß er so reumüthig schreiben konnte! Reue zu fühlen über unbesonnene oder unrechte Handlungen, das war dem Vater wohl verständlich und hatte er selbst schon erfahren, aber sie auszusprechen, dazu gehörte nach seiner Ansicht doch eine Zerknirschung, die alle männliche Kraft gebrochen habe. Ihm schien es genug, daß Gott, welcher Herz und Nieren prüft, die Reue wahrnehme, Menschen brauchten das nicht.

Driburg ging nun, der Mutter Ernst's Brief zu bringen, sie wußte zum größten Theil schon durch Charlotten, wenn auch aus anderer Quelle geschöpft, was er enthielt, aber es rührte sie tief, die Worte ihres Sohnes zu lesen und der Schluß

seines Briefes wirkte erschütternd auf sie: warum wollte er denn nicht in das Vaterhaus zurückkehren, da er doch Verzeihung suchte? Warum in weiter Ferne den Frieden suchen, den er in der Heimath finden konnte? Ehe sie noch darüber mit ihrem Gemahl sprach, wurden ihre Gedanken aber in eine andere Richtung gelenkt, als Driburg ihr endlich die Mittheilungen machte, welche vor dem auch seine Sorgen in Anspruch nehmenden Schicksale des Sohnes in den Hintergrund getreten waren: die Mittheilung, daß Charlotte eine Stelle im Fräuleinstift zu Ebstorf bekommen habe, und daß er von allen seinen Aemtern entbunden sei. Er erzählte das so ruhig, wie das gleichgültigste Ereigniß von der Welt, das gar keines die Nachricht einleitenden Wortes bedürfe, aber Frau von Driburg nahm es so nicht auf, sondern betrachtete es als die tiefste Kränkung, welche ihrem Gatten habe widerfahren können. Im ersten Moment malte sich heftiger Unwille in ihren Zügen, aber bald ging dieser in schmerzliche Betrübniß über. Driburg hatte es nicht anders erwartet, er suchte ihr das Verhältniß in einem bessern Lichte darzustellen, aber die Thatsache, daß er seine Entlassung erhalten habe, blieb doch stehen, und was sie dabei fühlte, verschärfte sich in dem Gedanken, daß Driburg durch sein schroffes Auftreten in mancher Angelegenheit sich den Unwillen derer, welche die Macht in Händen hatten und auch den König bestimmen konnten, zugezogen habe. Sie sprach diesen Gedanken, der sich zum Vorwurf gestaltet hätte, nicht aus, und es war ja auch gar nicht nöthig, Driburg wußte das selbst am besten und hatte sich nie darüber getäuscht, ohne sich von der Aussicht auf Mißhelligkeiten, die für ihn entstehen mußten, im Mindesten beeinflussen zu lassen. „Wie kannst Du deshalb weinen, Karoline!“ sagte er, als seine Frau die Thränen nicht länger zurückzuhalten vermochte. „Gebe Gott, daß Du nie mehr Ursache dazu hast! Ich will Dir aber jetzt keine Vorstellungen machen. Du siehst es für eine Schande an, nicht wahr? Ich, liebes Kind, halte es vielmehr für eine Ehre. Nicht für mich selbst bin ich aufgetreten, sondern für das Beste meines Vaterlandes und daß meine Forderungen darauf gerichtet waren, das werden die Herren, die mir die „Entlassung in Gnaden“ ausgewirkt haben, wohl selbst nicht zu leugnen wagen. Doch ich sehe, daß ich Dir ja doch Vorstellungen mache. Weine Dich aus, wenn es Dein Herz erleichtert. Morgen wirst Du vielleicht schon anders darüber denken.“

Sie suchte sich zu fassen, sie reichte ihm die Hand und bat ihn um Verzeihung, daß sie sich so schwach benehme: sie wisse ja, daß er immer nur nach Pflicht und Gewissen handle, aber eben deshalb betrübe es sie, daß er so verkannt worden sei. Er lächelte. „Sage das nicht!“ erwiederte er. „Verkannt haben sie mich durchaus nicht, sie wußten genau, was ich wollte und darum haben sie mich auch aus dem Wege geräumt. Der König ist ein Herr von vortrefflichem Charakter und edler Gesinnung, aber was seiner absoluten Herrschergewalt entgegentreten will, erscheint ihm feindlich und muß beseitigt werden: in England vermag er das nicht mehr durchzusetzen, er sieht ein Vorrecht der Krone nach dem andern fallen und sie wird dort zu einem bloßen Namen werden, ohne Macht dem Parlament gegenüber, darum will er sie in seinen deutschen Landen unbeschränkt wissen und ahnt gar nicht, daß hier keine andere Gefahr für die Krone vorhanden ist, als die ihm einige wenige seiner Adelsgeschlechter bereiten, welche die Regierung als ihr Monopol in Händen haben. — Sprechen wir lieber von unseren eigenen Angelegenheiten, die uns am Herzen liegen, Karoline. Ich will morgen zu Ernst fahren.“

„Darf ich Dich begleiten?“ fragte sie mit innig bittendem Tone.

„Ja, Karoline!“ erwiederte er. „Was ich thue, das geschieht auch ganz. Er soll meine volle, bedingungslose Verzeihung haben. Laß mich ausreden, ich weiß ja, daß ich in Deinem Sinne handle. Hoffentlich finden wir ihn schon so weit gekräftigt, daß der Arzt nicht auch uns den Zutritt zu ihm verbietet. Sobald er die kurze Fahrt vertragen kann, soll er nach Holdern gebracht werden. Den Gedanken der Auswanderung wird er dann wohl aufgeben. In den Staatsdienst kann er freilich nicht zurücktreten, er hat sich das in London verscherzt und meine Sache ist noch hinzugekommen, sie hat ihm vielleicht dort schon böses Spiel gemacht, da sie sich natürlich schon von lange her vorbereitet hat: seine eigenen schriftlichen Aeußerungen müssen ihn auch um alle Gunst gebracht haben,

Du solltest seine Denkschriften, die er eingereicht hat, nur lesen, sie haben aber für eine Frau kein Interesse, da der Gegenstand außerhalb des Gesichtskreises der Frauen liegt. Ich habe sie aufmerksam gelesen und in Manchem meine eigenen Ansichten wiedergefunden, obgleich wir uns nie darüber besprochen haben; sie müssen doch nicht ganz falsch sein, da sie selbst in der Atmosphäre der Allmögenden bei einem Cabinetssecretär aufgetaucht sind."

„Wir könnten auch gar nicht wünschen, daß Ernst eine andere Anstellung sucht," sprach die Mutter. „Er würde nur in neue Unannehmlichkeiten kommen."

„Gewiß. Hierbleiben in Holdern kann er auch nicht, auf die Dauer finden sich zwischen uns doch wieder Differenzen. Ich werde ihm Bärenbronn übergeben."

„Ach!" rief die Mutter erfreut.

„Ja, dort findet er Raum genug für seine Thätigkeit. Das Gut ist unter der vorigen Verwaltung heruntergekommen, ich habe nur Aerger gefunden, wenn ich hinkam. Jetzt geht es etwas besser, aber es muß Feuer dahinter gesetzt werden. Ernst ist der Mann dazu, in ökonomischen Dingen versteht er zwar nicht viel, aber er braucht ja nur die Oberleitung zu übernehmen. Die Forstcultur ist dagegen sein Fach, die hat er studirt, weil er ins Forstfach treten sollte. Und dann ist das alte Schloß da, welches mit dem Einsturz des oberen Stockwerks droht, trotz seiner klafterdicken unteren Mauern. Ernst soll einen Umbau des Schlosses ausführen — vielleicht ziehen wir später noch einmal hin, und Ernst, als der Aelteste, übernimmt das größere Gut Holdern, dem Wilhelm fiele nach unserm Tode Bärenbronn zu, er braucht ja deshalb als passionirter Soldat und guter Hannoveraner nicht gleich in hessische Dienste zu treten."

„So kann ja Alles noch gut und glücklich werden!" sagte Frau von Driburg, indem sie ihren Mann dankbar und liebevoll ansah.

Was sind aber des Menschen Hoffnungen und Pläne!

Sie sprachen nun auch von Charlotten. Daß sie eine Stelle in einem der Fräuleinstifte, um welche immer eine starke Bewerbung statt fand, erhalten hatte, war der Tante zwar sehr lieb, da sie mit vielen Vortheilen verknüpft und Charlotte das Kind armer Eltern war, aber sie wünschte doch, daß die Nichte ihr Haus nicht gleich verließe; Driburg hatte das Mädchen verkannt und ein ungerechtes Vorurtheil gegen sie in seinem Herzen aufkommen lassen, nun hatten sich die Verhältnisse geändert, sollte sie der mildern Gesinnung ihres Onkels nicht auch theilhaftig werden? Frau von Driburg sprach für sie ganz in dem Sinne, wie Kronfeld sich geäußert hatte, ihr Mann ging aber nicht darauf ein.

„Sie kann später wieder einmal zu uns kommen," sage er. „Mein Haus soll ihr nicht verschlossen sein, aber jetzt muß sie erst von ihrem Sitze Posseß nehmen. Nach altem niedersächsischen Recht," setzte er gutgelaunt hinzu, „muß Jeder, der immittirt wird, auf dem Herde ein Feuer anzünden und wieder auslöschen und durch den, der ihn einsetzt, also Lotte vom Stiftshauptmann, eine Erdscholle von dem Grundstück, einen Baumzweig und einen Spahn vom Thürpfosten des Hauses bekommen. Wenn sie diese Dinge aufzeigen kann, mag sie wieder zu uns kommen."

„Das ist wohl nur bei Landgütern!" bemerkte Frau von Driburg, welche seinen Scherz für Ernst ansah. Er lachte sie aus und sie war ganz glücklich, wie heiter er war! So hatte sie ihn lange nicht gesehen! Es war der Sieg, den er über sich selbst errungen hatte.

Auch Charlotte fühlte sich unendlich beglückt durch die Wendung, welche der an sich so beklagenswerthe Unfall herbeigeführt hatte. Ohne denselben wäre Ernst jetzt schon auf dem Wege in ein fernes Land gewesen, unversöhnt mit seinem Vater, aller Hoffnungen beraubt, auf die er sein Glück gebaut hatte! Diese zwar mußte er aufgeben, aber ihm konnte die Zukunft noch den reichsten Ersatz bieten, war seine Zukunft doch nun wieder fest gestaltet: Charlotte hatte durch die Mutter erfahren, was sein Vater für gütige Absichten mit ihm hegte, und sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Ernst das Anerbieten, sich selbständig auf dem in Hessen liegenden Bärenbronn einen eigenen Herd zu gründen, mit Freuden annehmen würde. Sie sah daher mit leichtem und frohem Herzen ihre Verwandten am andern Morgen nach dem Harze abfahren. Es war kein weiter Weg, den sie zurückzulegen hatten, aber er nahm doch die doppelte Zeit in Anspruch, welche heut

dazu nöthig iſt. Frau von Driburg war von dieſer Seite, obgleich ſie ihrem Wohnſitz die nächſte war, nie in das Gebirge gekommen, ſie blickte daher oft mit Ungeduld aus dem Wagen, ob ihr Ziel ſich noch immer nicht zeigen wolle. „Habe Geduld, Karoline!“ ſagte ihr Gatte lächelnd. „Du wirſt es nicht früher ſehen, als bis Du ſchon das erſte Haus erreicht haſt.“ Endlich hörte ſie das Geräuſch des Pochwerks, das in geringer Entfernung vor dem Städtchen liegt und bald fuhren ſie an der Reihe der Häuſer, die noch wenig geſchloſſen war, auf dem oberen Wege, der den Ort durchſchneidet, nach dem Marktplatze. Das Ehepaar war verſtummt. Beide beſchäftigte die bange Frage, wie ſie ihren Sohn finden würden. An der Kirche ſahen ſie aber plötzlich ein bekanntes Geſicht: der Adjunct Loßmann kam raſchen Schrittes vom Gaſthofe her über den Platz gegangen. Er ſtutzte, als er die ihm wohlbekannten Pferde und den Kutſcher aus Holdern ſah, er eilte auf den Wagen zu und winkte dem Kutſcher zu halten.

„Gott ſei Dank, daß Sie kommen!“ rief er, als er an den Schlag trat. „Iſt denn der Bote ſchon bei Ihnen geweſen?“

„Welcher Bote?“ fragte Herr von Driburg, von einer bangen Ahnung erfaßt.

„Der Bote, den der Doctor geſchickt hat,“ erwiederte Loßmann. „Das iſt aber kaum möglich!“

„Mein Sohn iſt wieder kränker?“ unterbrach ihn die erſchreckende Mutter.

„Gnädige Frau, wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben —.“ Driburg war ſchon aus dem Wagen geſtiegen, um die wenigen Schritte nach dem Gaſthofe raſch zu Fuß zu gehen; er überließ es dem Adjunct, ſeiner Frau, welche von den gehörten Worten all' ihrer Kraft beraubt war, behülflich zu ſein, daß ſie ihm folgen konnte.

Der Wirth trat aus dem Hauſe, um Herrn von Driburg, den er kannte, zu empfangen und ihn, der keine Frage an ihn richtete, nach dem Zimmer ſeines Sohnes zu führen. Der Arzt war bei ihm, Driburg ließ ihn herausrufen.

„Dürfen wir zu ihm?“ war ſeine erſte Frage. Der Arzt ſah an der Aehnlichkeit, wen er vor ſich hatte.

„Ich kann dagegen nichts einwenden gnädiger Herr,“ antwortete er. „Leider iſt ein Rückfall eingetreten, den ich nicht erwarten konnte.“

„Das heißt, mein Sohn iſt hoffnungslos?“ ſagte Driburg, indem er ſich bemühte, wenigſtens ſeiner Stimme Feſtigkeit zu geben. „Sie haben mir einen Boten geſchickt, wie ich höre, der hat mich aber nicht mehr zu Hauſe getroffen: wir kommen auf die guten Nachrichten, welche uns geſtern meine Nichte, Fräulein Ringelheim, brachte. Es ſteht alſo ſchlecht mit ihm? Sie würden ſonſt keinen Boten geſchickt haben.“

„Ich hielt es für meine Pflicht, gnädiger Herr,“ erwiederte der Arzt. „Ihr Herr Sohn verlangte ſo ſehnſüchtig, Sie noch einmal zu ſehen, daß ich fürchtete —“ Er hielt inne, als er Frau von Driburg am Arme des Adjunctus, welcher eben mit dem Kranken eine Unterredung unter vier Augen gehabt hatte, die Treppe herauf kommen ſah. Voll tiefen Mitgefühls ging er ihr entgegen; das ſind die ſchweren Momente im Leben des Arztes, der in ſeinem Berufe noch nicht hart geworden iſt!

Die Augen der Mutter ſuchten Troſt bei ihm: er konnte ihr doch nur unbeſtimmte Hoffnungen geben, an die er ſelbſt nicht glaubte. Dann ging er, den Kranken auf dieſen Beſuch vorzubereiten, der vielleicht doch noch eine zweite, ihn rettende Kriſis erwecken konnte, und wenn nicht, ſeine letzten Augenblicke wenigſtens beſeligen mußte. Nur einen Moment durften die Eltern warten, dann wurde die Thür des Krankenzimmers wieder geöffnet und der Arzt winkte ihnen, einzutreten, während er ſelbſt bei dem Adjunct auf dem Flur blieb.

Das Geſicht des Kranken war verklärt, ſeine Augen glänzten, als er die Seinigen erblickte — im Bette ſich aufzurichten vermochte er nicht, er konnte die Hand nur ſchwach erheben. Dieſe ergriff die Mutter, welche alle ihre Seelenkraft anſtrengte, um ihm ihre Angſt und ihren Schmerz nicht ſehen zu laſſen; ſie legte dieſe Hand, deren kalte Berührung ſie durchzuckte, in die Hand des Vaters und Ernſt ſah mit einem unbeſchreiblichen Blicke zu ihm auf.

„Mein Sohn! Mein geliebter Sohn!“ ſagte der Vater, indem er ſich zu ihm herniederbeugte und ihm die Stirn küßte. Da überzog ein ſeliges Lächeln die Züge des Kranken, ſeine müden Augen ſchloſſen ſich — und die Mutter ſank, aller Standhaf-

tigkeit beraubt, an seinem Bette auf die Knie. Sie kniete an dem Lager ihres sterbenden Kindes.

IX.

Schwere, traurige Tage folgten. Der Verstorbene war nach seinem Geburtsorte gebracht worden, um dort in der Gruft seines Geschlechts beigesetzt zu werden. Als der Trauerwagen mit dem schwarz verhüllten Sarge von dem Hause, wo Ernst von Driburg gestorben, durch das Bergstädtchen gefahren war, hatten sich viele Bewohner auf der Gasse und in den Gärten eingefunden, welche den langsam sich bewegenden Zug schauen wollten. Der Leiche zunächst folgte der Wagen, in welchem der Vater des verunglückten jungen Mannes mit dem Adjunct Loßmann saß, den er ausdrücklich um seine Begleitung gebeten hatte, dann kam noch der Wagen des Herrn von Kronfeld, welcher auf die Nachricht des Todesfalles gleich nach Holdern gekommen und dann seinem Freunde, den er hier nicht getroffen, nach Grund zur Abholung des Verstorbenen, gefolgt war. Driburg hatte seine Frau, die sich gar nicht von der sterblichen Hülle ihres Sohnes trennen wollte, nur mit Mühe bewogen, nach Hause zurückzukehren, er war in Grund geblieben, um Alles, was nöthig war, anzuordnen und hatte schriftlich den Pfarrer in Holdern gebeten, alle Veranstaltungen zur feierlichen Beisetzung zu treffen, auch den befreundeten Familien der Nachbarschaft in seinem Auftrage den Trauerfall anzuzeigen. Von diesen hatten sich die meisten zu dem bestimmten Tage in Holdern eingefunden, um ihre Theilnahme gerade jetzt, wo dies neue, schwere Unglück dem ersten, der Amtsentsetzung, so rasch gefolgt war, zu beweisen.

Bei der Fahrt durch die Stadt hatte der Adjunct an dem Stege, der über das tiefeingeschnittene Bergwasser führte, ein bleiches Mädchen bemerkt, das allein halbverborgen hinter einem Fliederbusche stand. Wie er so scharf hingeschaut, war Driburg aufmerksam geworden und hatte Loßmann gefragt: „Ist sie das etwa?“ und als dieser die Frage bejaht, hatte der alte Herr noch einmal das Mädchen fest in das Auge gefaßt. Dorothee aber war gleich zurückgetreten und hinter den Zweigen verschwunden.

„Ich kann doch als heilige Wahrheit annehmen, was Sie mir gesagt haben?“ hatte darauf Driburg den jungen Geistlichen gefragt.

„Die Versicherung eines Sterbenden ist heilige Wahrheit!“ war Loßmann's Antwort gewesen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie ihn dazu veranlaßt haben und dem Gerücht, das sein Gedächtniß in den Augen der Menschen zu beflecken drohte, durch Ihr Zeugniß entgegengetreten sind,“ hatte der Vater noch gesagt. „Ich bekenne, daß ich anfangs auch versucht war, an einen sündhaften freiwilligen Tod zu denken, die letzten Worte seines Briefes und nun Ihr Zeugniß haben mich aber vollständig beruhigt und ich danke Gott dafür!“

Die Ankunft in Holdern, die Einsegnung im großen Familiensaale, der Trauerzug nach dem Kirchhof zur Erbgruft der Gutsherrschaft und auch die vielen Trostesworte der Frauen, die während der Beisetzung bei der Mutter blieben, das waren für diese noch schwere Momente der Prüfung gewesen! Sie hatte dieselben überstanden, aber Ruhe war noch lange nicht in ihr Herz eingekehrt, dazu gehörten Jahre, wie sie meinte.

Und doch fühlte sie bald wieder ein freudiges Aufwallen ihres kummervollen Herzens, als sie nach einiger Zeit einen Brief von ihrem jüngsten Sohne erhielt. Seine liebe Handschrift gab ihr Gewißheit, daß ihn Gott bis jetzt gnädig in aller Kriegsgefahr beschützt habe. Nicht ohne Zagen erbrach sie aber das Siegel: zugleich mit den Nachrichten über Ernst, seine Heimkehr und sein trauriges Ende hatte sie dem Sohne mitgetheilt, was seinen Vater betraf; er mußte es doch erfahren und wenn er es zuerst von Andern hörte, so konnte es auf ihn bei seinem fast übertriebenen Ehrgefühl nur den schlimmsten Eindruck machen. Die Mutter bangte, daß es ihren liebevollen Worten auch nicht gelungen sein werde, einen solchen Eindruck abzuschwächen — sie las jedoch mit Erstaunen, daß er ihren Brief noch gar nicht erhalten habe, denn er nahm gar keinen Bezug darauf, erwähnte seines Bruders gar nicht und beklagte sich, daß er so lange ohne alle Nachricht gelassen werde. War ihr Brief

verloren gegangen? Der Vater war nicht zu Hause, als sie Wilhelm's Schreiben las, sonst würde er ihr gesagt haben, daß es im Kriege oft schwer halte, Privatbriefe an die richtige Stelle gelangen zu lassen. Er hatte Charlotten in ihr Stift gebracht und von dort aus noch eine weitere Reise, nämlich nach Leipzig, unternommen. Die Nichte hatte er, seinem frühern Vorsatze entgegen, nach Ernst's Tode noch länger, seiner Frau zum Troste, bei sich behalten und war nun erst mit ihr abgereist. Nach Leipzig aber führte ihn die Absicht, seine Schrift, welche er bald genug ausgearbeitet hatte, drucken zu lassen: die beiden Aufsätze, die ihm Ernst zugeschickt, hatten ihn aufs Neue dazu angeregt. Warum sollte er noch Rücksichten auf die Meinung der Menschen nehmen? Mochten sie ihm auch niedrige Beweggründe unterlegen, so glaubte er doch, daß er mit seinem freimüthigen Worte nicht länger zurückhalten dürfe; jener Verdächtigung entging er doch nicht und wenn er die Denkschrift erst in Jahr und Tag veröffentlichte. In Leipzig wollte er sie gleich ins Englische übersetzen lassen und zwei Ausgaben veranstalten, eine deutsche und eine englische, welche letztere er auf geeignetem Wege in die Hände des Königs zu bringen gedachte, der leider die Sprache seines treuen deutschen Volkes und seiner Ahnen nicht verstand, sie vielmehr mit Geringschätzung ansah.

Ehe Charlotte sich von ihrem Oheim trennte, sagte sie ihm endlich, was Ernst ihr verboten hatte, bei seinem Leben gegen den Vater auszusprechen. Er war zu stolz gewesen, sich dadurch eine Stufe zur Versöhnung mit ihm zu bauen, schrieb sich auch gar kein Verdienst in dem, was er gethan hatte, zu, es verstand sich ja von selbst und er war es seiner eigenen Ehre schuldig. Wie hätte Charlotte in jener Nacht, als er ihr diese eigentliche Ursache seines Austritts aus dem Dienst in London erzählt, und sie ihn vergebens gebeten hatte, es dem Vater mittheilen zu dürfen, ahnen können, daß der Zeitpunkt, zu welchem er ihr das gestattete, so nahe sein würde! Nun war er aber traurig genug gekommen und sie trug es ihrem Onkel noch auf der Reise nach dem Stifte vor, was auf ihn einen überwältigenden Eindruck machte, so daß er ihn gar nicht verbergen konnte. Für ihn, der den Sohn so hart behandelt und sich ganz von ihm losgesagt hatte, war Ernst eingetreten, als man in London über ihn und seine Bestrebungen für Hannover, die man Jakobinismus schalt, den Stab gebrochen hatte, lange vorher, ehe dem Könige der letzte entscheidende Bericht und der Antrag auf Entlassung vorgelegt werden konnte; für ihn hatte Ernst gegen Diejenigen, welche auch sein Schicksal in Händen hatten, furchtlos das Wort ergriffen und seine eigene Ueberzeugung, die mit der seines Vaters vollkommen übereinstimmte, in den stärksten Worten ausgesprochen, dann aber ungesäumt seinen Abschied verlangt und so den Gegnern die Genugthuung geraubt, ihn entlassen zu können. Ehe man zum Entschluß gekommen war, wie er dennoch für seine unerhörte Dreistigkeit zu bestrafen sei, hatte das Schiff, das ihn von Englands Küsten hinwegführte, bereits die Anker gelichtet.

Und der Sohn, der trotz aller Schroffheit auch seines Geistes, welche zum Bruch mit dem Vater, dem er darin nur zu ähnlich war, geführt hatte, doch immer treu geblieben war, ruhte nun im Grabe! Driburg versenkte sich in die Vergangenheit, er rief sich Alles zurück, was zwischen ihnen vorgefallen war, wie aus kleinen, anfangs kaum beachteten Vorfällen die Zerwürfniß allmälig vorbereitet worden war, wie seine altrömische Forderung unbedingter Unterwerfung unter seine Autorität, des Sohnes derselben widerstrebende Selbständigkeit gesteigert hatte — Alles würde sich jetzt ausgeglichen haben, wenn Ernst heute noch lebte! Selbst die Verirrung, die ihm am meisten zum Vorwurf gemacht worden war, warf nun keinen drohenden Schatten mehr: der Vater, der sich, bei all seinen freieren Ansichten, nicht von seinem Standesgefühl loszusagen vermochte, hätte nicht mehr zu fürchten gehabt, daß ein Mädchen so geringen Herkommens seinen Namen führen werde! Das waren aber jetzt unfruchtbare Betrachtungen, die nur zu weibischer Erweichung führen konnten: einen Oelzweig des Friedens auf das Grab des Verstorbenen und dann wieder kräftig das Haupt erhoben! So dachte Driburg, als er von seiner Nichte getrennt die Reise allein fortsetzte.

In Leipzig wurde es ihm leicht, seiner Schrift einen Verleger zu verschaffen, welcher einsichtig und thätig genug war, der-

selben eine genügende Verbreitung zu sichern. Nur gab ihm auch der Buchhändler zu bedenken, ob es nicht gerathen sei, sich auf dem Titel nicht als Verfasser zu bekennen: die Schrift tadelte doch immer die Politik, wie die innern Maßregeln der Regierung, sie trat mit Forderungen auf, welche von dem Standpunkte der Gegner strafbar gefunden und zu einer Anklage benutzt werden konnten; es fragte sich allerdings, wie die betreffenden Gerichte darüber urtheilen würden, aber zu Verfolgungen mancher Art müsse die Schrift führen und sie werde gewiß bei ihrem Inhalt dieselbe Wirkung haben, auch wenn sich der Verfasser nicht nenne. Das bestritt Driburg, er hoffte, daß sein Name bei den Schritten, die er bereits gethan, die Wirkung erhöhen werde, und äußerte, wie er gegen seinen Freund Kronfeld gethan, daß er es für eine Feigheit halte, mit verschlossenem Visir in einen solchen Kampf zu gehen: eine Ansicht, welche der Verleger als eine ritterliche Schrulle belächelte. Als Driburg dann gar auf die zugestandene Möglichkeit, daß er auch bei der höchsten Instanz im hannoverschen Lande verurtheilt werden könne, vom Reichskammergericht sprach, vor das er trotz der Appellationsfreiheit des Kurfürstenthums zu treten berechtigt sei, fragte der Buchhändler: ob er denn das Ende eines solchen Processes zu erleben hoffe? Dazu würde nach allen Erfahrungen selbst Methusalem's Alter nicht ausreichen. Driburg ließ sich aber von seinem Vorsatz nicht abbringen und der Verleger sagte: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Also: Das wahre Wohl und Interesse Hannovers, von Hartwig Leberecht von Driburg, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf —"

„Das gehört nicht zur Sache, lieber Freund," unterbrach ihn Driburg. „Sie sehen, ich habe meine noch übrigen Würden nicht auf den Titel geschrieben, mein Name genügt."

Das Uebereinkommen war geschlossen, Driburg trug die Kosten der Veröffentlichung, der Buchhändler übernahm dafür den Vertrieb der Schrift, er in Sachsen hatte keine Rücksichten zu nehmen. Zufrieden reiste Driburg von Leipzig ab, um seiner Frau die Nachrichten aus Frankreich zu bringen, welche er hier vom allerneuesten Datum erhalten hatte. Vielleicht fand er zu Hause einen Brief von seinem nun einzigen Sohne vor, der freilich die Dienstentlassung seines Vaters in einem andern Lichte ansehen mußte, als sie Ernst betrachtet haben würde.

Frau von Driburg empfing ihren Gemahl, welcher früher zurückkehrte, als sie ihn erwartet hatte, mit großer Freude: sie mußten mit einander ja nun allein Haus halten und es war ihr, welche seine Entlassung noch immer für eine schwere Kränkung ansah, ein Trost dabei, daß er sie nun wenigstens nicht mehr so oft und so lange zu verlassen brauche. Wilhelm's Brief legte sie ihm vor, er wunderte sich auch, daß der Sohn den aus Holdern noch nicht empfangen habe, doch war Wilhelm's Regiment ja, wie er schrieb, in letzter Zeit viel detachirt gewesen und der Brief hatte ihn bei den mangelhaften Posteinrichtungen im Felde wohl verfehlt. Was Driburg seiner Frau von dem Kriegsschauplatze zu erzählen hatte, klang für die Waffen der Verbündeten ganz erfreulich, die Preußen hatten Mainz wieder erobert, dem Herzoge von York mit dem englisch-hannoverschen Heere, bei welchem sich auch österreichische Truppen befanden, hatte sich die wichtige Festung Valenciennes ergeben müssen. Aber Vertrauen hegte darum Driburg nicht, die Uneinigkeit hatte sich schon bei den Alliirten bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt und mußte die Operationen lähmen, das zeigte sich in der schlechten Benutzung der Siege. Immer und ewig Festungen belagern, statt rasch gegen Paris vorzudringen, wohin der Weg offen stand! Jede Macht suchte aber ihre eigenen Vortheile, der österreichische Oberbefehlshaber, Prinz Koburg, hatte die eroberten französischen Städte Condé und Valenciennes für seinen Kaiser in Besitz genommen — führte man denn nicht Krieg, um den legitimen König von Frankreich, als welchen man den jungen Sohn des ermordeten Ludwig XVI. ansah, wieder in seine vollen Rechte einzusetzen? Der arme königliche Knabe befand sich freilich in der Gewalt der Revolutionsmänner, die ihn zu einem Schuster in die Lehre gegeben hatten, aber wenn er auch den Mißhandlungen erlag, so waren doch noch die emigrirten bourbonischen Prinzen da! Wollte Oesterreich seine Dienste im Voraus bezahlt machen? Die Engländer hatten ihr Augenmerk auf Dünkirchen gerichtet, das ihnen

vor Alters, als die Plantagenets halb Frankreich besaßen, gehört hatte — vielleicht war es im geheimen Rath der verbündeten Cabinette bereits auf eine Theilung Frankreichs abgesehen: England den westlichen, Oesterreich den nördlichen, Preußen den östlichen Theil und dem wieder einzusetzenden Bourbon nur ein bescheiden arrondirtes Stück in der Mitte und im Süden! So äußerte sich Driburg im Kreise einiger Bekannten, ohne selbst an diese gewagten Combinationen zu glauben, dann kam er aber heftig auf seine frühern Ideen zurück: „Was geht das Alles uns Hannoveraner an? Wenn unser Kurfürst nicht König von England wäre, so hätten wir Frieden!“ Auf so gefährliche Reden vermieden die Zuhörer sich einzulassen, sie waren aber geeignet, ihn mehr und mehr zu isoliren: Holdern sah immer weniger Besuch und Driburg lud auch nicht besonders dazu ein, er wollte Niemand in Verlegenheit setzen; wer uneingeladen kam, war ihm lieb, wer ihn für einen Pestkranken ansah, dessen Berührung man fliehen müsse, konnte wegbleiben.

Jetzt kam auch ein Brief von Wilhelm, der die Befürchtungen der Mutter bestätigte. Ihr Schreiben war verloren gegangen, er hatte es gar nicht erhalten, wohl aber durch den jungen Kronfeld, als beide Regimenter einmal zusammengestoßen, ganz zufällig erfahren, was zu Hause geschehen war. Kronfeld's Vater hatte es seinem Sohne geschrieben und dieser natürlich angenommen, daß es Wilhelm längst wissen müsse, daher mit ihm theilnehmend gesprochen und die Herren in London stark angegriffen. Welchen Eindruck die Nachricht auf Wilhelm gemacht hatte, ließ sich aus seinem Briefe nur errathen, er hatte sich gar nicht darüber ausgesprochen, nur um genauere Mittheilungen dringend gebeten, er hatte vor seinem Vater eine unbegrenzte Ehrfurcht, so daß er sich nie eine ungebührliche Verletzung der Pietät erlaubte, aber der ganze Brief war in einer gedrückten Stimmung geschrieben, er enthielt keine Spur des alten fröhlichen Soldatensinns, der bis zum Uebermuth ging, und doch hatte er über sein eigenes Ergehen nur Gutes zu berichten. Driburg las ihn aufmerksam durch und faltete ihn dann schweigend zusammen; erst als ihn seine Frau mit bekümmerten Blicken fragend ansah, sagte er: „Das läßt sich nicht ändern! Es sind unangenehme Momente für Wilhelm, der sich vielleicht gar seines Vaters schämt. Aber es wird eine Zeit kommen, in welcher man mir Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, dann wird auch Wilhelm eine richtigere Ansicht über mein Verhalten gewinnen. Ich kann mich durch schwächliche Rücksichten nicht bestimmen lassen.“

„Wirst Du nicht ein Paar Zeilen an Wilhelm schreiben?“ fragte Frau von Driburg bittend. „Es würde ihn freuen und beruhigen. Ueberlege Dir's, Hartwig.“

„Nein, Karoline,“ antwortete er. „Du kannst nicht verlangen, daß ich mich vor meinem Sohne rechtfertigen oder gar entschuldigen soll. Ich gebe zu, daß es ihm unangenehm sein wird, unter seinen Kameraden, welche über die Angelegenheiten, um die es sich handelt, kein Urtheil haben, als Sohn eines Jakobiners dazustehen, es kann sein, daß er dadurch in Händel kommt, denn ich traue ihm zu, daß er, wie unser Ernst, unglimpfliche Aeußerungen über mich nicht duldet, aber das geht Alles vorüber, besonders im Kriege, wo sich Wilhelm als ein echter Driburg beweisen wird.“

Die Mutter schrieb denn allein an ihren Sohn; dieser zweite Brief übertraf noch den ersten verloren gegangenen, an liebevoller Bemühung, ihm die Verhältnisse im besten Lichte darzustellen und Alles zu vermeiden, was die Gefühle des Sohnes, die sie begriff und ehrte, noch mehr verletzen konnte, als sie es durch die so unerwartete Nachricht aus dem Munde eines Dritten schon waren. Ihr selbst gab ein anderer Brief, welchen ihr Gemahl nach einiger Zeit aus Frankreich erhielt, Trost und Beruhigung. Er war von dem früheren Lehrer ihres Sohnes, dem auch von ihr verehrten Hauptmann Scharnhorst. Dieser hatte Wilhelm bei dem eingetretenen Stillstande der Operationen gesehen und von ihm gehört, was sein Herz bedrückte. Die Beweggründe seines Vaters, in den ständischen Verhandlungen in einer Weise aufzutreten, welche seine Stellung bei den herrschenden Ansichten Derer, welche die Verwaltung und Regierung Hannovers leiteten, unhaltbar machen mußte, diese Beweggründe zu würdigen, war der junge Officier nicht fähig, sein Vater hatte auch nie mit ihm darüber gesprochen; Scharn-

horst aber, wenn auch die Interessen, welche seinen Geist ganz in Anspruch nahmen, auf einem ganz andern Gebiete lagen, konnte wohl ein Urtheil über die Verhältnisse im Lande haben, da er selbst Grundbesitzer war und seine Zustimmung, welche er in dem Briefe an Driburg aussprach, war für dessen besorgte Gattin sehr beruhigend, wenn sie auch weniger den Schritten seines Freundes, als der Berechtigung dazu galt. Die kleine Frage, welche er hinzufügte: welchen Erfolg sich Driburg versprochen habe? fiel der Frau weiter nicht auf, Driburg aber erwog sie bei sich selbst, da sie in weit höherem Maße zu dem neuen Schritte paßte, den er gewagt hatte und durch welchen er die Brücken zu einer Aussöhnung mit der Regierung hinter sich abbrach. Er beschloß, dem Manne, der sich seine hohe Achtung erworben hatte, ausführlich darüber zu schreiben, ihm Kenntniß zu geben von seinem Vorhaben, öffentlich mit einer politischen Schrift hervorzutreten, und zugleich die Hoffnungen für das allgemeine Wohl, die er daran knüpfte, aus einander zu setzen. Daß er für sich selbst dabei nur auf Verdruß und Verfolgung zu rechnen habe, verhehlte er sich keinen Augenblick, aber er hoffte fest, daß sein Recht durchzukämpfen sei, und wenn ihm das auch nicht gelang, was war daran gelegen, wenn er als Opfer für die Idee fiel, welche sich durch ihre überzeugende Wahrheit doch endlich Bahn brechen mußte? Seine Familie freilich: seine arme Frau, die sich auf die Höhe solcher Anschauung nicht zu erheben vermochte, sein Sohn, zu jung noch, zu befangen im engen Gesichtskreise, sie mußten von Allem, was seine kühne Herausforderung nach sich ziehen würde, schmerzlich berührt werden, aber, wie er schon geäußert hatte, er konnte sich durch so untergeordnete Rücksichten in seinem Handeln nicht bestimmen lassen. In seinem Schreiben bat er Scharnhorst, wenn er wieder mit Wilhelm zusammentreffe, diesen, so weit es möglich sei, über die Sachlage aufzuklären und ihn auf das, was etwa die Zukunft noch bringen könne, einigermaßen vorzubereiten.

Das fügte sich aber nicht. Scharnhorst kam mit dem jungen Driburg, der in der Schlacht bei Hondscote verwundet worden war, im Laufe des Feldzuges nicht mehr persönlich zusammen und fand es nicht passend, sich schriftlich gegen ihn über seinen Vater auszulassen. Seine Thätigkeit wurde auch in Menin, wo er das Commando über die Artillerie erhalten und viele fortificatorische Arbeiten zu leiten hatte, so in Anspruch genommen, daß er nicht einmal Zeit fand, an seine eigene Familie in der Heimath zu schreiben. Die Truppen bezogen dann Winterquartiere und Wilhelm von Driburg, dessen Wunde bei ungeschickter Behandlung im Hospital noch immer nicht ganz geheilt war, wurde zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Hause beurlaubt.

Hier hatten sich die Folgen, welche die mit dem vollen Namen ihres Verfassers veröffentlichte Schrift „Ueber das Wohl und wahre Interesse Hannovers" nach sich ziehen mußte, schneller entwickelt, als selbst dieser geglaubt hatte. Der Verleger war mit dem Druck und der Versendung der Broschüre rasch vorgegangen, er hatte Driburg bald die verlangte Zahl von Exemplaren und zugleich die Meldung schicken können, daß die Schrift bereits nach England unterwegs sei und in englischer Uebersetzung sicher in die Hand des Königs gelangen werde. Driburg hatte gar nicht gefürchtet, daß das verhindert werden könnte, es lag ja vielmehr im Interesse seiner Gegner, daß der König selbst von der Gefährlichkeit des rebellischen Unterthanen Kenntniß erhielt, der sich unterfing, eine Gleichheit à la mode de France in Hannover zu verlangen und nun gar Hannover von der Krone losreißen und die kurfürstliche Armee von der königlichen getrennt wissen wollte, welche ihrer so sehr bedurfte! Wenige Tage nach der Mittheilung aus Leipzig war Herr von Kronfeld, der schon von der Schrift und der in Hannover gegen ihren Verfasser beabsichtigten Anklage gehört hatte, in wahrer Angst nach Holdern gekommen und hatte seinen alten Freund beschworen, noch jetzt die Schrift zurückzuziehen; oder wenn das nicht mehr möglich, schleunigst eine andere, in welcher er befriedigende Erklärungen gebe, folgen zu lassen, um den Sturm noch vor dem Ausbruch zu beschwören. Man sei nur noch zweifelhaft, ob die Anklage auf Landes- oder auf Hochverrath lauten solle, was Beides in der Bestrafung doch ziemlich auf eins hinauslaufe. Darauf hatte Driburg kalt geantwortet, ein pater peccavi sei von

ihm wohl nicht zu erwarten, er danke für die Theilnahme und Besorgniß, doch könne er nur wiederholen, was er früher schon erklärt habe. Kronfeld war darauf sehr verstimmt wieder abgefahren, fest entschlossen, nun auch seinerseits die Verbindung mit dem Starrköpfigen, die ihm selbst nur schaden könne, abzubrechen und ihn ganz seinem Schicksale zu überlassen. Dies wurde dann mit einer Eile, welche deutschen Gerichtshöfen sonst völlig fremd war, vorbereitet. Seine Gegner mußten die Sache schleunigst betreiben, da die Schrift großes Aufsehen erregte und manche ihrer Wahrheiten nicht blos in den mittleren Classen des Volks, unter denen in Hannover eine hervorragende Bildung durch viele günstige Umstände und Bestrebungen verbreitet war, sondern auch unter dem Adel Anerkennung gefunden hatte, so daß es nöthig schien, eine geschlossene Phalanx gegen solche Angriffe zu bilden und an dem Angreifer ein abschreckendes Exempel zu statuiren. Hatte man doch schon erlebt, daß die Forderung, welche ihm mit den Hals gebrochen hatte, nämlich die einer gerechten Vertheilung der Kopfsteuer, von einem Andern, dem Herrn von Rechberg, wieder aufgenommen und durchgesetzt worden war, weil er es weniger schroff, sondern gescheidter angefangen hatte! So war Herr von Driburg in Anklagestand versetzt, vorgefordert und vernommen worden und wenn man nicht zu seiner Verhaftung geschritten war, so hatte man es gewissen Weisungen von London aus, so wie der Ueberzeugung zu danken, daß sich Driburg bei seiner Sinnesart gewiß nicht dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren durch die Flucht entziehen werde. Die Weisungen aus dem Cabinet konnte man freilich nicht recht begreifen — warum noch eine zarte Schonung gegen den Mann, der selbst keine Schonung kannte? Indessen mußte man sich fügen, besonders da man glaubte, der Einfluß sei von Personen gekommen, welche dem Könige sehr nahe standen. Der neue commandirende General, Graf Wallmoden-Gimborn, welcher den Oberbefehl der Armee bekommen hatte, nachdem der Feldmarschall von Freytag bei Hondscote verwundet worden, war ein Halbbruder des Königs, ein Sohn Georgs II. und der Gräfin Yarmouth, er stand sowohl beim Könige als bei den Prinzen im höchsten Ansehen. Nun wußte man durch Mittheilungen, welche von Offizieren an ihre Verwandten in der Heimath gelangt waren, daß der junge Driburg vor jener Schlacht, in welcher er verwundet worden, eine Zeitlang ins Hauptquartier des Grafen Wallmoden, als dieser ein abgesondertes Corps befehligte, commandirt gewesen und daß der General ihm ganz besonders gewogen war. Wallmoden verlieh sein Zutrauen nicht nach dem Range und dem Patent seiner Untergebenen, sondern wußte mit großer Menschenkenntniß immer die Tüchtigsten herauszufinden. So hatte er den Artilleriecapitän Scharnhorst, den Viele der sogenannten „praktischen Offiziere" nur für einen „reitenden Gelehrten" ansahen, in ehrenvollster Weise ausgezeichnet und ihm die Sorge für die Vertheidigungsfähigkeit des wichtigen Menin übertragen; so zog er den jungen tapfern Dragoneroffizier, der ihm Beweise eines scharfen geistvollen Urtheils gegeben hatte, Vielen von höherem Range vor. Sollte er, als ihm die Gefahr bekannt geworden war, welche dessen Vater drohte, sich nicht für diesen bei seinem königlichen Halbbruder verwendet, das Vergehen in einem andern Lichte dargestellt haben, um wenigstens die bevorstehende Strafe zu mildern? Oder wäre es vielleicht der Höchstcommandirende der englisch-hannoverschen Armee, der Herzog von York, gewesen, welcher seine mächtige Fürsprache eingelegt hatte? In Driburg's Schrift war er, der zweite Sohn des Königs, bei einer etwaigen Trennung von England und Hannover als der künftige Kurfürst bezeichnet worden — sollte er den freimüthigen deutschen Edelmann, der ihm eine Krone in Aussicht stellte, dafür bestrafen lassen? Aber still! Wie konnte man einen königlichen Prinzen der Connivenz mit solchen hochverrätherischen Plänen fähig halten? Wenn Prinz Friedrich auch insgeheim nicht abgeneigt gewesen wäre, Hannover als eine selbständige Secundogenitur des englischen Königshauses, dafern ihm der Kurhut geboten würde, anzunehmen, so würde er sich doch nicht durch eine Verwendung für einen strafbaren Hochverräther zu dessen Ideen bekennen! Hinweg mit solchen Gedanken! Driburg wurde zwar nicht verhaftet, weil man seiner gewiß war, aber die Strafe des Landesverraths, wenn auch sehr abgeschwächt durch jene

Weisungen aus dem Cabinet, mußte über ihn verhängt werden, und die Rechte der Aristokratie, die er hatte antasten, die ehrenvolle Verbindung mit England, die untrennbar gemeinschaftliche Kriegspolitik beider blieben in alle Ewigkeit bestehen! Wer hätte damals geahnt, daß diese Kriegspolitik sich bald durch fremde Gewalt scheiden, daß von den dreizehn lebenden Kindern des Königs das achte, der jetzt 22jährige Prinz Ernst August, nach 44 Jahren den Thron des von England getrennten Königreichs Hannover besteigen, daß nach abermals 30 Jahren sein Sohn und mit ihm die Dynastie diesen Thron verlieren und daß unter der neuen Regierung der Adel seine starr festgehaltenen Vorrechte, die sich nicht mit der Verfassung des Staates vertrugen, endlich doch unwiederbringlich einbüßen sollte?

X.

Der Frühling war nach einem unfreundlich rauhen Nachwinter endlich mit Macht eingetreten, eine Woche sonniger Tage, ein paar linde Regennächte genügten, um Hain und Flur, Wald und Wiesen in frisches üppiges Grün zu kleiden. In ihrem kleinen wohnlich eingerichteten Zimmer zu Ebstorf im Stifte war Charlotte von Ringelheim mit Einpacken beschäftigt, um nach Holdern zu ihren Verwandten zu reisen. Sie hatte schon das Weihnachtsfest auf die Einladung ihres Oheims dort verlebt und war der Tante in allen ihren Sorgen ein wahrer Trost gewesen: Frau von Driburg hatte diese nicht mehr allein zu tragen vermocht und dem Bedürfniß, sich gegen ein liebevolles Herz ganz auszusprechen, endlich nachgegeben. So jung Charlotte auch noch war, so hatte sie sich doch schon unter traurigen Verhältnissen bewährt, sie war treu und klug, und Wilhelm's Mutter setzte auf sie noch eine schöne Hoffnung für das Glück ihres Lieblings. Wie sie, Charlotte, einst gestrebt hatte, den Frieden zwischen Ernst und seinem Vater zu vermitteln, wie sie Ernst's Andenken mit einem letzten Ehrenkranze durch ihre Mittheilungen verklärt, so war es auch in ihre Hand gegeben, den Schlag, welcher Wilhelm in der Verurtheilung seines Vaters treffen mußte, zu mildern, so daß er nicht seinen ganzen Lebensmuth vernichtete. Jetzt schien dieser schwer getrübt. Es war schon ein schlimmes Zeichen gewesen, daß Wilhelm von dem Urlaube, welcher ihm ohne sein Ansuchen von dem Grafen Wallmoden ertheilt worden war, keinen Gebrauch gemacht, daß er vorgezogen hatte, in Brüssel, statt in der Heimath, seine Genesung abzuwarten. Die Hoffnungen, welche die Mutter auf seine Anwesenheit im Vaterhause gesetzt hatte, waren dadurch vereitelt worden: sie hatte auf die sanfte Gewalt, die sie über sein Herz besaß, auf seine Liebe zu Charlotte und den Einfluß ihres klaren Geistes, auf eine Verständigung mit dem Vater gerechnet. Das Alles war vergebens gewesen, der Brief, der statt seiner ankam, hatte ihre Befürchtungen noch vermehrt, er sprach davon, daß er wohl nicht mehr felddienstttüchtig werden dürfte und daß er den Abschied nehmen wolle: wenn er dann doch hergestellt würde, so könne er ja in andere Dienste gehen, da der Krieg sich noch sehr in die Länge ziehen werde. Charlotte, welche den Brief las, verstand ihn nur zu wohl, er konnte die Schmach nicht tragen, als der Sohn eines auf Hochverrath Angeklagten unter den Waffengefährten zu bleiben, wenn diese auch ritterlich genug waren, ihn es nie fühlen zu lassen! Ob die Mutter die Stelle, welche sie mehrmals las, ebenso verstanden hatte, blieb zweifelhaft, sie sprach sich nicht darüber aus, aber daß sie dadurch sehr beunruhigt wurde, entging Charlotte nicht. Auf den Vater schien der Brief weniger Eindruck zu machen, er hatte wohl Aehnliches vorausgesehen und sich dagegen gestählt. Wenn der unglückliche Tod seines ältesten Sohnes ihm nicht den harten Sinn gebrochen hatte, wie konnte die Rücksicht auf das verletzte Gefühl des jüngern ihn beugen? Wenn Wilhelm sich seines Vaters schämte, so konnte er hingehen, wo ihn Niemand kannte und einen anderen Namen annehmen! So hatte sich Herr von Driburg in Charlottens Gegenwart geäußert, als diese zu Weihnachten in Holdern gewesen war: er hatte überhaupt nicht wie sonst vermieden, über seine eigene Angelegenheit zu sprechen, sondern seine Frau darauf vorbereitet, daß der Urtheilsspruch gegen ihn hart ausfallen müsse, dann aber hatte er zugleich mit Zuversicht behauptet, daß wenn derselbe auch für eine kurze Zeit in Kraft trete, das höchste Ge-

richt im deutschen Reiche ihn bald für null und nichtig erklären werde.

Nun war das Urtheil in erster Instanz gesprochen worden. Es lautete auf Landesverweisung, Confiscation der Güter und Verlust des Adels für seine Person. Einen so furchtbaren Spruch hatte Frau von Driburg doch nicht erwartet, sie war davon wie vernichtet, sie hatte alle Standhaftigkeit, alle Seelenkraft verloren: der Tod ihres Sohnes war eine Schickung von Gott gewesen, in welche sie sich, wenn auch von Gram gebeugt, in Demuth ergeben hatte, dies Schicksal aber war nicht vom Herrn als eine Prüfung verhängt, sondern selbst verschuldet. Vergebens stellte ihr Driburg vor, daß er Berufung gegen das Urtheil einlegen und schließlich eine glänzende Genugthuung erhalten werde, daß der Spruch noch härter, selbst auf Todesstrafe, hätte lauten können, daß ihnen die Güter in hannoverschen Landen nur auf eine kurze Zeit entzogen und sie den Verlauf des Processes in den höheren Instanzen ruhig auf ihrer hessischen Besitzung Bärenbronn abwarten würden, daß der Verlust des Adels nur seine Person, nicht seine Angehörigen betreffe und gerade dieser Theil des Urtheils einen Anhalt gebe, dessen Gültigkeit anzufechten, weil die Driburgs zur westfälischen Reichsritterschaft gehörten und dies Recht nicht durch ihren Güterbesitz im Hannoverschen verloren hätten, den reichsunmittelbaren Adel, wie dessen Standeserhöhung aber nur vom Kaiser, nicht vom Landesherren verliehen, folglich auch von den Landesgerichten nicht abgesprochen werden könne. Auf diese Auseinandersetzungen, deren letztere ohnehin sich dem Verständniß der Frau von Driburg entzog, hörte sie gar nicht, sondern gab sich einer solchen Trostlosigkeit hin, daß ihr Gemahl sich endlich bewogen fühlte, Charlotten kommen zu lassen, nach welcher sie sich sehnte.

Charlotte traf ihre Anstalten zur Reise mit schwerem Herzen, denn der Oheim hatte ihr kein Geheimniß aus dem Urtheil gemacht, das gegen ihn gefällt worden war. Während sie noch mit dem Einpacken beschäftigt war, das bei der traurigen Zerstreutheit ihrer Gedanken nur langsam von statten ging, wurde ihr von ihrer Dienerin Herr von Driburg gemeldet. Sie eilte ihm sogleich entgegen, aber nicht der Onkel, dessen Ankunft ihr ein neues Unglück zu verkündigen schien, sondern Wilhelm stand vor ihr. Fast bestürzt über diese unerwartete Erscheinung rief sie seinen Namen, ein Blick in sein Antlitz, in seine treuen Augen sagte ihr, daß er schon von Allem unterrichtet war. Die Feinde seines Vaters hatten dafür gesorgt! Unter der Hand nur! Der Spruch war noch nicht publicirt, vielleicht noch gar nicht gefällt gewesen, als Wilhelm in Brüssel durch einen Freund, der ihm stürmisch seine unveränderte Gesinnung beweisen wollte, unüberlegt und tactlos die Nachricht erhalten hatte: das Amtsgeheimniß schien diesmal auf schreiende Weise verletzt worden zu sein. Die schmachvolle Kunde hatte aber auf den jungen Offizier einen anderen Eindruck gemacht, als seine Mutter befürchtet und selbst sein Vater gedacht haben mochte. Sie hatte ihn zu einer Thatkraft geweckt, welche dem Ereigniß muthig ins Auge sah und ihn, da es nicht mehr zu ändern war, Entschlüsse fassen ließ, wie sie geboten schienen. Die bürgerliche Kleidung, in welcher ihn Charlotte erblickte, gab davon Kunde.

Er schloß das Mädchen in seine Arme, er hatte ein Recht dazu. Der Bund ihrer Herzen war geschlossen worden an dem Tage, als er vor dem Ausmarsch zum Kriege das letzte Mal in Holdern gewesen war, um Abschied, vielleicht für das Leben, zu nehmen: die Mutter hatte darum gewußt und für ihren Liebling, wenn die rechte Zeit gekommen sein würde, des Vaters Einwilligung leicht zu erlangen gehofft, da er doch selbst den Gedanken gehabt hatte, daß Charlotte die Braut seines Sohnes werden könne, wenn er damals auch an den ältesten, nicht an Wilhelm gedacht. Seitdem war die Hoffnung der Mutter in Erfüllung gegangen. Nach Ernst's Tode hatte der Vater in die künftige Verbindung gewilligt.

„Ich weiß Alles!" sagte der Angekommene, als seine Braut ihm fragend in das Auge sah. „Ich komme darum zu Dir, ehe ich zu den Eltern gehe."

Sie setzten sich, Beide tief bewegt, Hand in Hand zusammen, Charlotte zagte vor dem nächsten Augenblicke, auch sie hatte wie die Mutter befürchtet, daß Wilhelm das Unglück nicht mit Fassung ertragen, sondern dadurch zu einem leidenschaftlichen Schritte getrieben werden möge — sein Benehmen, das ihr eine kalte Verzweiflung

zu verrathen schien, beunruhigte sie mehr, als wenn er die heftigste Aufregung gezeigt hätte! Diesmal aber hatte sie ihn verkannt.

Sie brach zuerst das Schweigen, sie sagte ihm, daß sie im Begriffe stehe, nach Holdern abzureisen, wohin der Vater sie eingeladen habe. Er konnte sie jetzt begleiten.

„Dort ist mein Platz!“ sagte er. „Ich will mit den Meinigen auch das Unglück theilen, wie ich bisher Glück und Ehre durch meinen Vater genossen habe.“

Charlotte, von diesen Worten hingerissen, schlang den Arm um seinen Hals und küßte ihn unter Thränen der Rührung. Er erzählte ihr nun, daß er seinen Abschied gefordert habe, der ihm in Anbetracht seiner Beweggründe und daß er noch immer nicht kriegsfähig hergestellt sei, nicht verweigert werden könne, er sprach sich bescheiden, aber doch bestimmt darüber aus, daß er durch sein Verhalten in dem vergangenen Feldzuge wohl vor aller ehrenrührigen Mißdeutung seines Schrittes gesichert sei, besonders, da er zugleich um die Erlaubniß gebeten habe, nach seiner Herstellung in preußische Dienste gehen zu dürfen, um auch fernerhin an dem Kriege gegen den gemeinsamen Feind Theil nehmen zu können. Dem commandirenden General, der ihm sehr gewogen sei, habe er leider nicht mehr sein Gesuch und — Anderes, das ihm noch am Herzen gelegen, vortragen können, weil Graf Wallmoden bald nach der großen Heerschau, zu welcher der Kaiser Franz nach Brüssel gekommen, mit seinen Truppen zu dem Heere des österreichischen Feldzeugmeisters Clerfayt gestoßen sei, doch habe er sich erlaubt, dem Grafen in einem Privatschreiben seine Verhältnisse zu erklären. Wilhelm brach hier kurz ab, er wollte nicht vor der Zeit von den Hoffnungen reden, welche er auf seinen gütigen und einflußreichen Feldherrn gesetzt hatte, Hoffnungen, welche sich jedoch wegen entgegengesetzter mächtigerer Strömungen nicht erfüllen sollten.

Von den Ursachen, welche das Unglück über die Familie gebracht hatten, war zwischen den Beiden nicht die Rede: wie hätte Wilhelm seinem Vater jetzt auch in Gedanken Vorwürfe machen können! Sein Lehrer, auf dessen Urtheil er noch immer unbedingt vertraute, hätte ihm, wenn er ihn nochmals gesprochen, eine andere Ansicht über die Schritte seines Vaters, welche er nicht begriff, hören lassen und die seinige vielleicht berichtigt, aber Scharnhorst war nach der glänzenden Waffenthat in Menin, die ihm so hohen Ruhm und die Ernennung zum Major verschaffte, mit dem General von Hammerstein, dem er mit seiner Artillerie beigeordnet war, nach Brügge marschirt und Wilhelm war abgereist, ohne ihn noch einmal und, wie er meinte, zum letzten Male zu sehen. Beide sollten sich aber unter anderen Feldzeichen wiederfinden.

Der Vater war eben von einem Ritte über seine Felder, wo die Frühlingsbestellung im vollen Gange war, zurückgekehrt, als der Wagen, der seine Nichte bringen sollte, am Schlosse vorfuhr. Frau von Driburg sah vom Fenster aus, daß Charlotte nicht allein kam, sie blickte schärfer hin: „Wilhelm!“ rief sie plötzlich mit einem Tone, wie nur ein freudig aufwallendes Mutterherz dessen fähig ist. Sie eilte hinaus, der Vater suchte die Bewegung, die ihn nun doch auch übermannte, zu bewältigen und folgte langsam. Wilhelm, sobald er ihn erblickte, wandte sich sanft aus der Umarmung seiner Mutter zu ihm und ergriff die Hand, welche ihm der Vater entgegenstreckte. Da zog ihn Driburg, von der Gewalt des Gedankens, der ihn beherrschte und sich nicht abweisen ließ, übermannt, an seine Brust, es war aber nur ein flüchtiger Moment: sollte ihn der Sohn jetzt zerknirscht und weich finden, die Zärtlichkeit, welche er bisher nie genossen, den Erlebnissen der jüngsten Zeit zuschreiben, welche den Vater gebeugt hätten? Driburg trat einen Schritt zurück, faßte Wilhelm fest ins Auge und fragte:

„Weißt Du, was geschehen ist?“

„Ich weiß es, mein Vater!“ erwiederte der Sohn.

„Und Du kommst doch zu uns?“

„Deine Ehre ist auch die meinige!“

Da reichte ihm der Vater schweigend noch einmal die Hand, grüßte Charlotte, welche sich bis jetzt zurückgehalten hatte und sagte mit fester Stimme:

„Kommt herein, Kinder. Wir haben viel mit einander zu besprechen. Eure Verlobung soll nun erklärt werden. Hochzeit erst, wenn Alles entschieden ist.“

Er selbst trennte sich den ganzen Tag

über nicht von den Seinigen, er ließ aber nicht mehr, als ihm genehm war, in den Kreis der Besprechung ziehen und erst später, als die Mutter mit ihrem Sohne allein war, konnte sie ihr Herz ganz gegen ihn ausschütten. Er tröstete sie so viel als er vermochte; die Hoffnung des Vaters auf eine künftige Cassirung des Urtheilsspruches, welche er ihr so fest überzeugt noch oft wiederholt hatte, konnte Wilhelm nicht theilen: das Reichskammergericht zu Wetzlar war in seiner Langsamkeit und Ohnmacht so zum Gespött in ganz Deutschland geworden, daß selbst der junge Dragoneroffizier, welcher sich sonst wenig um Reichsangelegenheiten kümmerte, das deutsche Reich vielmehr nur dem Namen nach ohne alle Bedeutung vegetirend ansah, sich ein Urtheil über jenen schattenhaften Gerichtshof erlaubte.

„Darauf wollen wir nicht bauen!" sagte er. „Was geschehen ist, müssen wir tragen. Den Adel können sie uns nicht absprechen und wenn wir auch die kurbraunschweigischen Lande verlassen müssen und sie des Vaters hiesige Lehne confisciren, so wollen wir doch sehen, wer in Kurhessen auf Bärenbronn dem Driburg'schen Geschlechte etwas anhaben will. Es wäre am besten, wir zögen so bald als möglich hinüber."

Frau von Driburg äußerte das, ohne zu sagen, daß dieser Gedanke von Wilhelm ausgehe, gegen ihren Gemahl, wurde aber damit zurückgewiesen.

„Wollte ich jetzt aus Holdern weichen," erwiederte er, „so wäre es ein Zugeständniß, daß ich schon das Urtheil erster Instanz als berechtigt anerkenne und die Berufung an das Oberappellationsgericht nur der Form wegen gethan habe. Wenn die Herren in Celle aber, wie ich nicht anders erwarte, das Urtheil einfach bestätigen, so verspreche ich Dir, nach Hessen überzusiedeln, weil ich mich sonst, trotzdem ich sogleich Appellation an das Reichskammergericht ankündigen werde, einer gewaltsamen Vollstreckung des hiesigen Spruches aussetzen könnte. In Bärenbronn wollen wir dann die Cassation desselben, an der ich nicht zweifle, und meine Wiedereinsetzung in alle meine Rechte ruhig abwarten."

Auch gegen den Sohn sprach er sich in dieser Weise aus, er hielt es für nothwendig, nachdem er sich mit dessen Schritt, den Abschied gefordert zu haben und seinem Wunsche, in preußische Dienste zu gehen, einverstanden erklärt hatte: er mußte ihm für seine Zukunft eine festbegründete Aussicht mitgeben. Auf Wilhelm's Einwurf, was denn geschehen werde, wenn das Reichskammergericht wirklich eine günstige Entscheidung treffen sollte, um diese in Hannover zur Ausführung zu bringen, erwiederte er aufbrausend:

„Dann wird Execution verhängt — irgend ein Reichsstand, der die Macht dazu besitzt, wird damit beauftragt und das kann nur Preußen sein. Vielleicht rückst Du dann mit über die hannoversche Grenze, um Dein eigenes Recht durchsetzen zu helfen!"

Wilhelm konnte alle diese Hoffnungen nicht theilen, doch schwieg er, um den Vater nicht zu reizen. Es folgten nun Tage und Wochen der Erwartung. Noch ehe die Entlassung Wilhelm's aus hannoverschen Diensten eintraf, that Herr von Driburg Schritte, seinem Sohne eine Anstellung in der preußischen Armee zu sichern. Er war verwandt mit dem Grafen von Hardenberg, der, ein geborener Hannoveraner, vor zwölf Jahren wegen eines Privatzerwürfnisses mit dem Prinzen von Wales den vaterländischen Dienst verlassen, dann in Braunschweig als Kammerpräsident und später auf Empfehlung des Herzogs als Minister in Ansbach-Bayreuth fungirt hatte, nun aber bei der Vereinigung dieser Fürstenthümer mit der preußischen Krone in preußische Dienste getreten und seit dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich Armeeminister war — ein Kriegsministerium existirte noch nicht. Driburg schrieb an den Grafen Hardenberg und dieser vermittelte leicht die Anstellung seines jungen Verwandten in der preußischen Cavallerie. Er sagte zugleich dem Vater, wie wohl er dessen Auftreten nicht gut hieß, seine Hülfe bei der weitern Fortführung seines Processes zu. Wilhelm säumte, nachdem er seinen Abschied erhalten hatte, keinen Augenblick, sich zu seinem preußischen Regimente (Blücher-Husaren) zu begeben, er kam gerade noch zurecht, um Antheil an manchem glücklichen Gefecht und Handstreich desselben zu nehmen. Dies einzige Regiment machte in den beiden Feldzügen unter seinem unermüdlichen Führer an dreitausendfünfhundert Gefangene, er-

beutete siebenhundertvierundvierzig Pferde und eroberte elf Geschütze und sechs Fahnen. Aber Preußen sagte sich im nächsten Frühlinge los von der Coalition, deren Mitglieder längst uneinig geworden, einseitige Interessen verfolgten, und schloß seinen Separatfrieden zu Basel. Wilhelm Driburg kehrte mit seinem Regimente vom Kriegsschauplatze zurück und hatte wenigstens die Befriedigung, daß auch das hannoversche Truppencorps in Folge jenes Friedens, welcher Norddeutschland neutral erklärte, von der Theilnahme am Kriege zurückgezogen werden mußte.

Ein Theil der Wünsche, welche Herr von Driburg in seiner incriminirten Schrift ausgesprochen hatte, war also erfüllt. Sein Proceß nahm aber den erwarteten Fortgang, das Oberappellationsgericht bestätigte einfach den Spruch der ersten Instanz und legte seine Ankündigung einer Berufung an das Reichskammergericht zu den Acten, weil es dieselbe, gestützt auf das Jus de non appellando von 1718, für unstatthaft hielt. Driburg zögerte nun nicht länger, mit seiner Frau nach Hessen auf sein dortiges Gut überzusiedeln, Charlotte wollte sich von ihrer Tante nicht trennen, er bestand aber darauf, daß sie vor der Hand in ihr Stift zurückkehre, damit nicht seine ganze Familie ausgewandert sei. Dem Verwalter Hempel übertrug er, bis das Lehnsgut Holdern mit Beschlag belegt würde, dessen Bewirthschaftung und derselbe wurde auch unter der provisorischen Administration, die hiernächst eintrat, in seinem Amte gelassen. Ob das Lehn anderweitig vergeben oder zu den Domainen geschlagen werden solle, blieb zweifelhaft.

Es verging nun eine Zeit, in welcher Driburg mit angestrengter Thätigkeit seine Besitzung, die sehr vernachlässigt war, durch Meliorationen aller Art wieder in bessern Zustand brachte, er wartete auf das Schicksal seiner Appellation und verlor dabei auch die Zeitbegebenheiten, welche vielleicht eine günstige Wendung für ihn herbeiführen konnten, nicht aus dem Auge. Seine Frau lebte in stiller Ergebung, sie freute sich nur, daß Wilhelm so zufrieden in seiner neuen Lage war. An eine Rückkehr nach Holdern, an eine Genugthuung für ihren Gatten glaubte sie nicht, obgleich er ihr einen Brief des Grafen Hardenberg vorlas, der ganz tröstlich klang. Der Staatsmann, welcher den Frieden zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen, dann die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer, ihrem Anfall an die preußische Krone entsprechend, geordnet hatte und nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. als Cabinetsminister neben der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten noch mehreren Ressorts im Innern vorstand, hatte immer noch Zeit gefunden, das Interesse seines Vetters, wie er versprochen hatte, wahrzunehmen. Er glaubte, ihm eine raschere Erledigung seiner Sache verbürgen zu können, als sie je in den Annalen des Reichskammergerichts vorgekommen war.

Und das Erkenntniß erfolgte wirklich, wenn auch noch mehrere Jahre darüber vergingen! Es erregte das ungeheuerste Aufsehen, daß der Proceß in so unglaublich kurzer Zeit beendigt war und Herr von Kronfeld, welcher davon unter der Hand Nachricht erhielt, sagte: „Das ist ein Weltwunder! Das muß vor dem Ende jenes Forums sein!“ Ohne es zu ahnen, hatte er ein prophetisches Wort gesprochen: wenige Jahre darauf löste sich vor der Macht des Franzosenkaisers das tausendjährige deutsche Reich auf und mit ihm ging auch das Kammergericht ein. Herr von Kronfeld erhielt durch einen Freund im Geheimenrathscollegium zu Hannover die Nachricht von dem Erkenntniß in Driburg's Angelegenheit; die Herren der Regierung hatten den Gang des Processes, der so gefährlich beschleunigt wurde, durch Vertraute in Wetzlar beobachten lassen und von dem Spruche frühzeitig Kenntniß bekommen. Er lautete demüthigend genug für sie auf Vernichtung des Urtheils der Landesgerichte, Wiedereinsetzung des Herrn von Driburg in alle seine Ehren und Güter und im Weigerungsfalle der kurfürstlichen Regierung auf Execution, mit welcher der König von Preußen als Herzog von Magdeburg beauftragt wurde, indem er als solcher das Directorium im niedersächsischen Kreise führte, freilich abwechselnd mit dem Herzog von Bremen, welches wieder der Kurfürst von Hannover, also der in vorliegender Sache Verurtheilte war. Reichsdeutsche Verhältnisse!

Herr von Driburg hatte also sein Recht erstritten, es kam nur darauf an, ob die Regierung in Hannover dasselbe nun auch anerkennen oder es auf das Aeußerste an-

kommen lassen werde. Der Minister Hardenberg, welcher seinen Vetter beglückwünschte, war der Meinung, sie werde sich wohl davor hüten, aber er hätte seine Landsleute besser kennen sollen. Dort war man fest entschlossen, den Spruch des Reichskammergerichts, dessen Competenz man bestritt, nicht anzuerkennen, und als der Kammerbote zu Hannover erschien, um die Ausfertigung zu insinuiren, wurde er gar nicht angenommen, erhielt nicht einmal eine Bescheinigung, daß er es versucht habe, das Erkenntniß zu überreichen, und mußte völlig unverrichteter Sache wieder abreisen. Er nahm seinen Weg über den Landsitz des Herrn von Driburg, berichtete diesem in höchster Entrüstung, was ihm begegnet war, und stellte der renitenten Regierung die schrecklichsten Folgen in Aussicht: nach seiner Meinung mußte schon in der nächsten Zeit ein preußisches Executionscorps über die hannoversche Grenze rücken. So sanguinischer Hoffnung gab sich Driburg nicht hin, er hatte es nicht anders erwartet, als daß man noch so lange als möglich Widerstand gegen seine Rehabilitirung versuchen würde, und wenn er auch nach den Aeußerungen seines hochgestellten Vetters glauben mußte, daß Preußen schließlich Ernst machen werde, so wußte er doch, daß die Sache nun erst in das Stadium der Unterhandlung treten müsse und daß dazu, bei der Abneigung des Königs Friedrich Wilhelm III. vor extremen Schritten, viel Zeit gehöre. Einstweilen begnügte er sich mit dem gewonnenen Erfolge und sorgte dafür, daß das Erkenntniß des höchsten Gerichtshofes deutscher Nation mit den so scharf und klar ausgesprochenen Gründen auch in den weitesten Kreisen bekannt werde, indem er dasselbe mit Glossen in einer neuen Druckschrift veröffentlichte. Durch die angeführten Gründe war nach seiner Meinung der Anklage der Boden unter den Füßen weggezogen, indem dargethan wurde, daß zu derselben das Kennzeichen des Landesverraths, „eines Unternehmens gegen die Selbständigkeit, Sicherheit und Unverletzlichkeit eines Landes im Interesse einer auswärtigen Macht" fehle, indem gerade der Wunsch ausgesprochen sei, Hannover unter einem jüngeren Prinzen seines Regentenhauses von einer auswärtigen Macht zu trennen und daß überhaupt die ganze incriminirte Schrift nur als eine subjective Meinungsäußerung anzusehen, weil kein Schritt zur Verwirklichung derselben geschehen und ein Theil der strafbar befundenen Forderungen durch den Baseler Frieden, welcher den Rücktritt Hannovers vom Kriege bewirkt habe, hinfällig geworden sei. Derselbe Verleger in Leipzig, welcher die erste Schrift gedruckt hatte, übernahm mit Freuden den Druck und die Veröffentlichung der zweiten.

Es ließ aber dem Herrn von Driburg keine Ruhe, er mußte seinen Feinden noch einen Schlag ins Gesicht geben, da die Verhandlungen wegen der Execution am Ende doch im Sande verrinnen konnten. Ohne seiner Frau die Absicht kundzugeben, welche sie mit aller Kraft bekämpft haben würde, erklärte er ihr eines Abends, daß er eine nothwendige Reise zu machen habe, deren Anlaß sie nach seiner Rückkehr erfahren solle. Er hatte Bärenbronn in längerer Zeit gar nicht mehr verlassen, sie wunderte sich daher, fragte jedoch nicht weiter, da sie doch keinen Bescheid erhalten hätte und seine Ruhe ihr keinen Anlaß zur Besorgniß gab. Nur seine Nichte glaubte zu bemerken, daß diese Ruhe nicht ganz natürlich sei. Charlotte Ringelheim hatte wieder ihren bleibenden Aufenthalt bei den Verwandten genommen und brachte nur gewisse Zeiten, welche die Statuten des Fräuleinstifts forderten, in Ebstorf zu. Sie war mit ihrem Onkel in London, seit dieser gefordert hatte, daß sie mit der Familie Driburg allen Verkehr abbreche, zerfallen, und Driburg, welcher durch seine Frau das erfahren, hatte sie herzlich zu sich eingeladen und wie eine Tochter aufgenommen. Er hatte sie um den Brief gebeten, welchen sie als Antwort auf jene Zumuthung geschrieben hatte, Charlotte war aber nicht zu bewegen gewesen, ihm denselben zu geben: nur die Mutter durfte wissen, daß sie darin auch mit Muth und Offenheit eine Erklärung gegeben hatte, welche ihre Zukunft betraf.

Driburg reiste gerades Weges nach Hannover. Er richtete sich so ein, daß er spät Abends in einem Dorfe nahe bei der Hauptstadt ankam, hier übernachtete er, und ging noch vor Tagesanbruch aus, um gleich, nachdem die Thore aufgeschlossen wurden, in die Stadt zu gelangen. In dieser frühen Morgenstunde, wo die meisten Bewohner noch in tiefem Schlafe lagen, brauchte

er nicht zu fürchten, von Jemandem, der ihm gefährlich werden konnte, erkannt zu werden. Rasch schritt er vom Kalenberger Thore durch die engen Straßen, erreichte sein Ziel und führte unbemerkt sein Vorhaben aus. Gern wäre er noch bei Einem, der es wohl mit ihm meinte, wenn auch nur auf einen Augenblick, eingekehrt, aber er wollte diesen nicht einem Zufalle, der ihn compromittiren konnte, aussetzen, er war doch nun einmal noch ein Geächteter und der Verkehr mit ihm konnte für eine Theilnahme an dem Complotte, welches den Untergang des Staates bezweckte, angesehen werden. So gab er den Wunsch auf, Scharnhorst, ehe dieser seine Heimath auf immer verließe, noch einmal zu sprechen, und ging durch andere Straßen und ein anderes Thor, als auf dem Herwege, aus der Stadt. Als der Morgen dann weiter vorrückte, bemerkten Vorübergehende ein großes Placat an der Mauer des Regierungsgebäudes, bald sammelten sich Menschen davor und drängten immer mehr hinzu: es war das freisprechende Erkenntniß des Reichskammergerichts in der Anklage gegen Herrn von Driburg!

Mit vielem Humor erzählte der Heimgekehrte seiner erschreckenden Frau, was er gethan hatte, und setzte dann ernsthaft hinzu:

„Das Land, das ganze Volk soll es erfahren, wie Jeder, der es wagt, seine Stimme für die allgemeine Wohlfahrt zu erheben, behandelt wird. Ich hoffe doch, daß auch Vielen meiner Standesgenossen die Augen aufgehen werden und sie erkennen, daß ich nicht zu ihrem Nachtheil gesprochen habe und kein Jakobiner bin."

„Wenn man Dich aber auf Deiner Reise oder in Hannover erkannt hätte!"

„Dann säße ich jetzt freilich nicht in Bärenbronn, sondern hinter Schloß und Riegel. Es käme indessen doch darauf an, wer mich erkannt hätte! Scharnhorst, Kronfeld, Rechberg und viele Andere würden mich nicht denuncirt haben. Kein Mensch wird ahnen, daß ich das Placat angeschlagen habe, sonst würde seine Wirkung freilich etwas beeinträchtigt werden. Ich habe noch mehr riskirt, Karoline, ich habe noch einen Abstecher nach Holdern gemacht."

Die Frau erschrak von Neuem.

„Nun, ich bin ja bei Dir in salvo!" lachte er. „Ich wollte nur einmal sehen, wie der Administrator für den Fiscus gewirthschaftet hat. Auf dem Hofe bin ich natürlich nicht gewesen, sondern nur im Pfarrhause. Da war denn richtig der junge Loßmann, der die Pfarre nach seinem verstorbenen Vater erhalten hat, schon eingezogen — was wirst Du dazu sagen, daß er das Mädchen aus Grund heirathet? Ja, sieh mich nur groß an: die Bergmannstochter!"

Charlotte trat eben ein, sie hatte die Ankunft des Onkels nicht erfahren und war erfreut, ihn wiederzusehen. Die Nachricht aus Holdern, welche sie beim Eintreten soeben aus seinem Munde gehört, beschäftigte sie zunächst, sie verschwieg aber, was sie dabei dachte, sie hatte ja bei ihrer Unterredung mit Dorothea Röser einen Blick in ihr Herz gethan und wußte, daß es dem Verstorbenen, der ihr eine solche Liebe geweiht, im Stillen gehört, wenn sie es ihm auch streng verborgen hatte. Daß sie jetzt die Werbung des jungen Geistlichen angenommen, fand sie begreiflich, wie hätte das arme Mädchen dem Wunsch und Willen ihrer Mutter widerstehen können? Sie wurde gewiß ein pflichttreues Weib und lernte den Gatten, den sie achten mußte, endlich auch lieben.

Driburg, da ihm Alles so geglückt war, that es nun leid, in Hannover nicht dennoch den früheren Lehrer seines Sohnes besucht zu haben, da Scharnhorst nun auch, wie es Wilhelm gethan, in preußische Dienste trat. In Hannover war ihm alle Aussicht auf eine höhere Stellung benommen, weil er nicht von Adel war. Was konnte er denn nach der Meinung derer, welche Geltung hatten, mehr verlangen, als was er schon erreicht hatte? Für die Vertheidigung von Menin und das glänzende Durchschlagen der Besatzung, das er geleitet, war er Major geworden, man hatte ihn dann zum Generalquartiermeister ernannt, zum Oberstlieutenant befördert — wie konnte er nun fordern, daß ihm die Zusicherung gegeben werde, in seiner Tour einst Commandeur eines Cavallerieregiments zu werden? Er hatte allerdings seine Laufbahn in der Cavallerie angefangen, war Dragoneroffizier gewesen, er war unleugbar ein verdienter, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneter Offizier, dessen Ruf schon über die hannoverschen Grenzen hinausgedrungen war — aber deshalb ein

Cavallerieregiment, er als der erſte Bürgerliche? Nimmermehr! Der Herzog von Braunſchweig hatte ihn dringend dem Könige von Preußen empfohlen, und dieſer ihm eine vortheilhafte Anſtellung anbieten laſſen, mochte er dieſelbe annehmen, man wünſchte ihm Glück dazu! Preußen und ganz Deutſchland kann ſich aber noch mehr Glück wünſchen, daß der ausgezeichnete Mann in eine Stellung kam, in welcher er die ganze Größe ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes entfalten und die Waffen für die Befreiung Deutſchlands vom Fremdjoche ſchmieden konnte, deren Morgenroth ihm zwar nur zu ſchauen beſchieden war, aber doch mit der feſten Zuverſicht auf die kommende Sonne des Sieges!

Driburg wünſchte ſehr, daß ſein Sohn wieder in Beziehung zu Scharnhorſt treten ſollte, das war aber vor der Hand unmöglich, da Beide nicht zu derſelben Waffe gehörten. Den Gutsherrn von Bärenbronn nahm bald auch ſeine perſönliche Angelegenheit wieder in Anſpruch. Ihm ging ein Schreiben von ſeinem alten Freunde Kronfeld zu, das ihn mit Entrüſtung füllte. Kronfeld behauptete, zu der Eröffnung ermächtigt zu ſein, daß Driburg, wenn er ein Gnadengeſuch an den König richte, auf eine völlige Wiedereinſetzung im Sinne des reichskammergerichtlichen Erkenntniſſes rechnen dürfe.

„Gnade!“ rief Driburg, den Brief zornig auf den Tiſch werfend. „Ich will mein Recht haben, aber keine Gnade!“

Vergebens waren alle Vorſtellungen und Bitten ſeiner Frau, vergebens mahnte ſie ihn, doch auch an ſeinen Sohn zu denken, er ließ ſich nicht abhalten, Kronfeld nachdrücklich abweiſend zu antworten.

Auf die preußiſche Execution zu ſeinen Gunſten rechnete er nicht mehr, Hardenberg ſchrieb ihm, er möge Geduld haben, vielleicht werde ſich bei der bevorſtehenden Occupation, welche Englands Gewaltthätigkeiten zur See veranlaßt hatten, Alles ſchlichten laſſen. Aber dieſe Beſetzung ging raſch vorüber, weil England nun auch Frieden mit Frankreich ſchloß, die hohe Politik hatte mehr zu thun, als ſich um einen Landedelmann zu kümmern; in Driburg's Sache war nichts geſchehen und die Ueberanſtrengung des Reichskammergerichts in derſelben ſchien durch die folgende Verſchleppung reichlich wieder aufgewogen zu werden.

Da trat die Kataſtrophe ein, welche das Schickſal von Hannover ganz in Frage ſtellte. Die Franzoſen beſetzten das Land, weil England den Krieg ſchon nach einem Jahre wieder angefangen hatte, die Verwaltung ging in franzöſiſche Hände über. Driburg erhielt von mehreren Seiten den Rath, ſich an Marſchall Bernadotte zu wenden, der nach Mortier Gouverneur von Hannover geworden war und ſich allgemeine Achtung erworben hatte, aber der deutſch geſinnte Mann wies mit großem Unwillen den Rath zurück: ſollte er von den Fremden erbetteln, was er von ſeinem Fürſten als Gnadengeſchenk verſchmäht hatte? Ein Jahr darauf hatte er wenigſtens eine Freude in ſeinem Hauſe: ſein Sohn Wilhelm kam unerwartet nach Bärenbronn, aber freilich der Anlaß dieſes Beſuches trübte denſelben. Preußen hatte Hannover als Geſchenk von Napoleon, als Entſchädigung für ſeine Abtretungen angenommen, preußiſche Truppen waren in das Land gerückt. Driburg ſprach ſich heftig dagegen aus, er kam aber mit ſeinem Sohne überein, von den Welt- und Staatshändeln gar nicht zu ſprechen und ſo benutzte dieſer denn ſeinen kurzen Urlaub, um den Vater zu bewegen, die Zeit zu ſeiner Vermählung, die er immer noch verſchoben hatte, endlich zu beſtimmen. In ſeinem Geiſte hatte Driburg eigentlich die Abſicht gehabt, ſeine Rückkehr nach Holdern durch die Vermählung ſeines Sohnes glänzend zu feiern und darüber war ſchon eine lange Zeit ſeit der Verlobung des jungen Paares vergangen. Jetzt aber, wo die Erfüllung ſeines Wunſches in der Weiſe, wie er ſie allein annehmen konnte, in nebelhafte Ferne gerückt, vielleicht gar nicht mehr zu hoffen war, entſchloß er ſich ſchnell, veranlaßte das nur einmalige kirchliche Aufgebot und ließ die Trauung ſogleich folgen. Die junge Frau ſollte ſo lange in Bärenbronn bleiben, bis Wilhelm eine feſte Garniſon erhalten hatte.

Aber die Ereigniſſe folgten ſich nun ſo raſch, daß an den eigenen Herd für das Ehepaar noch lange nicht gedacht werden konnte. Preußens Verhältniß zu Frankreich wurde geſpannt, der Krieg war unvermeidlich und Wilhelm ſprach aus ſeinem pommerſchen Standquartiere, in welches er nach der Räumung Hannovers zurückgekehrt war, nur die allgemeine kriegsfreu-

dige Stimmung der jüngern Offiziere aus, wenn er schrieb:

„Wir sind die Einzigen, welche die Schmach, die der korsische Emporkömmling über Deutschland gebracht hat, in ungebrochener Kraft rächen können!“

Wie diese Zuversicht bitter getäuscht wurde, ist bekannt. Preußen stürzte tiefer als die anderen deutschen Staaten, deren Fürsten zu Napoleon's Vasallen herabgesunken waren, tiefer als Oesterreich, das sich von seinen Niederlagen immer zu neuen Kämpfen aufraffte. Das hessische Land, in welchem Driburg's Gut lag, wurde zu dem Königreiche geschlagen, das Napoleon für seinen jüngsten leichtfertigen Bruder in Deutschland errichtete, es währte nicht lange, so kam auch der Theil von Hannover dazu, welcher Driburg's Heimath war. Die alten Verhältnisse waren nun so zusammengestürzt, daß Herr von Kronfeld keinen Anstand mehr nahm, seine Freundschaft zu erneuern; es hatte ihn geschmerzt, die Verbindung mit Driburg abzubrechen, aber er hatte den Muth nicht gehabt, dem Andrängen seiner Gesinnungsgenossen zu widerstehen. Jetzt schrieb er zuerst an den alten Freund, um sich eine gute Aufnahme zu sichern, ehe er ihm persönlich nahte. War Driburg im Laufe der Zeit milder geworden, daß er ihm freundlich antwortete und ihn nach Bärenbronn einlud? Dem kleinen Herrn fiel ein Stein vom Herzen und doch fürchtete er sich vor dem Wiedersehen. Er hatte es aber nicht nöthig, denn er wurde so herzlich wie in alten Zeiten empfangen und ging auf Driburg's Vorschlag, von den Dingen, welche sie getrennt hatten, gar nicht mehr zu reden, sehr gern ein.

„Wo ist denn aber Dein Schwiegertöchterchen?“ fragte er, nachdem er sich einigermaßen zurecht gefunden hatte. Er wußte um die Heirath seines Pathen Wilhelm mit dem Fräulein von Ringelheim, wenn sie ihm auch nicht angezeigt worden war.

Charlotte hatte sich zu ihrem Manne begeben. Dieser war bei der Reduction der preußischen Armee nicht inactiv geworden, sondern anfangs in seinem Husarenregimente verblieben, dann aber bei der Errichtung leichter Garde-Escadrons nach Berlin versetzt worden, wo es dann endlich möglich geworden war, seine Frau zu sich zu rufen und sein eigenes Hauswesen einzurichten. Kronfeld wünschte Glück dazu und kam nun auf den eigentlichen Zweck seines heutigen Besuches, wobei er allerdings auf unliebsame Verhältnisse zurückgreifen mußte. Er hatte Bekannte in allen Regionen, und von einem solchen, der dem neuen lustigen Hofe zu Kassel nahe stand, war ihm insinuirt worden, daß man dort nicht abgeneigt sei, dem landsässigen Adel, wenn er sich der neuen Regierung mehr nähern wolle, Zugeständnisse und Vortheile zu gewähren, namentlich hatte man ihm gesagt, daß Herr von Driburg, dessen Proceß eine cause célèbre geworden war, im Falle er sich nicht länger zurückhalte, wie bisher, alle Aussicht habe, wieder in den Besitz seiner hannoverschen Güter zu gelangen, über die man, weil sie als Domainen betrachtet würden, freie Verfügung habe.

Driburg hörte ihn wider alle Vermuthung ganz ruhig an, dann sprach er:

„Du meinst es gut, alter Kerl. Aber ich mag von den Franzosen und ihren Speichelleckern nichts geschenkt haben. Ignorire die Sache ganz gegen die Leute, welche Dich gestempelt haben, mich zu sondiren, sage ihnen, sie sollen selbst mit mir reden, dann werde ich ihnen schon antworten.“

„Ich werde mich hüten. Damit Du Dich in neue Gefahren bringst mit Deiner scharfen Zunge, nicht wahr! Wir müssen jetzt unterducken, uns ganz still verhalten. Uns Gutsbesitzern können sie nichts weiter anhaben, als uns mit neuen Abgaben plagen, sonst sind wir unabhängige Leute.“

Damit war die Sache abgemacht und Kronfeld kam auch bei späteren Besuchen nicht mehr darauf zurück. Er und die Seinigen freuten sich, Driburgs wieder bei sich zu sehen, die Schranke zwischen den Familien war mit der zwischen den Ländern gefallen. Einen Vortheil für Deutschland hat wenigstens die sonst so fluchwürdige Franzosenwirthschaft gehabt, daß sie die ersten Schritte zur Verminderung der viel zersplitterten Hunderte von selbständigen Landgebieten gemacht hat. Die Idee der Einheit Deutschlands war aber damals in dem stumpfsinnig und gleichgültig gewordenen Volke noch gar nicht aufgekommen: auch fühlte man die Faust des Fremden zu schwer, um sie einer Wohlthat fähig zu halten.

„Ruhig ausharren!“ sagte Driburg, wenn von dem fast unerträglich werdenden Drucke die Rede war. „Es wird ja wohl die Zeit der Abrechnung kommen!“

Einige Jahre mußten freilich noch vergehen, ehe diese Zeit, die Zeit der glorreichen Erhebung zur Befreiung des Vaterlandes kam und der Theaterthron des Königreichs Westfalen in die alten Stücke aus einander fiel, aus denen er zusammengeleimt war. Die geraubten Lande kehrten unter ihre frühere Herrschaft zurück und es kam nun endlich für den alten Hartwig von Driburg der Augenblick der Genugthuung, auf den er seit so langer Zeit gehofft hatte. Längst war ein Wechsel der Personen im Cabinet seines unheilbarer Schwermuth verfallenen Monarchen eingetreten. Graf Münster war jetzt vortragender Minister am Hofe, ihm verdankte es Driburg, daß er wieder in den Vollbesitz seiner Ehren und Güter kam. Es war für ihn ein erhebender Tag, als er mit den Seinigen in sein Erbgut zurückkehrte, er hatte sich einen förmlichen Empfang, wie er ihm dort bereitet werden sollte, verbeten, doch wurde er jubelnd begrüßt, die Leute hatten vergessen, wie streng und hart er zuweilen gewesen war und erinnerten sich nur seiner guten Eigenschaften, seiner Gerechtigkeit und seiner Fürsorge für Nothleidende. Auch aus der Nachbarschaft waren viele Bekannte gekommen und der Verwalter Hempel hatte mit der Wirthschafterin für alle Fälle ein anständiges Mahl vorbereiten lassen. Zu diesem fand sich denn eine ziemlich große Gesellschaft ein, auch der Pastor Loßmann mit seiner Frau war geladen und diese mußte neben dem Sohne vom Hause sitzen. Ob Dorette wohl daran gedacht hat, daß es ihr hätte beschieden sein können, unter ganz anderen Verhältnissen in diesem Saale, an dieser Tafel zu sitzen? Wenn ein solcher Gedanke in ihrer Seele aufdämmerte, so ließ sie ihn wenigstens nicht zur Klarheit kommen.

Als die Gesellschaft in bester Stimmung war, stand der kleine Herr von Kronfeld auf, hob seinen mit Rheinwein gefüllten Römer und sprach:

„Auf das Wohl unseres Wirths, der wie ein Fels im Meere in allen Stürmen gestanden hat und nun zu unserer Aller Freude wieder in die Hallen seiner Väter zurückgekehrt ist! Er möge noch lange leben und sein Geschlecht grünen, blühen und Früchte tragen bis an das Ende aller Tage!“

Der wohl memorirte Toast wurde mit lebhaftem Hochrufen und Gläserklingen aufgenommen, einige der Gäste und zwar gerade solche, welche sich zu einer gewissen Zeit ganz von Driburg zurückgezogen hatten, sprangen von ihren Stühlen auf, um ihn zu umarmen: er aber stand auch hier wie ein Fels im Meere und ließ sich unbewegt von den Wogen dieser neuerwachten Freundschaft umrauschen, er wußte, daß eine Rückfluth bei künftigem Anlaß nicht unmöglich war. Ihm ist jedoch diese Erfahrung an seinem Lebensabend erspart geblieben.

Wiener-Neustadt.

Ein

Blick auf die äußerste Grenze unseres Vaterlandes.

Von

Wendelin Boeheim.

„Neustadt gleicht den Gärten der Hesperiden, wo die reizendsten Anlagen mit Wasserleitungen und kunstreichen Springquellen, mit grünen Wiesenteppichen und lachenden Fluren ergötzlichen Genuß und reichliche Labung bieten;“ so schildert Aeneas Sylvius im 1. Buche seiner Briefe die „neue Stadt“ zur Zeit Friedrich's IV. und wahrlich, wenn wir deren Baureste aus jener Zeit uns im Geiste vervollständigen und mit dem Reichthume, mit jener wohlfundirten Behäbigkeit des Bürgers im Mittelalter in Einklang bringen, so hat der feine Poet und Vorläufer der Renaissance nicht weit von der Wahrheit sich entfernt. Ein zweiter Bewunderer der Stadt von wenig jüngerem Alter ist „Bonfin in seiner Ungarischen Chronik;“ in weniger gewähltem Wort, in markiger Sprache schildert uns der Autor die Wichtigkeit, Stärke und Schönheit Neustadts, der Vormauer Deutschlands gegen die steten Angriffe der wilden östlichen Völker.

Die alte Grenzveste Pütten, im südöstlichen Winkel Niederösterreichs gelegen, deren Existenz bereits die Peutinger'sche Tafel bezeugt, war schon am Beginn des zwölften Jahrhunderts derart verfallen und

entvölkert, daß Herzog Leopold VI., der Tugendhafte, bald nach seiner zu Worms 1186 erfolgten Belehnung mit Steyermark auf dem Rathstage zu Fischau den Beschluß faßte, auf günstigerem Boden an

Becher des Königs Matthias Corvinus.

der Grenze Ungarns eine neue Veste zu erbauen, um das Reich wider die feindlichen Einfälle der Ungarn zu schirmen.

So entstand zwischen den Jahren 1192 bis 1194 auf damals noch steyerischem Boden, im Bezirke der alten Grafschaft Pütten, die „Newenstatt," das heutige Wiener-Neustadt.

Neustadts Stifter und Erbauer übergab das nicht vollendete Werk an seinen Nachfolger Leopold VII., welch letzterem eigentlich das Verdienst gebührt, durch die Wehrhaftmachung der Stadt und Burg den Grund zu deren nachmaliger Wichtigkeit gelegt zu haben.

Nach kurzer Zeit ihres Bestandes trat die neue Stadt in eine kräftige lebensvolle Epoche unter dem Scepter Friedrich's des Streitbaren, jenes wunderbar von seinem Volke verehrten leichtsinnigen aber liebenswürdigen Fürsten.

Es erfüllt ein Zug eigenthümlicher Schwärmerei das ganze Mittelalter, vorzüglich in Deutschland, Frankreich und Spanien. Nirgends ist diese Schwärmerei schärfer und in innigeren Formen ausgeprägt, dabei aber von Beweisen tüchtiger Volkskraft begleitet, zum Ausdrucke gekommen, als in dieser Epoche bis zum Eintritte des Zwischenreiches.

Dem letzten Aufflackern der Flamme gleich, concentrirte sich das romantische Leben in allem Thun; die Sänger wanderten durchs herrliche Oesterreich, Lieder und Leiche ertönten allenthalben, der sittige Tanz ward üblicher, viel gepflegt von dem heiteren Fürsten und seinen Rittern. Wort und That in sorgsam feine Form gebracht war dem Lobe der Frauen gewidmet. Die Ritter durchzogen mit Gefolge das Land holder Minne halber; die alten schönen Tage der Tafelrunde schienen wiederzukommen. Ringsum herrschte die Poesie und trug ihre Spenden bis in die Hütten der Hörigen; — der ritterliche Herzog Friedrich hauchte die junge Seele am Felde nächst Neustadt aus; der Sang verstummte vor dem Getöse der Harnische und das liebliche Bild der Romantik löste sich in blutiges Gewirre auf. —

Es giebt eine Volksseele und sie äußert sich im höchsten Weh durch gellende Schreie, deren Ton nie mehr im Volke vergessen werden kann. Da lag der todte Fürst, der Abgott seines Volkes, am Abende des 15. Juni 1246 in der Kirche zu Neustadt und der Dichter sang:

„Daz ist Herzog Friderich
Von des tode Österich
Soll ymer weinen und klagen," ꝛc.

Lange nachdem der Herzog im Kloster

Heiligenkreuz seine Ruhestätte gefunden, hören wir eine wehmüthige Stimme:

„Und könnten wir Dich mit blutigen Nägeln aus der Erde graben, wir würden es thun!“ —

Doch werfen wir innerhalb des Rahmens der Geschichte Neustadts einige Streiflichter auf die bezeichnete Epoche.

Bekannt sind des ritterlichen Minnesängers Ulrich von Lichtenstein abenteuerlichen Züge durch das österreichische Land. Im ersten, 1234, zog Ulrich als Königin Venus in zahlreicher Begleitung gegen Neustadt. Schon vor seinem Einzuge verstach er in Gegenwart von über tausend Rittern und Edlen neun Speere an Berthold von Emerberg, Wulfing von Horschendorf und fünf anderen Rittern, wogegen er sechs goldene Finger als Preise verehrte, zum Andenken daran, daß er einmal im ritterlichen Kampfe für seine erkorene Dame einen Finger eingebüßt hatte. Ein zartes Abenteuer im Bade zu Neustadt erzählt Ulrich in seinem „Frauendienst“ nicht ohne breites Behagen.

Aber noch weit glänzender und in seiner Idee weniger abgeschmackt war Ulrich's zweiter Zug als König Artus: Er kam eines Sonntag Morgens mit mehr als hundert Rittern in drei Bannern unter Paukenschlag und Fidelei gen Neustadt gezogen. Am Steinfelde brachte ihm ein Bote Friedrich's die Nachricht, daß sich der Fürst von Oesterreich seiner Ankunft freue, ihm dafür danke, daß er aus dem Paradiese sein Land durch Besuch beehre und daß er drei Speere mit ihm verstechen wolle.

Zu Neustadt empfing ihn Herzog Friedrich, führte ihn nach Kezelinsdorf zum Tyost und gab ihm darauf ein großes Turnier, bei welchem auch Friedrich mitstach bis in die finstere Nacht. Ulrich blieb auf Einladung des Herzogs in Neustadt und hatte bald Gelegenheit, in den folgenden schweren Zeiten ernstere Ritterpflicht zu üben.

Herzog Friedrich besaß eine eben so kräftige, wahrhafte und biedere, als leichtsinnige und sorglose Natur und seine Hinneigung zu leichtfertigem und wüstem Leben brachte ihn bald in die größten Verlegenheiten, aus welchen er sich aber jedesmal durch Muth und Kraft, Factoren, die im Mittelalter nicht ungewürdigt blieben, zu retten wußte.

Seine Kämpfe mit der Kuenringen, mit König Andreas von Ungarn, mit den aufständischen Wienern, mit Ottokar und Wenzel von Böhmen, und vor Allem mit Kaiser Friedrich II., welche alle zu seinem Vortheile endeten, zeigten seine Energie und richtige Beurtheilung der jeweiligen Sachlage auf das Deutlichste.

Neustadt blieb während der Zeit der Reichsacht des Herzogs diesem getreu und ließ sich selbst nicht durch die mächtigen Lockungen des Kaisers, der die Stadt mit einer goldenen Bulle bedachte und zur freien Reichsstadt erhob (1237) in ihrer Treue wankend machen.

Aber in einem neuen Kriege unterlag der heldenmüthige Herzog dem Schicksale. Bela IV. war mit Sophia, der Gemahlin Friedrich's, verwandt. Friedrich's Scheidung von Sophia erregte den Zorn Bela's und es war zu Neustadt, Friedrich saß eben beim Festmahle, welches er zur Feier des Friedens und der Aussöhnung mit dem Kaiser gegeben, als die Boten Ungarns, Böhmens und Baierns ihm den Handschuh hinwarfen und blutige Fehde verkündeten.

Doch Friedrich, so betroffen er sich über diese neue Feindschaft zeigte, war nicht der Mann, sich überraschen zu lassen, und suchte seine Feinde einzeln zu schlagen.

Er lieferte den Böhmen das Treffen bei Laa, in welchem er die Feinde in die Flucht schlug und selbst der König nur mit Noth entkam. — Da rückte 1246 Bela den geschlagenen Böhmen zu Hilfe und lagerte sich an der Laitha. Am 15. Juni 1246 kam es am sogenannten Ungerfelde vor Neustadt zur Schlacht. „Streitet heute wohl,“ rief Friedrich, „so will ich Euch Alle reich machen!“ — und die Schaaren stritten mit unüberwindlicher Tapferkeit — schon waren die Ungarn blutig über die Laitha zurückgeworfen und in der Flucht begriffen, der Tag war für Oesterreich und Deutschland gewonnen — da riß plötzlich heißes Blut den Herzog zur Tollkühnheit hin, er ritt, nur von Wenigen begleitet, mitten in die Reihen der fliehenden Feinde, brach unter dem verwundeten Pferde zusammen und wurde wahrscheinlich im Getümmel des Kampfes zu Tode getreten.

So heißt es über den Tod Friedrich's in den Suntheim'schen Tafeln: „Und ist ein

Zweifl ob er von veinten oder von freundn seines Lebens beraubt worden sey."

So bewegt und für das Geschick Deutschlands wichtig auch die Geschichte Neustadts ist, so muß doch vieles Interessante aus Mangel an Raum verschwiegen bleiben und es ist uns nur vergönnt, gewisse historische Hauptpunkte dem Leser vor Augen zu legen.

Franz Rakoczy.

Eine solche historische Epoche von größerer Bedeutung ist die Regierungszeit Friedrich's IV. An sich ist sie durch die bekannte Schwäche, den Aberglauben, den Geiz und den Wankelmuth des Kaisers eine Epoche der größten Zerfahrenheit; in Bezug auf das österreichische Volk aber und speciell der Bürger Neustadts gehört sie unter die schönsten der Geschichte; denn wenn die Ostmark des deutschen Reiches in jener Zeit von der Ueberfluthung der Barbaren verschont blieb, so hatte dies der Kaiser nebst seinem Volke vorzüglich der Treue und Aufopferung der Bürger Neustadts zu danken.

Neustadt war im Beginne der Regierung Friedrich's einer der stärksten Punkte geworden. Sie bildete ein längliches Viereck aus starken und hohen Mauern und Thürmen; die Mitte jeder Seite war mit einem mächtigen Thorthurm nebst tüchtigen Außenwerken versehen. — Die südöstliche Ecke nahm die Burg ein, welche für sich aufs Stärkste befestigt und ringsum mit einem tiefen Wassergraben umfaßt war. Kein Herrscher hatte für die Verschönerung und Befestigung Neustadts mehr gethan als Friedrich IV. Noch heute finden wir häufig an Häusern und Befestigungsresten, vorzüglich aber an der alten Kaiserburg und den Kirchen die bekannten Buchstaben A E

I O U, den Wahlſpruch Friedrich's, in Stein gemeißelt. Es war eine Lieblingsidee des Kaiſers, ſeine Lieblingsreſidenz zu verſchönern; dieſe Idee war in ihm ſtärker als ſein Geiz, denn er verwendete fabelhafte Summen für Bauten in der Stadt und auf dieſe Epoche bezieht ſich der eingangserwähnte Ausſpruch des Aeneas Sylvius, ſeines vertrauten Freundes und Miniſters.

Die ſchönſten Reſte der Kunſtbauten aus

Dom in Wiener-Neuſtadt.

Friedrich's Zeitepoche ſind die herrlichen, unverſehrt erhaltenen Wappentafeln und die Statue Friedrich's im Burghofe zu Neuſtadt, wahrſcheinlich ein Sculpturwerk Niklas Lerch's; der Grabſtein der Gemahlin Friedrich's, Eleonora von Portugal; und der prachtvolle Flügelaltar im Presbyterium der Neuklosterkirche; — alles Kunſtwerke, von denen jedes einzelne den Kunſtfreund beſtimmen könnte, ſelbſt eine weite Reiſe darum nicht zu ſcheuen.

Unter Friedrich's langer Regierungszeit erlebte die Stadt viele glanzvolle, aber auch viele ſchwere und kummervolle Tage. Hierher brachten die Wahlgeſandten dem Herzoge die deutſche Kaiſerkrone (1440); hierher zog Ladislaus der Nachgeborne unter den Schutz und die Vormundſchaft ſeines Oheims; hierher brachte Georg Giskra die Krone Böhmens, die Friedrich zum eigenen Schaden ausſchlug.

Hier brach ſich die Kraft des Heeres des tapfern Hunyad an den gewaltigen Mauern und der Tapferkeit der Bürger; hier iſt der Schauplatz einer der ſchönſten Momente der Geſchichte Oeſterreichs, den wir hier kurz ſkizziren:

Kaum war Friedrich von Rom 1452 zurückgekehrt, als die Mißvergnügten Wiens, an deren Spitze der ehrgeizige Mitvormund des jungen Ladislaus, Ulrich von Cilly, und Ulrich von Eytzing ſtanden, mit einem bedeutenden Heere vor Neuſtadt erſchienen, um Ladislaus mit Gewalt aus der Obhut Friedrich's zu befreien.

Weder gütliche Abmahnung noch der Bann des Kaiſers ſchreckte die Empörer;

der den Bann verkündende Notar wurde zu Wien in den Kerker geworfen, von den Bischöfen allenthalben dessen Bekanntmachung verweigert und eine Appellation an den Papst und die allgemeine Kirchenversammlung am Münster zu St. Stephan angeheftet.

Mit ungemeiner Tapferkeit begannen die Rebellen die Belagerung der Stadt und brachten die mit dem Muthe der Verzweiflung sich wehrenden Bürger bald in Noth. Im Augenblicke der Gefahr berief Friedrich seinen geheimen Rath. Alle stimmten für Nachgiebigkeit und Unterhandlung, nur der Ritter von Ungnad blieb unbeugsam für die Fortsetzung des Kampfes und der Kaiser trat seinen Ansichten bei.

In diesem Momente erscholl das Siegesgeschrei der schon in die Vorstadt eingedrungenen Feinde. Der Rath stob auseinander und die Verwirrung war allgemein. Es war den sich Rückziehenden nicht mehr möglich, sich noch vor der Mauer zu stellen, denn mit Ungestüm drang der Feind gegen das Wienerthor, dessen Zugbrücke herabgelassen war. Ein Schrei der Verzweiflung erscholl, als die feindlichen Knechte die Brücke erreichten und bereits eindrangen.

Da, im Augenblicke der höchsten Gefahr, warf sich der steirische Ritter Andreas Baumkircher, ein Mann von herkulischer Kraft, allein den Andringenden entgegen. Haufenweise streckte sein Schwert die Feinde nieder, er selbst, mit Blut aus dreizehn Wunden bedeckt, dachte erst an den Rückzug, als die Brücke aufgezogen und das Fallgitter herabgelassen war.

Der Kaiser war gerettet durch die fast fabelhafte Tapferkeit eines Einzelnen, aber die Situation war dadurch um wenig gebessert. Nach langer Belagerung, als schon der Mangel sich fühlbar machte, regte sich der Wunsch nach Uebergabe.

Mit tiefem Schmerze übergab Friedrich vor der Stadt, zunächst der, Spinnerkreuz genannten Säule, sein Mündel an Ulrich von Cilly. — Er nahm die Empörer wieder in Gnaden auf und sagte Niemandem harte Worte, nur zu Eytzing sprach der Kaiser: „Ihr thatet nach eigenem Gelüst; Gott wird zwischen uns rechten!“ — Es ist als hätten diese Worte Friedrich's ein furchtbares Verhängniß in sich gefaßt. Siebenzig Jahre später, im gleichen Monate August, legte ein Eytzing von besserem Herzen sein Haupt zu Neustadt auf den Block. — —

Der wiederholte heiße Kampf des großen Ungarkönigs Mathias Corvinus endete 1487 zu Neustadt, nachdem schon alle Städte, selbst Wien nicht ausgenommen, sich dem Eroberer ergeben hatten, und nur die feste Neustadt noch auf Entsatz hoffte.

Mathias belagerte Neustadt mit allen Mitteln der damaligen Belagerungskunst durch sieben Monate, ohne diese in seine Gewalt zu bekommen. Alle Aufforderungen zur Uebergabe wiesen die heldenmüthigen Neustädter unter ihrem wackeren Stadtobersten Hans Wulfersdorfer standhaft zurück; als aber bereits Schottwien von den Ungarn genommen, alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten war und schon die höchste Noth in der Stadt herrschte, willigte die Besatzung in einen Waffenstillstand von sieben Wochen, nach welcher Zeit, wenn Erzherzog Maximilian nicht mit dem versprochenen Entsatz ankäme, die Stadt übergeben werden sollte. Der Entsatz kam nicht und mit wehmüthigem Herzen öffnete die treue Neustadt ihre Thore.

Mit ungewöhnlicher Pracht und umgeben von allen Würdenträgern seines Reiches, begleitet von seiner Gemahlin Beatrix hielt der Held Corvin seinen Einzug in jene Stadt, deren Bezwingung er nach dem Ausspruche Bonfinius' für die Krone seines Ruhmes hielt.

Nicht so hart wie Wien behandelte Corvin auch Neustadt; es hatte im Gegentheile diese Stadt durch ihre Verdienste um den angestammten Herrn des Königs vollste Achtung errungen. Noch heute bewahrt die Stadt zwei werthvolle Andenken an die genossene Achtung: das Bildniß Corvin's und jenen berühmten, zwei Schuh sieben Zoll hohen silbernen, stark vergoldeten Becher, der noch immer als ein Meisterstück des Geschmackes angesehen wird und jedem Besucher Neustadts Bewunderung abnöthigt.

Um die Form dieses Bechers näher zu bezeichnen genüge die Andeutung, daß derselbe in der Grundform jenem gleicht, den die Stadt Wittemberg Doctor Martin Luther zum Geschenke gab, obschon letzterer dem Neustädter an Werth, Schönheit und Alter weit nachsteht.

Nur zwei Jahre trug Neustadt das Joch

der Fremdherrschaft, denn mit dem Tode des großen Königs zerfiel die ungarische Macht außer ihren Landesgrenzen.

Des schwachen Friedrich's Nachfolger, Maximilian I., der Retter Deutschlands und Oesterreichs vom drohenden Zerfalle, wählte häufig Neustadt zu seiner Residenz und vorzüglich hier beschäftigte er sich in Zurückgezogenheit mit seinen weittragenden Plänen und literarischen Arbeiten.

Er starb zu Wels 1519 und wurde nach seinem Wunsche ohne Gepränge unter den Stufen des Hochaltars der Burgkirche zu Neustadt begraben. Man bewahrt in der Sacristei der Burgkirche noch einige Reliquien dieses kraftvollen Mannes, dem man nicht mit Unrecht den Beinamen des „letzten Ritters" giebt.

Maximilian hatte viel für die Ausschmückung seiner Burg gethan und von ihm datiren jene drei prachtvollen gemalten Glasfenster in der Burgkirche, mit dem Bildnisse Maximilian's und seiner Familie und der Darstellung der Taufe Christi und vielen Heiligen; ein Meisterstück vlämischen Kunstfleißes von 1479.

Mit dem Tode des letzten steirischen Habsburgers schien auch das nationale Glück Oesterreichs und jenes verzweifelte Vertrauen des Volkes in seinen Herrscher gewichen zu sein. Mit jedem der folgenden Kaiser bis Maria Theresia bezeichnen die Annalen tiefe Schädigungen des politischen und nationalen Lebens in Oesterreich, Deutschland und Ungarn. Aber auch in dieser Zeit hatte Neustadt seine traditionelle Treue bewahrt, wiewohl nicht zu übersehen ist, daß der freie Bürgerwille nun nur untergeordnet mehr zum Ausdrucke kam und die Thaten der Soldatesca, als Vollstrecker des Willens eines Einzelnen, unmittelbarer zu wirken begannen.

Ein schmerzlicher Riß in das innerste Volksleben des österreichischen Stammes wurde durch die unglückliche Haltung der Herrscher in den confessionellen Wirren gemacht; er klafft noch heute und jeder Patriot fühlt ihn tief. — Ein unparteiischer Blick auf die nachfolgenden Ereignisse wird jene politische und confessionelle Zerfahrenheit, an der das Staatswesen kränkelte, ermessen, und angenehm contrastiren dagegen nur die Epochen der Türkenkriege, die es erkennen lassen, welch riesige Kraft im kranken Volkskörper noch wohnte.

Kurz nach dem Ableben Maximilian's benutzten eine Anzahl Edler und Bürger Wiens die Zwischenzeit bis zum Regierungsantritte des spanischen Ferdinand, entgegen dem Testamente Maximilian's, die alten Bürgerrechte aufrecht zu erhalten und Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erlangen. Sie vertrieben die bestellten Regenten, welche nach der festen Neustadt flüchteten, und setzten eine repräsentative Regierung in Wien ein. So bestanden während zweier Jahre zwei Regierungen in Oesterreich.

Es war eine Zeit des Jammers und der Anarchie; die neue revolutionäre Regierung traf nicht ohne Schuld der Vorwurf der Grausamkeit und Schwäche; im Principe aber stand sie auf dem Boden der vollsten politischen und religiösen Freiheit.

Da erschien unerwartet Erzherzog Ferdinand in Oesterreich und hielt am 8. Juli 1522 auf dem Hauptplatze öffentliches Gericht über beide Parteien, dessen Ausgang bei den bekannten eingewurzelten Ansichten des Herrschers wie seiner Räthe nicht zweifelhaft sein konnte. Am 9. August erhob sich auf dem Hauptplatze, an derselben Stelle, die noch heute zum Andenken rund ausgepflastert ist, ein Schaffot; auf diesem fielen die Häupter der Barone Michael von Eytzing und Johann von Buchheim, am 10. und 11. August des Doctors Siebenbürger und der Bürger Hans Riemer, Friedrich Busch, Stephan Schlagintweit, Martin Flaschner und Hans Schwarz. Das waren die ersten blutigen Opfer der Freiheit in Oesterreich.

In der Alterthumssammlung Neustadts bewahrt man den Sessel und Tischteppich, welche bei dem Blutgerichte dem Herrscher gedient hatten.

Im Jahre 1529 vertheidigte sich Neustadt gegen Sultan Solyman.

Trotzdem die Stadt in schlechtem Vertheidigungszustand war, Mangel an Kriegsvolk und Schießbedarf hatte, ja selbst eines Hauptmannes entbehrte, nahm sie den Kampf an, hielt an einem Tage sieben Stürme aus und Solyman sah sich gezwungen, um nicht an Zeit einzubüßen, von der Belagerung abzustehen und Wien anzugreifen.

Hier saß der aus der Grumbacher Fehde bekannte Sachsenherzog Johann Friedrich in der Burg gefangen. Seine Ge-

mahlin, die Tochter des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, theilte die Gefangenschaft ihres unglücklichen Gatten. Sie starb in der Erfüllung ihres erhabenen Berufes 1594 zu Neustadt; ihr zu Winzendorf befindlicher Grabstein ist noch vorhanden, ein rührendes Denkmal weiblicher Treue.

Das Jahr 1671 bezeichnet in der Geschichte Neustadts einen weiteren grausamen und blutigen Act.

Im inneren Hofe des bürgerlichen Zeughauses stand am Morgen des 30. April 1671 eine schwarzbehangene Bühne; um dieselbe schaarten sich in geordneten Reihen die Bürger der Stadt unter dem Hauptmanne von der Ehre. Ein bleicher Mann betrat an der Seite eines Capuziners und eines Knaben das Schaffot; der Mann kniete nieder, der Knabe band ihm ein goldgesticktes Tuch um die Stirn; mit zitternder Stimme betete der Kniende, während ein Mann mit einem Schwerte an ihn herantrat. „Herr in Deine Hände empfehle ich meinen Geist," keuchte er mühsam aus der Kehle hervor; da empfängt er einen Schwertstreich, dem noch zwei andere folgen, bis das Haupt des Unglücklichen vom Rumpfe getrennt ist.

Noch ist die beleidigte Majestät nicht versöhnt; ein zweiter junger Mann, edlen Antlitzes mit schwarzem lockigem Haar, betritt nun die Blutbühne, unterstützt von einem Pagen in schwarzer Tracht. Er ist weniger gefaßt als sein Vorgänger im Tode. Wild reißt er sich das eben umgebundene Tuch von den Augen und hält eine lateinische Rede zu seiner Vertheidigung, er kann nur mit Mühe zum Niederknien veranlaßt werden. — „Jesus Maria!" kreischt der Unglückliche mit durchdringender Stimme — er hatte einen verfehlten Hieb in die Achsel erhalten und richtet sich wieder auf — da erhält er rasch den zweiten Hieb und unter dem lauten Murren des Kriegsvolkes erfolgt die völlige Trennung des Kopfes.

Die Leichname der so grauenvoll Gemarterten wurden nach erfolgter Einsegnung zunächst der Domkirche verscharrt und über ihrem Grabe ein Denkstein errichtet, auf welchem in lateinischen Sprache zu lesen ist:

„In diesem Grabe liegen Graf Peter Zrinyi, Banus von Croatien, und Markgraf Franz Frangipani, der letzte seiner Familie, die, weil ein Blinder den andern führte, beide in diese Grube fielen." Die Alterthumssammlung bewahrt noch heute das Marterwerkzeug dieser Unglücklichen, das Richtschwert, ferner mehrere silberne Knöpfe vom ungarischen Kleide Zrinyi's.

Im Jahre 1683 wurde Neustadt gleich Wien von den Türken belagert. Der Chan der Tataren, Hussein Ghirai, forderte die Stadt zur Uebergabe auf, welche mit dem Abfeuern der Kanonen antwortete. Der Chan zog nach elfwöchentlichen nutzlosen Versuchen ab, fiel aber dem General Häusler in die Hände, der ihn gänzlich schlug und seine Schaaren zerstreute. Der Aufforderungsbrief des Tataren-Chans ist noch vorhanden.

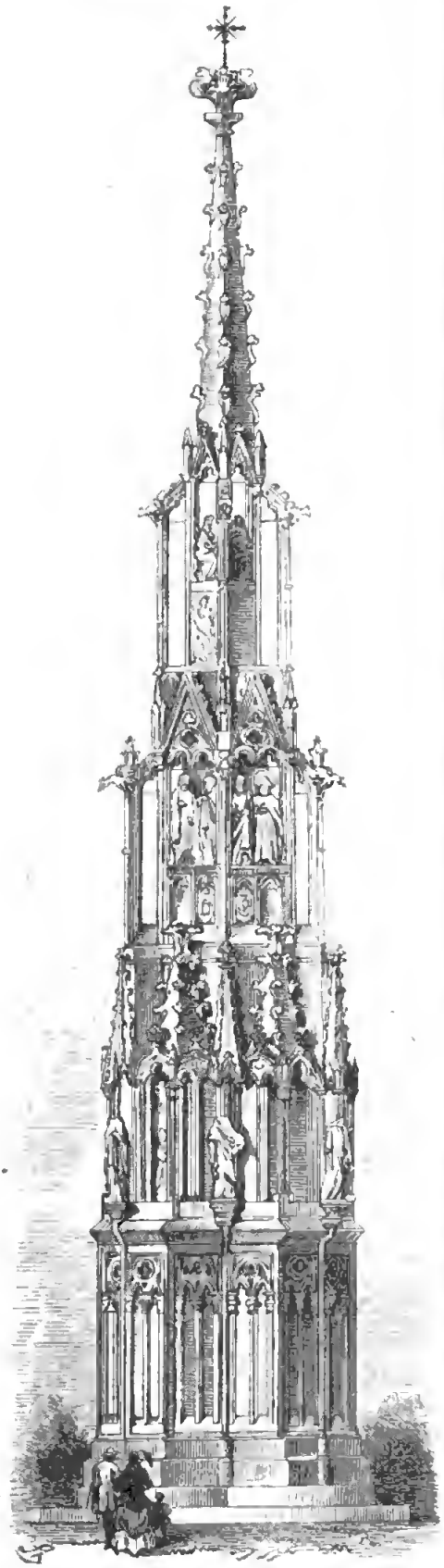
Die Hinrichtung der beiden ungarischen Rebellen Zrinyi und Frangipani bildet keineswegs einen letzten blutigen Abschluß des Dramas; im Gegentheile spielt noch im Jahre 1701 ein grauenhafter Epilog in dieser, an wichtigen und interessanten Ereignissen überreichen Stadt. Am 29. Mai wurde Franz Rakoczy, einer der 1683 begnadigten Mitverschworenen, wegen erneuerter Conspirationen gefangen, nach Neustadt in die Burg gebracht und dem Hauptmann Gottfried von Lehman von den Castelli'schen Dragonern zur Verwahrung übergeben.

Dieser Hauptmann verhalf dem Fürsten Rakoczy gegen Entgeld von 20,000 Gulden zur Flucht, wurde aber selbst gefangen, seiner That überführt und hingerichtet. Im Rathsprotocoll zu Neustadt heißt es hierüber wörtlich:

„Den 24. September 1701.

Ist an dem unter dem löblichen General der Cavallerie Graf Castelli'schen Dragoner-Regiment Zu bewachtung des Fürst Ragotzi dahir Commandirt gewesten Haubtmann Gottfried Lehman von Lehensfeld, umb willen Er dem Vorschub des arrests entweichung geleist vnd Ihm Ragozzi durchgeholfen, das von dem darzue angeordneten Krieges Gericht erkhenedte Uhrtl vnd Recht voll Zogen: als welchen auf offentlichen Platz durch hiesigen Scharffrichter mit dem Schwerdt der Kopff abgeschlagen: vnd der leib in 4 Theill gehackht: nachgehents die Virtl an 4 ohrten auf drey landstrassen an die hirzue eigens aufgerichte Khniegalgen aufgehenkht worden, welcher woll disponirt zum Todt Gangen: auch gut gericht worden.

Requiescat in sancta pace et lux perpetua luceat ei."



Spinnerin am Kreuz bei Wiener-Neustadt.

Von Kaiser Leopold I. erhielt die Stadt 1704 als ein Zeichen der Anerkennung für ihre unverbrüchliche Treue ein seidenes Banner mit der Inschrift: Semper fidelis civitas Neostadiensis, und den Titel der „allezeit getreuen Stadt."

Am 8. September 1834 erlitt die etwa 12,000 Einwohner zählende Stadt das größte Unglück seit ihrem Bestehen, sie ging durch eine Feuersbrunst zu Grunde, welche beinahe ihre gesammte Bevölkerung obdachlos machte und dem Elende preisgab.

Nur dem eifrigen menschenfreundlichen Bemühen vieler Städte und einzelner Wohlthäter gelang es endlich, die gräßliche Noth der armen Neustädter zu mildern und denselben den Wiederaufbau ihrer Stadt zu ermöglichen. Von diesem Momente datirt der riesige Aufschwung, den die Stadt bis zum heutigen Tage genommen hat.

Der Reisende, welcher heutzutage aus dem Waggon der Südbahn tritt und unter den freundlichen Alleen von der stattlichen Station gegen die Stadt zu wandelt, hat keineswegs das bängliche Gefühl, eine düstere Festung zu betreten. Die Thore und Mauern sind großentheils gefallen, frei hat sich die Stadt, ihren beengenden Gürtel sprengend, nach allen Seiten ausgebreitet. Zwar deuten noch viele Zeichen, Inschriften und Sculpturen an Häusern, Kirchen, vorzüglich aber an der Burg, auf Pracht und Stärke im Mittelalter, aber die Privathäuser haben seit dem schrecklichen Brande 1834 den äußerlich antiken Charakter verloren, die Straßen sind luxuriös mit Granit gepflastert und werden des Nachts durch Gaslicht erleuchtet. Wo früher riesige Thürme, aus Quadern gebaut, gestanden, da erheben sich heute eine Menge hoher Schornsteine, diese Minarets an den Tempeln der Industrie.

Gleich Nürnberg hat es Neustadt verstanden, die Anforderungen einer neuen Zeit rasch aufzufassen, und hat mit allen Kräften dahin gestrebt, Industrie und Handel, die zwei kräftigsten Hebel, welche in der Jetztzeit zur Bedeutung führen können, zu begünstigen.

Aus der bedeutenden Veste ist eine freundliche wohlhabende Industriestadt geworden, die in kurzer Zeit eine der bedeutendsten in Oesterreich sein wird.

Schon heute erfreut sich die Stadt dreier Bahnlinien, der Südbahn, Oedenburg-

Kanisa und jener nach Gramat-Neusiedl, eine vierte wird wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Die Stadt besitzt zwei Volksschulen, ein Obergymnasium und eine Oberrealschule. Seit 1752 wurde die alte Kaiserburg in die seither berühmt gewordene Militärakademie verwandelt, welche jährlich an hundert wissenschaftlich ausgebildete Offiziere an die Armee abgiebt.

Dem Wißbegierigen dienen zwei Bibliotheken, des Cisterzienserstiftes Neukloster mit 20,000 und der Militärakademie mit 10,000 Bänden.

Im raschen Zunehmen begriffen sind die Industrie-Etablissements; man zählt heute zwei große Maschinen- und drei Sammtfabriken, viele Fabriken für Leder, Garnspinnerei, Maschinenbestandtheile, Raffinerien von Zucker und Harzartikeln. Ein bedeutender Handel wird mit Bruchsteinen, Holz, Kalk, Pech, Steinkohlen und Colonialwaaren, meist nach Ungarn und Wien getrieben. Durch die Nähe der wasserreichen Fischa entstanden eine bedeutende Menge von Getreide- und Pulvermühlen, wie auch die nächste Umgebung von Neustadt allenthalben dicht mit großen Fabriken besetzt ist.

Einen großen Vorschub für Handel und Industrie gewähren die leichten Verkehrsmittel; außer den guten und theilweise selbst ausgezeichneten Landstraßen und den bereits erwähnten Bahnlinien besitzt die Stadt noch ein wichtiges Verkehrsmittel in dem Wiener-Neustädter Schifffahrtscanal, welcher von Pötsching in Ungarn, Neustadt berührend, nach Wien zieht. Weniger ist die Stadt und ihre nächste Umgebung in der Bodencultur vorwärts geschritten und die Ursache ist in der Ungunst des Bodens, des sogenannten Steinfeldes, zu suchen. Nichts destoweniger ist die rastlose Bemühung zur Cultivirung des Bodens sehr anzuerkennen. Jahr für Jahr werden neue Strecken des steinigen Feldes urbar gemacht und mit Mais oder Haidekorn bepflanzt; bald wird von der Neustädter Haide keine Spur mehr vorhanden sein. Im Süden der Stadt breitet sich der fast eine halbe Quadratmeile große Föhrenwald aus, welcher der Gemeinde ein bedeutendes Erträgniß an Brennholz und Harz liefert. Zunächst der Fischa, in der belebten Zehnervorstadt, wird Gemüsebau getrieben. In gewissen Jahreszeiten gehen täglich mittels der Bahn ganze Waggonladungen von Salat und Küchengewächsen nach Wien ab. Der Umstand, daß die fleißigen Pflanzer die Bewässerung ihrer Felder durch Baumröhren vermitteln, welche unter die Erde gelegt sind, hat die Stadt in das scherzhafte Renommée gebracht, „daß dort der Salat auf den Bäumen wächst."

Wir verzeichnen zum Schlusse außer den bereits genannten Kunstwerken und Denkmälern noch die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten: die Stadtpfarrkirche, früher Domkirche; Schiff und Chor ist nebst den beiden siebzig Meter hohen, durch eine Brücke verbundenen Thürmen ein Werk des 13. Jahrhunderts, das Presbyterium aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Sehenswerth im Innern sind die Statuen der zwölf Apostel von unbekanntem Meister aus dem 14. Jahrhundert, ferner eine Statue des heiligen Sebastian, ein Meisterwerk des vorigen Jahrhunderts. Die Neuklosterkirche von 1444 mit vielen Grabsteinen und Sculpturen. In ihrem Innern steht der erwähnte bewundernswerthe Flügelaltar der heiligen Maria von 1480, sowie der Grabstein der Kaiserin Eleonora von Portugal. Die reichhaltige naturhistorische und Kunstsammlung des Cisterzienser-Klosters mit den werthvollsten und seltensten Exemplaren. Etwa zehn Minuten Wegs vor dem nördlichen Theile der Stadt, zunächst der Wienerstraße, steht eines der schönsten und interessantesten Denkmäler des 14. Jahrhunderts, das sogenannte „Spinnerkreuz" oder „die Spinnerin am Kreuz," welches an Richtigkeit der Verhältnisse, Schönheit der Form, Behandlung der Details und an Alter ihre Namensschwester zunächst Wien weit übertrifft. Die Peterskirche und die Capuzinerkirche sind beide hübsche Repräsentanten der spätgothischen Kunstepoche, leider steht erstere in Ruinen.

Im Parke der alten Burg, jetzigen Militärakademie, sehen wir das Denkmal das 1785 verstorbenen Oberdirectors, General Graf Franz Kinsky; seine Büste von Schaller wurde 1830 angefertigt und enthüllt. Erst vor wenigen Jahren, 1862, wurde der Stifterin der Akademie, Kaiserin Maria Theresia, im Akademieparke ein Denkmal gesetzt; es ist eines der besten Werke Hans Gasser's.

Wir nehmen nun mit unseren geneigten Lesern Abschied von dem freundlichen Neu-

stadt und seinen biederen Bewohnern mit dem Wunsche, daß unsere Darstellung Anlaß geben möge, diese interessante Stadt zu besuchen, um sich die volle Ueberzeugung zu verschaffen, daß ihre Bürger wie ehedem an Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit keinem deutschen Bürgervolke nachstehen; an den Marken deutscher Sitte und deutschen Wesens dem großen Vaterlande: Semper fidelis.

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Neuntes Capitel.

Das Pfarrdorf Wallmow liegt im östlichen Theile der nach den alten wendischen „Uckern" oder nach dem Flüßchen Ucker benannten Uckermark, eine Meile entfernt von dem Thale der Randow, das, sich von Süden nach Norden ziehend, zwischen ihr und der Neumark die Grenzscheide bildet.

Die Gegend ist fruchtbar, aber durchaus reizlos: ein meist ebenes, nur hier und da von welligen Hügeln unterbrochenes Land, mit einzelnen Seen, Teichen und Brüchen. Wald gab es wenig in unserer Gegend. Die Forsten von Gramzow und Löcknitz lagen mehrere Meilen weit nördlich von uns entfernt, und Wallmow selbst besaß, wie mehrere andere umliegende Dörfer, nur einen kleinen, halb mit Kiefern und halb mit Birken bestandenen, sogenannten „Busch," der der Gemeinde gehörte und ihr das nöthige Nutzholz lieferte. Brennholz neben dem Torfe, der in mehreren Brüchen gestochen ward, bezogen wir aus jenen weiter entlegenen königlichen Forsten, von woher es der dazu verpflichtete Colonus für uns anfahren mußte. Das Spalten desselben war eine Lieblingsarbeit meines Vaters, der durch solche Körperübung dem Starkwerden, wozu er neigte, entgegen zu wirken suchte, während das zierliche Aufschichten in dem geräumigen Holzstalle zu unsern Vergnügungen gehörte.

Der schwere zähe Boden der Uckermark, welche die Kornkammer der Provinz Brandenburg, des alten Stammlandes der preußischen Monarchie, bildet, und außer allen übrigen Getreidearten auch Weizen und Tabak zu bauen erlaubte, fand seine Entsprechung in dem großen, derben, starknochigen Menschenschlage, der ihn bewohnte und bebaute. Schwer und zäh wie seine Erde, durch die er den mit starken Pferden oder kräftigen Ochsen bespannten Pflug treibt, kaltverständig und poesielos wie das Land, das er seit einem Jahrtausend als Nachfahrer der alten Wenden bewohnt, deren Blut zum Theil noch in ihm fortlebt, war und ist der uckermärkische Bauer der schroffste Gegensatz jener idyllischen „Landleute," wie sie die Muse der Romanschreiber und Dramatiker gewissen Schlages mit ihren sanften Pastellfarben in die deutsche Literatur hineingepinselt hat, ehe Immermann mit seinem unsterblichen Hofschulzen diese Spreu von der Tenne fegte. Ein großer Theil der Züge, mit denen in jener meisterhaften Dichtung, deren Hauch uns anmuthet wie der Duft der frischen Ackerscholle, das Bild des westfälischen Bauers gezeichnet ist, lassen sich auch zur Charakteristik unserer uckermärkischen Bauern vor fünfzig Jahren verwenden. Derselbe Kastengeist und Kastenstolz in den streng festgehaltenen Standesunterschieden, von dem Tagelöhner, dem sogenannten „Einlieger," hinauf durch den Stand der Büdner und Kossäthen oder Köther, der Zeitpächter und erblichen Colonen, bis zum Vollbauern auf dem erblichen Majoratshofe von vier, auch wohl fünf Hufen. Dieselbe Zähigkeit im Festhalten des Althergebrachten in Sitte und Brauch, in Kleidung und Gewohnheit, die hartnäckige Absperrung gegen alles Neue, Ungewohnte, Nicht-Ueberlieferte ihres Tage- und Lebenswerks, wie in der Erziehung ihrer Kinder; dieselbe widerborstige Schwerfälligkeit, dasselbe Mißtrauen gegen Regierung und Staat, die freilich damals nur in Gestalt von „Schandarm" (Gensd'armen), von Steuer- und Aushebungserlassen, oder in den Personen des Amtmanns und des „Herrn Justiz" — wie der Justizamtmann bei ihnen hieß — an sie herankamen. Dabei der gleiche Mangel an Sinn für allen und jeden Schmuck des Lebens, für feineren Gartenbau, Obst- und Blumenzucht, der gleiche, nur auf das nothwendige Bedürfniß und das für Speise- und Vorrathskammer Nutzbare gerichtete Sinn; und

aus dem Allen hervorgehend: vollendeter Egoismus, unbedingtes Mißtrauen gegen Höhere wie gegen jeden Städter, langsamstes Bedenken im Eingehen auf die Bitte um eine Gefälligkeit oder Dienstleistung, ohne die bestimmteste Aussicht auf Gegendienst und reichliche Vergeltung; große Schlauigkeit bei anscheinender höchster Ehrlichkeit und Einfalt, und unbedingter Respect nur vor den beiden Zwingmächten Justiz und Soldatesca, kurz: vor der materiellen Gewalt.

Die Genossenschaft der Vollbauern bildete die Aristokratie unsers Dorfs, das dreizehn solcher „Höfe" zählte, deren Landbesitz aus vier „Hufen" bestand, mit Ausnahme des Schulzen, der eine, die sogenannte Schulzenhufe, mehr besaß. Dazu kam der Erbpächter und der Zeitpächter des Pfarrlandes, die schon beide, zumal der letztere, von den Bauern nicht recht für voll angesehen wurden, wie denn auch der Zeitpächter nicht Sitz und Stimme in der Bauernversammlung hatte. Gewisse Stücke des Pfarrlandes führten den Namen „Gotteskamp."

Die Höfe selbst, deren Gebäude ein Viereck bildeten, das nach der Gasse zu offen und nur Abends durch ein hölzernes zweiflügliges Thor mit einer Nebenthür verschlossen wurde, hatten alle die gleiche Einrichtung. Am Eingange lag, mit der Giebelseite nach der Dorfgasse gewendet, das Wohnhaus, zu dem der Eingang indessen nur vom Hofe aus mittelst einer zweigetheilten Thür führte, deren unterer Theil stets zugehalten, der obere Tag über offen blieb. An der Giebelseite befand sich allerdings auch eine Eingangsthür, die sogenannte „Feuerthüre;" aber sie war stets geschlossen, und hatte nur die Bestimmung, bei Feuersgefahr eine Rettung zu ermöglichen, wenn das herunterstürzende brennende Rohr- und Strohdach die eigentliche Aus- und Eingangsthür nach dem Hofe zu verschütten sollte. An das Wohnhaus, meist noch unter einem Dache mit demselben, stieß der Pferdestall, auf diesen folgten der Ochsenstall und Kuhstall in derselben Linie, während Scheune und Heustall die zweite, mittlere, und die Ställe für Schafe, Schweine, Gänse und anderes Kleinvieh, sowie die Gelasse für Wirthschaftsgeräth die dritte Seite des Vierecks bildeten, an deren Ende, gegenüber dem Wohnhause, der sogenannte „Spiker" (Speicher) lag, der zugleich meist einer Einliegerfamilie als Wohnung diente, wenn der Wohnraum desselben nicht etwa von dem früheren Hofbesitzer und seiner Frau, den Eltern des gegenwärtigen, eingenommen wurde, die sich aufs Altentheil gesetzt und den Hof dem ältesten Sohne überlassen hatten. Die Verpflichtung, welche der letztere gegen die Eltern übernahm, hieß das „Dodsögen" (Todtfuttern), weil er den Eltern bis zum Tode das zu ihrem Unterhalte gehörige an Naturalien und Geld zu gewähren hatte.

Jeder Vollbauer hielt ein volles „Gespann" Pferde, und meist noch zwei bis drei über diese Vierzahl, und ebensoviel Zugochsen. Sein Gesinde bestand zunächst aus dem Großknecht, auch Pferde- oder Reiseknecht genannt, — den letzteren Namen führte derselbe um deshalb, weil er das Getreide auf den Markt nach Prenzlau oder Stettin, auch wohl unter Umständen nach Berlin zu fahren hatte, was schlechthin „up de Reis' gahn" (auf die Reise gehen) hieß, wie es von dem Zurückgekehrten gesagt ward, daß er „von der Reise gekommen." Dieser „Reiseknecht," der zugleich den ersten Pflug führte, das Säen besorgte und den Vormäher machte, war nach dem Herrn die erste Person auf dem Hofe. Nur vorzugsweise starke und kräftige Leute konnten diese Stelle einnehmen; denn es galt als Bedingung, daß ein solcher Reiseknecht im Stande war, einen Sack mit fünf, zuweilen auch wohl sechs Scheffeln Weizen eine Treppe hinauf oder hinab zu tragen. Ihm zur Seite stand ein „Pferdejunge," der die Pferde zur Weide oder zur Schwemme ritt, sie auf der Weide hütete und andere geringere Dienste besorgte. Der Ochsenknecht, der ebenso einen Ochsenjungen zur Seite hatte, war der zweite im Range. Zu ihnen kamen noch ein oder zwei Dienstmägde. Das Gesinde nannte den Hofbauer seinen „Brotvater," die Bauerfrau „Brotmutter," und diese hinwiederum, vom Gesinde sprechend, nannten dasselbe „unse Lüde" (unsere Leute). Der Hofbauer duzte alle seine Leute, während diese ihn mit „Ji" (Ihr) anredeten. Der Reiseknecht in Function trug immer Stulpenstiefel, und einen großen eisernen Schnallsporn am linken Fuße, und lenkte sein Viergespann vom Sattel. Uebrigens war die Kleidung der Knechte in nichts von der des Herrn zu unterscheiden. Gesinde und Herrschaft saßen

bei den verschiedenen Mahlzeiten an einem Tische, genau nach ihrem Range in der Gesindehierarchie: die Mägde zuunterst, der Reiseknecht zunächst dem Bauer und seiner Familie. Die Mahlzeit, bei der es durchaus ernst und schweigend zuging, ward mit Gebet begonnen und geschlossen.

Zu den Honoratioren unseres Dorfes, die im Range nach den Bauern folgten, gehörte der Schmied, welcher den altberühmten Namen Wieland trug, ferner der Zimmermeister, drei Leinwebermeister und ein Tischler, zu denen sich später noch ein Schneider gesellte, welcher unserm Herrn Becken Concurrenz machte. Sie besaßen alle ihr eignes Häuschen mit einer Wörde und etwas Gartenland. Den Rest der Einwohnerschaft bildeten die bei ihnen und in den „Spikern" und „Kathen" der Bauern zur Miethe wohnenden Einlieger, welche auf Tagelohn arbeiteten, und endlich der Dorfschäfer und der Dorfkuhhirt.

Alle diese verschiedenen Menschen, ihre Familien und ihre Beziehungen zu einander, ihre Interessen und Verhältnisse waren mir nun auf das genaueste bekannt, zumal da das Pfarrhaus den Mittelpunkt bildete, in welchem sie sich auch außer den durch des Vaters amtliche Stellung gebotenen Gelegenheiten, oftmals Rath, Hülfe und Auskunft suchend bei den mannigfaltigsten Anlässen einfanden. Jeder Krankheits- und Todesfall, jedes Familienereigniß froher Art kamen zu meiner Kunde, bildeten Gegenstände meiner Theilnahme, die sich selbst bis auf Veränderungen ihres Besitzstandes, auf An- und Verkäufe von Pferden und Schlachtvieh, ja bis auf die einzelnen Hofhunde erstreckte, mit denen wir, je nach ihrem Charakter und ihrem Benehmen gegen unsern eignen Haushund, theils auf freundlichem, theils auf feindlichem Fuße standen.

Vor allen aber waren es die großen Familienfeste der Tauf- und Hochzeitschmäuse der Bauern, welche unsere Theilnahme erregten, weil uns denselben in einzelnen Fällen beizuwohnen gestattet ward. Eine solche Wallmow'sche Bauernhochzeit will ich im nächsten Capitel zu beschreiben versuchen.

Zehntes Capitel.

Keine Haupt- und Staatsaction der großen Welt kann für die dabei Betheiligten mit mehr Umständen und Förmlichkeiten, Verhandlungen und Ceremonien begleitet sein, als die Verheirathung eines Hoferben oder einer Erbtochter in unserm uckermärkischen Dorfe. Die armen und geringen Leute heiratheten freilich auch; aber sie waren — was sie eben anderwärts auch sind — Glieder einer Gesellschaft, die ihren Blick und ihr Interesse nur den Angesehenen und Reichen zuzuwenden pflegt.

Lange schon, ehe der Bräutigam sich zu dem entscheidenden Gange in die Pfarre anschickte, um dem Prediger die Anzeige zu machen, daß er „sich zu verändern" gesonnen sei, wie der Kunstausdruck lautete, war bereits die Kunde von dem bevorstehenden dorfhistorischen Ereignisse dorthin gedrungen. Schon die Existenz eines mannbaren Erbsohnes oder auch eines hofbesitzenden Wittwers in rüstigen Jahren — denn fast nie verharrte ein solcher im Wittwerstande länger als die durch die Sitte festgesetzte Zeit von 1—1½ Jahre — gab in den Zusammenkünften und Gesprächen der Frau Becken mit befreundeten Bauerfrauen Stoff zu mehr oder minder sichern Combinationen und Vermuthungen; und die Fama des Dorfs in der Person von zwei alten, als Hebammen und Kochfrauen überall wohlbekannten Wittfrauen ermittelte gar bald das Resultat der von den Eltern des fraglichen Paars gepflogenen Vorverhandlungen, die sich neben der Mitgift an Geld und beweglichem Gute auch auf die „Einrichtung" des Paars bezogen, für welches entweder eine eigene Hofstelle neu angekauft, oder die alte, im Besitz der Eltern des Bräutigams oder der Braut befindliche gegen Altentheil und Verpflichtung des „Dodfögens" abgetreten wurde. Denn niemals, außer in seltenen, stets als ein Unglück oder eine Mißheirath betrachteten Fällen, heirathete der Sohn oder die Tochter eines hofbesitzenden Vollbauern anders als wieder in einen Hof hinein.

So saßen wir denn eines schönen Herbstmorgens mit dem Vater an dem braungestrichenen Studiertische, beschäftigt, das Leben des Weiberfeindes Hannibal aus dem schweinsledernen Cornelius Nepos nach besten Kräften zu exponiren, als ein wiederholtes Klopfen an der Thür mich zu gelegener Zeit aus der Sorge um die Auflösung einer schwierigen Participialconstruction befreite. Das unwillig strenge

Herein! des Vaters war kaum verklungen, als der Anblick des Eintretenden sein Gesicht schon freundlich erhellte. Es war nämlich kein Geringerer als Friedrich Stoltmann, der einzige Sohn und Erbe des alten Schulzen von Wallmow, dessen Eintritt diese Veränderung bewirkte. Um was es sich handeln werde, war uns schon seit einiger Zeit kein Geheimniß mehr, und zudem benahm uns auch das äußere Erscheinen des Schulzensohnes jeden Zweifel über die nahbevorstehende frohe Aussicht auf ein großes Hochzeitfest, wie es lange nicht im Dorfe gefeiert worden war. Ein ganz neues dunkelblaues „Futterhemde" (Oberrock), innen mit rothem Fries gefüttert, umschloß die herculische Gestalt des stattlichen vierundzwanzigjährigen Bauernsohnes und ließ nur eben das violetmanchesterne „Bostdook" — die bis auf die Hüften reichende lange Weste — mit den zahlreichen runden versilberten Knöpfen und die prall an den Schenkeln liegenden, gelben, ledernen Kniehosen vorschimmern, deren lange zierlich in Schleifen geschlungene lederne Kniebänder auf die mit braunröthlichen Stulpen versehenen Lederstiefeln zur Seite herabfielen, die heute statt der mächtigen Holzschuhe seine Füße umgaben. Von der Mitte des Leibes herab, unter der Weste festgebunden, hing die kurze blaue, mit rothen Zwikeln und Schnüren ausgenähte Schürze, auf deren Ueberfall zwei brennende Herzen über den Anfangsbuchstaben verkündeten, von welcher Hand er sie zum Geschenk erhalten habe. In der Hand drehte er die blaufammtne, oben mit einer Silbertroddel versehene, ringsum mit Otterpelz verbrämte Staatsmütze.

Ein Stuhl ward geboten und die Unterredung begann mit Einleitungsfragen nach dem Befinden der Eltern, dem Stande der Wirthschaft, den letzten Kornpreisen in der Stadt, welche alle die Courtoisie dem Pfarrherrn vorschrieb, bis endlich nach vielfachem Drehen der Mütze und Räuspern von Seiten des Besuchs, der letztere einen Versuch zum Aufstehen machte, worauf der Vater ernsthaft und scheinbar nichts bemerkend die Frage that: ob sonst also „noch Alles beim Alten" sei?

Mit diesem Stichworte brach das Eis. Die Antwort lautete vorgeschriebener Maßen: „Dat jüst nich, Herr Präja! Ick wull Er doch berichten, dat ick mi mit Gotts Hülp in dree Woken verännern wull!" („sich verändern" war der technische Ausdruck für Heirathen), d. h.: „Das just nicht, Herr Prediger. Ich wollte Ihnen doch berichten, daß ich mich mit Gottes Hülfe in drei Wochen verändern wollte!"

Als Friedrich Stoltmann dieses Bekenntniß, an das sich denn auch alsbald die Nennung der ihm erwählten Braut anschloß, vom Herzen hatte, verfehlte der Pfarrherr nicht, ihm seine freudige Theilnahme an diesem „unerwarteten" Ereignisse auszudrücken, und unsere Mutter zur Beglückwünschung herbeizurufen. Von ihr wurden dem Schulzensohne ein Glas Wein und eine Butterschnitte als Ehrenerweis verabreicht, und nachdem sodann vom Vater Vor- und Zuname, Alter, Stand, Einwilligung der Eltern und was sonst zum Aufgebot nöthig, abgefragt und aufnotirt worden war, verabschiedete sich der Bräutigam unter Händeschütteln und aufgetragenen Grüßen, nachdem er zuvor die förmliche Einladung, sein Hochzeitfest zu beehren, an den Herrn Prediger und die Frau Predigerin gebührend angebracht und auch uns Kinder darin zu begreifen, nicht unterlassen hatte.

Mit welcher Andacht lauschten wir am nächsten Sonntage in der Kirche dem ersten, und dann wieder je acht Tage später dem zweiten und dritten Aufgebote, die das große Ereigniß mit all' den Festgenüssen, die es uns verhieß, immer näher führten! Mit welcher Lust sahen wir an den drei Sonntagsnachmittagen unsern würdigen Herrn Becken das großblumige, bunt kattunene Brauttuch und den großen, stark duftenden Rosmarinstrauß in der Linken, den spanischen Rohrstock mit dem vergoldeten Knopfe in der Rechten, von Hof zu Hof wandern, um die Einladungen zur Hochzeit, wie es sein Amt und Recht war, in wohlgesetztem Spruche zu überbringen! Die Einladungen an die „Freundschaft" in fremden Dörfern geschahen schriftlich durch Hochzeitsbriefe, die ebenfalls zu den Accidenzien des Küsters gehörten, und bei deren Abfassung und Mundirung ich ihm an den Sonntagsvormittagen getreulich zu helfen pflegte.

Endlich erschien der ersehnte Donnerstag nach dem dritten Aufgebotssonntage; — denn diesen Tag bestimmte uralter Brauch für alle Vollbauern als Hochzeitstag und ersten Tag des Festes, welches sich von da ab bis zum Sonntag Vormittage in aller

Fülle homerischen Schmausens vom Morgen bis zum Abend mit begleitendem Tanze hinzuziehen pflegte. Dreimal läuteten am Morgen von einer halben Stunde zur andern die Kirchenglocken. Nach dem ersten Geläute erschienen Bräutigam und Braut in vollem Festschmucke, um die üblichen Gaben in die Pfarre zu überbringen. Der Bräutigam den blanken zinnernen Deckelkrug („Kroos" genannt) mit braunem Bier gefüllt, — den Brauttrunk — und einen großen Rosmarinstrauß in der Hand; über den Krug gebreitet lag das hellbunte, diesmal seidene Brauttuch für die Frau Pfarrerin, das sonst nur von Baumwollenstoff zu sein pflegte. Die Braut trug in großer buntgemalter irdener Schüssel ein Gericht Fische, und eine Magd, beiden folgend, die Hochzeitsgans und den mächtigen „Weizenstuten." * So luden sie Beide aufs Neue die Pfarrersfamilie zum Hochzeitfeste ein. Mit freundlichen Dankesworten empfing meine Mutter die Gaben; mit Würde und Salbung der Vater, bereits mit dem geistlichen Ornate, dem „Talare" angethan, das Paar, das er vor Jahren in der Kirchenlehre unterrichtet und confirmirt hatte, und das er nun jetzt für das Leben vereinen sollte. Eine unbewußte Rührung durchzog selbst unsere Knabenherzen bei den freundlich ernsten Worten, mit denen der Vater diese Erinnerung in seine Ansprache verflocht. Es weinte die Braut, die hübsche neunzehnjährige Elisabeth Burow, es weinte die Pfarrerin und wir weinten zur Gesellschaft mit, ohne daß darum unsere Blicke weniger erfreut die Pracht des Brautschmucks gemustert, oder unsere Gedanken sich von der nahen Aussicht auf die rothbezuckerten Hochzeitschüsseln abgewendet hätten. Nur der Pfarrherr behauptete seine ruhige Würde und der Bräutigam seine phlegmatische Gelassenheit.

Beim dritten Läuten begann der Hochzeitszug. Voran die Braut, geleitet von den „Brautjungfern" und gefolgt von zwei „Brautdienern," Junggesellen aus der Verwandtschaft, von deren rothseidenen Bandolieren eine Unzahl rother und blauer Bänder über Schultern und Rücken herabwallten, und deren Hüte gleichfalls mit solchen geschmückt waren. Die Braut selbst strahlte in vollem Glanze des von der Sitte gleichfalls streng geregelten „Aufputzes." Vor Allem war ihr Haupt das Staunen und die Bewunderung aller Zuschauer. Eine Künstlerin, welche aus dem nahen Städtchen Brüssow eigends zu diesem Theile des Aufputzes geholt worden war, hatte das Wunderwerk vollbracht. Mit Hülfe der nöthigen Frisur-Ingredienzien erschien der Umfang des bräutlichen Hauptes um das Doppelte vermehrt und das gekräuselte und gepuderte Haar mit einer verschwenderischen Fülle von Flittern und bunten Glasperlen, Zitternadeln, gemachten Blumen und sonstigem Glitzernden und Gleißenden zu einem Rundbau ausstaffirt, auf dessen höchster Spitze, und doch kaum sichtbar, die mit Myrthen durchflochtene Brautkrone prangte. Vom Hinterkopfe herab über Schultern und Rücken wallten und flatterten breite, abwechselnd blaue und rothe Seidenbänder. Ein schwarzblaues Mieder, über welches sich das schlehweiße Spitzentuch emporhob, umschloß die Brust der kernigen frischen Gestalt, über den Hüften aber erhob sich einer über den andern die größtmögliche Zahl von wollenen, baumwollenen, tuchenen und halbtuchenen Röcken, nur wenig über die Strumpfbänder herabfallend, zu den hellblauen Strümpfen, deren bis zur Wade reichende kunstvoll gearbeitete rothe Zwickel völlig sichtbar blieben. Diese Fülle der Röcke, die den Umfang aber nicht die Steifheit der modernen Reifrockstracht zeigte, bezeichnete nämlich den Rang und Reichthum der Vollbauerntochter, wie die neun Jacken die Fülle und das Ansehen des Immermann'schen Hofschulzen im Westfalenlande. Auch walteten dabei in Zahl und Stoff, in Farbe und Bandbesatz feste Regeln des Herkommens und Brauchs für Höhere und Niedere in unverbrüchlicher Strenge und genau bestimmten Unterschieden.

Auf die Braut mit ihrem Geleite folgte, von den nächsten Verwandten umgeben, der Bräutigam im neuen blauen rothgefütterten „Gottestischrocke," übrigens in dem früher beschriebenen Anzuge, nur ohne Schürze, und den Hut statt der Otterbrämmütze auf dem Haupte. Dann der lange Zug der Sippen und Gäste, die Männer voran, die Frauen zuletzt, Alles paarweise. Hinternach aber drängte sich Alles, was Beine hatte, an alten und jungen Weibern im Dorfe aus den Classen der Einlieger und Büdner, der Tagelöhner, Knechte und Mägde und die

* „Stuten" = Stollen, Kuchen.

gesammte Schuljugend, die heute bereits um 9 Uhr aus Herrn Becken's Schulstube für den ganzen Tag entlassen war, und füllte gaffend und staunend die hintersten Kirchstühle und das Chor, bis sie mit einstimmte in das:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen —

das gleichfalls von der Sitte vorgeschriebene „Trauungslied," welches Herr Becken mit einem, nur seiner geübten Kehle in dieser Meisterschaft eigenen Tremulando intonirt, und nach jeder Verszeile noch über den Gesang der Gemeinde hinaus mit einer langen Fermate auszuhalten weiß, die er dann ebenso geschickt zum Anfange der nächsten Zeile überschwingt. Der Sonnenschein zittert durch die grün und röthlich verglasten Kirchenfenster und spielt auf den bunten Flittern und Glasperlen der stillen „Todtenkrome," die an Altar und Canzel und an den nächsten Wandseiten buntbebändert hängen. Ein Hänfling, den Herr Becken mit Hülfe seines Ludwig vorher vergebens aus der Kirche zu scheuchen versucht hat, fliegt ein paar Mal hin und wieder durch die Räume und läßt sein Zwitschern in den Pausen des Gesangs vernehmen, ohne dadurch die Andacht zu stören.

Lassen wir jetzt den würdigen Pfarrherrn seine Trauungsrede beginnen, und begeben wir uns inzwischen nach dem Hause der Hochzeit, welche regelmäßig bei den Eltern der Braut „ausgerichtet" wird.

Am Hofthore, auf sandbestreutem Platze sind die fünf aus der Stadt bestellten Musikanten an einem Tische postirt, welche als Vorbereitung zu der ihrer wartenden schweren Arbeit ihre hungrigen Mägen und durstigen Kehlen mit dem Inhalte der vor ihnen stehenden Eß- und Trinkbarkeiten zu stärken eifrig beflissen erscheinen. Auf dem gepflasterten, mit Sand und grünem Laubwerke bestreuten Hauspfade innerhalb des Hofes treten wir ein in die mit Buchsbaum und Tannenzweigen verzierte Hausflur, die uns mit den einladendsten Düften aus dem Raume der daran stoßenden weit geöffneten Küche begrüßt. Dort nämlich siedet, brodelt und dampft aus gewaltigen Kesseln, Grapen, Pfannen und Töpfen der Vorschmack der nahen Gaumfreuden in reicher Fülle empor. Denn gewaltig sind die Anstalten, welche Vater Burow, der reichste der Bauern, und als erster Kirchenvorsteher unmittelbar dem Schulzen, seinem Schwäher, im Range folgend, zur Feier der Hochzeit seiner Tochter mit dem Schulzensohne und zur gehörigen Verköstigung seiner zahlreichen Hochzeitgäste während dreier vollen Tage und darüber, schon seit zwei Wochen gemacht hat. Die Fülle der Spezereien und Gewürze, der gewaltigen Reis- und Rosinensäcke, welche der Kaufmann in der Hauptstadt der Uckermark geliefert hat, steht im Verhältniß zu den sonstigen Zurüstungen, zu denen Haus und Hof, Speicher und Vorrathskammer das Material hergegeben haben. Nicht weniger als ein gemästeter Ochse, fünf bis sechs feiste Hämmel, Kälber und Schweine, gegen zwölf fette Gänse und eine Unzahl Hühner sind als die Opfer einer Munificenz gefallen, die in dem gesegneten Appetite und dem kolossalen Fassungsvermögen der Gäste ebensowohl, als in der Freigiebigkeit, mit welcher an solchen Festen der Aermeren des Dorfs gedacht wird, ihre entsprechende Begründung findet. Denn es ist eine schöne Sitte, daß an solchen Fest- und Ehrentagen eines reichen Bauernhofes kein Haus des Dorfes leer ausgehen darf. Die Kinder der ärmeren Einwohner, die Altersschwachen, die Greise und Greisinnen, Alles stellt sich ein, und trägt an Brot und Reis und Fleisch, nicht von den Resten und Abfällen der Tafel, sondern vor der beginnenden Festmahlzeit, auf mitgebrachten Tellern und Näpfen oder in gehöhlten Brodstücken seinen Theil vom Schmause davon. Auch die Daheimgebliebenen aus den geladenen Familien werden nicht vergessen, sondern mit reichlichem Antheile bedacht.

Doch sehen wir uns weiter im Flure und Hause um. Da lagern die gewaltigen Biertonnen, die duftenden Branntweinfässer, mit blanken Zapfkrähnen versehen, aus denen bereits die steinernen Deckelkrüge und die bunten Gläser auf den Tischen gefüllt werden. Die Fische aber, ein Hauptgericht des Festes, hat diesmal der Brautvater mit einer eignen Wagenfuhre nicht vom Uckersee, sondern vom fischreichen Haffe hergeholt, und die gewaltigen Welse, Hechte und Störe, die breiten Karauschen und Bleie, und was sonst die Gewässer des Haffs von Bewohnern ersten Ranges bergen, sind schon Tags zuvor in riesigen Zubern, Wannen und Fässern auf dem Hofe ein Gegenstand der Bewunderung der Dorfschaft gewesen.

Aber es wird Zeit, daß wir uns in den eigentlichen Festräumen umsehen, ehe die Trauung in der Kirche zu Ende geht. Treten wir also links vom Hausflur in die große geräumige Hauptwohnstube des Hauses. Alles was sonst von eisenbeschlagenen Truhen, buntgemalten „Laden," Spinden und Schränken und anderem Geräthe dieselbe füllte, hat auf den Bodenraum („Böhn" genannt) entweichen müssen. Nur die lange, altersgebräunte Gestalt der hölzernen Wanduhr, deren feierlicher Pendelschlag die ahnungsvolle Stille belebt, und das kleine erhöht hängende nußbaumne Eckspinde mit dem gelben Sterne in der Mitte des kunstreich ausgelegten Thürchens, — das Allerheiligste des Hausherrn, welches neben Bibel und Gesangbuch und Kalender auch wichtige Schriftstücke und den baaren Geldvorrath in seiner geheimnißvollen Tiefe birgt — genießen das Vorrecht, auf ihrer Stelle verbleiben zu dürfen, und schauen verwundert herab auf die fremdartige Umgebung: bis sie sich erinnern, daß es vor langen Jahren bei der Hochzeit des Brautvaters einmal ebenso um sie her ausgesehen habe, wie heute. Feierlich knistert der Sand, raschelt der Buchsbaum, duftet der Kalmus unter unsern Tritten. Die Wände sind von der Decke bis zum Fußboden mit schneeweißen Leinlaken besteckt, an denen, neben einer Fülle von Zindeln und Fähnchen von „Knistergold," mit langen Schnüren der Inhalt eines ganzen bunten Bilderladens versestigt ist. Fast alle großen Potentaten und Potentatinnen Europa's, vom Großtürken bis zu Friedrich Wilhelm III., finden sich hier versammelt. Nur Napoleon sehlte oder erschien höchstens in irgend einer Caricatur, etwa als Schwefelholzhändler mit der geistreichen Unterschrift:

Bonepart ist nicht mehr stolz,
Handelt mit Schwefelholz,
Ruft Straß' auf und Straß' ab:
Wer kauft mir Schwefel ab?

Aber alle Männer des Preußenvolks und der Freiheitskriege, Schill und Blücher, Hofer und der Herzog Braunschweig-Oels, letzterer hoch zu Roß, mit der Unterschrift:

Oel schwimmt boben! (oben),

neben ihm seine Reiter mit Todtenkopf-Czako und geschwungenem Säbel, dürfen nicht sehlen. Schlachtbilder und Neujahrswünsche hängen nebeneinander. Sieger und Besiegte, Feinde und Freunde in der Weltgeschichte da draußen, vereint hier die friedlichste Nähe. In den zahlreichsten Exemplaren jedoch ist der alte Fritz, der echte preußische Volkskönig, zu Fuß und zu Roß, mit und ohne Krückstock, zu schauen. In ganz besonderer Herrlichkeit prangte aber der sogenannte „Brautwinkel," die Ecke unter dem vorhin erwähnten Nußbaumschränkchen — der für die Braut und ihre Brautjungfern bestimmte Ehrenplatz der Tafel. Ein großes Bild mit zwei brennenden Herzen auf einem Altare, über dem ein schnäbelndes Taubenpaar mit der Inschrift:

Schnäbelt Euch, ihr Täubchen!
Heut wirst Du mein Weibchen,

umkränzt mit Blumen, Taxus, Buchsbaum und Rosmarin, bezeichnet diesen Ehrenplatz des Brautwinkels, den Festplatz der Braut, die in diesem Augenblicke das verhängnißvolle Ja! am Altare ausspricht.

Und nun noch geschwind einen Blick auf die langen weißgedeckten Tafeln, die sich in allerlei Windungen rings an den Wänden hinziehen und in die geöffneten Nebenstuben und Kammern des Hauses fortsetzen. Buntgemalte irdene und blankgescheuerte zinnerne Teller, letztere nach den zu den Namen hinzugravirten Jahreszahlen oft ein Jahrhundert alt, vor jedem ein buntgemaltes Trinkglas für die stärkeren Spirituosen und ein zinnernes oder steinernes „Kroos" mit eingravirten oder aufgebrannten Trinksprüchen, bezeichnen nebst Zinn- und Blechlöffeln die einzelnen Plätze. Messer und Gabeln sind nur für die Frauen und für die Plätze der Pfarrgäste vorhanden, denn die Männer bringen jeder sein Einschlagmesser mit. Für den Herrn Prediger und die Seinen steht eine Flasche Wein nebst Weingläsern auf dem Tische und liegen blanke Zinnlöffel bereit. Für je vier Personen endlich streckt sich, über die volle Breite des Tisches reichend, der kolossale Leib eines frischgebackenen „Weizenstutens" einladend aus. —

Aber horch, da schallt schon der Schlußgesang der Trauung von der nahen Kirche herüber. Das Geläute ertönt aufs Neue, die Dorfjugend schreit und juchheit, und die Trompeten, Pfeifen und Clarinetten der Musikanten lassen einen Jubelmarsch erschallen. Die Trauung ist zu Ende; der Zug geleitet das Paar von der Kirche zu

Hause, und zerstreut sich dann, soweit er aus Dorfbewohnern besteht, in die Wohnungen, um die Gesangbücher und einige Theile des kirchlichen Staates, die Männer die Hüte, die Frauen ihre großen damenhutartig vorstehenden gesteiften Kirchganghauben, abzulegen und mit bequemerer Tracht zu vertauschen. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde stellen sich die Gäste allmälig im Hochzeithause ein. Jeder Neuankommende wird von den Musikanten mit einem Tusch begrüßt, der Pfarrer mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen empfangen mit einem besondern „Stücklein."* Die seltene Anwesenheit meines Vaters bei solchen „Gastgeboten" in den Bauernfamilien pflegte nie über eine Stunde ausgedehnt zu werden, meist zog er sich noch vor deren Ablauf zurück. Es geschah dies nicht in der Besorgniß, der Freude der Gäste irgend welchen Zwang anzuthun — denn hier ging alles seinen ruhigen, von Sitte und Herkommen vorgeschriebenen Gang, und Vorkommnisse von Trunkenheit und Roheit waren bei solchen Festen etwas fast Unerhörtes — sondern aus festen Grundsätzen, die er sich ein für allemal für seinen Verkehr mit seinen Bauern gemacht hatte, und von denen er niemals abzuweichen sich gestattete. Daraus ergab sich als Resultat zwar keine gesellige Vertraulichkeit, wohl aber ein Verhältniß achtungsvoller Ehrerbietung der Bauern zu ihrem „Herrn Prediger," das sich während seiner ein Menschenalter währenden Amtsführung dauernd erhielt.

Doch zurück zur Hochzeit. Alle Gäste haben bereits auf den langen Bänken Platz genommen. Die mit „rothem Zucker," einer Mischung von Zucker und gestoßenem Zimmet, fingerdick überstreuten Reisschüsseln, welche nebst den in Zwiebelbrühe gekochten Fischen bei allen „Ausrichtungen" den ersten Gang bilden, dampfen vor ihnen. Da unterbricht plötzlich Herr Becken die erwartungsvolle Stille, indem er mit mächtiger Stimme den ersten Vers des Kirchenliedes:

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
Dem Geber aller Gaben —

anstimmt. Kaum sind die letzten Töne verklungen, so erhebt er sich im Vollgefühle seiner küsterlichen Würde, die ihm bei dieser Gelegenheit allein im Beisein seines Herrn Predigers das Wort verleiht, zum Sprechen des Tischgebets, mit dessen Schlußversen:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Gesegne uns Alles, was Du uns beschereret hast!

die letzten Schranken sinken, welche den Appetit der Gäste von den sie erwartenden Schüsseln trennten.

Der Mittagsschmaus begann um halb ein Uhr und endete gegen halb vier Uhr. Denn der Bauer ißt mit großer bedächtigster Langsamkeit. Die Gerichte waren sowohl in Anzahl und Auswahl als auch in ihrer Aufeinanderfolge durch Brauch und Herkommen fest bestimmt, und eigentlich für alle Classen der Dorfbewohner bei ähnlichen Gelegenheiten — Hochzeiten, Kindelbieren und Begräbnißschmäusen — dieselben. Nur Qualität, Fülle und Zubereitung machten einen Unterschied, je nach dem Vermögen der Gastgeber; aber nur bei den ärmsten vertrat der inländische Hirsebrei die Stelle des ausländischen Reises und fiel das Gericht des letzten Ganges aus.

Immer für je zwei einander gegenübersitzende Personen war eine Schüssel mit Reis und eine andre mit Fischen sowie ein Napf mit Salat bestimmt, welcher, zum Theil schon Abends zuvor bereitet, und deshalb von stahlbläulicher Färbung, in einer stark versüßten Essigbrühe schwamm. Langsam aber sicher ging das Werk der Vertilgung so kolossaler Vorräthe seinen Weg. Endlich ist dem ersten Gange sein Recht geschehen. Die leeren Teller, Näpfe, Schüsseln verschwinden unter den Händen der bedienenden Mägde, der Brautmutter und noch einer andern Person, von welcher gleich die Rede sein wird, und es erscheint der zweite Gang, bestehend aus Massen gekochten Rindfleisches, Hammel- und Schweinefleisches mit einer Fülle von Rosinen, Pflaumen und Zwiebeln in der umgebenden Brühe, dazu die dampfenden Schüsseln mit Sauerkraut. Neue Angriffe, neue Siege führen die tapfern Kämpfer zum dritten Gange, der aus Hühnersuppe mit Rosinenreis und den gekochten Hühnern in derselben besteht. Die Sitte, die Suppe zuletzt zu essen, ist in dem nahen Rügen selbst im bürgerlichen Mittelstande herrschend und soll aus Schweden stammen.

Mit diesem Gange ist das Werk eines echt homerischen Festschmauses vorläufig geschlossen, und es beginnt der letzte Act des Mittagsfestmahls. Teller mit Salz,

* Plattdeutsch: „Stückschen."

Pfeffer und „Nägelken" (Gewürznelken) bedeckt, gehen umher, auf dem die Freigiebigkeit der Gäste eine Geldgabe für die Kochfrauen opfert. Nachdem diese Teller die Runde gemacht haben, erscheint von den Brautdienern getragen, auf kolossaler zinnerner Schüssel, der „Brautapfel," eine gewaltige, mittelst langer dünner Stäbe erbaute, mit Papier- und Knistergoldfähnchen, Taxus, Buchsbaum und Blumen verzierte, oben mit einer Krone geschmückte Apfelpyramide, welche zu gleichem Einsammeln von Gaben für die aufwartenden Frauen und Mägde bei den Gästen die Runde macht. Nachdem dieselbe vollendet und die Schüssel ihres Geldinhalts entleert ist, wird die Brautapfelpyramide vor den Platz der Braut gesetzt. Und nun stürzen die anwesenden Junggesellen und Mädchen die sich zu dem Ende von ihren Sitzen erhoben haben, von allen Seiten herbei, und zertrümmern und zerreißen das Kunstwerk, um einen Apfel, eine Fahne, einen Zweig oder gar die Krone selbst als Andenken davonzutragen, deren Erlangung für eine glückliche Vorbedeutung gilt.

Nachdem sich das von dieser Gewaltscene unzertrennliche Lärmen und Kreischen gelegt und Alles wieder seinen Platz eingenommen hat, erhebt sich Herr Becken aufs Neue und stimmt, nachdem er durch mehrmaliges Räuspern sich die nöthige Stille gewonnen hat, mit einer von dem genossenen Guten gekräftigten Stimme das Danklied an, woran sich dann das Schlußgebet mit seinem:

„Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.
Wir bitten unsern lieben Herrn:
Er woll uns hinfort mehr bescheern!

als letzter Grenzstein des Festmahles schließt.

Benutzen wir jetzt die kurze Zwischenzeit, während welcher das Hauptzimmer durch eilige Abräumung und Beseitigung aller Tischtafeln, Böcke, Stühle und Bänke zum Tanzen und die Nebenstuben und Kammern für die Liebhaber des Tabaks, des Solo's und des „Discurrirens" hergerichtet werden, um den Bericht über die Vorgänge bei der Tafel noch in einigen Stücken zu ergänzen.

Bedächtiger Ernst und phlegmatische Würde bilden den Grundzug der Tafelstimmung. Gesprochen wird während der ganzen ersten Zeit aus begreiflichen Gründen wenig; der andächtige Ernst der Beschäftigung mit Essen und Trinken läßt es nicht dazu kommen. Selbst Herr Becken beginnt erst bei dem dritten Gange sein Talent der Unterhaltung zu entwickeln und die Stimmung mit einigen „Späßen" zu steigern, deren Wirkung nicht durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß dieselben meist gute alte Bekannte sind. Denn der uckermärkische Bauer ist ein Freund des „Conservativen," selbst in dieser Beziehung. Allmälig unterbrechen in kürzeren Pausen die „Gesundheiten," welche mit einem „Prost! Pät (Gevatter) Wendt!" zugebracht und mit einem „Toor Gesundheit, Pät Stoltmann!" beantwortet werden, die vorherrschende Ruhe und Stille. Aber erst nach der Hühnersuppe tritt mehr Leben ein, wagt hier und da ein Alter einen Scherz an die Braut im „Brautwinkel" zu richten. Und der Bräutigam? —

Für diesen Guten ist in der That der Beginn seiner Hochzeitsfestfreuden von ganz eigenthümlicher Art. Gleichsam als sollte er vor allen Dingen zuerst in die Mühen und Sorgen des Hausvaterstandes eingeweiht werden, wird ihm nämlich bei dieser ersten Hauptfestmahlzeit nicht nur kein Platz am Tische, sondern nicht einmal ein ruhiger reeller Antheil an den Tafelfreuden vergönnt. Vielmehr will es die Sitte, daß er mit den Brautdienern das Geschäft eines Aufwärters der schmausenden Gäste versehe, von denen es sich die Matadore angelegen sein lassen, ihn mit allerlei Anrufen und Aufträgen in Bewegung zu erhalten. Nur von Zeit zu Zeit reicht ihm, damit er nicht ganz leer ausgehe, die Braut von dem Brautwinkel aus irgend einen guten Bissen oder ein paar Rosinen und Pflaumen auf ihrer Gabel über den Tisch zu, die er dann stehend zu verzehren hat, bis ihn das Klappen der Bierkrüge wieder auf seinen Schenkenposten fordert.

Aber jetzt ist der Tanzraum hergerichtet, die jungen Frauen und Mädchen ordnen sich auf den rings an den Wänden laufenden Bänken, und vom Musikantentische hinter dem geräumigen Kachelofen, aus der sogenannten „Hölle" her, erschallen nach manchen ohrzerreißenden Stimmversuchen der Künstler die ersten Klänge des Walzers. Die Braut mit einem der Brautdiener eröffnet den Reigen und ihnen nach dreht und schwingt sich die übrige Jugend

in der erstickenden Enge. Die Dielen erdröhnen von den Hochsprüngen und dem stampfenden Aufschlage der jungen Burschen, der für ein Zeichen besonderer Tanzvirtuosität angesehen wird. Das eigenthümlich langgezogene, in gellender Höhe endende Juchhei! eines Matadors unter den Jüngern übertönt alle Clarinetten und Geigen, und wer die Redensart „vor Lust decken hoch springen," als eine Wahrheit schauen will, der konnte hier die beste Gelegenheit dazu finden. Denn so unähnlich auch die Pfeifer und Geiger ihrem Ahnherrn, dem Felsen und Bäume bewegenden Orpheus sein mögen, so erweisen sie sich doch darin ihm verwandt, daß es nur ihrer Kunst gelingt, die träge Schwerfälligkeit und die apathische Langsamkeit und Unbeweglichkeit dieses Geschlechts, die sonst im Leben kaum durch irgend ein Motiv überwunden werden können, aus sich herauszubringen und in ihr Gegentheil zu verwandeln. Bald nach den ersten Walzern und „Schottischen" verschwinden die Röcke der Tänzer und in Hemdsärmeln beginnt der Tanz von Neuem, in dem Kegelquadrillen, und der beliebte „Zweitritt" mit dem „Hopser" abwechseln. Der Tanzboden wird in den Zwischenpausen immer von Neuem durch Kehren und Sprengen mit Wasserwedeln praktikabel gemacht, die Fenster sind schon lange theilweis geöffnet, die Lichter und Lampen an den Wänden machen schwache Versuche die Staub-, Dunst- und Tabakrauchwolken welche über dem Ganzen lagern, zu durchdringen. Vor der Thür, auf dem Vorflur, vor den Fenstern drängt und pufft sich die Masse der zuschauenden und zuhörenden Dorfjugend, und tanzt nach den zu ihr dringenden Clarinettschreien und Trompetenstößen so gut es eben geht; und so tanzt und springt und schreit und jubelt die Festlust, bis der Anbruch des Morgens und die völlige Erschöpfung der Musikanten dem ersten Tage ein Ende machen.

Die unüberwindlich scheinende Arbeit dieses Tanzens, welches sich durch die folgenden Tage und Nächte vom Donnerstage bis zum Sonntag Morgen hinzieht, wird einestheils durch die gewaltige, an schwere körperliche Anstrengung von früh auf gewöhnte Leibesbeschaffenheit dieses kraftvollen Menschenschlags, und demnächst auch durch die kurze Dauer der einzelnen Tänze einigermaßen ermöglicht. Die letztere liegt nämlich im Interesse der Musikanten, welche, nicht von den hochzeitgebenden Eltern, sondern von jedem der männlichen Tänzer, und zwar für jeden einzelnen Tanz mit einem Münzgroschen — deren damals zweiundvierzig auf den Thaler gingen — bezahlt wurden. So thürmen sich denn bald förmliche Haufen Geldes auf dem Musikantentische auf, und die Sprünge und das Aufstampfen der Tänzer hat neben dem orchestrisch-künstlerischen auch noch den anderweitigen Nebenzweck, die Fülle des Silbers in den strotzenden Taschen der Tänzer laut und hell erklingen zu lassen.

Der nächste Morgen findet um neun Uhr die gesammten Gäste nach kurzer Ruhe wieder im Hochzeitshause versammelt, um das Frühstück einzunehmen. Wen es etwa befremdet haben sollte, daß in der Schilderung des gestrigen Schmauses grade der wichtigste Theil eines festlichen Mittagsmahles, die Braten, nicht erwähnt wurden, der findet heute, wenn er mit uns in die festlichen Räume eintritt, die Lösung des Räthsels. Die Sitte weist nämlich bei allen „Ausrichtungen" den Braten nicht dem Mittags- sondern dem Frühmahle zu; und so sehen wir denn auch heute die Tafeln mit einer Anzahl von kalten, schon am Tage vor Beginn des Festes zugerichteten Hammel-, Gänse-, Schweine-, und Rinderbraten bedeckt, neben denen sich die gigantischen Weizenstollen, und die zierlich in Gestalt von Gluckhennen mit Küchlein, Enten u. s. w. geformten Buttermassen einladend präsentiren. Auf je zwei Gäste ist immer ein Braten gerechnet, Gebet und Gesang beginnen und schließen auch hier wieder das Mahl, nach dessen Beendigung der Tanz von Neuem beginnt, den dann um ein Uhr wieder ein Mittagsmahl wie das gestrige unterbricht.

Nach Beendigung desselben rüstet man sich zu einem der wichtigsten Acte des Festes. Es ist dieses der Umzug des „Kranzabtanzens," welches, wenn Wetter und Jahreszeit nicht unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, im Freien stattfindet. Vor der Thüre des Hofes haben sich bereits die Musikanten aufgestellt. Die Brautdiener ordnen die Paare des Zuges, die sich, um einander fester halten zu können, die weißen oder bunten Taschentücher um die Hände schlingen und so eine schwer zerreißbare Kette bilden. Endlich giebt

der erste Brautdiener das Zeichen zum Aufbruch, und nun durchzieht der Schwarm, jubelnd, kreischend und jauchzend das ganze Dorf; voran die Fiedler und Pfeiffer, die unaufhörlich ein und dieselbe Melodie des Hochzeitliedes aufspielen, dessen Verse lauten:

Schürt den Keiel ut,
Dat is mine Brut!
Didel, didel, didel deidum!

In alle befreundeten Höfe und Häuser bricht die Genossenschaft des lustig tollen Reigens ein, schleppt Haus- und Küchengeräthe mit sich fort, um es draußen wieder abzuwerfen, und verübt auch sonst allerlei unschädlichen Muthwillen. Dann geht es zum Dorfe hinaus, durch Gartenland und Wörden, über Zäune und Hecken, über Wiesen und Triften, die Musikanten immer voran, aus Leibeskräften die Melodie jenes Tanzliedes geigend und blasend. Dazwischen schallt das Juchheien der Burschen und das Kreischen der Mädchen, die dem chorführenden Brautdiener überall hin, durch alle Hindernisse folgen müssen, während derselbe seine Ehre darein setzt, bei diesem tollen Reigen die wunderlichsten Touren anzugeben. Endlich, nachdem sie das Dorf und die anstoßenden Wiesen und Felder umkreiset haben, kehrt der Zug wieder zurück in das Hochzeitshaus.

Hier ist inzwischen mit der Braut eine Metamorphose vor sich gegangen. Sobald nämlich der eigentliche Brautreigen des Kranzabtanzens im Hause beginnt, führen mehrere verheirathete Frauen, die zu den nächsten Verwandten der Braut gehören, die letztere in ein Gemach auf den Hausboden, wo ihr unter allerhand Ceremonien der Brautkranz abgenommen und statt dessen die große gestreifte, hutartige Strichhaube aufgesetzt wird. Dies Geschäft zieht sich so lange hin, bis der Zug der Tanzenden zurückkehrt, wo dann die jungen Burschen, voran die Brautdiener, die Treppe hinaufstürmend, unter Lärmen und Pochen an der verschlossenen Brautkammer die Weiber auffordern, die „Junge Fru" herauszugeben. Endlich wird geöffnet und die Braut in den Tanzsaal hinabgeführt, wo sie von allen Gästen zum ersten Mal unter allerhand herkömmlichen Späßen als „Junge Fru" begrüßt wird, worauf der Tanz wieder seinen Anfang nimmt.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Aus Sommertagen. Gesammelte Novellen von Walter Schwarz. Zweiter Band. Berlin, Rudolf Hoffmann.

Es ist schon viel, wenn man von einer Novellensammlung sagen kann, daß ein Hauch von Gesundheit sie durchweht; darf man noch hinzufügen, daß auch eine tüchtige Gesinnung sich in den zu Grund gelegten Principien ausspricht, so ist damit die Bedeutung des Buches um so erfreulicher charakterisirt. Nur die letzte der vier Novellen dieses Bandes geht zu weit. Wenn die Tugend mit Feuer und Tod gerettet werden muß, hat sie keinen Werth für die Poesie. Ganz besondere Achtung verdient die Behandlung des socialen Conflictes in „Auf der Wolkenburg," und in gleicher Weise ist der Kampf mit gesellschaftlichen Erbärmlichkeiten in „Lea" kernhaft und fesselnd durchgeführt. Auch der Stil ist von durchsichtiger Klarheit und frei von jeder Manier.

Hausalbum. Lose Skizzenblätter von Elise Polko. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Gleich einem Strauße von künstlich gearbeiteten Blumen sind diese Skizzenblätter zusammengefügt und aus jedem einzelnen derselben erkennen wir die zierliche Manier der fleißigen Frau Polko, die überall Honig sammelt, selbst aus künstlichen Blumen, und ihre Ausbeute in pikanter Form dem Leser bietet. Kaum konnte jemals ein Troubadour des Mittelalters so begeistert die Anmuth und den Zauber der Frauenschönheit preisen, wie es Elise Polko versteht. Sie wird nicht müde, uns in eine Art von Märchenwelt zu versetzen, in welcher holde Wesen mit fabelhaft kleinen Füßen, die ganz Milde und Liebenswürdigkeit sind, in rauschende Atlasgewänder gehüllt und mit echten Brillanten geschmückt, umherschweben, mit ihren zarten, schlanken, weißen Händen Kränze winden und dabei von jener Treue und Hingebung erzählen, die Herkules an den Spinnrocken und Ludwig XIV. an die Maintenon fesselten. Die Renaissance mit ihrer Kunstspielerei, Ninon de Lencios, die Macht der unvergänglichen Frauenanmuth und die Schwärmerei zarter Männergemüther voll südlicher Galanterie, alles das versteht sie vortrefflich in Scene zu setzen, und wenn die ernste Klio auch zuweilen den Kopf schüttein muß — was verschlägt es! Sieht doch Jeder von uns die Welt gern zuweilen im Lichte einer Verklärung; der Eine im frischen Strahle der herrlich aufsteigenden Morgensonne, der Andere im Glanze der funkelnden Kronleuchter des eleganten Theatersaales.

Die neueſten Forſchungen in Oſtturkeſtan.

Von

Hermann Vámbéry.

Während das eigentliche Turkeſtan, ſowohl durch die Reiſen der letzten Jahrzehnte als auch durch die Eroberungen Rußlands, unſeren Blicken viel näher gerückt iſt, als von der Unzugänglichkeit ſeiner Steppenländer und der rauhen Barbarei ſeiner Einwohner zu hoffen war, können wir in der Neuzeit die freudige Wahrnehmung machen, daß auch der öſtlichſte Theil Mittelaſiens, der früher fälſchlich den Namen chineſiſche Tartarei trug, jetzt aber mit der beſſern Bezeichnung Oſtturkeſtan belegt wird, allmälig näher zu unſerem Erkenntnißkreiſe tritt. Es iſt ſonderbar, daß dieſes Oſtturkeſtan ſelbſt den Einwohnern der Chanate Bochara und Chiva früher als Camera obscura galt, und nur den Chokandern einigermaßen bekannt war. Chokand nämlich ſtand mit der chineſiſchen Regierung in Kaſchgar in einer Art diplomatiſchen Verkehrs; da zwiſchen Oſtturkeſtan und dem letztgenannten Chanate ein bedeutender Handelsverkehr gepflegt wurde, ſo mußten es ſich die Chineſen laut Stipulation alter Verträge gefallen laſſen, in Kaſchgar ſowohl als auch in Jarkend einen von Chokand beglaubigten Akſakal (wörtlich: Graubart, in der That aber ein diplomatiſcher Agent), bei ſich zu dulden. Natürlich hätten demzufolge die Chineſen eine ähnliche Miſſion auch in Chokand unterhalten müſſen, doch haben die Beamten des Himmliſchen Blumenreiches der Mitte ſtets eine merkliche Averſion gezeigt, außer den Grenzen ihres Reiches in welcher Function immer zu operiren. So kam es, daß von chineſiſcher Seite in Chokand kein bezopfter Mandarine, ſondern ein mohammedaniſcher Oſtturkeſtaner reſidirte. Zwiſchen den öſtlichen Städten Chokands, namentlich zwiſchen Oſch, Mergulan und Kaſchgar war der Verkehr in Friedenszeiten ſogar ein lebhafter zu nennen, und dennoch iſt es auffallend, daß in Chokand ſelbſt über die „ſechs Städte", wie Oſtturkeſtan noch ſonſt genannt wurde, ſo wenige und verworrene Berichte curſirten. Der Abſcheu, mit welchem die fanatiſchen Moslemin Turkeſtans von den Chineſen, von ihrer Regierung, von ihrem Götzendienſte, von ihren Gebräuchen und ihrem wildverpönten Kopfſchwanze, wie ſie den Zopf nennen, ſprachen, hat mich immer in Verwunderung verſetzt; nur Eines wurde ihnen zugeſtanden, nämlich, daß ſie ſowohl, als auch die frengiſchen Ungläubigen von Europa auf die Geſchicklichkeit, dem Teufel ſeine Künſte abzulernen, ſich am beſten verſtänden.

Es iſt überhaupt eine große Seltenheit, und war dies immer unter den Mittelaſiaten, von einer größeren Reiſe nach China etwas zu vernehmen; in meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft mit allen Schichten

der Bevölkerung Bochara's und Chiva's habe ich nur von einigen Tadschik-Kaufleuten sprechen gehört, die das große Wagestück unternahmen, in Geschäftsangelegenheiten bis nach Turfan oder Aksu vorzudringen, trotzdem eben dieser Classe der Bevölkerung selbst in den entferntesten Theilen Ostturkestans Tadschikische Landsleute begegnen würden; und wirklich sind es nur Derwische und Vagabunden, welche sich sub titulo Pilgerreisende ungehindert auf den unter chinesischer Botmäßigkeit stehenden ostturkestanischen Orten umherbewegen können.

Doch selbst den eingeborenen Ostturkestanern war der Verkehr nach außen ein sehr erschwerter. Erstens liegt dies in den alten Institutionen China's, die im fernen Westen des gigantischen Reiches nicht so leicht jener Reform unterzogen wurden, welche der europäische Einfluß im Osten und in Peking hervorrief; zweitens hatten die chinesischen Behörden Ostturkestans wohl Recht, aus dem Verkehr mit Chokand Argwohn zu schöpfen. Im letztgenannten Lande hielten sich nämlich die Chodschas, angeblich Abkömmlinge des Propheten und Prätendenten auf die Herrschaft Ostturkestans auf, die fortwährend auf Revolutionen sannen, sehr häufig auch ins Land Einfälle machten, und die leichtbethörte Bevölkerung zur Empörung verleitend, gar wilde Verwüstungen anrichteten. Die Grenzpolizei war daher eine sehr strenge und nichts war mir rührender anzuhören, als die Erzählung jener kühnen und abenteuerlichen Unternehmungen, welche die frommen Osturkestaner bei den Pilgerfahrten nach Mekka, die ihnen wenngleich nicht verboten, so doch sehr erschwert waren, auszuführen hatten. Der Plan zum Aufbruche wurde gleich einer gefährlichen Verschwörung im Geheimen gepflogen, die Reisegesellschaft, oft aus zwanzig bis vierzig Mitgliedern bestehend, mußte einzeln und in nächtlicher Dunkelheit aufbrechen; um den häufigen chinesischen Wachtposten zu entrinnen, ging jeder Einzelne tagelang über rauhe Berge und wilde Gegenden hin, bis sie endlich auf chokandischem Boden, oder auf dem neutralen Gebiete der schwarzen Kirgisen, nämlich im Norden der Hochebene von Pamir, auf einen gegebenen Rendezvous-Platze zusammentrafen. Da soll es ein freudiges Weinen gegeben haben, und ein Entzücken hat die Gemüther ergriffen, daß diese Scene beinahe der am Grabe Mohamed's gleichkam.

Wie hätte unter solchen Verhältnissen Ostturkestan der Nachbarschaft, geschweige noch uns in Europa bekannt werden sollen? Unsere geographische Wissenschaft über jene Gegenden basirte sich auf sehr alte Quellen, als z. B. die Reiseberichte des chinesischen Pilgers Fa-Hian, der noch zweihundert Jahre vor Chr. zu den Schreinen der damals noch dort zahlreich verehrten buddhistischen Heiligen zog; das merkwürdige Buch Marco Polo's und des portugiesischen Missionärs Goes. In der Neuzeit waren es die sehr kurzen Notizen Mollah Izzet's, der im Auftrage Englands in einer Spionirreise einige Orte Ostturkestans besuchte, und das leider verunglückte Unternehmen des kühnen Adolf Schlagintweit, durch welche unsere Kenntnisse über Ostturkestan sich erweiterten. Was Moorcroft, Burnes und ich selbst über die Thalgegenden des Thien-Schans berichteten, das ist das Ergebniß des Hörensagens und nicht persönlicher Erfahrung. Mit einem Worte, Ostturkestan war so viel als unbekannt, und man war um so neugieriger, hinter den Schleier des Geheimnisses zu blicken, da über den Reichthum seines Bodens, über seine merkwürdigen klimatologischen Erscheinungen und Antiquitäten die buntesten Gerüchte circulirten. Von dem Einflusse einer europäischen Macht entfernt, durch die Pekinger Regierung geflissentlich unzugänglich gemacht, konnten einzelne Pionniere der europäischen Wissenschaft in den letzten zehn Jahren auch nur die äußersten Endgrenzen umschwärmen. Die Russen warfen vom Isik-Kul aus, die Engländer von Kaschmir über das Kuen-Lun-Gebirge die neugierschwangern Blicke und nur den politischen Umwälzungen, die in den „sechs Städten" stattgefunden haben, ist es zu verdanken, daß eben diese Pionniere sich allmälig näher heranwagten und in der neuesten Zeit auch den ersten persönlichen Besuch glücklich vollführt haben.

Wie bekannt, hat sich Ostturkestan von der chinesischen Herrschaft losgerissen und zu einem eigenen unabhängigen Reiche constituirt, welches heute ein schlauer, unternehmender Mann, Jakub Kuschbegi, regiert. Dieser, dem die Vertreibung der fremden Herrschaft große Anstrengung kostete, hat jetzt nicht minder zu kämpfen,

um die Unabhängigkeit seines von drei Seiten, nämlich im Osten von den Chinesen, im Norden von den Russen und im Westen von Chokand gefährdeten Reiches zu schützen. Seine Kämpfe mit den Chinesen betreffend müssen wir bemerken, daß sich die Söhne des Himmlischen Reiches hier nicht so leicht ergaben, als vor zehn Jahren im Osten gegenüber der anglo-französischen Macht. Ein Jarkender,* der im Laufe dieses Winters bei mir in Pest war, erzählte mir Wunderstücke von der Entschlossenheit der chinesischen Garnisonen in den letzten Momenten. In Kaschgar** war 1864 der chinesische Anban (Gouverneur) mit 3000 seiner treu Ergebenen in der Citadelle von den Aufständischen belagert. Es war keine Hoffnung auf eine Rettung vorhanden und nur durch Annahme des Islams sollten sie ihr Leben retten können. Der alte Commandant beschied seine Offiziere zu sich, um sich mit ihnen zu berathen; dies geschah in einem Zimmer, dessen unterster Theil mit Fässern voll Pulver gepfropft war. Das Gespräch über die etwaige Capitulation wurde sehr lebhaft geführt und während der Sohn Thee und Süßigkeiten umherreichte, kniete die Tochter des Offiziers, den Kopf auf seine Knie gestützt, bittere Thränen weinend neben ihrem Vater. Der alte Mann rauchte ganz bequem seine lange Pfeife, verrieth nicht die kleinste Beängstigung und nur dann und wann blickte er seitwärts verstohlen auf die Pulvermine, welche mit dem im untern Zimmer befindlichen Pulvervorrath in Verbindung stand. Plötzlich dröhnte das wilde Allah-Ekber-Geschrei der anstürmenden Mohammedaner in den Saal hinauf; der Alte empfahl sich freundlich lächelnd, von seinen Gefährten, schüttete die glühenden Kohlen seiner Pfeife auf die Mine und in einem Augenblicke war alles vorüber.

Was nun die Bemühungen um die Sicherung seines Thrones anbetrifft, so liegt es auf der Hand, daß unter seinen drei Feinden Rußland und China als diejenigen, welche auf Ostturkestan den schärfsten Zahn haben, sich wohl nie, Chokand in Folge seiner Beziehungen zum letztern Staate, nur schwer aussöhnen werden. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als die Blicke nach Süden zu richten, um durch ein Freundschaftsverhältniß mit den Engländern eine mögliche Garantie für das Bestehen der Unabhängigkeit zu erwirken. Dieses war der Beweggrund der freundlichen Gefühle Jakub Kuschbegi's gegenüber England. Er sah mit banger Sehnsucht der Gelegenheit entgegen, die ihm die Initiative zu seiner zukünftigen Politik reichen sollte, und diese ließ auch nicht lange auf sich warten.

Im Jahre 1866 war Herr W. H. Johnson, der mit trigonometrischen Messungen von Seiten der englischen Regierung im Kuen-Lun-Gebirge betraut war, durch Neugierde und vielleicht auch Hang nach Abenteuern verleitet, von den Himalayaspitzen einen Abstecher nach der vor seinen Blicken sich ausbreitenden Ebene Ostturkestans zu unternehmen. Er brach von Leh auf, ging über eine Reihe von Hügeln dem Tschang-Tschenmo-Thale zu und zwei große Hochebenen überschreitend, von welchen die eine 17,300, die andere 16,700 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, gelangte er an die Ufer des Karakasch-Baches. Hier wartete er so lange, bis ihm von Habib Ullah, dem damaligen Herrscher Chotens, Erlaubniß gegeben wurde, das Land zu besuchen; diese Erlaubniß wurde ihm sehr bald zugeschickt und am 6. September machte er sich zu dem letztgenannten Orte auf den Weg, wurde dort von dem greisen Herrscher, der zufälligerweise mit Jakub Kuschbegi in Feindseligkeiten stand, und demselben auch später unterlag, aufs freundlichste empfangen und kehrte wohlbehalten, nachdem er einen umfassenden Umblick gewonnen hatte, auf die englischen Besitzungen zurück. Wie man sieht, stand Herr Johnson mit dem jetzigen Herrscher Ostturkestans in gar keiner Berührung, da Erstrer damals im ersten Stadium eines Emporkommens sich befand, und dennoch hat eben dieser Ausflug nach Choten Vieles zu den neuesten Entdeckungsreisen beigetragen. Erstens konnte man die Versicherung erlangen, daß die Ostturkestaner selber englischen Reisenden nichts in den Weg legen, sondern umgekehrt sie sogar

* Es ist dies derselbe Jarkender, der in Begleitung Dr. Leitner's aus Lahore dieses Jahr Europa besuchte und sich auch einige Tage bei mir in Pest aufhielt.

** Herr Hayward versetzt diese Katastrophe nach Jarkend, doch mein Gewährsmann will mit Bestimmtheit wissen, daß sie in Kaschgar vor sich ging.

sehr gern bei sich sehen; zweitens zeigte es sich, daß die Schwierigkeit des Ueberganges über die als ganz unzugänglich geschilderten Pässe des Kuen-Lun-Gebirges etwas übertrieben war. Die Möglichkeit eines Besuches der bis jetzt mit dem Zauber des Ungekanntseins umgebenen Gegenden war vorhanden und Männer, mit kühnem Unternehmungsgeiste ausgerüstet, ließen auch nicht lange auf sich warten.

Der Erste, welcher sich auf den Weg nach Ostturkestan machte, war ein britischer Kaufmann, Herr F. Shaw, den die Theepflanzungen im Kangrathale interessirten und der auch deshalb schon besonders nach den ostturkestanischen Marktplätzen sich sehnte, weil daselbst Thee, ein unentbehrliches Nahrungsmittel, im Preise enorm hoch gestiegen war, ja sehr selten zu werden begann. Denn der frühere Weg, auf welchem Ostturkestan diesen Artikel bezog, war durch Feindseligkeiten mit dem Innern Chinas abgeschlossen. Herr Shaw machte sich daher im Herbste des vergangenen Jahres ganz im Stillen mit einigen Ladungen grünen Thees auf die Reise über das Kuen-Lun-Gebirge, um in erster Instanz mit Jarkend Handelsverhältnisse anzuknüpfen. Auch er wählte den Tschang-Tschenmo-Paß, langte nach einigen Strapazen in Schadullah, dem ersten bedeutenderen Orte auf turkestanischem Boden, an und zog nach eingeholter Erlaubniß weiter nach Kaschgar und Jarkend, in welch ersterem Orte er mit dem jetzigen Regenten, Jakub Kuschbegi, zusammentraf, aufs freundlichste empfangen und während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes daselbst auf's gastfreundlichste bewirthet wurde. Natürlich war an ein ganz freies Hin- und Herbewegen noch gar nicht zu denken. Herr Shaw betonte umsonst, daß er Kaufmann sei, mit Politik sich nie beschäftige und den Hauptzweck seiner Reise, den Absatz des Thees, vor Augen habe. Doch Jakub Kuschbegi sowohl, wie auch die übrigen Ostturkestaner, die jeden Frengi für steinreich ansehen, konnten es mit ihrer Auffassung von socialen Verhältnissen nicht vereinbaren, daß eben ein solcher Frengi, der mit Dienern und Gefolge erscheint, solch triviale Zwecke, wie Theegeschäfte, verfolge. Er wurde nolens volens zum politischen Gesandten befördert, als solcher von dem Herrscher mehrmals in feierlicher Audienz empfangen und mußte, statt Nachrichten über den Stand des Theegeschäftes oder sonstiger commercieller Angelegenheiten einzuholen, mit dem Chan in wichtige, politische Gespräche sich einlassen. Dieser sagte ihm, wie sehr glücklich er sich fühlen würde, mit der englischen Regierung in freundschaftliche Beziehungen zu treten; daß er schon Vorahnungen von seinem Besuche gehabt habe, und daß er in der Alliance mit Großbritannien jenen Schutz erblicke, dessen er gegenüber seinen drei Feinden so sehr nöthig habe. Jakub Kuschbegi erzählte ferner, wie sehr es ihn und seine Landsleute schmerze, daß der frühere Besucher Ostturkestans, nämlich der unglückliche Schlagintweit, der Mordlust des Wüstlings Veli Chan Töre's zum Opfer fiel, daß er jedoch in Zukunft für die Sicherheit der englischen Reisenden bürge und selbe als liebe Gäste behandeln werde. Was nun Herr Shaw auf diesem Ausfluge erfuhr, wird wohl nicht von großer Bedeutung sein: geographische Beobachtungen fielen außerhalb des Bereiches seiner Thätigkeit; da er der Landessprache unkundig ist, werden wir wohl über Sitten und Gebräuche der Ostturkestaner von ihm auch nicht viel Neues hören, und es mögen auch nur die stummen Beobachtungen seines praktischen Blickes unserer Kenntniß zum Besten kommen.

Während Herr Shaw in Schadullah campirte, bemerkte er, daß in nicht weiter Entfernung von ihm ein zweiter Europäer sammt Reisesuite sich aufhielt, mit dem aber ihm die wachthabenden Tataren nicht gestatteten, zu verkehren. Es war dies Herr G. W. Hayward, den die Londoner Geographische Gesellschaft mit der Erforschung Ostturkestans betraute. Er war früher Offizier in der indischen Armee, ein junger Mann von schmächtigem Aussehen, aber von desto größerer Energie, und was die Hauptsache ist, mit tüchtigen geographischen Vorkenntnissen ausgerüstet. Mr. Hayward unterscheidet sich daher von seinem Vorgänger bedeutend, was die wichtigen geographischen Entdeckungen betrifft, die wir ihm verdanken. Mit Instrumenten, und wie schon erwähnt, mit geographischen Vorkenntnissen ausgerüstet, hatte er das Terrain genau studirt und die hervorragendsten Spitzen der gigantischen Bergkette gemessen. Dies geschah

oft bei einer Kälte, die gegen Ende Septemper schon 11 Grad unter Null an dem nach Reaumur getheilten Thermometer stand, wenn alle Flüssigkeiten zu Eis erstarrten und alle Geschirre bersteten. An der Grenze durch längere Zeit angehalten, entfloh er der Wachsamkeit seiner Wächter und trat in westlicher Richtung eine geheime Entdeckungsreise an. Gegen dreihundert englische Meilen legte er in zwanzig Tagen zurück und erklomm obendrein eine Anhöhe von 19,000 Fuß über dem Meeresspiegel, wobei er natürlich überall die Breitegrade genau aufnahm und viele der größten Irrthümer auf unseren Karten verbesserte. Nur nachdem er im Westen des Kuen-Lun-Gebirges die Quelle des Jarkendstromes entdeckt hatte, kehrte er zur großen Freude seiner Wächter zurück, erhielt Erlaubniß, die Hauptstädte Ostturkestans zu besuchen, traf mit dem jetzigen Regenten in Kaschgar zusammen und ist gegenwärtig im Nordosten Indiens mit der Ausführung seines ursprünglichen Reiseplanes beschäftigt.

Dieser eigentliche Reiseplan umfaßt nämlich die Erforschung jenes Theiles Mittelasiens, welcher unter dem Namen: die Hochebene von Pamir oder Bam-i-Dunja (das Dach der Welt) bekannt ist, und zwischen Afghanistan und Ostturkestan sich erstreckt.

Einen Theil dieser Gegend hat wohl Lieutenant Wood, der Erforscher der Oxusquellen, besucht und beschrieben; soweit wir hörten, tummeln sich auf demselben einzelne Horden der sogenannten Karagirgisen herum; doch ist die ganze Gegend selbst von den kühnsten, orientalischen Abenteurern unbesucht geblieben, und sollte es Herrn Hayward gelingen, seinem Vorhaben gemäß von der nordwestlichen Spitze Kaschmirs durch diese Hochebene bis in die russisch-turkestanischen Besitzungen vorzudringen, so wird dadurch der Geographie gewiß sehr Vieles zu Gute kommen. Ich sage der Geographie, denn auf ethnographischem Gebiete wird auch Herr Hayward nur wenig leisten können, da er mit den nöthigen Sprachkenntnissen eben so wenig ausgerüstet ist, wie es sein Vorgänger, Herr Schaw, war.

Ueber die

Entstehung der Kalkhöhlen.

Von

Fr. Mohr.

Durch die in neuerer Zeit aufgeschlossene Kalkhöhle bei Lethmate, welche den Namen Dechenhöhle erhalten hat, ist die Frage über die Entstehung dieser Höhlen wieder lebhaft geworden, und dabei auch der Wunsch aufgetreten, auf der heutigen Erde noch in Thätigkeit begriffene Vorgänge ähnlicher Art vorzufinden, wodurch die fertigen Höhlen ihre Erklärung fänden. Es ist dies ein Grundzug der neueren Geologie, daß sie nach Beseitigung hypothetischer Kräfte, welche nirgend einen Beweis ihrer Thatsächlichkeit finden, nur auf die Vorgänge auf der heutigen Erde zurückgreift, um die Bildungen der früheren zu erklären. Und in der That ist dies Bestreben von dem größten Erfolge begleitet gewesen, und es sind nur wenige Erscheinungen in dem festen Theile der Erde, zu denen man nicht die Schlüssel in noch thätigen Wirkungen gefunden hat.

Zunächst ist klar, daß Kalkhöhlen nicht bei der Bildung des Kalkes selbst entstehen können. Aller kohlensaurer Kalk stammt von Meeresthieren ab, welche die in den Diatomaceen aufgenommenen Kalkantheile mit dem Producte ihrer Athmungsvorgänge, der Kohlensäure, in ihren Schalen ablagern. Die Form dieser Thiere ist sehr mannigfaltig, von der Riesenmuschel an, deren Schale über hundert Pfund wiegt, bis zu den zartesten Foraminiferen, von denen Hunderte erst die Größe eines Stecknadelkopfes erreichen. Die größeren Thiere zeigen sich näher den Ufern des Meeres auf unbedeutenden Tiefen, während die mikroskopischen Wurzelfüßler Tausende von Quadratmeilen auf den Tiefböden des Oceans decken. Je kleiner die Schalen dieser Thiere sind, desto leichter verschwinden die Spuren organischer Formen durch die lange dauernde Einwirkung des Meeres und der Kohlensäure, und nur die größeren können sich, in dichten kohlensauren Kalk eingebettet liegend, durch Jahrtausende hindurch erkennbar erhalten. So finden sich denn auch ganze Gebirgszüge von Kalkstein, welche kaum Spuren von Organismen zeigen, und dahin gehören die oberbayerischen und die angrenzenden

tyrolischen Kalkalpen. Der kohlensaure Kalk stammt von dem schwefelsauren Kalk (Gyps) des Meerwassers. Dasselbe enthält im Mittel vieler Analysen 3,527 Procent feste Bestandtheile, und diese enthalten 4,617 Procent schwefelsauren Kalk. Demnach beträgt der Gypsgehalt des Meeres 0,03527 × 0,04617 = 0,00163 Th. Tausend Theile Meerwasser enthalten 1,63 Theile Gyps. Trotz dieser Kleinheit des Procentgehaltes beträgt die im Meere vorhandene Gypsmenge doch so viel, daß mehrere tausend Meilen lange Gebirgszüge Kalkstein von der Höhe des Chimborazo daraus entstehen können. Der Vorgang, durch welchen der schwefelsaure Kalk in kohlensauren übergeht, ist zuerst von mir in meiner „Geschichte der Erde" nachgewiesen und dagegen bis jetzt nichts eingewendet worden. An dieser Stelle liegt uns die Sache abseits, aber die Thatsache ist hier niederzulegen, daß es keine Spur von kohlensaurem Kalk auf unserer Erde giebt, der nicht entweder Thierformen als Beweis seiner Abstammung an sich trüge, oder von dem man nicht nachweisen könnte, wie er durch spätere Umwandlung aus echten Meereskalken mit Thierformen entstanden ist. Aller sogenannte Süßwasserkalk ist nur durch Umwandlung aus Meereskalk entstanden, und seine auf der Erde vorkommende Menge beträgt nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu den echten Kalkgebirgen, über deren Abstammung kein Zweifel bestehen kann.

Da die Erde immer Meer hatte, so hat auch zu allen Zeiten Kalkbildung bestanden, wie sie heute noch im größten Maßstabe vorkommt. Es finden sich deshalb auch Kalke von allen Stadien des Alters, von dem dichten sogenannten devonischen Kalk, dem schwarzen Marmor von Nassau, von dem schwarzen Kohlenkalk des Maasthales bis zur lockersten Kreide und den sich noch heute absetzenden Schalen der Foraminiferen, welche im Atlantischen Ocean bei Gelegenheit der Sondirung für die Kabellegung entdeckt worden sind. Wenn wir also festhalten, daß jede Neubildung von kohlensaurem Kalk aus Gyps nur im Meere durch Vermittlung von Pflanzen und Thieren stattfinden kann, so müssen alle Kalke, welche sich jetzt über dem Meeresniveau vorfinden, und welche noch Spuren von Thierformen enthalten, durch Hebung in diese Lage gekommen sein, wie die Kalkalpen von Tyrol, der Eiger, der Jura, der Cerithienkalk, aus welchem die Paläste und Kirchen von Paris gebaut sind. Die Ursache dieser Hebung findet die neuere Geologie nicht mehr in dem eruptiven gewaltsamen Hervorbrechen, wovon wir keinen Fall kennen, sondern in der langsamen Bildung von Silicaten in tieferen Schichten durch Infiltration von oben, wodurch eine sehr langsame, nur in Jahrhunderten merkbare Hebung stattfindet, wie sie in Schweden und Norwegen durch angebrachte Fluthzeichen festgestellt worden ist. Unter den günstigsten Verhältnissen beträgt dort die Hebung nur drei bis vier Fuß in hundert Jahren; aber im Laufe der Zeit ist diese Hebung hinreichend, die höchsten Gebirge zu bilden. Daß diese Hebung langsam geschehen sei, beweisen die Einschnitte und Gerinne, welche sich gleich von der ersten Erhebung über das Meer durch Regen bildeten und im Laufe der Zeit bis zu 8000 und 10,000 Fuß tiefen Thälern ausgebildet haben.

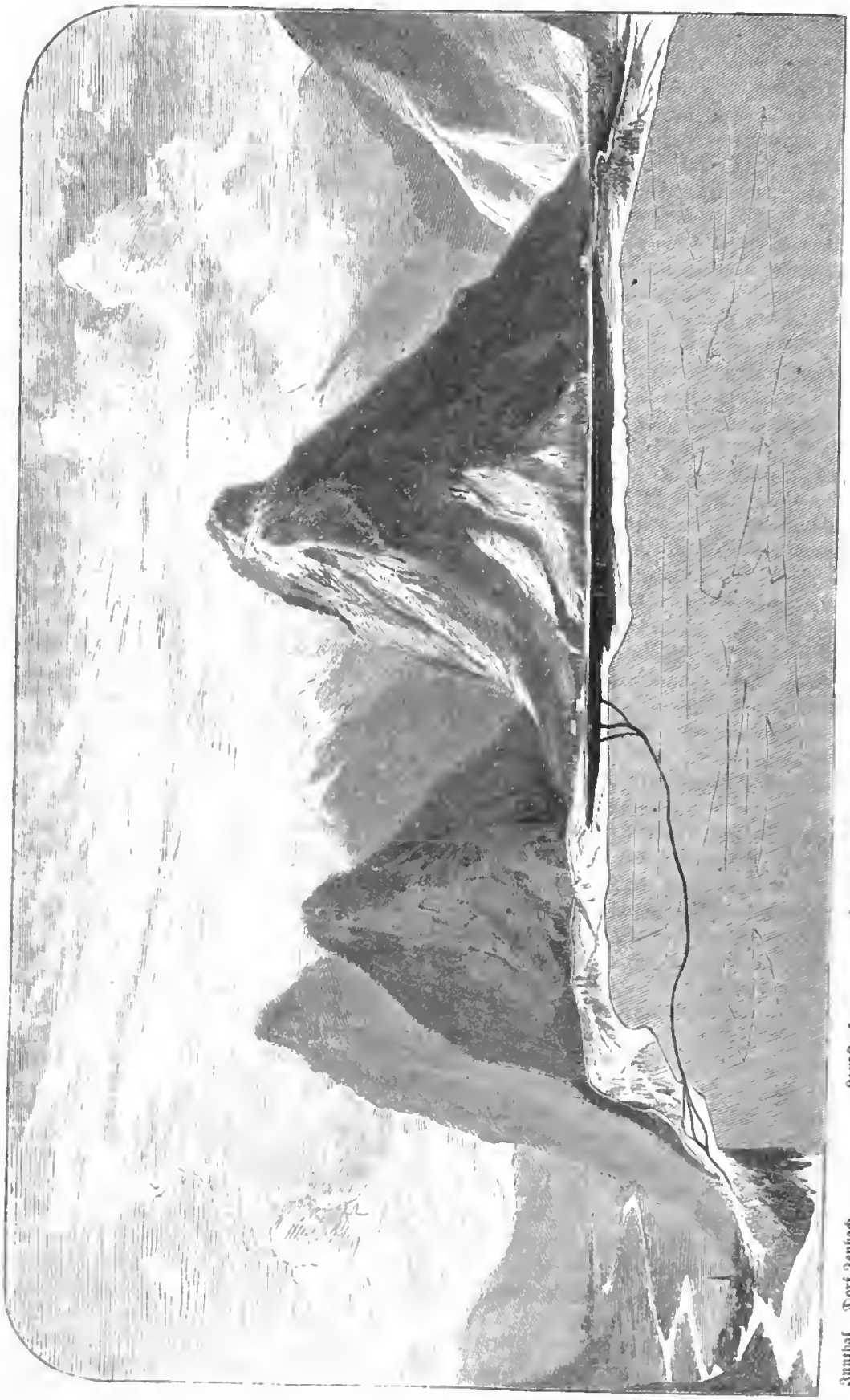
Es wird uns nun auch einleuchten, daß im Meere selbst aus beweglichen mikroskopischen Kalkschalen keine Gebirge entstehen können, welche Hohlräume einschließen, und wo ein Gebirge aus größeren Kalkschalen besteht, wie der Numulitenkalk bei Compiegne und Ribecourt, da sind die Zwischenräume vollständig mit amorphem kohlensauren Kalk erfüllt, der aus kleineren Thieren entstanden ist, die eben deswegen jede Spur von Lebensformen verloren haben. Wir müssen also die Entstehung der Höhlen in nachherigen Vorgängen suchen.

Hier ergiebt sich sogleich die Antwort, daß dies nur durch Auswaschungen geschehen sein kann. Höhlen können sich überhaupt nur in solchen Gesteinen bilden, welche als Ganzes weggewaschen werden können, und solcher kennen wir nur drei auf der Erde, nämlich kohlensauren Kalk, Gyps und Steinsalz. Von diesen dreien ist der kohlensaure Kalk das in der größten Menge vorkommende Gestein, auch das schwerlöslichste. Gyps und Steinsalz sind vielfach vereinigt und ursprünglich immer beisammen entstanden. Ausgewaschene Gypslager lassen allerdings eine Höhlung, welche aber durch Einstürzen meistens wieder ausgefüllt wurde. Die meisten Seen in der Mark Brandenburg sind aus solchen Einsenkungen entstanden. Daß Steinsalz noch täglich ausgewaschen wird, sehen wir an den natür-

lichen Soolquellen und manche Erdbeben mögen davon abzuleiten sein. Das eigentliche Gebirge für Höhlen ist der dichte Kalkstein. Entstehen in demselben Risse und Spalten durch Hebungen, so sucht das meteorische Wasser durch dieselben einen Weg, erweitert sie fortwährend und bildet endlich die Höhlen, die durch ferner veränderte Lagerung wieder aus der Wasserregion herauskommen, und dann zufällig als Höhlen entdeckt werden. Am sichersten wird diese Erklärung gelten können, wenn es gelingt, solche noch in Bildung begriffene Höhlen zu finden. Dieser Fall kommt an dem Achensee vor. Es liegt dieser schöne tiefblaue See in Obertyrol, auf dem Wege von München über Holzkirchen, Tegernsee nach Jenbach zu, 2956 Fuß über dem Meer und 1165 Fuß über dem Innthale bei Jenbach. Er ist etwa eine und eine halbe Meile lang, eine Viertelmeile stellenweise breit und nach allen Seiten von hohem, das westliche Ufer von einem steilen Gebirge umgeben. Am östlichen Ufer tritt der Abhang des Gamsjoches so nahe an den See, daß die Landstraße in den Felsen gehauen werden mußte, und daß sich stellenweise zwei Wagen nicht ausweichen können. Der See hat viele kleine Zuflüsse, aber keine von Gletschern, und einen oberirdischen Abfluß, die Ache, welche bei dem Gasthaus der Scholastica austritt. Seine Tiefe beträgt 284 Fuß. Da er keine ausgebreiteten Ufer hat, so liegen auch keine Dörfer an demselben, sondern nur zwei Gasthöfe, der der bekannten Scholastica und auf der andern Seite und dem andern Ende des Sees Pertisau, und ein drittes Hotel ist jetzt im Bauen. Etwas entfernt vom südlichen Ende des Sees liegt das Dorf Buchau. Die Chaussee führt dicht am Ufer des Sees vorbei von Scholastica nach Buchau, und bleibt noch eine geraume Strecke auf derselben Höhe, während man in der Ferne schon das quer vorüberlaufende Innthal erblickt. Nun senkt sich plötzlich die Straße hinab nach dem Innthal, so daß man aufwärts nur mit starkem Vorspann fahren kann. Auf diesem Abhange hat der Achensee einen zweiten unterirdischen Abfluß, der etwa 600 Fuß unter dem Niveau des Sees dicht neben der Landstraße hervorbricht. Man findet hier, wie mitten im Gebirge ein starker Waldbach mit zwölf bis fünfzehn mannesdicken Strömen hervorbricht, während dicht über demselben der Wald wieder ganz trocken und wohlbestanden ist.

Unsere Abbildung zeigt die oberirdischen Erscheinungen nach der Natur und den unterirdischen Abfluß in vermutheter Gestalt. Die beigeschriebenen Oertlichkeiten erklären die Lage. An der rechten Seite fließt die Ache ab und der unterirdische Abfluß liegt in der Nähe von Pertisau. Während des großen Erdbebens zu Lissabon am 1. November 1755 sank der See plötzlich um vier Fuß und erreichte erst nach vierundzwanzig Stunden wieder seinen gewöhnlichen Stand. Den unsichtbaren Abfluß hat man aus Booten mit Stangen tastend gefunden und auch zuweilen durch Eintreiben von Tannenpfählen etwas verengert, um das zu starke Abfließen des Sees zu verhindern. Das ganze Gebirge der Gegend besteht aus einem sehr dichten, grauen, versteinerungsleeren Kalkstein, der auch den nichts sagenden Namen Alpenkalk erhalten hat, während man passender Kalkalpen sagen würde. Hier ist nun die Bildung einer Kalkhöhle in vollem Gange, obgleich noch kein menschliches Auge dieselbe gesehen hat. So lange Wasser diese Höhlen füllt, sind sie nicht zugänglich, müssen aber doch vorhanden sein, weil Anfang und Ende des Gerinnes gefunden sind. Im Laufe der Zeit werden sich die Canäle durch Auswaschen erweitern und dann wird der See vollständig abfließen und nur noch ein oberirdisches Gerinne für das Regen- und Schneewasser übrig bleiben, und wenn endlich auch das Wassergerinne einen andern Weg gefunden haben wird, kann nach Jahrtausenden die Höhle zufällig aufgefunden werden.

Ein ähnliches Bewandtniß hat es mit der Taminahöhle zu Bad Pfäfers. Hier ist das Gebirge kalkhaltiger Thonschiefer, wie der sogenannte Bündtner Schiefer durch das ganze Rheinthal mit dem Albula- und Julierpaß ist. Der Kalkgehalt geht bis zu 40 und 45 Procent, und wenn dieser weggewaschen ist, so liegen die blosgelegten Silicate wie ein weicher Schlamm auf und werden durch eine starke Fluth weggewaschen. Ursprünglich war hier ein Spalt im Gebirge entstanden, durch welchen die Tamina oben ein- und unten ausfloß. Dieser Spalt erweiterte sich, die oberen Theile der Höhlung blieben vom Wasser frei und dies floß nur mehr am Boden,



Der Achensee.

den es immer tiefer einschnitt. An einer Stelle ist diese Höhle noch überbrückt, an den meisten Stellen ist sie aber oben und seitlich geöffnet, so daß ein sparsames Tageslicht eintritt. Stellenweise bemerkt man an der Decke der Höhle gewölbartige Hohlräume, welche sichtlich früher von Wasser bespült wurden, während jetzt die Tamina tief unter den hölzernen Stegen dahinrauscht. An andern Stellen hat sich die Tamina unter die überhangenden Felsen eingeschnitten, wo sie fast unsichtbar strömt und nach einer Strecke wieder frei hervortritt. Der ganze Vorgang liegt so offen vor den Augen, daß kein Zweifel obwalten kann. Das warme Wasser des Bades Pfäfers ist reines Schnee- oder Gletscherwasser mit einem geringen Gehalte an kohlensaurem Kalk und Bittererde. Es hört im Herbste allmälig auf zu fließen, steht den ganzen Winter über still und beginnt im Mai allmälig wieder zu fließen.

Aehnliche Verhältnisse walten auch bei dem Zirknitzer See, dem Lacus lugens in Illyrien, ob. Derselbe hat nur unterirdische Abflüsse durch Kalkschlotten hindurch. Fließt mehr Wasser zu, als durch diese Canäle entweichen kann, so füllt sich der See an und läuft in der trocknen Jahreszeit wieder ab. Das Wunderbare, was sich in Unterhaltungsbüchern für Kinder an diesen See knüpfte, ist durch diese hausbackene Erklärung verschwunden. Die Carthäuser zu Freudenthal, denen die damaligen Herren zu Zirknitz, die Fürsten von Eggenberg, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Fischereigerechtigkeit des Sees zuerkannt und abgetreten hatten, wußten recht wohl ihren Vortheil zu benutzen und hatten auch eine richtige Kenntniß von dem Sachverhalt. Ihre strenge Ordensregel versagte ihnen allen Genuß von Fleischspeisen, weswegen für sie ein reicher Fischfang zu allen Jahreszeiten einen vorzüglichen Werth hatte. Das Abfließen des Sees war ihnen sehr ungelegen. Sie suchten es zu verhindern und ließen bei leerem Seeboden alle Oeffnungen mit eisernen Gittern überlegen, Steinplatten mit Thon zu wiederholten Malen darüber befestigen und die Gruben mit Erde ausfüllen. Auf diese Weise gelang es ihnen wirklich, den See oft jahrelang bei hohem Wasserstande zu erhalten. Unermüdet suchten die Mönche alle Durchbrüche, welche sich von Zeit zu Zeit wieder zeigten, neuerdings zu verstopfen, bis ihre Aufhebung den See seinem Schicksale überließ. In neuerer Zeit hat man es für nützlicher gefunden, den See abgeflossen zu erhalten und seinen Boden als Ackerland zu benutzen. Durch die natürliche Erweiterung der Canäle im Kalke war sein Abfluß eine Nothwendigkeit geworden und nur bei ungewöhnlichen Regengüssen findet eine kleine Stauung statt. Daß nun auch hier große Kalkhöhlen im Boden stecken, bedarf keines Beweises.

Ganz dieselbe Erscheinung finden wir als Resultat derselben Ursachen und Localverhältnisse auch an anderen Orten, z. B. in Oesterreich an der steierischen Grenze nahe bei Maria Zell im sogenannten Seethale, welches seiner ganzen Länge nach von sehr hohen, schauerlich wilden, oft ganz senkrechten und überragenden Felswänden eingeschlossen ist und mehrere Seen in sich faßt, von denen der Lunzer See beim Ausgange des Thales in die Ebene der letzte ist. Der höchste Thalkessel am Fuße des Dürrensteins umfaßt einen beträchtlichen See, dem ein starker Bach, der Seebach, entfließt. Für gewöhnlich hat sich der Seebach durch den verwitterten Kalksteinboden einen unterirdischen Abfluß gebahnt und erscheint erst viel tiefer an der Oberfläche wieder, bis er sich noch einmal in den Boden verliert, um nachher bis Lunz so zu bleiben. Es ist also ganz dasselbe Verhältniß wie bei dem Achensee, daß beide einen oberirdischen und unterirdischen Abfluß haben.

Obgleich nun in den Erscheinungen des Zirknitzer Sees nichts Räthselhaftes oder gar Wunderbares mehr zu suchen ist, so hat doch die Gegend an ihrer Merkwürdigkeit für den Naturforscher nichts verloren; im Gegentheile hat ein Aufenthalt von längerer Zeit das höchste Interesse, indem sich außer dem See noch viele ihrer ganzen Ausdehnung und Beschaffenheit nach bisweilen noch nicht genug bekannte Höhlen, unterirdische Gänge und verborgene Wasser mit ihren Pflanzen und Thieren in seiner Umgebung vorfinden, deren weitere Untersuchung ungemein ansprechend und lohnend sein müßte. Wenn auf dem Zuge der Julischen Alpen bis nach Kroatien und Bosnien Krain die meisten Höhlen zählt, so ist der Adelberger Kreis derjenige, wel-

cher die merkwürdigsten enthält. Ungefähr zwei Stunden von Zirknitz befindet sich der Heiligekreuzberg, der das Zirknitzer und Schneeberger Thal von einander scheidet und von seinem Scheitel über beide Thäler die schönste Aussicht darbietet. In diesem Berge befindet sich eine mächtige Höhle voll der herrlichsten Tropfsteingebilde. Vom nördlichen Hochgebirge, Oblak genannt, ergießt sich alles Wasser in diese Höhle, bildet in ihr mehrere Wasserfälle und bricht dann unter dem Schlosse Stegberg aus einem geräumigen Schlunde als Bach hervor, der gleich beim Erscheinen auf der Oberwelt eine Mühle treibt, und im Juni eine so große Menge Eintagsfliegen mit sich führt, daß die Landleute sie mit Rechen zusammen kehren und als Dünger auf die Aecker führen. Die inneren Verzweigungen der Höhle kennt man nur zum Theil. Ein Gang führt gegen Laas hin und enthält in der Tiefe seines Wassers den Proteus anguinus, zu Deutsch Olm genannt, jenes seltsame und nur hier vorkommende gesichtslose Thier, welches in der Begründung der Darwin'schen Theorie eine so bedeutende Rolle spielt.

Es stammt ursprünglich aus der Magdalenenhöhle, eine Stunde von Adelsberg, und ist in die Adelsberger Höhle übergesiedelt worden, wie auch die Führer schließlich gestanden.

Daß die Tropfsteingebilde erst lange nach der Bildung der Höhle zu Stande kamen, bedarf kaum eines Beweises. Die von Dammerde überdeckten Gebirge lassen kohlensäurehaltiges Wasser, aus der Verwesung von Pflanzenresten herkommend, einsickern, welches kohlensauren Kalk löst und im Innern der Höhle durch Verdunsten der freien Kohlensäure wieder absetzt. Es entstehen dadurch neue, aber kleinere Höhlen, wenn der an den Wänden der Spalten abgelöste Kalk sich im Innern der Höhle niederschlägt.

Ueber diesen Vorgang ist niemals ein Zweifel gewesen; es lassen aber die großen Massen solchen abgesetzten Kalkes im Vergleich zu dem kleinen Wachsthum heute beobachteter Gebilde auf ungeheure Zeiträume schließen, während welcher die Bildung stattfand. Doch der Geologe braucht mit nichts so wenig haushälterisch zu sein, als mit der Zeit.

Die Spectralanalyse.*

Von

J. H. von Mädler.

Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. H. Schellen. Braunschweig, George Westermann.

Ein Wissenszweig, der in seinen Hauptresultaten abgeschlossen vor uns liegt, macht dem Darsteller nur geringe Schwierigkeiten: der Plan des Ganzen, die Eintheilung und Anordnung ergeben sich gleichsam von selbst, und nur die stylistische Ausführung nimmt den Autor vorzugsweise in Anspruch. Und ebenso darf er darauf rechnen, daß der Leser, was die allgemeine Grundlage betrifft, nicht mehr ganz und gar Fremdling sei, daß mindestens ein richtiges Verständniß nicht fehlen und daß das Neue sich anschließen werde an bereits Bekanntes, aus dem es naturgemäß hergeleitet werden kann.

Ganz anders bei einem Wissenszweige, der sich so zu sagen in seinem ersten Stadium befindet und in dem noch Niemand wissen kann, wie er sich in Zukunft gestalten werde. Die Einzelheiten, welche vorliegen, sind großentheils noch unverbunden, ein genetischer Gang kann häufig noch nicht eingeschlagen werden und der historische muß einstweilen seine Stelle vertreten; es fehlt an genügenden Vorarbeiten und auch ein allgemeines Verständniß ist nicht vorauszusetzen. So wird die Aufgabe des Darstellers eine viel mannigfaltigere, und wenn er sich auch nicht verhehlen kann, daß in Zukunft der Gegenstand besser, gründlicher, zusammenhängender dargestellt werden wird, so überhebt ihn dies nicht der Verpflichtung, der Gegenwart Alles zu bieten, was irgend geboten werden kann.

Wir hatten nicht erwartet, daß schon so kurze Zeit nach der ersten Entdeckung ein Werk wie das vorliegende an die Oeffentlichkeit treten werde. Noch sind nicht zwei Decennien verflossen, seit die Heidelberger Physiker ihre wichtigen Untersuchungen be-

* Das Werk, welches den vorliegenden Aufsatz veranlaßt hat, ist zwar bereits im Maihefte der „Monatshefte" besprochen worden, doch glaubten wir, eine so gewichtige Kritik wie die des Herrn Staatsrath von Mädler auch nachträglich noch vermitteln zu sollen.

kannt machten, und — wie dies auch Schellen selbst anerkennt — die wichtigsten Fragen sind noch zu erledigen und noch Niemand kann bestimmen, zu welchen Aufschlüssen dieser neue Wissenszweig noch führen wird. Aber was die frühern Jahrhunderte so trefflich verstanden — ein ruhiges Abwarten — hat das unsrige verlernt. Man möchte am liebsten die Resultate gleich fertig hinnehmen und des mühsamen Weges, der zu ihnen führt, wo möglich ganz überhoben sein, ihn wenigstens so abgekürzt und geebnet sehen, daß er rasch und mit geringer Mühe zurückgelegt werden könne. Und diesem Zeitbedürfniß kommt das vorliegende Werk entgegen.

Gleich im Vorwort bezeichnet der Verfasser die Spectralanalyse als die glänzendste Entdeckung unsers Jahrhunderts. Recapituliren wir die zahlreichen Entdeckungen, mit denen unser Jahrhundert von seiner ersten Nacht an uns beschenkt hat, so muß man eine solche Behauptung mindestens sehr kühn nennen, und ähnlich wie man keinen Tag vor dem Abend loben soll, wird man auch fordern müssen, daß der Schluß des Säculums abzuwarten sei, bevor eine Entscheidung wie die hier vorliegende gefaßt werden könne.

Doch verkennen wir keineswegs, daß hier mindestens eine der wichtigsten Erfindungen vorliege, und daß, was durch sie gewonnen ist, zu großen Hoffnungen berechtigt. Wir lernen hier eine neue Sprache des Lichts kennen, das einzige Medium, durch welches wir von den Himmelskörpern Kunde erlangen, und die Aufgabe des Verfassers bestand also zunächst darin, uns mit dieser neuen Sprache bekannt zu machen. Der erste Theil enthält demgemäß Belehrungen über die künstlichen Quellen der höchsten Wärme- und Lichtgrade, eine für den Leser des Werkes gewiß nöthige Belehrung. Der zweite geht schon näher auf den Gegenstand ein; doch außer dem Sonnenspectrum finden sich hier nur die Spectra irdischer Körper behandelt, und namentlich sehr zweckmäßige und durch zahlreiche instructive Figuren erläuterte Beschreibungen des Verfahrens bei spectralanalytischen Untersuchungen gegeben.

Den größten Theil des Ganzen, S. 177 — 452, enthält der dritte Abschnitt, die Anwendung auf die Himmelskörper. Wenn aber schon in den beiden ersten Theilen der Verfasser sich genöthigt gesehen hat, manche allgemeine und dem Fachgelehrten hinreichend bekannte Thatsachen der Physik mit aufzunehmen, um auch den weniger oder noch gar nicht Unterrichteten verständlich zu werden, so ist dies noch weit mehr im dritten Theile der Fall. Für kundige Himmelsforscher hätte es keine ausführliche Erwähnung der Doppelsterne, der veränderlichen und neuen Sterne, so wie der Bewegung im Weltenraume bedurft, andrer Gegenstände zu geschweigen, allein dem Verfasser gebührt Dank, daß er alles dieses nicht vorausgesetzt, sondern stets die große Mehrzahl seiner Leser ins Auge gefaßt hat; denn nur so war es möglich, Allen zu genügen. Möge Niemand die ersten, mehr allgemein gehaltenen Theile überschlagen, denn sie enthalten nichts, was nicht im letzten und wesentlichsten Theile des Werkes seine Anwendung fände.

Die verschiedenen Modificationen des Lichts, die Art seiner Entstehung wie seiner Erscheinungsform, sind der Hauptgegenstand des ersten Abschnitts S. 3 — 54. Sein Verhalten zu Sauerstoff und Wasserstoff, die Verbrennung von Kalium und Natrium, das Magnesiumlicht, die Knallgasflamme, das Drummondsche Kalklicht, besonders aber das elektrische Licht, wobei die glühenden Gase und die Geislerschen Röhren erwähnt werden, sind hier erläutert und durch sehr specielle und trefflich ausgeführte Figuren illustrirt, deren das ganze Werk einhundertundsechzig (darunter zwei farbige) enthält. Auch die Porträts von Bunsen, Kirchhoff, Huggins und Secchi sind eine willkommene Zugabe, wir hätten gewünscht, auch das von Fraunhofer hier zu finden, dessen Entdeckung der dunklen Querlinien im Sonnenspectrum den Grund der ganzen Lehre bildet, die wir den Obengenannten verdanken.

In der zweiten Abtheilung S. 57—154 wird zuerst die Analogie zwischen Licht und Schall, sowie zwischen Farbe und Ton besprochen. Diese Analogie beschränkt sich wohl wesentlich auf die wellenförmige Fortpflanzung, denn die Geschwindigkeit selbst ist beim Lichte eine Million mal schneller als beim Schalle, was eine nähere Verwandtschaft ganz ausschließt. Demnächst folgt die Brechung des Lichts, insbesondere die Brechung durch ein Prisma, da diese hier vorzüglich in Betracht kommt.

Der Einfluß der Temperatur und der Luftdichtigkeit auf die Spectra und namentlich derer des Gases kommt hier ebenfalls vor: ein Gegenstand, der noch vieler und sehr sorgfältiger Untersuchungen bedarf, denn bevor nicht Alles, was hier als mitwirkend gesetzt oder selbst nur vermuthet werden muß, genügend untersucht ist, darf man auf eine wahrhaft systematische Darstellung des Gegenstandes nicht hoffen.

Denn die ganze hier zu Grunde liegende Schlußfolgerung besteht in der Vergleichung der Spectra irdischer, also uns bekannter Stoffe mit solchen, die von den Himmelskörpern erhalten werden. Man untersucht die einzelnen irdischen Körper zunächst in Beziehung auf die allgemeine Form ihres Spectralbildes und sodann auf dessen Einzelheiten, namentlich die Querlinien, die sich in ihm zeigen, wobei Ort, Stärke, Farbe und noch manche andre, zum Theil veränderliche Eigenthümlichkeiten untersucht werden. So lernt man die Spectralbilder des Natriums, Kaliums, des Wasserstoffgases u. s. w. kennen, und schon auf dieser Stufe sind Quantitäten von so geringem Belange, daß die gewöhnliche Chemie gar kein Mittel hat, sie erkennbar zu machen, gefunden worden, ja man hat neue bisher unbekannte metallische Körper in dieser Weise entdeckt. Findet sich nun bei Untersuchung eines Himmelskörpers dasselbe Spectrum, welches sich bei einem irdischen Stoffe gezeigt hat, und überzeugt man sich von der Identität beider, so schließt man auf die Anwesenheit dieses Stoffes in dem betreffenden Himmelskörper und namentlich in dessen gasförmiger Umhüllung.

Diese Schlußfolgerung werden wahrscheinlich Manche nicht bündig genug finden, und entgegnen, daß möglicherweise sehr verschiedenartige Körper dennoch das gleiche Spectralbild zeigen könnten. Indeß würde ein solcher Einwurf zunächst nur die Nothwendigkeit, den Gegenstand ernstlich weiter zu verfolgen, darthun; eine Nothwendigkeit, die auch wenn man von diesem Bedenken ganz absehen wollte, von Niemand bezweifelt werden wird. Was jedoch die Hauptfrage betrifft, so ist zu bemerken:

1) daß wir noch nicht zwei differente irdische Körper gefunden haben, denen dasselbe Spectrum genau entspricht, so daß es nicht gestattet wäre, mit Bestimmtheit aus dem Spectrum auf den Stoff zu schließen.

2) daß bei den Querlinien Zahl, Lage, Farbe und Lichtstärke verglichen werden können, und eine Coincidenz in allen diesen Beziehungen die Wahrscheinlichkeit, daß der gleiche Stoff auch in verschiedenen Weltkörpern zum Grunde liege, dadurch mindestens sehr erhöht wird. Ein besonderer Umstand ist bei diesen Vergleichungen zu beachten, den Angström 1855 entdeckte, daß nämlich eine Gasart dieselben Spectrallinien, welche sie als leuchtende *erzeugt*, absorbirt und *auslöscht*, wenn sie, von einer anderen Quelle ausgehend, durch die Gasart hindurchgehen.

Man hat diesen Umstand unter Anderm benutzt, um Linien, die als dunkle betrachtet, undeutlich oder auch gar nicht deutlich wahrnehmbar sein würden, durch Umkehrung in helle Linien deutlicher und bestimmter hervortreten zu lassen. Einzelne Linien coincidiren auch in verschiedenen Stoffen, so findet sich Fraunhofer's D-Linie in den Spectren von Jod, Salpetersäure, Blut und Chlorophyll. Um indeß bei solchen Vergleichungen sicher zu gehen, muß man alle sonstigen Verschiedenheiten, die von andern Ursachen herrühren, vermeiden. Es ändert sich z. B. die Länge des Spectrums, je nachdem man zum Prisma Wasser, Crownglas oder Flintglas nimmt, und zwar im Verhältniß von nahezu 1 : 2 : 3. Aber noch mehr: die einzelnen Querlinien ändern ihre Stelle in diesen Spectren keineswegs diesen Zahlen proportional. So steht die Fraunhofersche F-Linie im Flintglasspectrum etwas mehr nach dem rothen Ende hin, beim Wasserprisma dagegen näher dem violetten. Eben solche, zum Theil sehr geringe Aenderungen veranlaßt die Temperatur, der Luftdruck und noch manches Andre, was noch nähere Untersuchungen erfordern wird.

Das Sonnenspectrum ist die Grundlage zu Allem, was wir von den Bildern der Himmelskörper wissen. In ihm wurden zuerst die dunkeln Linien wahrgenommen, deren Fraunhofer acht hervorhob und sie mit A bis H bezeichnete. A und B stehen im Roth, C im Orange, D im Gelb, E im Grün, F im Blau, G im Indigo, H im Violet. Indeß bemerkte man gleich anfangs, daß einige dieser Linien doppelt oder mehrfach sich darstellten, oder daß andere

schwächere Linien ihnen zur Seite standen. Thalén fand, daß vierhundertfünfzig im Spectrum des glühenden Eisens vorkommende Linien mit eben so vielen des Sonnenspectrums genau zusammenfallen, was wohl jeden Gedanken an bloßen Zufall ausschließt. Thalén untersuchte fünfundvierzig verschiedene Metalle, fand für die meisten Uebereinstimmung, nur Silber, Quecksilber, Antimon, Arsen, Zinn, Blei, Kadmium, Aluminium, Strontium, Lithium, sowie die nicht metallischen Stoffe Silicium und Sauerstoff lassen diese Uebereinstimmung gänzlich vermissen, sie sind also auch wohl nicht in der Photosphäre der Sonne enthalten. Bei Natrium, dessen Spectrum nur aus einer einzigen Linie besteht, findet sich völlige Uebereinstimmung mit der D-Linie des Sonnenspectrums, so daß eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür spricht, es sei in der Sonnenumhüllung Natrium enthalten.

Das Werk verbreitet sich jedoch auch über das Spectrum des Mondes, der Planeten, der Fixsterne und anderer Himmelskörper, selbst Kometen und Nebelflecke, sowie der Meteore und der Blitze. Wenn solche, den früheren Zeiten ganz unerreichbare Resultate gegenwärtig vorliegen, so ist dies hauptsächlich den so sehr vervollkommneten Instrumenten zu danken, deren sich die Secchi, Huggins und Miller bedienen konnten, während sie den Fraunhofer und Wollaston noch nicht zu Gebote standen. Indeß hat es noch immer große Schwierigkeit, die Spectra schwach glänzender Körper genau zu untersuchen, denn nicht selten treten einzelne Linien deutlich hervor, während andere nur mit größter Mühe sichtbar sind. Auch müssen wir hier, wie bei manchen anderen Objecten wünschen, daß die anhaltend heitern Regionen unseres Planeten mehr als bis jetzt mit fleißigen Beobachtern und geeigneten Werkzeugen besetzt werden möchten. Um wie vieles günstiger steht z. B. Secchi unter seinem römischen Himmel, verglichen mit den britischen Beobachtern unter ihrem Nebelklima! Nicht allein, daß in Nordeuropa auf eine anhaltende Heiterkeit nie mit Sicherheit zu rechnen ist, es sind auch die heitersten Nächte unserer Zonen mit denen nicht vergleichbar, die man auf dem Pic von Teneriffa, in Westindien, dem südlichen Arabien und anderen tropischen Gegenden genießt.

So ist Secchi im Stande gewesen, die spectroskopischen Untersuchungen auf mehr als sechshundert Fixsterne auszudehnen und uns mit Fixsterntypen bekannt zu machen, deren bis jetzt vier gezählt werden und die wir hier nach ihren allgemeinsten Charakteren, wie sie S. 336 bis 343 geschildert sind, aufführen wollen.

Den ersten Typus bilden α Lyrae, Sirius und andere im weißem Lichte strahlende Sterne. In ihrem Spectrum fehlen die meisten Absorptionslinien, dagegen ist das Ganze von einer großen Menge äußerst feiner Linien durchzogen, unter denen jedoch vier starke deutlich hervortreten, welche die Anwesenheit von Wasserstoffgas und Natrium in diesen Sternen vermuthen lassen.

Den zweiten bilden α Bootis und überhaupt die gelblichen Sterne (auch unsere Sonne dürfte hierher zu zählen sein). Die Linien zeigen sich besonders im Roth und Blau; der gelbe Theil ist fast ganz frei. Meistens treten die Linien scharf hervor und erscheinen nur selten etwas verbreitert.

Den dritten bilden Sterne mit rothem Licht: α Herculis, β Pegasi, α Orionis. Die Spectra haben das Ansehen von Säulen, die von der Seite beleuchtet werden. Die Wasserstofflinie F fehlt in ihnen, daher man annehmen kann, daß dieser Stoff hier nicht vorkomme. In Secchi's ausgezeichnetem Instrumente gelang es, rothe Sterne bis zu achter Größe spectroskopisch zu untersuchen, wenigstens die allgemeine Form zu erkennen.

Den vierten bilden Sterne, die sämmtlich die sechste Größe nicht überschreiten. Das Spectrum besteht aus drei hellen Bändern, getrennt durch dunkle Zwischenräume. Das glänzendste liegt im Grün, ein viel schwächeres im Blau; das dritte, aus mehreren Abtheilungen bestehend, im Gelb, und bis zum Roth sich erstreckend. Ein Beispiel liefert Nr. 152 des Schjellerup'schen Katalogs.

Nach Secchi sind diese Typen nicht unterschiedslos am Himmel zerstreut: das Sternbild Stier zeigt (Aldebaran und einige andere Sterne ausgenommen) nur den ersten Typus; der zweite findet sich im Orion, dem großen Hunde und dem Hasen; in anderen Gegenden des Himmels ist er selten.

Es wäre nicht schwierig, die interessan-

ten Einzelheiten noch beträchtlich zu vermehren, aber cui bono? In ein consequentes System läßt dieser neue Wissenszweig sich ja doch noch nicht bringen, und so wird überall eine Zukunft abgewartet werden müssen, in der die Thatsachen praktisch verbunden und sichere Schlüsse darauf gegründet werden können. Zahlreich sind die Fragen, die hier gestellt werden müssen. Bleiben die Spectra dieselben für alle Zeiten? Bleiben sie es für die verschiedenen Entfernungen? Wie stellt sich für jeden einzelnen Fall der Einfluß der Erdatmosphäre, der Wärme, des Luftdrucks? Von welchen Wirkungen zeigt sich der Stoff, aus dem die Prismen gebildet sind? Diese und viele andere Fragen wird die Zukunft lösen müssen. Dazu wird es erforderlich werden, die Instrumente noch weiter zu vervollkommnen und zu kräftigen, um auch die blos teleskopischen Objecte eben so wie die helleren genau zu untersuchen.

Doch wie viel auch dessen sein möge, was hier noch zu thun ist, wie große Schwierigkeiten sich auch der Lösung manches Problems entgegenstellen mögen, wir dürfen der Gegenwart vertrauen, daß sie nicht ruhen werde auf diesem neuen Felde. Wir leben in glücklicheren Zeiten als unsre großen Vorgänger im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und wir sind eingedenk des Wortes, daß wem viel gegeben ist, von dem werde viel gefordert werden. Die Spectralanalyse, die man auch als Chemie der Gestirne bezeichnet hat, wird je länger desto mehr diese Benennung rechtfertigen und Manches, was jetzt noch Geheimniß ist, wird offenbar werden durch die neue Sprache des Lichts, deren Verständniß sich uns zu öffnen beginnt und die gründlich kennen zu lernen eine so lohnende Aufgabe bildet.

Südafrikanische Vögel.

Der Jäger, der vom Cap oder von der Walfischbai ins Innere geht, pflegt blos dem großen vierfüßigen Wilde nachzustellen. Mit Löwen, Elephanten und Giraffen beschäftigt, schenkt er unter den Vögeln höchstens dem Strauß einige Aufmerksamkeit. In der Regel bleibt die letztere Jagd aber den Buschmännern überlassen, welche die kostbaren Federn auf ihre Weise verwahren. Tritt ein solcher Wilder in ein Lager und bietet ein dickes Schilfrohr zum Verkauf, so entsteht vielleicht ein Gelächter, bis er eine Straußfeder hervorzieht, so kostbar, wie sie sich je am Hute einer vornehmen Dame gewiegt hat. Die Vögel bleiben also dem Naturforscher überlassen, der überall, wo das Wasser nie versiegt, eine große Menge in schönen oder charakteristischen Arten findet. Raubvögel giebt es von allen Größen. Der Riese unter ihnen ist ein Adler, den die holländischen Bauern den Lämmerfänger nennen, weil er zuweilen junge Schafe raubt. Seine Flügel breiten sich beinahe sechs Fuß aus, seine Höhe vom Schnabel bis zur Schwanzspitze beträgt ziemlich dritthalb Fuß. Merkwürdiger Weise ist dieser mächtige Raubvogel gegen Verwundungen so empfindlich, daß man ihn mit kleinem Schrot aus der Luft herunterholen kann. Sein Gegenstück hinsichtlich der Größe ist die kleine Buscheule unserer Abbildung (Cuvier's Hiboa). Von Spitze zu Spitze gemessen, haben ihre ausgebreiteten Flügel zwei Fuß zehn Zoll, die Höhe ihres Körpers beträgt nur zehn Zoll. Die auf dem Kopfe stehenden Büschel oder Hörner sind einen Zoll länger als die anderen Federn. Das Gefieder ist vorn am Kopfe und an den unteren Theilen des Leibes weiß, übrigens aber von hell aschgrauer Farbe. Alle Federn sind dunkel gesprenkelt und längs ihres Mittelstücks läuft ein schwarzer Strich. Ueber die Spulfedern zieht sich der Strich quer hinweg, und die Büschel und Federn der Ohrenfedern, die das Gesicht umziehen, sehen beinahe schwarz aus. Die Füße sind bis zur Basis der Klauen befiedert.

Auch unter den Regenpfeifern ist eine sehr kleine Art, nicht größer als eine Maus, mit blendend weißen Federn, aber mit dunkelschwarzem Schwanz und Flügeln von gleicher Farbe. Störche und Adjutanten, Löffelgänse und Enten, Guineahühner und Wasserhühner, Tauben, Neuntödter mit rother Brust und Finken sind zahlreich vertreten. Die Finken zählen unter ihrer Sippe einen mit einem Schwanz, der mit dem des Paradiesvogels an Länge wetteifern kann. Die Farbe des Vogels ist weiß, der Kopf, die Flügel und der lange Schwanz haben eine schwarze Farbe.

Unter dem letzteren hängen bis zu seiner halben Länge zwei äußerst dünne Federn herab, die wie gedrehter schwarzer Seidenzwirn aussehen. Um so stiefmütterlicher ist hinsichtlich des Schwanzes der Vogel bedacht, dem die Colonisten den Namen der südafrikanischen Rohrdommel gegeben haben.

Als Finken oder Kaffernfinken bezeichnen die holländischen Colonisten die Webervögel, deren rundförmige Nester man von Bäumen und Büschen niederhängen sieht. Am liebsten bauen sie in einem hohen Strauch, der dem Ginster gleicht, aber

Buscheule.

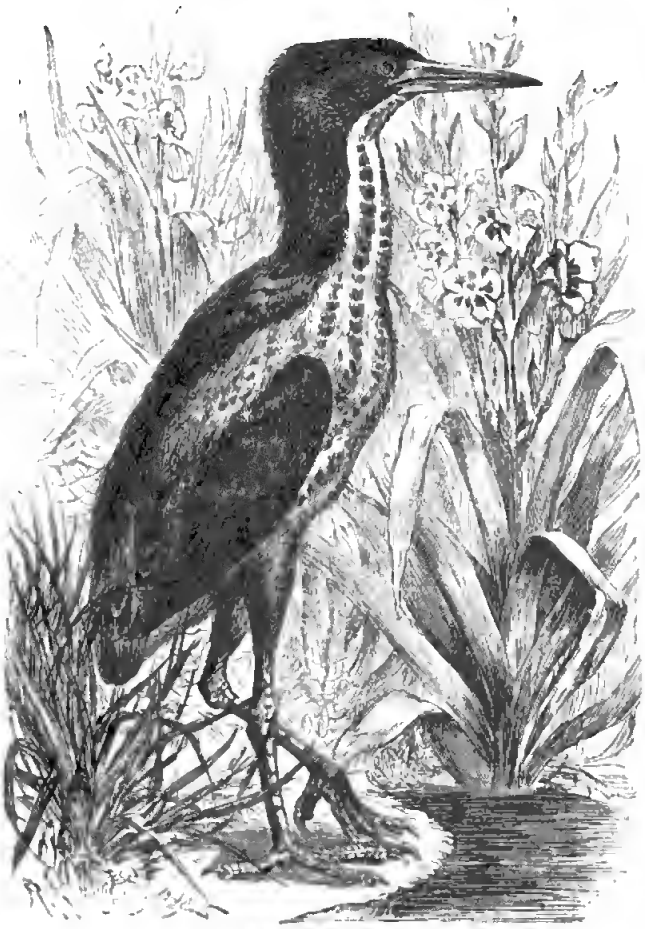
blaue Blüthen hat. Die Kaffernfinken kommen in zwei Arten vor. Die eine lebt südlich, die andere, durch eine reichere Beimischung von Gold in ihr olivengrünes Gefieder gekennzeichnete Art nördlich von dem Gebiete der Zwartebergen. An Künstlichkeit des Nesterbaues wetteifert mit dem Webervogel der gesellige Kernbeißer. Schwärme derselben vereinigen sich, wählen einen Baum, gewöhnlich einen Kameldorn, und bauen gemeinschaftlich von trocknen Gräsern ein Schutzdach, welches sie an den Zweigen so zu befestigen wissen, daß es jedem Wetter Widerstand leistet. Darunter hat jeder Vogel sein eigenes Nest, dessen Flugloch unten sitzt. Eine verwandte Art baut Nester, die wie kleine Retorten aussehen und in die der Vogel von oben einschlüpft.

Mit der Erhaltung der Vogelbälge, die das Ergebniß seiner wissenschaftlichen Jagd sind, hat der Naturforscher seine große Noth. Tritt feuchtes Wetter ein, so ist es geradezu unmöglich, einen großen Vogel, so sorgfältig man ihn auch reinigen mag, zu trocknen, bevor er von Insecten angegriffen wird. Arsenikseife und Kampfer erweisen sich als unwirksam, die Maden abzuhalten. An den Stellen, wo viele Vögel sind, lauert auf den jagenden Naturforscher eine Gefahr, die seine stete Aufmerksamkeit erfordert. Solche Stellen liebt auch die gehörnte Schlange (Carafes), die zu den giftigen Arten gehört und sechzehn bis achtzehn Zoll lang wird.

Der beste Schlangenjäger Südafrika's ist der eigenthümliche Vogel, dem man den Namen des Secretärs gegeben hat. Er nährt sich auch von kleinen Thieren und verschmäht selbst Aas nicht, zieht aber Reptilien und besonders Schlangen jedem andern Futter vor. Man sieht ihn im Innern des Landes einzeln oder paarweise eifrig nach seinen Leckerbissen suchen. Gesellt er sich zu Geiern und Adlern, so unterscheidet man ihn an seinen langen Beinen leicht von diesen Gefährten. Seine allgemeine Farbe ist eine blaugraue, die

sich auf den Flügeln rothbraun schattirt; Kehle und Brust sind fast weiß, die untere Seite des Körpers ein Gemisch von Schwarz, Roth und Weiß, die Farbe der Beine hellschwarz. Auf der Rückseite des Kopfes trägt er eine Haube, aus der einige Federn so hervorragen, daß sie wie hinter die Ohren gesteckte Schreibfedern aussehen. Wegen dieses Schmucks hat man dem höchst nützlichen Vogel den Namen Secretär gegeben.

lagen neununddreißig Eier, in concentrischen Kreisen geordnet. Von denen, welche die äußersten Kreise bilden, nimmt man an, daß sie den ausgekrochenen jungen Thieren zur Nahrung dienen. Falsch ist die Annahme, daß die Sonne das Geschäft des Brütens allein besorge. Das Männchen und das Weibchen sitzen abwechselnd auf den Eiern und verlassen sie blos in der heißesten Tageszeit, um ihrer Nahrung



Rohrdommel.

Die erwachsenen Kaffern essen aus Stolz keinen Vogel. „Das ist Speise für die Kinder," sagen sie. Gegen Straußeneier haben sie kein Vorurtheil. James Backhouse fand zwischen dem Geschmack derselben und dem der Eier unseres gewöhnlichen Haushuhns keinen Unterschied. Mit etwas Reis gekocht, reicht ein solches Ei, das ein englisches Quart enthält, zum Mittagsessen für mehrere Menschen aus. In einem Neste, das Backhouse entdeckte, nachzugehen. Diese Zeit benutzen die Schakals, um das Nest zu überfallen. Sie rollen die Eier gegen einander oder gegen Steine, um die harte Schale zu zerbrechen. So erzählen wenigstens die Eingeborenen. Die Hyäne, die den Eiern ebenfalls nachstellt, ist nicht so klug wie der Schakal und beißt die Schale auf. In Nordafrika hat das Straußenei eine glatte Oberfläche und ist einförmig weiß. Der südafrikanische Strauß legt punktirte und rauhschalige Eier.

Ein Bild aus ſeiner Zeit.

Von

Talbj.

(Fortſetzung.)

III.

Robert.

Die drei Tage waren dahin geflogen. Ein vierter, ein fünfter ſchlich hin, ohne daß der Erwartete ankam oder ein zweiter Brief eine Entſchuldigung brachte. Herr von Hartung war ſichtlich verſtimmt, und die ſo ſelten bei ihm hervortretende Gereiztheit, mit der er ſeiner Frau Mißtrauen ausdrückende Bemerkung über Robert's neue Zögerung beantwortete, zeigte deutlich, daß auch er durch dieſe verletzt war.

Unterdeſſen ging, nachdem Frau von Hartung blos einige einfache Anordnungen für des Reiſenden Empfang getroffen, in der Familie Alles ſeinen gewöhnlichen Gang fort, und unter den Damen ward des Vetters weiter nicht erwähnt. Edithe ſetzte ihre wohlgeordneten häuslichen Beſchäftigungen, ihre Muſikübungen und ihren Schulunterricht fort; aber Agnes hätte nicht Agnes, das feurige Mädchen von hinreißender Phantaſie und unwiderſtandner Schwärmerei ſein müſſen, wenn der Gedanke an Robert ſie nicht auf ihren Streifereien durch Wald und Flur beſchäftigt hätte.

Sechs Tage nach jenem, an dem Robert's Brief angekommen, trat Edithe ihrer Freundin entgegen, als ſie kurz vor Tiſch, von ihrem Spaziergang heimkehrend, das Schloß betrat.

„Agnes," rief ſie, „willſt Du mir einen Gefallen thun?"

„Mit Freuden," erwiederte jene. „Was iſt's?"

„Sieh, Mama will im Eßzimmer neue Gardinen aufgeſteckt haben. Dazu hat ſie ſich Proben kommen laſſen, aus Stoker's Laden in Eggolsheim" — der Name eines benachbarten Städtchens ſüdlich vom Gute — „und einen Reſt ausgeſucht. Nun aber reicht bei genauerer Meſſung das Zeug nicht aus. Da will ſie's gern für Vergütigung austauſchen und wünſcht die Sache billig und verſtändig abgemacht. Drum mag ſie ſie nicht gern Sophien überlaſſen, die, wie Du immer zu ſagen pflegſt, doch nur grade ihren Kammermädchenverſtand hat. Sie will, daß ich in die Stadt fahre und andern Stoff wähle. Aber ich habe auf heute eine Zuſammenkunft mit dem Schulmeiſter und dem Herrn Paſtor verabredet, die mir bei der Bildung einer neuen Claſſe helfen ſollen, und ich kann es den beiden Herren nicht gut abſagen. Willſt Du mir den Gefallen thun, und das Geſchäft in der Stadt für mich abmachen?"

„Ob ich will, fragſt Du noch? Ich bin nur zu froh, etwas für Dich thun zu können. Wann ſoll ich bereit ſein?"

Du mußt ſpäteſtens um halb vier Uhr fahren. Bei unſern ſchlechten Landwegen nimmt es Dir mindeſtens anderthalb Stun-

den, nach Eggolsheim zu kommen. Eine halbe Stunde geb' ich Dir für das Geschäft. So kannst Du grade zum Abendessen wieder hier sein."

„Ihr hebt mir doch etwas auf? Ich fürchte wirklich, Ihr laßt mir nichts übrig."

„Vielleicht doch. Wenn Du Deine Sache gut machst, sollst Du etwas haben."

So scherzten die jungen Mädchen, ohne zu ahnen, daß die Stunde sich nahte, in welcher ihr Lebensglück sich entscheiden sollte.

* * *

Mögen die Leser nun auch einen Blick auf den vielbesprochnen Reisenden werfen, der in seiner ungeheuren Gemüthsunruhe, in seiner quälenden Unentschlossenheit ihre Theilnahme, ja ihr Mitleid einigermaßen in Anspruch nimmt.

Denn es ist sicherlich nichts Kleines, über seine Zukunft entscheiden zu sollen; nach vierjähriger unbeschränkter Freiheit sich mit dem Bewußtsein zu befreunden, künftig von jedem irgend bedeutenden Schritt Rechenschaft ablegen zu müssen, nach lange unbegrenzter Seefahrt sich von dem kleinen gedrängten Hafen eingeschränkt zu sehen, mit dem Versprechen, dem weiten Meer für immer den Rücken zu kehren.

Robert war mit dem Vorsatz nach Deutschland zurückgekehrt, ein neues Leben zu beginnen. Er sah ein, daß er, siebenundzwanzig Jahr alt, auf der Grenze des Jünglingslebens stand, und daß es dem Manne, nachdem er alle Blüthen dieses letztern gepflückt, besser zieme ein nützlicher Staatsbürger und häuslich beglückter Ehemann zu werden, als ferner zwecklos und nur auf den eignen Genuß bedacht, in der Welt umherzuschweifen. Das Opfer wurde ihm überdem so leicht gemacht, daß kaum Einer, der nicht einen so mächtigen, vom Vater ererbten Freiheitstrieb in sich gehabt hätte, es als ein Opfer betrachtet haben würde.

Er sollte eine seiner Cousinen heirathen, von denen Beiden er eine freundliche, wenn auch nur schwache Erinnerung hatte. Er wußte, daß eine davon gestorben war; aber er hatte vergessen welche, und unglücklicherweise des Oheims Brief verloren, der ihm den Namen meldete. Die eine, mit der er am meisten gespielt hatte, eine Brünette, soviel wußte er noch, war munter gewesen und herrisch. Sie hatten sich oft gezankt und immer wieder versöhnt und wieder gezankt. Die andre war jünger, ein weiches blondes Kätzchen, von der er weniger wußte. Beide waren ihm als gute, gehorsame Kinder erinnerlich und es war wahrscheinlich, daß sie eben so gute, gefällige Frauen machen würden. Er hatte vier bis fünfmal geliebt im Leben, ein paar Mal darunter mit glühender Leidenschaft, und jedesmal mit der festen Ueberzeugung, so könne er nie wieder lieben. Seit ein paar Jahren aber sah er auf alles dies zurück wie auf einen Traum, auch wohl wie auf eine überstandene Krankheit, und er kehrte wie schon oben gesagt, mit dem Vorsatz zurück, die überlebende Cousine zu heirathen.

Der Oheim hatte, als er ihm den Plan mittheilte, die Bedingung, „daß er dieser Cousine dazu genug gefallen müsse," keineswegs unerwähnt gelassen. Robert war nicht eitel genug, um dies für eine ausgemachte Sache zu halten, ohne sich jedoch, verwöhnt wie er war, darüber sehr zu beunruhigen. Nur der Gedanke des Aufgebens der eignen Freiheit war es, der ihn merklich verstimmte und das Gewicht des schönen Ritterguts, das dem jungen Paar gleich bei der Heirath abgetreten werden sollte, mußte wohl die Wagschale sehr bedeutend herabziehen, um von dem der Erinnerung an dies Opfer nicht aufgeschnellt zu werden. Wohl wußt' er, daß der gütige Mann auch ohne die Heirath ihn nicht ohne Unterstützung lassen werde. Allein es war und blieb doch immer nur eine Unterstützung. Eigner Erwerb durfte und mußte von ihm, dem gereiften Manne, erwartet werden. Wie anders leuchtete ihm seine Zukunft entgegen, wenn er sich als unabhängiger Gutsherr dachte, der „Sclaverei des Beamtenthums" gänzlich entrückt, ganz der Literatur und den Wissenschaften gewidmet, den kleinlichen Sorgen und Mühen für ein anständiges Fortkommen überhoben. Die Politik — in seinen Tagen die entwürdigendste und erbärmlichste, die Deutschland je erniedrigt — reizte ihn nicht; staatsmännischen Einfluß verschmähte er; nur in der Literatur, der einzige Schatz, den das Vaterland sich unabhängig bewahrt, einen Namen zu gewinnen, war sein Ehrgeiz. Konnte er auf die Muße dazu hoffen, wenn er als jüngster Rath am Gericht oder bei der fürstlichen Kammer angestellt, mit geisttödtender Arbeit überhäuft, mühsam Stufe

auf Stufe erklimmen mußte, um endlich vielleicht am Abend seines Lebens eine erträglich unabhängige Stellung zu gewinnen?

Alles dies spornte ihn an, als er am Morgen den Brief an den Oheim schrieb und mit herzlichen Worten seine Freude ausdrückte, nach langer Sturmfahrt im friedlichen Hafen einlaufen zu dürfen. Kein Wort schrieb er, das er nicht empfand, kein Gefühl drückte er aus, das nicht am andern Morgen, als er abreiste, noch in seinem Herzen wach war. Aber während der einsamen Reise durch sandige Flächen hatte er Zeit genug, die Sache noch einmal von allen Seiten zu besehen, Zeit genug zum Brüten und Grübeln; er blieb in dieser und jener Stadt einen Tag liegen und versank, wie denn die Unschlüssigkeit die gefährlichste Feindin der guten Laune ist, nach und nach in die verdrießlichste Stimmung. —

Je mehr er dem bestimmten Ziele sich nahte, je mehr ward diese noch durch die schlechten Wege erhöht, die ihn im einsamen Wagen herumschüttelten. Hatte im Norden der Sand ihn ungeduldig gemacht, so reizten hier die Steine seinen Ingrimm. Der Enthusiasmus für Kunstbaustraßen, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland erwachte, war noch nicht in diese Gegend gedrungen, wenigstens nicht in die nächste Umgebung des Wohnsitzes seines Oheims. Endlich lag Feldberg vor ihm und das Schloß, das wie oben erwähnt auf einem Abhang stand, leuchtete ihm durch schattige Bäume entgegen. Aber ein überwältigendes Gefühl sagte ihm, er dürfe so, er dürfe in dieser Stimmung nicht ankommen. Noch einen Tag der Freiheit; flüsterte es in ihm. „Weiter," rief er dem erstaunten Kutscher zu, „weiter! fahr dran vorbei, Kutscher, fahr nach der nächsten Stadt, wo Du füttern kannst. Rasch!"

Aber mächtig und mächtiger kam das Gefühl seiner Thorheit über ihn, als er weiter und weiter fuhr. Er schämte sich seiner selbst und in einem stolzen Herzen erzeugt Scham fast immer eine Art Zorn. Als sie vollends in das Thor und auf das holprige Pflaster des Städtchens kamen, rief er hinaus: „Kutscher, ich gebe Dir das Trinkgeld doppelt, wenn Du mich noch heute Abend nach Bamberg bringst. Fahr zu, so schnell Du kannst!"

Der Kutscher, so angespornt, fuhr wie rasend drauf los. Mit unbarmherzigem Peitschenhieb trieb er die Pferde an, die von Furcht gejagt, einige Augenblicke in wüthendem Galopp dahinflogen. So ward er in seinem blinden Eifer nicht gewahr, daß mitten auf der Straße ein nur halb bekleidetes Kind saß, das furchtlos mit Steinen spielte. Das unglückliche Geschöpf wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht im nämlichen Augenblick aus einem Laden dicht dabei eine junge Dame getreten wäre, die mit unnachahmlicher Geistesgegenwart und eigner Lebensgefahr auf den Knaben zuflog und, den Kleinen an seinen Lumpen fassend, ihn hinwegzog und der Gefahr entriß.

Die junge Dame nahm das schreiende Kind auf den Arm, und trug es die Treppe des Kellers hinab, aus dem die erschrockne Mutter, die unten an der Waschwanne gestanden, mit Zetergeschrei und Fluchen gegen den Kutscher gerichtet, heraufstürzte. Blut träufelte von des Kleinen Füßen auf der Dame Kleid herab; vielleicht war es nur das Ziehen über das spitzige Pflaster, was das arme Geschöpf verwundet hatte. In ihrer Wuth gegen den Kutscher und den Herrn, der rasch, sobald ein Anhalten der Pferde nur möglich war, aus dem Wegen gesprungen war, überließ das Weib der Retterin auf einige Augenblicke ihr Kind. Als aber Robert, sie rasch am Arm nehmend und sein lebhaftes Bedauern ausdrückend, sie die Treppe wieder mit hinunter zog und vor den herbeieilenden Nachbaren und Gassenjungen die Thür schloß, warf sie sich schluchzend auf den kleinen Knaben und entriß ihn den Armen der Dame.

Robert untersuchte mitleidig die Wunden an den Füßen des kleinen Schreiers; er fand nur höchst unbedeutende Verletzungen, die leicht zu heilen waren. Jetzt fiel sein Blick auf die junge Dame.

Ein wunderschönes Mädchen stand vor ihm; aber bleich wie der Tod und einer Ohnmacht nahe. —

„Großer Gott, mein Fräulein! Was ist Ihnen? Sie können kein Blut sehen? Schnell ein Glas Wasser!" —

Aber Agnes — denn sie war es — wendete sich mit Ekel hinweg. „Luft! Nur Luft!" hauchte sie, und trat zurück, als die Frau auf sie los fuhr, sie zu stützen.

Wo wäre auch wohl frisches Wasser

in diesem Sitz der niedrigsten Armuth zu finden gewesen? Das kochende Wasser dampfte aus der Waschwanne und verdunstete die Luft, aber grade den Luxus, den der Arme mit dem Reichen theilen könnte, verschmäht er.

„Rasch, hinaus in die Luft!“ rief Robert und warf seine Börse auf den fettigen Tisch, so daß die blanken Thaler daraus über den noch schmutzigern Boden rollten. „Nehmt, gute Frau,“ setzte er hinzu, indem er das schöne Mädchen, das einer Ohnmacht nahe war, die Kellertreppe hinauf, halb führte, halb trug. Unbeachtet hallten die Danksagungen der armen Mutter, die vielleicht nie im Leben so viel blankes Geld gesehen, dem vornehmen Paare nach.

Auf der Straße kam Agnes sogleich wieder zu sich, und machte sich ohne Schrecken, aber indem ein liebliches Erröthen ihre erblaßten Wangen überzog, aus den Armen des Fremden los.

Sein bewundernder Blick aber blieb mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihr haften.

„Erklären Sie mir das, mein Fräulein,“ sagte er lächelnd; „so heldenmäßig im Handeln und von ein paar Tropfen Blut überwältigt?“

„Nicht doch! Es war nicht das Blut,“ erwiederte sie, und ihr schönes Gesicht drückte die stolzeste Verachtung aus; „es war das Gemeine der Scene, das mich anekelte; die schmutzige, pöbelhafte Erscheinung dieses Weibes, die verpestete Luft des Locals!“

„Ist es möglich?“ rief Robert halb belustigt, halb bewundernd; „so mächtig ist die Aristokratie des Gefühls?“

„Warum nicht? Sollte es nicht eine Aristokratie des Gefühls wie eine des Geistes geben? — Aber nun“ —

Sie wendete sich nach der entgegengesetzten Richtung von der, in welcher er sie ein paar Schritte geführt, ehe sie zu vollständigem Bewußtsein gekommen.

„Mein Fräulein,“ sagte er mit einiger Hast, „Sie sind auch jetzt noch nicht stark genug, um zu Fuß zu gehen. Lassen Sie sich herab, sich meines Wagens zu bedienen, wo Sie auch hin wollen.“

„Ich danke Ihnen. Mein Weg führt mich in die entgegengesetzte Richtung. Auch bin ich nicht allein stark genug, setzte sie lächelnd hinzu, nach meinem Wagen zu gehen, den ich des bösen Pflasters wegen vor dem Thore im Norden der Stadt gelassen, während ich hier ein paar Geschäfte abmachte, sondern noch zwanzigmal so weit, wenn es Noth thäte.“

„So erlauben Sie mir mindestens, Sie zu begleiten?“

„Es wird Sie aus Ihrer Richtung bringen.“

„Trauen Sie mir nicht zu, Gewinn und Verlust dabei selbst berechnen zu können?“

„Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, mein Herr, nur lassen Sie uns aus diesem Gafferkreis so schnell als möglich heraus.“

Die Hauptstraße des Städtchens, die einzige, die von Reisenden berührt ward, zog sich durch die ganze Länge desselben in mannigfachen Krümmungen von Norden nach Süden hin. Agnes hatte ihren Shawl möglichst ausgebreitet übergeworfen, so daß er einigermaßen die Blutstreifen verbarg, die vorn an ihrem Kleide hinunter liefen. Schweigend gingen sie einige Schritte die immer einsamer werdende Straße entlang.

„Sie verachten das Volk?“ fragte endlich Robert.

„Das nicht,“ erwiederte Agnes; „aber sein Zustand widerstrebt meiner innersten Natur. Jede Berührung des Gemeinen verletzt mich.“

„Wie aber wollen Sie eine Veredlung seines Zustandes ohne Berührung bewerkstelligen?“

„Jeder Mensch hat seinen Beruf. Ich erkenne es nicht als den meinen an, mich durch eine solche Berührung zu beschmutzen. Aber verstehen Sie mich wohl! Ich spreche nicht vom Standesunterschied allein. Die Berührung des Gemeinen in allen Ständen ist's, die meinem Selbstgefühl widersteht.“

„So kommen wir uns einige bedeutende Schritte näher,“ versetzte Robert.

„Ich fürchte nur,“ erwiederte Agnes lächelnd, die sich es eben erst bewußt ward, daß sie im Eifer des Gesprächs ein paar Augenblicke stehen geblieben: „Ich fürchte nur, wir kommen so nicht um einige bedeutende Schritte weiter. Ich muß eilen, denn es wird spät.“

„Sie sind grausam,“ sagte Robert und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber er erfaßte nur die Fingerspitzen des Handschuhs, so schnell entzog sie mit

stolzem Blick ihm die Hand. Der Handschuh blieb in der seinigen. Sie that, als sehe sie es nicht.

Jetzt traten sie aus der Stadt. Dicht am Thore stand der Wagen, der Kutscher daneben, an der geöffneten Thür, der jungen Dame beim Einsteigen zu helfen. Aber Agnes stand einen Augenblick still, unschlüssig, ob sie nicht die Zurückgabe ihres Handschuhs fordern müsse. Robert trat rasch hinzu, umschlang sie halb, indem er sie mit starkem Arm in den Wagen hob und sagte:

„So leben Sie wohl! Ich will denken, daß ich ein Märchen erlebt, indem mir eine Fee erschienen ist, die sich meinem sterblichen Auge vielleicht auf immer entziehen will."

„Leben Sie wohl!" erwiederte Agnes erröthend. Der Wagen rollte davon.

Robert sah eine Weile ihm nach. Dann drehte er sich zu dem Thorschreiber um und fragte: „Wem gehört die Kutsche? Sie hat ein adeliges Wappen."

„Es ist die vom Gute," erwiederte der Thorschreiber. „Dem Herrn von Hartung sein Wagen. Sie kommen von Feldberg nicht gerade oft nach unserer Stadt, aber die gnädige Frau kauft doch Manches in unsern Läden."

Robert stand in höchster Bestürzung. „Und die Dame?" fragte er endlich.

„Nun, das war das Fräulein," erwiederte der Thorschreiber. „Wer sollt' es denn anders gewesen sein?"

Es war als träfe den Fragenden ein Blitzstrahl. Ein Strom von Gedanken, von innern Vorwürfen, von beschämendem Bewußtsein kam über ihn.

„Wie," sagte er zu sich selbst, „dieses wunderschöne, geistreiche Mädchen meine Braut? Und ich Thor weiche ihr aus dem Wege! Sie ist's, vor der ich fliehe! Ist sie nicht des Opfers einer Freiheit werth, die mich doch immer zu keiner rechten innern Befriedigung führt?"

Rasch trat er den Rückweg an und stand in ein paar Minuten an seinem Wagen. „Schnell zurück nach Feldberg," rief er dem erstaunten Kutscher zu. „Das doppelte Trinkgeld bleibt Dir gesichert."

Er war mit einem Mal wieder in die beste Laune versetzt. Er zog den kleinen Handschuh heraus und küßte ihn.

„Welche aber kann das sein von den beiden Mädchen? Welche von beiden kann sich so schön entwickelt haben? Lotte muß es sein, denn Edithe, die Kleine, war blond. Und dacht' ich doch, Lotte wäre es gewesen, die gestorben war; das war ein Irrthum, seh' ich nun. Es war nur ein hübsches, ausdrucksvolles Gesichtchen, die zehn oder elf Jahre haben Wunder an ihr gethan."

So fuhr also unser Freund in der besten Stimmung nach Feldberg zurück, wo eine Viertelstunde vor ihm Agnes eben angekommen war.

Diese hatte dem Kutscher empfohlen, recht schnell zu fahren. Als er aber schon nach einigen Minuten wieder schläfrig dahinleierte, ließ sie es sich halb unbewußt gern gefallen, drückte sich fest in die Ecke und ließ den Strom ihrer Gedanken ungehemmt fließen.

„Wer war dieser Mann?" fragte sie sich. „Werd' ich ihn je wiedersehen? — Wahrscheinlich nie! Er reist weit in die Welt hinaus, indeß ich hier an der Scholle klebe, denn in dem elenden Gouvernantenthum, das mein Loos ist, will ich nie wieder hinaus ins Freie, wo für mich keine Freiheit ist. Mit welchem Blick sah er mir ins Auge! Er verstand mich mindestens, während sonst mich fast Niemand versteht. Aber ich werd' ihn nie wiedersehen!"

„Wie, wenn das der Rechte gewesen wäre? Der, welchen die Natur, die Schöpferin für *mich* geschaffen hätte? Und blickte er mich nicht an, als fühle auch er, daß aus meinen Augen, von meinen Lippen ihm ein mit seinem tiefsten Innern harmonirender Accord entgegentönen müsse? Im innersten Herzen fühl' ich's, im innersten Geiste weiß ich es, daß auch er in diesem Augenblicke mit mir beschäftigt ist."

Meine Leser würden sich irren, wenn sie glaubten, Agnes sei eine jener leicht entzündbaren Naturen gewesen, die, ihrer Einbildungskraft einen freien Spielraum gebend, Verliebtsein mit Lieben verwechseln, wie sie die Romane unsrer Leihbibliotheken, wenn auch ihre Zahl im Abnehmen ist, noch immer zu Tausenden auferziehen. Die mächtige Phantasie Agnes Nordland's war keineswegs ausschließlich durch Romane, sie war hauptsächlich durch die poetischen Anschauungen der größten Schriftsteller unserer und anderer Nationen genährt worden, und ihre Ansprüche an das Leben waren dadurch mit jedem Jahre desselben, das sie

zurückgelegt, nur gehoben worden. So war sie dreiundzwanzig Jahre alt geworden, ohne daß sie je zu der klaren Ueberzeugung gekommen, das, was sich gelegentlich in ihr regte, sei Liebe. Hier und da hatte wohl ein Mann auf kurze Zeit ihr Interesse erweckt — etwa ein berühmter Schriftsteller oder Künstler, oder auch — ein junger Prinz, je ausgezeichneter, je höher stehend je besser. Aber die Verblendung hatte nie länger als einige Tage gedauert. Sie hatte die eigene Thorheit belächelt und war zum vollen Bewußtsein gelangt, noch nie geliebt zu haben.

Daß es ihrer Schönheit nie an Huldigungen gefehlt, versteht sich von selbst, aber auch ein paar ernsthafte Bewerber hatte sie trotz ihrer Armuth gehabt. Der eine, ein Professor vom Gymnasium ihrer Vaterstadt, ein geschätzter Gelehrter, hatte dem siebenzehnjährigen Mädchen eine geringe Meinung eingeflößt, weil er im Streite der Zeit zwischen den Romantikern und den Realisten es mit letzteren hielt und Iffland und Kotzebue für die besten Dramatiker der Zeit erklärte. Nebendem rauchte er nicht allein, er schnupfte auch, und sie hatte sich trotz der peinlichen häuslichen Lage nicht einen einzigen Tag Bedenkzeit ausgebeten, um den Antrag abzulehnen. Der andere Bewerber war ein in Italien reisender Kaufmann, aus einer Mittelstadt Deutschlands, der neben einem größern Geschäft auch einen Laden hielt. Dies war zuviel der Prosa für Agnes' poetischen Sinn, wenn auch sonst der Mann ihr keineswegs mißfiel, und sie sich ein paar Mal im Palazzo Pitti recht gut mit ihm unterhalten hatte.

Die junge Schwärmerin hielt vor wie nach „ihr Ideal," dem allein sie ihre Freiheit opfern wollte, in ihrem Innern verborgen, nur daß sie zu gescheidt war, um nicht schon in frühen Jahren eine feste Form desselben aufzugeben und darauf zu bestehen, daß Er blaue oder schwarze Augen, eine römische oder eine griechische Nase haben sollte. Die Huldigungen, die ihr überall wurden, wo sie erschien, nahm sie ohne Dank, ohne Eitelkeit, nur als ihr gebührend an, und eben dieser Stolz, der sie bis jetzt bei aller Schwärmerei vor aller Verirrung geschützt, hatte sie auch vor jeder Art Coketterie bewahrt.

Wie ging es nun zu, daß sie heute, grade heute so seltsam ergriffen war? Robert war durchaus nicht schön. Er hatte würdige, ziemlich regelmäßige Züge, eine große männliche Gestalt und seine ganze Erscheinung kündigte den Mann von Stande an. Aber kein Bildhauer hätte ihn sich je zum Modell gewählt, einen Apollo zu meißeln, kein Maler, um in seinen Zügen das Urbild des schaffenden Dichters zu verwirklichen. Was war es nur, daß die Gestalt dieses so flüchtig begegneten Mannes ihr immer vor Augen schwebte? Wer kann noch an einem Magnetismus der Seelen, wer noch an einer innern Wahlverwandtschaft zweifeln?

Unter solchen Phantasien kam Agnes in Feldberg an, wo die gastliche Familie Hartung sie, in der Abenddämmerung plaudernd, zusammen erwartete.

Agnes berichtete über ihre Geschäfte. Sie hatte Proben mitgebracht, aus denen Frau von Hartung von Neuem wählen, worauf das gewählte Zeug gesendet werden sollte. Als Licht hereingebracht war, die Zeuge besser besehen zu können, fiel Edithens Blick zuerst auf die Blutflecke in Agnes' Kleid.

„Was ist geschehen?" fragte sie bestürzt. „Was ist Dir widerfahren, liebe Agnes?"

Nun trug diese ihr kleines Abenteuer vor. Robert's ward nur als „eines Reisenden" gedacht. Für den Muth, mit dem sie sich der eigenen Lebensgefahr ausgesetzt, erwartete sie keine Bewunderung, aber als sie den Einfluß beschrieb, den die pöbelhafte Mutter und der Schmutz, wie die Luft des Kellers auf sie gehabt, konnte sie es nicht ohne lebhafte Empfindlichkeit ertragen, daß Edithe in Lachen ausbrach.

„Bestes Herz!" sagte diese; „wie willst Du's aushalten, wenn der Krieg kommt und an uns Frauen die Pflege der Verwundeten? Haben wir nicht noch gestern alles verabredet wie wir, wenn endlich der ersehnte Zeitpunkt kommt, daß unser deutsches Volk aufsteht und dieses demüthigende französische Joch abschüttelt, wie wir Frauen und Mädchen auch das Unsere thun müssen und in die Lazarethe gehen und die Geopferten pflegen wollen? — Höre, Kind, ich fürchte, Du wirst Dich an die Generale, mindestens an die Offiziere halten müssen, die reine Hemden anhaben

und sich hoffentlich gut gewaschen haben, während Du mir die gemeinen Soldaten überlässest."

„Possen, Edithe! wie Du mich mißverstehst. Meinst Du nicht, daß ein großer Gedanke, ein erhabenes Gefühl uns Stärke verleiht? Uebrigens war es vielleicht minder der physische Ekel vor dem Schmutz des Locals als der moralische vor der gemeinen Natur des Weibes, der mich überwältigte."

So gab eben ein Wort das andere, als auf einmal ein Wagen gehört ward, der in den Hof rollte und vor dem Hause anhielt. Frau von Hartung trat an das Fenster.

„Besuch? noch so spät?" fragte sie verwundert.

„So muß ich schnell mein Kleid wechseln," rief Agnes und lief, ihre Sachen zusammenraffend, aus dem Zimmer.

Herr von Hartung trat an das andere Fenster, es öffnend. „Was!" rief er auf einmal: „Robert? er ist's! — Er ist da, der liebe Junge!" und hoch erfreut eilte er hinunter an die Hausthür, dem kaum mehr Erwarteten entgegen.

Auch Frau von Hartung trat an die Hausthür und sah, oben auf den Stufen stehen bleibend, mit inniger Rührung, mit welcher herzlichen Freude ihr Gatte den jungen Mann in seine Arme schloß, und wie auch dieser eine tiefe Bewegung beim Wiedersehen des guten Oheims nur mühsam bewältigte. Auch ihr Empfang war der herzlichste. Sie nahm den Gast bei der Hand und führte ihn ins Wohnzimmer, aus dessen Mitte Edithe, die unterdessen Zeit gehabt, sich vollkommen zu sammeln, ihm die Hand entgegenstreckte.

„Willkommen, lieber Vetter," rief sie ihm mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit zu. „Sie haben lange auf sich warten lassen, aber jetzt, da Sie da sind, verzeihen wir Ihnen Alles."

Aber welche Worte könnten Robert's Verwirrung schildern, welche die ungeheure Bestürzung ausdrücken, die sich seines Geistes beim Anblick der fremden Gestalt bemächtigte? Mit steifem Anstand, mit blutrothen Wangen stand er vor ihr, er, dem ein vieljähriger Verkehr mit der Welt die gewandtesten Sitten zur andern Natur gemacht hatte. Kaum daß er die ihm freundlich gebotene Hand zu fassen vermochte.

„In der That, es ist lange — Jahre sind dahin geflogen — Sie also sind meine Cousine?"

„Und wer sollt' ich denn anders sein?" fragte Edithe lächend, deren Fassung mit Robert's Verlegenheit wuchs. „Freilich mag ich mich in den vielen Jahren, daß wir uns nicht gesehen, recht ordentlich verändert haben, so wie auch ich mir nie hätte vorstellen können, daß der kleine Robert zu einem so mächtig großen Mann aufwachsen könnte. Nimmermehr hätte ich Sie wiedergekannt, hätte ich Sie wo anders getroffen."

Zum Glück hatten Herr und Frau von Hartung sich beim Eintritt etwas abgewandt, aus Discretion vielleicht, denn sie waren auf einige Verlegenheit beim ersten Wiedersehen der beiden für einander Bestimmten gefaßt. Indessen hatten sie doch genug von Robert's Verwirrung bemerkt, um sich nachher beim Schlafengehen zusammen daran zu belustigen und Herrn von Hartung Gelegenheit zu allerlei kleinen Neckereien zu geben, „wie doch die Frauenzimmer sich auf die Verstellung viel besser verständen als die Männer" und „wie vollkommene Aufrichtigkeit doch nur bei diesen zu finden sei."

Unterdessen hatte sich Robert bald gefaßt, und als Frau von Hartung ihre Tochter hinausschickte, indem sie ihr mit leiser Stimme einige Anordnungen zur Erweiterung des Nachtessens auftrug, das schon lange auf sie wartete, der Vater ihr aber nachrief, ja für eine Flasche Johannisberger zu sorgen, die Ankunft des lieben Gastes zu feiern, war er bald mit dem Oheim im eifrigsten Gespräch.

Plötzlich aber öffnete sich die Thür. Agnes, die unterdessen ihr Kleid gewechselt und sich die Haare glatt gestrichen, trat in all' ihrer Schönheit in das Zimmer.

„Sieh da! Agneschen!" rief der freundliche Wirth ihr entgegen. „Da ist er endlich, der Vetter Robert, der lang Erwartete. Mamsell Agnes Nordland, lieber Junge, eine liebe Freundin Edithens, die bei uns zum Besuch ist, der hoffentlich noch recht lange dauern wird."

Einen Augenblick standen Beide wie versteinert.

„Ich glaube," sagte Agnes mit leiser Stimme, „wir haben einander heute schon begegnet."

Robert verbeugte sich tief.

„Was!“ rief Herr von Hartung verwundert. „Wie wäre das möglich? Kamst Du nicht von Cassel, Robert?“

„Allerdings.“

„Und wie kamst Du auf die Straße nach Eggolsheim? Da müßtest Du ja bei Feldberg vorbeigefahren sein?“

„Ich weiß nicht — der Kutscher ist fremd, wie Du weißt — er verfuhr sich. —“

„Nun das muß ein Dummerjahn sein. Konnte er denn nicht fragen?“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Robert, und seine Verlegenheit wuchs mit jedem Wort. „Du weißt Onkel, ich hab' ihn schon in Hamburg gemiethet. Er kommt mit seinem Plattdeutsch hier zu Lande nicht recht fort.“

„Und konntest Du denn nicht selber aufpassen? Oder war Dir Feldberg so fremd geworden, daß Du es selber nicht mehr kanntest?“

„Der Himmel weiß wie es zuging. Dir ist wohl noch erinnerlich, Onkel,“ entgegnete Robert ablenkend, „ich bin manchmal ein Träumer. Ich würde denken, ich hätte geschlafen, als wir vorbeifuhren, wenn das bei den Straßen hier zu Lande möglich wäre.“

Und damit hatte der kluge Neffe den Oheim auf das rechte Capitel gebracht, den verwunderten Frager abzulenken. Denn der Bau einer Chaussee oder Kunststraße durch die Gegend gehörte schon lange zu des Oheims Lieblingsplänen, wie in der That die Förderung von Allem, was zum gemeinen Besten beitragen konnte. Schon lange hatte er die Ritterschaft bearbeitet, sie zu bestimmen, die Regierung dabei zu unterstützen. Er selbst war zu Opfern bereit; aber die Zeit gehörte in jeder Hinsicht einer individuellen Richtung an, wenn auch nicht die beständige Erwartung neuer Kriegsausbrüche an und für sich allen gemeinnützigen Unternehmungen hinderlich gewesen wäre. So hatte er mit alle seinem Eifer nie viel ausrichten können.

Indessen hatte Robert seinen Zweck erreicht. Das Gespräch war auf allgemeine Dinge gelenkt. Man ging zu Tisch und die Unterhaltung ward meist von ihm selbst und dem Oheim geführt. Dazwischen fiel sein Blick wechselsweise jetzt auf Edithen, jetzt auf Agnes. Letztere saß, ihrer ganzen Natur zuwider, still und in sich gekehrt. Edithens liebliches Gesicht ward durch eine gewisse unbewußte Verschämtheit, durch ein unerkanntes, nie empfundnes Etwas verschönert. So verlor sie zu ihrem Glück selbst im Vergleich mit der schönen Freundin nicht viel.

Die Damen zogen sich zeitig zurück. Agnes erklärte, ihre Fahrt habe sie etwas ermüdet. Sie hatte sich vorgenommen, noch vor dem zu Bett gehen Edithen ihr kleines Abenteuer zu erzählen. Als aber die Zeit zur Guten Nacht kam, und Edithe, die sich unbewußt nach Alleinsein und Sammlung sehnte, heimlich die Bitte um Einlaß in ihr Schlafzimmer fürchtete, ging sie mit einem stillen Kuß zur Guten Nacht an der Freundin Thür vorüber in ihr eignes Gemach. Denn was sollte sie ihr sagen?

IV.

Des Schicksals Stimme.

Vielleicht schlugen drei junge Herzen heute Nacht mit stärkerem Schlage als sonst wohl im gastlichen Schlosse Feldberg.

Am mindesten beunruhigt von den Dreien, obschon auch sie ungewöhnlich aufgeregt war, konnte man wohl die Tochter des Hauses nennen. Der Eindruck, den Robert auf sie gemacht, war entschieden günstig gewesen und sie durfte ohne Eitelkeit sich schmeicheln, daß auch sie sein Wohlgefallen erregt habe. Freilich stand ihre Sache dadurch noch nicht um ein Haar anders als vorher, aber es war doch ein Gefühl in ihr, als wäre sie einem Ziel um einen großen Schritt näher gerückt, ohne sich recht bewußt zu sein, nach welcher Richtung sie dieser Schritt geführt habe. Nach einem innigen Gebete zu Gott, das *rechte* Ziel sie erkennen zu lehren, versank das gute Kind in den gesunden ruhigen Schlaf, der sie für die Erfüllung ihrer Pflichten zu stärken pflegte.

Kein Wunder, daß der ihr bestimmte Bräutigam, trotz der ermüdenden Tagereise, die er eben bestanden, nicht so bald als sie Beruhigung in den Armen eines erquickenden Schlafes fand. Edithens Erscheinung hatte ihn auf das Angenehmste berührt. Es war etwas so Klares, Zutrauenerweckendes in ihrem Blick, eine solche jungfräuliche Würde in ihrem Betragen, daß ihm halb unbewußt Schiller's berühmte Stanzen zu Ehren der Frauen in der

Seele wiederhallten. Er hätte sich ohne Störung ohne Widerstand diesem Gefühle hingeben können, wenn nicht — eine Zauberin der anmuthigen Gestalt zur Seite gestanden hätte, die ihn wie mit magischer Gewalt von ihr hinwegriß.

„Und muß mir," rief eine innere Stimme ihm mit unverhehltem Unmuth zu, „das Schicksal grade jetzt dieses schöne Geschöpf in den Weg führen, in deren innerem Wesen ich einen reineren Spiegel meiner selbst erkenne? Ein geistvolles, empfängliches Weib, in dessen Innern durch den ganzen, langen, einförmigen Schlendrian der Ehe hindurch, meine Ideen, meine Ansichten, mein Charakter ein wohlthätiges Echo hervorrufen würden, während sonst wohl im langweiligen Einerlei des häuslichen Stilllebens auch der kühnste Genius Gefahr läuft, in todesähnlichen Schlummer zu versinken? — Verwünscht sei mein Geschick! — Und doch" — unterbrach er sich lachend — „darf dieses Uebermaß meines Glückes mich verdrießen? Laß sehen, was die Zeit bringt! — Noch bin ich frei, und vielleicht werd' ich im Laufe der nächsten beiden Wochen schon zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es das Beste für mich ist, frei zu bleiben."

Am leidenschaftlichsten bewegt war Agnes, obwohl sie es glücklich zu verbergen gewußt. Seltsam, daß zum ersten Mal im Leben sich ein bitteres Gefühl gegen Edithen in ihr regte, wenn sie sich auch dessen nicht bewußt ward.

„Gehört er ihr etwa?" fragte sie sich. „Keineswegs, selbst äußerlich nicht, denn die Hauptbedingung der guten Eltern selber ist, daß, wenn ihre Herzen sich nicht finden, von der Heirath nicht mehr die Rede sein soll. Und es ist kaum denkbar, daß diese Herzen, die offenbar die Natur nicht für einander schuf, sich finden sollten. Sie kann ihm nicht genügen, trefflich wie sie ist. Sie kann und wird ihn nie recht verstehen, wird nur immer den ruhigen, pflichtgetreuen, frommen Mann in ihm vermissen, der ihr Ideal ist. Und wie, wenn sie ihn lieben lernte? Und sollte er darum der Ihre sein, weil ihr Herz sich für ihn entscheidet? — Hat sie darum, weil sie reich ist, weil das äußere Glück sie begünstigt und sie von den Eltern ihm in die Arme geführt wird, ein höheres Anrecht auf ihn, als das sympathetische Herz, das von der Natur für ihn geschaffen ist?"

„Aber ich? Ich sollte ihr ihn entreißen? Ihr, der theuern, trefflichen, liebevollen Freundin, den Mann verlocken, zu dem ihr Herz sie zieht? Selbst wenn's ein mißverstandner Zug wäre, ich will es nicht! Es wäre schlecht! Niedrig! Mein Stolz empört sich dagegen! Wie könnte ich den Eltern wieder in die Augen sehen, sie, die mich mit der liebevollsten Gastfreundlichkeit überhäuften!"

„Fern sei und bleibe mir stets alles Unedle! Kein Wort, kein Blick verrathe was ich fühle. Ja, was ich fühle. Ich kann es mir nicht mehr verbergen! Ich liebe diesen Mann. Aber keine Miene, keine Aeußerung, kein Verrath an meinem Innern soll es ihm darthun, bis mir die feste, klare Ueberzeugung geworden, daß sein Herz mir allein unwiderruflich gehört; bis ich die klar und fest ausgesprochenen Worte von seinen Lippen höre: Ich liebe Dich, Agnes. Dich allein. Du, die Du all mein Inneres verstehst, Du, die Du die Hälfte meines Ichs bist. Du bist mir tausendmal mehr als selbst des besten Mädchens Güte, tausendmal mehr als des reichsten Mädchens Reichthum. Dir, Dir allein gehör' ich an."

Wenn ich meinen Lesern einen solchen Blick in das Innere meines jungen Helden habe thun lassen, so habe ich dadurch zugleich den Geist und die Haltung charakterisirt, welche dem vierzehntägigen engen Zusammenleben der drei jungen Leute im Ganzen eigen waren. Edithe setzte im wesentlichen ihre gewohnten häuslichen und sonstigen Beschäftigungen fort, die den größten Theil ihrer Morgenstunden in Anspruch nahmen. Robert hatte zu viel Tact, um unterdessen Agnes auf ihren Streifereien zu begleiten, vielmehr gesellte er sich während dem meist dem Oheim bei und suchte sich durch Beobachtung und Fragen über landwirthschaftliche Dinge zu unterrichten. Der heiße Nachmittag war der Unterhaltung gewidmet, entweder durch Gespräch oder Vorlesen einiger der merkwürdigen literarischen Erscheinungen, an denen jene Zeit so reich war. Frau von Hartung war dabei gern gegenwärtig und, wie die jungen Damen, mit dieser oder jener Handarbeit beschäftigt, war es allen Dreien ein wahrer Genuß, Robert mit

Digitized by Google

seiner herrlichen Stimme, und seiner Gewandtheit in des Verfassers Sinn einzugehen, vorlesen zu hören.

Im Gespräch, das die Lectüre oft verdrängte, waren er und Agnes die Hauptpersonen. Er wußte viel von seinen Reisen zu erzählen. Seine Anschauungen waren bisweilen einseitig, parteiisch, aber sie waren immer originell, lebendig, geistreich. Mutter und Tochter begnügten sich dabei gern mit Zuhören und einzelnen Bemerkungen und Fragen, während Agnes allein ihm mindestens hierhin und dorthin folgen konnte. Denn unter wie beschränkten Verhältnissen sie auch gesehen und beobachtet hatte, immer hatte sie mit scharf durchdringendem Auge gesehen, immer mit kühnem, eigenthümlichem Geiste beobachtet. Was nun gar die Kunstwerke Italiens anbelangt, so war es zum Erstaunen wie beider Urtheil, beider Bewunderung und Entzücken hier immer zusammentraf. Und wie konnte es anders sein, als daß Beide immer von Neuem im tiefsten Innern fühlten, daß sie für einander geboren seien?

Die schönen Abende waren meist den Spaziergängen in die liebliche Gegend gewidmet, und zwar reichten für die weiteren Streifereien der Mutter Kräfte nicht mehr aus. Auch Herr von Hartung fand bei seiner wachsenden Corpulenz eine abendliche Spazierfahrt mit seiner Gattin bequemer. Die jungen Leute waren sich daher hier allein überlassen.

Auch auf diesen Spaziergängen waren Robert und Agnes meist die Hauptsprecher, und wer die Drei beobachtet, hätte wohl bemerken können, daß Edithe immer stiller und stiller ward.

Im Ganzen war die Stimmung des ersten Abends dieselbe geblieben. Nur daß die Liebe sich in Edithens junges Herz eingeschlichen und ganz unvermerkt Robert's Bild in diesem guten, treuen, echten Mädchenherzen einen immer festern Sitz erhalten hatte. In der freien Natur war Edithe ganz zu Hause. Indem sie sich selbst freier fühlte, drückte sie auch ihre Gefühle klarer und entschiedener aus, als wenn ein Urtheil über einen literarischen oder Kunstgegenstand von ihr erwartet wurde. Ihr frischer, sicherer Gang, ihre Gewandtheit und jugendliche Kraft im Bergsteigen bezeugten, wie frei sie sich in ihrem heimischen Elemente bewegte. Sie war glücklich in der Gegenwart, und sicherlich war ihr Genuß, wenn sie die Sonne in ihren wunderbaren zaubrischen Verhüllungen in rosige und goldne Schleier hinter die reizenden heimischen Berge sinken sah, nicht weniger innig, als der der beiden Andern, die sich bei diesem Anblick den noch viel mehr bewunderten Anblick des Sonnenunterganges im Mittelländischen Meer oder zwischen den Alpen zurückriefen und in ihren Gesprächen darüber mitunter die Gegenwart vergaßen.

Freilich aber war diesen Beiden das eine, höchste Glück zu Theil geworden, sich in einem Gefühle zu begegnen, gemeinschaftlich zu empfinden, und das berühmte:

Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen und ein Schlag

verwirklichte sich in ihnen oft bis zum augenblicklichen Vergessen Edithens. Was aber dem Verhältniß der Beiden noch einen besonderen Reiz gab, war das Bewußtsein eines Geheimnisses zwischen ihnen, denn ohne daß eigentlich Einer von ihnen wußte warum, war ihr früheres Begegnen nie von ihnen berührt worden.

Edithe sah und erkannte es dunkel, trotz dem noch dunklern Anwachsen des Gefühls in ihrem eignen Herzen. Es war ihr bisweilen, als zöge sich dies arme Herz plötzlich krampfhaft zusammen und ihrer Freude am Genuß der Natur mischte sich oft eine so tiefe Wehmuth bei, daß sie sich selbst nicht lange unklar bleiben konnte.

„Er ist frei," sagte sie sich. „Er soll frei bleiben, keine Ahnung meines innerlichen Gefühls soll die Wahl ihm erschweren. Kein Wunder, daß Agnes ihn mehr anzieht als ich, sie, die soviel schöner und geistreicher ist. Manchmal täusch' ich mich wohl! Und wenn sein Auge, sein seelenvolles Auge so liebevoll mir nachfolgt auf meinen kleinen unbedeutenden häuslichen Bewegungen und mit so tiefer Innerlichkeit manchmal an mir zu hängen scheint, so kommt wohl ein Gefühl über mich, als wär ich ihm mehr als Cousine, mehr als Schwester! Aber wie viele Mädchen mögen sich schon auf ähnliche Weise getäuscht haben. Er ist mir gut. Er achtet mich. Keine Miene soll ihm andeuten, kein Wort je ihn ahnen lassen, daß ich ihm — mehr als gut bin, — daß ich ihn — mehr als achte.

„Und Agnes? Noch liebt sie ihn nicht.

Diese offne stolze Natur würde es nicht verbergen können noch wollen, wenn sie ihn liebte oder — wenn sie seiner Liebe gewiß wäre. Seltsam immer, daß sie gar nicht mit mir von ihm spricht, ja, daß sie fast vermeidet, mit mir allein zu sein.

„Und muß ich daraus nicht den Schluß ziehen, daß sie weiß, daß Robert mich nicht liebt? Würde sie, die so scharf sieht, es nicht längst wissen oder ahnen, was in ihm vorgeht? — Und wenn der Arme sie liebte und bei ihr keine Erhörung fände?"

Ein gerechter Mädchenstolz regte sich in ihr. „Desto strenger," sagte sie zu sich selber, „muß meine Selbstbeherrschung sein. Er darf nicht ahnen, was mich so tief bewegt. Eine anderwärts getäuschte Hoffnung darf ihn so wenig zu mir führen, als ein Gefühl der Dankbarkeit oder des — Mitleids."

Diejenigen meiner Leser, die die Welt und das menschliche Herz kennen, mögen vielleicht überrascht sein, daß sich unter allen mißtrauischen Bedenken Edithens nicht auch der Verdacht zudrängte, Robert könne selbst mit der vollen Liebe zu der schönern Agnes, doch vielleicht in ihr das reichere und vornehmere Mädchen zu heirathen wünschen. Wirklich kam bei allen ihren Selbstquälereien ihr dieser Gedanke nicht in den Sinn. Einem nothleidenden, energielosen, unfähigen Mann, außer Stande, durch eigene Kraft für Lebenserwerb und Familienunterhalt zu sorgen, würde sie einen solchen Schritt vielleicht verziehen haben. Von einem Mann wie Robert würde er ihr als eine solche Erbärmlichkeit erschienen sein, daß er allein hingereicht haben würde, jede Neigung in ihr zu tödten. Es muß auch bemerkt werden, daß das goldene Zeitalter der Culturgeschichte Deutschlands durchaus nicht die Periode der herrschenden Geldheirathen in sich schloß, mit welcher andere Länder vertrauter waren und welche theils die veränderten Ansichten unsrer Zeit, theils der überhand nehmende Luxus auch mehr oder weniger in unsrem Vaterlande eingeführt haben. Liebe, Uebereinstimmung der Herzen galt damals noch als Grundbedingung einer glücklichen Ehe, mindestens bei den Männern besserer Art. Indessen mag es wahr sein, daß in jeder Zeitperiode Männer und Frauen verschieden darüber zu denken pflegen.

Vielleicht möchte auch schon hier und da einer meiner Leser die Frage aufgeworfen haben, ob Herr und Frau von Hartung nicht die Gefahr fühlten, die aus diesem vertraulichen Leben für des Ersteren Lieblingsplan erwuchs? Frau von Hartung — denn Frauen sehen schärfer — sah diese Gefahr allerdings, und machte ihren Gemahl darauf aufmerksam. Aber dieser war theils zu tief von seiner Tochter Werth durchdrungen, theils an und für sich zu sanguinischer Natur, um auf ihre Besorgniß einzugehen.

„Laß' nur," sagte er, „wir können das arme Mädchen doch nicht darum aus dem Hause jagen, weil sie schöner ist als unser Kind? Und glaube mir, der Junge ist kein Thor. Er wird sich nicht ein armes schönes Mädchen erwählen, wenn er ein reiches liebenswürdiges Mädchen haben kann, in deren treuen Augen jeder Mann das Versprechen eines unbeschränkten häuslichen Glückes lesen kann. Und was ließe sich auch thun?"

Seine Frau aber that stillschweigend, was sich thun ließ. Sie hatte kürzlich gehört, es werde für die jungen Prinzessinnen eine Vorleserin gesucht und sogleich an Agnes dabei gedacht, denn wie gern sie auch diese als Gast bei sich sah, so fühlte sie doch, daß der Besuch nicht ewig dauern könne. Die Oberhofmeisterin war ihre Jugendfreundin und einer der einflußreichsten Männer in der Hauptstadt ihr naher Verwandter. An beide schrieb sie nun, ohne weitere Mittheilung gegen ihren Gatten, indem sie Mademoiselle Nordland als durchaus zu dieser Stelle geeignet, dringend empfahl, und beide um ihre Mitwirkung zur Erreichung ihres Zweckes, als um eine Gefälligkeit gegen sie selbst, inständig ersuchte. Vom Vetter war schon eine Antwort eingelaufen, die ihr die besten Hoffnungen gab. Von der Freundin erwartete sie täglich einen Brief, der sie berechtigte Agnes anfzufordern, sich um jene Stelle zu bewerben.

So standen die Sachen, als an einem schönen Mondscheinabend die drei lieben Wanderer erst gegen Mitternacht zu Hause kamen, so tief hatte der benachbarte Wald sie verlockt, so unwiderstehlich hatte der magische Glanz des Mondes mit seinen feenhaften Schöpfungen sie gefesselt. Frau von Hartung war schon lange im Bett, ihr Gatte allein saß noch auf, denn auch

sämmtliche Dienstboten hatten sich zurückgezogen, nachdem der rücksichtsvolle Hausherr übernommen, die Thür selber sicher zu verschließen, wenn die jungen Herrschaften endlich heimgekehrt wären. Er hatte sich, um seine Gattin nicht durch sein spätes Zubettgehen zu stören, eins der Gastzimmer zurecht machen lassen, denn sie war schon seit einigen Tagen etwas unwohl und vollkommene Ruhe that ihr vor Allem noth. Als demnach die Erwarteten endlich kamen, empfahl er ihnen vor Allem Stille und leises Auftreten.

„Und um Eins noch, setzte er hinzu, will ich bitten. Macht die Nacht aus purem Enthusiasmus für den Mond nicht länger zum Tage. Es gehe gleich Jeder auf sein Zimmer, und zu Bett so bald als möglich. — Es sind auch noch spät Briefe angekommen," setzte er hinzu. „Die Post hat sich bei den abscheulichen Wegen wieder um ein paar Stunden verspätet, aber da Mondschein ist, hat sie die Botenfrau noch heute Abend herausgebracht. Auch für Sie zwei, Agneschen! Ich habe sie Ihnen auf Ihren Nachttisch legen lassen. Aber wenn Sie mir folgen, so lesen Sie sie erst morgen!"

„Vater!" sagte Edithe lächelnd, „was muthest Du ihr zu? Einen empfangenen Brief erst am folgenden Tage lesen? Weißt Du nicht, daß für ein junges Mädchen ein empfangener Brief etwas ganz anderes ist, als für Euch Männer?"

Und doch hätte Agnes fast Herrn von Hartung's Ermahnung befolgt, so lebhaft bewegt war ihr Gemüth, so fiebrisch ungestüm klopfte ihr Herz, als sie in ihre einsame Kammer trat. Schon die zauberhaft gestaltete äußere Welt um sie her hatte die Stimmung der jungen Schwärmerin fast bis zur höchsten Höhe gesteigert. Sie saßen im Walde auf einen gefallenen Baumstamm nieder, der auf der beschränkten Lichtung um sie her zufällig liegen geblieben war. Zu ihren Füßen, etwas tiefer unten, rauschte durch dichtes Gebüsch mit gelindem Fall ein Bach geheimnißvoll dahin, nur daß hier und da auch der verrätherische Glanz des Mondes sein Dasein verrieth, wo das Buschwerk sich öffnete. Sie saßen lange in Schweigen versenkt, denn in der kaum verstandenen Bewegung ihrer Herzen war ihr Gespräch, nach und nach leiser und einsilbiger werdend, unvermerkt endlich ganz verstummt. Da gleitete Agnes' feuchtes Taschentuch an ihrem seidnen Kleide auf die Erde herab. Sie bückte sich danach, zugleich auch Robert, der neben ihr saß. Ihre Hände begegneten einander. Sie fühlte den leisen Druck seiner Hand. Sie wollte die ihre ihm entziehen. Er drückte sie fester. Jetzt ließ sie ihm die Hand. Ihr Herz schlug höher im entzückten Bewußtsein, er liebe sie. Er beugte sich tiefer, als suche er noch etwas, und im nämlichen Moment fühlte sie seine glühenden Lippen auf ihrer zitternden Hand.

Ein paar Augenblicke und sie erhob sich mit einem gewissen innerlichen Bewußtsein der Beruhigung, in welchem sie selbst sich fast fremd war. Denn eine unerschütterliche Ueberzeugung hatte sich ihrer bemächtigt. Der Bund der Herzen, welche die Natur für einander geschaffen, sei jetzt geschlossen. Kein Gedanke an die Freundin störte sie. Stolz und glücklich schritt sie schweigend auf dem schmalen Wege voraus, auf dem höchstens zwei neben einander Platz hatten. Hinter ihr gingen Robert und Edithe. Letztere versuchte ein paarmal ein Gespräch einzuleiten, da aber auch Robert nur einsilbig antwortete, gab auch sie gern ihrer stillen Stimmung nach und alle drei erreichten schweigend das Schloß.

Erst als Agnes ihr einsames Zimmer erreicht hatte, brach sie in einen heißen Thränenstrom des Entzückens aus. „Er liebt mich, der geliebte Mann," rief es in ihr. „Ich habe mein Ziel auf redlichem, grademe Wege erreicht. Er ist mein, mein, weil er für mich geboren ist! Weil nur ich ihn verstehe, den theuern herrlichen Mann!"

Jetzt fiel ihr Blick auf die beiden Briefe auf ihrem Nachttisch. Sie erbrach den einen, dessen Adresse von einer ihr fremden Hand war. Er enthielt den Antrag einer Gouvernantenstelle in Berlin. Sie warf ihn gleichgültig bei Seite. „Morgen!" sagte sie.

Sie griff nach dem andern. Es war ihres Vaters Handschrift. Ein dunkler Schrecken durchzuckte sie. Sie erbrach den Brief und las:

„Liebe Agnes!

„Es schmerzt mich sehr, Dir melden zu müssen, daß Deine gute Mutter seit mehreren Tagen sehr schwer erkrankt ist. Ich muß Dich daher bitten, Dich sogleich nach

Empfang dieses Briefes auf den Weg zu machen, denn sie wünscht sehr, Dich zu sehen.

„Ja, mein Kind, ich will und kann es Dir nicht verschweigen, daß die theure Frau im Sterben liegt; daß der Arzt sie aufgegeben hat und ihr höchstens noch vier bis fünf Tage Lebenskraft zuspricht. Wenn Du also Deine arme Mutter noch lebendig antreffen willst, so komm gleich, komm ohne Zögern zu Deinem tiefbetrübten Vater K. Nordland."

Einen Augenblick stand sie wie zur Bildsäule erstarrt. Wer könnte den furchtbaren Uebergang vom höchsten Entzücken zum tiefsten Schmerz, in einen einzigen Augenblick zusammengedrängt, mit Worten schildern! So auf einmal herabgestürzt vom Gipfel des Triumphes in die tiefste Schlucht des Jammers — denn Agnes konnte einmal ihrer ganzen Natur nach nicht anders als mit der ganzen, vollen Kraft der Seele fühlen.

Auch hatte sie ihre gute, sanfte Mutter wahrhaft mit großer Zärtlichkeit geliebt. Es war nicht grade die rechte reine Tochterliebe, die sie für die Arme in ihrem Herzen gepflegt — eine Mischung von Zärtlichkeit, Achtung und Vertrauen — vielmehr hatte sich in ihr kindliches Gefühl etwas von einem fast mütterlichen Mitleid gemischt, wenn es ihr einfiel, wie viel von dem geistigen Element der theuern, zarten Frau unter alle den physischen Ansprüchen, deren Befriedigung ihr Leben gewidmet war, zu Grunde gegangen sein mußte. Allein auch eine kindliche Zärtlichkeit hatte sie für sie gehegt, in der sie oft in ihren — Herzens- oder Phantasieleiden, wie es nun war — Trost gefunden. Trotz den mannigfaltigen Verweisen der Mutter war es ihr immer eine Art Erleichterung gewesen, wenn der strenge Vater gescholten oder die Brüder, die rohen Knaben, sie verletzt hatten, oder wenn der Schmerz um Ferdinand und Louises * Tod ihr fast das Herz brach, sich auf den Schemel zu der Mutter Füßen zu setzen und den Kopf in ihren Schoos gelegt, die sanfte Hand sich über das Haar streichen zu fühlen. Armes Kind! pflegte die Mutter zu sagen, armes Kind! ohne weiter zu fragen. Aber es lag ein süßer Trost in diesem: Armes Kind! in diesem Zugestehen der Berechtigung zum Schmerz, der mehr Beruhigung gab, als alle Trostgründe hätten geben können.

Seit ihrer Abwesenheit aus dem elterlichen Hause auch hatte sich Agnes oft in trüben Stunden nach der Mutter gesehnt, und während der kurzen Besuche vollends, die sie von Zeit zu Zeit dort gemacht, hatte die vermehrte Achtung, mit der die Tochter behandelt wurde, das Verhältniß zu beiden Eltern bedeutend gereinigt.

Nur ein paar Augenblicke lang überwältigte der Schmerz jetzt ihr starkes Gemüth. Mit den Worten: „Ich muß fort Ohne Zögern fort!" riß sie sich empor. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers und sah durch die glasgedeckte Oeffnung über der Thür, die in ein gegenüberliegendes Zimmer führte, noch Licht. Es war dasjenige, das Herr von Hartung sich für diese Nacht zum Schlafzimmer gewählt hatte.

Sie klopfte leise.

„Was ist's?" fragte er. „Sophie, bist Du's? Ist Deine gnädige Frau nicht wohl?"

„Agnes ist's. Ein Wort nur! Ich bitte Sie flehentlich."

Herr von Hartung, der eben das Licht auslöschen und ins Bett steigen wollte, warf rasch die nöthige Bekleidung über, denn die Stimme der jungen Freundin zitterte so, daß er sie kaum erkannte.

„Gleich, gleich!" rief er.

Er öffnete. Das schöne Mädchen stand vor ihm, bleich wie der Tod.

„Herr von Hartung," sagte sie, „Sie sind mein Freund. Meine Mutter liegt im Sterben. Ich muß zu ihr. Sagen Sie, wie ich noch diese Nacht fort kann, wie ich die Post erreichen kann."

„Kind! Sie können diese Nacht nicht allein reisen!" rief der gute Mann erschrocken.

„Ich muß. Sie will mich sehen! Lesen Sie!"

Sie reichte ihm den Brief. Er überflog ihn rasch.

Er war in großer Verlegenheit. Was konnte er für das Mädchen thun? Nur das Eine fühlte er entschieden: sie mußte zur Mutter.

Hätten Herr von Hartung und Agnes dreißig bis vierzig Jahre später gelebt, er hätte sie leicht auf irgend eine Eisenbahn,

* Kabale und Liebe.

die nach Norden führt, bringen lassen können; ja, hätte es nur schon Schnellposten gegeben oder wären mehr Kunststraßen oder Chausseen fertig gewesen! Aber im ersten Zehntel unseres Jahrhunderts war die Extrapost für den, welcher viel Geld und einen eigenen Wagen hatte, das einzige Mittel, schnell weiter zu kommen. Für einen Wagen sorgte zwar in einigen Theilen Deutschlands zur Noth die Post. Aber theils war der Wagen darnach, theils erhöhte er auch die Kosten beträchtlich und Geld war daher doppelt nöthig. Für Alle aber, die darüber nicht zu gebieten hatten, gab es kein anderes Mittel, zu reisen, als in einer Miethskutsche, die höchstens des Tages acht bis zehn Stunden fuhr und Nachts natürlich die müden Pferde ausruhen ließ; oder die sogenannte Fahrpost, die auf den schlechten Straßen sich freilich oft noch langsamer bewegte als die Miethskutsche, dafür aber den Vortheil des Pferdewechsels und des Gebrauchs der Nacht hatte. Und darum wählte sie Herr von Hartung für Agnes.

„Gut, gut," sagte er. „Sie müssen hin. Sie sollen fort. Ich will den alten Martin wecken, der ist sicher. Der soll Sie noch heute Nacht nach Lichtensels bringen. Von da geht morgen früh um vier Uhr die fahrende Post nach Leipzig. Da werden Sie, fürcht' ich, nur etwas warten müssen. Ich weiß nicht, wann von dort die Post wieder abgeht, aber lange dauert's wohl nicht. Und für ein junges Mädchen allein ist's noch immer das Sicherste. Machen Sie nur ein kleines Päckchen, nur was Sie für ein paar Tage nothwendig brauchen. Edithe soll Ihnen morgen Alles aufs schönste einpacken und Ihre Sachen Ihnen nachschicken. In ein paar Stunden müssen Sie bereit sein. Ich will Edithen wecken."

„Nicht doch! Ich bitte Sie dringend. Ersparen Sie mir und ihr die Qual dieses Abschieds. In einer Stunde bin ich bereit. Aber ich beschwöre Sie, wecken Sie Niemand als den Kutscher."

Herr von Hartung versprach es ihr und zog sich in sein Schlafzimmer zurück, um sich in wärmere Bekleidung zu hüllen, ehe er in den Stall ging, mit dem Kutscher zu sprechen. Er war in großer Unruhe. Das leichenblasse Gesicht des armen Mädchens schwebte ihm immer vor den Augen; die verzweiflungsvolle Fassung ihrer Miene, als er vom Warten in Leipzig sprach.

„Wahrhaftig," sagte er für sich, „es wäre unverantwortlich, das arme Kind so in die Welt hinauszuschicken."

Schon nach einigen Minuten klopfte es wieder an Agnes' Thür.

„Ich habe mir die Sache besser überlegt," sagte er mit angenommener Gleichgültigkeit. „Sie können fort, so bald Sie Ihr Päckchen fertig haben. Ich will Ihnen die kleine Kutsche mitgeben, die brauche ich fürs Erste gar nicht. Sie können so mit Extrapost fahren und kommen schneller hin. Sie brauchen auch so fast gar nicht auszusteigen, um ins Wirthshaus zu gehen. Das Bischen Essen, das Sie brauchen, können Sie sich in den Wagen kommen lassen. In fünfzig Stunden sind Sie da. Und dann," setzte er hinzu, indem er zwei lange Rollen Geld auf den Tisch legte, „ist es mir auch eingefallen, Sie hätten vielleicht nur Papiergeld oder Gold und das würde unbequem sein, da Sie doch auf jeder Station bezahlen müssen. Da hab' ich Sie mit einzelnen Thalern und Gulden versehen. Mit dem Wagen, Kind, hat es gar keine Noth. Ich brauche ihn nicht. Sie können ihn mir bei Gelegenheit zurückschicken, und läßt sich's nicht thun — nun dann kann ihn Ihr Vater gelegentlich für mich verkaufen."

Agnes hatte den guten Mann mit einem unbeschreiblichen Blick der tiefsten Rührung angehört. Sie sank auf seine Schulter und schluchzte laut.

„Ruhig, ruhig, liebes Kind," sagte auch er mit tiefer Bewegung.

„Ich danke Ihnen, edler Mann!" flüsterte sie tief gerührt.

Er zog sich zurück, um den Kutscher zu wecken.

Agnes, im tiefsten Innern erschüttert, sank in ihren Lehnstuhl, und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Und diesen guten Mann will ich der Erfüllung des langgehegten Planes seiner edeln, großmüthigen Seele berauben! Dazwischen treten will ich zwischen seinen heißesten Wunsch und seines geliebten Kindes Glück! Und Edithe! o, leugne es Dir nicht länger! Du weißt es, was Du nicht sehen gewollt! Sie liebt ihn! Und wie könnte sie ihn nicht lieben! Und Du! —"

„O! und meine Mutter!" rief sie, wie in Verzweiflung aufspringend. „Sie stirbt! ja sie stirbt mir zur Strafe! Ja, ich er-

kenn' es, es giebt einen Gott, einen zürnenden, strafenden Gott! Ich fühle seine rächende Hand, die, was ich liebe, mir nimmt, weil ich mit unreiner Hand nach dem mir noch tausendmal Liebern gegriffen! O, laß sie mich mindestens noch lebend finden, mein Gott, laß sie nicht dahingehen, ohne mich zu segnen! Laß in ihrer Liebe mich Trost finden!"

In solcher Erschütterung fand Herr von Hartung noch das unglückliche Mädchen, als er nach einer halben Stunde wieder vor ihre Thür kam. Er half ihr rasch einige Bündel und Päckchen ihrer nothwendigsten Sachen in einen kleinen Reisesack stecken. Er hatte befohlen, den Wagen vor dem äußeren Hofthore halten zu lassen, um seine Gattin und Edithe nicht zu wecken. Agnes am Arm, selbst ihren Sack und Shawl tragend, ging er mit dem weinenden Mädchen mit leisen Schritten über den Hof.

„Es ist zwei Uhr," sagte er. „Wir haben Mittwoch heute. Am Freitag, ganz früh am Morgen, um vier oder fünf, sind Sie bei den Ihrigen, armes Kind! Gott der Allmächtige segne Sie."

Er küßte sie väterlich und hob die Weinende in den Wagen.

Mit schwer belastetem Herzen, mit zerrissenem Gemüth fuhr sie in die dunkele Nacht hinaus und kaum, daß der erwachende Tag ihr einige Fassung gab und das Ausschauen in eine Gegend, durch die sie noch nie gefahren, noch gewandelt war, sie etwas zerstreute. Als aber am Abend der Mond wieder aufging in all seinem magischen Glanze, und das Gestirn ihr wieder gleichsam als eine neue Gegenwart aufstieg, da drang er auch durch den dunkeln Schatten, den der momentane Schmerz auf Alles um sie her geworfen und das Bild des Geliebten trat wieder mit voller, hinreißender, unwiderstehlicher Gewalt vor ihre Seele. Sie fühlte wieder den Druck seiner Hand, den Kuß auf die ihre. Sie begann sich ihres Kleinmuths zu schämen.

„Wie," sagte sie zu sich selbst, „ich sollte ihn aufgeben, weil ein reicher Mann mir etwas von seinem Ueberfluß opfert! Ihn aufgeben, weil auch ein anderes Mädchen seinen unschätzbaren Werth erkennt! Fern von mir sei eine Großmuth, die ihn und mich gleich unglücklich machen würde, denn nur ich kann ihn verstehen! Nur für mich ist er geboren. Er ist mein und ich gehöre ihm auf ewig!" (Forts. folgt.)

Ignaz Moscheles.

Studie

von

La Mara.

Am 11. März des vergangenen Jahres begrub die französische Hauptstadt mit Hector Berlioz einen ihrer berühmtesten Söhne, und gerade ein Jahr später, am 10. März 1870 beklagte Leipzig, die Metropole deutscher Musik, den Hingang des größten und gefeiertsten seiner gegenwärtigen Tonmeister. In den Morgenstunden jenes Tages legte Ignaz Moscheles nach einem langen und reichen Tagewerke sein greises Haupt zur ewigen Ruhe nieder. Mit den Seinen und der Stadt, die ihn ihr eigen genannt, aber darf mit Recht die gesammte Kunstwelt trauern ob seines Verlustes; denn um so voller das Maß seines Wirkens erscheint, um so gerechter nur erhebt sich die Klage und um so wärmere Dankesworte müssen ihm nachklingen in das Grab. Die classische Richtung, der er von frühester Jugend bis ins späte Alter mit unwandelbarer Treue gehuldigt, verliert in ihm einen ihrer edelsten Apostel und ruhmreichsten Interpreten; aber auch jüngere Kunstbewegungen besaßen in ihm einen warmen, verständnißreichen Beurtheiler. In heiligem Feuer erglühte seine Seele für die göttliche Kunst, deren Tempeldienst er selbst unter Krankheit und Schmerzen nicht vergaß und der er in selbstverleugnender Hingebung opferte bis zum letzten Athemzug.

Einer der ersten Pianofortemeister seiner Zeit, wie die Welt vor ihm nur wenige hervorgebracht, hat er seine schöne und große Mission darin gefunden, dem musikalischen Europa das Verständniß für die Werke unserer erhabensten Tonheroen zu vermitteln. Was er insbesondere als musikalischer Pädagog geleistet, kann nicht hoch genug gewürdigt werden; selbst seine Bedeutung als Componist muß vor der des Lehrers zurücktreten, und am unvergänglichsten erscheint der Erstere da, wo er

dem Letzteren dient. Das Clavier war und bleibt seine eigentlichste Domäne, der Ausgangs- und Mittelpunkt seines Künstlerthums; mögen wir ihn als frei schaffenden oder als wiedergestaltenden Künstler betrachten. Hier hat er seine stolzesten Triumphe gefeiert und jene Glanzepoche heraufführen helfen, die von unseren Voreltern ungeahnt, in den jüngeren und jüngsten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts für das Pianoforte, als das universellste aller Instrumente angebrochen. Darum gebührt ihm auch in der Geschichte desselben für alle Zeiten eine der obersten Ehrenstellen, und darum geziemt es uns, den Mitlebenden, uns seine ganze Bedeutung für uns, wie für die, die da waren und die da kommen werden, dankbar zu vergegenwärtigen.

Geboren in einer Zeit, da Haydn noch auf Erden wandelte, da Mozart's Geist, obwohl bereits der Welt entrückt, doch in unverminderter Frische noch hienieden fortlebte, da Beethoven schon im Beginne seines titanischen Schaffens stand; groß gezogen in der geweihten Atmosphäre der glorreichsten aller Musikepochen, wurzelte seine eigene Künstlerschaft viel zu sehr in dem Boden derselben, als daß er sich jemals von ihm zu entfernen vermocht hätte, und überdem neigte sich sein ruhiger, leidenschaftloser Sinn von Natur der Objectivität einer classischen Kunstanschauung zu. Diese classische Objectivität, dieses Zurückdrängen alles Persönlichen, dieses strenge Vermeiden jeglichen individuellen Zuges, das den Componisten das Kunstwerk als etwas außer und über ihm stehendes betrachten und schaffen läßt, gewahren wir in einem jeden der Werke, die Moscheles der Welt geschenkt, wie sie uns einst aus allen seinen lebendigen Reproductionen entgegenklangen. Wenn die moderne Kunst es liebt, nach dem Vorgange Beethoven's, in dem Geschaffenen das Bild des Schöpfers selber, mit seinen eigensten Empfindungen und Erlebnissen, seinen Kämpfen und Enttäuschungen aufzusuchen und wiederzufinden, so schloß sich Moscheles dagegen an jene frühere Kunstauffassung an, der zufolge das Kunstwerk unberührt bleibt von allem Menschenleid, der zufolge die Kunst ein ewig lauterer Hort, der hoch über der Erde thront und vor dessen reinen Harmonien irdisches Leid verstummen muß. Gleichzeitig an das von seinen ihm voranschreitenden Kunstgenossen Hummel, Kalkbrenner und Weber Geleistete anknüpfend (wir begreifen hier selbstverständlich nur des Letzteren Claviercompositionen), ohne doch — abgesehen von seiner erweiterten Technik und seiner späteren mehr dem Charakterisirenden zugewandten Richtung — über die von diesen angewandten Formen und Mittel wesentlich hinauszugehen, hat er mit ihnen gemeinsam das Schicksal getheilt, viele seiner Werke in unserer schnell lebenden Zeit frühzeitig altern zu sehen. Denn um ein zu Beträchtliches haben uns die Bestrebungen der romantischen Schule gerade auf dem Gebiete der Claviermusik weiter gefördert, und viel zu sehr scheinen dieselben dem modernen Kunstbewußtsein entsprungen und mit ihm übereinstimmend, als daß uns nicht die Frische der Genußfähigkeit in etwas abhanden gekommen sein müsse für Werke, die älteren und inzwischen vielfältig verwandelten Bedürfnissen und Idealen ihr Dasein danken. Eben daß diese inmitten einer Zeit geboren wurden, da unsere vaterländische Tonkunst im Zenith ihrer Glorie stand, hat ihnen wenig zum Heile gereicht und ihre Jugend vorzeitig abgekürzt. Oder haben wir uns nicht allzu sehr daran gewöhnt, in dem Gedanken an die classische Periode nur jenes Höchste, Allgewaltigste zusammenzufassen, was sie uns verliehen, und dabei das minder Große undankbar zu übersehen, was neben ihm emporwuchs? Und dennoch können wir an diesen Nachklängen einer vergangenen und doch unvergänglichen Kunstblüthe die Uebergänge wahrnehmen, mit denen sie hinüberleiten in das rührige Treiben unserer eigenen Tage.

Ein Vermittler zwischen alter und neuer Zeit, Classicität und Romantik, steht Ignaz Moscheles inmitten beider, ein neues virtuoses Element der einen zuführend, eine gewisse classische Weihe, eine ernste Gemessenheit des Stils, des Ausdrucks und der Empfindung in die andere hineintragend. Mit Hummel, dem ihm voranstrebenden, und nicht nur von ihm erreichten, sondern später sogar vielfach übertroffenen Meister, im Bunde, sehen wir in ihm den Begründer einer neuen Periode des Clavierspiels, den ersten Helden des modernen Virtuosenthums. Hatte bei Mozart und Beethoven der Pianist dem Componisten, die Virtuosität der Verlebendigung des

Kunstwerks, der künstlerischen Idee allein gedient, so ward mit Hummel's Auftreten die Virtuosität zu größerer Selbständigkeit berufen. Die Kunstfertigkeit des Spielers trat mehr in den Vordergrund, um für sich allein Geltung zu beanspruchen und zu finden. Die Form beherrschte die Idee. Die Rücksicht auf die Bravour, und zwar die besondere Bravour ihrer Autoren, gab den meisten Claviercompositionen Leben und Gestalt, und was bisher allein Mittel gewesen, ward nun zum Selbstzweck erhoben. „Das Publicum eilte damals mit offenen Armen und empfänglichem Sinn den Virtuosen entgegen, denn die Bravourstücke von damals waren neue Erfindungen;" so erzählt Moscheles selbst, den Hanslick's Geschichte des Wiener Concertwesens sammt seinem Rivalen Hummel als „virtuoseste Componisten und solideste Virtuosen" seit Mozart und Beethoven bezeichnet. In der That haben Beide vereint einer ganzen Periode ihren Stempel aufgedrückt und mehrere Jahrzehnte hindurch mit souveräner Macht in ihrem Reiche geherrscht. Wohl hat die Zeit in unaufhaltsamem Laufe das von ihnen Erreichte zu weiteren Höhen geführt und in der Erscheinung Franz Liszt's vor Allem zu höchster, nur irgend denkbarer Leistungsfähigkeit gegipfelt; an Ernst der künstlerischen Gesinnung, an Lauterkeit und Energie des Strebens aber hat es ihm Keiner zuvorgethan von Allen, die nach ihm kamen, und nimmer wollen wir vergessen, daß er die Bahn geöffnet und den Pfad bereitet hat, den Andere vollenden durften.

Wie anregend aber sein Beispiel, wie zündend seine Lehre gewirkt, davon können hundertfältige Stimmen Zeugniß reden; denn über alle Lande, über die alte und neue Welt ist die Schaar seiner Jünger verbreitet. Wir wissen, wie Schumann und Mendelssohn durch ihn befestigt wurden in ihrem Künstlerberuf, wie mancher Name groß geworden in seiner Schule; und wahrlich, so unleugbar seine schöpferische Begabung, so epochemachend sein Reproductionsgenie: sie wurden doch beide überragt durch seinen seltenen Lehrberuf. Und wie er mit diesem Pfunde zu wuchern verstand, das weiß die Welt. In treuer, unablässiger Arbeit war er vom Morgen bis zum Abend seines Lebens bemüht, das ihm anvertraute Gut zu pflegen, und darum sei ihm die Ruhe gegönnt, nun er schlafen gegangen. Seine Werke folgen ihm nicht nach — sie leben.

Am 30. Mai 1794 kam Ignaz Moscheles in Prag zur Welt. Die Liebe zur Tonkunst, die von Alters her in Böhmen heimisch, fand auch in seinem Elternhause emsige Pflege. Sein Vater, ein Tuchhändler israelitischer Religion, war selbst im Besitz einer musikalischen Begabung, dank deren er sich eine Fertigkeit im Zitherspiel und in humoristischen Vorträgen erworben hatte, die ihn zu einem willkommenen Element geselliger Kreise machte. Durch sein Geschäft alljährlich wiederholt nach Wien geführt, kehrte er von diesen Reisen stets mit frischer Anregung und mit allerhand musikalischen Neuigkeiten heim, deren Studium das Vergnügen seines Hauses und seiner Freunde bildete. Der größte Wunsch seines Herzens war, daß eins seiner sechs Kinder sich seiner Lieblingskunst widmen möge, und zwar hatte er die älteste Tochter zur Künstlerin ausersehen, während er seinen Sohn Ignaz schon in frühester Jugend dem Kaufmannsstande bestimmte. Doch wollten Begabung und Neigung der Ersteren den Hoffnungen des Vaters wenig zu Hülfe kommen, indessen Ignaz, von Allen unbemerkt, dem Clavierunterricht der Schwester begierig lauschte. Als aber eines Tages ein mit der widerwilligen Clavierspielerin angestelltes Examen ein sehr wenig tröstliches Ergebniß lieferte, da zerstreute der sechsjährige Knabe die auf der Stirn des Vaters aufsteigenden Wolken durch den überraschenden Ausruf: „Ich kann es!" und zum Beweise, daß er wahr gesprochen, spielte er den erstaunten Eltern das von seiner Schwester so erfolglos studirte Clavierstück vor, das er sich ohne jede andere Anweisung, als die seines natürlichen Gehörs, heimlich eingeübt hatte.

Dies veranlaßte den Vater, alsbald für eine geregelte Führung des sich so selbständig Bahn brechenden Talentes Sorge zu tragen, und so empfing Ignaz bereits im frühen Kindesalter, zuerst durch einen Böhmen, Zahbradka, und sodann durch einen gewissen Hozelsky, den ersten Musikunterricht. Seine Fortschritte im Verlaufe desselben stellten seine Begabung in ein immer glänzenderes Licht und bestimmten den Vater endlich, ihn im Jahre 1804 den erfahrenen Händen Dionys Weber's, des be-

rühmten Directors und Gründers des Prager Conservatoriums, zu übergeben.

Von der straffen Zucht dieses Meisters und seinem Bestreben, den Kunstsinn seines Zöglings allein an den Mustern des strengen Stils heranzubilden, erzählt Moscheles in der Vorrede seiner Beethovenbiographie. Besorgt, daß das rege Interesse des Knaben an den künstlerischen Hervorbringungen der Zeit die systematische Entwicklung seines Clavierspiels beeinträchtigen könne, nahm Weber ihn nur unter der Bedingung als Schüler auf, daß er während dreier Jahre seine Studien einzig auf die Werke Bach's, Mozart's und Clementi's beschränke. Auch der Besuch einer Buchhandlung, die ihm bisher die Kenntniß aller neuen musikliterarischen Erscheinungen vermittelt hatte, ward ihm untersagt. Dennoch wußte der strebsame Knabe sich mit Hülfe seines Taschengeldes diese für ihn so ergiebige Quelle auch ferner im Geheimen offen zu halten. Ihr dankte er im Jahre 1804 die für ihn so folgenreiche Bekanntschaft mit Beethoven's Sonate pathétique, dem ersten Werke dieses Größten aller Großen, das Moscheles vor Augen kam. Nur dunkele Gerüchte von einem in Wien aufgetauchten jungen Componisten dieses Namens, einem excentrischen Genie, das aller Regel zum Trotz die wunderlichsten, unspielbarsten Dinge schreiben sollte, waren bisher durch seine Schulkameraden zu ihm gedrungen. Nun sah er sich zum ersten Male einer Schöpfung von ihm gegenüber. Sein Taschengeld reichte zum Ankaufe derselben nicht aus; so copirte er sie im Stillen. Der Eindruck, den sie auf sein jugendlich empfängliches Gemüth übte, war der tiefste, nachhaltigste. „Die Neuheit dieses Stils," so berichtet er selbst, „wirkte so anziehend auf mich, und eine so enthusiastische Bewunderung desselben bemächtigte sich meiner, daß ich mich selbst so weit vergaß, dieser meiner neuen Acquisition gegen meinen Lehrer Erwähnung zu thun, der mich an sein Verbot erinnerte und mich warnte, derartige Erzeugnisse zu spielen oder zu studiren, bevor ich meinen Stil auf solidere Vorbilder basirt hätte." Nichtsdestoweniger fuhr Ignaz fort, sich mit einer jeden der neu erscheinenden Pianofortecompositionen Beethoven's bekannt zu machen; der einmal erwachte feurige Zug seines Herzens zu jener erhabensten Meistergestalt ließ sich durch kein Verbot wieder zurückdrängen.

Im Jahre 1809 hatte der Knabe, der mit dreizehn Jahren bereits vaterlos geworden, seine Studien bei Weber beendet. Schon 1806 war er nach dem Urtheil seines Lehrers für ein erstes öffentliches Auftreten reif gewesen und der erste Lorbeer hatte in seiner Vaterstadt schon seine Kinderstirn geschmückt. Sowohl die Bravour und das Feuer seines Spiels als seine gelungenen Compositionsversuche — von denen wir besonders eine Sonate und ein Concert für Clavier, ein Quartett für Clavier und Blasinstrumente, sowie Variationen für Piano und Flöte aus den Jahren 1807 und 1808 erwähnt finden — erregten seitdem wiederholt das Staunen seiner Zuhörer, und seine sich immer kühner entwickelnde Virtuosität sah sich wachsender Bewunderung gegenüber. Während er sich aber einerseits mit voller Berechtigung sagen durfte, daß er zur Vollendung seiner Meisterschaft als Virtuos fortan keiner weitern Leitung bedürfe als der seines eigenen Genius, empfand er andererseits das Verlangen nach höherer Ausbildung in der Theorie seiner Kunst. So beschloß er, ungeachtet der Besorgnisse der Mutter, die den Sohn ungern so unbeschützt in die Ferne ziehen sah, sich nach Wien zu wenden, um in der Schule Albrechtsberger's, der auch der Lehrer Beethoven's gewesen, die letzten musikalischen Weihen zu empfangen.

Wohl kein geringer Antheil an diesem Entschlusse auch mochte dem Wunsche gebühren, dem Künstler persönlich nahe zu sein, zu dem er Zeit seines Lebens als zu seinem höchsten Ideal emporblickte, der — seine eigenen Worte sagen es — „wie kein Anderer einen mächtigen Einfluß auf sein ganzes Wesen ausgeübt, und den er, noch da er ihn kaum verstand, schon blindlings verehrte." Doch ließ die Hoffnung auf eine Begegnung mit ihm ein volles Jahr auf ihre Erfüllung warten. Erst 1810 trat der sechzehnjährige Kunstjünger Beethoven zum ersten Male gegenüber, ohne daß dies Begegnen eine weitere Folge gehabt hätte, als die, den Wunsch eines näheren Verkehrs mit ihm nur noch glühender in seiner Brust zu entfachen. Eifrig suchte er jede Gelegenheit, in Concerten oder musikalischen Privatzirkeln mit dem großen Mann zusammenzutreffen, und als Beethoven im

December 1813 seine „Schlacht bei Vittoria“ zum Besten der in der Schlacht bei Hanau verwundeten Baiern und Oesterreicher zum ersten Male aufführte und leitete, da drängte sich auch er unter die Schaar der Mitwirkenden, die die vorzüglichsten Kräfte Wiens vereinten. Er übernahm die Cymbeln, während Schuppanzigh, Spohr und Mayseder bei der Violine, Salieri als Dirigent der Lärmsignale, Meyerbeer an der großen Trommel und Hummel und Romberg in ganz untergeordneten Partien thätig waren.

Erst im Jahre 1814, als der Musikverleger Artaria die Herausgabe eines Clavierauszuges vom Fidelio beabsichtigte und zu diesem Ende Moscheles vorschlug, trat dieser zum Componisten desselben in nähere Beziehung. Unter Beethoven's Augen und von seinem Urtheile gebilligt ging die Arbeit aus der Feder des jungen Künstlers hervor. Jede einzelne Nummer ward von dem Meister geprüft und verbessert und mehr oder weniger ausführlich besprochen. Oft auch spielte er dem begierig lauschenden Jünger einzelne Theile vor, die er in besonderer Weise arrangirt zu haben wünschte, und vielfach beglückte er denselben durch lehrreiche Winke und freundliche Ermuthigung seines Strebens, obgleich er sich im Ganzen Kunstfragen gegenüber bekanntlich nur sehr zurückhaltend zu äußern pflegte.

Schindler erzählt auch, wie Moscheles, als er die glücklich beendete Arbeit dem Meisterblick Beethoven's unterbreitete, mit zaghafter Feder die Worte darumtergeschrieben: „Mit Gottes Hülfe beendet;“ worauf Beethoven das stolze Wort danebenfügte: „O Mensch, hilf Dir selber!“

Auch daß Moscheles neben seinen Studien bei Albrechtsberger noch der Schüler Salieri's geworden, ist mit seiner Verehrung für Beethoven in Zusammenhang zu bringen. Bei einem Besuche bei Salieri nämlich fand er auf dessen Tisch einen Zettel in Lapidarschrift mit den Worten: „Der Schüler Beethoven war da.“ Sofort fühlte er sich hierdurch angeregt, nun auch bei ihm in die Schule zu gehen, und zwar erstreckten sich seine Unterweisungen auf die Composition, während Albrechtsberger ihn mit Fuge und Contrapunkt vertraut machte. Salieri nahm überhaupt lebhaften Antheil an dem jungen Künstler und ernannte ihn zu seinem Adjuncten beim Kärnthnerthor-Theater, wodurch er ihn zugleich von der Militärconscription befreite.

Rasch und glänzend entfaltete sich indessen Moscheles' Talent unter der Pflege der Wiener Meister. Voll Fleiß und Beharrlichkeit seinen Studien hingegeben, übernahm er gleichzeitig zahlreiche Clavierlectionen und verschmähte nicht, sich auch als Arrangeur beliebter Opernstücke beschäftigen zu lassen, um seiner Mutter so frühzeitig als möglich die Sorge für seine Existenz von den Schultern zu nehmen. Und er verstand es, sich seinen Weg durch die Welt zu bahnen. Als ein für seinen Lehreifer schon damals charakteristischer Zug wird uns erzählt, daß er einen seiner Schüler sogar Nachts heimlich unterrichtete, da der Vater desselben die musikalische Passion seines Sohnes nicht dulden mochte. Hatte er schon 1809 in einem Concerte der Harfenoirtuosin Longhi mit größtem Beifall mitgewirkt, sowie auch selbständig concertirt, so schwang er sich alsbald zum Liebling der Wiener, zum Mittelpunkt ihres Concertlebens auf, obschon Hummel damals als Stern erster Größe dort glänzte und der junge Meyerbeer — der theils um Hummel's Clavierspiel, theils um der Aufführung seiner Erstlingsoper „Abi Melek“ willen 1813 nach Wien gekommen war — als Pianist viel Aufsehen erregte. Eben dieser Wettstreit jedoch wirkte äußerst befruchtend und anregend auf Moscheles und trieb ihn immer höheren Zielen, immer glänzenderen Resultaten zu. Von weittragendstem Erfolge wurde für ihn ein während des Wiener Congresses (1815) im Kärnthnerthor-Theater veranstaltetes Concert, darin er zum ersten Male seine epochemachenden „Variationen über den Alexandermarsch“ producirte. Auf Anregung einer ihm wohlwollenden hochstehenden Frau, die Hummel's Triumphen gegenüber eine Glanzleistung ihres Günstlings für zweckmäßig erachtete, wählte er ein Thema, das sich gerade allgemeinster Popularität erfreute: den Kaiser Alexander zu Ehren nach ihm benannten Alexandermarsch. Drei Tage vor dem Concert erst empfing er die Idee und schrieb unmittelbar darauf seine Variationen nieder. Noch in der Orchesterprobe beherrschte er sie sich selbst so wenig zur Genüge, daß er die ganze darauf folgende Nacht auf ihr Stu-

dium verwandte. Großartig aber war der Triumph, den er damit errang. Das zeitgemäße Thema sowohl als die glanzvolle Behandlung desselben lockten einen nicht enden wollenden Beifallssturm hervor, und neben dem Pianisten Moscheles trat nun auch der Componist in die Reihe der Celebritäten der Donaustadt ein.

Welch glücklicher Wurf dem Letzteren in der That mit diesen Variationen gelungen, das erhellt um so klarer, je mehr wir dieselben im Hinblick auf die ihnen vorausgegangenen Compositionen unseres Künstlers betrachten. Denn während uns diese nicht viel mehr als eine Wiederholung schon dagewesener Formen, ohne Besonderheit oder Vertiefung der Idee erkennen lassen, betritt Moscheles hier eine neue Bahn. Der Meister des Claviers erscheint vom Componisten in Mitwirkung gezogen und wird, da er seine Eigenthümlichkeit als solcher naturgemäß auf jenen vererbt, zum Bildner eines neuen virtuosen Elementes. Mit seinem Blicke dem Geschmacke und den Neigungen seiner Zeit entgegenkommend, stattet er die alten Formen mit einer damals unerhörten Brillanz und mit allerhand Effecten aus, die geeignet waren, die Bravour ihres Interpreten in das glänzendste Licht zu stellen. Was die derzeitige Claviertechnik nur an Schwierigkeiten kannte: Doppelgriffe, Sprünge, Triller, Octavengänge, Decimen, Alles das finden wir in den in Rede stehenden Variationen in Anwendung gebracht, die nicht allein der modernen Variation ihr Gepräge aufgedrückt, sondern den ganzen modernen Virtuosenstil beeinflußt haben.

Mit den Alexander-Variationen, dem Glanzstück seiner Virtuosität, trat Moscheles zuerst in eine ihm von Natur eigenste Sphäre. An Gabe ursprünglicher Erfindung und schöpferischer Phantasie minder reich denn an reproductiver Gestaltungskraft und feinem Combinationstalent, konnte es seiner Muse nur zum Vortheil gereichen, wenn der Pianist sich dem Componisten zu gemeinsamer That verband. So suchte Ersterer jenen gewissen Mangel des Letzteren an individueller Bedeutsamkeit und überzeugender Ausdrucksgewalt durch das strahlende Feuer seiner Brillanten und den schimmernden Glanz seiner Perlenschnüre zu ersetzen, die er keinem seiner Werke einzureihen versäumte. Nicht als ob wir den Meister damit der Oberflächlichkeit oder der äußerlichen Effecthascherei zeihen wollten. Im Gegentheil. Moscheles gehörte zu jenem kleinen Kreis edelster Virtuosen, die das Kunstwerk nicht dem äußeren Effect opfern und die Technik nicht allein im Dienste des Virtuosenthums, sondern der Kunst zu verwerthen und zu erweitern trachten. Wir dürfen es ihm Dank wissen, wenn er der Kunst neue Wege eröffnet, neue Reichthümer zugeführt hat, und die Erzeugnisse seines Geistes sollen uns werth sein als die Erstlinge der reichen Ernte, die uns dies letzte halbe Jahrhundert eingebracht.

Mit zweiundzwanzig Jahren war Moscheles, da Hummel 1816 einer Berufung nach Stuttgart folgte, nicht nur um so unbestrittener der beliebteste Clavierlehrer und Virtuose Wiens; auch die kritischen Stimmen anderer Städte, wie München, Dresden, Leipzig und andere Orte, wohin ihn seine erste Kunstreise (1816) führte, hatten seinen in der Heimath erworbenen Ruf besiegelt und verbreitet. Nach Wien zurückgekehrt, glänzte er 1817 mit dem gefeierten Guitarrespieler Mauro Giuliani gemeinsam in einer Reihe von Concerten, und im darauf folgenden Jahre gesellte sich zu ihnen Beiden noch der Violinist Mayseder, um sich mit ihnen zu einem Cyklus eleganter „musikalischer Unterhaltungen" zu verbinden, wie sie früher Hummel in ähnlicher Weise unter dem Namen sogenannter Ducatenconcerte für die aristokratische Gesellschaft veranstaltet hatte. Ein zu diesem Zwecke componirtes Paradestück: „Der Abschied der Troubadours," das für jedes der drei Soloinstrumente eine brillante Variation enthielt, bildete die beliebte Schlußnummer dieser Unterhaltungen. Auch in eigenen Concerten, Wohlthätigkeitsakademien und den beliebten Augartenproductionen war Moscheles unermüdlich thätig, und zwar erweckte neben der Meisterschaft seines Spiels auch seine Improvisationskunst hohe Begeisterung.

War Hummel der Erste gewesen, der die freie Phantasie am Clavier über gegebene Themen in den Concertsaal einführte, so folgte Moscheles auch hierin so erfolgreich seinem Vorgange, daß er bald als einer der hervorragendsten Improvisatoren seiner Zeit angesehen werden durfte. Eine enthusiastische Würdigung widmet be-

sonders Fétis den freien Phantasien des von ihm überhaupt sehr hochgestellten Künstlers, mit dem gemeinsam er auch unter dem Titel: „Méthode des Méthodes“ eine Anzahl Etüden herausgab. Er bezeichnet erstere als das Ergebniß von natürlicher Begabung, Fleiß und Denken, und spricht geradezu aus, daß er einem ähnlichen Talente selten, einem gleichen aber wohl niemals begegnet sei.

Reich an Ehren war der Empfang, als Moscheles im Jahre 1820 zum ersten Male die Grenzen seines deutschen Vaterlandes überschritt und nach einem Besuche der Rheinlande, als Gast Hollands, der Niederlande und Frankreichs erschien. In Paris namentlich erregte er in seinen Concerten in der Opéra große Sensation durch die Neuheit seines Spiels und gab — so berichtet Fétis — das Signal zum Umschwung der Clavierspielkunst. Auch dem Componisten spendete man vielfältige Anerkennung, wenngleich sein Stil dem großen Publicum allzu ernst dünkte. Eine in gleichem Maße entgegenkommende Aufnahme ward dem Künstler zu Theil, als er sich nach längerem Verweilen in der französischen Hauptstadt nach England wandte. Seine „nie gehörte Bravour und Kraft, sein glänzender und feuriger Vortrag und vorzüglich sein ausgezeichnetes Talent zur freien Phantasie“ rissen das musikalische London zu allgemeiner Bewunderung hin, und einen so lebendigen, überzeugenden Ausdruck fand dieselbe, daß Moscheles sich bestimmen ließ, sich bleibend in London niederzulassen.

Von Frankreich und England aus datirt die europäische Berühmtheit des Meisters; um jene Zeit auch trat er in die zweite, gereifte Periode seines Schaffens. Wenn nach Schumann's Worten in der ersten Periode seiner Kunstbildung der bessere Musiker im Ganzen von dem angestaunten kühnen Virtuosen verdunkelt ward, so reichen sich nun Componist und Virtuos zu gleicher Stärke die Hand. Es ist dies die Blüthezeit, wie derselbe Meister sie bezeichnet, und als deren edelste Gaben er das G-moll-Concert und die Etüden nennt, zwei Werke, durch die allein er sich der Reihe der ersten Claviertonsetzer der Gegenwart anschließt.

Nachdem er sich auch im Auslande als Componist einen eben so großen Namen wie als Pianist errungen, kehrte er im Sommer 1823 zum ersten Male wieder nach Deutschland zurück. Er concertirte unter Anderm in München mit rauschendem Beifall und nahm den Winter über seinen Aufenthalt in Wien. Hier trat er zuerst mit Karl Maria von Weber in Verbindung, der im November jenes Jahres die Aufführung seiner Euryanthe vorbereitete und leitete. Auch mit Beethoven verkehrte er häufig und mußte ihm von der Verbreitung seiner Werke und ihrer wachsenden Popularität in England, wie von dortigen Musikzuständen überhaupt um so Eingehenderes berichten, als Beethoven selbst zu jener Zeit mit Vorliebe den Plan eines Besuchs in England verfolgte. Als es Moscheles darum galt, den Wienern den Unterschied zwischen englischer und einheimischer Claviermechanik anschaulich zu machen, lieh ihm Beethoven auch für ein Concert im Kärnthnerthor-Theater seinen englischen Broadwood, der übrigens wenig Glück machte. Auch vertraute er ihm gleichzeitig das Manuscript seiner C-dur-Ouvertüre, op. 115, an, zu deren Aufführung er ihn mit besonderen Instructionen versah. Die Concerte des Künstlers fanden nämlich nach der damals beliebten Sitte zumeist im Kärnthnerthor-Theater in den Zwischenacten oder vor dem Ballet statt. Ein Concert eigener Composition, der Alexander-Marsch und zum Schluß eine freie Phantasie pflegten die Hauptbestandtheile derselben zu bilden.

Die Wiener Theaterzeitung von 1823 und 1824 ergeht sich in enthusiastischen Berichten über die Productionen unseres Künstlers. Sie nennt ihn den Alexander des Claviers, den Ersten der Gegenwart, der sich seit seinem englischen Aufenthalte selbst übertreffe. Vor Allem preist sie die Fertigkeit seiner linken Hand, die der rechten zu spotten scheine. In der That schlug Moscheles auch den zu jener Zeit (Januar 1824) in Wien concertirenden Kalkbrenner siegreich aus dem Felde. Man erkannte den tiefern Gehalt der Compositionen, das Imposantere des Spiels von Moscheles rückhaltslos an, während sich bei aller Glätte und Bravour Kalkbrenner's doch die Oberflächlichkeit desselben nicht zu verleugnen vermochte. Auch im Improvisiren gewann der Erste Jenem vollständig den Rang ab.

Der Ausbruch einer heftigen Krankheit

ließ den sich im Uebrigen der festesten Gesundheit erfreuenden Meister endlich Wien verlassen und in seiner Heimath Genesung und eine längere Erholung suchen. Zur Saison nach London kehrte er in Folge dessen nicht zurück; nach erfolgter Genesung aber unternahm er eine Concerttour in das nördliche Deutschland. Dresden, Leipzig und Berlin fügten neue Triumphe zu den aller Orten gefeierten. Während seines Aufenthalts in letztgenannter Stadt ward er, auf besondere Bitten der Eltern, der Lehrer des jugendlichen Felix Mendelssohn. Dort gründete sich zuerst eine Freundschaft, die für Beider Leben bedeutungsreich geworden und die in unwandelbarer Treue selbst den frühen Tod des Einen überdauerte. In Hamburg, woselbst Moscheles, nachdem er inzwischen auch Braunschweig und Bremen besucht, zu Beginn des Jahres 1825 eintraf, um auch hier zu concertiren, wurden dem flüchtigen Künstlerleben Fesseln angelegt. Seine Kunst gewann ihm das Herz eines schönen und geistvollen Mädchens: Charlotte Embden, die Tochter eines begüterten Hamburger Kaufherrn, und schon am 1. März führte er dieselbe als sein Weib heim.

Welch hohes und reines Glück dem Meister aus dieser Verbindung entsprossen, kann Jeder bezeugen, den das Glück jemals in die Nähe dieses harmonischen Familienkreises geführt. Seiner Gattin, nächst der Gunst der Vorsehung, dankte er es vornämlich, wenn er von der Prosa und den mancherlei Sorgen des Lebens fast unberührt blieb, die die Künstlernatur hienieden so schwer bedrücken, und selten fürwahr begegnet uns ein Künstlerdasein, das der bösen Tage so wenige, der guten so viele aufzuweisen hätte wie das seine. Selbst eine durchaus harmonische Natur, ist ihm auch Disharmonie um sich her fremd geblieben. Kampflos, friedlich, unangefochten blieb die Bahn, die er wandelte, vom Anfang bis zum Ende. Er war keiner jener kühnen Reformatoren, die in titanischem Ringen die Welt aus ihren Angeln zu heben trachten, und im Drange ihres Genius eine neue Offenbarung der Menschheit verkünden. Das Neue, das er der Welt gebracht, drängte nichts Altes von seiner Stelle; er gab, ohne zu nehmen, er baute auf, ohne niederzureißen. Inmitten der verschiedensten Richtungen und Parteien stehend, glitt gleichwohl alles Parteigetriebe an ihm ab, und wenn auch seine wärmsten Sympathien der classischen Zeit zugewandt waren, aus der er hervorgegangen, so verschloß sich sein Sinn doch niemals den Errungenschaften der Gegenwart; ja, er ließ das Neue und Gute, das sie gebracht, selbst willig auf sich einwirken, so weit seine Natur dies gestattete.

Ueber Paris nach London zurückgekehrt, ward Moscheles noch im selben Jahre (1825) zum Professor der Musik an der Royal Academy ernannt. Die philharmonische Gesellschaft, das berühmteste Concertinstitut Englands, wählte ihn zu ihrem Dirigenten; auch bei Hofe spielte er öfters und Prinz Albert zeichnete ihn durch die Ernennung zu seinem Hofpianisten aus. Er war der gesuchteste Lehrer der Aristokratie, der gefeiertste Clavierspieler und seine Mitwirkung in Concerten so eifrig begehrt, als seine eigenen Concerte jederzeit stark besucht. Was er für die Pflege der classischen Musik, zur Hebung des musikalischen Geschmacks überhaupt in England gethan, wird jenseits des Canals unvergessen bleiben. Uebrigens beschränkte er seine Thätigkeit nicht allein auf London, sondern bereiste auch die Provinzialstädte, Schottland und Irland. Rühmend gedenkt man namentlich der tactvollen Zusammenstellung der Programme seiner Concerte, in denen er die Werke der älteren Meister mit Vorliebe zu allgemeinerer Kenntniß brachte. Viele der Schöpfungen Bach's, Scarlatti's, Händel's, Mozart's, Clementi's und Beethoven's wurden durch ihn zuerst gehört und bewundert. Dem Letzteren besonders ein richtiges Verständniß zu vermitteln, war die unausgesetzte Arbeit seines Lebens; denn wie ihn Beethoven selbst als einen seiner hervorragendsten Interpreten schätzte, war er auch bemüht, die ihm überkommenen Traditionen gewissenhaft auf seine Schüler zu übertragen. Auch eine Gesammtausgabe der Werke Beethoven's erschien in London unter seiner Revision, und vermittels einer in englischer Sprache geschriebenen Biographie des letztgenannten Meisters (The life of Beethoven, London 1841), die theils eine Uebersetzung des Schindler'schen Werkes, theils Mittheilungen von Ries und Wegeler, theils endlich Originalbriefe und eigene Erinnerungen enthält, wußte er auch die menschliche Erscheinung seines großen

Ideals den Engländern näher zu bringen. Ihm auch gebührt das Verdienst, die neunte Symphonie zuerst in England aufgeführt zu haben, zu einer Zeit (1837), als dieselbe selbst für ihre deutsche Heimath fast aller Orten noch ein Buch mit sieben Siegeln war, und zwar hören wir ihn selbst erzählen, wie er sich den ihm verfügbaren Kräften gegenüber genöthigt sah, eine durch ihre hohe Lage besonders schwierige Stelle des Finales für Solo und Chor einer sangbarern Modification zu unterwerfen. Daß wir Alle aber Moscheles zu Dank verpflichtet sind für den letzten Sonnenstrahl, den seine freundschaftlichen Bemühungen in die letzten Tage unseres größten Tonschöpfers geworfen, ist durch Schindler's Beethoven-Biographie genügend bekannt geworden. Wir wissen, wie Beethoven noch kurz vor seinem Tode sich in äußerer Bedrängniß an Moscheles gewandt, und wie dieser durch seine bereitwillige Vermittlung bei der philharmonischen Gesellschaft den Meister vor Mangel und Sorgen sicher stellte.

Seiner warmen und thätigen Theilnahme an seinen Kunstgenossen ist überhaupt als einer der hervorstechendsten Charakterzüge zu gedenken, die Moscheles zierten. Dem sterbenskranken, heimwehmüden Karl Maria von Weber leistete er, fern der Heimath, in London, Trost und Beistand und einer der ersten Leidtragenden, stand er an seinem Todtenbette. Seine pietätvolle Hand auch war es, die uns das letzte Vermächtniß des verewigten Tondichters, das Lied aus Lalla Rookh darbrachte und ergänzte, das dieser selbst nicht mehr völlig aufzuzeichnen vermocht hatte.

Den jugendlichen Felix Mendelssohn führte er bei seinem ersten selbständigen Ausflug in die Londoner Musikwelt ein und half mit Freundeshand seinem Ruhm die Bahn bereiten. Auch Robert Schumann's durchaus eigenartiger, ihrer Zeit nicht eben leicht zugänglicher Künstlerindividualität wußte er (zugleich mit Liszt) durch die Besprechung seiner genialen Fismoll-Sonate ein eingehenderes Verständniß zu erschließen, zu einer Zeit, als nur Wenige den Glanz ahnten, den sein Gestirn auszustrahlen berufen war.

Mit allen zeitgenössischen Koryphäen seiner Kunst in mehr oder weniger naher Beziehung stehend, war er aufstrebenden Talenten ein gütiger Freund und Berather, der sie ermuthigte zu rüstigem Vorwärtsschreiten und niemals unterließ, seinen Einfluß aufzubieten, wo es galt, sie in ihrer Laufbahn zu heben und zu fördern. Dankbar haben es seine Schüler jederzeit anerkannt, wie neben dem Ernst des Lehrers die erwärmende Freundlichkeit eines väterlichen Führers, neben der Strenge künstlerischer die Milde menschlicher Gesinnung in ihm wohnte. Und in welchem Maße er die schöne Tugend der Mildthätigkeit geübt, davon weiß keine geringe Anzahl derselben Kunde zu geben. Waren ihm die Tage der Woche in unermüdlicher Arbeit dahingegangen — und wir begreifen, daß dem vielfältig in Anspruch genommenen Künstler und Lehrer, dem rastlos thätigen Componisten wenige Augenblicke zu müßiger Ruhe blieben — so war der Sonntag der Wohlthätigkeit geweiht. Da pflegte er unbemittelte Talente um sich zu versammeln und sie seinen vielbegehrten Unterricht genießen zu lassen. Kein Sonntag seines langen und arbeitreichen Lebens — die Seinen bezeugen es — ist vergangen, dem er nicht ein Werk der Barmherzigkeit abgewann. Wie gern er seine Kunst Zwecken der Humanität dienstbar gemacht, davon zeugt auch seine Mitwirkung bei unzähligen Wohlthätigkeitsconcerten, von denen wir hier nur beispielsweise der nach dem Hamburger Brande veranstalteten gedenken wollen. Eine aus dem geschmolzenen Erz der Glocken gegossene Medaille sprach ihm dafür den Dank der Hamburger aus.

Eine gewisse Vorliebe für Hamburg — vielleicht weil er dort das beste Glück seines Lebens gefunden — ließ ihn häufig dahin zurückkehren. Seine zahlreichen Kunstreisen richteten sich ohnehin meist nach dem Continent, und neben Frankreich, Belgien und Dänemark waren die musikalischen Pflegestätten seines deutschen Vaterlandes: Wien und Prag, Leipzig und Berlin das bevorzugte Ziel derselben. Auch seine letzte Kunstreise führte ihn im Jahre 1844 noch einmal, zum ersten Male seit 1826, wieder nach Wien. Er spielte bei Hofe und gab drei Concerte, deren letztes mit einer freien Phantasie über gegebene Themen schloß. So große Ehren man aber auch dem berühmten Meister erwies (im Gegensatz zu Hummel, der 1837 vor halb leeren Bänken in Wien spielte), die frische

Begeisterung, mit der die Wiener achtzehn Jahre früher seinen Tönen zugejubelt, war verblaßt und einer kühleren Bewunderung gewichen. Verwandelt hatten sich inzwischen Form und Haltung des Virtuosenthums. Seit man vom Zaubertrank der Poetenjünglinge Chopin, Thalberg und Liszt gekostet, war der Geschmack für die objective Spielweise des classischen Meisters verloren gegangen, und auf dem der Classicität geweihten Boden war längst die erste Lebensregung der neuerstandenen romantischen Richtung laut geworden.

Ignaz Moscheles.

Vielleicht ward dies für Moscheles zur Veranlassung, seine Kunstreisen hiermit für immer zu beschließen; denn nur noch England durfte sich hinfort seiner als Virtuos erfreuen. Gänzlich aber beschränkte er seine Thätigkeit auf die des lehrenden und schaffenden Musikers, nachdem er sich zwei Jahre später — im October 1846 — durch Mendelssohns Bitten bestimmen ließ, sein Domicil in Leipzig aufzuschlagen. Es war kein geringes Opfer, das Moscheles dem Freund und der vaterländischen Kunst gebracht, als er seine glänzende Stellung und einen Kreis begeisterter Freunde und Schüler in London verließ, um sich mit dem bescheidenen Einkommen zu begnügen, mit dem die durch Mendelssohn errichtete junge Leipziger Musikschule die Thätigkeit eines ersten Professors des Clavierspiels zu lohnen vermochte. Auch machte man ihm in England den Abschied nicht eben leicht. Man war sich dessen bewußt, was man in ihm verlor, der zwei Jahrzehnte hindurch dem Musik-

leben des Landes Glanz verliehen und zur höchsten Zierde gereicht hatte. Das bewies die Theilnahme an dem großen Abschiedsconcert, welches er vor seinem Weggange von London unter Mitwirkung vieler deutscher Sänger veranstaltete und dessen letzte Gabe seine beliebte Recollections of Ireland und eine freie Phantasie waren.

Aber auch in seine neue Heimath trat Moscheles nicht als Fremdling ein. Seit Mendelssohn die Direction der Gewandhausconcerte übernommen, war er wiederholt daselbst erschienen, und wie die Leipziger seine Besuche zu schätzen verstanden, geht unter Anderem aus dem Bericht hervor, den wir Schumann's Feder über ein Concert des Meisters danken, darin er auch sein berühmtes Duo Hommage à Händel mit Mendelssohn gemeinsam zu Gehör brachte.

Schumann vergaß es Moscheles nie, daß er durch ihn (gelegentlich eines Concerts in Karlsbad, 1819) die entscheidende Anregung zur Wahl seines Künstlerberufs empfangen und gab seiner Verehrung für ihn durch Dedication seines Concert sans orchestre Ausdruck, die von Moscheles später durch eine Gegengabe — die Sonate für Clavier und Violoncell op. 121 — erwiedert wurde. Es ist bekannt, wie auch Mendelssohn eine Ehre darin erblickte, zweien seiner Werke (der Phantasie op. 28 und dem Rondo brillant op. 29) den Namen des Freundes voranzusetzen, dessen er in so hochanerkennender Weise in seinen Briefen Erwähnung thut, und den er so wahr charakterisirte, wenn er sagte: „Moscheles sind vortreffliche Menschen und für mich ist es Erquickung, seit Langem wieder einmal einem Künstler zu begegnen, der nicht von Eifersucht, Neid und elender Selbstsucht zerrissen ist. Er macht fortwährende Fortschritte in seiner Kunst."

War Moscheles dazu berufen, an Mendelssohn's Seite dem jungen Kunstinstitut zu Ruhm und Gedeihen zu verhelfen, so blieb die Blüthe desselben durch ihn gesichert, auch als die Vorsehung seinen Freund schon im darauffolgenden Jahre inmitten frischester Lebenskraft aus seinem Wirken heimberief. Mendelssohn's Geist lebte in ihm fort, der die classischen Traditionen mit ungeschwächter Kraft und unerbittlicher Consequenz aufrecht zu halten wußte. Und wie in London, so sind ihm auch in Leipzig die Früchte seiner Saat vielfältig aufgegangen, und die Anstalt, der er angehörte, durfte stolz sein auf seinen Besitz. Von nah und fern, vornehmlich aus England und Amerika, zogen immer neue Schaaren lernbegieriger Kunstjünger herbei, um seines Unterrichts theilhaftig zu werden, aus dessen Schule ein Mendelssohn, ein Thalberg und Litolff hervorgegangen. Viele der besten jungen Musiker Deutschlands danken ihm ihre Kunstbildung und ihren Kunstcharakter; denn der künstlerisch-sittliche Einfluß, den der übte, war stark und nachhaltig. Unermüdlich in Lehre und Beispiel, wohlwollend und aufmunternd im Beurtheilen, stetig und klar in seinen Ueberzeugungen, von musterhafter Pünktlichkeit und nie ermattendem Eifer in Erfüllung seines Berufes, bot sein Leben bis an's Ende das Vorbild eines treuen, gewissenhaften Lehrers. Was einst der Knabe als bestes Erbgut seines Hauses mit hinaus in die Welt genommen: der strenge, kaufmännische Ordnungssinn des Vaters und die weiche milde Gemüthsart der Mutter, ihre heitere Freude am Scherz, das bildete die liebenswürdigen Eigenschaften, die den Mann bis in's späte Alter schmückten.

In seltener Weise erhielt sich Ignaz Moscheles an Geist und Körper frisch, auch als die Jahre für ihn kamen, von denen es heißt, daß sie uns nicht gefallen. Von der Last und Bürde der Alters spürte er wenig; er war ein jugendlicher Greis, ob auch sein Haupt ergraute und seine Gestalt sich beugte. Die heitere Ruhe seines Wesens, der gesunde Gleichmuth seines Temperaments schienen den Einflüssen der Jahre Trotz zu bieten. Die Werke, die er noch in letzter Zeit geschaffen, verrathen nichts von abnehmender Geisteskraft. Etwas wie moderner Einfluß vielmehr spricht aus ihnen und giebt sich in einem erhöhten Streben nach Charakteristik kund, das in dem leider nicht von ihm edirten Lied: „Lebewohl" zu besonders ergreifendem Ausdruck gelangt.

Freilich hielt ein freundliches Geschick innere und äußere Kümmerniß bis zum Abend seines Lebens von ihm fern. Sein häusliches Glück war wolkenlos. Er sah seine drei Töchter in ehrenvoller, gesicherter Lebensstellung und freute sich der Erfolge seines Sohnes, der als talentvoller Maler in England eines sich mehr und mehr verbreitenden Rufes genießt. An Freunden war sein Haus nicht leer. Gastlich standen

die Thüren desselben jederzeit offen und seine Gattin verstand, es Allen darin heimisch zu machen. Wie in London, so war es auch hier ein Sammelplatz für seine Kunstgenossen, ein Mittelpunkt edelster Geselligkeit. Nur während des Sommers pflegte es sich regelmäßig einige Monate zu schließen. Da zog der Meister mit den Seinen von dannen, um neugestärkt wieder heimzukehren. England, Italien, die Schweiz, Oberbaiern, Steiermark, Baden, Thüringen und die sächsische Schweiz beherbergten ihn wechselnd als Gast, ohne daß auch während jener Erholungsreisen sein nie ermüdendes Interesse an der Kunst und seinen Kunstbrüdern ruhte. Es war eben der Mittelpunkt seines Lebens, um den allein sich alles Andere bewegte. Die Sehenswürdigkeiten großer Städte, Alles, was Natur und Schwesterkünste boten, trat für ihn zurück hinter dem musikalischen Interesse. Wo er auch sein mochte, ohne künstlerische Beziehungen war er nie. Sei es, daß er junge Talente oder berühmte Künstler aufsuchte, oder musikalischen Aufführungen beiwohnte, oder Clavierfabriken mit eingehendstem Interesse in Augenschein nahm, oder der Ausübung seiner Kunst hingegeben war. Er componirte vorzugsweise gern auf Reisen und daß ihm seine Muse auch fern der Heimath hold war, das beweisen beispielsweise die schönen, leider nicht veröffentlichten Brautlieder, die er für seine jüngste Tochter in Baden-Baden, und das „Familienleben," (op. 140), das er für seine Enkel in London schrieb. Auch seine Virtuosität, die man seit seiner Niederlassung in Leipzig, mit Ausnahme einiger Wohlthätigkeitsconcerte, fast nur noch in seinem Hause zu bewundern Gelegenheit fand, trat hier und dort um eines mildthätigen Zweckes willen aus ihrer Zurückgezogenheit wieder an's Licht. So im Sommer 1866, wo er während seiner Anwesenheit in London, unter Mitwirkung der Lind, Parepa und anderer Künstler, ein großes, von glänzenden Resultaten begleitetes Concert zum Besten der im deutschen Kriege Verwundeten veranstaltete. Letzte Triumphe noch feierte er im vergangenen Jahr, als er auf der Rückreise von Belgrad, wo er seine Tochter besuchte, die Ovationen der Ungarn empfing und in Pest, bei Gelegenheit eines ihm gegebenen Banketts, spielte. Er besuchte sodann noch seine und seiner Gattin Heimath und kehrte im Herbst nach Leipzig zurück, um es nicht wieder zu verlassen.

Der einbrechende Winter warf ihn aufs Krankenlager und zwang ihn, der ihm so unentbehrlichen Beschäftigung mit seiner Kunst und seinen Schülern zu entsagen. Doch nur für Wochen. Dann schien seine Lebenskraft die schwere Krankheit glücklich überwunden zu haben, der geliebte Meister dem Leben und seinen Freunden wiedergegeben zu sein. Sie jubelten ob seiner scheinbaren Genesung, als er das Weihnachtsfest still aber fröhlich im Kreis der Seinen feierte, als er seine Stunden wieder begann und die Aufführungen neuer Werke ihn wieder wie sonst ins Concert und ins Theater lockten. Er skizzirte selbst ein neues Lied, das er mit zwei früher (in Baden) componirten unter dem Titel „Brautlieder" herauszugeben gedachte, und holte in seinem seit 1818 regelmäßig geführten Tagebuch, (dessen theilweiser Veröffentlichung wir mit hohem Interesse entgegensehen) gewissenhaft das Versäumte nach. Da hieß ein höherer Wille die nimmerrastende Hand ausruhen von ihrer Arbeit und seinem warm schlagenden Herzen gebot er: Stehe still! Ein erneuter Krankheitsanfall streckte ihn am 2. März darnieder und in der Frühe des 10. März, als eben die zweite Morgenstunde ausgeschlagen, war Ignaz Moscheles heimgegangen in die Wohnungen des Friedens.

„Nun wollen wir Feierabend machen!" war eins der letzten Worte, die seine Lippen hienieden gesprochen; vielleicht in Vorahnung des ewigen Feierabends, der nun für ihn angebrochen. Indeß er aber ruht, feiern seine Freunde und Schüler in dankbarer Pietät sein Angedenken. Die Liebe, die den Lebenden umgeben, blieb auch dem Todten nah. Sie hat ihm in seinem sonst nur von Freudentönen durchklungenen Hause wie im Conservatorium eine würdige Trauerfeier bereitet, sie begleitete ihn unter Frost und Schneesturm auf seinem letzten Wege, sie krönte seine Stirn mit Lorbeeren und bettete ihn unter Palmen und Blumen, sie klang aus jedem Wort und Ton heraus, die an seinem Sarge ertönten. Sie hat auch sein Grab zu einer Wallfahrtsstätte für seine Freunde und Schüler gemacht, und von dem stillen, palmengeschirmten Hügel, darunter er schläft — der denkwürdigsten einem auf Leipzigs

neuem Friedhof — geht wie einst von seinem Leben noch jetzt ein Hauch des Friedens aus.

Betrachten wir noch in flüchtigem Blick das Vermächtniß des Meisters in seinen Werken, so gibt uns die bis auf 142 gestiegene Opuszahl derselben ein Bild der seltenen Thätigkeit seines Geistes. Der von ihm verfaßte thematische Katalog nennt gleichzeitig noch einunddreißig ohne Opuszahl erschienene Compositionen, auch manches Ungedruckte fand sich unter seinem Nachlaß vor. Wir finden darunter von Orchesterwerken eine als op. 81 veröffentlichte und bisher nur in England gehörte Symphonie in C-Dur, eine nur im Clavierarrangement herausgegebene Ouvertüre zu dem Ballet: „Die Porträts," sowie eine Ouvertüre zu Schiller's Jungfrau von Orleans op. 91. Eine schon im Jahre 1809 von ihm in Wien dirigirte Symphonie blieb gleich verschiedenen seiner Erstlingsarbeiten dem Druck vorenthalten.

In seinen übrigen Schöpfungen erscheint ohne Ausnahme das Clavier in Mitwirkung gezogen, sei es in der Rolle eines blos begleitenden, oder eines dominirenden, oder auch eines völlig selbständigen, eines Soloinstrumentes. Wie es sich bei einem Meister des Pianofortes von selbst versteht, überwiegen die Werke letzterer Gattung in beträchtlicher Mehrzahl, und zwar sehen wir die mannigfaltigsten Kunstarten unter derselben vertreten. Hatte Moscheles sich bereits als Knabe an die ernsten Aufgaben der Sonate und des Concerts herangewagt — obschon ihn seine zuerst veröffentlichten Compositionen von den zu jener Zeit vorzugsweise beliebten Formen der Variation, der Sonatine und des Rondos, der Polonaise, des Marsches und Walzers ausgehend zeigen — so zog er bald jene ersteren wiederum in das Bereich seines Schaffens, während er in seinen Capricen und Phantasien über Nationallieder, Opernmotive ꝛc. gleichzeitig das schon von Hummel und Kalkbrenner angebaute Feld der Salonmusik mit Erfolg cultivirte. Die schon seinen jugendlichsten Erzeugnissen eigenthümliche Glätte und Eleganz seiner Formen, mit den Reizen virtuosen Glanzes und allerhand neuen Effecten ausgestattet, sicherte ihm auch auf letzterem Gebiet ein dankbares Publicum, und durfte sich unter der großen Zahl seiner derartigen Schöpfungen namentlich seine irländische Phantasie (The recollections of Ireland op. 69) wärmster Sympathien erfreuen.

Von ungleich höherem und dauernderem Werth als seine zahlreichen zwei- und vierhändigen Divertissements, Phantasien, Variationen, Rondos, Tänze u. s. w. aber stellen sich die Studienwerke dar, die wir dem Meister danken. Sie namentlich im Verein mit seinem G-moll-Concert sind es, die ihm als Componisten eine bleibende Bedeutung, einen unvergänglichen Namen begründet haben. Gleich die zuerst erschienenen zwei Hefte seiner Studien op. 70 wurden von Marx in der Berliner Musikzeitung (1827) als „Charakterstücke von einer geistigeren Richtung" und auf einer „neuen Bahn" begrüßt und Schumann's gewichtige Stimme erklärte sie für „Musterstudien für alle Zeiten." In der That haben sich dieselben einen bleibenden Platz errungen unter der Reihe unserer vorzüglichsten musikalischen Bildungswerke, und keiner unserer besseren Clavierspieler wird ihrer auch in Zukunft neben den Fundamenten der älteren Meister Clementi, Hummel und Cramer entrathen mögen. Im Verhältniß zu den gleichartigen Arbeiten der Letztgenannten bezeichnen Moscheles' Etüden einen bedeutsamen Fortschritt über diese hinaus, insofern sie die geistige Monotonie rein technischer Uebungen vermeidend, zugleich den Anforderungen des Gemüths und der Phantasie Rechnung zu tragen bestimmt sind. Er selbst sagt in seinem Vorwort, daß er in minderem Grade die mechanische Vollkommenheit des Spielers, als die Anregung seiner Phantasie anstrebe, und vielmehr bemüht sei, ihn zur entsprechenden Wiedergabe aller Feinheiten von Licht und Schatten, aller Gegensätze, Empfindungen und Leidenschaften zu befähigen. So stellte er dem Werk einige allgemeine technische Regeln und jeder einzelnen Etüde eine besondere Bemerkung über ihren Stil und Vortrag voran, um den Nutzen desselben zu vermehren und das Verständniß seiner Intentionen zu erleichtern. Ganz ähnliche Principien gaben auch einer zweiten als op. 95 edirten Studiensammlung, sowie den späteren Etüden op. 98, 105, 111, 126 den Ursprung. Nur wenden sie sich an noch entwickeltere Kräfte als die ersten und beanspruchen die vielseitigste mechanische Ausbildung der

Hand, um das Ingenium des Spielers um so uneingeschränkter im Vortrag der Tonstücke walten zu lassen, deren Inhalt der Componist durch charakteristische Namenbezeichnungen andeutete. Wie Robert Schumann in seinen Phantasiestücken, Kinderscenen u. A. legt Moscheles auch hier seinen Tonbildern bestimmte Vorstellungen zu Grunde und schafft, indem er gleichzeitig technischen und ästhetischen Zwecken dient, interessante und anmuthende Charakterstücke, von denen wir nur des „Kindermärchens" und „Traums," der „Zärtlichkeit" und „Angst" beispielsweise gedenken wollen. Selbst in einer Etüdenreihe, die er, von den übrigen abweichend, für Anfänger und für vier Hände schrieb (op. 107), läßt er die dort so glücklich angestrebte Wirkung auf die Phantasiethätigkeit nicht außer Acht, und sogar die einfachen Tonleiterübungen müssen sich ihm, mit Hülfe besonderer Rhythmik und Begleitung, mit bestimmten Bildern und Gestalten beleben. Eine Aufgabe, die er so trefflich zu lösen wußte, daß diese Tonstücke besonders in England und Amerika zu seinen beliebtesten Compositionen gehören.

Die Neigung des Meisters zur Charakteristik spricht sich schon in einzelnen seiner frühesten Werke aus. So componirte er schon im Jünglingsalter „ein charakteristisches Tongemälde" (op. 26), das den „Triumpheinzug der verbündeten Mächte in Paris" zum Gegenstand hat; und was anders, als eine naive Programmmusik schaut uns aus seiner zweiten Sonate (op. 27) an, in deren erstem Satz er es unternimmt: „das innige Wonnegefühl bei Rückkehr Seiner Majestät" zu schildern und in deren Andante er das Thema „Freut euch des Lebens" variirt, um im Finale den „Freudenjubel des beglückten Oesterreich" im „Walzertempo" auszuklingen? Seine späteren „Allegri di Bravura, caratterizzando la Forza, la Leggerezza ed il Capriccio" (op. 51), wie seine Ballade und Romanze, die Romanesca und das schöne Gondolierslied, die Contraste (op. 115) und seine letzten vierhändigen Compositionen: das liebenswürdige Familienleben (op. 140), Marsch und Scherzo (op. 141), und die kleine Schwätzerin ꝛc. (op. 142) bestätigen seine Vorliebe für das Festhalten bestimmter Bilder und Ideen beim tonkünstlerischen Schaffen. Auch die Poesie führt ihm neue Anregung zu und eine im geselligen Kreise glänzend gelungene Improvisation über Schiller's „Erwartung" giebt ihm den Impuls, in desselben Dichters „Sehnsucht" und „Tanz" weiteren Stoff für seine Tongebilde zu suchen.

Wenn er in seinen früheren Erzeugnissen gleichwohl mehr am heitern, absichtslosen Tonspiel Genüge fand, und die Frische und Lebensfreudigkeit der Jugend sie mit Glanz und Blüthen überhaucht, so beginnen sich seine späteren vorwiegend mit poetischer Tendenz zu füllen, und an die Stelle der allmälig erbleichenden Jugendfrische, des mehr und mehr entweichenden blendenden äußeren Schimmers tritt eindringlichere Geistesschärfe und männliche Gediegenheit. Wir begegnen in ihnen nicht mehr allein den Spuren classischen Einflusses, und namentlich dem Beethoven der ersten Periode; wir fühlen, daß auch der Gang der neueren Erscheinungen ihrem Autor nicht verborgen geblieben, daß auch Weber, Mendelssohn und Schumann nicht umsonst für ihn gelebt, und freuen uns des frischen Athemzugs einer jugendlich romantischen Lebensregung, der sie hier und dort durchzieht. Besonders anziehend ob ihrer einheitlichen, dichterisch schönen Stimmung wirkt seine in einem Satz geschriebene Sonate mélancolique op. 49, die bedeutendste zweihändige Composition dieses Genres, und die vierhändige symphonische Sonate op. 112; wogegen die vierhändige Sonate in Es, op. 47, sich durch ihren Jugendzauber unser Herz gewinnt. Als charakteristisch für den vierhändigen Clavierſatz unseres Künstlers bemerken wir, wie er, abweichend von der Gewohnheit Anderer, beide Spieler gleichmäßig bedenkt und die Schwierigkeiten gewissenhaft unter sie vertheilt, ohne dem Einen das Uebergewicht über den Anderen einzuräumen. Auch seine Compositionen für zwei Pianoforte zeigen dieselbe Genauigkeit des Abwägens und eine dialogartige Behandlung der Themen und Stimmen, die ihnen einen lebendig wechselnden Reiz verleiht. Durch vier Werke anerkannten Werthes: Variationen über den Zigeunermarsch aus Preciosa, op. 87, Hommage à Händel, op. 92, les contrastes, op. 115 und Symphonische Sonate, op. 140 hat er das letzterwähnte Kunstgenre bereichert und in moderner Weise ausgebildet, und nimmt die erste der genannten Com-

positionen ein zwiefaches Interesse in Anspruch, da an ihrer Autorschaft auch Mendelssohn Antheil hat. Beide Freunde, Meister im freien Phantasiren, improvisirten dieselben im Laufe einiger freien Abende, um sie dann in einem Concert von Moscheles gemeinsam unter lebhaftem Beifall zur Aufführung zu bringen.

Was Moscheles im Uebrigen auf dem Gebiete der Kammermusik geleistet, gipfelt in einem Sextett op. 35, einem Trio op. 84, einem Septett op. 88 und der Robert Schumann gewidmeten Sonate für Clavier und Cello op. 121. Folgt das erste voll sprudelnden Jugendmuthes und beweglichen Lebens dem naiven Geschmack älterer Tage, so steht die reflectirtere Haltung der andern unseren heutigen Neigungen wahlverwandter gegenüber. Immerhin jedoch ist es weniger ihre Neuheit als die Noblesse und Gediegenheit wie Formenschöne in Ausdruck und Inhalt, was uns in ihnen sympathisch berührt. Auch das Umfangreichste, was Moscheles für sein Instrument geschrieben, seine acht Concerte, zeichnen sich nicht eigentlich durch kühne Neuerungen aus. Ihnen eigenthümlich und neu aber ist eine mehr symphonische Behandlung des Concertes, der zu Folge er dem Orchester und zwar fast jedem einzelnen Instrument einen wesentlichen Antheil verstattet und damit das Ganze zu einem geistreichen Wechselspiel gestaltet. Ebenso ist die weitere Ausbildung des virtuosen Elementes, das Mozart und Beethoven fehlte, im Verein mit Hummel und Kalkbrenner sein Verdienst.

Der Gang, den seine gesammte Kunstbildung genommen, läßt sich in diesen Concerten leicht und übersichtlich verfolgen. In den ersten überwiegt das virtuose Element, alle Reizmittel der Bravour sehen wir in verschwenderischer Fülle aufgeboten. Dann fließt ihm der melodische Quell reich und reicher, sein Empfinden vertieft, seine Wärme concentrirt sich und die poesievollste Blüthe, die seine Phantasie zu erzeugen fähig war, entblüht ihr in seinem G-moll-Concert (op. 60). Später werden die Harmonien interessanter, die Modulationen und Rhythmen mannigfaltiger; die Form erhält ein knapperes, moderneres Gewand, die einzelnen Theile schließen sich enger an einander und bilden im phantastischen Concert (op. 90) sogar ein Ganzes. Im pathetischen und Pastoralconcert (op. 93 und 96) endlich tritt der virtuose Glanz mehr und mehr zurück, die Gedankenverwebung wird kunstvoller; doch die Phantasie beginnt sparsamer zu spenden und selbst die geistreichsten Combinationen sind kaum mehr im Stande, uns über eine empfindliche Kühle der Temperatur hinwegzubringen.

Wer den warmen Herzschlag des Tondichters aus den Tönen herauszuhören begehrt, um ihre Resonanz in seinem eigenen Herzen zu empfinden, dem wird die Moscheles'sche Weise vielfach unverstanden bleiben. Nicht als ob ihr in Wahrheit die warme und tiefe Empfindung mangelte, aber sie verbirgt sich vor uns, statt mit unwiderstehlicher Gewalt zu unserer Seele zu sprechen. Wir empfinden ihre Wirkungen mehr geistiger als gemüthlicher Art; auch das Verhältniß des Meisters zur Vocalmusik, zur Lyrik ist uns ein Beweis dessen.

Selbst in der eigentlichsten Sphäre der Empfindung, im Lied, läßt er uns die volle Wärme seines Herzens selten spüren. Auch hier hält der prüfende Verstand die aufwallenden Regungen des Gefühls in Schranken und sorgt, daß das classische Gleichgewicht zwischen Form und Idee nicht verloren gehe, oder nur gefährdet sei. Und dennoch sehen wir ihn gerade im Lied kühner vorwärts schreiten und einem lebendigen Zug unsrer Zeit mit feinem Verständniß zum Ausdruck verhelfen. Während er in seinen Claviercompositionen sich unter den jüngeren Meistern seinem Freunde Felix Mendelssohn am verwandtschaftlichsten zuneigt, huldigt er im Liede vielmehr der declamatorischen Auffassung, als deren erster Vertreter uns Schumann lieb geworden. Die intensive Gluth seiner Farben zwar versagt ihm und nicht zu so leidenschaftlichem Aufschwung hebt er seine Flügel. Minder weich und beredt, minder poetisch und träumerisch, aber auch minder dunkel und schwermuthsvoll, ohne jeden weltschmerzlichen Anflug mischt er seine Töne, durchaus gesund, heiter und frisch, jegliches trübe Element aus seinem Bereich verbannend, webt er seine Gebilde. Wohl fügt er in seine in hellen Farben prangenden Liedersträuße auch wechselsweise eine dunklere Blüthe, wie „Dem Liebessänger," „Gieb uns täglich Brot" und vor Allem die hochcharakteristische

„Zigeunerin," doch im Ganzen überwiegt bei Weitem ein lichtes Colorit.

Dessenungeachtet begegnen wir ihnen im Concertsaal wie in musikalischen Kreisen nur selten. Nur die „Botschaft" und die beiden Frühlingslieder, von denen wir dem ersten (op. 117) den Vorrang zuerkennen, hört man zuweilen und wohl verdiente manches Andere, wie „Zuversicht," „Sakontala" (op. 97), „Warum so stumm" (op. 117), „Der Liebenswürdigen" (op. 119), und unter seinen ungedruckten Liedern seine englische Ballade, sein „Mit Gott" und vor Allem sein „Lebewohl" noch allgemeiner gekannt zu sein. Selbst seine Duette für Sopran und Alt (op. 132) sind trotz unsres geringen Reichthums in dieser Kunstgattung wenig gesungen; ein Terzett für drei Frauenstimmen a capella aber ist leider gleich einer Reihe zweistimmiger Solfeggien und mehreren Chorgesängen und Liedern unveröffentlicht geblieben. Die schmeichelnde Süße und Sentimentalität des Ausdrucks, die Mendelssohn's Liedern besonders die Gunst der Dilettanten gewonnen, sollen wir freilich nicht in ihnen suchen, deren erste seiner frühen Jugend entstammte (drei erotische Lieder op. 16) uns schon mitten aus einer Periode der Naivetät heraus mit gedankenvollem Antlitz anschauen. Auch ist melodische Fülle weniger ihr eigenthümlicher Vorzug als jene sorgfältige Charakteristik, mit der der Tondichter den Spuren des Dichters nachgeht und seine Worte in die geweihte Sphäre der Töne emporträgt. Gerade in diesem seinem Streben nach Charakteristik liegt eine unseres Bedünkens allenthalben noch nicht scharf genug betonte Concession, mit der Moscheles den Bedürfnissen einer fortschreitenden Zeit entgegenkam, innerhalb der Grenzen seiner künstlerischen und menschlichen Individualität versteht sich. Denn sicher war es kein kleiner Schritt, der ihn von dem allgemeinen, objectiven Kunstideal des Classicismus dem besonderen, individualisirenden der Jetztzeit näher brachte.

Wäre ihm die Göttergabe reicher ursprünglicher Erfindung in gleichem Maße als sein feines Combinationstalent verliehen gewesen, wäre ihm der Strom feuriger, unwiderstehlich mit sich fortreißender Empfindung und Leidenschaft gleich voll entquollen als der in ewig ungetrübter Klarheit quellende Born seines Geistes, er hätte wohl noch mit gewaltigerer Hand eingegriffen in die Entwickelung der modernen Tonkunst, er stände dem Gefühlsleben der Gegenwart näher, der Masse unserer Dilettanten vor Allem minder fremd gegenüber. Denn gewaltsam gepackt von Kunstwerk und Künstler wollen die modernen Menschen sein, ihr ganzer inwendiger Mensch muß ergriffen werden; sie begehren Individuellstes, Eigenthümlichstes und wollen in der Individualität doch sich selbst, im Eigenthümlichen das Allgemeine wiederfinden. Moscheles war eine viel zu leidenschaftslose, in sich befriedigte Natur, um, trotz alles Fortschreitens mit dem Zeitgeist, solchen Ansprüchen völlig genügen zu können, oder auch zu wollen. Wie aber kein wahrer Künstler sich der Wechselbeziehungen zu seiner Zeit entschlagen kann und darf, so sehen wir auch Moscheles' Künstlerthum niemals losgelöst von der seinen; nur daß auch an ihm wahr geworden, was wir, dem Laufe der Natur gemäß, an jeglichem Menschendasein beobachten können: daß mit dem zunehmenden Alter die äußeren Beziehungen zur Welt sich mindern statt sich zu mehren. Ein Zeuge zweier großer Kunstperioden hat er die alte Zeit dahingehen und die neue heraufkommen sehen. Unsern Eltern galt er als der Vorbote eines neuen Kunstmorgens, seit mit Beethoven die Sonne der Classicität in Nacht erstorben; uns Jüngeren aber war er theuer, als der letzte Repräsentant jener glorreichen Zeit, durch dessen Vermittelung wir uns mit ihr in lebendigem Zusammenhang fühlten. Mag ihm der Wahrspruch der Geschichte die Stelle anweisen, die ihm in der Reihe der Besten seiner Kunst für alle Zeiten gebührt!

Studien
über
Dickens und den Humor.
Von
Julian Schmidt.
(Schluß.)

Im „Martin Chuzzlewit" 1843 spielt die amerikanische Reise noch einmal. Es ist schlimm für ein Land, wenn der Reisende, der es schildert, für seine Abneigung so schlagende Farben findet als

Dickens. Die Typen, die er zeichnet, Oberst Divers, Jefferson Brick, Elias Pogram, Hannibal Chollop, die Mutter der modernen Gracchen und die beiden transcendentalen Damen, das prägt sich so unauslöschlich der Einbildungskraft ein, daß man auch bei den ausführlichsten Berichtigungen diese Eindrücke nicht los wird, daß man die Amerikaner sich immer nur unter diesen Charaktermasken vorstellt.

Sie haben in diesem Roman, der — zum erstenmal bei Dickens — einen moralischen Hintergrund hat, noch eine specielle Aufgabe. Er soll gewissermaßen die Naturgeschichte der Selbstsucht sein, nach allen möglichen Stufen und Richtungen, und der eine von den dargestellten Egoisten, in dem noch einige Hoffnung ist, wird gerade dadurch geheilt, daß ihm in der vollendeten Selbstsucht der Amerikaner das Bild dieses Lasters in seiner ganzen Abscheulichkeit entgegentritt und ihn zur Umkehr veranlaßt. Er hätte es näher haben können: die werthen Mitglieder seiner eigenen Familie, die er zu Hause zurückläßt, dürften an Gemeinheit und Brutalität den Vergleich mit den schlimmsten der hier geschilderten Amerikaner nicht scheuen.

Unverkennbar ist in diesem Roman eine andere Einwirkung der amerikanischen Reise: in den landschaftlichen Reisebildern entwickelt Dickens eine unglaubliche Virtuosität. Zuerst fährt Pinch in einem Gig von dem Dorf, wo er wohnt, nach dem nahen Salisbury; was er da sieht, wird so ausführlich beschrieben, als ob er noch nie dagewesen wäre. Dann fährt Pecksniff mit seinen Töchtern nach London; dann macht Pinch denselben Weg, den er vorher im Gig gemacht, zu Fuß, und hier steigert sich die Beschreibung zu einem förmlichen Dithyrambus. Dann fährt der junge Martin in einem Frachtwagen nach London. Dann fährt Pecksniff von London nach Salisbury zurück; dann fährt Tom Pinch nach London. Dann die Fahrt durch Donner und Blitz, der Vatermörder und der Schwindler, wieder von London nach Salisbury. Endlich von Seiten des Mörders derselbe Weg zu Fuß. Mit Ausnahme der beiden besten Scenen, die zu dem Grandiosesten gehören, was Dickens geschrieben, auf die ich aber nicht näher eingehe, weil sie nur die alten Motive aus Oliver Twist in neuen Variationen behandeln, sind alle jene Fahrten für den Fortgang der Handlung nicht wesentlich: ob Pecksniff, Tom Pinch und Martin unterwegs Dies oder Jenes sehen, ist ganz einerlei. Aber der frische Zug, der durch diese Erzählung geht, ist es, was dem Roman seinen eigenthümlichen Reiz giebt.

In der Charakteristik liegt er nicht; man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß alle Hauptfiguren, so große Wirkung sie in England gethan haben, verfehlt sind.

So soll Pecksniff das Muster eines Heuchlers sein: jedes Wort, das er spricht, ist eine Lüge, und er ist in seinen Lügen gerade so einseitig wie Chester. Es ist im Grunde immer nur dieselbe Redensart, nur freilich immer in einer andern Tonlage. Jede seiner Geberden ist gemein, und er scheint ein recht raffinirter Bösewicht zu sein. Aber was er eigentlich Böses thut, abgesehen davon, daß er sich beständig auf den Rücken legt, weil er lieber Fußtritte als Ohrfeigen empfangen will, das erfährt man nicht. Er lockt junge Zöglinge heran, unter dem Vorgeben, sie in der Architektur zu unterrichten, von der er nichts zu verstehen scheint. Wie das auf die Dauer möglich ist, und wie er von diesem armseligen Gewinn auch nur leben kann, davon erfährt man nichts. Die Unwirklichkeit dieser Figur übersteigt allen Glauben. Freilich liegt sie nicht allein in ihm. Einer seiner Zöglinge, der junge Martin, scheint vorher nur eine allgemeine dilettantische Liebhaberei für Architektur gehabt zu haben; nach achttägigem Aufenthalt bei Pecksniff aber tritt er als vollendeter Architekt auf. Die Engländer sind sonst so sorgfältig in solchen Details; wie kommt es, daß sie dies haben hingehen lassen?

Pecksniff ist gar keine wirkliche Gestalt, sondern nur eine satirische Charaktermaske, in welcher Dickens seinen Widerwillen gegen die in England so beliebten philanthropischen Phrasen ausspricht. Er will nicht das Innere eines Menschen zeigen, sondern den philanthropischen Schwadroneur in alle die Positionen bringen, in denen man ihn mit Bequemlichkeit maulschellen und treten kann. Kaum tritt Pecksniff auf, so liegt er schon an der Erde; Niemand weiß warum, und an die Erde muß er einmal ums andere, auch noch zuletzt, wo man ihm mit einem dicken Knittel den Kopf bearbeitet. Jeder, der mit ihm in Berührung kommt, speit ihn an und prügelt ihn. Der alte Martin

Chuzzlewit, ein Egoist anderer Art, setzt sich lange Zeit hindurch in Pecksniff's Hause einer schlechten Behandlung aus, nur um zu sehen, wie weit die menschliche Niederträchtigkeit gehen könne. — War Pecksniff ein wirklicher Heuchler, d. h. hätte sein Heucheln einen Zweck, so würde er nicht so grenzenlos einfältig zu Werke gehen: die Wiederholung seiner Redensarten hat fast durchweg die Wirkung, daß sie den Zuhörer langweilt und dadurch abstößt. Auch dem Dichter wird sie zuletzt langweilig, und um eine Abwechselung hereinzubringen, schildert er ihn betrunken, wo freilich die Langeweile aufhört: er wird eine sehr unterhaltende Figur. Man hat gefragt, wie der Dichter auf diesen Einfall käme, da er in der Grundlage des Charakters keineswegs gegeben sei. Dickens will ihn eben idealisiren, und wenn das nicht von Innen geht, so thut er es eben von Außen: er verwandelt ihn in einen Clown, und veranlaßt uns, über ihn zu lachen. Mit seiner Bosheit ist es nicht weit her, denn es fehlt ihm die Kraft. In der Betrunkenheit sehen wir ihn, wie er eigentlich ist: ein Duselkopf, in dessen verwirrten Gedanken die Worte nicht dem Gesetz der Logik folgen, sondern sich zufällig an einander kleben, also eine verwandte Erscheinung wie Mistres Nickelby und Sarah Gamp.

Alle Welt durchschaut Pecksniff, nur Einer durchschaut ihn nicht, und das ist der eigentliche ideale Charakter des Romans, Tom Pinch. Dieser junge Mann von einigen dreißig Jahren, der musikalisch hochgebildet ist und auch den Shakspeare vollkommen goutirt, ist von Kindheit auf in Pecksniff's Hause gewesen, von ihm auf jede Weise maltraitirt, und hält ihn gleichwohl für einen höchst idealen, edlen, rechtschaffenen, gelehrten und liebenswürdigen Menschen; daß ein Pecksniff existirt, ist ihm ein hinreichender Beleg für die Güte der menschlichen Natur, und als er über Pecksniff enttäuscht wird, beginnt er an der Menschheit zu zweifeln. Nun wird Pecksniff durchweg so geschildert, daß er nicht blos seine Gemeinheit, nicht blos seine Dummheit und Unwissenheit, sondern auch seinen übel gebauten Körper überall zur Schau trägt; jeder Mensch von natürlich entwickeltem Geruchssinn muß Ekel vor ihm empfinden, ganz abgesehen von aller Moralität. Aber in Tom Pinch rührt sich nicht der mindeste Instinct. Es ist das eine von des Dichters Paradoxien, das reine gute Herz ersetzt ihm nicht nur Alles, sondern ist ihm Alles; und hier ist recht künstlich Alles entfernt, was nicht blos reines gutes Herz ist. Daß ein solches reflexionsloses und instinctloses Herz Shakspeare goutiren soll, ist freilich eins von den vielen Wundern, die man in dieser Geschichte mit hinnehmen muß.

Unwirklich wie diese beiden Figuren sind ebenso der alte Martin und Mark Tapley, der fidele Mensch, der aber nur da fidel sein will, wo es ein Verdienst ist, fidel zu sein, d. h. wo es ihm recht schlecht geht. Gedacht ist die Figur gar nicht falsch: es ist derselbe Wandertrieb, der sich in Robinson Crusoe regt, und der im Grunde die ganze Geschichte der Germanen dominirt; aber es ist keine concrete Figur daraus geworden. Wenn Tom Pinch zu wenig moralisirt und reflectirt, so moralisirt und reflectirt Mark Tapley in seinem Innern zu viel: das paßt nicht für einen Abenteurer oder für Einen, der Abenteurer werden will.

Die Genrebilder aus der Pension der Miß Todgers mit dem lustigen Bailey Junior, der Barbier und die unvergleichliche Sarah Gamp, das sind geniale Genrebilder, gegen welche gehalten die ersten Versuche in den Skizzen sehr matt aussehen. Ebenso ist der Tod des alten Anthony Chuzzlewit mit den weiteren Unthaten seines Sohnes Jonas, die sich daran knüpfen, mit einer grauenerregenden Gewalt dargestellt; der Zauberstab des Dichters beschwört alle Schrecken der Nacht herauf.

Daß in diesem Roman die Mittel nicht immer als Mittel dienen, sondern für sich etwas zu sein beanspruchen, läßt schon die Einleitung vermuthen, die Phantasie über das herbstliche Laub, wie es vom Winde hin und her getrieben wird. Sie steht zu dem nächstfolgenden nicht im mindesten Zusammenhang, man sollte also annehmen, daß in ihr, wie in einer Ouvertüre, der Grundaccent des Stücks angeschlagen sei. Aber man sucht vergebens nach einem verbindenden Glied: das Bild ist rein um seiner selbst willen da.

Nach Vollendung dieses Romans ging Dickens längere Zeit auf Reisen, über Paris nach Italien, wo er sich ein Jahr aufhielt. Die Beschreibung dieser Reise wurde seit Januar 1846 in „Daily-News" abgedruckt, einer politischen Zeitung, die Dickens be-

gründete, und die sich als angesehenes Blatt gehalten hat, wenn auch der Dichter sehr bald erkannte, daß er nicht hinein gehöre.

An Goethe muß man bei dieser italienischen Reise nicht denken: Dickens' artistische Vorbildung ist gering, und der Engländer kann von der Wirklichkeit nie so abstrahiren als der Deutsche. Aber die Landschaftsmalerei ist wieder in hohem Grade cultivirt; der Anfang von „Little Dorrit," der in Marseille spielt, zeigt, daß der Dichter die Sonne des Südens ebenso kräftig nachbilden kann als den Londoner Nebel. — Ein reizendes Bild ist der Traum von Venedig. — „Ich war einige Tage unterwegs gewesen, hatte sehr wenig Nachts und gar nicht am Tage gerastet. Die schnelle und ununterbrochene Reihenfolge von neuen Eindrücken, die ich gehabt, wachte gleich halbverkörperten Träumen wieder auf, und ein Gedränge von Gegenständen irrte in der größten Verwirrung durch meine Seele, als ich auf einer einsamen Straße dahinreiste. Zuweilen hielt ein oder das andere Bild inne in seinem rastlosen Hin- und Herschreiten, und gestattete nun, es ganz ordentlich zu betrachten und mit vollkommener Deutlichkeit zu sehen. Nach einigen Minuten zerging es dann wieder vor den Augen, wie das Bild einer Zauberlaterne, und während ich ein Stück davon ganz deutlich, ein anderes unbestimmt und ein anderes gar nicht erblickte, ließ es mich einen andern der vielen neuerdings geschauten Orte dahinter und durchschimmernd und immer deutlicher werdend sehen. Aber kaum war dies ganz sichtbar geworden, so verschmolz es auch schon wieder zu einem andern Bilde . . . Kurz, in meinem Geist herrschte jener angenehme Wirrwarr, den Reisende gern ruhig gewähren lassen. Jeder Stoß des Wagens, in dem ich halbschlummernd im Finstern saß, schien eine alte Erinnerung von ihrem Platz zu werfen und eine neue hinzustellen: und in diesem Zustand schlief ich ein. — Im Traum kam mir vor, daß mich das Stillhalten des Wagens weckte. Es war ganz Nacht und wir befanden uns am Rande des Wassers. Hier lag ein schwarzes Boot; als ich darin Platz genommen, wurde es nach einem großen Licht, das weit hinaus auf dem Meer glänzte, gerudert. — Dann und wann vernahm man ein schauerliches Seufzen des Windes. Er kräuselte das Wasser und wiegte das Boot, und jagte die dunkeln Wolken an den Sternen vorüber. Ich konnte nicht umhin zu denken, wie seltsam es sei, zu so einer Stunde hinaus zu schwimmen, das Land hinter sich lassend und nach jenem Licht auf dem Meere steuernd. Bald fing es an heller zu brennen, und aus einem Licht wurde jetzt eine ganze Schaar von Kerzen, die aus dem Wasser hervorfunkelten und schimmerten, wie sich das Boot ihnen auf einem traumhaften Pfad, bezeichnet mit Pfählen, näherte . . . Ehe ich wußte, wie oder wodurch, entdeckte ich, daß wir durch eine Straße glitten, eine gespenstige Straße . . . So gelangten wir weiter in die geisterhafte Stadt." — So wird der ganze Aufenthalt in Venedig, mit allen historischen Reminiscenzen, die er erweckt, in einen schattenhaft vorübergleitenden Traum aufgelöst; ein wundervolles Bild, das dem Dichter auch so wohl gefiel, daß er es im „Copperfield" zum zweiten Mal ausführte; die liebliche Scene an der kleinen Dora Hochzeit ist eine Copie des Traumes von Venedig.

Der nächste Roman „Dombey and Son", 1846 — 1848, bekennt bereits in der Einleitung eine ernsthaftere Tendenz als seine Vorgänger. Der Dichter wendet sich gegen kritische Leser, welchen die von ihm geschilderten Charaktere und Zustände als unnatürlich erscheinen. — „Es wäre manchmal der Mühe werth, zu sagen, was Natur ist, und ob es bei den Verzerrungen der Gesellschaft nicht natürlich ist, unnatürlich zu sein. Sperre das erste beste Kind der allmächtigen Mutter in einen engen Kreis, feßle es als Gefangenen an einen Gedanken, nähre es mit knechtischer Verehrung der wenigen schüchternen oder berechnenden Seelen, die es umgeben: und was ist die Natur dem freiwilligen Sclaven, der sich nie auf den Schwingen einer freien Seele erhoben hat! — Es giebt so viel höchst unnatürliche, und auch in ihrer Unnatürlichkeit so natürliche Dinge um uns! Hört den Richter den unnatürlichen Auswurf der Gesellschaft ermahnen; . . . folgt dem guten Geistlichen oder Arzt, der herabsteigt in ihre Höhlen; blickt um euch auf die Welt voll häßlicher Dinge — Millionen von unsterblichen Geschöpfen haben keine andere Welt auf Erden — bei deren leisester Erwähnung die Menschheit schaudert und das zarte Herz in der nächsten Rose die Ohren

zuhält und lispelt: ich glaube es nicht! Athmet die dicke Luft, verpestet mit jeder Unreinheit, die Gesundheit und Leben vergiftet; laßt jeden Sinn, der unserm Geschlecht zum Genuß und Glück geschenkt ist, von Ekel erfüllt und zu einem Local werden, zu dem nur Siechthum und Tod einströmt: vergebens versucht ihr, eine einfache Pflanze oder ein gesundes Kraut zu denken, das in diesem stinkenden Beet seinen natürlichen Wuchs haben könnte, wie Gott es bestimmt hat. Und dann ruft ein sieches Kind mit verkrüppelter Gestalt und tückischem Gesicht herbei, predigt über seine unnatürliche Sündhaftigkeit und jammert, daß es frühzeitig so weit vom Himmel ist — aber denkt auch ein wenig daran, daß es in der Hölle empfangen, geboren und erzogen ist.

„Nach den Physikern, welche ihre Wissenschaft mit Bezug auf die Gesundheit des Menschen studiren, würden wir, wenn die schädlichen Bestandtheile, welche aus verderbter Luft emporsteigen, sichtbar wären, sie in einer dicken schwarzen Wolke über solchen Oertlichkeiten qualmen und langsam weiter schweben sehen, um die bessern Theile der Stadt zu vergiften: oder wenn die nach den ewigen Gesetzen der beleidigten Natur von ihnen unzertrennliche sittliche Pest erkennbar wäre, wie entsetzlich wäre dann erst der Anblick! . . . Wenn wir Trauben von Dornen und Feigen von Disteln ernten; wenn Getreidefelder aus dem Dünger in den finstern Winkeln unserer lasterhaften Städte und Rosen aus ihren leichenberstenden Kirchhöfen entsprießen, dann können wir auf solchem Samen natürliche Menschheit erwarten.

„O möchte ein guter Genius mit mächtiger und wohlthätigerer Hand als der hinkende Teufel in der Fabel die Dächer hinwegnehmen, und einem christlichen Volk zeigen, was für nächtige Gestalten aus der Mitte seiner Wohnungen heraustreten und das Gefolge des Vernichtungsengels anschwellen! Nur eine einzige Nacht, um die bleichen Phantome zu sehen, welche aus der dicken und schweren Luft, wo Laster und Fieber mit einander schwelgen, emporsteigen und die entsetzliche sociale Wiedervergeltung ausstreuen, die immer dichter und dichter auf uns herabströmt! — O welch ein herrlicher und gesegneter Morgen käme nach einer solchen Nacht!“ —

Der Roman sucht ernsthaft einem Krebsschaden der englischen Gesellschaft zu Leibe zu gehen. Die Engländer sind ein strebsames, hart arbeitendes Volk. Macht, Reichthum und Ansehen sind die Ideale und Triebfedern ihres Schaffens; der Besitz der Macht bringt in der Regel Hochmuth und Härte mit sich, und es kommt ihm von unten her servile Kriecherei entgegen. Gegen diese Formen der Selbstsucht im englischen Leben kämpfen fast sämmtliche Romanschreiber, neben Dickens besonders Thackeray. In dem vorliegenden Roman wird die Naturgeschichte der Selbstsucht nach zwei Seiten hin verfolgt.

Dombey ist Inhaber einer der ersten Firmen in der City. Man hat ihn gewöhnt, sein Haus für den Mittelpunkt aller menschlichen Interessen anzusehen; die Fortpflanzung dieses Hauses und die Vermehrung seines Reichthums ist der einzige Inhalt seines Lebens; alle andere Menschen betrachtet er nur als Werkzeuge oder als Gegner. Demnach gestaltet sich ihr Verhältniß zu ihm: entweder stumme Anbetung untergeordneter Naturen, wie Miß Togs, für deren geblendetes Auge der Glanz des Goldes ihn wie mit einem Heiligenschein umgiebt, oder freche, zudringliche, heuchlerische Schmeichelei, wie Carker, der Disponent, und Major Bagstok, die seine schlechten Neigungen ausbeuten und bestärken und mit ihm spielen, während sie sein Spielzeug zu sein scheinen. Eine freie, selbstständige Natur duldet er nicht neben sich, er will alles vor sich im Staube sehen; er hat keine echte Beziehung zu irgend einem Menschen. Der enge Idealismus seines Wesens ist auf die Liebe zu seinem Sohne concentrirt, dem künftigen Inhaber der Firma; aber auch dieser bessere Zug nimmt in seinem verkümmerten und verarmten Gemüthsleben eine Wendung zum Argen: er ergrimmt über jede Neigung, die der Knabe zu Andern faßt, und kommt bald dazu, alle seine Umgebungen zu hassen, da sie alle mit ihm um das Herz seines Sohnes streiten, hauptsächlich seine eigene Tochter Florence, deren kindliche Liebe er schnöde zurückweist. Nun stirbt ihm der Knabe, und seine Hoffnungen scheinen vereitelt. Damit nun sein Haus nicht ausgehe, nimmt er eine zweite Frau: eine glänzende stolze Erscheinung, die den Glanz des Hauses nach Außen hin würdig vertreten, vor ihm

aber sich beugen soll. Nun beginnt ein harter Kampf zwischen den beiden stolzen Naturen, ein Kampf auf Leben und Tod, der damit endet, daß sie sich von dem vertrautesten, unterwürfigsten Diener ihres Gemahls entführen läßt. So unheilbar an seiner Ehre gekränkt, muß er es noch erleben, daß seine Tochter, die seine brutale Behandlung nicht mehr erträgt, ihm entflieht und einen Mann aus den untern Ständen heirathet. Endlich bricht auch sein letzter Stolz zusammen: gleichsam aus Trotz gegen die Welt hat er sich in gewagte Speculationen eingelassen, das Glück läßt ihn im Stich, das Haus fällt und wird von den Ratten verlassen. Es scheint ihm nichts übrig zu bleiben als der Selbstmord.

Ihm gegenüber steht Edith, das stolze Weib. Sie ist aus einer vornehmen, aber verarmten Familie, ihre Mutter, ein ganz weltliches Geschöpf, hat ihr von Kindheit an keinen andern Lebenszweck gezeigt, als den, eine reiche Partie zu machen. Bis zu ihrem dreißigsten Jahr wird sie von einem Bade zum andern geführt und gleichsam zur Schau gestellt; der Stolz ist beständig auf das Empfindlichste gekränkt, ihr ganzes Gemüth verbittert worden. Von vornherein haßt sie den Mann, der sie gekauft hat, und der Haß findet in der Ehe reiche Nahrung, da er, um sie zu demüthigen, die gemeinsten Mittel anwendet. Das beste Gefühl, das in ihr aufkeimt, die Neigung zu ihrer Stieftochter, deren jungfräuliche Reinheit sie verehrt, benutzt er, um sie noch mehr zu kränken und sie seinem Willen gefügig zu machen. So kommt es endlich zum äußersten: sie wirft trotzig ihre eigene Ehre weg, um die Ehre ihres Tyrannen zu schädigen. — Der Eindruck dieser aristokratischen Natur wird gehoben durch den Gegensatz einer verwandten Geschichte aus den niedern Ständen: in der feinen Gesellschaft erzieht man die Töchter, um einen reichen Gemahl zu fangen, unten geht man auf einen reichen Liebhaber aus. Die vornehme Ehe deckt vor den Augen der Welt viele Schwächen, während das verlassene Mädchen aus dem Volk sich dem Verbrechen und entehrenden Strafen gegenüber sieht. Ist in dem verwilderten Gemüth ein starker Stolz, so wird es ganz von Durst nach Rache ausgefüllt werden und, um sich zu rächen, auch die wildesten Mittel nicht scheuen.

Man sieht, die Anlage geht aufs hoch Tragische; und bis zur Katastrophe ist in der That die Zeichnung und Charakteristik im ernsten und großen Stil gehalten, ganz anders wie sonst bei Dickens. Dombey selbst, Edith und Alice sind Gestalten, die sich auf das lebhafteste der Phantasie einprägen, und die mit jener Härte einer innern Naturbestimmtheit ausgestattet zu sein scheinen, die ein tragisches Schicksal herausfordert.

Aber mit der Katastrophe tritt ein unerwarteter Umschlag ein. Die wilde Alice schämt sich ihres Rachedurstes und endet im weichen Vergeben als reuige Sünderin. Edith schickt ihren Entführer mit Verachtung fort und zieht sich, da ihr als Protestantin ein Kloster nicht offen steht, in das Haus eines altersschwachen Verwandten zurück, wo sie in völliger Einsamkeit in einer finstern Stube sich, wie man voraussetzen darf, aufs entsetzlichste langweilt. Als Dombey sich eben erschießen will, tritt unversehens seine Tochter ein, die ihre Flucht bereut, ihn um Vergebung bittet, und ihn wieder unter Menschen führt, und Dombey wird ein recht gemüthlicher, zufriedener alter Herr. Endlich gelingt es Florence's Mann, durch seine Tüchtigkeit große Reichthümer zu erwerben, und so wird auch das alte Haus Dombey and Son aus seinen Ruinen wieder aufgerichtet, nur daß der Sohn sich als eine Tochter herausstellt. So endet Alles erwünscht, und das einzige Opfer, das nach so viel tragischen Anläufen dem Schicksal hingeworfen wird, ist Carker, der Disponent, einer aus der Reihe von Braß, Pecksniff u. s. w., der unter die Räder der Eisenbahn kommt.

Toller ist wohl nie ein Dichter mit seinem eigenen, groß angelegten Gemälde umgesprungen, sei es nun, daß innere Weisheit seine Charaktere verdarb, oder auch Rücksicht auf das Publikum, das vom Roman nicht gern einen bittern Nachgeschmack behalten will. Was Edith betrifft, so wiederholt sich die Abschwächung des Motivs in mehreren spätern Figuren: Mrs. Strong, Luise Gradgrind, Lady Dedlock u. s. w., alle Anlagen drängen auf den äußersten Punkt; kommt es aber dazu, so sträubt sich sein Anstandsgefühl und er nimmt irgend eine ausgleichende Wendung. Der Ernst der Handlung und damit ihr sittlicher Gehalt wird durch solche falsche Versöhnung nicht wenig beeinträchtigt.

Es ist Schade um die sehr bedeutend angelegten Gestalten, es ist schade auch um den hochpoetischen Ton, den Dickens für die Ausführung gefunden hat. Der Tod der ersten Mrs. Dombey gleich nach der Geburt ihres Sohnes, der Tod des kleinen Paul und das dumpfe Todesgefühl, das sich von diesem Ereigniß aus über die ganze Stimmung breitet: welcher Leser wäre nicht aufs Tiefste davon gerührt, welcher Dichter könnte nicht unendlich davon lernen! Indem der Dichter sich gleichsam in die Seele des kleinen Paul versenkt, des gebrechlichen Knaben, dessen Gedanken sich in dem kranken Kopf nur mit Mühe zusammenfinden und auf dem Strom, den er in seiner Einbildung sieht, dem Tode zuschwimmen: löst sich auch für ihn die Handlung in ein Traumleben auf, und die Gestalten folgen einem schattenhaften gespenstischen Zuge, wie in dem „Traum von Venedig."

Mit welcher frischen Lebensluft, mit welchem kräftigen Athem der Gesundheit zogen die zahlreichen Reisebilder in Chuzzlewit an dem Leser vorüber! Hier ist die Reisestimmung eine andere. Dombey fährt auf der Eisenbahn nach dem Bade, in dem er seine zweite Frau finden soll. Der Gedanke an den Tod seines Sohnes „brachte Eintönigkeit in die vorüberfausende Landschaft; sogar die Schnelligkeit, mit der der Zug von dannen sauste, kam ihm wie eine Verhöhnung des raschen Verlaufs des jungen Lebens vor, das so stetig und unerbittlich seinem vorgesteckten Ziel zugeeilt war. Die Kraft, die auf ihrem eisernen Pfad dahinstürmte, alle Seitenwege und Straßen verschmähend, jedes Hinderniß durchbrechend und lebendige Creaturen jedes Standes und Alters hinter sich schleppend, war ein Bild des triumphirenden Unholds des Todes!" — So geht es eine Reihe von Strophen fort, immer mit demselben Refrain. Endlich kommt er an das nächste Ziel seiner Reise, eine große Fabrikstadt. „Taube Pfützen, schmutzige Gäßchen, verfallene Mauern und baufällige Häuser und durch die lückenhaften Dächer und zerbrochenen Fenster blickt man in Jammerhöhlen, wo sich Mangel und Fieber in tausend elenden Gestalten verbergen, während Qualm und dichtgedrängte Giebel, mißgestaltete Schornsteine und Krüppel aus Ziegel und Kalk, in denen Krüppel an Leib und Seele hausen, die dunstige Ferne erfüllen. Wie Dombey aus dem Wagenfenster hinaus blickt, denkt er nicht daran, daß das Ungethüm, das ihn hierher getragen, nur das Tageslicht über alle diese Dinge verbreitet, nicht sie verursacht habe. Es war ein der Reise entsprechendes Ende und hätte das Ende aller Dinge sein können, so trümmerhaft und wüst war Alles."

Wir werden hier noch eine eigenthümliche Seite in Dickens Technik gewahr. Wenn in jedem einzelnen seiner Romane eine eigene geistige Stimmung vorherrscht, die sich immer wieder von Neuem der Seele aufdrängt, so angstvoll sie ihr zu entfliehen sucht, so ist es in jedem Roman auch eine eigene, sinnliche Anschauung, welche für jene Stimmung die Farben hergiebt.

Diesmal ist die geistige Grundstimmung der Gedanke des Todes, die sinnliche Anschauung die Eisenbahn, und der Dichter fühlt fortwährend den Drang, Beides mit einander zu combiniren, so wenig es mit einander zu thun zu haben scheint. Den ganzen Roman durch werden neue Eisenbahnen gebaut und zu diesem Zweck alte Straßen, ja alte Stadtviertel abgebrochen und neue unbekannte aufgerichtet.

Paul als Säugling wird von der Amme ausgeführt.

„Der erste Stoß eines großen Erdbebens hatte eben die ganze Nachbarschaft heimgesucht. Spuren desselben erblickte man auf allen Seiten. Häuser waren dem Erdboden gleich gemacht; Straßen aufgerissen und gesperrt; Löcher und Gruben in dem Boden; ungeheure Haufen von Erde aufgeworfen; unterminirte wankende Häuser mit großen Balken gestützt. Hier lag ein Haufen Karren unten am Fuß einer steilen Höhe chaotisch über einander; dort rosteten ganze Lasten Eisen in etwas, das sich zufällig zu einem Tümpel gesammelt hatte. Ueberall sah man Brücken, die nirgend hinführten; Wege, die ganz ungangbar waren; babylonische Thürme von Rauchfängen, nur halb in die Höhe gebaut; Bretterbuden und Gebäude an den unglaublichsten Stellen; halbverfallene Hütten und halbvollendete Mauern und Bogen, hohe Gerüste und Labyrinthe von Zügen, riesige Krahne und Hebelzeuge. Man erblickte das Unvollendetsein in hunderttausend Gestalten und Stoffen, chaotisch am unrechten Ort übereinander gehäuft, in die Erde versunken, in die Luft emporstrebend, im Wasser mo-

dernd und unverständlich wie ein Traum. Warme Quellen und lodernde Flammengarben, die gewöhnlichen Begleiter des Erdbebens, machten die Verwirrung nur noch toller. Kochendes Wasser zischte und brauste zwischen verfallenen Mauern, aus denen auch der helle Schein von gewaltigen Feuern emporströmte; und Aschenhaufen versperrten alte Wegerechte, und veränderten das Gesetz und den Brauch des Landes ganz und gar. — Mit einem Wort, die neue Eisenbahn wurde eben gebaut, und verfolgte mitten aus dem Kern dieser Verwirrung ruhig ihr gewaltiges Werk der Civilisation. — Aber die Nachbarschaft wollte sie noch nicht recht anerkennen." — —

Einige Jahre vergehen; Paul liegt im Sterben; seine Amme aufzusuchen, kommt man wieder in jene Gegend. — Sie ist nicht wieder zu erkennen. — „Tag und Nacht schlug der Puls dieser großen Verwandlung, rauschende Strömungen in sich aufnehmend und entsendend, wie sein Lebensblut. Schaaren von Menschen und Berge von Gütern, die zu Dutzend Malen an jedem Tage ankamen und abgingen, brachten eine immer rege Bewegung in der Gegend hervor. Sogar die Häuser schienen geneigt zu sein, zusammenzupacken und einen Ausflug zu machen. Tag und Nacht rollten die welterobernden Maschinen ihrer fernen Arbeit entgegen, und glitten, angekommen am Ziel, gleich gezähmten Drachen in die ihnen angewiesene Ecke, die genau bis auf den Zoll für sie ausgeschnitten war. Dort brausten und zitterten sie und machten die Wände erbeben, als schwellten sie an mit geheimer Kenntniß von großen, noch ungeahnten Kräften und großen, noch nicht erfüllten Zwecken." — —

Einen pragmatischen Zusammenhang mit der Geschichte des Hauses Dombey hat der Bau der Eisenbahn keineswegs; auch eine allegorische Bedeutung wäre schwer zu finden. Vergegenwärtigt man sich aber, wie die düstere Grundstimmung des Romanes an diesen speciellen Bildern der raschen Vergänglichkeit sich nährt, so begreift man das Second Sight in Carker's Todesgang. Wieder eins der größten Meisterstücke von Dickens: die dämonische Gewalt einer phantastisch fortschreitenden Traumbewegung, und dabei die einzelnen Momente von der härtesten Realität im grellsten Lichte, so daß man an die Existenz glaubt.

An komischen Genrebildern, die gegen den finstern Ernst der Hauptbegebenheit contrastiren, ist wieder eine große Fülle vorhanden: Captain Cattle mit dem eisernen Haken, der sich vor seiner gestrengen Wirthin fürchtet, Jak Bunsby mit dem Blick nach Australien, Susanne Nipper, die für jede schlechte Creatur einen eigenen strafenden Blick erfindet, Mrs. Pipchin, deren Mann an den peruanischen Bergwerken zu Grunde gegangen ist. Die Kindergeschichte von Florence und Paul ist eine schöne Erweiterung unseres poetischen Horizonts.

„David Copperfield", 1849, hat nächst den „Pickwickiern" dem Dichter die meisten Freunde erworben, in England wie auf dem Continent. Außer seinen positiven Verdiensten hat der Roman das negative, daß er uns am wenigsten in schlechte Gesellschaft führt. Murdstone, Creakle und Uriah Heep sind eigentlich die einzigen durch und durch widerwärtigen Figuren: die beiden ersten werden kurz und summarisch abgefertigt, der dritte, ein verbesserter Pecksniff, fällt uns zwar mit seinen schrammigen Händen, seinen Augen ohne Augenbrauen, seinen verdrehten Grimassen und seinen heuchlerischen Redensarten über die Pflicht der Demuth oft genug zur Last, dafür ist er aber im Ganzen lebenswahrer als die früheren Typen derselben Art, und man sieht bei seiner Heuchelei doch einen greifbaren Zweck. Bei der Mehrzahl der übrigen Figuren wird uns wohl: sie sind nicht in allen Dingen musterhaft, aber sie haben Freude am Leben. Noch ein subjectiver Umstand erhöhte das Interesse an diesem Roman: er enthielt offenbar vielfache Reminiscenzen aus dem Leben des Dichters, dessen Conterfei man in dem Helden zu sehen vermuthete. Auf alle Fälle war das Portrait mit Liebe gezeichnet.

Ungefähr gleichzeitig erschien Thackeray's „Pendennis," der gleichfalls Selbstbekenntnisse zu enthalten schien: bezeichnet doch Thackeray den Helden als Autor der später erscheinenden Romane „The Newcomes" u. s. w. In den beiden Portraits zeigt sich so recht die verschiedene Behandlung der beiden Poeten. Musterhaft sind beide Personen nicht, auch nicht nach dem Willen der Verfasser; bei beiden soll indeß das Gute überwiegen. Nun unterläßt aber Thackeray niemals, wo er irgend eine kleine Schwäche seines Helden entdeckt, einen ge-

waltigen Lärm zu schlagen, das Publicum zum Zeugen zu rufen und ein recht grelles Licht darauf fallen zu lassen, während die guten Seiten des Charakters ganz obenhin behandelt werden. Dickens dagegen geht über die Schwächen Copperfield's leicht hinweg, und weiß selbst seine Albernheiten so anmuthig und liebenswürdig darzustellen, daß man ihm gut wird, während man bei Pendennis sich oft genug versucht findet, den Laffen zum Fenster hinaus zu werfen. Die beiden gesunden und rechtschaffenen Menschen, Warrington und Laura, übersehen Pendennis; Traddle und Agnes, die ungefähr dieselbe Stelle einnehmen, blicken zu Copperfield empor. Laura heirathet Pendennis, nachdem er vorher verschiedene unpassende Verhältnisse durchgemacht, aber sie heirathet ihn faute de mieux, während Agnes selig ist, als Copperfield endlich ihre Liebe erkennt. Beide Dichter wenden so kräftige Farben an, daß auch das Urtheil des Lesers dadurch bestimmt wird, und doch ist dieses Urtheil nicht ganz gerecht: Pendennis ist nicht ganz so schlimm, als er aussieht, Copperfield nicht ganz so gut.

Dickens hatte in seinen früheren Romanen dem Motiv der Liebe nur einen kleinen Platz eingeräumt. Zwar kommt es überall zur Heirath und, wie sich für anständige Leute ziemt, geht Neigung voraus; aber es wird nicht viel Wesens davon gemacht. In „Copperfield" dagegen treffen wir zahlreiche Liebesverhältnisse, die der Dichter eingehend behandeln zu wollen scheint, so daß der Roman fast aussieht, wie ein Beitrag zur Naturgeschichte der Liebe. Der Held scheint sich besonders dafür zu eignen: er verliebt sich ziemlich in jedes Mädchen, das ihm vorkomut, er ist zweimal verheirathet, und so kann man von ihm einen Schatz von Erfahrungen ernten. Er begeht in allen diesen Verhältnissen nichts Unrechtes, er verletzt weder den Anstand noch die Sittlichkeit, und doch muß man sagen, daß das Medium, durch welches er die Liebe anschaut, einen stark frivolen Anstrich hat.

Man vergleiche seine Jugendliebe zur ältesten Miß Larkin's mit Pendennis' Liebe zur Schauspielerin Fotheringay. Copperfield weiß die Geschichte so allerliebst spaßhaft zu erzählen, und Pendennis wird von dem Dichter in diesem Verhältniß so abgeschmackt und dabei so egoistisch gezeigt, daß man bei oberflächlichem Eindruck sich zu Gunsten des ersteren entscheidet. Bei näherem Zusehen jedoch findet man bei Pendennis Spuren seiner inneren Herzenswärme und Fähigkeit zu einer ernsten Leidenschaft, die durch seine späteren blasirten Aeußerungen über diese Jugendeselei keineswegs aufgehoben werden, während Copperfield's leidenschaftliches Gehaben nichts Ernstes hinter sich hat. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch Copperfield's erste Ehe. Das Verhältniß zwischen Dora und Copperfield wird in so zierlichen Linien gezeichnet, mit einer so reizenden Farbenmischung von Humor und Rührung ausgemalt, daß man seinen Blick nur schwer von diesem lieblichen Genrebild abwendet. Copperfield hat zwar die Empfindung, daß seine Wahl nicht die richtige war, aber Dora hat unter zahlreichen liebenswürdigen Eigenschaften auch die, rechtzeitig zu sterben, und zwar, gegen die gewöhnliche Erfahrung des Lebens, so schmerzlos und reizend, daß der Leser, vom allgemeinen Bedauern abgesehen, in seinem Behagen wenig gestört wird. Betrachtet man indeß die beiden Personen im Licht zurechnungsfähiger Wesen, so kann man ein ernstes Kopfschütteln nicht unterdrücken.

Dora erscheint vor ihrer Traumhochzeit doch etwas anders als nachher. Sie ist in einer Pension erzogen, kennt die gesellschaftlichen Formen und weiß zu hören und Rede zu stehen. Nachher dagegen erscheint sie als ein Gänschen oder, wenn der Ausdruck zu unhöflich sein sollte, als eine recht zierliche Puppe mit nicht mehr Inhalt im Kopf als eine Puppe hat. Was nun ihr Herz betrifft, so ist sie zwar immer liebenswürdig, und wenn ihr Mann sie nur nicht mit dem Kochbuch, Shakspeare und der Rechentafel quält, wenn er sie nicht praktisch machen und ihren Charakter bilden will, so zeigt sie ihm immer ein heiteres und glückliches Gesicht. Wenn sie ihn wirklich liebte, so würde sie das nicht können: denn, unreif wie sie ist, so viel mußte sie fühlen, daß er sie nicht wirklich liebt, daß sie ihm nichts weiter ist als ein reizendes Spielzeug, und das mußte sie unglücklich machen. Wenn sie nicht zur Zeit gestorben wäre, wenn die Ehe länger gedauert hätte, so müßte es für beide Theile eine traurige und zuletzt unerträgliche Existenz geworden sein; und daß der Dichter diese Wahrheit

mit bunten Arabesken übertüncht, streift ein wenig ans Frivole.

In seinem Liebeswerben erscheint Copperfield wie im Traum, wie im Rausch, wie seiner Sinne beraubt: dagegen wäre an sich nichts zu sagen, nur daß auch im Traum und im Rausch sich etwas vom Charakter zeigt. Man kann fehlgreifen in seiner Liebe, man kann sie an einen falschen Gegenstand verschwenden: bei einem wahrhaft liebefähigen und liebeskräftigen Herzen wird auch in diesem Fall das Gefühl ein echtes sein. In Copperfield's phantastischer Leidenschaft liegt ein wenig Herzenskälte. Die echte Liebe erschließt wenigstens etwas von dem Wesen der Geliebten, und die gegenseitige Einwirkung bringt Bildung hervor, auch wenn sich das Kochbuch und Shakspeare als unbrauchbare Bildungsmittel erweisen sollten. In französischen Romanen wird ein unschöner Aufwand mit sinnlichen und lüsternen Motiven getrieben: daß Dickens diese durchaus vermeidet, ist zu loben, wenn er auch etwas über das Maß hinaus geht; daß er aber die Sinnlichkeit durch Tändelei ersetzt, ist, ich will nicht gerade sagen unsittlich, weil man mit dem Wort ohnehin einen zu großen Mißbrauch treibt, aber oberflächlich. Für Dickens scheint es zum Ideal eines Weibes zu gehören, daß sie möglichst gleichmüthig bleibt, daß sie durch Mißverständniß ihres Wesens nicht zu sehr gequält und gekränkt wird: nicht blos die kleine Dora zeigt diesen Gleichmuth, sondern auch die reife Agnes. Obgleich sie Copperfield von der frühesten Kindheit geliebt haben will, ist sie doch nicht blos die Vertraute aller seiner kleinen Liebesabenteuer, nicht blos die mütterliche Freundin und Vertraute seiner Gattin, sondern sie zeigt ihm auch ohne Unterlaß ein heiteres und glückliches Gesicht, das nicht etwa blos Maske sein soll. Dickens kann die Eifersucht und den Groll wegen gekränkter Selbstliebe recht gut schildern, aber er schildert es nur bei solchen Frauen, die in ihrer Natur etwas Dunkles und Dämonisches haben sollen, wie hier bei Rosa Dartle, bei Edith Dombey u. s. w. In der That aber ist die Fähigkeit, in seinem Gefühl verletzt zu werden, mit der Stärke des Gefühls eng verbunden, wie der Schatten mit dem Licht, und die völlige Abwesenheit derselben ist nicht nur gegen die Natur, sondern auch gegen das Ideal.

Ein anderer Fall. Mrs. Strong ist mit einem alten Mann verheirathet, der zwar nach der Versicherung des Dichters ein sehr würdiger Mann sein soll, der aber in dem, was er wirklich thut, sich meist wie ein halbes Kind erweist. Daß beiläufig dieser Mann, der an Zerstreutheit und Vergeßlichkeit seines Gleichen sucht, und der außer Stande ist, zu zürnen und zu befehlen, eine Schule soll dirigiren können und zwar gut dirigiren, ist einer von Dickens' zahlreichen Verstößen gegen den Zusammenhang der Dinge. Nun bewirbt sich um die junge Dame ein gleichaltriger Cousin, der frech genug ist, das Aeußerste zu wagen, und dem sie in ihrer Empfindung wie auch in ihrem Benehmen so weit entgegenkommt, daß die Freunde des Hauses argen Anstoß nehmen. Die ganze Anlage der Geschichte scheint auf einen Bruch der Treue vorzubereiten, und man wird nicht wenig überrascht, als sich nach einer Reihe von Jahren herausstellt, daß gar nichts dahinter ist: Mrs. Strong kann ihren Cousin nicht achten, folglich liebt sie ihn nicht, sie achtet ihren Mann, folglich liebt sie ihn. Es wäre vielleicht recht gut, wenn das immer zusammen fiele, aber in der Wirklichkeit ist es nicht so, und der Dichter soll das Naturgesetz respectiren.

Dritter Fall. Ein hübsches, junges, leidlich gebildetes Fischermädchen hat sich eben mit einem braven aber ungeschlachten Fischer verlobt, da kommt ein bezaubernder junger Edelmann dazwischen, der ihr Herzchen gewinnt, sie entführt, ein Jahr lang mit ihr auf Reisen geht — bei welcher Gelegenheit, beiläufig gesagt, für ihre innere und äußere Bildung mehr gethan zu werden scheint als für Dora — und läßt sie dann im Stich. Das Elend, in welches ihre Familie dadurch versetzt wird, ihre schimpfliche Rückkehr, die Gefahr, in ein schlechtes Haus zu gerathen, ihre Rettung durch ein verlorenes Mädchen, die Mißhandlungen, die sie erleidet, bis endlich ihre Familie sie wieder auffindet, ihre tiefe Reue und Zerknirschung: dies Alles ist in den kräftigsten Farben ausgemalt, und was von Seiten des Dichters gethan werden konnte, um junge Fischermädchen vor einer ähnlichen Sünde zu warnen, ist redlich geschehen. Aber poetisch betrachtet fehlt dem Verhältniß und damit auch den betheiligten Figuren die nöthige Rundung. Der Dichter

hat geflissentlich nur die Strafe der Sünde und nicht den Reiz der Sünde geschildert; aus moralischen Rücksichten hat er einen ästhetischen Fehler begangen. Ganz abgesehen davon, daß Emilie dadurch etwas Schattenhaftes erhält, fehlt für das Bild Steerforth's eine wesentliche Farbe. Dickens erzählt immer von dem Zauber, den er auf Alle ausübt, und die Hingebung Copperfield's für ihn hat in der That etwas sehr Rührendes, aber man möchte neben der Wirkung auch die Ursache sehen. Die Kraft, Liebe einzuflößen, setzt wenigstens in der Regel die Kraft voraus, Liebe zu zeigen, und die Darstellung des positiven Verhältnisses zwischen Steerforth und Emilie wäre eine willkommene Ergänzung gewesen für das Verhältniß zwischen Copperfield und Dora. Freilich war das letztere durch die Kirche geweiht, das erstere nicht; und dieser Unterschied ist von der größten Wichtigkeit, aber es ist doch nicht der einzige, auf den es ankommt. Auch bei Steerforth hätten wir die Unruhe und Unstetigkeit, die ihn von einem Verhältniß zum andern treibt, gern durch ein positives Moment ergänzt gesehen: er war eine Natur, in der der Begriff des Dämonischen zur Erscheinung kommen mußte. Gewarnt wird vor dem Dämonischen genug. Copperfield's Mutter und seine Tante Betsy Trotwood haben aus Liebe geheirathet und sind an den Unrechten gekommen, während die Ehen von Agnes und Sophie, in denen die Vernunft eine starke Rolle spielt, gut ausfallen: aber man will den Teufel doch nicht blos scheuen, man will ihm auch ins Gesicht sehen und ihn kennen, mit seiner Kraft wie mit seinem Verderben.

Wenn in Dombey das geistige Motiv die Farbe dem rein sinnlichen Motiv der Eisenbahnfahrten entlehnt, so erfüllt hier diese Aufgabe die Seeluft, die man einathmet. In dem kleinen Boot zu Yarmouth wird man zu Hause, der Blick Emiliens in die weite See deutet zuerst auf das tragische Motiv hin, der Ausgang führt über die See nach Australien, und die größte ergreifendste Scene des Romans ist ein Seesturm. In dieser Scene zeigt sich so gewaltig die Vollkraft des Dichters, er weist die Mittel, die er anwendet, um einer Vorstellung Gegenwart zu verleihen, so vollständig auf, daß wir einen Blick darauf werfen müssen. — Copperfield fährt aus London nach Yarmouth. —

„Kommt Ihnen der Himmel nicht recht sonderbar vor?" fragte ich den Kutscher. „Ich entsinne mich nicht, einen ähnlichen gesehen zu haben. — —

„Es war ein trüber, hie und da von Flecken, die wie Rauch von feuchtem Holz aussahen, unterbrochener Wirrwar eilender Wolken, in den seltsamsten Gestalten über einander gethürmt, so daß man sich in dem Gewölk größere Höhen vorstellen mußte, als die Tiefe bis auf die tiefsten Höhlen der Erde reichte. Und in diesen Wirrwarr schien sich der Mond ungestüm zu stürzen, als ob er in dieser gräulichen Verstörung der Naturgesetze den Weg verloren und Angst hätte. — —

„Der Sturm nahm immer zu, bis unsere Pferde sich kaum gegen ihn behaupten konnten. Manchmal in der finstern Nacht kehrten die Vorderpferde um oder hielten plötzlich still, und wir schwebten oft in der größten Angst, daß der Sturm die Kutsche umwerfen könnte. Er trieb eiskalte Regengüsse vor sich her, die uns so schneidend trafen wie ein Regen von Stahl. — In Ipswich fanden wir auf dem Markt einen Haufen Leute stehen, die aus Besorgniß vor niederstürzenden Essen mitten in der Nacht aufgestanden waren. Einige, die sich auf dem Hof sammelten, während wir die Pferde wechselten, erzählten uns, wie ein Theil des bleiernen Dachs von einem Kirchthum herabgerissen und in eine Nebenstraße geworfen worden, die es jetzt versperrte. — —

„Lange bevor wir das Meer erblickten, schmeckten wir seinen Schaum auf unsern Lippen, und er besprenkelte uns mit einem gesalzenen Regen. Das Wasser war viele Meilen weit auf den Ebenen Yarmouths ausgetreten, und jeder Teich und jede Pfütze wogte gegen die Ufer und trieb uns die kleinen brandenden Wellen entgegen. Als wir das Meer zu Gesicht bekamen, erschienen uns die Wellen am Horizont, von dem wir zuweilen über den wogenden Abgrund einen flüchtigen Blick erhaschen konnten, wie eine jenseitige Küste mit Thürmen und Gebäuden. Als wir endlich in Yarmouth einfuhren, traten die Leute an ihre Thüren und stellten sich schief mit flatterndem Haar, und wunderten sich, daß die Post in einer solchen Nacht gekommen sei.

„Ich stieg in dem alten Gasthaus ab und wollte nach dem Meer eilen; nur wankend gelangte ich durch die mit Sand und

Seegewächſen und fliegenden Flocken von Meeresſchaum beſtreute Straße, immer in Beſorgniß vor niederſtürzenden Ziegeln und Schieferplatten, und war genöthigt, mich bei beſonders ſtürmiſchen Ecken an Leuten, die ich zufällig traf, feſtzuhalten. — — Als ich mich von der Aufregung des die Augen blendendes Windes, des Sandes und der Steine, die herumflogen, und des ſchrecklichen Getöſes ſoweit erholt hatte, daß ich einen Blick auf das Meer werfen konnte, da entſetzte mich ſeine Wuth. Wie die hohen Waſſermauern herangerollt kamen und, wie ſie den höchſten Punkt erreicht, in Schaum zerſchellten, ehe ſie den Strand erreichten, ſchien jedes Bruchſtück des eben zerſtückten Ganzen die ganze Gewalt ſeiner Wuth zu beſitzen, und eilte, Theil eines neuen Ungeheuers zu werden. Wogende Hügel wurden zu Thälern, wogende Thäler, durch die zuweilen ein einſamer Sturmvogel ſtrich, bäumten ſich zu Hügeln auf; Waſſermaſſen erſchütterten das Ufer mit dumpfem Getöſe; jede Geſtalt rollte, kaum fertig, tumultuariſch weiter, um Geſtalt und Platz zu verändern und eine andere Geſtalt und einen andern Platz zu verdrängen; das phantaſtiſche Ufer am Horizont mit ſeinen Thürmen und Gebäuden hob ſich und ſenkte ſich; das Gewicht der Wolken flog raſch vorüber; es kam mir vor wie ein Erdbeben und eine Umwälzung der ganzen Natur. — —

„Ich verfügte mich wieder in das Gaſthaus. — — In meinen Gedanken und Erinnerungen herrſchte ein Durcheinander, welches mich den klaren Ueberblick über Zeit und Raum verlieren ließ. Mein Geiſt war mit einer merkwürdigen Unaufmerkſamkeit behaftet, aber dabei waren alle Erinnerungen, die der Ort erwecken mußte, beſonders deutlich und lebhaft. — — Ein Etwas in mir, das ſich leiſe bei dem Sturm draußen regte, ſtieg aus den Tiefen meiner Erinnerungen empor und machte ſie unruhig. — — Ich verfiel vor dem Feuer in einen Halbſchlummer, wobei ich weder das Bewußtſein des Aufruhrs draußen noch des Orts verlor, an dem ich mich befand. Beide wurden von einem neuen und unbeſchreibbaren Schrecken überſchattet, und als ich aufwachte, oder vielmehr, als ich den Starrkrampf abſchüttelte, der mich auf meinem Stuhl feſthielt, da zitterte mein ganzer Körper von gegenſtandloſer und unverſtändlicher Furcht. Ich ging auf und ab, verſuchte ein altes Zeitungslexikon zu leſen, lauſchte dem ſchrecklichen Toben draußen, beſah mir Geſichter, Landſchaften und Geſtalten im Feuer. Endlich quälte mich das regelmäßige Picken der von Nichts zu ſtörenden Uhr an der Wand dermaßen, daß ich beſchloß, zu Bett zu gehen.

„Außerordentlich müde und abgeſpannt legte ich mich zu Bett; aber als ich drin war, war ich vollkommen munter, und jeder Sinn doppelt empfänglich. — — Endlich wuchs meine Unruhe dermaßen, daß ich mich haſtig in die Kleider warf und hinunter ging. In der großen Küche, wo ich oben an der dunkeln Decke Speckſeiten und Zwiebelreihen von den Balken herabhängen ſah, hatten ſich die Wachgebliebenen um einen Tiſch gedrängt, den man abſichtlich in die Nähe der Thür gerückt hatte. Ein hübſches Mädchen, das ſich mit der Schürze die Ohren zugeſtopft und die Augen auf die Thür geheftet hatte, ſchrie laut auf, als ich eintrat, weil ſie mich für einen Geiſt hielt. — Ein finſteres Düſter herrſchte in meinem einſamen Zimmer, als ich endlich dahin zurückkehrte; aber ich war jetzt wirklich müde, und fiel, wie ich wieder im Bett war, von einem Thurm herab und einen Abgrund hinunter, in den tiefſten Schlaf. — Ich war bei der Belagerung einer Stadt: der Kanonendonner dauerte ſo ununterbrochen fort, daß ich etwas nicht hören konnte, was ich ſehr gern gehört hätte, bis ich eine große Anſtrengung machte und aufwachte. Es war heller Tag, und Jemand klopfte und rief an meiner Thür: — ein Schiff ſcheitert! dicht nebenan.

„Ich warf mich ſo raſch als möglich in die Kleider und war bald am Strand. — Die Schwierigkeit, etwas Anderes als das Toſen des Sturmes und der Wellen zu vernehmen, das Menſchengewühl und die unſägliche Verwirrung, und mein erſter athemloſer Verſuch, meinen Stand gegen den Sturm zu behaupten, machten mich ſo verwirrt, daß ich mich zwar nach dem geſcheiterten Schiffe auf dem Meer umſah, aber nichts erblickte als die ſchaumgekrönten Gipfel der gewaltigen Wogen. Ein nur halb angekleideter Schiffer neben mir wies mit ſeinem nackten Arm — es war ein Pfeil darauf tätowirt, der in derſelben Richtung wies — links. Da ſah ich es, dicht neben uns.“ — —

Die Gewalt dieſer Bilderreihe empfindet man doppelt, wenn man ſie neben die verwandten Verſuche anderer Dichter hält. Walter Scott hat im „Piraten“ und im „Alterthümler“ ganz ähnliche Naturereigniſſe geſchildert. Der wilde Seeſturm, der über die Shetlandsinſeln hinfegt, ein Schiff zum Stranden bringt; das Herabeilen der Strandbewohner von der ſteilen Klippe, um die Beute ſich anzueignen; das vorzeitige Eintreten der Fluth, durch welches der celtiſche Baron mit ſeiner Tochter in die äußerſte Lebensgefahr gebracht wird: das iſt mit großer Lebenswahrheit dargeſtellt, und erregte in der Zeit, als es erſchien, ungefähr ein Menſchenalter vor „Copperfield,“ da man dergleichen noch nicht gewohnt war, nicht geringe Senſation. Sieht man es aber nach der obigen Schilderung, ſo erſcheint es faſt farblos: man wird zwar vollſtändig orientirt und empfindet die Schrecken der Lage; aber man wird innerlich nicht ſo mitgenommen. Der Unterſchied liegt darin, daß das Medium, durch welches Walter Scott die Natur empfindet, ein Menſch iſt von warmem Herzen, kaltem Kopf und geſunden Nerven: wenn nervenſchwache Perſonen bei ihm auftreten, ſo werden ſie eben nur beſchrieben, aber ſie dominiren nicht die Empfindung; die Gegenſtände bleiben objectiv, äußerlich; ſie bemächtigen ſich nicht mit der Gewalt einer Hallucination der Seele, wie das bei Dickens geſchieht.

Auf der anderen Seite ſchlage man eine beliebige Naturerſcheinung bei Sealsfield auf, vielleicht in „Süden und Norden.“ Hier wird das Fieber ebenſo, vielleicht in noch höherem Grade erregt, aber dies Fieber nimmt der Seele die Beſinnung, die Schilderung wird unbeſtimmt und verworren und der Leſer hat zuletzt kein anderes Gefühl, als daß er eben im Fieber liegt. Das iſt bei Dickens nicht der Fall: in der äußerſten Aufregung aller Nerven ſieht er nicht blos ebenſo genau, er ſieht ſchärfer und mehr als im nüchternen Zuſtand; in ſeinen Bildern iſt nichts unbeſtimmt und ungenau. Die Gegenſtände haben ſich der Nerven ſo bemächtigt, daß durch die ſtarke Darſtellung der Nervenzuſtände das Bild der Gegenſtände in vollkommener Gegenwart hervortritt.

Es liegt darin ebenſo wohl die Schwäche als die Stärke des Dichters: die fieberhafte Aufregung ſeines Gemüths ſchärft ſeine Sinne, aber ſeine Sinne ſind nur dann mächtig über die Natur, wenn ſie das Gemüth aufregt; ruhende Zuſtände kann er ebenſo wenig ſchildern, als er ruhig erzählen kann. Er iſt enthuſiaſtiſch oder erbittert, rührend oder höhniſch, aber was er darſtellt, muß in Aufregung ſein oder ihn aufregen. Der kalt forſchende Blick des Verſtandes iſt ihm fremd, und wenn dieſer auch nicht productiv wirkt, ſo gehört er doch durch ſeine Kritik weſentlich zur poetiſchen Darſtellung, die ohne ihn etwas Embryoniſches behält. Behagliche Zuſtände ſchildert Dickens nur dann, wenn er lebhaft mit ihnen ſpielen, ſie hin und her wenden kann; zur ſtillen Contemplation iſt er zu unruhig. Wer wollte wagen, Jean Paul's Landſchafts- und Genrebilder mit den ſeinigen zu vergleichen! aber eins hat er vor ihm voraus: er kann die Sonntagsſtimmung der Natur wiedergeben. Die Engländer wiſſen überhaupt nicht viel vom Sonntag, ſie verleben ihn in der dumpfen Kirche oder in der dumpfen Kneipe und dem an ewigen Nebel gewöhnten Londoner iſt auch der Sonnenſchein nicht eine vertraute, dem Gemüth verwandte und es beruhigende Erſcheinung, ſondern ein momentanes Ereigniß, das aufregt. Dickens hat wohl öfters Sehnſucht nach Sonnenſchein, aber es treibt ihn doch bald in groteske Ecken und Winkel mit ſeltſamen Figuren, die ſeine Aufmerkſamkeit erregen und ſein Talent beſchäftigen. Auch ſonnige Menſchen ſind ihm eigentlich fremd. Jean Paul macht wenigſtens öfters einen Anlauf, in ſeinem Albano, in ſeiner Linda; bei Dickens kommt das nie vor. Für die Schönheit als ſolche iſt ſein Auge und ſeine Hand nicht gemacht, wohl aber für die Demuth, die zugleich etwas Komiſches hat und wo man ſich ſelber nicht genau darüber Rechenſchaft giebt, was überwiegt, das reine Wohlgefallen oder der Humor.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß in der einſeitigen Entwicklung der Virtuoſität, wenn nicht andere Bildungsmotive corrigirend dazwiſchen treten, die Negation mehr und mehr die Oberhand gewinnt, daß die Fähigkeit, Wohlwollen auszudrücken, ſich mehr und mehr verliert. Im nächſten Roman „Bleak House“ 1852 bemüht ſich Dickens ganz ernſthaft, ein einfaches, beſcheidenes Mädchen zu ſchildern,

das durch seine Gutherzigkeit Aller Herzen gewinnt und überall Wohlgefallen verbreitet, wo es einkehrt: er ist aber auf dem ganz unbegreiflichen Einfall gekommen, sie über ihre Naivetät und unschuldsvolle Liebenswürdigkeit Buch führen zu lassen; sie hat ein Tagebuch, in dem sie alle Züge ihrer schönen Seele erzählt, in dem sie schildert, wie alle Menschen sie lieb haben, und immer sehr bescheiden hinzusetzt, sie verdiene es gar nicht, sie sei doch eigentlich gar zu unbedeutend u. s. w. Eine derartige bewußte Naivetät wird auf die Länge unerträglich: wer ein Tagebuch führen und Anderen mittheilen will, muß sich bedeutender Gedanken und Erfahrungen bewußt sein, und auf die Anmuth, die nur im Bewußtlosen liegt, verzichten. Außerdem kann man die Tugend nur nach der Gewalt der Natur abmessen, die sie zu überwinden hat: eine solche Natur scheint in dem guten Mädchen gar nicht vorhanden zu sein; sie ist eitel Liebe und Güte, sie hat kein Fleisch und Blut. An demselben Gebrechen leidet ihr Vormund Jarndyce; viel zu resignirt, hingebend und aufopfernd, um menschliche Theilnahme zu erregen, liegt seine Tugend in jener ganz kritiklosen Gutherzigkeit, die jedem Spitzbuben als Beute anheimfällt. Schon Tom Pinch war schwer zu begreifen; daß aber ein bejahrter, in den Geschäften der Welt vielfach bewanderter Mann, der durch ernsthafte Schicksale wohl darauf hätte hingeführt werden sollen, das Leben nachdenklich zu betrachten, vollständig jenen moralischen Instinkt entbehrt, der ohne weitere Reflexion zwischen Gut und Schlecht unterscheidet, das verdächtigt nicht blos seinen Verstand, sondern auch seine eigentliche Natur.

Um diese beiden „guten" Menschen drängt sich nun eine solche Masse von Ungeheuern und Mißgeburten zusammen, daß es scheint, als ob alle Irrenhäuser und Lazarethe ihre wüsten Bewohner in diesen engen Raum ausgespien hätten; die „Mysterien von Paris" sehen bescheiden aus neben dieser Häufung von Greueln, und eine Scene, wie der Selbstverbrennungsproceß des dem Trunk ergebenen halb verrückten Trödlers läßt Alles hinter sich, was die celtische Phantasie Eugen Sue's erfunden hat.

Zum Theil nur werden diese häßlichen Bilder motivirt durch den Gegenstand. Es ist einer von jenen ungeheuren Erbprocessen vor dem Chancery-Court, die über mehrere Generationen hinausdauern und bei denen schließlich alle Parteien gleichmäßig verlieren, weil die Kosten das Rechtsobject übersteigen: der Dichter will darstellen, wie zahlreiche Menschen durch die Betheiligung an diesem Proceß und die dadurch erregten unbestimmten sanguinischen Hoffnungen aus dem Kreise der praktischen Beschäftigung, aus der ernsten einem bestimmten Zweck nachgehenden Arbeit herausgerissen und zu träumerischem Müßiggang verleitet werden, bis sie endlich auf die traurigste Weise endigen.

Diese Aufgabe ist mit außerordentlichem Talent durchgeführt, wie denn überhaupt, was die Spannung der Intriguen und die Deutlichkeit der Physiognomien betrifft, dieser Roman den Vergleich mit den besten von Dickens nicht scheuen darf. Aber es ist keine Freude in der Ausübung dieses Talents: es scheint, als ob der Glaube an das Leben über die Seele des Dichters keine Macht mehr hätte. Die Greuel, welche der Proceß unmittelbar mit sich führt, sind schon arg genug, aber damit nicht zufrieden, führt der Dichter noch eine Reihe anderer mißgeschaffener Personen ein, die zu dem Proceß in gar keiner oder nur sehr mittelbarer Beziehung stehen, und man sieht, daß er bereits eine unmittelbare Freude an der Darstellung des Häßlichen empfindet. Die Freude am Grotesken und Fratzenhaften endigt fast regelmäßig so, wenn das Talent ausschließlich die Leitung behält.

Was von „Bleak House" gesagt ist, würde fast auf alle späteren Romane Anwendung finden „Hard Times," Little Dorrit," „Great Expectations" „Our mutual Friend:" überall eine Häufung häßlicher zum Theil widerwärtiger Scenen, die nicht einmal wie in „Bleak House" durch einen großen tragischen Hintergrund gehoben werden, und ein immer weiteres Zurückdrängen der Figuren, an denen man unbefangene Freude haben könnte. Es gilt auch von den „Tales of two Cities." In den kurzen Bildern aus der französischen Revolution zwar ist großer historischer Stil, aber der Dichter verkümmert seine Wirkung durch Einmischung von Londoner Leichenräubern und ähnlichem Gesindel,

Digitized by Google

das nicht zur Sache gehört. Das Talent ist so groß wie je, aber es bietet der Beobachtung keine neuen Seiten, und ich glaube, auf eine eingehende Besprechung um so eher verzichten zu dürfen, da die Neigung des Publicums sich doch immer an seine älteren Romane heften wird, die trotz der dunkeln Gestalten, die sie heraufbeschworen, im Ganzen die Freude am Leben vermehrten.

Statt dessen versuche ich hier noch zum Schluß, die Summe seiner historischen Erscheinung zu ziehen.

Dickens' Herrschaft über das europäische Publicum hat aufgehört; sie wird nicht wiederkehren, da der Reiz der Neuheit vorüber ist, und es kann wohl sein, daß jüngere Dichter von mäßigerem Talent aber reinerem Geschmack ihn in der Gunst der Menge überholen. Aber seine Werke werden immer ein Schatz der englischen Nation bleiben, sie sind das Werthvollste auf belletristischem Gebiet, das im Lauf eines Menschenalters hervorgebracht ist. Goethe und Schiller haben in einer Xenie von dem Reichthum Jean Paul's gesprochen, den dieser nur nicht zusammenzuhalten wisse: was will dieser Reichthum gegen den Reichthum von Dickens sagen! gegen diesen Schatz von glänzenden Einfällen komischer und rührender Art, gegen dieses Ueberquellen von Physiognomien und Landschaften, von Bildern und Stimmungen! Schon für die Sprache ist er eine unerschöpfliche Fundgrube; er wagt Alles, in neuen überraschenden Wendungen, und überall auch in den sonderbarsten Abenteuern des Denkens und Empfindens lebt der Geist der Volkssprache in ihm, was man Jean Paul nicht nachrühmen kann. So oft man in seinen Werken blättert, man findet immer wieder einen neuen Reiz, man wird immer von Neuem überrascht, denn bei seinem übersprudelnden Reichthum, wo Eins an das Andere stößt, ist es kaum möglich, alles Einzelne in Acht zu behalten.

Charles Dickens wird auch historisch von Werth bleiben, denn so phantastisch er über seine Beobachtungen verfügt, es bleibt bei ihm doch ein viel größerer Fond echter sinnlicher Qualität zurück als bei irgend einem andern gleichzeitigen Dichter, und wenn auch moderne Essayisten wie Augustus Sala correcter sind in ihren Skizzen von London: wo hätte einer von ihnen die Macht, das Londoner Leben nicht einem Sinn, sondern allen Sinnen gleichzeitig so stark aufzudrängen, wie es Dickens kann!

Noch viel folgenreicher ist seine Einwirkung auf die übrigen Schriftsteller. Man mag ihn loben oder schelten, seinem Einfluß kann sich Keiner der Neuern entziehen. So wenig es möglich ist, zu der einfacheren musikalischeren Technik des vorigen Jahrhunderts zurückzukehren, nachdem durch glänzende Virtuosen jeder Art die Instrumentation, alle Kunstmittel ins Unendliche gesteigert sind; so wenig es möglich ist, die bescheidene Farbe der Düsseldorfer Zeit wieder aufzunehmen, seitdem man Gallait und ähnliche niederländische Coloristen kennt: ebenso wenig kann man der glänzenden Farbenpracht von Dickens gegenüber in der Poesie sich des älteren schulgerechten Stils bedienen. Und bei Allem, was er gefehlt, im Wesentlichen hat er doch den Schatz unserer geistigen Genüsse vermehrt, indem er mit der Aufmerksamkeit für alles Lebendige auch die Freude am Leben gesteigert hat. Sein Humor ist freilich nicht die reine epische Kunstform, er ist subjectiver Art, er rundet die Gegenstände und macht sie körperlich dadurch, daß er sie in die Atmosphäre der eigenen Stimmung taucht, daß er ihre verschiedenen Seiten durch rascheres Bewegen als in der Wirklichkeit vorzukommen pflegt, zur Anschauung bringt; Beobachtung und Darstellung ist nicht immer correct; es kommt wohl vor, daß er den Schein einer Kugel hervorbringt, indem er eine Scheibe rasch um ihre Axe dreht, und wem es mehr um die Wahrheit zu thun ist als um den augenblicklichen Genuß, muß ihm scharf auf die Finger sehen: aber bei allen kleinen Künsten der Taschenspielerei, die er anwendet, bleibt er doch ein genialer Beobachter und genialer Darsteller; er hat unsern Blick, er hat unsere Beobachtung, unser Genießen und Empfinden, in einen schnelleren Kreislauf gebracht, und diese Beschleunigung, so fieberhaft sie zuweilen aussieht, ist doch eine Steigerung der Lebenskraft.

Der

Heliotropismus und die Künstler.

Studie

von

Carus Sterne.

Die Abhängigkeit alles Erdlebens von den wärmenden und leuchtenden Strahlen der Sonne tritt nirgends deutlicher hervor, als in den Blumen, welche mit der Sonne erwachen, ihrem Laufe rings am Himmelsgewölbe folgen, um nach ihrem Untergange sich zu schließen und in Schlaf zu sinken. Nach Osten gerichtet taucht unsere weiße Seerose Morgens aus dem Wasser, erhebt sich Mittags senkrecht und völlig ausgebreitet zu ihrem Gestirne, und sinkt Abends nach Westen gerichtet und geschlossen wieder in die Fluth. Die wenigsten Blüthenpflanzen sind diesem Einflusse gar nicht unterworfen, wie schon aus einer Bemerkung Hegel's hervorgeht, die man kaum in seiner Naturphilosophie erwartet hätte: „Abends", sagt er, „wenn man von der Morgenseite auf eine blumenreiche Wiese tritt, sieht man wenige, vielleicht keine Blumen, weil alle der Sonne zugewendet sind; von der Abendseite prangt dann Alles voller Blüthen." Das Oeffnen und Schließen der Kronen hält mit dieser Drehung ziemlich gleichen Schritt, die Blume ist in beständiger langsamer Bewegung, sie hat eine Stunde ihrer weitesten Entfaltung und eine zwölf Stunden davon entfernt liegende Zeit ihrer vollkommensten Schließung. Die Zeit des Geöffnetseins ist zwar ziemlich verschieden, aber in einzelnen Fällen doch mit so großer Regelmäßigkeit eintretend, daß Linné darauf eine „Blumenuhr" gegründet hat. Doch wird diese periodische Erscheinung durch Standort und Luftbeschaffenheit beeinflußt; für feuchte Luft, die dem Regen voranzugehen pflegt, sind einige dieser Blumen, wie z. B. die Regenringelblume, so empfindlich, daß sie sich bereits vor Eintritt des Unwetters schließen, und deshalb als Blumenbarometer dienen können. Auch die Empfindlichkeit gegen das Licht ist sehr verschieden; einzelne sind reizbar genug um sich bereits zu schließen, wenn die Sonne auf einige Minuten hinter einen Wolkenschirm tritt, beinahe alle sinken in Schlaf, wenn sie sich während einer Sonnenfinsterniß für einige Minuten ganz verbirgt. Bei den Pflanzenfamilien mit zusammengesetzten Blättern nehmen auch letztere an der Schlaferscheinung Theil; die falschen und echten Akazien unsrer Anlagen und Gärten, der Futter- und Sauerklee, bieten Nachts mit der Laterne beleuchtet, mit ihren herabhängenden und zusammengelegten Blättern eine merkwürdige Erscheinung. Blumen wie Blätter nehmen während dieses sogenannten „Schlafes" annähernd eine Lage an, wie sie dieselbe in der Knospe hatten. Der Reiz des Lichts wirkt dabei noch insofern ungleich, als sich einige Blüthen grade in der stärksten Mittagssonne schließen, andere nur überhaupt Nachts blühen, wie die von Heine besungene Nymphaea Lotos, welche sich vor der Sonne Pracht ängstigt, geschlossenen Auges träumend die Nacht erwartet, und durch ihren Liebsten, den Mond, sich wecken läßt. Aehnlich verhalten sich viele andere, zumal die viel bewunderte „Königin der Nacht." Obwohl wir diese oft beschriebene Erscheinung des Blumen- und Pflanzenschlafs ihrer nahen Beziehung zu unsrem Thema wegen, nicht völlig unberührt lassen durften, ist ein näheres Eingehen darauf hier nicht unser Zweck, und wir wenden uns nun zu der Heliotropismus genannten Erscheinung, der Stengelwendung mit der Sonne.

Die Erklärung des Heliotropismus und der verwandten Erscheinungen hat man ehemals in einer Sympathie der Pflanzen mit der Sonne gesucht, wie man deshalb auch von Mondpflanzen in gleichem Sinne sprach. Die Mondraute z. B. sollte mit dem ab und zunehmenden Monde wachsen und abnehmen, genau so viel Blätter zeigen, als das zunehmende Licht Tage alt war u. s. w. Vallot in seiner „Geheimen Physik" erklärt die Drehung des Heliotrops mit der Sonne, durch die auf der Sonnenseite stärkere Ausdünstung der „Corpusculen," welche eine Verkürzung und Biegung des Stengels nach jener Seite hin verursache, eine Erklärung, die von derjenigen, welche der berühmte Botaniker Decandolle hundert Jahre später gegeben hat, hauptsächlich nur in dem Wortlaute abweicht. Die Erscheinung hängt innig zusammen mit dem ganzen Lebensprocesse, und dürfte daher eine einfach schematische

Erklärung gar nicht zulassen. Viele Dickpflanzen, welche des Morgens sauer schmecken, verlieren diesen Geschmack über Mittag, Blumen, die sich des Morgens mit weißer Färbung öffnen, erscheinen Mittags roth und Abends vielleicht noch anders gefärbt, der Athmungsproceß verläuft im Lichte und in der Finsterniß verschieden. Doch ist man der Sache wenigstens von einer Seite näher gekommen, indem man fand, daß es hauptsächlich die brechbareren blauen und violetten Strahlen des weißen Sonnenlichtes sind, welche jene Bewegungen, die manche Aehnlichkeit mit den Reflexbewegungen des thierischen Körpers bieten, veranlassen. Dagegen benutzen die den Wärmestrahlen näheren rothen und gelben Antheile des Lichts die durch jene herbeigeführte günstige Lage, um die ernährenden Lebensthätigkeiten (Ergrünen, Wachsen, Entfalten und Reifen) zu fördern. Arbeitstheilung also auch unter den Lichtstrahlen. Unter einer rothen Glasglocke gezogene Pflanzen sehen zwar gesund aus, zeigen aber keinen Wachsthumszug nach dem Lichte; unter einer blauen Glocke folgen sie straff den Strahlen, bleiben aber bleich und krank. In der That sehen wir in dunklen Gewächshäusern alles Grüne zum Lichte streben; nur wenige Pflanzen gleichen den Nachtblumen und wenden sich vom Lichte ab. Zu ihnen gehören Epheu, Farnkräuter, Selaginellen u. A. Die Oberseite aller Blätter möchte so senkrecht wie möglich vom Lichte getroffen werden, und wendet sich daher mit dem Stande der Sonne. Bonnet, Knight, Dutrochet u. A. haben darüber Versuche angestellt, und die Kraft, mit welcher die Drehung geschieht, ziemlich erheblich gefunden. Knight sah ein Weinblatt alle möglichen Versuche machen, das ihm entzogene Licht wiederzugewinnen. Wenn man die mächtigen Blumenstiele der Sonnenblume betrachtet, welche diese Drehung erfahren, kann man von ihrer unwiderstehlichen Kraft einen Begriff erhalten. Allerdings scheint dieselbe bei der Familie der Korbblumen, zu welcher die ebengenannte gehört, durch die Vereinigung so vieler Blüthen in eine gemeinschaftliche Hülle am stärksten aufzutreten, denn die Meisten derselben zeigen sehr ausgezeichnete heliotropische Bewegungen. Ich erwähne außer der Sonnenblume nur noch die blaue Wegwarte, den Löwenzahn oder gelben Sonnenwirbel, die Saudistel, und „die Ringelblumen, die zu Bette gehen, Und weinend wieder aufstehn mit der Sonne.“ (Shakspeare). Die braune Gartenscabiose, durch ihren Blüthenverein den Korbblumen nahe stehend, zeigt ebenfalls deutlichen Heliotropismus.

Diese innige Liebe und Anhänglichkeit der Blumen zu dem erhaltenden Gestirn hat früh die Phantasie des denkenden Menschen erregt. Sie gab Veranlassung zu der Verehrung der Wasserrosen in den indischen Religionssystemen wie in dem ägyptischen Naturcultus. „Was soll ich vom Lotos sagen?“ fragt der Neuplatoniker Proklus. „Er faltet seine Blätter im Dunkel vor Sonnenaufgang zusammen; wenn die Sonne aber über den Horizont heraufgekommen, öffnet er seinen Kelch, und je höher sie steigt, desto offner wird er; gegen Sonnenuntergang zieht er sich wieder zurück. Es will daher scheinen, daß dieses Gewächs durch Oeffnen und Zusammenfalten seiner Blumen die Sonne nicht minder anbete als der Mensch durch die Bewegung der Wangen und Lippen und das Falten seiner Hände.“ Darum bildeten die ägyptischen Künstler auf Tempelmauern und Denkmälern den Sternlotos (Nymphaea stellata W.) — denn von diesem und nicht von der nachtblühenden Nymphaea Lotos ist die Rede — zu unzähligen Malen ab, in seinem Blüthenkelche den Lichtgott Horus-Apollo beherbergend. Die Indier symbolisiren in dieser Blume die Schöpfung der lebendigen Welt, welche ja ohne Sonne nicht denkbar wäre, und Brahma der Schöpfer schwimmt in ihrem Kelche, oder Joni und Lingam, die Symbole der Zeugung, und so tief ist die Verehrung bei dem Volke, daß ein geborner Nepalenser sich tief verbeugte, als er im Studirzimmer des Asien-Forschers Jones die geheiligte Blume erblickte.

Griechen und Römer, namentlich einer ihrer begabtesten Dichter, haben das Verhältniß in anderer Weise aufgefaßt. Klytia war eine Geliebte des Sonnengottes, welche er verließ, nachdem sie eifersüchtig seine Leidenschaft für eine andere Nymphe den Eltern derselben verrathen hatte. Sie aber schwand vor Kummer dahin, härmte sich einsam auf kahler Erde sitzend, neun Tage hindurch ohne Speise und Trank zu nehmen.

Nie auch wich sie vom Platz. Zum Gesicht des wandelnden Gottes
Schaute sie nur, und wandte nach ihm sich stets mit dem Antlitz.
Haften verblieb, wie es heißt, am Boden ihr Leib, und die fahle
Bläss' entfärbt sich zum Theil zu saftenbehrendem Kraute;
Röthe zeiget ein Theil, und veilchenähnliche Blume
Deckt das Gesicht. Sie wendet, obgleich von der Wurzel gehalten,
Immer der Sonne sich zu, und bewahret verwandelt die Liebe.

Ovid, Metamorph. IV. 264–70.

Sonne. So groß ist ihre Neigung zu diesem Gestirne! In der Nacht schließt sich die himmelblaue Blume, gleichsam bedrückt vor Sehnsucht nach der Sonne."

Während eine zweite, ebenfalls von mehreren alten Schriftstellern erwähnte Sonnenwenden-Art, das Heliotropium tricoccum sich mit ziemlicher Sicherheit auf die Sonnenzeiger-Wolfsmilch (Euphorbia Helioscopia L.) oder eine andere, noch heute Tournesol genannte, südeuropäische Euphor-

Selbstporträt van Dyk's. (Original in der Herzogl. Gothaischen Bildergalerie.)

Es ist zweifelhaft, ob der Dichter bei dieser Schilderung eine bestimmte Blume im Auge gehabt, noch schwerer zu sagen, welche, da so viele derselben den letzten Worten der Beschreibung entsprechen. Plinius sowohl als die früheren und späteren Schriftsteller legen die Eigenschaft des Drehens nach der Sonne besonders einer Blume bei, welche sie Heliotrop (Sonnenwende) nennen. „Selbst an trüben Tagen," erzählt Plinius, „folgt sie der

biacee (Crozophora tinctoria) deuten läßt, will dies grade bei dem eigentlichen Heliotrop nicht so leicht gelingen. Man hat ihn zwar ziemlich allgemein auf südeuropäische Arten des noch heute Heliotrop genannten Pflanzengeschlechts bezogen, ohne daß aber bei diesen grade die Erscheinung der Sonnendrehung in die Augen fiele, oder überhaupt beobachtet wäre. Die Beschreibung, welche Ovid von der Blume der Klytia giebt, paßt nach Dierbach's Be-

merkung am besten auf das rothe Sonnenröschen (Helianthemum roseum) mit niederliegendem Stengel und veilchenähnlicher Blume.

Bereits Vegetius und, wenn ich nicht irre, auch Apulejus bezeichnen mit dem griechischen Namen Heliotrop (lateinisch Solsequium) deutlich die an allen Wegen häufige blaue Cichorie oder Wegwarte. Ihnen sind die altdeutschen Väter der Botanik (Brunfels, Tabernämontan u. A.) gefolgt, welche die Namen Solsequium, Sonnenwirbel, Sonnenbraut (Sponsa solis), Sonnenweiser, ohne Umschweife auf die Cichorie beziehen. Und in der That folgt diese Blume wie das Heliotrop des Plinius selbst der von Wolken verhüllten Sonne, und schließt des Nachts ihre Krone. Auch das deutsche Pflanzenmärchen ist dem römischen nur wenig nachgeblieben, und bezeichnet die Wegwarte ebenfalls als ein verwandeltes Mädchen, welches in der Blumengestalt noch beständig nach ihrem Geliebten ausschaut, und den Kopf nach allen Himmelsrichtungen wendet. Sie hat in der That den meisten Anspruch als Blume der Klytia zu gelten, die blaue Farbe rechtfertigt die Bemerkung Ovid's,

Statue der Klytia. (Original in London.)

daß sie veilchenähnlich sei, und seine Worte „est in parte rubor“ beziehen sich vielleicht auf das häufige Vorkommen fleischrother Blumen bei dieser Pflanze, oder auf ihr Rothwerden, wenn eine Ameise darüber hinläuft, welches Brunfels ein miraculum naturae nennt.

Mag auch Bernaud Recht haben, der das Heliotrop des Theophrast auf unsre Ringelblume bezieht, jedenfalls irren diejenigen, welche die Verse Ovid's auf die große Sonnenblume (Helianthus annuus) beziehen, obwohl diese allerdings das leuchtendste Beispiel des Heliotropismus giebt. Denn diese oft über einen Fuß im Durchmesser haltende Riesenblume stammt aus Mittel- und Südamerika, und ist erst mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Europa bekannt geworden. Die erste schriftliche Erwähnung derselben findet sich bei dem spanischen Arzte Monardes im Jahre 1580. Sie scheint aber überaus schnell bekannt und berühmt geworden zu sein, denn man sieht sie als Blumenwunder alsbald auf den Paradiesbildern jener Zeit auftauchen, und Tabernämontan hat bereits die Namen: Sonnenblume (Corona seu flos Solis), Peru-Blume, Planta maxima. Ungeheuer ist die Zahl der ölreichen Samen, welche die Sonne in ihrer mächtigen Scheibe reifen soll; Camerarius zählte 2364 Stück in ihren Spiralreihen. Einige, wie z. B. die gelehrte Frau v. Genlis, mochten sich so ungern von der Ueberzeugung trennen, daß dieser Tournesol die wahre Blume der Klytia sei, daß sie durchaus an ihrer Abstammung aus Amerika zweifelten. So auffallend übrigens die Drehung dieses blühenden Abbildes der Sonne auch sein mag, so ist sie keineswegs von unveränderlicher Regelmäßigkeit, und man bemerkt in den Gruppen derselben stets einige nach allen Richtungen blickende Blumenköpfe. Athanasius Kircher, mit seiner auf dem Wasser schwimmenden Zeigeruhr, welche durch eine darauf befestigte Sonnenblume gerichtet werden sollte, würde daher schwerlich eine große Genauigkeit erreicht haben.

Es war nöthig, auf den Streit der Botaniker über die Blume der Klytia etwas genauer einzugehen, da er nicht unwichtig ist zur Beurtheilung der schönen Büste der Klytia, deren Abbildung unsern Aufsatz ziert. Alle Kunstkenner stimmen darin überein, daß dieses wenig bekannte Kunstwerk zu den schönsten antiken Büsten gehört, welche auf unsere Zeit gelangt sind. Sie stellt ein anmuthiges Mädchen vor, welches gleichsam versinkt in einen aus achtundzwanzig gefurchten und in zwei abwechselnden Reihen gestellten Blumenblättern bestehenden Blumenkelch, der nach außen wie das Körbchen einer Aster oder wie andere zusammengesetzte Blüthen, von vierzig schmalen Peranthodienblättern umhüllt ist. Der Blick des Mädchens hat obendrein den Ausdruck des Hinschmachtens und Vergehens, so daß die Auffassung dieser Büste als Klytia im Augenblicke ihrer Verwandlung durchaus sinngemäß erscheinen muß.

Das Original der erst in neuerer Zeit durch Vervielfältigungen bekannter gewordenen Büste befindet sich in London, und ist im Jahre 1772 durch Townley von einer Familie Laurenzano in Neapel gekauft worden. Man weiß nicht, ob die Bezeichnung als Klytia von Townley herrührt oder schon älter ist, genug dieselbe ist von neueren Archäologen vielfältig in Frage gezogen worden, und das Werk vielmehr nach Haartracht und Arbeit als eine römische Portraitbüste des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung erklärt worden. R. Stuart Poole glaubt z. B., daß sie vielleicht die Mutter des Claudius, Antonia, darstellen möchte. Der den Busen umfassende Blumenkelch soll hiernach nur Decoration sein, nach demselben faden Geschmack, in welchem man neuerdings die photographischen Brustbilder von Sängerinnen und Tänzerinnen aus Rosenknospen hervorsprossen sieht. Doch ganz abgesehen davon, daß unsre Büste dann das einzige Ueberbleibsel dieser künstlerischen Geschmacksverirrung darbieten würde, läßt sich noch Manches anführen, was die Auffassung der Büste als Klytia rechtfertigt. Der Zweifel ist überhaupt nur dadurch entstanden, daß man den Blumenkelch anfangs auf die Sonnenblume bezogen hatte, mit welcher er wenig genug Aehnlichkeit bietet, wodurch man das Alter der Büste in Zweifel gestellt glaubte. Allein jener Blumenkelch ist überhaupt nur die künstlerische Gestaltung einer Korbblume, wozu die heliotropischen Cichorienblüthen oder die Ringelblume, welche Tabernämontan ebenfalls Sonnengespons nennt, sowie andere heliotropische und den Alten bekannte Compo-

siten genug Vorbilder liefern konnten. Aber man könnte auch den Spieß umdrehen, und behaupten, die Sonnenblume sei wirklich das Vorbild des Blätterkranzes der Büste gewesen, das Werk also neueren Ursprungs. Denn das scheint doch wohl nur die bekannte Anmaßung einiger Kunstkenner zu sein, von einem solchen, aller Nachrichten entblößten Werke einzig nach der technischen Behandlung behaupten zu wollen, ein solches Werk hätte kein neuerer Künstler, selbst Giovanni da Bologna, Cellini oder Michel Angelo nicht, schaffen können. Der Gesichtsausdruck erscheint vollkommen modern, die Haartracht könnte leicht nach antiken Vorbildern gehandhabt sein. Gleichwohl halte ich ebenfalls das Werk für antik, und wünschte nur zu zeigen, auf wie schwachen Füßen die Zweifel an der Bezeichnung der Büste stehen.

Die Sonnenblume diente in der Zeit ihres Bekanntwerdens, welche symbolische Bezeichnungen so sehr liebte, vielfach als Wappen- oder Siegelblume, als Zeichen lehnspflichtiger Ritterschaft, treuer Anhänglichkeit an eine Dame oder einen Fürsten u. s. w. Der Sonne zugewendet, mit bedeutsamen Devisen, als „uni," „ardenti," „je suis toujours" ꝛc. erschien sie bei den Turnieren auf den Schildern — mit der Bezeichnung „je sers" war sie die Wappenblume der Hofleute. Man hat sie auch zu einer sehr glücklichen Personification des Instinctes benutzt, welchen man durch einen Jüngling mit verbundenen Augen, eine Sonnenblume in der Hand, darstellte.

Ein sehr interessantes Denkmal dieser Symbolisirung besitzen wir in dem hier abgebildeten Selbst-Portrait des Malers van Dyck vor einer Sonnenblume. Das Original desselben befindet sich in der herzoglich gothaischen Bildergalerie, die Copie verdanke ich der Güte des Herrn Professor Schneider daselbst. Das wenig bekannte Werk, schon an sich als ein Selbst-Portrait dieses im Wiedergeben der geistigen Individualität nie übertroffenen Meisters wichtig, erscheint noch dadurch interessant, daß es ihn uns zeigt, wie er in seinen letzten Jahren aussah. Aber dieses Bild, selbst wenn man gar nicht wüßte, wen es darstellt, erzählt eine ganze Geschichte. Der Maler hat es ohne Zweifel in einem Zustande innerer Zerrüttung gemalt, in einem Augenblicke, wo er krank, und mißmüthig, verlassen war von der Gunst des englischen Hofes, und derjenigen schöner Frauen. Die goldene Gnadenkette, mit der ihn vielleicht das Wohlwollen Karl's I. einst bedacht, hebt er mit seiner Selbstironie in die Höhe und weist bedeutsam auf die Blume, die den Launen ihres Gebieters unterworfen ist wie der Höfling, welche das Haupt senkt und erhebt, je nachdem sich die Sonne ihr ab- oder zuwendet. Wem fielen dabei nicht Shakspeare's Worte ein:

Der Hoheit Günstling strahlt in ihrem Glanz
Wie in der Sonne Licht die Ringelblume.

Auch die Rückseite des Heliotropismus, das Fliehen einer Pflanze vor der Sonne, hat die künstlerische Behandlung herausgefordert. Im ganzen Orient ist eine Jasminart als Ziergewächs verbreitet, deren den Pomeranzen im Wohlgeruch gleichende Blüthen sich erst des Abends nach Sonnenuntergang öffnen und des Morgens, sobald sie die Sonne bescheint, abfallen. Es ist der Trauerbaum (Nyctanthes arbor tristis L.), von welchem Garcias ab Horto folgende dichterisch behandelte hindostanische Sage mittheilt. Ein Satrape, Parizatäus genannt, hatte eine schöne Tochter Singadi, in welche sich der Sonnengott heftig verliebte. Da er sie aber später verließ und betrog, tödtete sie sich aus Kummer und Eifersucht selbst. Nach der Verbrennung des Leichnams erwuchs aus der Asche jener Trauerbaum, dessen Blumen die Sonne scheuen und nicht ertragen können. Diese orientalische Sage hat große Aehnlichkeit mit der Mythe von Apoll und Daphne, so daß man leicht veranlaßt sein kann, auch für diese einen naturhistorischen Hintergrund zu suchen. Die Mythe erzählt bekanntlich, daß Daphne, die Tochter des Flußgottes Peneus, vom Sonnengotte aufs äußerste bedrängt, endlich nicht mehr entfliehen kann und ihren Vater anfleht, die Gestalt, in welcher sie allzusehr gefallen, zu wandeln:

Wie sie kaum es erfleht: faßt starrende Lähmung die Glieder,
Und mit geschmeidigem Bast umzieht sich der schwellende Busen.
Grünend erwachsen zu Laub die Haare, zu Aesten die Arme;
Fest hängt, jüngst noch flink, ihr Fuß an trägem Gewurzel!

Auch so, erzählt Ovid weiter, möchte sie der Sonnengott umarmen, aber die Aeste wenden sich ab von ihm und entziehen sich

seinen Küssen. Er aber giebt dem Baume immergrünes Laub, bekränzt sich mit dem Lorbeer, welcher hinfort der Baum des Sieges (wegen der siegenden Daphne) der Dichter und Propheten wurde. Die Verwandlungsscene ist häufig von Künstlern dargestellt worden, am schönsten in einem antiken Relief, am nüchternsten in einer Marmorgruppe vom Ritter Bernini. An dem Lorbeerbaume bemerkt man nichts von dem durch Ovid erwähnten Wegwenden des Baumes von der Sonne, es ist daher wahrscheinlich, daß gewisse nachtblühende Bäume, vielleicht asiatische Jasminarten mit lorbeerartigen Blättern, den Anlaß zu der Sage von der Baumnymphe gegeben, welche sich den Verfolgungen des Sonnengottes entzieht. Man ist versucht, mit Dierbach hierbei zunächst an den im ganzen Orient verbreiteten und den alten Griechen bekannten Jasminum Sambac zu denken, dessen Blumen, so lange die Sonne scheint, geschlossen bleiben. Erst in der Dämmerung öffnen sich die schneeweißen Blüthen, die beim Abfallen purpurroth werden, und durchhauchen die Nacht mit köstlichem Duft, welcher den der Orange weit übertrifft. Aber die Strahlen des Morgens finden die Lippen und Augen dieser „Tochter der Nacht" (wie Rumph sie nennt) wieder geschlossen. So scheint die indische, wie die entsprechende griechische Mythe, nur die künstlerische Personification des „Blumenschlafs" zu sein.

Literarisches.

Der Professor von Heidelberg. Ein deutsches Dichterleben aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von O. Müller. Stuttgart, Kröner.

Das eigentlichste Feld, auf dem Otto Müller's bedeutendes Erzählertalent so recht heimisch ist, bleibt die Schilderung der Gemüthsstimmungen, durch welche ein Dichter- und Denkerleben in Leid und Freud' bewegt wird, und meisterhaft versteht er es, diese Stimmungen in der jeweiligen äußeren Umgebung seiner Helden sich wiederspiegeln, oder eins mit dem anderen in Harmonie treten zu lassen. Peter Lottich, ein humanistischer Gelehrter und Dichter, der nach der Sitte seiner Zeit sich Lotichius nannte, ist der Held des vorliegenden Romans, dessen reiche und von mannigfacher Abwechslung getragene Handlung uns bald nach Italien, bald an die schönen Ufer des Neckar führt, wo er das aufblühende Universitätsleben in farbenfrischer Lebendigkeit malt und den Bau des Heidelberger Schlosses, dieses prächtigsten Baudenkmals aller deutschen Gauen, schildert, dessen Ruinen noch heute den Beschauer anmuthen wie ein deutsches Gedicht von versunkener und vom Glorienschein erhabener Poesie umwobener Herrlichkeit. Wie der Bau des Heidelbergers Schlosses einen Haupthintergrund des ganzen Seelengemäldes bildet, so spiegelt sich in der ahnungsvollen Seele des Dichters Lotichius die Zerstörung desselben vor, und das eigene Verhängniß des Heiden ist gleichsam ein Bild der dem Untergange geweihten Größe. Alle diese Beziehungen, die ungesucht und mit wirklich poetischer Feinheit empfunden durch den Roman gehen, verleihen demselben eine Gedankentiefe, wie sie nicht allzu häufig vorkommt, und doch muß hervorgehoben werden, daß derselbe keineswegs von „des Gedankens Bläße" angekränkelt erscheint, sondern in gesunder Wirklichkeit auch von Kampf und Muth wie von Liebe und Lebenslust meldet.

Ein Unternehmen, welches schon der Neuheit wegen ein gewisses Aufsehen erregen muß, der Größe der Aufgabe wegen aber auch besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die Herausgabe einer „Philosophischen Bibliothek," welche von J. H. von Kirchmann, im Verlage von L. Heimann in Berlin, veranstaltet wird. Es handelt sich dabei um eine Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit, und zwar nicht um eine nackte Wiedergabe der Werke, welche, soweit sie ursprünglich in fremden Sprachen erschienen sind, sorgfältig übersetzt werden, sondern auch um die Beifügung sachlicher Erläuterungen und biographischer Umrisse zum leichteren Verständniß. Dem ersten Bande ist eine Einleitung in das Studium philosophischer Werke vorausgeschickt worden, die für den Laien unumgänglich nothwendig ist, wenn er nicht beim Lesen der philosophischen Werke mit den größten Schwierigkeiten kämpfen soll. Die Bibliothek begann mit Kant's Kritik der reinen Vernunft, an welche sich vorerst Spinoza's Ethik, dann Werke von Descartes, Leibniz, Baco von Verulam, Locke, Hume, Hobbes, Plato, Aristoteles, Fichte und Schleiermacher anschließen. Das ganze Unternehmen ist von Herrn von Kirchmann mit Einsicht in die Bedürfnisse unserer Zeit und mit Rücksicht auf den Standpunkt der allgemeinen Bildung gehalten, möge es, Vorurtheile besiegend, Boden gewinnen, um die Begriffe über Philosophie auch in weiteren Kreisen zu klären.

Digitized by Google

Neueſtes aus der Ferne.

Die Volkslieder der Hindu.

Die europäiſchen Gelehrten, die ſich mit den indiſchen geiſtigen Erzeugniſſen beſchäftigen, richten ihre Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich auf die höhere Literatur, die ganz und gar brahmaniſch iſt. Die Prieſterkaſte bildet aber nur einen Theil des Volkes, wenn ſie auch zahlreich iſt und im Ganges-thale den ſechsten, in Madura den fünften Theil der ganzen Kopfzahl ausmacht. Man gelangt zu falſchen Urtheilen, wenn man das Volksleben nach der brahmaniſchen Literatur beurtheilt. Volkslieder geben immer den beſten Aufſchluß über die Denkweiſe und die Gefühle der ungebildeten Claſſen. Solche Volkslieder beſitzen die Hindu, aber ſie werden nur von Mund zu Mund überliefert und Europäern nie mitgetheilt. Herrn Gover, einem in Madras lebenden Engländer, iſt es indeß gelungen, ſich eine bedeutende Anzahl von Volksliedern in der Canaraſprache zu verſchaffen. Hundertfünfzig theilten ihm Miſſionäre mit, andere ſammelte er ſelbſt und auch eine Zeitung, die „Mangalore Preß," lieferte ihm verſchiedene. Alle ſind den Vorträgen von Daſaris oder Volksbarden, welche an den Thoren der Pagoden und beim Betteln in den Straßen ſingen, nachgeſchrieben worden. Viele der beſten und beſonders charakteriſtiſchen beziehen ſich auf den Tod. Andeutungen auf die Seelenwanderung, die im Glauben der gewöhnlichen Hindu eine große Rolle ſpielen ſoll, kommen in ihnen kaum vor. Mehrere erinnern ſtark an die Sprüche Salomonis, ſtellen in markiger Sprache Lebensregeln auf, machen ihre Vorſchriften durch Bilder verſtändlich und ſchärfen in einem einzigen Verſe mehrere wichtige Pflichten ein, ſie ohne vermittelnde Uebergänge neben einander ſtellend. Verſchiedene der beliebteſten Volkslieder ſind in der That nichts als eine Reihe von Sprüchwörtern in metriſchem und alliterirendem Aufbau. Andere machen die Kaſtenunterſchiede und die Anmaßungen der Brahmanen lächerlich und betonen in breiter Ausführung, daß Gott nur zwiſchen Böſen und Guten, nicht zwiſchen Vornehmen und Geringen unterſcheidet. In anderen wieder wird das Leben als eine Prüfung geſchildert und ſchmerzlich beklagt, daß ſich viel leichter ſündigen als auf dem rechten Wege bleiben laſſe, ſo daß das irdiſche Daſein für viele Menſchen nichts als ein Fallſtrick ſei, durch den ſie von Gott weiter und weiter fortgeführt würden. Die Gover'ſche Sammlung dieſer Volkslieder enthält Ueberſetzungen derſelben, die theils vom Herausgeber, theils von zwei Geiſtlichen, Sanderſen und Greenwood, herrühren.

Paraguay.

Der Untergang des Dictators Lopez nach einem mehrjährigen ſehr blutigen Kriege verbürgt den Ländern am La Plata eine Zeit des Friedens. Von Paraguay, das alle Störungen verurſacht hat, iſt nichts mehr zu befürchten, denn ſeine Bevölkerung beſteht faſt nur aus Greiſen, Kindern und

Frauen. Diese Entvölkerung des Landes durch einen beispiellos hartnäckigen, nach dem Verschwinden der letzten Hoffnung auf Sieg immer noch fortgesetzten Widerstand macht es unmöglich, daß Paraguay durch eigene Kraft in nächster Zeit zur Erholung gelangen könnte. Die Einwanderung wird helfen müssen. In den Plata-Staaten leben zahlreiche Deutsche, Italiener und Franzosen. Was das Land zu bieten vermag, ist dasselbe, was die angrenzenden argentinischen Provinzen gewähren. Das Klima ist angenehm und soll mit dem der Canarischen Inseln an Gesundheit wetteifern können. Im heißen Sommer wird dem Boden durch einen reichlichen Thau seine Feuchtigkeit erhalten, der Winter ist nicht so streng, daß nicht die Wiesen stets ihr Grün behielten. Von den vier Zonen, in die man das Land zu theilen pflegt, grenzt die eine, die der überschwemmten Tiefebenen, an die argentinischen Provinzen. Die wenigen Bewohner dieses niedrigen Landstriches, der zur Regenzeit einen einzigen See bildet, ernähren sich von der Viehzucht. In der Nähe von Assuncion steigt der Boden an und wird zum Bau von Maniok, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle und Mais benutzt. Jenseits der Hochfläche von Assuncion beginnt die Zone der Weiden und an sie schließt sich die Zone der Wälder. Die Isolirung Paraguay's war eine künstliche. Zu Lande sind die Verbindungen allerdings schwierig, aber der Paraguay bietet eine vortreffliche Wasserstraße. Tabak und Paraguay-Thee waren bisher die Artikel, auf die der Handel sich angewiesen sah. Jenen Thee (Yerba) liefert ein Baum, der mit dem Orangebaum eine große Aehnlichkeit hat und in den Wäldern an den Zuflüssen des Parana und Uruguay wächst. Die Yerbapflanzungen der ehemaligen Jesuitenmissionen sind längst eingegangen und man sammelt nur noch die Blätter wild wachsender Bäume. Das Pflücken war eine den Indianern auferlegte Frohne, der Verkauf des Thees gehörte zu den Monopolen des Dictators. In Südamerika ist dieser Thee sehr beliebt und die Anlage von Yerbapflanzungen würde für Ansiedler ein sehr lohnendes Unternehmen sein. Auch der Tabaksbau würde sich empfehlen. Einen großen Reichthum besitzt das Land in seinen feinen Holzarten für Tischler, die besser sind als die auf der Pariser Ausstellung so allgemein bewunderten brasilischen.

Ausgrabungen in Troja.

Ueber die Lage des alten Troja hat lange Streit geherrscht. Schließlich haben sich die namhaftesten Alterthumsforscher dahin ausgesprochen, daß die Anhöhen über dem heutigen Bunarbaschi die alte Stadt des Priamus getragen haben. Eine abweichende Ansicht hat Schliemann in einem französisch geschriebenen Werke: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" zu begründen versucht. Nach ihm ist die Baustelle des alten Troja mit der von Hissarlik (Ilium Novum) identisch und das Pergamus des Priamus kann auf keiner andern Stelle gelegen haben als auf dem daneben befindlichen Hügel, welcher als Ausläufer eines kleinen Bergrückens sich in die Ebene von Troja hineinzieht. Durch Ausgrabungen, die er in diesem Frühjahr auf dem fraglichen Hügel gemacht hat, glaubt er sich Gewißheit darüber verschafft zu haben. Der erste Unterbau, den er beim Ziehen eines Grabens fand, wurde in einer Länge von zwanzig und einer Breite von vierzehn Metern blosgelegt. Auf eine Mauer von behauenen Sandsteinen folgte nach unten zu ein Mauerwerk von kleinen, ohne Cement zusammengelegten Kalksteinen und unter diesem wurde eine augenscheinlich viel ältere Wand von ausgezeichnet gut bearbeiteten marmorähnlichen Kalksteinen entdeckt. Diese Aufeinanderfolge wiederholte sich bei allen Unterbauen, die Schliemann noch bloslegen konnte. Zunächst stieß er immer auf eine Mauer von großen bearbeiteten Steinen, die auf einem Mauerwerk von Feldsteinen ruhte, und unten machte eine sehr alte Mauer den Schluß. Die marmorähnlichen Kalksteine derselben waren so ausgezeichnet gearbeitet und so vortrefflich auf einander gelegt, daß die ganze Mauer nur ein Stück zu sein schien. Schichten von Asche und Schutt erregten die Vermuthung, daß auf dem massiven Unterbau hölzerne Häuser gestanden hatten, die ein Raub der Flammen geworden sind. An mehreren Stellen wurden runde solide Stücke Thon, die einige Aehnlichkeit mit den alten Lampen haben und ohne Ausnahme auf zwei Punkten durchbohrt sind, in großer Menge gefunden. Schwarze

Steine gleicher Form, jedoch ohne Löcher, welche wie geſchliffen ausſahen, zeigten ſich innerhalb eines Gebäudes, das Schliemann für den Tempel der Iliſchen Minerva hält. Neben den erwähnten Thonſtücken lagen immer ſehr viele Eberzähne. Gefunden wurden ferner kupferne Münzen von Ilium Novum, eine ſilberne Münze der alten Stadt Sigeion, viele irdene Lampen und andere Gefäße, kupferne Pfeilſpitzen, eiſerne und kupferne Nägel, geſchmolzenes Eiſen und Kupfer, mehrere Steine mit einer Marke, zwei mit Menſchenaſche gefüllte Urnen und an Kunſtſachen zwei herrliche Statuetten von Göttinnen aus Thon und ein ausgezeichnet ſchön gearbeitetes Bruſtbild der Helena. — Der Entdecker hat ſeine Arbeiten, weil die Eigenthümer des Bodens die ertheilte Erlaubniß widerriefen, einſtweilen einſtellen müſſen, hofft ſie aber bald wieder aufnehmen und dann beweiſen zu können, daß die aufgefundenen Mauerreſte wirklich zum alten Troja gehörten.

König Orelio von Arauco.

Die Ausſichten Chile's auf endliche Bewältigung der Araucaner, über die wir im vorigen Hefte berichteten, haben ſich wieder getrübt. Vor Kurzem erſt hatten ſie ſich ſehr günſtig geſtaltet, da die Araucaner, durch das Vordringen der Chilenen in ihrem Lande und das Erſcheinen einer Kriegsflotte auf ihrem großen Fluſſe erſchreckt, unter Annahme aller Bedingungen ihrer Feinde Frieden geſchloſſen hatten. Jene Bedingungen waren: vollſtändige Unterwerfung, Annahme chileniſcher Statthalter, Auslieferung aller Waffen, Anlegung von Militärſtraßen, Auslieferung aller Gauner und Banditen aus Chile und den angrenzenden Ländern, Uebergabe aller Kazikenſöhne zur Erziehung in Santiago, vollſtändige Oeffnung des Landes für Handel und Verkehr. Eine große Volksverſammlung von mehr als tauſend Araucanern hatte dieſe Bedingungen bewilligt und der chileniſche General Pinto glaubte nun ſeine Maßregeln für die Beſiedelung des Landes ungehindert fortſetzen zu können. Die Wiederherſtellung der alten wichtigen Städte Imperial und Villa Rica war bereits ſo weit vorgeſchritten, daß Imperial eine kleine Colonie von Händlern und Soldatenfamilien erhalten hatte und nach Villa Rica eine Straße im Bau begriffen war. Da erſchien plötzlich Orelio, angeblich aus Patagonien zurückkehrend, in Araucanien wieder. Dieſer Abenteurer iſt ein Franzoſe, ein ehemaliger Procurator aus Perigord, der früher ſchon über Araucanien geherrſcht hat. Damals von den Chilenen gefangen genommen, wurde er von den Aerzten in Santiago für geiſteskrank erklärt und vom franzöſiſchen Conſul in ſeine Heimath geſchafft. Bei ſeinem Wiedererſcheinen iſt er nicht allein gekommen. In ſeinem Gefolge befinden ſich verſchiedene Franzoſen, die theils als Miniſter fungiren, theils die Indianer in der europäiſchen Kriegskunſt unterrichten ſollen, und eine mehrere hundert Mann ſtarke Bande von Gauchos aus den argentiniſchen Provinzen. In einem Briefe an den General Pinto, den er „Orelio I., König von Arauco und Patagonia" unterzeichnet hat, ſtellt er, den abgeſchloſſenen Frieden ignorirend, ein Ultimatum. Er fordert die unverzügliche Räumung ſeiner Provinz Laja, wie die Aufgebung von Imperial und Villa Rica und bietet dafür dem Staate Chile ein Bündniß zu Schutz und Trutz an. Von ſich ſelbſt ſagt er, daß er vom Volk in allgemeiner Abſtimmung erwählt worden ſei und eine conſtitutionelle Monarchie errichtet habe. Mit Geld und Waffen ſei er reichlich verſehen, habe eine vorzügliche Armee zur Hand und werde nächſtens, um mit der Welt in Verkehr zu treten, an der Küſte zwei Häfen eröffnen. Die Chilenen haben mit Rüſtungen geantwortet und auf Orelio's Kopf einen Preis geſetzt.

Uruguay.

Der kleinſte unter den Staaten, die gegen Paraguay verbündet waren, übertrifft Uruguay mit ſeinem Flächeninhalt von 3375 geographiſchen Geviertmeilen die ſüddeutſchen Staaten an Umfang. Die Bevölkerung freilich iſt eine weit geringere. Sie beſteht aus 390,000 Seelen, ſo daß auf jede Quadratlegua 55, oder auf den Kilometer 1,76 Köpfe kommen. Die Volkszählung von 1860 ergab eine Volksmenge von 241,000, die von 1865 von 346,000 Seelen, ſo daß die Zunahme in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren 149,000 Menſchen oder jährlich 14,900 betragen hat. Dieſe Vermehrung kommt hauptſächlich auf

Digitized by Google

die Rechnung der Einwanderung. Trotz des gewaltigen Aufschwunges, welchen Handel und Industrie dort bereits begonnen, sind doch die Erträgnisse der Viehzucht noch immer die wichtigste Quelle des Wohlstandes und liefern dem Handel die meisten Ausfuhren. Im letzten Jahrzehnt hat Uruguay im jährlichen Durchschnitt für zwölf Millionen Piaster gesalzenes Fleisch, Haare, Felle und Wolle verschickt. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen sechsundzwanzig Rinder, vier Pferde, dreiundzwanzig Schafe und ein Maulthier. Außer den Saladeros, die im vorigen Jahre vierundzwanzig Millionen Kilogramm gesalzenes Fleisch lieferten, repräsentiren Dampfmühlen das Großgewerbe. Die geographische Lage des Landes begünstigt den Handel, denn die Grenze wird größtentheils vom Meer und von Flüssen, die für Fahrzeuge von jedem Aufgang schiffbar sind, gebildet. Montevideo und Maldonado sind ausgezeichnete Häfen. Diese beiden Plätze werden binnen Kurzem mittelst einer Eisenbahn unter einander verbunden sein. Ferner ist die Eisenbahn von Montevideo nach Las Pedras, deren Fortsetzung bis Duragon der Vollendung sich nähert, im Bau begriffen eine Bahn nach Santa Rosa und der brasilischen Grenze.

Der Boden steigt wellenförmig in Stufen auf. In verschiedenen Richtungen ziehen Bergketten, die ihren scharfen Kanten den Namen Cuchillas (Messer) verdanken. Die bedeutendste von ihnen, die Cuchilla Grande, erhebt sich nicht über zweitausend Fuß und zeichnet sich durch die Menge von Flüssen aus, die in ihr entspringen. Auch von den übrigen Bergen ergießen sich Flüsse in das untere Land, so daß der Boden gut bewässert wird. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Die heiße Jahreszeit fällt in die Monate October bis Juni, vom Juni bis zum September ist es kühl. Schnee ist unbekannt, unangenehm sind die plötzlichen Temperaturwechsel, die durch die aus den Pampas kommenden und daher Pamperos genannten Südwestwinde hervorgerufen werden. Urwälder und selbst hohe Bäume fehlen, aber die Thäler und Flußufer sind mit Gesträuch und mit Bäumen von mittlerer Größe bedeckt. Für den Getreidebau eignet das Land sich sehr, auch die europäischen Gemüse und Fruchtbäume gelangen zu schöner Entwicklung und an Stellen, die gegen den Wind geschützt sind, gedeihen tropische Früchte.

Die Einwanderung beschränkt sich auf die romanischen Völker. Am zahlreichsten erscheinen die Italiener, die zweite Stelle nehmen die Spanier, die dritte die Franzosen ein. Die Regierung ermuntert die Einwanderung nach Kräften, ein Verein verschafft den ankommenden Fremden die erste Unterkunft und weist ihnen Stellen zu. Durch die Einwanderung ist zwischen Italien und Montevideo ein lebhafter Verkehr entstanden. Genua ist der hauptsächlichste Ausgangspunkt, doch vermitteln auch Neapel und Savoua diesen Verkehr. Die Genuesischen Schiffe sind theils gemischte, theils Dampfer. Am 1. Juni dieses Jahres hat eine in Genua gegründete „Italisch-Platensische Dampfschifffahrts-Gesellschaft“ regelmäßige Fahrten eröffnet.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 71 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 167.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

August 1870.

Die Marabuta.

Eine algierische Erzählung

von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Unter den zahlreichen arabischen Kaffeehäusern von Algier giebt es eines, welches sich durch eine höchst sonderbare Specialität auszeichnet. Dieses Kaffeehaus, welches von einem gewissen Hamud ben Mohamed gehalten wird, bildet den Versammlungsort aller einheimischen Excentricitäten, von den harmlosesten Sonderlingen bis zu den verrücktesten Originalen, ja bis zu solchen gefährlichen Wesen, welche hie und da einen gelinden Anfall von Tobsucht bekommen und dadurch den Gliedmaßen ihrer Mitgäste zuweilen aufs höchste bedrohlich werden. Diese Letzteren sind freilich selten, da die tobsüchtige Form der Verrücktheit in Algier nur bei sehr wenigen Individuen zum Ausbruch zu kommen pflegt. Desto häufiger ist jedoch jene Form, die das fragliche Individuum nur wie einen Sonderling erscheinen läßt, welcher sich zwar nicht das Geringste von dem erlaubt, was polizeilich verboten ist, und dabei doch aufs auffallendste die Grenzen des Gewöhnlichen, ja des Vernünftigen überschreitet. Suchen wir die originellen Käuze, welche die Stammgäste dieses Kaffeehauses bilden, in einer flüchtig hingeworfenen Porträtirung dem Leser vorzuführen. Da sehen wir zuerst — à tout seigneur tout honneur — den ehrenwerthen Besitzer des Kaffeehauses selbst. Hamud ben Mohamed ist ein Mann von etlichen dreißig Jahren, er besitzt, eine große Seltenheit unter Arabern, einen röthlichblonden Haarwuchs und Bart. Sein Aeußeres ist nicht eben häßlich. Auch würde man nichts Ungewöhnliches an demselben finden, wenn er es nicht liebte, sich mit einer allen Anstands spottenden Unordent-

lichkeit zu tragen und die Manieren eines betrunkenen Raufboldes anzunehmen. Den Turban trägt er stets schief auf das eine Ohr gesetzt, selten fehlen in dessen Falten einige Rosen, zuweilen sogar steht ein ganzer Blumenstrauß aus der Krone der Kopfbedeckung hervor, lauter Dinge, welche ein strenger, rechtgläubiger Moslem als Kennzeichen der Liederlichkeit verabscheut. Seinem Aeußeren nach zu schließen, sollte man glauben, daß Hamud der wildeste Kerl von der Welt sei, und dennoch ist er einer der friedfertigsten Männer, der sich durch Wohlwollen für alle seine Mitmenschen im Allgemeinen, und für die seltsamen Originale, seine Hauptkunden, im Besondern, auszeichnet. Nur einmal in vier Jahren habe ich ihn zornig gesehen und das war, weil einer seiner Gäste die einzige Dame, welche das Kaffehaus zu besuchen pflegte, aufs schändlichste mißhandelt hatte. Aber auch dieser sein Zorn war nicht von langer Dauer gewesen. Denn bald war es klar geworden, daß der Beleidiger im Paroxismus der himmlischen Inspiration (man lese des Wahnsinns) gehandelt habe. Hamud begnügte sich deshalb, ihn zur Thür hinauszuwerfen, ein Verfahren, dessen er sich sonst niemals, selbst nicht in der gelinderen Form des Hinausschiebens oder des Fortschickens bediente.

Hamud ist ein wahrer Typus moslemischer Gastfreundlichkeit, welche Tugend bei ihm so weit geht, daß er die meisten seiner Kunden, namentlich die auffallenderen Sonderlinge, oft gänzlich frei hält. Daß er bei einer so geschäftswidrigen Art, den Wirth zu spielen, keine großen Reichthümer sammeln konnte, ist selbstverständlich.

Aber wenn auch nicht durch Gewinn, so fühlt er sich doch durch die Befriedigung seines Aberglaubens entschädigt. Denn er hegt im höchsten Grade jene geheimnißvolle Verehrung aller Moslems für das, was sie himmlische Eingebung nennen, und was wir Europäer mit dem nüchternen Worte „Verrücktheit“ bezeichnen würden.

Einige Araber wollen sogar behaupten, daß Hamud selbst zuweilen von solchen himmlischen Eingebungen heimgesucht würde, aber ich habe ihn lange betrachtet und immer gefunden, daß die himmlischen Eingebungen, welche man an ihm beobachten konnte, sich nur dann einstellten, wenn er einen besonders tiefen Blick in die Rakiflasche oder einen besonders reichlichen Zug aus der Haschischpfeife gethan hatte. Wie dem auch sein mag, jedenfalls ist Hamud der wärmste Freund aller derer, welche von den besagten Eingebungen heimgesucht werden. Er scheint sich nur dann glücklich zu fühlen, wenn eine recht anständige Zahl derselben seine niedere Hütte mit ihrer Gegenwart heimsucht.

Unter diesen Lieblingsgästen des Kaffeewirthes befand sich neben andern auch ein spindeldürres Männchen, mit spärlichem, grauem Bart, keineswegs alt, aber bereits greisenhaft verschrumpft. Dieses Männchen war so ehrwürdig gekleidet, daß unwissende Landbewohner, wenn sie zum ersten Male in die Stadt kamen, dasselbe gewöhnlich für den Kadi von Algier zu halten pflegten. Denn seine Kleidung war ganz genau die des obersten moslemischen Richters der Hauptstadt. Er trug die Amama, den großen, thurmartigen, weißen Turban mit dem weißen Haik (Shawl) darüber geschlungen, sowie den Kaftan, den langen, bis über die Kniee reichenden Rock, welche in Algier zur unterscheidenden Amttracht des Kadi gehören, und die kein anderer Moslem dieser Stadt, der seiner Sinne Herr ist, anzunehmen wagen würde. Auch möchte man bei keinem Andern diese Usurpation des richterlichen Costüms geduldet haben. Bei diesem Männchen aber duldete man sie nicht nur, sondern der Kadi selbst schenkte ihm seine abgetragenen Kleider.

So kam es, daß das verschrumpfte Männchen wie eine zweite Auflage des Kadi erschien, nicht jedoch wie eine verbesserte Auflage, sondern im Gegentheil wie ein vor Alter sehr schadhaft und schäbig gewordenes Exemplar. Besonders zu den Zeiten, wenn der wirkliche Kadi lange seine Garderobe nicht erneuert und keine alten Kleider abgeworfen hatte, sah der falsche Kadi schäbig und beinahe zerlumpt aus.

Die mitleidigen Landbewohner wunderten sich dann, daß die Algierer ihren obersten Richter so im Elend schmachten ließen, daß derselbe nicht einmal anständig gekleidet gehen könne. Ihr mitleidiges Herz wurde noch mehr gerührt, als sie den vermeintlichen Kadi grüßten und dieser ihnen mit den Worten „Athini Sordi“ (das heißt: „gieb mir einen Sou“) antwortete. Ein Kadi, welcher betteln ging, das war in der That unerhört! Welch ein gottloses Volk,

diese Algierer, daß sie einen ihrer ersten religiösen Würdenträger so zum Aeußersten kommen ließen!

Diejenigen mitleidigen Landbewohner jedoch, welche gesehen hätten, in welches unheilige Local der vermeintliche Kadi tagtäglich seine Schritte lenkte, würden bald ihre Illusion verloren haben. Ein Kadi besucht in Algier nie ein Kaffeehaus. Das wäre eine Sünde, ärger wie wenn er Wein trinken oder Schweinefleisch essen würde. Der vermeintliche Kadi aber war einer der treuesten Stammgäste in der Bude des Hamud ben Mohamed.

Die wenigen vernünftigen Menschen, welche sich daselbst in Mitte der „Inspirirten" einzufinden pflegten, hatten ihn mit dem Namen „Kadi el Mâbel," das heißt „Kadi der Verrückten" oder vielmehr nach moslemischer Uebersetzung „Kadi der Inspirirten" getauft.

Der Kadi el Mâbel war nicht immer „inspirirt" gewesen, sondern hatte bis zu seinem dreißigsten Jahre einen ganz leidlichen Menschenverstand besessen. Ja er war sogar nach arabischen Ideen ein Gelehrter gewesen, das heißt er wußte den ganzen Koran von A bis Z auswendig. Aber diese Gelehrsamkeit hatte ihn leider nicht vor der Leidenschaft schützen können, und namentlich nicht vor jener Leidenschaft, welche bei den Mauren, wenn sie unbefriedigt bleibt, gewöhnlich zu dem Zustande der „Inspiration" führt. Diese Leidenschaft war die Liebe und der erwählte Gegenstand derselben war Niemand anders als die Marabuta, die Heldin dieser Erzählung, mit welcher wir uns bald näher beschäftigen werden. Zuerst bleibt uns aber noch die Aufgabe, die übrigen Inspirirten, welche ebenfalls alle Opfer der Marabuta waren, dem Leser vorzuführen.

Der Nachbar des Kadi el Mâbel auf den Bänken der Kaffeebude war ein gewisser Mustapha Ulid el Chost el Chil. Das Wort Ulid bedeutet „Sohn" und der Chost el Chil war ein großer Würdenträger unter den früheren Beherrschern von Algier, dessen Amt ungefähr dem eines obersten Stallmeisters entsprach. Der Chost el Chil war nach dem Dey die dritte Person im Staat, besaß ein für Algier höchst bedeutendes Einkommen und hatte Recht über Leben und Tod.

Wenn man aber den Sohn dieses letzten Chost el Chil ansah, dann würde man wohl schwerlich zu dem Gedanken geführt worden sein, als ob er der Nachkomme vornehmer Eltern sein könne.

Mustapha war in der excentrischen Ausstattung seines auffallenden Aeußern grade das Gegentheil von dem Kadi el Mâbel. So würdevoll dieser seine Jammergestalt ausstattete, so wenig respectabel sah sein Nachbar aus. Er wäre wohl, wenn es auf ihn allein angekommen wäre, am liebsten ohne alles Costüm geblieben und hätte sich allenfalls nur mit dem polizeilich vorgeschriebenen Lendentuch begnügt. Das litten aber seine Verwandten und Freunde nicht. Diese schenkten ihm vielmehr von Zeit zu Zeit verschiedene Garderobestücke, welche, wenn er sie zu tragen gewußt hätte, aus ihm einen anständig aussehenden Menschen gemacht haben würden. Da er sie aber nicht zu tragen wußte, sondern vielmehr gewöhnlich verkehrt anzog und da er außerdem eine große Vorliebe für das Straßenpflaster besaß, auf welchem liegend er vorzugsweise seine Siesta zu halten pflegte, und da in Folge davon die ihm geschenkten Kleidungsstücke mit allem Gassenkoth und Kehricht in den schmutzigen Straßen seiner Vaterstadt eine intime Bekanntschaft unterhielten, so war das Resultat, daß sein Costüm sich wenig von dem unterschied, welches Hiob getragen haben mag, als er auf dem Misthaufen wohnte.

Begreiflicherweise war diesen Kleidungsstücken nie eine lange Dauer bestimmt. Entweder gingen sie verloren: die Schärpe fiel ihm oft im Gehen herunter und wurde nie wieder aufgehoben; die Jacke zog er ohnehin nie an, sondern hing sie nur lose um die Schulter, wo sie denn das Schicksal der Schärpe bald theilte; selbst das unaussprechliche Kleidungsstück kam nicht selten auf irgend eine unbegreifliche Weise abhanden und dessen Abwesenheit machte ihn zum Sansculotten; oder, wenn die Kleider ausnahmsweise nicht verloren gingen, so waren sie doch nach einem dreitägigen Tragen schon gewöhnlich so über die Maßen zerrissen und zersetzt, daß sie in Gestalt von Lumpen sich von seinem Körper abtrennten.

Dieser schnelle Consum von Kleidungsstücken machte es den mitleidigen, jedoch meist jetzt verarmten Moslems oft unmöglich, für das eben geschenkte und augen-

blicklich darauf auch schon ruinirte Costüm schnell genug ein neues zu liefern. So kam es, daß der Sohn des Chost el Chil nicht selten für seine Bekleidung auf das Mitleid der Ungläubigen angewiesen war, welches aber das Resultat erzielte, alle guten Moslems zu scandalisiren. Denn diese schändlichen Ungläubigen gingen in ihrem übelangebrachten Mitleid so weit, dem Sohn des Chost el Chil ihre abgetragenen europäischen Kleider zu schenken, welche aus demselben in den Augen der Franzosen freilich nur eine Vogelscheuche, in den Augen der Moslems jedoch einen Gegenstand des Aergernisses machten. Denn ein französisch gekleideter Araber ist jedem guten Moslem ein Gräuel. Diese guten Moslems waren deshalb bemüht, all' den zerstörenden Elementen, welche aus Mustapha's Kleidern in wenig Tagen Lumpen und Fetzen machten, noch durch Zerren und Reißen zu Hülfe zu kommen, so daß das europäische Costüm gewöhnlich während noch kürzerer Zeit auf seinem Leibe blieb als dessen arabische Vorgänger.

Einmal sogar hatte ein Franzose die unglückliche Idee gehabt, das unbedeckte Haupt Mustapha's mit einem großen, schwarzen Cylinderhut zu schmücken. Diesen Hut behielt er keine drei Minuten auf dem Kopf. Die Gassenjungen warfen danach, bis sie ihn zu Boden gefällt, und dann trat die ganze gläubige Bevölkerung Algiers auf der ketzerischen Kopfbedeckung herum, bis dieselbe zu Brei gequetscht war. Ja sogar der ehrwürdige Mufti, der Hohepriester der Moschee, welcher zufälligerweise vorbeikam, konnte sich nicht enthalten, auf das verhaßte Symbol europäischer Cultur zu spucken. Denn als solches wird der Cylinderhut von der moslemischen Bevölkerung angesehen und ist entsprechender Weise verhaßt. Ein Araber, der einen Cylinderhut tragen wollte, würde für einen ärgeren Glaubenslästerer angesehen werden, als wenn er das Grab Mohamed's geschändet hätte.

Mustapha unterschied sich aber nicht nur in seiner Tracht auffallend von dem Kadi el Mâbel, sondern auch in seiner Gestalt und Körperfülle, sowie in seinen Manieren. Er war eher fett als mager und besaß ein stets rothes, oft glühendes, erhitztes Gesicht, während der Kadi die Bläße selber war. Dieser erhitzten Gesichtsfarbe entsprach das Ungestüm seiner Manieren. Obgleich er täglich von vielen frommen Gläubigen zu wiederholten Malen mit Lebensmitteln und mit Kaffee tractirt wurde, so ließ er sich doch nie Zeit, zu essen, sondern warf nach dem ersten Bissen gewöhnlich alle Speisen zum Fenster hinaus. Auch die Kaffeetasse gelangte selten von seiner Hand bis an die Lippen, sondern wurde in den meisten Fällen vorher verschüttet, in einigen Fällen gradezu auf die Straße geschleudert.

Man kann sich denken, daß Mustapha bei solchen Eigenschaften eben nicht der angenehmste Nachbar von der Welt war. Dennoch erfreute er sich einer allgemeinen Beliebtheit. Er gehörte so ganz entschieden und unzweifelhaft zur Classe der „Inspirirten," daß das Mitleid seiner Glaubensgenossen, welches diese Menschenclasse vorzugsweise schützend umgiebt, sicher war, sich nicht zu irren und nicht etwa einen nur vermeintlich Inspirirten zu beschützen.

Auch Mustapha hatte sich nicht immer dieses Zustandes erfreut, welcher ihn jetzt zu einem Gegenstande der Verehrung machte. Wenn auch niemals eine der Leuchten des Islam, so war er doch als Jüngling ein gesitteter, nicht allzu dummer und nicht ganz verschrobener Mensch gewesen. Namentlich hatte er sich durch ein sehr vortheilhaftes Aeußere ausgezeichnet und das war vielleicht sein Unglück gewesen. Denn es hatte ihn eitel gemacht und ihm die Meinung eingeflößt, als ob kein weibliches Herz ihm zu widerstehen vermöchte. Und dennoch hatte ihm eines widerstanden und dieses eine war gerade dasjenige gewesen, von dem er den Widerstand am wenigsten vertragen konnte. Dieses einzige Weib, für welches Mustapha mit ganzer Seelenkraft geglüht hatte, war die Marabuta. Diese hatte ihn abgewiesen und dadurch zum „Inspirirten" gemacht, als welcher er nun vor uns erscheint.

Der dritte der Stammgäste des Kaffeehauses war ein noch sehr junger Mann, beinahe noch ein Jüngling und hieß Omar ben el Amin. Sein Erzeuger war nämlich Amin, das heißt Vorstand einer Zunft, und die Zunft, welcher er angehörte, war eine der geachtetsten von Algier. Omar war gut erzogen worden, hatte nicht nur den Koran auswendig, sondern selbst etwas gebrochenes Französisch gelernt, eine große Seltenheit bei den Mauren von Algier.

Aber diese seine bevorzugte Erziehung hatte bei ihm ein ähnliches Resultat gehabt, wie bei Mustapha die Vorzüge des Aeußeren. Er war sehr eitel geworden, und hatte sich für ein ganz ausnahmsweises, ausgezeichnetes Wesen gehalten. Die Folge davon war, daß er es höchst unbegreiflich fand, wie dasjenige Mädchen, welches ihm eine zärtliche Neigung eingeflößt hatte, nicht auch für einen so ausgezeichneten Menschen, wie er selbst war oder zu sein vermeinte, eine ähnliche zärtliche Neigung empfand. Ja, so unbegreiflich fand er diesen Umstand, daß er sich den Kopf unaufhaltsam darüber zerbrach, und dieser arme Kopf konnte leider das viele Zerbrechen nicht vertragen und rettete sich in den Zustand der „Inspiration."

Meine Leser werden errathen, daß Niemand anders Omar's Verzücktheit oder Verrücktheit, wie man will, verursacht hatte, als dieselbe Marabuta, welche an dem „inspirirten" Zustand seiner beiden Collegen schuld war.

Bei Omar gab sich jedoch der Zustand, in welchen unerhörte Liebe ihn gestürzt hatte, nicht durch eine auffallende Ausstellung seines Aeußern kund, wie bei seinen beiden Gefährten. Er war vielmehr, wenn auch ärmlich und abgeschabt, dennoch gesittet gekleidet. Er besaß in seinem äußeren Gebahren nur eine einzige Excentricität. Diese offenbarte sich in einer auffallenden Vorliebe für das wohlthuendste der vier classischen Elemente, für das Wasser, und machte sich in der Form eines beinahe beständigen Wassertrinkens bemerkbar. Ob er einen Vesuv im Busen trug und an demselben verzweifelte Löschversuche anstellte, habe ich niemals ergründen können. Daß er aber alles Mögliche that, um diesen allenfalls vorhandenen Vulcan auszulöschen, das habe ich mit eignen Augen gesehen.

Gewöhnlich hielt er einen Krug in der Hand, welcher nie ganz leer und nie ganz voll war. Mehrere Male in jeder Stunde sah man ihn, mit dem geliebten Kruge unter dem Arme, auf die Gasse schreiten und auf einen Brunnen zugehen, um das Gefäß zu füllen. Da die Araber nichts von der Existenz einer Wassercur wissen, so schrieben sie Omar's Vorliebe für das wohlthuende Element keineswegs einer hygienischen Ursache, sondern lediglich der „Inspiration" zu.

Wenn er durch dieses beständige Ersäufen seines inneren Menschen eine größtmögliche Blutverdünnung herbeizuführen und seine Hautfarbe der Wasserfarbe so ähnlich als thunlich zu machen sich bestrebte, so erreichte er diese beiden Zwecke vollkommen. Ich habe nie einen Menschen gesehen, welcher mehr, wie er, das Prädicat „wäßrig" oder „durchwässert" verdiente.

Vielleicht hatten seine Knochen einmal eine fleischliche Umhüllung besessen, jetzt aber bedeckte dieselben nur noch eine dünne, beinahe durchsichtige Haut, welche einen wäßrigen Schimmer hatte. Am wäßrigsten sahen jedoch seine Augen aus. Diese großen, matten Gesichtswerkzeuge waren vielleicht ursprünglich braun gewesen, jetzt sahen sie aber so hell aus, daß man ihre Sterne kaum noch von dem sie umgebenden Weiß unterscheiden konnte.

Diese so überaus hellen Augen blickten stets mit einem schmachtenden, schwärmerischen Ausdruck in die Welt. Nie durchfuhr ein flüchtiges Feuer ihre wäßrigen Sterne und doch ruhten diese Sterne vorzugsweise auf dem Gegenstand, welcher am meisten geeignet war, ein solch flüchtiges Feuer in sie hineinzubeschwören. Dieser Gegenstand war kein anderer als der, welcher ihm so gefährlich geworden war, die vielerwähnte Marabuta, der einzige weibliche Gast des Kaffeehauses. Diese Dame pflegte ihren Sitz stets Omar gegenüber zu nehmen und er verschlang sie mit seinen großen, wäßrigen Augen. Wie der Haschischraucher das ihm so gefährliche Kraut, wie der Branntweinsäufer das verderbliche Getränk mit gierigen Blicken verschlingt, wenn er es seinen Lippen nicht nähern kann, so konnte auch Omar seine Augen nicht von derjenigen abziehen, welche all' sein Elend und seinen Jammer verursacht hatte, — Elend und Jammer nach europäischen Begriffen, Glückseligkeit und Verzücktheit nach moslemischen Ideen.

Ein vierter Kunde des Hamud ben Mohamed war ein alter, knochiger Mann mit weißem Bart und stark verrunzelten Zügen, kräftig von der Natur entworfen und vom Alter ungebeugt, nicht aber ungebeugt von der mächtigsten aller Leidenschaften. Auch ihn hatte die Leidenschaft der Liebe in der Form einer Monomanie befallen. Sein Alter hatte ihn nicht vor der Thorheit geschützt, ein Anbeter der Marabuta zu

werden, und zwar der hoffnungsloseste aller Anbeter, denn diese Dame hegte keineswegs für starkverrunzelte Gesichter und greisenhafte Bärte eine Vorliebe.

Dennoch war Hadsch Brahim, so hieß der kräftige Alte, nicht im vollen Sinne des Wortes ein „Inspirirter" geworden. Er war es nur zu Zeiten oder vielmehr er wurde zu Zeiten dafür gehalten und zwar eigentlich nur von solchen Menschen, welche nicht wußten, daß derjenige Zustand, welchen sie für „Inspiration" hielten, aus der Absinthflasche seinen Ursprung herleitete. Dieser Zustand war bei dem Hadsch jedoch nur periodisch, wenn die mächtige Leidenschaft, welche in seinem alten Busen wie eine glühende Kohle brannte, nicht mehr durch die gewöhnlichen moslemischen Mittel des Koranlesens, des Betens und der stummen Resignation zu beschwichtigen war und zum Ausbruch zu kommen drohte. Um einem solchen Ausbruch zuvorzukommen, ergab sich dann jedesmal der Alte dem Lethestrom der Absinthflasche und geberdete sich unter ihrem Einfluß ganz wie ein Inspirirter.

Er gehörte einer der besten Familien von Algier an und seine zahlreichen und angesehenen Verwandten gaben sich alle Mühe, ihn seinem sich oft wiederholenden verzückten Zustande zu entreißen, was ihnen auch jedesmal wirklich gelang, aber erst dann gelang, nachdem der Hadsch zwei bis drei Wochen lang das Leben eines betrunkenen Vagabunden geführt und tagtäglich die Gäste der Kaffeebude durch die unanständigsten Reden und die scandalöseste Aufführung in Erstaunen gesetzt hatte.

Wie den Verwandten die Besserung des Hadsch gelang, das war echt bezeichnend für moslemische Sitten. Sie schleppten den beinahe Willenlosen in ein maurisches Bad mit, dort ließen sie ihn gehörig waschen, striegeln, kneten, mit Roßhaarhandschuhen reiben, mit Ruthen peitschen und mit Seifenschaum überschütten, bis er aus all' diesen Operationen endlich im Zustand der Nüchternheit hervorging.

Das Schwierigste war nun erreicht; was er seit drei Wochen keinen Augenblick gewesen war, dazu hatte ihn das Bad gemacht, nämlich zu einem nüchternen Mann. Nun genügten einige wohlangebrachte Predigten und Koranverse, um ihn völlig zu bekehren. Der Hadsch wurde auf einmal ein anderer Mensch, er trank nichts mehr als Wasser und Kaffee, er besuchte keine öffentlichen Orte mehr, kurz er benahm sich ganz wie ein frommer, exemplarischer Moslem, welcher seine fünf täglichen Waschungen und Gebete absolvirt.

Dieser bekehrte Zustand dauerte oft mehrere Monate, während welcher die ganze Stadt Algier keinen gesitteteren, anständigeren Bürger und frömmeren Moslem, ja vielleicht keinen beliebteren Mann besaß als Hadsch Brahim. Wehe ihm aber, wenn sein Unstern es wollte, daß er der Marabuta begegnete! Dann prasselte im Nu die alte Leidenschaft hervor und die ins Gedächtniß gerufene unglückliche Liebe machte einen neuen Lethestrom nothwendig, welchen er in der Absinthflasche suchte und fand. Dann war er auch augenblicklich wie umgewechselt; aus der ehrwürdigen Respectsperson, der jeder Schulknabe die Hand küßte, war für einige Wochen wieder ein verachteter Vagabund geworden, der sich abwechselnd in den Branntweinbuden, den Kaffeebuden und den Straßenpfützen seiner Vaterstadt, welche letztere sein bevorzugtes Nachtquartier bildeten, herumtrieb, bis es endlich den Verwandten wieder einmal gelang, ihn durch ein gewaltsames Bad zu ernüchtern und zu bekehren.

War er im vernünftigen Zustand, so sprach er von seinen frühern Verirrungen so selten wie möglich, und, wenn er überhaupt davon reden mußte, so pflegte er sie als „Unwohlsein" oder als „periodisches Kopfweh" zu bezeichnen. In der That waren sie eine periodische Krankheit, welche einen sonst in jeder Beziehung ehrenwerthen Mann heimsuchte, eine moralische Krankheit, welche von seiner unglücklichen Liebe herrührte.

Ein anderer Stammgast der Kaffeebude, ein gewisser Mehdi, war ein höchst widriges Exemplar von einem Inspirirten. Schienen seine übrigen Gefährten meist harmlose Geschöpfe, deren Herzen ein allgemeines Wohlwollen für Menschen und Thiere erfüllte, so zeigte sich Mehdi als ein neidischer, gehässiger Charakter, dessen gelbsüchtige Eigenschaften sich in einem beständigen Schimpfen über die Welt im Ganzen und die Besucher der Kaffeebude im Einzelnen verriethen. Sein Aeußeres stand mit dieser neidischen Gesinnungsart in der größten Harmonie. Sein Gesicht war so

gelb, wie dergleichen nie bei einem Europäer gesehen wird, und deutete offenbar einen großen Vorrath überflüssiger Galle an, welcher sich in den gemeinsten Schimpfwörtern Luft machte. Namentlich die Europäer in ihrer Eigenschaft als Ungläubige verfolgte dieser gelbsüchtige Inspirirte mit seinen unanständigen Invectiven.

Bei einem andern Menschen würde man natürlich ein solches Benehmen auch keinen Augenblick geduldet haben. Da aber Mehdi ein „Inspirirter" war, so duldete man seine Reden nicht nur, sondern sah dieselben sogar als unmittelbare Eingebungen Gottes, gewissermaßen als himmlische Strafgerichte an. Er erfreute sich deshalb der größten Immunität und nur dann, wenn es ihm beliebte, von den Reden zu allzugroben Thätlichkeiten überzugehen, fand ein Eingreifen von Seiten Anderer statt.

Ein solcher gelegentlicher Anfall von Thätlichkeit überkam ihn namentlich einer Person gegenüber, und da diese Person körperlich schwächer war als der übrigens keineswegs kräftige „Inspirirte," so machte dieses seinem Muthe wenig Ehre. Diese Person war, man wird es errathen, Niemand anders als die vielerwähnte Marabuta. Diese Dame hatte Mehdi's Huldigungen ausgeschlagen. Sie konnte freilich nichts dafür, daß der gelbsüchtige Mensch über seiner unglücklichen Liebe den Kopf verlor. Aber sie mußte dennoch dafür leiden. Einer gelegentlichen Abprügelung von Seiten des Inspirirten konnte sie leider nicht immer entgehen. Freilich legten sich die andern Stammgäste stets ins Mittel, wenn Mehdi seine Exercitien vermittels eines Knüttels an dem Körper der Marabuta begann, aber mit echt orientalischer Langsamkeit kamen sie gewöhnlich zu spät und verhinderten auf diese Weise nicht, daß wenigstens die erste Ladung der Prügel an ihre Adresse gelangte.

Auf diese Weise war Mehdi der unruhige Geist der Kassebude, das einzige polizeiwidrige Element, welches diese beherbergte. Aber sie beherbergte ihn nicht immer. Nicht als ob er ihr jemals untreu geworden wäre. Aber sein allzu energisches Handeln rief auch in Andern die Energie hervor, welche sich dadurch äußerte, daß sie den Gelbsüchtigen oft mehr oder weniger gelind vor die Thür setzten. Auch war Mehdi der einzige der Gäste Hamud's, welcher selbst diesen friedfertigen Mann einmal in seinem Leben bewogen hatte, seinem Charakter durch das Hinauswerfen des Inspirirten untreu zu werden.

Das halbe Dutzend dieser originellen Käuze wurde vollzählig gemacht durch eine Erscheinung, welche die Ethnologen in Verlegenheit setzen konnte, welche Nationalität sie derselben zuschreiben sollten. Es war dies ein Mann in den Fünfzigen, eher groß als klein zu nennen, mit pechrabenschwarzem Haar und Bart von außerordentlicher Länge und noch größerer Unordentlichkeit. Sein Gesicht war beinahe schwarz, obgleich man auf den ersten Blick errieth, daß Schwarz nicht dessen ursprüngliche Farbe sein könne. Allem Anschein nach war dasselbe anfänglich braun oder bräunlich gewesen. Aber der verdunkelnde Einfluß der Sonnverbranntheit, der Hauch des glühenden Wüstenwinds im Sommer und des rauhen Nordwinds im Winter, und namentlich die verjährte Kurste von nie abgewaschenem Schmutz hatten, wie es schien, zur Folge gehabt, daß das, was ursprünglich bräunlich war, nun noch tiefere Tinten zeigte. Wer freilich gewußt hätte, daß das besagte Indiduum sein bevorzugtes Nachtquartier in einem Verkaufsladen von Holzkohlen zu erwählen pflegte, der würde in diesem Umstand, verbunden mit der Wasserscheu des Mannes, einen hinlänglichen Erklärungsgrund für diesen abyssinischen Teint gefunden haben.

Aber, wenn auch negerartig in ihrer Gesichtsfarbe, so besaß diese Erscheinung doch sonst keine negerartigen Eigenschaften. Die Natur hatte sie nicht mit krausem und wolligem, sondern mit schlichtem Haar von außerordentlicher Dicke und Steifheit ausgestattet. Ihre Nase war nicht platt, sondern vielmehr kühn gebogen, eine echte Adlernase, wie sie Araber und Juden zu besitzen pflegen. Die Lippen waren nicht aufgeworfen, obgleich dick, nicht nach der Art von runden Polstern in die Höhe stehend, sondern vielmehr in der Weise von länglichen Schwielen aufgeschwollen.

Aus einer langen Beobachtung der verschiedenen Menschenracen, welche Algerien bewohnen, wußte ich, daß diese letztere Art von Lippen, diese wie längliche Schwielen aussehenden Lippen am meisten bei den afrikanischen Repräsentanten des Volkes Israel vorzukommen pflegen. Da außer-

dem die kühngebogene Adlernase mit meiner Vermuthung nicht im Widerspruche stand, so kam ich natürlich bald zu dem Schluß, das fragliche Individuum müsse dem mosaischen Cultus angehören.

Wie sehr ich mich jedoch hierin irrte, das wurde mir auf den ersten Blick klar, welchen ich auf die äußere Ausstattung des Mannes und namentlich auf einen Theil derselben, welcher freilich nur zur Zierde und nicht zur Bekleidung gehörte, warf. Nicht, als ob seine Kleidung nicht im Allgemeinen ganz derjenigen eines jener zerlumpten Bettelrabbiner entsprochen hätte, welche in Afrika so häufig sind. Diese Kleidung war schwarz und bestand in zwei langen faltigen, mit einer glänzenden Kruste angesammelten Fettes bedeckten Talaren von ordinärem Baumwollstoff. Auf dem Haupte trug er einen eingedrückten Cylinderhut von einem so ehrwürdigen Alter, daß er wohl auf keinem Trödelmarkt mehr an den Mann gebracht werden konnte. Aber mit dieser Rabbinertracht stand ein Gegenstand seiner äußeren Ausschmückung im vollkommensten Widerspruch. Dieser Gegenstand war ein großes metallnes Kreuz, welches, an einem Rosenkranz befestigt, von seinem Halse niederhing. Wie konnte dieser anscheinende Diener des mosaischen Cultus zu einem solchen Capuzinerschmucke gekommen sein?

Ich empfand eine lebhafte Neugierde, über diesen Punkt aufgeklärt zu werden. Als ich aber meinen zufälligen Nachbar in der Kaffeebude nach dem Namen des besagten Individuums fragte, erhielt ich eine Antwort, welche keineswegs geeignet war, meinen Zweifel zu zerstreuen, sondern vielmehr dem bisherigen Räthsel ein neues hinzufügte. Der Name, welcher mir auf meine Frage als der des anscheinenden Rabbiners genannt wurde, lautete nämlich „Paolo" und diesem europäischen Namen wurde ein die Herkunft des Trägers bezeichnendes Beiwort zugefügt und dieses Beiwort lautete „der Malteser." „Paolo der Malteser" das war also die Benennung, unter welcher dieses originelle Wesen in der Welt herumfuhr.

Ich glaubte jedoch keinen Augenblick daran, daß diese Herkunftsbezeichnung die richtige, und daß dieser Name des Mannes ursprünglicher Name sei. Dieser Mensch ein Malteser! das war zu unwahrscheinlich. Die Malteser sind in Algier durchaus nicht selten. Ich kannte sehr gut ihre rundlichen Züge, ihre hervortretenden Backenknochen, ihren großen Mund, ihre Kartoffelnasen, ihren gedrungenen, untersetzten Wuchs, um mich auch nur einen Augenblick zu täuschen. Dieser Mann war von alle dem gerade das Gegentheil. Er trug so auffallend den Typus der semitischen Race, daß ich ihn nur für einen Araber oder Israeliten halten konnte. Ersteres war unwahrscheinlich, des Cylinderhuts wegen, welchen die Araber nie bei einem ihrer Stammes- und Glaubensgenossen geduldet haben würden. Da er nun nach meiner Ansicht nur ein geborner Jude sein konnte, so fuhr ich fort, ihn so zu nennen, indem ich mich nach seinen Schicksalen erkundigte. Daß ich mich nicht irrte, bewies die Erzählung seiner Geschichte, welche ich endlich durch geduldiges Fragen aus meinem Nachbar herauspreßte.

Paolo der Malteser war wirklich eine Frucht vom Stamme Israel, aber leider nach Ansicht der Rabbiner eine sehr mißrathene Frucht. Nicht, als ob er liederlich oder ausschweifend, herzlos, grausam oder betrügerisch gewesen wäre. Nein, sein sittlicher Wandel schien so untadelhaft, als er es nur sein konnte. Aber er besaß einen andern Fehler, welcher in den Augen der Orthodoxie schrecklicher ist als die schwärzesten Verbrechen. Er zeigte nämlich schon in früher Jugend einen großen Hang zur Ketzerei. Er besaß eine lebhafte, eine vielleicht allzu lebhafte Einbildungskraft. Da derselben in dem Kreise, in welchem er aufwuchs, keine andere Nahrung geboten wurde, als die wunderbaren Geschichten, welche die Thora und der Talmud enthalten, so warf er sich mit Gier auf diese, und bald hatte er dieselben seiner jugendlichen Phantasie eingeprägt. Aber diese Phantasie war zu überschwänglich, um sich an dem, was ihr geboten wurde, zu genügen. Sie arbeitete deshalb auf der Grundlage des Erlernten weiter und errichtete auf dieser Basis ein phantastisches Gebäude ihrer eignen Gebilde und Erdichtungen, welche nicht immer in den strengvorgeschriebenen Grenzen der Orthodoxie blieben. Von den Phantasiegebilden ging er bei vorschreitendem Jünglingsalter zu Meinungen über und jetzt krystallisirten sich alle die Schöpfungen seiner Einbildungskraft zu ebenso vielen Ketzereien.

Hätte Paolo in einem andern Jahrhundert gelebt, es wäre ihm, wenn er dem Verbrennungstode entgangen wäre, höchst wahrscheinlich gelungen, irgend eine neue religiöse Secte zu gründen, welche sich vor den bereits vorhandenen gewiß durch große Originalität ausgezeichnet hätte. Aber in unserm nüchternen Jahrhundert mußte er verzweifeln, für eine neue Glaubensform, deren er ein halbes Dutzend im Kopf hatte, Anhänger zu finden. Er beschloß deshalb, es mit den vorhandenen Glaubensformen, einer nach der andern zu probiren, und zu versuchen, ob nicht vielleicht eine derselben genug Originalität enthalte, um ihn dauernd fesseln zu können. Daß es mit dem Judenthum für ihn nichts sei, das hatte er schon lange eingesehen. Dasselbe hatte er durch und durch studirt. Folglich konnte es ihm nichts Neues mehr bieten.

Seiner Sehnsucht nach einem beliebigen Religionswechsel kam einer jener englischen Missionare hülfreich entgegen, welche die Küsten von Afrika von Zeit zu Zeit mit ihrer Gegenwart zu beglücken pflegen. Diesem Manne wurde es um so weniger schwer, Paolo zu bekehren, als die weltlichen Vortheile, welche er dem Neophyten bieten konnte, keineswegs geeignet waren, diesen abzuschrecken; denn da die Missionsgesellschaft, welcher der Engländer angehörte, es sich zur Aufgabe machte, unter den Eingebornen Missionare auszubilden, in der Meinung, daß diese einheimischen Glaubensboten in Bekehrung der widerborstigen Kinder Israel's viel größeren Erfolg haben würden, als der sehr beschränkte Erfolg der englischen war, so fand sich die Aussicht auf eine Anstellung und noch dazu keineswegs schlecht bezahlte Anstellung wie von selbst gegeben. Es war gleichsam eine gebratene Taube, welche dem Neophyten in den Mund zu fliegen bereit war und zu deren Habhaftwerdung nichts gehörte, als das bischen Taufwasser, welches aus dem algierischen Israeliten einen anglicanischen Christen machen sollte.

Man kann sich bei der geistigen Verfassung des jungen Juden denken, daß er sich nicht lange besann, den zu Erreichung seines Zweckes unumgänglich nöthigen Schritt zu thun. Der Reverend lud seine Freunde und einige jener unvermeidlichen alten Fräuleins, wie sie mit Tractätlein in der Hand und schwarzen Unterröcken in allen Missionsstationen spuken, zu der rührenden Tauffeierlichkeit ein. Er hielt eine pomphafte Rede, worin er den Neophyten als den Erstling von Afrika bezeichnete (der erste Bekehrte war er, er sollte aber auch der einzige bleiben, den der Reverend unter den wasserscheuen Juden bekehrte); dann schüttete er das heilige Naß über das Haupt des Patienten und im Nu war, wie Heine sagt, aus einer Wanze eine Fliege gemacht. Jetzt wurde Paolo nach England geschickt, dort zum Missionar ausgebildet, mit einer blonden Miß verheirathet und dann bekam er einen Missionsposten, um Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen.

Ehe man ihn für reif erklären wollte, um in seinem Vaterlande selbst zu wirken, war man bedacht, ihm eine Art von vorbereitender Station zu geben, wo er sich durch das leichtere Bekehren von finsteren Heiden einstweilen auf das viel schwierigere der verstockten Kinder Abraham's einschulen sollte. Die Station, welche man für ihn auserwählte, war Bombay und die finsteren Heiden, mit denen er es hier zu thun hatte, waren Götzendiener verschiedener Kategorien und namentlich die entsetzlichen Feueranbeter. Von diesen Letzteren waren bis jetzt nur sehr vereinzelte Exemplare, kaum ein hundertstel Procent, nach der Geschäftsberechnung der Missionsgesellschaft, bekehrt worden. Diesen Procentsatz zu vermehren, das war das eifrige Bestreben Paolo's. Zu diesem Zwecke aber war es nöthig, die Sprache der alten Parsen und die Bücher des Zoroaster zu studiren.

Kaum aber hatte Paolo dieses gelehrte Studium begonnen, als der Dämon der Ketzerei wieder in ihn fuhr und ihm ein großes Wohlgefallen an eben den Lehren einflößte, die er eigentlich bekämpfen sollte. Alle englischen Geistlichen schrien Zeter, als sie aus dem Munde des Missionars plötzlich statt Angriffe gegen die Religion der Parsen deren eifrige Vertheidigung vernahmen. Er verlor seine Stelle, die blonde Mistreß erklärte ihn für einen Ungläubigen und kehrte nach England zurück, und dem armen Paolo blieb nichts übrig, als die Anträge der Feueranbeter, unter denen viele Reiche waren, anzunehmen, zu ihrem Glauben überzugehen und eine schwarze Parsin der früheren allzu blonden Gattin nachfolgen zu lassen.

Aber auch bei den Parsen hatte er keine Ruhe. Er beging die Ketzerei, ein Glas mit der bloßen Hand anzurühren, was, da das Glas im Feuer gemacht wird, und das Feuer Gott ist, für eine Entheiligung gilt, und wurde aus dem Tempel Zoroaster's ausgewiesen. Zunächst sehen wir ihn bei den Banianen, die er dadurch beleidigte, daß er ein Stück Kuhfleisch verzehrte, dann bei den Buddhisten, welche er durch seinen geringen Respect vor dem Dalai-Lama scandalisirte, und so von Religionswechsel zu Religionswechsel, trieb er sich in allen Ländern Asiens umher. Ob er in China ein Diener des Fo, in Persien ein Schiite, in Constantinopel ein Sunnite und in Arabien ein Wahabite geworden ist, weiß ich nicht. Daß er aber überall fortgejagt und schließlich aus allen Secten als Ketzer verstoßen wurde, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, wiederum ein Diener des mosaischen Cultus zu werden, wurde mir versichert.

Endlich kehrte er wieder nach seiner Vaterstadt zurück und erregte durch seine reuige Wiederbekehrung zum Glauben seiner Väter große Freude in Israel. Aber auch jetzt hatte er noch keine Ruhe. Ein neuer englischer Missionar, welcher nichts von Paolo's Geschichte wußte, beging den Mißgriff, ihn aufs Neue zu bekehren, oder er war vielmehr nahe daran, ihn zu bekehren. Da kam aber plötzlich ein Brief aus England, welcher ihn vor dem allzu wankelmüthigen Neophyten warnte und dessen Wiederbekehrung blieb suspendirt.

Paolo kam dadurch in die unglücklichste Lage. Die Juden sorgten nicht mehr für ihn und der Engländer hatte nicht angefangen, für ihn zu sorgen, und that es jetzt um so weniger. In seinem Elend kam ihm einer jener vielen Malteser zu Hülfe, welche in Algier mit leerem Beutel anzukommen und oft nach wenigen Jahren als wohlhabende Leute dazustehen pflegen. Die Malteser sind unter allen Bewohnern Algiers die eifrigsten Katholiken, ja sie sind beinahe die einzigen dort wohnenden eifrigen Katholiken und dieses tritt so auffallend hervor, daß die Araber die katholische Religion oft gradezu die „Religion von Malta" nennen. Einer der eifrigsten unter den Eifrigen war aber Paolo's neuer Beschützer und diesem gelang es auch bald, den vielfach Bekehrten zu überreden, zu seinem Glauben überzutreten, zu jenem Glauben, welcher bei den Mauren gewöhnlich „die Religion der Jungfrau Maria" heißt.

Wahrscheinlich würde Paolo auch bei diesem neuen Wechsel nicht stehen geblieben sein, hätte sein unruhiger Geist nicht plötzlich eine ganz andere und für ihn völlig neue Richtung, welche mit dem dogmatischen Gebiet nichts gemein hatte, bekommen.

Er hörte plötzlich, daß eine große arabische Heilige in Algier angekommen sei, und brannte vor Begierde, dieselbe kennen zu lernen, um aus ihrem inspirirten Munde vielleicht die ultima ratio aller Religion, irgend eine neue, bisher noch nie geahnte Glaubenslehre zu vernehmen. Natürlich dachte er, die große Heilige werde irgend eine verwitterte alte Hexe sein. Aber hierin täuschte er sich sehr. Die Heilige war ein sehr schönes, junges Mädchen von achtzehn Jahren, und dieser Umstand wurde ihm so gefährlich, daß Paolo sich zum ersten Male in seinem Leben rasend verliebte, denn für die blonde Miß und die schwarze Parsin hatte er nur sehr geringe Leidenschaft empfunden.

Von diesem Augenblick an kannte Paolo nur einen Cultus, den seiner Verehrung für die Marabuta, denn die große Heilige war Niemand anders, als diese vielbesprochene Dame, welche schon so viele Köpfe verrückt hatte, zu welchen Köpfen bald auch der des armen Paolo gerechnet werden mußte. Er trat auf einmal in die Zahl der Inspirirten ein, als welchen wir ihn in dem Kaffeehause des Hamud ben Mohamed gesehen haben.

Nachdem nun meine Leser so viel von den Verheerungen, welche die Marabuta angerichtet, gehört haben, darf ich nicht länger anstehen, ihnen diese Dame selber vorzuführen.

Sie erblickte das Licht der Welt in den Gebirgen der Kabylie und war die Tochter eines sehr einfältigen kabylischen Bauers und einer Mutter, welche lange im Rufe der Unfruchtbarkeit gestanden hatte. Aber diese Mutter war eine fromme Person und eine große Verehrerin aller jener wunderthätigen Heiligen, an denen Algerien so wenig Mangel leidet. Sie erfuhr, daß ein gewisser Bu Barhla, ein großer Heiliger, durch Wunderkraft den Schoß der Unfruchtbaren zu segnen vermöge. Deshalb suchte sie diesen auf und blieb während eines

Monats täglich eine Stunde lang in intimer Conferenz mit dem Heiligen in dessen kleinem schwarzen Zelte. Die Folge dieser frommen Wallfahrt war, daß sie erhört wurde und ihren einfältigen Gatten durch die Geburt eines Töchterleins in Erstaunen setzte.

Dieses Töchterlein zeigte in seinen Gesichtszügen eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem großen Heiligen, Bu Barhla, was natürlich lediglich einem Wunder zugeschrieben werden durfte. Wegen dieser Aehnlichkeit hielt man sie in der Kindheit schon für eine Heilige und nannte sie nur selten mit ihrem Vornamen Kadidscha, sondern gewöhnlich mit dem ehrwürdigen Titel „Marabuta" oder „Heilige." Wirklich zeigte sie schon sehr früh große Anlage zu einer Heiligen und wirkte sogar einige obligate Wunder. So stillte sie zum Beispiel einmal das Nasenbluten ihres kleinen Bruders dadurch, daß sie ihm das äußerste Ende eines Eselschweifes in das Nasenloch steckte. Ein anderes Mal, als ihre Mutter am Fieber litt, brachte sie derselben eine Schachtel voll Pillen, welche sie nur durch ein Wunder und keineswegs aus den Händen eines vorbeireisenden Franzosen, wie einige Ungläubige behaupteten, bekommen haben konnte. Ein drittes Mal, als ihr einfältiger Vater, wie er glaubte, an schwarzem Aussatz litt, weil er in eine Kohlengrube gefallen war, heilte sie ihn von dieser schrecklichen Fleckenkrankheit durch das Wunder einer einfachen Waschung.

Durch diese und ähnliche Wunder befestigte sie schon frühe ihren Ruf als Heilige. Ja, sie galt, wenn auch nicht für eine leibliche Tochter, was nur böse Zungen behaupteten, so doch für eine geistige Tochter des großen Marabuts Bu Barhla. Dieser große Heilige verließ bald den Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit, wurde ein höchst gefährlicher politischer Agitator und ward in dieser Eigenschaft von den Franzosen eingefangen und zu lebenslänglicher Haft in irgend einem französischen Gefängniß verurtheilt. Als er Afrika verlassen hatte, ging alle jene Verehrung, welche die gläubige Welt ihm gezollt hatte, auf seine geistige Tochter, die kleine Kadidscha, über.

Der einfältige alte Kabyle, ihr Vater nach dem Gesetze, sah sich auf einmal in die beneidenswertheste Lage versetzt. Von Nord und Süd, von West und Ost kamen Kabylen und Araber nach seiner niederen Hütte gewallfahrtet, um das kleine Meerwunder, die angehende Heilige, anzustaunen und ihr in gläubiger Verehrung Geschenke darzubringen, welche, da sie meist aus Victualien bestanden, von dem einfältigen alten Kabylen, der sich eines sehr gesegneten Appetits erfreute, und seiner Familie verzehrt wurden.

Kadidscha wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran, und mit ihrem Körpermaße nahm auch der Ruf ihrer Heiligkeit und Wunderkraft zu. Letztere namentlich wurde den Kabylen, ihren Landsleuten, insofern nützlich, als die junge Heilige einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihre Ernten ausübte. Das Wunder, vermittels dessen sie die Felder ihrer Landsleute segnete, kostete ihr keine große Mühe. Sie begab sich auf den zu segnenden Acker, spuckte siebenmal nach verschiedenen Richtungen und murmelte einige unverständliche Worte. Nun war die Weihe vollendet. Trug der Acker eine fruchtbare Ernte, so kam ihr natürlich alle Ehre davon zu. Mißlang jedoch die Ernte, was leider auch sehr oft vorkam, so waren die Kabylen fromme Leute und schrieben dieses lediglich ihrer eigenen Sündhaftigkeit, keineswegs aber dem Mangel an Wunderkraft der „Marabuta" zu. Auf diese Weise wird man es begreiflich finden, daß der Ruf ihrer Heiligkeit immer mehr zunahm.

Was aber eben so sehr, ja vielleicht noch mehr zunahm, das war der Ruf ihrer Schönheit. Da die Kabylinnen nicht der Sitte der Mauriunen und Stadtaraberinnen folgen, welche sich das Gesicht dergestalt massenhaft verschleiern, daß dasselbe dem Verbande einer Wunde oder einem überpflasterten Schaden gleicht, so konnten die jungen und alten Kabylen sich über ihre Reize ohne Mühe eine Ansicht bilden. Diese Ansicht war im höchsten Grade vortheilhaft und sie verdiente es wirklich, vortheilhaft zu sein. Kadidscha war selbst nach europäischen Begriffen nicht häßlich, was gewiß bei einer Kabylin viel heißen will. Zwar befaßen ihre Züge nicht jene Regelmäßigkeit, welche wir an den wenigen, wirklich schönen Araberinnen bewundern. Nein, eine solche Regelmäßigkeit pflegt bei Kabylinnen beinahe nie vorzukommen. Aber ihr kleines Näschen, ihre funkelnden Augen,

ihr schönes Gesichtsoval, ihr zierlicher runder Mund, ihre langen schwarzen Locken, ihre blendendweißen kleinen Schakalszähne, ihre winzigen Ohren, das Alles bildete ein Ganzes, das vielleicht an und für sich nur hübsch und nicht anmuthsvoll gewesen wäre, hätte es nicht durch den wahrhaft bezaubernden Farbenton, welcher darüber ausgegossen war, und durch den Ausdruck, welcher aus diesem Ganzen sprach, einen mächtigen Reiz erhalten, der die Bewunderung der Kabylen wohl rechtfertigte. Dieser Farbenton war jener Teint der Brünetten, welcher, wenn er in der Vollkommenheit vorkommt, gewiß die schönste aller Gesichtsfarben ist, ein zarter gelblich bräunlicher Farbenton, welchen bei der Jugend ein beinahe goldener Hauch zu durchschimmern scheint, ein Farbenton von solcher Kraft und Wärme, daß er wohl die Abwesenheit der Rosen, welche sich auf den Wangen der Nordländerinnen malen, verschmerzen kann.

Der Ausdruck ihres Angesichts war ein Gemisch von Naivetät und einer prophetischen Inspirirtheit, das Ergebniß ihrer kindlichen Unschuld einerseits und ihrer auf das Uebernatürliche gewandten geistigen Richtung andererseits. Vielleicht lag in dem Allen auch ein Fünkchen von Sinnlichkeit versteckt, was ihr bei denjenigen ihrer zahlreichen Verehrer, welche für die höheren Motive wenig Sinn besaßen, und zu diesen Verehrern gehörte die Mehrzahl, durchaus keinen Schaden that. Ja vielleicht war es dieser kleine lauernde Dämon, welcher in den Herzen der Kabylen die meisten Wunden schlug. Denn dieses Volk ist für das Ideale nur sehr wenig oder nur dann empfänglich, wenn dasselbe mit etwas handgreiflich Menschlichem in nicht übertriebener Dosis vermischt erscheint.

Diese Wunden, welche die fünfzehnjährige Kadidscha in den Herzen ihrer Landsleute schlug, waren in der That so zahlreich, daß ein Pessimist darin eine Landescalamität erblickt haben würde. Aber die jugendliche Heilige war keineswegs darauf bedacht, diese Wunden durch ihre Wunderkraft oder durch ein natürlicheres Mittel zu heilen. Sie war von ihrer Kindheit auf so sehr gewohnt gewesen, die ganze Welt zu ihren Füßen zu sehen, daß sie nun auch diese Anbetung, welche ihr von dem männlichen Geschlechte zu Theil ward, kaum für etwas Anderes, als für eine andere Form der Heiligenverehrung, zu halten versucht war. Deshalb hielt sie es auch nicht einmal der Mühe werth, die Verehrer durch harte Worte abzuweisen, sondern ließ sich nach wie vor, von Jung und Alt, Klein und Groß anbeten, wie das stumme Götzenbild einer hindostanischen Völkerschaft. Da Keiner abgewiesen wurde, so machte sich Jeder Hoffnung und Kadidscha's Verehrer nahmen täglich zu.

Diese Hoffnungen, welche sie, ohne es zu wollen, nährte, sollte sie plötzlich durch einen grausamen Schlag sämmtlich zerstören. Unter den einzelnen Fremden, welche das wechselvolle Schicksal eines eroberten Landes in die abgelegenen Schluchten der Kabylie geführt hatte, befand sich auch ein alter Hadsch (Pilger), ein Mann von ehrwürdigem Aussehen und beinahe prophetischer Beredsamkeit. Der alte Hadsch war kein Heiliger, wenigstens galt er in seiner Vaterstadt Algier nicht für einen solchen, da in dieser aufgeklärten Hauptstadt keinem lebenden Menschen, der seinen Verstand noch nicht verloren hat, dieser ehrwürdige Titel zugesprochen wird. Aber er besaß alle nöthigen Eigenschaften, um in der Kabylie, wo man zu den Bedingungen der Heiligkeit außer der Verrücktheit auch noch andere rechnet und wo folglich ein Mensch, der noch nicht wahnsinnig geworden, auch diesen erhabenen Rang erreichen kann, für einen Heiligen angesehen zu werden. Sein geheimnißvolles Wesen, sein salbungsvolles Gespräch untermischt mit unverständlichen Koranversen und mit Redensarten, die noch unverständlicher waren, ja die der Sprecher wahrscheinlich selbst nicht verstand, ein bedeutungsvolles Zwickern seiner kleinen schielenden Augen, eine eigenthümliche excentrische Weise, sich in seinen zerlumpten Burnus malerisch zu drapiren, ein seltsamer halb wankender halb gravitätischer Gang, alles dieses waren Dinge, welche ihn der Aufmerksamkeit der frommen Kabylen empfahlen und nicht verfehlten, ihm bei diesem wunderliebenden Volke bald einen religiösen Rang zu sichern.

Die Anschließungskraft gleichartiger Elemente konnte nicht verfehlen, den Hadsch mit der Familie der jugendlichen Heiligen Kadidscha, und mit dieser selbst in Berührung zu bringen. Bald war er in dem häuslichen Kreise der Marabuta ein täg-

licher Gast, und da er der Einzige von allen ihren Besuchern war, welcher keine Verliebtheit für die junge Kabylin an den Tag legte, so wurde mit logischer Schärfe geschlossen, daß gerade er derjenige sein müsse, welcher sie heimzuführen bestimmt war. Vielleicht wäre dieses dem ehrwürdigen Pilger auch gelungen, wenn ihm überhaupt daran gelegen gewesen wäre. Aber seine Absichten der Marabuta gegenüber waren ganz anderer, viel weniger profaner Natur. Der Hadsch hegte, wie so viele fromme Moslems, keine andere Sehnsucht, keinen anderen Wunsch, als sein Vaterland von den Ungläubigen befreit zu sehen. Durch Gewalt der Waffen, das hatte die Erfahrung so vieler fruchtloser Aufstände gelehrt, war gegen die entsetzlichen Franzosen nichts auszurichten. Aber was menschlichen Mitteln nicht geglückt war, das würde der Wunderkraft einer Heiligen ohne Zweifel gelingen. Eine solche Heilige hatte der Pilger lange gesucht. Jetzt glaubte er sie gefunden zu haben. Durch welche Art von Wunder freilich das Land befreit werden solle, darüber hatte er nur sehr unbestimmte Ideen. Ein Plan schien ihm jedoch vor allen am lieblichsten zu lächeln und diesen theilte er der Marabuta, welche seine begeisterten Reden bald für das Glaubenswerk gewonnen hatten, mit.

„O, meine Tochter!“ so sprach er zu ihr, „es giebt ein Mittel, um das Land ohne alles Blutvergießen wieder in die Gewalt der Rechtgläubigen zu bringen. Dieses Mittel wird Dir, die Du von Deinem berühmten geistigen Vater, dem großen Heiligen Bu Barhla, die Gabe geerbt hast, Wunder zu wirken, gewiß mit Leichtigkeit ausführbar sein. Um Dir dies Mittel recht anschaulich zu machen, will ich dir die Geschichte eines anderen großen Heiligen erzählen, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte und der Stifter des berühmten religiösen Ordens der Tsidschani war. Dieser erste aller Tsidschani hatte am Anfang seiner frommen Laufbahn gegen zahlreiche Feinde zu kämpfen, welche von seinem Orden nichts wissen wollten und denselben auf alle Weise verketzerten und verfolgten. Der mächtigste unter diesen Feinden war Niemand anders als der Pascha von Algier, der Beherrscher des Landes, in Person. Der Widerstand, welchen dieser mächtige Fürst dem neuen Orden entgegensetzte, war für diesen eines der ernstesten Hemmnisse. Dieses Hemmniß mußte gehoben werden. So dachte der Tsidschani. Da er aber ein Mann Gottes war und nicht gerne unnützes Blut vergoß, so stand er an, von der ihm verliehenen Wunderkraft zur Tödtung des Pascha, welche ihm vermittels eines Talismans jeden Augenblick gelingen konnte, Gebrauch zu machen. Im Gegentheil, er baute auf das Leben des Pascha seine Hoffnung und beschloß, den Fürsten durch ein Wunder zu bekehren und ihn zum treusten Freunde seiner Genossenschaft zu machen.

„Eines Nachts träumte dem Pascha von Algier etwas Entsetzliches. Er hatte plötzlich aufgehört, ein Mann zu sein! Schrecken über Schrecken! der Pascha war in ein Weib verwandelt und zwar nicht etwa in eine hochverehrte Heilige, wie Du bist, meine Tochter, sondern in ein ganz gewöhnliches Haremsgeschöpf. All seine Autorität war damit dahin. Wer konnte ihn aus diesem Unglück retten? Wer Anders, als der berühmte Heilige, der Tsidschani. Diesen rief er denn auch sogleich an und in demselben Traum erschien ihm der Heilige, ließ sich vom Pascha Treue und Ordensgelöbniß schwören und gab ihm dann seine Mannheit wieder.

„Von dem Moment an war der Pascha der treuste Freund des Ordens. Da Du nun ähnlich, wie der Tsidschani Wunderkraft besitzest, so solltest Du auch etwas Aehnliches mit dem Gouverneur von Algier probiren. Aber vordem wollen auch wir eine heilige Genossenschaft gründen, die Krieger Kabyliens zum Kampf wider Frankreich begeistern, und dann, am Vorabend der Entscheidungsschlacht, bereite Du das Wunder, das uns von der Fremdherrschaft erretten wird.“

Die Marabuta ging auf den einen Theil dieser Rede ein, wenn auch der andere, das Wunder nämlich, ihr etwas problematisch erschien. Aber sie stellte sich an die Spitze der kabylischen Krieger. Der Ruf ihrer Heiligkeit und Schönheit lockte von allen Seiten todesmuthige Jünglinge herbei, die die Worte des Hadsch noch zu erhöhter Begeisterung entflammten. Die nie ganz erloschene Flamme des Aufruhrs prasselte auf einmal mit lichterloher Gluth hervor und entzündete die Wälder Kabyliens. Hoch zu Roß von einer begeisterten Jünglings-

schaar, die man die „Brüder des Todes“ nannte, als Leibgarde umgeben, stellte sich die Marabuta an die Spitze der kabylischen Krieger, wilde unordentliche, aber zu todesmuthiger Tapferkeit begeisterte Schaaren, denen keines jener Heere widerstanden hätte, wie sie Kabylien in früheren Zeiten gesehen. Aber leider hatten sie es diesmal mit einem Feinde ganz anderer Art zu thun, mit einem europäischen Feinde, der aus der Kriegskunst ein Studium gemacht, der neue Mordwerkzeuge und Kunstgriffe erfunden hatte, gegen die die alte patriachalische Kriegsführung Kinderspiel war.

Bei Tisi-Usu stießen die feindlichen Heere aufeinander. Dort lagerten sie am Abend vor der Entscheidungsschlacht. Diese Stunde benutzte der Hadsch, um die Marabuta aufzufordern, nun das Wunder zu bewirken, welches das Herz des Gouverneurs wenden sollte. Die Aermste kam in große Verlegenheit. Ihren Ruf als Wunderthäterin durfte sie nicht verscherzen, die Aufforderung des Hadsch folglich nicht unbeachtet lassen. Sie glaubte zwar an ihre eigene Wunderkraft — alle Propheten glauben an sich selbst — aber sie glaubte leider nicht immer daran. Sie hatte auch Augenblicke des Zweifels und ein solcher Zweifel erfüllte sie gerade jetzt.

Aber den Zweifel tief in ihre Brust verschließend, faßte sie den Entschluß, eine andere Waffe zu versuchen, deren Wirksamkeit sie aus Erfahrung kannte. Diese Waffe war ihre Schönheit. Widerstand der Ungläubige ihrer Wunderkraft, nun so sollte er der Macht der Schönheit unterliegen. Gedacht, gethan. Sie stellte sich als ginge sie zur Ruhe. Niemand war Zeuge davon, als sie sich im tiefsten Dunkel aus dem ihrigen in das feindliche Lager schlich. Schlau wie ein Spürhund wußte sie die Posten trotz des Dunkels zu entdecken und gelenk, wie die wilde Katze, sich zwischen ihnen durchzuwinden. Schon war sie am Zelt des Gouverneurs. Feuer brannten vor demselben. Waffengeklirre und Soldatenlieder verkündeten die Anwesenheit einer starken Bewachung, deren Einige Schildwacht am Zelteingang standen, während der Kern um's Feuer lagerte, plauderte, sang, lachte und scherzte mit jener Unbefangenheit, die der französische Soldat selbst inmitten noch größerer Gefahren zur Schau trägt.

Die junge Kabylin schlich sich auf die Rückseite des Zeltes. Hier war es dunkel und einsam. Mit ihrem Dolche schlitzte sie die Leinwand entzwei und drang muthig bis in's Innere des Zeltes ein.

Ein Anblick, auf den sie nicht vorbereitet war, wartete ihrer daselbst. In einem schön mit Teppichen ausgedeckten Raum standen ein kleiner improvisirter Divan, einige Feldstühle und ein Feldbett. Neben diesem brannte eine Lampe und erhellte eine eher kleine als große, aber sehr dicke Gestalt, die auf dem Bett in höchst einfacher Umhüllung dalag. Die Marabuta hatte sich unter dem französischen Befehlshaber etwas ganz Anderes vorgestellt: einen Mann in den besten Jahren, von stattlichem, imposantem Aeußern, frisch, gelenkig und kraftvoll, dem der Muth aus dem Antlitz sprühte und dessen martialisches Wesen Ehrfurcht und Bewunderung hervorrief; und was mußte sie nun erblicken? Ein gedunsenes Branntweingesicht mit stark gerötheter Nase, kleinen, verschwommenen Schweinsäuglein, geschwollenen Lippen, ein bis auf den kleinen weißen Katzenschnurrbart glattrasirtes vollmondsrundes Antlitz, einen unbeholfenen kolossalen Schmerbauch, der wie ein Berg aus dem niederen Feldbett emporragte. Die schöne strahlende Glatze, den ehrwürdigen Hauptschmuck des Siebzigers, konnte sie nicht sehen, da die beliebte baumwollene Zipfelnachtmütze, ohne die kein Franzose zu Bette geht, sie bedeckte und nicht eben den martialischen Effect des Ganzen erhöhte. Freilich war es ein unvortheilhafter Moment, um den alten Haudegen, der wirklich einer der tüchtigsten Generale war, zu sehen. In der glänzenden Marschallsuniform auf seinem muthigen Schlachtroß nahm er sich ganz anders aus.

Die Marabuta hatte sich vollkommen verrechnet, wenn sie glaubte, der alte Haudegen würde ihren Reizen zum Opfer fallen; damit kam sie wenigstens zwanzig Jahre zu spät. Ihre Erfahrungen ließen sie jedoch hier im Stich. Sie glaubte, ein Mann sei einmal ein Mann und folglich von weiblichen Reizen verwundbar, und sie hatte beschlossen, als moderne Judith den französischen Holofernes zu überwinden. Dieser ließ sich jedoch weder einen Nagel in den Kopf, noch einen Liebespfeil ins Herz bohren. Aus seinem Halbschlaf weckte ihn das Geräusch der Eintretenden. Noch kaum

ernüchtert, blickte er empor und sah die herrliche Gestalt des schlanken, hellbbrannen Mädchens vor sich stehen. Ein so unerwarteter Anblick setzte ihn zwar in Erstaunen, aber er verlor auch nicht einen Augenblick die Geistesgegenwart. Zuerst stieß er einige derbe Soldatenflüche aus, in denen der alte Herr besonders viel leistete und die ihn beim gemeinen Manne durchaus nicht unbeliebt machten. Dann frug er schnell, wie sie da hineinkomme, ob sie verrückt sei und wenn nicht, was sie denn eigentlich wolle. Aber das war ganz umsonst gefragt, die junge Kabylin verstand kein Französisch. Sie fing nun freilich auf arabisch an — fast alle Kabylen sprechen außer ihrer Sprache auch noch arabisch — und setzte dem Ungläubigen auseinander, welch' selige Stunden ihm der Uebertritt zum Islam verheiße; die unvermeidlichen Huris des Paradieses fehlten nicht als Lockvögel und nun zum Sturm schreitend, setzte sie die Mordwaffen ihrer zündenden Blitzaugen in Bewegung, an der augenblicklichen Uebergabe der Festung auf Gnade oder Ungnade nicht zweifelnd. Aber der Franzose verstand weder die Sprache des jungen Mädchens, noch empfand er die zündende Kraft ihrer Blicke. Im Uebrigen begriff er aber sehr wohl, daß es sich hier um den Versuch eines galanten Abenteuers handelte. Da er aber hierzu keineswegs aufgelegt war, so beantwortete er die glühende Rede nur mit einem heiseren Lachen und donnernden Flüchen, vor denen eine ganze Brigade in ihren Schuhen gezittert hätte. Die Kabylin glaubte nun von den sinnlichen zu den mechanischen Waffen schreiten zu müssen. Für manche Männer hat es einen Reiz, die Geliebte muthsprühend mit dem Dolch in der Hand vor sich stehen zu sehen. Gelang es dem emporgehaltenen Dolch nicht, Bewunderung für die neue Judith einzuflößen und zum Liebesparoxysmus zu steigern, so konnte der in's Herzblut des Feindes versenkte zugleich den verschmähten Liebesantrag und die Leiden ihres Volkes rächen und das ihres Oberhauptes beraubte Feindesheer zum Rückzug zwingen (alle Moslems glauben, daß der Tod des Chefs die Armee auflöst). Sie schwang also den Dolch in erhobener Rechten und schritt mit demselben dicht an das Lager hin. Aber der alte Franzose hatte seine Fechtkünste noch nicht vergessen. Er verstand es ebensogut, den dolchbewaffneten Gegner mit der Hand, wie den degenführenden mit dem Fleuret zu entwaffnen. Er harrte deshalb nur des Augenblicks, da sie die Waffe senken würde, und im Nu hatte seine kolossale Faust die kleine Hand der Kabylin erdrückt und der Dolch entfiel ihr. Jetzt machte er auch nicht mehr Spaß. Eine Handklingel, die ihm zur Seite stand, rief die Wache herbei.

„Nehmt das verfluchte Ding, straft sie ab und schickt sie dann jenseits der Vorposten zurück. Frankreich muß zeigen, daß es keine kabylischen Katzen fürchtet."

So endete auf sehr prosaische Weise dies romantisch angelegte Abenteuer. Der französische Gouverneur hatte weder wie Holofernes geendet, noch sich wie Nero gerächt, die Kabylin hatte sich weder als Heldin bewähren, noch die Märtyrerkrone erringen können. Denn zur Märtyrerin machte sie die gelinde Strafe, die man ihr auferlegte, keineswegs. Diese Strafe, wenn man sie überhaupt so nennen konnte, galt ihr freilich entwürdigend, denn die gefeierte Nationalheldin der Kabylen, zu der ihr Volk nur in ehrfurchtsvoller Andacht emporzuschauen wagte, mußte sich einige derbe Soldatengalanterien gefallen lassen, das war aber auch Alles; Schläge als Strafe haben die Franzosen abgeschafft. Dann wurde sie ganz einfach vor die Vorposten geführt und — entlassen. Kein Franzose ahnte, daß sie die gefeierte Prophetin, einer der Haupthebel des Krieges, daß es folglich gefährlich war, sie dem Feind wiederzugeben.

Sie hütete sich wohl, von ihrer nächtlichen Escapade auch nur ein Sterbenswörtchen zu verrathen, denn das Ergebniß derselben war in seiner realistischen Nüchternheit nur geeignet, den idealen Enthusiasmus ihres Volkes zu dämpfen. Aber auf ihr Inneres machte dieser Ausflug einen unauslöschlichen Eindruck. Ihre Ideale hatten einen mächtigen Stoß bekommen. Zu ihrem Systeme gehörte es, ihrem freiheitsmuthigen, großherzigen Volke gegenüber die Feinde als blutdürstige Wüthriche erscheinen zu lassen. Wie aber hatte sie dieselben gefunden? Als ein gutmüthiges, joviales Volk, das dem Weibe gegenüber sich nicht einmal zum Zorn fortreißen ließ. Eine Europäerin würde an ihrer Stelle vielleicht aus dem Satz „Verachtung ist schlimmer als Tod"

einen vermehrten Grund des Hasses geschöpft haben. Aber eine solche Anschauung fand bei ihr keinen Raum. Eine „stille Verachtung," ein vornehmes „Ignoriren" oder „Todtschweigen" kennt dies Naturvolk nicht. Nur handgreifliche Verachtung, mit entehrenden körperlichen Strafen verbunden oder eine schmachvolle Form der Hinrichtung und dem folgende Leichenschändung, das war es, was ihr unter dem Begriff „Verachtung" vorschwebte. Von all' dem hatte nichts stattgefunden. Sie war einfach — entlassen worden, ein ihr völlig unbegreifliches Verfahren, denn der Kabyle entläßt keinen Feind, selbst nicht den schwächsten und verächtlichsten.

Ihre Ideale hatten einen Riß bekommen, ihr Franzosenhaß war eines seiner Hauptmotive beraubt worden. Freilich blieb der religiöse Fanatismus und das Nationalgefühl und diese genügten, um ihr am folgenden Morgen wieder die gehörige Fassung zu geben, um sich muthig an die Spitze der kabylischen Streiter zu stellen, aber ihre begeisterten Reden hatten doch etwas von ihrem gewohnten Eifer eingebüßt. Der Ausgang der Schlacht war, wie vorauszusehen, ein unglücklicher, die Franzosen waren den Kabylen sogar an der Zahl gleich, an Geschicklichkeit und Bewaffnung unendlich überlegen. Die beliebte uralte afrikanische Kriegslist, welche die Kabylen von ihren Vätern, den alten Numidiern, geerbt hatten, nämlich die, den Gegner durch Scheinflucht zu täuschen, erwies sich einem europäischen Feinde gegenüber als unhaltbar, denn statt mit wildem Ungestüm die Fliehenden zu verfolgen, wie es die Kabylen von den Franzosen erwartet hatten, und dadurch ihre eigenen Truppenkörper in Auflösung oder Unordnung zu bringen, rückten ihnen diese in geschlossenen Reihen auf dem Fuße nach und die Afrikaner fanden bei ihrer Rückkehr von der Scheinflucht das Schlachtfeld besetzt. Gegen geschlossene Quarrés war für sie kein Vorrücken. Wilde, jetzt wirkliche Flucht löste ihre Schaaren auf, als die Feldstücke zu spielen begannen, und die Schlacht war, im Verlauf von wenigen Stunden, verloren.

Die Ausbeute des Todes war, wie immer in afrikanischen Kriegen, eine verhältnißmäßig geringe, desto größer die Zahl derer, welche in die Hände des Feindes, der schnell die wichtigsten Punkte des Gebirges besetzt hatte, als Gefangene fielen. Die meisten ließ man wieder laufen. Nur die Rädelsführer behielt man, unter diesen auch die Marabuta, da sie inzwischen von Spionen als die Haupturheberin des Krieges bezeichnet worden war. Man war in einiger Verlegenheit, was man mit ihr machen sollte. Eine strenge Strafe gegen ein Weib schien den Franzosen lächerlich, dennoch mußte man sie vor der Hand verhindern, nach Kabylien zurückzukehren. Man brachte sie nach Algier, sperrte sie dort vierzehn Tage ein und wies ihr dann die ganze Stadt zum Gefängniß an, d. h. man ließ sie gleichsam „auf Parole" frei. Einige einheimische Polizeispione, die sie auf Schritt und Tritt verfolgten, verhinderten jeden Fluchtversuch.

Kaum befand sich Kadidscha in Freiheit in Algier, als für sie ein neues, glänzendes Leben begann. Jedermann wollte die gefeierte Freiheitsheldin sehen, die Frommen in ihr die Heilige verehren, die Weltlichen ihre Schönheit bewundern. Namentlich für die arabischen Frauen war die Anwesenheit der Marabuta ein wichtiges Ereigniß. Sie gewährte ihnen eine höchst willkommne Abwechslung in dem monotonen Haremsleben, das so selten Gelegenheit bietet, die Neugier zu befriedigen. Die Marabuta aber konnte man in die Häuser kommen lassen, sie nach Herzenslust begaffen, betasten, sich von ihr vorerzählen und vorsingen lassen und obendrein bekam man noch Orakel, Talismane und Segenssprüche von der Heiligen, Alles ohne daß dafür etwas gefordert wurde. Desto reichlicher flossen jedoch die freiwilligen Gaben, in denen der Araber unerschöpflich ist. Die Marabuta sah sich auf einmal von einem Ueberfluß umgeben, von dem sie in der Dürftigkeit ihrer Heimath nie geträumt hatte.

Kadidscha war zu einem Bedürfniß für alle Harems von Algier geworden. Jeden Abend brachte sie in einem andern zu, überall gehegt, gepflegt, beschenkt und abgöttisch verehrt. Mancher Stadtaraberin wäre dieses Leben als der Gipfelpunkt irdischer Glückseligkeit erschienen. Nicht so der Marabuta. Da sie in die Harems kam, so verlangt die eiserne moslimische Sitte, in den Städten unendlich viel strenger als auf dem Lande, daß sie ausschließlich mit Frauen verkehrte, daß sie die Oeffentlich-

keit mied, ja daß sie selbst im Costüm sich den strengen Regeln, welche die Eifersucht der Stadtaraber erfunden hat, anbequemte, das heißt, daß sie die dicke Verpackung des Gesichts mit undurchsichtigem Baumwollstoff, euphemistisch „Verschleierung" genannt, an sich selbst vornahm. Dies war ihr über die Maßen unausstehlich. Nie in ihrem Leben war sie früher verschleiert gegangen. Keine Beduinin oder Kabylin bedient sich der Gesichtsumhüllung, die in den Städten als die Hauptbedingung äußerlicher Ehrbarkeit, auf dem Lande aber durchaus für überflüssig erachtet wird. Auch der ausschließliche Umgang mit Frauen und noch dazu mit eingesperrten Haremsgeschöpfen, die nichts von der Außenwelt wußten, wurde ihr, die gewohnt war, mit Jedermann frei zu verkehren und in der Oeffentlichkeit eine Rolle zu spielen, bald unerträglich. Eine Zeit lang hielt sie's aus, so lange als der Zauber der Schmeichelworte und Huldigungen, mit denen sie die Frauen überhäuften, einen Reiz für sie behielt. Aber bald erschienen ihr diese Huldigungen nicht mehr verlockend. Einen Ersatz für die aufgeopferte Freiheit konnten sie ihr nicht bieten.

So warf sie denn eines schönen Tages Alles über Bord, Gesichtsschleier, Haremsleben, Eingesperrtheit, und fing an, sich wieder frei in der Oeffentlichkeit zu bewegen. Da sie vom Stadtleben keine Erfahrung besaß, so wußte sie nicht, daß die Oeffentlichkeit in der Stadt etwas ganz Anderes bedeute als in ihren heimischen Bergen. Nach den Begriffen der Stadtaraber kann sich keine Frau in der Oeffentlichkeit bewegen, ohne die Ehrbarkeit einzubüßen. Außerdem büßte sie auch noch die Mittel ein, deren Quelle für sie bis jetzt so reichlich geflossen war, denn da die wohlhabenden Stadtaraber alle verheirathet sind und sehr auf Ehrbarkeit halten, so flossen ihr von dieser Seite keine Gaben zu. Einen Ersatz hätte sie freilich in der Aufopferung ihrer weiblichen Würde finden können und hierzu fehlte es nicht an glänzenden Anerbietungen, die jedoch für sie nichts Verlockendes hatten. Ihre wenigen Bedürfnisse waren mit sehr geringen Mitteln zu befriedigen und diese gingen ihr nicht ab, da ein dichter Schwarm von zwar armen, aber aufopferungsfähigen Verehrern ihres politisch-religiösen Heldinnenstandes sie in ihrem neuen Leben umgab.

Die Marabuta bot nun das merkwürdige Schauspiel einer Frau, der man die äußere Ehrbarkeit abspricht, die aber die innere bewahrt hat, einer Person, die als Heilige, als Freiheitsheldin verehrt, und doch zugleich als in der Oeffentlichkeit einer Stadt lebend verachtet wurde. Sie selbst freilich setzte sich mit der Gleichgiltigkeit eines Derwischs über die Vorurtheile der Welt hinweg. Sie lebte ganz wie ein junger Mann, wie ein kabylischer Jüngling, der seine heimathlichen Berge auf eine Zeitlang für den Aufenthalt in der Stadt vertauscht hätte. Wir Deutschen würden sagen: sie lebte „auf Studentenart." Des Nachts schlief sie in dem ersten besten Kaffeehause auf der harten Bank, gerade wie die in Algier einkehrenden Kabylen oder die mosaischen Kohlenbrenner, eine Art des Uebernachtens, die bei allen armen Arabern gang und gäbe, für die alle moslimischen Kaffeehäuser eingerichtet sind und für welche sie ein Schlafgeld von einem Sou (fünf Pfennige) erhalten. Ihre Tugend war bei dieser für ein Mädchen seltsamen Uebernachtungsweise vielleicht besser beschirmt als unter Schloß und Riegel, denn die das Kaffeehaus füllenden Schaaren ihrer fanatischen Verehrer, die an ihre Heiligkeit wie an ein Evangelium glaubten, würden jeden galanten Versuch blutig gerächt haben, gänzlich die gerichtlichen Folgen einer solchen Selbsthülfe außer Acht lassend.

Bei Tage vagabundirte sie von einem Kaffeehaus zum andern, gerade wie alle unbeschäftigten Araber oder Kabylen. Was hätte sie auch unternehmen sollen? Eine Kabylin lernt nur den Boden bestellen, Korn oder Oel mahlen, die einfachen Kleidungsstücke ihrer Angehörigen anfertigen und von alle dem konnte sie in der Stadt nichts treiben. An Nahrung fehlte es ihr nicht. Wenn eine Kabylin Brot zum Essen und ein wenig Oel zum Trinken hat, so ist sie zufrieden und die Araber sind im Verschenken des Brotes unerschöpflich. Ja das schöne gut gebackene Weizenbrod der Stadt mußte der an säuerliche, in Oel gebackene Gerstenteige gewöhnten Kabylin noch wie ein Luxus vorkommen.

So lebte sie denn sorglos und ohne Bedürfnisse ein beschauliches Leben in den Tag hinein. Sie sprach wenig, zuweilen sang sie, immer nur religiöse Weisen. Gewöhnlich kauerte sie, wie ein beschaulicher Der-

wisch, in einer Ecke des Kaffeehauses. Ein einziges Mal sah ich sie mit der Nadel beschäftigt, um ihr Obergewand, einen dünnen durchsichtigen bläulichen Haik (Shawl oder Schleier) auszubessern, und kann bezeugen, daß sie sich sehr ungeschickt dabei benahm. Ihre Kleider waren stets rein, obgleich sie in ihnen schlief und noch dazu auf der schmutzigen Bank eines Kaffeehauses und obgleich sie keine zum Wechseln besaß. Aber sie wusch sie fast alle Tage selbst, zuerst das Obergewand; dann hüllte sie sich in dieses und wusch das große weiße Faltenhemd, das ihrem Körper zur unmittelbaren Hülle diente.

Eine Zeit lang vagabundirte sie also herum von einem Kaffeehaus zum andern und jeder Kaffeewirth schätzte sich glücklich, wenn sie seine niedere Schwelle betrat. Keiner forderte von ihr Bezahlung. War er auch bettelarm, die Marabuta wurde stets umsonst mit Kaffee tractirt. So in der Oeffentlichkeit lebend, schlug sie alle jene Wunden und schuf alle jene Opfer, von denen oben die Rede war. Eine Menge Männer, jung und alt, verliebten sich sterblich in sie. Nichts war natürlicher. Sie war die einzige Unverschleierte unter der ganzen moslimischen Bevölkerung Algiers. Die Moslims, die sonst die weibliche Schönheit, nach deren Besitz sie streben, nur aus den bezahlten Schilderungen der Kupplerinnen kennen lernen, konnten diesmal ihren eignen Augen trauen und da diese sie nicht täuschten, so war der Effect ein verheerender, um so verheerender, als die Marabuta alle Liebesanträge ruhig und gleichmüthig anhörte, aber bestimmt zurückwies. Nur selten gab sie eine wörtliche Antwort. Einmal hörte ich sie zu einem besonders schmachtenden Anbeter, dem jungen Omar sagen: „Ich kann Dir nicht helfen, mein armer Omar, aber ich will Dir ein Amulet geben, das Dich vielleicht heilen wird." Omar nahm das Amulet, trug es und wurde insofern geheilt, als er bald den Verstand verlor und seinen Liebeskummer weniger empfand. Ebenso erging es vielen Andern und bald war das Häuflein der „Inspirirten" voll, der armen Teufel, welche aus Liebe zur Marabuta den Verstand verloren hatten.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Geisteskrankheit in neuester Zeit im französischen Nordafrika bei den Eingeborenen der Städte viel häufiger vorkommt als früher. Dies beruht auf einer allgemeinen Erfahrung, welche man überall da gemacht hat, wo Halbbarbaren in genaue Berührung mit europäischer Civilisation kommen. Die Städtebewohner liefern selbst in Europa das Hauptcontingent der Irrenanstalten. Auch in Algerien ist die Geisteskrankheit auf dem Lande desto seltener, je spärlicher die Berührung mit Europäern. „In den Städten dagegen, wo der Halbbarbar in die Friction des Culturlebens hineingezogen wird, zeigt sich sein Gehirnleben bedroht von der Caricatur der geistigen Selbstdarstellnng — von der Geisteskrankheit." * Aus demselben Grunde, warum in Amerika fünfmal mehr freie Neger geisteskrank werden als Sklaven, d. h. aus der näheren Berührung mit der europäischen Civilisation großer Städte, läßt sich auch die Häufigkeit der Geisteskrankheit unter den modernen Algierern erklären. Die Anlage dazu ist bei ihnen Allen vorhanden; zur Entwicklung kommt sie freilich nur da, wo diese Anlage besonders stark ist, aber dies ist leider bei sehr Vielen der Fall. Um diese Entwicklung zum Ausbruch zu bringen, dazu bedarf es fast immer nur eines geringen Anstoßes. Bei vielen Europäern erfolgt ein solcher Anstoß durch gekränkten Ehrgeiz, einen Verlust des Eigenthums oder unglückliche Liebe, bei den ehrgeizlosen und gegen Geld und Geldeswerth fast immer gleichgültigen Mauren Algiers ist es beinahe ausnahmslos das letztere Motiv, welches den Anstoß giebt. Ein zur Schwermuth gedämpfter religiöser Fanatismus, ein Hinbrüten über den Verfall des Islams, ein schwärmerisches Vertrauen auf irgend ein abergläubisches Erlösungsmittel ist oft mit diesem Liebeswahnsinn eng verbunden.

Ganz so war es bei den Verehrern der Marabuta. Unerhörte Liebe raubte ihnen den Verstand, während religiöser Fanatismus sie noch immer mächtig an den Gegenstand fesselte, der das unschuldige Werkzeug dieser Beraubung bildete. Wie die beflügelten Insecten, die sich am Licht die Flügel verbrannt haben, dennoch bis zum Tode dem Licht, dem sie nicht mehr ent-

* Der letzte Satz ist für den gegenwärtigen Fall entlehnt aus Solbrig's „Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Culturbewegung." A. A. Z. Nr. 116, 1870.

gegenfliegen können, entgegenkriechen, so folgten auch alle diese verunglückten Geister der Marabuta, der Ursache ihres Unglücks, auf Schritt und Tritt, und nachdem dieselbe in dem Kaffeehaus des Hamud ben Mohamed ihr Hauptquartier aufgeschlagen, erwählten auch sie es zum fast ausschließlichen Aufenthalt und so entstand das „Kaffeehaus der Verrückten."

Es war für Jedermann ein Räthsel, daß das Herz eines jungen Mädchens, wie der Marabuta, gegen so vielfache Versuche, es zu gewinnen, hart blieb. Dennoch war es so und vielleicht auch nicht so schwer zu erklären. Gerade die Menge der Anträge konnte einen Widerwillen gegen alle bei ihr hervorrufen. Sie handelte durchaus nicht nach Berechnung, sondern lediglich instinctmäßig, wenn sie diese Anträge von sich wies. Eine Europäerin würde sich vielleicht durch diese Unzahl von Anträgen geschmeichelt gefühlt und einen Triumph der Eitelkeit genossen haben. Bei der Marabuta war hiervon keine Rede. Sie wußte recht gut, daß bei ihrer ausnahmsweisen Stellung diese Anträge nicht ausbleiben konnten. Ihr waren sie nur lästig, wenigstens anfangs; später gewöhnte sie sich so daran, daß sie dieselben gar nicht mehr berücksichtigte, sondern wie ein unvermeidliches, zwar langweiliges, aber im Grunde gleichgültiges Ereigniß an sich vorübergehen ließ.

Einen fast komisch zu nennenden Contrast bildete diese ihre Gleichgültigkeit gegen die Ueberschwenglichkeit der Liebhaber, nicht der alten, denn diese waren, wenn sie sich nicht ganz zurückgezogen hatten, meist in das melancholische, halbapathische Stadium der „Inspiration" übergegangen, sondern der neuen, deren sich täglich einige im Kaffeehaus des Hamud ben Mohamed einfanden. Ich selbst kannte einen jungen Franzosen, der an den Blitzaugen der Marabuta Feuer fing. Er wurde ein Stammgast in der Kaffeebude, saß dort Stunden, ja Tage lang der Marabuta gegenüber; aber es dauerte sehr lange, ehe diese ihn auch nur bemerkte. So groß ist in Algier die Kluft zwischen Moslims und Europäern, daß sie, und kämen sie auch örtlich in die nächste Berührung, in Wirklichkeit sich völlig fremd bleiben. Der Araber hat für die Franzosen, der Franzose für die Araber keine Augen. Es ist, als sähen sie einander gar nicht. Der Franzose wußte etwas Arabisch und faßte den Entschluß, seine Flamme erst durch kleine Geschenke, wie Blumensträuße, Bonbons, das gewöhnliche Arsenal französischer Galanterie, dann durch Worte zu verrathen. Erstere wurden von der Kabylin gleichgültig genommen, als ob sie gar nicht ihr gälten und dann — ruhig auf die Bank gelegt, wo sie auch liegen blieben, bis die Bouquets verwelkten, die Bonbons verschimmelten. Das ist die arabische Weise, Geschenke zurückzuweisen. Eine directe Weigerung liegt nicht in der Art dieser Völker. Der junge Mann verstand diese stumme Zurechtweisung nicht. Er wagte sich vielmehr bald an mündliche Erklärungen. Damit kam er noch schlechter an. Das erste Mal schaute ihn die Marabuta wie erstaunt an, wenn sie überhaupt eines Erstaunens fähig war, — und gab gar keine Antwort. Das zweite Mal hörte sie ihn geduldig an, merkte, daß er etwas Schmeichelhaftes sagte, hielt aber das Ganze für eine leere orientalische Redesloskel und antwortete mit einer ähnlichen. Der Franzose dadurch ermuthigt, wagte sich weiter. Einmal traf er sie allein und bat sie kniefällig, seine Liebe zu erwiedern. Jetzt erst verstand ihn die gleichgültige Schöne. Aber was war er für sie? Nichts als ein „Hund," ein „Ungläubiger" und sie genirte sich nicht, ihm das zu sagen. Der Franzose war dadurch freilich nicht abgeschreckt. Er kannte diese Liebesausdrücke der Araber. Er blieb standhaft. Da die Marabuta in ihrer apathischen Weise kein weiteres Zeichen des Unwillens verrieth, so glaubte er ihren Widerwillen besiegt zu haben und wurde kühner. Einmal wagte er es, ihr einen Kuß aufzudrängen; das bekam ihm übel. Auf einen Ruf der Schönen stürzte das ganze Heer von Anbetern herzu, selbst die apathischen „Inspirirten" rafften sich zu ungewohnter Thätigkeit empor, und der Franzose wurde aus der Bude hinausgeworfen. Darüber enstand ein Tumult. Die unvermeidliche Polizei fand sich ein, nahm die ganze Gesellschaft (den Franzosen ausgenommen) in Haft und die Marabuta, sämmtliche Anbeter und „Inspirirte" brachten eine Nacht im Polizeigefängniß zu.

Nach dieser Krisis ließ sich der Franzose nicht mehr blicken. Andere fanden sich ein, aber Keinem erging es besser. Die Anbeter hatten sich fast schon an diesen Zustand ge-

wöhnt, und die Marabuta galt für ein gegen irdische Liebe völlig gleichgültiges Wesen, was den Ruf ihrer Heiligkeit nicht wenig vermehrte. Plötzlich aber erhielt die verliebte Schaar eine Nachricht, die sie aus ihrer Apathie aufschüttelte. Es hieß, die Marabuta sei vor dem Stadtthor drei Stunden lang mit einem jungen Mann herumwandelnd gesehen worden. Niemand kannte diesen jungen Mann. In der Kaffeebude erschien er nicht, dort blieb Alles unverändert. Die Marabuta fand sich täglich ein, gleichgültig und apathisch wie immer. Schon glaubten die Anbeter sich beruhigen zu können, als das Gerücht von Neuem auftauchte, diesmal in bestimmterer Form. Der junge Mann, so hieß es, habe der Marabuta einen Heirathsantrag gemacht und sei ganz einfach — angenommen worden. Die Araber wollten sich Gewißheit verschaffen und suchten ihm nachzuspüren, aber ohne Erfolg. Der junge Mann war gar nicht mehr in Algier. Wo war er hingerathen? Das wußte nur Einer in der Kaffeebude und dieser Eine war Hamud selbst. Aus guten Gründen wußte er es, denn der junge Mann war sein eigener Bruder. Dieser hatte im kabylischen Krieg unter den Fahnen der Marabuta gefochten, war schwer verwundet worden, hatte sich nach seiner Heilung in verschiedenen Verstecken herumgetrieben und war nur hie und da in Algier aufgetaucht. Bei einem dieser flüchtigen, mehr oder weniger heimlichen Besuche hatte er die Marabuta wiedergesehen. Sie kannte ihn von früher und war ihm nicht abgeneigt. Seine Worte fanden Gehör, ihre Verbindung wurde beschlossen und zugleich verabredet, daß Ali (so hieß er) sie nach Mekka führen solle, nach Mekka, jenem Ziel der schwärmerischen Sehnsucht aller moslimischen Herzen. Jetzt war er in die Kabylie geeilt, um die Einwilligung der Ihrigen zu erlangen.

So einfach und natürlich diese Entwickelung auch war, so wollte man doch durchaus in ihr etwas Wunderbares erblicken. Die Anbeter trauten ihren Ohren kaum, als sie die Wahrheit vernahmen. Wie konnte Ali, der ein Mensch war wie sie, das Herz der Unverwundbaren gerührt haben? Wie anders, als durch Zauberkünste? Diesen Zauberkünsten mußten sie andere entgegensetzen! Selbst die „Inspirirten“ schienen ihren Verstand in diesem Bestreben wiedergefunden zu haben. Einstimmig beschlossen sie, Ali zu verderben oder wenigstens Beider Verbindung und Abreise zu verhindern. Ueber die Mittel waren sie außer Zweifel. Diese sollte ihnen ein alter Marokkaner bieten, den man schlechtweg „Fekiy“ nannte, ein Wort, das eigentlich „Rechtsgelehrter“ bedeutet, das aber in Algier heutzutage gebraucht wird, um damit einen Amuletschreiber, Talismanversertiger, Beschwörer, kurz einen Meister in allerlei Zauberkünsten zu bezeichnen.

Der Fekiy war ein kleines altes Männchen mit einem zottigen weißen Ziegenbart, in eine zerlumpte Keschabiya (einen Rock mit Capuze und Aermeln) gekleidet und in der ganzen Stadt wegen seiner Betrügereien und Geldgier übelberüchtigt. Aber die Verliebten kümmerten sich natürlich nicht um solche Gerüchte. Ihnen lag es nur an der Kunst des Magiers und an diese glaubten sie wie an den Koran. Die erste Probe freilich bestand diese Kunst nur sehr schlecht. Der Fekiy hatte für vieles Geld versprochen, Ali von Algier entfernt zu halten. Ein einfacher zauberischer Bannfluch sollte hierzu genügen. Aber trotz alledem kam Ali zurück; freilich zeigte er sich nicht öffentlich, denn er fürchtete sich, als „Rebell“ in die Hände der Polizei zu fallen. Aber seine Anwesenheit entging den verliebten Spürhunden nicht. Wüthend liefen sie zum Fekiy. Dieser half sich erst durch Läugnen. „Ali ist nicht in Algier, Niemand hat ihn gesehen!“ rief er, aber dies half ihm wenig. Einige handgreifliche Verunglimpfungen seiner Person bewiesen ihm, daß seine Kunden Ernst machten. Nun griff er zu dem gewohnten und besten Mittel, nämlich dem, den Aberglauben neu anzuregen. Er zeigte ihnen einen Zauberknoten (das Knoten- oder Nestelknüpfen ist eines der beliebtesten arabischen Zaubermittel), der sich durch einen Zufall gelockert hatte. Dies allein bildete den Grund, warum Ali zurückgekehrt war.

Auf einmal war das Vertrauen zum Fekiy zurückgekehrt. Nun bestürmten sie ihn, wenigstens die Verbindung der beiden zu verhindern. Hier kam jedoch der Fekiy in Verlegenheit, wußte sich aber zu helfen. Die eheliche Verbindung, sagte er, sei ein religiöser Act und gegen kirchliche Handlungen gelte keine Zauberkunst. Das war

eine bittere Pille für die Anbeter. Also gegen die Ehe war nichts zu machen. Indeß eine moslimische Ehe ist sehr leicht lösbar, Scheidungen sind fast eben so häufig als Verheirathungen, und die Liebhaber trösteten sich mit dem Gedanken, daß wenn wenigstens die Marabuta in Algier bliebe und nicht nach Mekka ginge, Jeder von ihnen noch Hoffnung hegen könne. Dieser frohen Aussicht kam der Fekiy durch das Anerbieten entgegen, die Abreise zu verhindern. Dazu standen ihm untrügliche Mittel zu Gebote. Diese Mittel schienen zwar nicht wesentlich von dem verschieden, welches sich früher schon so schlecht bewährt hatte. Dennoch aber klammerte sich die verliebte Schaar an diesen Strohhalm der Hoffnung fest und dem Fekiy wurde es nicht schwer, sie zum Glauben an seine Allmacht wieder zu bekehren.

Nun fand das für die Liebhaber niederschmetternde Ereigniß statt. Ali und die Marabuta wurden in der Moschee getraut, d. h. durch Procuration, wie immer bei den Moslims, denn weder Braut noch Bräutigam ist dabei gegenwärtig, sondern beide durch ihre Anwälte vertreten. Diese Ceremonie schließt zwar gesetzlich die Ehe, aber sie bezeichnet gleichwohl nicht den Beginn ihres Vollzuges. Die Vollziehung der Ehe findet aus Anstandsrücksichten (indem der gute Ton erheischt, daß kein Theil sich eilig zeige) erst später, oft viel später statt, nachdem der Bräutigam seine Angetraute am Tage vor der Ehevollziehung aus dem elterlichen Hause abgeholt hat. Ali hatte freilich kein Haus, wohin er seine Braut bringen konnte. Auch hätten ihn die Festlichkeiten, welche bei diesem Umzuge der Braut stattzufinden pflegen, mehr als es ihm erwünscht, der Oeffentlichkeit preisgegeben. Ebenso hatte die Marabuta in Algier kein elterliches Haus und lebte in der Oeffentlichkeit. Hier fand also der entgegengesetzte Fall, wie bei anderen moslimischen Ehen statt; nicht die Braut war es, die verborgen blieb, sondern (aus politischen Gründen) der Bräutigam. Man kam überein, in Algier gar keinen feierlichen Umzug der Braut abzuhalten, sondern die gemeinschaftliche Einschiffung des Brautpaares auf dem Schiff, das sie nach Aegypten bringen sollte, von wo ihr Weg nach Mekka führte, als solchen gelten zu lassen.

Schon ankerte das Dampfschiff im Hafen, welches sie nach Aegypten bringen sollte. Die Anbeter der Marabuta, denen der Fekiy versprochen hatte, die Abreise zu verhindern, waren nicht wenig verblüfft, als sie eines Abends gewahrten, wie in aller Stille die Einschiffung des Brautpaares stattfand. Wieder stürmten sie zum Fekiy und schrien: „Du hast nicht Wort gehalten; sie haben sich doch eingeschifft!“ Aber der Fekiy erwiederte in aller Ruhe: „Einschiffung ist noch nicht Abreise!“ und die bethörten Liebhaber faßten neue Hoffnung. Die Abreise sollte zwar am nächsten Tage stattfinden, aber da dies ein sogenanntes Pilgerschiff war, d. h. eigens zur Ueberschiffung der zahlreichen Mekkapilger gemiethet, so konnte der gewohnte moslimische Schlendrian sich in der Verzögerung seiner Abfahrt geltend machen. Einer jener tausenderlei Aufschubsgründe, deren die Moslims bei allen Gelegenheiten so viele haben, verhinderte wirklich die Abreise am festgesetzten Tage.

Der Fekiy triumphirte. „Seht Ihr,“ rief er seinen Kunden zu, „daß die Abreise verhindert worden ist?“ — „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben,“ erwiederten diese. Jedoch der Fekiy war nicht außer Fassung zu bringen. „Was heute nicht geschehen, geschieht auch morgen nicht!“ Im Vertrauen auf dieses etwas problematische arabische Sprüchwort legten sich die Anbeter der Marabuta zur Ruhe. Wer aber beschreibt ihr Entsetzen, als sie am andern Tage mit dem frühesten Morgen an den Hafen eilten und dort sehen mußten, daß das Schiff sich wirklich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Abermals raste die Schaar in die Bude des Fekiy hinein. Ein ganzes Wörterbuch arabischer Schimpfwörter und Flüche wurde erschöpft, um dem Zauberer den Zorn seiner Kunden an den Tag zu legen. Aber zu ihrem großen Erstaunen blieb der Fekiy unerschütterlich gefaßt und antwortete mit der größten Ruhe: „O, Ihr Kinder eines schwachen Glaubens! denkt Ihr denn, daß die Abseglung aus dem Hafen wirklich etwas bedeute? Dadurch wird die Reise auch um keinen Schritt gefördert. Wenn Ihr nicht durch Euren Kleinglauben meine Achtung verloren hättet, würde ich Euch jetzt das wunderbare Ereigniß enthüllen, welches das Schiff, das zwar schon aus dem Hafen,

nicht aber aus dem Golf von Algier hinaus ist, schließlich dennoch verhindern wird, seine Reise fortzusetzen. Aber Ihr seid dessen nicht werth!"

Das war ein neuer Hoffnungsanker, den die Wahnbethörten nur zu froh waren, zu ergreifen. An Lust zum Glauben fehlte es ihnen nicht, wenn nur irgend eine Basis da war, worauf sie diesen erbauen konnten. Eine solche schienen ihnen die letzten Worte des Fekiy zu bieten und nun drangen sie in ihn, das wunderbare Ereigniß zu enthüllen. Der Fekiy wehrte sich lange. Schließlich aber erklärte er, daß eine gewisse Summe nöthig sei, um die Geister des Meeres zu beschwören, damit diese einen Sturm erregten, der das Schiff scheitern, Ali verderben, die Marabuta aber wohlbehalten ans Land treiben würde. Die Summe war groß und die Kunden des Fekiy nicht reich. Dennoch mußte sie geschafft werden. Die Schaar zertheilte sich und jeder Einzelne suchte des Geldes so viel zusammenzuleihen, als ihm nur immer möglich war. Dadurch kam, wenn auch nicht die verlangte, doch eine Summe zu Stande, mit der der Fekiy sich zufrieden erklärte.

Nun sagte er zu seinen Kunden: „Laßt mir Zeit, meine Beschwörungen vorzunehmen. Ehe eine Stunde vergangen ist, werden sie vollendet sein und das von Euch gewünschte Ereigniß stattfinden. Ihr aber eilt ans äußerste Ende des Golfs von Algier, an das Cap Matifu, denn dort wird die Marabuta ans Land treiben. Der, welcher sie zuerst empfängt, ist bestimmt, Ali's Stelle einzunehmen."

Die Anbeter ließen sich das nicht zweimal sagen. Wer ein Pferd auftreiben konnte, der ritt, wer nicht, der lief, so schnell seine Füße trugen, in der Richtung auf das Cap Matifu zu. Aber dieses Vorgebirge ist drei Stunden von Algier entfernt und lange noch, ehe sie es erreicht hatten, mußten sie von Weitem sehen, wie das Schiff, unbeirrt durch die Beschwörungen des Fekiy, stolz und unerbittlich an ihm vorbeisegelte. Dennoch wankte ihr Glaube noch nicht. Sie setzten ihre Wanderung bis ans Cap fort. Als sie dort ankamen, war von dem Schiff bereits nichts mehr zu sehen. Die Marabuta war auf dem Wege nach Mekka. Ob sie diesen Ort je erreicht, weiß ich nicht. Nach Algier ist sie nie zurückgekehrt. Wahrscheinlich führt sie nun in den Straßen der heiligen Stadt ein ähnliches Leben, wie früher in den Kaffeehäusern von Algier.

Erst spät am Abend kehrten die Anbeter nach Algier zurück, diesmal mit dem festen Vorsatze, dem Fekiy übel mitzuspielen. Aber der Zauberer war nirgends zu finden. Schon lange hatte er die Absicht gehegt, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, nur hatte es ihm noch an Reisegeld gefehlt. Dies war ihm nun durch den Aberglauben der Anbeter der Marabuta geliefert worden.

Nach der Abreise der Marabuta hatte das Kaffeehaus Hamud's seinen Anziehungspunkt verloren. Die „Inspirirten" fanden sich zwar immer noch daselbst ein, aber die zahlenden Kunden wurden immer seltener. Endlich mußte die Bude geschlossen werden und Algier büßte so eines seiner interessantesten Locale ein, ein Local, das mitsammt seinen Insassen wirklich existirt hat, und keine Erfindung ist, ebenso wenig wie die Marabuta, deren Schicksale diese Erzählung geschildert hat.

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

(Schluß.)

Elftes Capitel.

An Festen wie das so eben beschriebene, zu denen sich noch die ähnlichen Festschmäuse der Kindtaufen, — „Kindelbiere" genannt, — gesellten, nahmen wir Kinder nun unsern wenn auch beschränkten so doch erfreuenden lebhaften Antheil. Im Uebrigen aber verfloß damals das Leben unseren Bauern außer diesen großen Familienfesten ohne alle und jede Unterbrechung der täglichen Gleichförmigkeit. Die Sitte der Weihnachtsbäume und der Weihnachtsbescheerungen war ihnen fremd. Nur zum Neujahrsfeste wurde ein Festgebäck bereitet, das aus zweierlei Arten von Kuchen, „Pelz" und „Woseln" (Wasseln) bestand. Der Pelz war ein tellergroßer, zolldicker, sehr fetter runder Fladen, zu dessen Bereitung sich die ärmeren Leute statt der Butter oder

des Schmalzes auch wohl des aus Leinsamen gepreßten Oels bedienten, was uns jedoch nicht hinderte, auch dieses Backwerk gelegentlich zu versuchen. An diesem Feste zogen die Kinder der ärmeren Einwohner bei den wohlhabenderen glückwünschend umher, um unter Absingung des Spruches:

„Ik wünsch ju fröhlich Niejahr,
Väl Gesundheit,
Freed' un Einigkeit,
Langes Leben!
Mütt' mi ok en Pelz geben!"

eine Kuchenernte zu halten, an welcher Unternehmung wir uns auch wohl gelegentlich bei bekannten Bauern heimlich betheiligten.

Ein Gleiches geschah bei einer andern Gelegenheit. Wenn nämlich an den beiden großen Prenzlauer Jahrmärkten die Bauern der benachbarten Dörfer, welche unser Dorf zu passiren hatten, mit ihren vierspännigen Wagen zurückkehrten, so besetzten wir vereint mit der Dorfjugend das Prenzlauer „Endehecken" — jedes Dorf war nämlich damals mit einem solchen Endehecken, d. h. einer breiten und niedrigen aus Brettern und Balken bestehenden Gatterthür an seinen Ausgängen geschlossen — und versuchten unter dem Geschrei:

To is de Dör,
Stuten her daför!*

als Lohn für die Aufdrehung desselben eine kleine Abgabe an Semmel oder Kümmelprätzeln zu erheben, was uns auch in den meisten Fällen gelang, worauf denn die Beute schließlich vertheilt wurde. Zuweilen aber kam es auch wohl vor, daß wir des geforderten Zolles verlustig gingen, und statt dessen von dem Rosselenker einen Schmiß mit der Peitsche davontrugen, wofür er denn freilich in die Lage versetzt ward, unter unserm Hohngeschrei vom Sattelpferde absteigen und die Einfahrt sich selber öffnen zu müssen.

Wie am Neujahrstage „Pelz und Wofel," so wurden am Osterfeste „Ostereier" eingesammelt. — An diesem Feste ging es jedoch sehr lebhaft her. Es herrschte nämlich die Sitte, sich am Ostermorgen unter einander außer den buntgefärbten Ostereiern auch mit etwas Anderem, weniger Angenehmem, nämlich mit der sogenannten „Osterstüpe" zu beschenken. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Man versah sich schon einige Zeit vor dem Feste mit frisch abgeschnittenen Birkenreisern, die man in wassergefüllten Töpfen und Gläsern bewahrte, um sie zum Grünen zu bringen, — denn grün mußte die daraus gebundene „Osterruthe" sein, oder wenigstens einen grünen Blätterschimmer an den Knospen zeigen, wenn sie als verwendbar gelten sollte. Am Ostermorgen kam es nun darauf an, möglichst früh aufzustehen, um den mit der Osterruthe zu Begrüßenden womöglich noch im Bette zu überfallen, und ihm unter dem Rufe: „Stüp', stüp' Ostereier!" einige Ruthenstreiche beizubringen. Und da man mit diesem Geschäft einmal im Gange war, so wurde dasselbe auch wohl am Tage noch fortgesetzt, woraus sich denn zuweilen ernsthafte Ruthenduelle unter uns Jungen entspannen.

Heiterer und fröhlicher noch gestaltete sich die Feier des Pfingstfestes. Am Vorabende desselben war Alles beschäftigt, die Eingangsthüren und das Innere der Häuser mit grünen „Maien," Birkenzweigen, welche der Birkbusch des Dorfes lieferte, auszuschmücken, und die Dielen mit frischgebrochenem Kalmus zu bestreuen. Auch die Kirche entbehrte dieses Schmuckes nicht, den die Frauen und Mädchen der Kirchenvorsteher zu besorgen hatten. An diesem Feste hatten ferner die sogenannten Pferdejungen ihre Saturnalien. Sie erbauten zu dem Ende auf der größten der Gemeindewiesen eine „Pfingsthütte," zu der ihnen vom Schulzen aus dem Gemeindewäldchen eine Anzahl Bäume geliefert wurden. Dann zogen sie mit Tagesanbruch von Hof zu Hof durch das Dorf, um das sogenannte Pfingstknallen („Pingstknappen" genannt) abzuhalten. Sie stellten sich nämlich vor jedem Bauernhofe im Kreise auf, der beste „Knaller" trat als „Pfingstkönig" in die Mitte, und so begannen sie mit ihren langen getheerten Peitschen, welche an vielsträhnig gewundenen biegsamen Stöcken befestigt waren, ein kunstmäßiges donnerndes Peitschenknallen, das wie Rottenfeuer anzuhören war. Nach Darbringung eines jeden solchen Ständchens, wobei auch das Pfarrhaus nicht leer ausging, sammelten sie eine Gabe an Geld und Lebensmitteln ein, mit der sie sich nach Beendigung ihres Rundgangs

* Zu ist die Thür,
Kuchen her dafür!

unter lautem Peitschenknallen aus dem Dorfe in ihre Pfingsthütte zurückbegaben, und daselbst unter Jubel und Tanz den Ertrag verschmausten und verzechten. Für die Dauer des Festes ward auch der gewöhnliche Brauch, zufolge dem die Last des eigentlichen Hütens der weidenden Pferde immer auf den Jüngsten und Schwächsten fiel, aufgehoben und durch eine im Voraus geordnete Reihenfolge ersetzt. Jener Brauch war nichts mehr und nichts weniger als das Faustrecht des Stärkeren. So oft nämlich eins oder mehrere auf der Weide befindlichen Pferde und Füllen sich von der Wiese zu entfernen und die anstoßenden Getreidefelder zu schädigen begannen, wurden von dem ältesten oder stärksten der als Hüter anwesenden Pferdejungen zwei aus der Genossenschaft aufgerufen, um es unter sich auszumachen, wer von ihnen beiden „nach Kehren gehn," d. h. die Pferde aus dem Getreidefelde treiben solle. War nun der Eine dieser Beiden notorisch schwächer als der Andere, so war die Sache leicht entschieden. Anders aber, wenn das Verhältniß der Stärke zweifelhaft, oder der Jüngere muthig genug war, dem Aelteren mit der Formel: „Ik goh' nich för Di na Kehren" Trotz zu bieten. In diesem Falle hatte ein Ring- und Faustkampf zu entscheiden, bei dem es an blutigen Nasen und auch wohl eingeschlagenen Zähnen nicht fehlte, bis der Besiegte sich heulend erhob, um die Pferde, die indessen nach Herzenslust sich gütlich gethan hatten, aus der jungen Saat oder dem reifenden Kornfelde zu verjagen. Vergebens versuchten Pfarrer und Schulmeister dieser Sitte, die beinahe eben so barbarisch roh und unvernünftig war, wie das Duell der sogenannten höhern Stände, in Schule und Kirchenlehre entgegenzuwirken. Sie wich erst, als mit der Einführung der Stallfütterung das Hüten der Pferde und damit der Stand der „Pferdejungen" selbst nebst ihrem Esprit de Corps aufhörte. —

Zu den außerordentlichen Vergnügungen, die uns in unserer dörflichen Abgeschiedenheit zu Theil wurden, gehörten die Erscheinung der „Sternkieker" (Sternseher) und die dramatischen Vorstellungen, welche von Zeit zu Zeit herumziehende Gaukler im Dorfkruge gaben.

Die „Sternkieker," wie sie bei uns hießen, erschienen, wenn ich nicht irre, bald nach der Weihnachtszeit. Es waren meist Burschen aus der Stadt, welche in abenteuerlich bunten Costümen, mit geschwärzten Gesichtern, Säbel an der Seite, Turbane um die Köpfe gewunden, und an einer langen Stange einen Stern von Knistergold tragend, als die „drei Könige des Morgenlandes" Casper, Melchior und Balthasar von Dorf zu Dorf zogen und unter Absingung von Glückwünschen allerlei Gaben einsammelten. Sie führten sich ein mit den Versen:

„Wir sind die drei Könige aus Mohrenland,
Die Sonn' hat uns so schwarz gebrannt!"

Einer von den Glückwünschen, mit denen sie den Hausherrn, die Hausfrau und sonstige Glieder der Familie der Reihe nach ansprachen, ist mir noch im Gedächtniß geblieben, er lautete:

„Wir wünschen dem Hausherrn ein' goldnen Tisch,
Auf allen vier Ecken ein' gebratenen Fisch,
Und in der Mitt' eine Kanne voll Wein,
Dazu die Herzallerliebste sein!"

Sie waren von Alt und Jung gern gesehene Erscheinungen in unsrer winterlichen Einsamkeit, diese bunt aufgeputzten Reste kirchlicher Dramatik und Volksromantik. Doch erinnere ich mich ihrer nur aus den ersten Jahren unsers Dorflebens, da ihnen nicht lange darauf der Kehrbesen des aller Farbigkeit des Lebens feindlichen, nur die graue Uniformität liebenden Polizeistaats ein Ende machte.

Länger hielten sich dagegen die dramatisch-theatralischen Vorstellungen, deren Schauplatz die große räuchrige, branntweinduftende Trinkstube des Dorfkruges war. Hier gab es jährlich ein oder zweimal von durchreisenden Künstlern „Schattenspiel an der Wand," oder „Puppenspiel mit Hanswurst," zu welchen Darstellungen, nach eingeholter Erlaubniß des Schulzen und des Predigers, der Director des Thespiskarrens, der meist nur von einer Frau, und etwa einem Kunststücke machenden Pudel begleitet war, mittelst einer Trommel oder Trompete einlud, die er, durch das Dorf ziehend, erschallen ließ, während er in den Zwischenpausen den Gegenstand und Inhalt des aufzuführenden Schatten- oder Puppenspiels und die Eintrittspreise ankündete. In Betreff der letzteren lautete es regelmäßig: „Die Großen zahlen einen Groschen, die Kleinen einen Sechser oder ein Ei!" Die Erscheinung eines solchen

Thespiskarrens war für uns immer ein Fest, da der Vater uns, nachdem er sich durch Verhandlung mit dem Führer desselben der Moralität und Sittlichkeit des aufzuführenden Stücks versichert hatte, meist gestattete, in Begleitung unsres Knechts der Aufführung beizuwohnen, wo wir denn obendrein durch die besten Plätze begünstigt wurden. Ich habe diesen Krugschauspielen noch in einem Alter andächtig zugeschaut, in welchem jetzt die Kinder einer größeren, zumal einer Residenzstadt, bereits mit den raffinirtesten Leistungen der Oper und des Ballets oder gar mit jenen Erzeugnissen des Blödsinns und der Gemeinheit, „Possen" genannt, vertraut sind, gegen die gehalten jene Schatten- und Puppenspiele des Dorfkruges fast als Poesie gelten durften. Saul und Absalon, David und Goliath und andere biblische Stoffe bildeten neben den Hanswurstiaden gewöhnlich den Inhalt; doch entsinne ich mich, auch des Zauberer Faustus Höllenfarth gesehn und die Bekanntschaft eines Kunstpudels gemacht zu haben, der „Azor" hieß, und die Zahlen von Spielkarten mit einer das Publicum zu lauter Bewunderung hinreißenden Sicherheit durch Bellen anzugeben verstand. Leider aber hinterließ mir der „gelehrte Hund" ein übles Andenken, indem ich seinen Namen durch Schuld meines Bruders als Spottnamen davontrug und lange, bis in die Schulzeit hinein behielt.

Der dritte im Bunde der außergewöhnlichen Erscheinungen, welche die Einsamkeit unsers Dorflebens unterbrachen, war der „Lumpensammler."

Ja, der Lumpensammler! Wer kennt ihn heute noch, diesen Freudespender der Dorfjugend, der er für die herbeigebrachten, von den Eltern erbetenen alten Linnen- und sonstigen Lumpen, aus der Fülle der Schätze, die sein mit einer weißen „Plane" überdachter, von einem altersschwachen, meist blinden Pferdchen gezogener Einspänner für unsere Phantasie enthielt, die erwünschtesten Dinge spendete. So oft der gelle langgezogene Pfiff der großen gelben Holzpfeife sein Erscheinen verkündete, eilte Alles herbei zu seinem Wagen, und selbst wer ihm nichts zu bieten hatte, durfte wenigstens hoffen, etwas von den Herrlichkeiten zu sehen, die derselbe in seinem Innern barg. Da gab es bunt colorirte Bilderbogen mit Soldaten zu Fuß und zu Roß, Bogen von Gold und Silberpapier oder von gewöhnlichem bunten Papier, die uns in Streifen geschnitten als Bibelzeichen dienten, und mit denen vor Anfang der Confirmationsstunden immer ein äußerst lebhafter Tauschhandel getrieben wurde! Da gab es hölzerne Pfeifen, große und kleine, hölzerne Nadelbüchsen und Pennale, Schieferstifte, Blei- und Rothstifte, zinnerne Ringe und Ohrringe, ja sogar zinnerne roth und blau angemalte Uhren mit Uhrschlüsseln von gleichem Metall, welche letztere davonzutragen nur selten gelang, da der „Lumpenmann" sehr schlechte Preise zahlte und seine Waaren überaus hoch hielt. Einmal aber gelang es mir doch, und obschon ich sehr wohl wußte, daß die glücklich erlangte Uhr immer nur halb zwölf zeigte, machte mich ihr Besitz doch sehr glücklich, und ich versehlte nicht, sie Tags in der Tasche zu tragen und Abends über meinem Bette aufzuhängen.

Zu diesen bedeutenden außergewöhnlichen Erscheinungen gesellten sich nun noch andere, welche die Einförmigkeit des Dorflebens auf eine für uns erfreuliche Weise von Zeit zu Zeit unterbrachen.

Zunächst der „Felljude," der in unserm Hause bei Allen beliebte, immer freundliche und zu Scherzen auf seine Kosten aufgelegte Hirsch Moses, der zur Zeit des Hammelschlachtens die Vließe einkaufte, und auch gelegentlich Hasenfelle und die Federposen der geschlachteten Gänse nicht verschmähte, welche Waaren er alle um so wohlfeiler einhandelte, als er dafür aus seinem „Packen," von welchem er auch der „Pack-" oder „Bündeljude" hieß, allerlei kurze Waaren an Kattunzeug, bunten Tüchern, Bändern und Zwirn anzubringen wußte. Daneben brachte er Neuigkeiten aus der Stadt, auch wohl Zeitungen vom benachbarten Amtshofe, und nahm, wenn es sich fügte, ähnliche Bestellungen, Briefe und Botschaften mit. Er hatte den Freiheitskrieg mitgemacht, wofür er die Medaille trug, und konnte uns, wenn er mit seinem Teller Essen und seinem Glase Bier, die ihm bei uns regelmäßig verabreicht wurden, in der warmen Gesindestube saß, vom Kriege und von den grausam blutigen Schlachten, zumal von der Bataille von Belleallance erzählen, bei der sein Verwandter, der reiche Herr Lion in Prenzlau, das eiserne Kreuz verdient habe. Neben

dem officiellen Großhandel betrieb er zugleich mit uns noch einen kleinen Detailhandel, indem er uns die beliebten „bockledernen Bälle," die wir bei ihm bestellt hatten, vom Handschuhmacher aus der Stadt mitbrachte, wofür er statt baaren Geldes von uns bereitwillig Federposen in Zahlung nahm, die wir zu diesem Zwecke sorgfältig auffammelten.

Im Range über dem guten Moses, dem von den Bauerjungen oft mit dem Spottrufe „Felljud'! Felljud'!" verfolgten und verhöhnten ehemaligen „Freiheitskämpfer," stand der Tabulettkrämer, im Dorfidiom der „Kästendräger" oder „Metzkerdräger" (Messerträger) genannt, der gleichfalls von Zeit zu Zeit im Dorfe erschien. Er führte seine Waare in einem nach oben immer breiter und umfangreicher zulaufenden, mit zahlreichen Auszügen versehenen Kasten, der in seinen verschiedenen Schubfächern eine reiche Auswahl der erwünschtesten Dinge an Tischmessern und Gabeln, Taschenmessern aller Art und Größe, an Feder- und Rasirmessern, Feuerstahlen, Ketten, Ringen, Spangen und sonstigen Schmucksachen von Stahl und Tomback, Bleistiften, Siegellack und anderm dergleichen barg. Unter denselben waren für uns die hornschaligen schwarz und weiß gefleckten Taschenmesser die Hauptgegenstände des Verlangens. Denn nur Kinder, die auf dem Lande erzogen werden, wissen eigentlich, was ein Taschenmesser ihnen werth ist und zu bedeuten hat. Für uns war der Besitz eines solchen, — zumal da ein Gesetz von drakonischer Strenge jede nicht officielle Benutzung der Tischmesser zu unsern Zwecken ein für allemal unmöglich machte, gradezu eine Nothwendigkeit, und der Ersatz eines zerbrochenen oder sonst unbrauchbar gewordenen eine Lebensfrage. Das Taschenmesser allein ermöglichte die Anfertigung unsers sämmtlichen Spielzeugs. Nur mit seiner Hülfe konnten wir die Knallbüchsen und „Schnirksen" (Wasserspritzen) aus den Hollunderbäumen schneiden und die dazu gehörenden „Stöpsel" anfertigen, konnten wir die Flitzbogen und Rohrpfeile sowie die „Ballkellen" und die Stöcke zum „Sauballspiel" schnitzen, die Pfeifen, Schalmeien und „Schluckuppe" aus den Weiden am See zurechtschneiden und schälen, die Meisenkasten und Dohnen verfertigen, und hundert andere ebenso wichtige und ergötzliche Dinge ins Werk richten. Ich habe den Robinson erst als Mann gelesen, und muß sagen, daß jeder Knabe auf dem Dorfe in Verhältnissen, wie die unsern waren, ein Stück Robinson und sein Taschenmesser für ihn von ähnlicher Wichtigkeit ist, wie für den unfreiwilligen Inselbewohner Daniel Defoe's. Daher war denn auch der „Messerträger" für uns eine der wichtigsten Personen, und die Taschenmesserankäufe bildeten um so mehr einen Hauptartikel in unserm Ausgabebudget, als wir bald dahinter kamen, daß zwischen Messer und Messer ein gewaltiger Unterschied, und den wohlfeilen Messern des Lumpensammlers durchaus nicht zu trauen sei.

Rechne ich zu den obenerwähnten Dorfgästen noch den Currendeboten, den der Superintendent bei den Predigern der Diözese von Zeit zu Zeit herumschickte, und den uns ungleich mehr interessirenden schnurbärtigen, martialisch aussehenden, graugrünen säbelrasselnden Gendarmen, der auf seinem wohlgenährten stattlichen braunen Wallach wie ein Kriegsgott anzuschauen war, wenn er alle vier oder sechs Wochen ins Dorf geritten kam und bei unserem Nachbar dem Schulzen sporenklirrend abstieg, um einen jener früher erwähnten schriftlichen Erlasse des Landraths zu bringen, so habe ich das Register unserer außerordentlichen Dorfereignisse vollständig erschöpft.

Zwölftes Capitel.

Die schlimmsten Zeiten des Jahres waren für uns die Uebergangsperioden vom Herbste zum Winter, und vom Winter zum Frühling, wenn der unaufhörliche Regen niederströmte und der Sohn des Wassers und der Erde die Dorfstraßen bis auf den Rest eines elenden Steindammes so unpraktikabel machte, daß durchfahrende beladene Wagen gelegentlich bis über die Achsen in den schwarzen Koth versinkend an den „schlimmen Stellen" nahe bei der nordwestlichen Ecke an der Kirchhofsmauer stecken blieben, und die Passage für Fußgänger über die Straße nur mittelst großer Feldsteine ermöglicht wurde, auf denen man, von einem zum andern springend, seinen Weg zu nehmen hatte. In diesen Zeiten,

in denen selbst der Vater seine Amtsreisen zu den Filialen nur zu Pferde, — das Packet von schwarzem Wachstuch, worin Talar und Bibel befindlich, am Sattelknopfe befestigt, — zu machen im Stande war, sahen wir Kinder uns oft wochenlang auf das Innere des Hauses beschränkt, dessen langer halbdunkler Oberboden uns für unsere Tummelplätze im Freien nur einen spärlichen Ersatz zu gewähren vermochte.

Mit welcher Wonne begrüßten wir daher den ersten Frost, der die hohen Kothwellen und die tiefausgefahrenen Geleise der Straßen allmälig zu dicken festen Knorpeln verhärtete, und wenn auch für Pferd und Wagen eine um so beschwerlichere, so doch wenigstens für Fußgänger eine freie Passage von Haus zu Haus und von Hof zu Hof wieder herstellte! Bald bedeckte sich auch, zwar noch nicht der tiefe, breit sich hinter dem Dorfe hinstreckende Stabesee, aber doch der in der Mitte des Dorfes gelegene Teich mit jener verlockenden Spiegelfläche, die alsbald von den Verwegensten unter der Dorfjugend in ihrer Tragfähigkeit, erst am Rande, dann immer weiter und weiter durch Wippen auf demselben so lange erprobt wurde, bis endlich das Eis trotz seiner jugendlichen Zähigkeit sich tiefer und tiefer muldenartig zusammenbiegend unter den Füßen der kühnen Versucher einbrach, die dann bis über die Hüften versinkend sich eilig aus dem kalten Bade unter dem Hohngeschrei der umstehenden Genossen herauszuarbeiten hatten. Das Bad selbst war dabei das weniger Schlimme, aber ein stecken bleibender Holzschuh oder Pantoffel war eine üble Begebenheit, weil sie sich nicht zu Hause verheimlichen ließ, wie die nassen Kleider, die man am Leibe wieder nothdürftig trocknete. Noch ein paar Tage, und das Eis hielt, und bot die schönste „Schlidderbahn," zu der unsre Blicke durch das Fenster über die lateinische Grammatik hinweg oft sehnsüchtig hinüberschweiften, wenn die Dorfjugend, von Herrn Becken's Schule zurückkehrend, eiligst die Schulbücher und Tafeln am Rande niederlegte und in langer Reihe über den Teich von einem Ende zum andern dahinglitt, oder auch wohl, so oft Einer in der Reihe aus Ungeschick stolperte, Knaben und Mädchen unter lautem Jubelgeschrei durch und über einander stürzend das Eis bedeckten. Auch der erste Schnee hinderte das Vergnügen nicht, denn die Schlidderbahn ward von uns mit Besen und Schaufeln, so lange es irgend ging, immer wieder praktikabel gemacht, und der Schnee, zu beiden Seiten fußhoch aufgeschaufelt, hatte obenein das Gute, daß er den Fallenden ein weiches Lager gewährte. Dagegen war der Jammer groß, wenn sich eines schönen Morgens zeigte, daß irgend ein boshafter Störenfried unserer Lust die schöne mühsam gepflegte Schlidderbahn durch Beilhiebe mit Löchern versehen und unbrauchbar gemacht hatte. Unsre Vermuthungen über den Thäter blieben zuletzt auf dem rothaarigen Ochsenjungen des Schulzen haften, der Tags zuvor, als er seine Ochsen zu der am Rande aufgehauenen Tränke trieb, gleichfalls die Bahn benutzt hatte, und zu unserem größten Gaudium ungeschickt hingefallen war. Aber was half uns die Entdeckung des Thäters, da seine überlegene Stärke ihn vor unserer Rache schützte! Besser war es, auf Abhülfe zu denken. Wir stopften Schnee in die Löcher, stampften und bügelten denselben mit unsern Holzpantinen so fest und glatt als möglich, gossen Wasser darüber, und stellten so wenigstens die Bahn wieder einigermaßen her, bis endlich anhaltender Schneefall ihre Wiedereröffnung für unsere Kräfte unmöglich machte, und zugleich unserer Erlustigung ein anderes Feld eröffnete.

Die Schlittenfahrt begann. Nicht die auf bunten hochgebäumten, pelzbedeckten Prachtschlitten mit reichgeschirrten Rossen, mit Peitschenknall und klingendem Schellengeläut, von welchem allen die Eltern uns aus der Stadtzeit erzählten, sondern die viel einfachere, auf unseren kleinen Handschlitten, den der Vater uns selbst mühsam zusammengezimmert hatte, und mit dem wir von dem Hügel vor dem Dorfe, der der Schäferberg hieß und uns ein Chimborasso dünkte, in sausendem Fluge hinabfuhren in die Tiefe des Hohlwegs zu seinen Füßen, wo wir oft genug Kopf unten Kopf oben anlangten, wenn unterwegs das richtige Steuern versehen und der jagende Schlitten umgeschlagen war. Aber was that das! der Fall war weich, die verlorne Mütze leicht wiedergefunden, die durchnäßten Handschuhe wurden in die Tasche gesteckt, die verklamten frostrothen Hände durch den eignen Athem erwärmt, und hinauf ging es wieder mit dem Schlitten

am Zugseile, vorbei an den juchzend niederfahrenden und stürzenden Genossen zur Höhe, und wieder und immer wieder hinunter die immer glattere und glattere Rutschbahn, bis die Sterne am Himmel funkelten, und nicht sowohl die Mark und Bein durchschneidende Kälte, als die Furcht vor dem allzustarken Ueberschreiten der gestellten Zeit uns zur Heimkehr trieb.

Eines Tages kam der Vater von Prenzlau zurück, und brachte ein Paar Instrumente mit, dergleichen wir noch nie gesehen und die unsre höchste Verwunderung erregten, als er uns Abends bei Licht die wunderlichen schmalen Holzsohlen mit den langen Schnallriemen und den unten angeschrobenen scharfen stählernen Schlittenläufen zeigte und ihren Gebrauch erklärte. Daß man auf solchen wie ein Messerrücken schmalen Dingern stehen und gar über das glatte Eis hinlaufen könne, wollte uns fast unglaublich erscheinen. Aber als er Tags darauf mit uns zum Dorfe hinaus an den festgefrorenen Stabesee ging, die Schlittschuhe anschnallte und mit Windeseile über die breite spiegelblanke Fläche dahinflog, weit hinab bis zur fernsten Einbuchtung, und eben so schnell wieder zu uns, die wir ihm staunend nachgesehen hatten, zurückkehrte, da erschien uns dies als eine Zauberkunst, und wir konnten die Zeit nicht erwarten, in welcher es uns vergönnt sein sollte, im Besitze solcher „Flügelschuhe," wie wir sie nannten, die herrliche Eisbahn zu durchmessen. Einstweilen aber hieß es, sich bis zum nächsten Winter zu gedulden, auf welchen der Vater uns dieselben in Aussicht stellte. Meiner Ungeduld währte indessen diese Frist zu lange, und ich beschloß, heimlich mein Glück schon früher zu versuchen. Am nächsten Sonntage wußte ich mir in Abwesenheit des Vaters die wunderbaren Schwebeschuhe aus dem Schranke zu verschaffen, und eilte mit ihnen, ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, ganz allein durch den Garten und über die festgefrornen Wiesen an den See. Natürlich waren mir dieselben um die Hälfte zu groß, und es gelang mir auch nur nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sie äußerst mangelhaft an meinen Stiefelchen zu befestigen, — aber zuletzt saßen sie doch nothdürftig fest. Ich hatte ein paar Eispiken mitgenommen, deren wir uns bedienten, um unsern kleinen Schlitten über die glatte Eisfläche wegzuschieben. Mit ihrer Hülfe hoffte ich die Schlittschuhe als einen Eisschlitten von erhöhter Schnelligkeit benutzen zu können.

Anfangs gelang mir das auch nach einigem Hin- und Hergleiten und Rutschen über Erwarten. Bald aber wandte sich das Glück; ich kam ins Stolpern und Fallen, verlor meine Mütze, welche ein sich erhebender starker Wind zu meiner Verzweiflung mit Blitzesschnelle über die glatte Eisfläche entführte, ohne daß ich, auf dem Eise liegend und unfähig, mich ohne Hülfe der gleichfalls weithin entfallenen Eispiken aufzurichten, im Stande gewesen wäre, ihr nachzueilen. Endlich gelang es mir mit unsäglicher Mühe, die unseligen Schlittschuhe von den Füßen wieder loszumachen. Aber die Mütze war nirgend mehr zu erblicken, und mit erstarrten Händen, kaum fähig, mich auf dem glatten Eise mit all dem Geräthe fortzubringen, voll Angst über die Folgen meiner heimlichen Unternehmung, die wegen des unglücklichen Verlustes der neuen Mütze unmöglich verborgen bleiben konnte, trat ich weinend und jammernd meinen Rückweg an. Die befürchtete Strafe blieb nun zwar aus, denn die Mutter, der ich mich anvertraute, legte in Anbetracht meiner ausgestandenen Nöthen Fürsprache bei dem Vater für mich ein. Aber die Mütze, — das kostbarste Stück der Weihnachtsbescheerung, war und blieb verloren, und ich mußte mich den ganzen Winter hindurch mit der alten, schlechten, kaum noch tragbaren Kopfbedeckung behelfen.

Der nächste Weihnachten brachte uns nun die verheißenen eignen Schlittschuhe, die wir, da sie der Sparsamkeit wegen ohne Riemen waren, selbst unter des Vaters Anleitung mit den nöthigen Befestigungsmitteln aus starken Schnüren versahen. Bald lernten wir ihren Gebrauch bis zu einer nicht geringen Fertigkeit, und von da an war „freie Eisbahn" die große Frage des Winters für uns und Schneefall nach glattem Froste eine Calamität. Wie oft fand die hellgestirnte Nacht uns noch auf der spiegelnden dunkeln Eisfläche des geliebten Sees, den wir in allen Richtungen durchmaßen! Wie zitterte mir das Herz vor schauernder Lust, wenn bei starkem Froste Abends mit lang nachhallendem Krachen die klaffenden Risse auf-

barsten, über die der stahlbeschuhte Fuß dann im leichten Sprunge hinwegsetzte. Unsere Spielgenossen aus der Dorfjugend, die uns laufend und gleitend vergeblich zu folgen versuchten, hatten sich längst zurückgezogen, wenn ich, noch ungesättigt von der den ganzen Nachmittag genossenen Lust, allein in tiefster Einsamkeit auf der blinkenden Bahn hin und wieder schwebte, mit Entzücken gedenkend, daß jetzt mein Fuß dieselben Wege über der geheimnißvollen Tiefe dahinglitt, auf denen ich im Sommer den Seehäher, den weißköpfigen stahlblauen Taucher in unerreichbarer Ferne dahinziehen gesehn. Erst wenn ich die Knebel von Holz löste, mit denen das Schnurgewirr über den Füßen festgedreht war, fühlte ich neben der Müdigkeit die Schmerzen der allzulange fest eingeschnürten Füße, die mir, wenn ich mich wankend und taumelnd nach Hause geschleppt hatte, zuweilen am folgenden Tage völlig den Dienst versagten, wo es denn an Verweisen für meine Unmäßigkeit nicht fehlte.

Zu den Wintervergnügungen gehörte endlich auch der Vogelfang, der auf verschiedene Art von uns betrieben wurde. Die blaugelben lustigen Meisen fingen wir in dem aus Fliederholzstäben künstlich gezimmerten Meisenkasten; die buntgefiederten Stieglitze in Schleifnetzen, die wir an Distelbüsche befestigten; und wenn der Schnee besonders lange und hoch lag, so lieferten unsere großen Schlagnetze, mit denen wir den grangelben Grünzlingen und Sperlingen nachstellten, oft reiche Jagdbeute, deren Ertrag wir noch durch das sogenannte „Scheunentreiben" vermehrten. Bei diesem wurde Abends vor einer offenen Spalte einer Scheunenthüre ein Netz in Form einer Fischreuse, und hinter derselben an einer Stange eine brennende Laterne vorgehalten, während ein Theil von uns innerhalb des geschlossenen Raums der Scheuer unter lautem Geschrei mit Stöcken und Stangen die geflügelten Insassen aus ihren Verstecken aufscheuchten, welche dann, dem Lichtscheine folgend, durch die erhellte Spalte in das vorgehaltene Netz flogen.

Und dann im wiederkehrenden Frühlinge das fröhliche Ballspiel mit den Dorfkindern; im Sommer und Herbst das lustige Baden im Stabesee, wo wir das Schwimmen von selbst ohne Unterweisung erlernten und es dahin brachten, die ganze Breite des Sees zu durchmessen; die Ernteluft und die Erntefeste auf den benachbarten Gütern und Amtshöfen, und zuletzt die Anlegung und tägliche Begehung unseres Dohnenstrichs in dem kleinen Wallmow'schen Tanger- und Birkenwäldchen, der Jubel, wenn die Drosseln an nebligen Morgen zahlreich in den Schlingen hingen, nicht selten freilich gestört, wenn Fuchs und Habicht früher als wir gekommen waren und uns nur die Federn unserer Jagdbeute übriggelassen hatten! Ich wiederhole es: nur auf dem Lande hat und lebt die Jugend eine Jugendzeit!

Dreizehntes Capitel.

Ich war etwa dreizehn Jahre alt, als meine Eltern eine Reise in die Heimath meiner Mutter nach Friedeberg in der Neumark unternahmen, auf welcher ich mit meinen beiden jüngern Brüdern sie begleitete.

Jahre vorher war von dieser großen Unternehmung gesprochen worden, auf deren Ausführung meine Mutter mit einem fast leidenschaftlichen Drängen bestand, gleichsam als ob sie ein Vorgefühl davon hätte, daß sie sich eilen müsse, wenn sie Vaterstadt, Mutter und Bruder noch einmal wiedersehen wollte. Ein befreundeter Gutspächter überließ uns zu dieser Reise sein Fuhrwerk und dessen Lenker auf drei bis vier Wochen. Es war ein großer Holsteiner Wagen mit zwei stattlichen Schimmeln bespannt, eben räumlich genug, uns alle nebst unserem Reisegepäck nothdürftig aufzunehmen. Meine weiteste Reise war bis dahin die nach dem fünf Meilen entfernten Stettin gewesen, und ihre Dauer hatte vier Tage nicht überschritten. Jetzt aber sollte ich Wallmow auf ebenso viele Wochen verlassen, Tage lang unterwegs sein, in Gasthöfen übernachten, ja sogar die Grenzen unserer heimathlichen Provinz, der Ukermark, überschreiten und eine ganze Reihe von Städten, die wir auf der Karte wohl zehnmal nachgesucht hatten, Schwedt, Königsberg (das neumärkische), Soldin, Landsberg, Friedeberg, Waldenburg, Schloppe kennen lernen — Städte, deren letzgenannte, wo uns ein zweiter Bruder meiner Mutter als Superintendent und Prediger lebte, gegen dreißig und einige Meilen von unserem Heimathdorfe entfernt

war! Solche Aussicht hatte für mich etwas Berauschendes, Märchenhaftes. Die Reise erschien mir als eine Weltfahrt, und der Umstand, daß wir sehr langsam zu reisen genöthigt waren — denn Chausseen waren damals auf dieser ganzen Tour nicht vorhanden, und fünf bis sechs Meilen daher das Höchste, was wir täglich mit unserem schwer bepackten Fuhrwerke zurücklegen konnten — vergrößerte noch für meine Phantasie das Unternehmen. In der That brauchten wir, um von Wallmow nach Friedberg zu gelangen, vier volle Tage, während man jetzt auf unsern Eisenbahnen eine solche Wegstrecke in kaum soviel Stunden zurücklegt.

Diese Reise bildete einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben. Denn unmittelbar nach ihrer glücklichen Beendigung traf mich und die Meinen ein schwerer Schicksalsschlag. Unsere geliebte Mutter erkrankte heftig, und wenige Monate später verloren wir sie im noch nicht vollendeten achtunddreißigsten Jahre. Sie starb am 13. Februar 1818, am Geburtstage unsers Vaters, der seitdem diesen Tag nie mehr zu feiern erlaubte. Es war ein sonnenheller Winternachmittag, der Vater zu einer Amtsverrichtung nach einem der Filiale gefahren, wohin er meine beiden jüngeren Brüder Wilhelm und Karl mitgenommen hatte. Ich war allein in dem großen Hause bei der kranken Mutter zurückgeblieben, die schon seit vielen Wochen das Lager nicht mehr verlassen hatte. Da saß ich an ihrem Bette und labte mich an dem liebevollen Blicke ihrer schönen blauen Augen, die sie unverwandt auf mich gerichtet hielt. Sie wollte nicht, daß ich den ganzen Nachmittag im Krankenzimmer versitze, und verlangte wiederholt, daß ich eine Stunde schlittschuhlaufen solle, da das Wetter so schön sei. Ich mußte endlich ihrem liebevollen Dringen nachgeben, aber kaum auf dem See angekommen überfiel mich eine unsagbare Herzensangst und ich eilte nach der kaum verlassenen Wohnung zurück. Es mochte höchstens eine halbe Stunde verflossen sein und doch fand ich den Gesichtsausdruck der Kranken so verändert, daß ich bei ihrem Anblicke in lautes Weinen ausbrach. Sie winkte mich zu sich heran, und legte mir, als ich an ihrem Bette niederkniete, die rechte Hand segnend auf den Kopf, unverständliche Worte dazu murmelnd. Zum ersten Male kam jetzt der Gedanke, daß sie sterben könne, über mich und erfüllte mich mit namenloser Verzweiflung. Die Stunden, welche ich so allein neben der sterbenden Mutter bis zu der endlich gegen Abend erfolgenden Rückkehr des Vaters verlebte, waren schrecklich. Sie machten mich um Jahre älter. Als der Vater ins Zimmer trat und bei dem Scheine des von der Magd gebrachten Lichtes die Kranke erblickte, stieß er einen lauten Schrei aus und sank weinend zu Häupten des Bettes nieder. Er hatte zu viel Sterbenden ins Antlitz gesehen, um nicht zu wissen, was dies Angesicht aussprach. Als die braune Stutzuhr auf der Commode die neunte Stunde schlug, hatten wir keine Mutter mehr.

Unser Haus stand hart am Kirchhofe. Der Kirchhof war unser Spiel- und Tummelplatz gewesen, und es hatte kaum einen Eindruck auf uns gemacht, wenn ein neues Grab neben den alten gegraben, ein neuer Bewohner unter Vorantritt unsers Vaters und seines treuen Herrn Becken unter den grünen Rasen gesenkt wurde. Was kümmerte das uns? So sonderbar es klingen mag: der Gedanke, daß auch unsere Eltern sterben könnten, war mir nie gekommen. Jetzt trat er und mit ihm das Gefühl der Endlichkeit aller Dinge überhaupt mit einem Schlage als Wirklichkeit in mein Bewußtsein. Es war nicht Schrecken und Furcht, was sich von da ab über die Seele des dreizehnjährigen Knaben wuchtete, wohl aber ein schwermüthiges Gefühl anderer Art, dessen ich seitdem nicht wieder ganz Herr zu werden vermochte. Es äußerte sich zuerst, als wir Monate nach der Mutter Tode wieder zu einem Besuch bei unsern Freunden und Spielgenossen nach Bagemühl fuhren, worauf ich mich sehr gefreut hatte. Als wir aber an dem großen wilden Birnbaum vorüberkamen, welcher auf der Hälfte des Weges stand, da sprach es plötzlich in mir laut: „An eben diesem Baume wirst Du heute Abend wieder vorbeifahren, und dann wird all die Freude aus sein!“ Ich hatte das Gefühl der Unendlichkeit der Zeit verloren, das recht eigentlich zum Glücke der Kindheit und Jugend gehört. Meine Jugend war vorbei!

* * *

Mein Vater verheirathete sich zum zweiten Male — in seiner Lage war dies eine Nothwendigkeit. Aber die neue Mutter, die er uns in der Person der einzigen ältern Schwester der Verstorbenen, einer verwittweten Kriegsrath Weißenborn gab, war nicht geeigenschaftet, ihm noch uns unsern Verlust zu ersetzen. Wir haben Alle durch sie mehr oder weniger gelitten, am meisten der Vater, der zwanzig Jahre lang mit Würde und Standhaftigkeit die Leiden einer unglücklichen Ehe ertrug, welche aufzulösen ihm trotz der immer unertragbarer werdenden Last die Rücksicht auf sein geistliches Amt verhinderte.

Inzwischen rückte für mich der Zeitpunkt heran, wo ich das Vaterhaus verlassen und das Gymnasium in Prenzlau beziehen sollte. Vorher erfolgte meine Einsegnung. Ich hatte zu derselben keinen andern Religionsunterricht erhalten als denjenigen, welchen mein Vater jedes Winterhalbjahr hindurch alle Sonnabend in den Vormittagsstunden den dreißig bis vierzig Confirmanden beiderlei Geschlechts seiner vier Pfarrdörfer in der großen Wallmower Schulstube ertheilte, zu dem ich ihn regelmäßig begleiten durfte. Dort lernte ich vom bloßen Hören die biblischen Kernsprüche, zumeist sittlichen Inhalts, und die ausgewählten Gesangbuchslieder, welche die Confirmanden aufsagten, und prägte sie so unverlierbar meinem Gedächtnisse ein, daß sie mir noch heute in meinem vierundsechzigsten Jahre zu Gebote stehen. Mein Vater gehörte zu den trefflichen Geistlichen und Religionslehrern jener Tage, in denen, wie mein Freund Arnold Ruge von seinem eignen Religionslehrer sagt, die Kantische Philosophie lebendig war. Wie sie war er darauf gestellt, „Vernunft und Wahrheit zu predigen und aus der Ueberlieferung nachzuweisen, und ohne weiteres Alles bei Seite zu lassen, was das Licht der Wissenschaft nicht ertrug.“ Diese Männer, welche den erhabenen und doch so einfachen Geist, dessen Licht der große Königsberger Weise der Welt entzündet hatte, dem Volke in der Schule und auf der Canzel zu vermitteln strebten, sind die Lehrer der Generation gewesen, der ich angehöre, und zu deren Geiste und Streben ich mein Leben lang gehalten habe. Wenn mein Vater in seinen Begriffsentwicklungen diese Kinder des Volkes lehrte: daß „Tugend“ eine „Fertigkeit im Guten,“ „Laster“ eine „Fertigkeit im Bösen“ sei, und daß jene ihren Lohn, dieses seine Strafe wesentlich in sich selber habe, so waren Dies und Aehnliches Wahrheiten, über die mich kein späteres Studium alter und neuer Philosophie und Moral hinausgeführt hat.

Die jährlich um Ostern geschehenden Einsegnungen waren kirchliche Feste, zu denen nicht nur aus den vier Dörfern meines Vaters, sondern auch von vielen andern Dorfgemeinden Zuhörer zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße nach unserm Wallmow strömten, so daß die geräumige Kirche oft kaum die Zahl der Anwesenden aufzunehmen vermochte. Auf diese Feier, die mit einem vorhergehenden Examen verbunden war, verwandte mein Vater alle Kraft seiner die Herzen tief ergreifenden Beredsamkeit und alle Begeisterung, die er für sein Amt hegte. War doch die Einsegnung für die Kinder des Volks der Abschluß ihrer Schulzeit und die Entlassung in das Leben. Besonders sah er darauf, die biblischen „Denksprüche,“ deren jeder Confirmande einen erhielt, so einzurichten, daß sie auf Wesen und Charakter, Verhältnisse und Zustände des Einzelnen eine demselben verständliche und nahe liegende Beziehung hatten. Es war ihm dies um so leichter, da er als ein scharfer Beobachter und Menschenkenner während des mehrere Jahre dauernden Vorbereitungsunterrichts genügende Gelegenheit gehabt hatte, seine „Kinder,“ — wie er sie nannte, — nach allen jenen Beziehungen kennen zu lernen. Ja ich habe es selbst mehr als einmal erlebt, daß er bei Vorkommnissen im spätern Leben, wie bei der Trauung junger Brautpaare, an jene Einsegnungsdenksprüche, welche er ihnen mit auf den Lebensweg gegeben, wirkungsvoll anzuknüpfen und zu erinnern wußte. Der Denkspruch, welchen ich bei meiner Einsegnung zugetheilt erhielt, lautete: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder erlöse?“ Dieser Spruch und die Erklärung, welche er mir von demselben gab, als ich durchschauert von der Heiligkeit des Augenblicks am Altare vor ihm niederkniete, sind mir durch mein ganzes Leben geblieben und in man-

chen schweren Momenten meines Lebens, wo es galt, durch treues Festhalten und tapferes Bekennen der erkannten Wahrheit „Schaden von der Seele," wenn auch mit schweren Opfern weltlicher Güter und Vortheile, abzuwenden, ist mir die Erinnerung an diesen Denkspruch und seinen Geber der Leitstern meines Thuns und Handelns gewesen.

Die berüchtigten

Statuetten der Marie Antoinette.

Von

Wilhelm Petsch.

Von 1840 bis nach 1860 standen im königlichen Marmorpalais zu Potsdam, dem verlassenen und einsamen Schlosse des Königs Friedrich Wilhelm II., zwei Statuetten, die einen eigenthümlichen Ruf hatten. Die eine dieser nackten Frauengestalten befand sich im Erdgeschosse, in der sogenannten „gelben Kammer," die andere in der „weißlackirten Kammer." Von beiden ging die Sage, daß die schöne Marie Antoinette als Venus, dem Bade entsteigend, dem Künstler als Modell gedient habe, und der herumführende Schloßdiener unterließ es niemals, auf diese Statuetten die Gäste aufmerksam zu machen. Die beiden Bildwerke hatten ein Drittel Lebensgröße, waren sehr sauber ausgeführt, wie eleganter Alabasterzierrath, und machten nicht den künstlerischen Eindruck, den die Nacktheit der Antike hervorruft, sondern jeder Beschauer empfand es sofort, daß dem Künstler daran gelegen, in Stellung, Haltung und Ausdruck die sinnliche Nacktheit zu betonen. Beide trugen die Inschrift:

Mar. Ant. Galliarum Reg.,
Sculp. Ac. Obt.
S. G. S. Lib. Bar. A. Pfaff.

Die Jahreszahl 1775 stand bei der einen Figur vorn, bei der andern hinten am Piedestal.

Kein Bild der unglücklichen Königin stimmt mit den Gesichtszügen dieser Statuetten überein, auch die Größenverhältnisse dieser cokett nackten Figuren entsprechen nicht den Formen der Tochter Maria Theresia's. Beide Statuetten haben nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander, weder im Antlitz, noch in der Gestalt, und doch tragen sie die gleiche Inschrift, doch galten sie als lebensgetreue Darstellungen der Königin. Eingeweihtere gaben die zweite der Statuetten als das Bild der Madame Elisabeth aus. Der ernste Beschauer mußte sich sagen, daß die hohe Frau niemals zu solcher Darstellung ihre Einstimmung gegeben haben könne, daß hier ein frecher Betrug vorliegen müsse. Die weitere Darlegung wird diese Vermuthung bestätigen. Obgleich die Bildwerke in dem abgelegenen, halb vergessenen Schlosse ein fast verborgenes Dasein führten, hat ihr Ruf sich doch weit über Preußens Grenzen verbreitet, und sie mußten in der Fremde dazu dienen, den Namen des größten Königs, Friedrich's II., zu beschmutzen. Es sind heftige Angriffe auf den Charakter dieses Mannes in jüngster Zeit erfolgt, und damit spielen die berüchtigten Statuetten eine gewisse politische und historische Rolle. Es ist nicht nur am Orte, die fälschlich erhobenen Vorwürfe zurückzuweisen, und Friedrich den Großen von diesen Flecken zu befreien, sondern die Statuetten, mit denen eine Speculation gelungen, gewinnen ein allgemeines Interesse, und ihre Geschichte hat Werth für einen weiten Leserkreis.

1864 gab Herr Feuillet de Conches in Paris sein Buch: „Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits" heraus. In der Vorrede heißt es:

„Als ob das Ausland sich zu einem Mitschuldigen an diesen Scheußlichkeiten machen wollte, beleidigt auch ein benachbarter König, der in seinem Palais nur unzüchtige Statuen eines Antinous oder der Venus hatte, die junge Königin in der ihm eigenen Weise, indem er zwei Figuren mit dem Namen dieser Fürstin anfertigen ließ, an denen die vollständigste Nacktheit noch die geringste Schamlosigkeit ist. Hätte der Meißel des Bildhauers eine du Barry so dargestellt, so wäre eine so freche Nacktheit im Charakter dieser schönen Verlassenen gewesen, und in der That befindet sich im Sculpturenmuseum der Eremitage in Petersburg eine solche lebensgroße Statue von Houdon, 1780. Wenn aber ein König, wie Friedrich II. von Preußen, dem

Naturalismus seiner Zeit so weit huldigt, daß er auf diese Weise gegen eine junge Fürstin die Würde des Thrones, der Sittlichkeit und des Anstandes vergessen kann, so ist das empörend! Und doch ist diese Profanation noch heutzutage in Potsdam zu sehen, in einem Lande, dessen edles Volk — über welches die liebenswürdige Königin Louise geherrscht — uns wohl diese Beschimpfung, sich selbst aber das Aergerniß und die Schande erspart haben könnte. Beide Statuetten sind von weißem Marmor und ungefähr in halber Lebensgröße. Die eine ist in der That eben nur eine Venus, ohne Aehnlichkeit mit der Königin, dessenungeachtet findet sich aber an dem Sockel der Name Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Die andere steht vor einem Spiegel und hat ein der Königin ähnliches Gesicht. Sie führt in hervorstehenden Bronzelettern die Inschrift: Mar. Ant. Galliarum Regina, daneben auf der Seite das Wort Pfaffenhoven. (So viel ich weiß, giebt es keinen Künstler dieses Namens; es ist der Name einer kleinen deutschen Stadt.) Diese beiden Statuetten stehen im Marmorpalais zu Potsdam, wo ich sie selbst noch vor zwei Jahren gesehen."

So schreibt Herr Feuillet de Conches.

Wenn ein Franzose, einer brillanten Tirade zu Liebe, ohne jede Kenntniß und Prüfung des Thatsächlichen, in leichter Wallung solche Schmähung Friedrich's des Großen niederschreibt, so kann uns diese Thatsache nicht sehr überraschen — wenn aber ein Deutscher gehässig die Sünde des Franzosen wiederholt, dann müssen wir für solchen Vorgang mehr als ein Kopfschütteln haben. Herr Feuillet de Conches behauptet also, Friedrich der Große habe schon bei Lebzeiten der unglücklichen Königin dieselbe durch Aufstellung zweier nackter Statuen in seinem Schlosse herabzuwürdigen versucht, und so gewissermaßen den schmählichen Verleumdungen sich angeschlossen, welche Marie Antoinette in der Meinung der Franzosen herabsetzten und ihr trauriges Ende vorbereiteten.

Auch Prag hat, wie so viele Städte Deutschlands, einen Geschichtsverein. Die erste Aufgabe dieser Genossenschaften ist es, überall die Wahrheit zu ergründen. Auch die Geschichtsfreunde in Prag veröffentlichen ihre Arbeiten. In den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen," Jahrgang III, Nr. IV, S. 73 ff. finden wir eine Besprechung der gefälschten Briefe der Königin. Der deutsche Kritiker macht zu diesem Buche folgende Bemerkung:

„Feuillet de Conches, welcher in einer vortrefflichen Einleitung die Ursachen auseinandersetzt, wie es kam, daß Marie Antoinette mit allen ihren glänzenden Eigenschaften ein Opfer der schmählichsten Verleumdung werden konnte, und die Ehre ihres Standes und ihrer Person in beispielloser Weise zu Grunde gerichtet wurde, erzählt schließlich eine Thatsache, welche uns unbekannt war. An dem Hofe Friedrich's II., welcher wenige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution starb, befanden sich zwei nackte weibliche Statuen, von geschickter Künstlerhand verfertigt, aber in solcher Stellung, „daß die Nacktheit das mindest Indecente an ihnen war." Beide trugen dieselbe Aufschrift, doch war die eine nur eine gewöhnliche Venus; die andere den Zügen des Gesichts nach ein treues Portrait — doch wir wollen dem cynischen Philosophen von Sanssouci nicht die Ehre erweisen, die ekelhafte Ausgeburt seiner Unfläthigkeit mit dem Namen der Heldin zu bezeichnen, welche in der Blüthe der Schönheit und Jugend zuerst von demjenigen moralisch gemeuchelt wurde, welcher 1740 ihrer Mutter den Thron zu entreißen gesucht hatte. Friedrich II. reichte in der Verfolgung der Tochter Maria Theresia's Robespierre die Hand, und Jeder that von seinem Standpunkte aus das Mögliche. Die Revolution löste auch hierin den fürchterlichen Absolutismus ab. Herr Feuillet versichert, noch vor zwei Jahren beide Statuen in Potsdam gesehen zu haben. Sollte es denn noch niemals einem kaiserlichen Gesandten in Berlin eingefallen sein, die Entfernung dieser Statuen zu verlangen, deren Aufstellung doch nur ein Schandpfahl für das Andenken Desjenigen war, der sie durch einen angeblichen Pfaffenhofen verfertigen ließ? Wahrscheinlich auch nur einer der faden Witze des erwähnten königlichen Philosophen!"

Die Aufstellung der beiden Statuetten im Marmorpalais war eine Thatsache, die sinnliche Schönheit der Formen sprang in die Augen, und die Inschriften wiesen so-

gar mit Goldschrift auf die schöne Königin hin. Es ging die Sage, und der ciceronische Mund des Führers im Schlosse bestätigte sie, daß Friedrich der Große diese anstößigen Bildwerke von Marie Antoinette habe anfertigen lassen. Dies thörichte Schloßdienergeklatsch eines Unwissenden legte Herr Feuillet de Conches, kaum heimgekehrt, seiner Nation als volle Wahrheit in glänzender Tirade vor, und ein Deutscher benutzt die Gelegenheit, um seiner Gehässigkeit gegen Preußen Ausdruck zu geben, und mißbraucht seinen Geschichtsverein, dem Wahrheit das erste Grundprincip sein soll, zu politischen Zwecken.

Zu seiner eigenen Beschämung läßt sich aber historisch und unwiderleglich nachweisen, daß diese Statuetten erst 1840 angekauft wurden, daß sie ein Oesterreicher dem Könige Friedrich Wilhelm III. aufdrang, und daß dieser Monarch in nobler Weise den widerwärtigen Handel endlich abschloß, die Bildwerke aber mit dem Ueberweisen an das von ihm gemiedene Marmorpalais gleichsam in die Verbannung schickte. Friedrich der Große hat also mit diesen Statuetten gar nichts zu thun, hat sie gar nicht gekannt, viel weniger also ihre Herstellung befohlen. „Die ekelhafte Ausgeburt der Unfläthigkeit des cynischen Philosophen von Sanssouci," „der moralische Meuchelmord der Königin in der Blüthe ihrer Schönheit und Jugend," und dieser „fade Witz" zerfallen damit in sich selbst.

Der Mann, der in der Geschichte dieser Statuetten die Hauptrolle spielt, ist der österreichische Graf von Pfaffenhofen. Die Familien Pfaff von Pfaffenhofen sind als Freiherren und Grafen in Oesterreich zu Cobenzlberg, Reißenberg und Rothenhaus, in Preußen in der Rheinprovinz (Insel Oberwerth bei Coblenz) und in Frankreich ansässig, obgleich Herr Feuillet de Conches zu dem belachten Volke der „Haidesnucken" eine neue Lesart liefert, indem er keinen Träger des Namens Pfaffenhofen kennt, sondern eine kleine deutsche Stadt daraus macht. Unser Graf von Pfaffenhofen ist von Schloß Reißenberg bei Wien. Er wendet sich unterm 18. Januar 1834 an den Grafen Brühl, den Generalintendanten der königlichen Museen zu Berlin. Sein Brief lautet:

„Mein Herr Graf!

Einundachtzig Jahre alt, bin ich seit dem Jahre 1816 im Besitz zweier marmorner Cabinetsstücke, die nicht allein werthvolle Denkmäler der Geschichte, sondern auch Meisterstücke der Sculptur sind, und welche ich dem Vandalismus der Franzosen entrissen. Da ich sie nicht mit mir in das nahe Grab nehmen kann, so biete ich sie Sr. Majestät dem Könige von Preußen an.

Vor allen Dingen muß ich aber die Geschichte derselben erzählen.

Mein Vater, welcher, nachdem er Page Kaiser Karl's VI. gewesen, Kammerherr der Kaiserin Maria Thersia wurde, glaubte seiner Geburt und seinem Range nichts zu vergeben, wenn er sich mit Leidenschaft der Bildhauerei ergab, in welcher er auch Ausgezeichnetes leistete.

Die erhabene und nur zu unglückliche Marie Antoinette ehrte ihn durch ihr Wohlwollen, zog ihn in ihre Nähe und wünschte von seinem Meißel zwei Figuren zu besitzen, mit denen sie ihren Salon in Trianon zierte.

Der Kopf der einen Figur, „Venus auf dem Wasser schiffend," ist das Portrait ihrer Majestät. Der Kopf der andern, „Venus, dem Wasser entsteigend," ist das der Madame Elisabeth, dieser andern Märtyrin der französischen Wuth.

Nach der zweiten Restauration der Bourbons habe ich Nachforschungen anstellen lassen, und bin auch wirklich so glücklich gewesen, diese beiden, in jedem Sinne so kostbaren Statuetten bei einem berühmten Trödler in Paris aufzufinden, dem ich sie mit 1500 Napoleonsd'or bezahlte und mich beeilte, sie auf mein Schloß bringen zu lassen.

Sowohl Canova als Chevalier Lawrence sind mehrmals hier gewesen, um diese Bildwerke zu bewundern. Auf Anrathen des Ersteren hat mir König Maximilian von Baiern 4000 Ducaten für dieselben geboten, und auf das Dringen des Letzteren hat mir Lord Castlereagh 2000 Guineen geben wollen, um sie für das britische Museum zu gewinnen.

Jetzt, wo mir meine letzte Stunde nahe bevorsteht, und ich diese geheiligten Werke nicht der Versteigerung anheimfallen lassen will, erbitte ich von Sr. Majestät nichts, als die beiden Statuen einsenden zu dürfen, welche eine der schönsten Zierden des königlichen Museums bilden würden."

Schon am 29. Januar überreichte Graf

Brühl mit seinem Berichte den Originalbrief und empfahl den Erwerb der Statuetten. Auf diesen Bericht erwiederte der König am 6. Februar:

„Ich bin auf Ihren Bericht vom 29. vorigen Monats nicht geneigt, die beiden vom Grafen von Pfaffenhofen in Wien angebotenen Bildsäulen anzunehmen, und überlasse Ihnen daher, den Antrag abzulehnen."

Damit wäre die Sache eigentlich erledigt gewesen; doch der Graf ließ sich so leicht nicht abweisen. Er erscheint nach seinem Briefe in einem eigenthümlichen Lichte.

„Der Graf kann unmöglich geglaubt haben," sagt der Geh. Hofrath L. Schneider in seinem Aufsatze — Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams, Theil III, Seite 128 ff. — „daß die Königin Marie Antoinette, daß irgend eine Fürstin, ja irgend eine Frau bei einem Bildhauer eine solche Statuette von sich selbst bestellen und dann diese in ihrer Wohnung öffentlich ausstellen werde. Seine Angabe widerspricht auch den Inschriften, da beide gleichlautend die Königin selbst nennen, während er die eine als das Portrait der Madame Elisabeth bezeichnet. Entweder sind beide Unterschriften falsch, und dies ist das Wahrscheinlichste, oder die eine ist es, und auch das wäre keine Empfehlung für die Richtigkeit der andern."

Der Graf gab seine Speculation auf die Munificenz des Königs nicht auf. Da er direct nichts erreicht, so sah er sich nach einer Vermittlerin um, und fand diese in der verwittweten Fürstin von Thurn und Taxis, welche im Mai den Monarchen bat, doch dem alten Grafen seine Statuetten gegen eine Leibrente abzukaufen. So erhielt denn Graf Brühl am 3. Juni den Befehl, mit dem Besitzer in Unterhandlung zu treten. Zugleich forderte der Generalintendant den Professor Rauch auf, ihm ein Gutachten über den künstlerischen und realen Werth der übersandten Bildwerke abzugeben. Der berühmte Bildhauer sagt aus, „daß die Gruppe der Venus, von Tauben und Amorinen auf einer Muschel gezogen, sowie die Einzelfigur, das Haar trocknend, für die Zeit, die sie hervorgebracht hat, werthvolle Sculpturwerke sind. Sie könnten den besten Meistern derselben angehören. Die Arbeit dieser beiden Marmor ist nicht unter dem Werthe von 2000 Thalern abzuschätzen."

Graf Pfaffenhofen forderte sofortige Auszahlung von 1000 Ducaten und eine jährliche Leibrente von 1000 Ducaten. Im September wurden die Statuetten in das königliche Palais gebracht und in Augenschein genommen. Friedrich Wilhelm III. meinte, daß sie wohl in Trianon gestanden haben mögen, aber keineswegs Abbildungen der Königin Antoinette und der Prinzessin Elisabeth seien, und ließ dem Besitzer eine Leibrente von 1000 Thalern anbieten. Derselbe wollte sich von „seinem kostbaren Besitze" bei so kleiner Rente trennen, wenn ihm der König sofort 6000 Thaler außerdem auszahlen lasse. Hierauf ließ ihm Letzterer die Anzeige machen, daß die Taxe den Werth seiner Statuetten auf 2000 Thaler festgestellt habe, und er dieselben, ohne jede Leibrente, nur für 3000 Thaler erwerben wolle. Damit hatten die Verhandlungen ein Ende, und der Graf, der auf diesen Vorschlag nicht einging, erhielt seine Bildwerke zurück.

Friedrich Wilhelm III. hatte bereits die ganze Angelegenheit vergessen, als fünf Jahre später, im November 1839, aus London eine Kiste an die Verwaltung der königlichen Museen eintraf, die 58 Thaler 7 Silbergroschen Frachtkosten verursacht hatte. Der Kiste entstiegen die beiden Statuetten. Das britische Museum hatte den Besitzer mit seinen Forderungen abgewiesen. Nun war schließlich Preußen gut genug. Der Graf lebte jetzt auf der Insel Oberwerth bei Coblenz; er zeigte an, daß ihm der Kronprinz erlaubt habe, die beiden kostbaren Bildwerke abermals einsenden zu dürfen, und daß er bereit sei, sie jetzt für jenen gebotenen Spottpreis von 3000 Thalern zu verkaufen.

Der König war erstaunt, den längst todtgeglaubten Grafen, der schon vor fünf Jahren so kläglich that, mit sechsundachtzig Jahren noch so schreiblustig zu finden. Die Museen hatten den Besitz der Statuetten als unpassend abgelehnt, die Kunst wollte mit diesen „Meisterstücken" nichts zu schaffen haben. Der König mochte sie ebenfalls nicht besitzen und war zufrieden, als die Sache beendigt schien. Eine Anfrage beim Kronprinzen ergab, daß er die Einsendung der Kiste nicht veranlaßt habe. Die Belästigungen zu schließen, ließ der

Digitized by Google

König dem Grafen die Summe auszahlen, worauf unterm 24. Februar 1840 folgende originelle Quittung einlief:

„J'ai reçu, dans mes détresses, ces misérables 3000 ecus par respect pour Votre Majesté, avec qui je n'ai pas cru pouvoir marchander."

Außer diesen „elenden 3000 Thalern," eine Summe, die aus Noblesse schon um 1000 Thaler zu groß war, hatte der König noch 58 Thaler Frachtkosten und 15 Thaler Restaurationsgelder für einen abgebrochenen Finger zu bezahlen.

An das Marmorpalais knüpften sich unangenehme Erinnerungen aus seinem Leben als Kronprinz; er behielt deshalb sein Lebelang eine Abneigung gegen dieses Schloß. Daß er die theuer erkauften Statuetten hier aufstellen ließ, ist gewissermaßen eine Verbannung derselben.

„Die Inschriften selbst," bemerkt der Geh. Hofrath L. Schneider, „sind höchst wahrscheinlich eine Speculation des „Brocanteurs," bei dem Graf Pfaffenhofen beide Statuen in Paris gekauft. Auf beliebige nackte Frauengestalten hat er den Namen der Königin Marie Antoinette einmeißeln lassen, und hier zwar gleich auf zwei, die nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander haben. Wird doch noch gegenwärtig von den Pariser Trödlern ein einträglicher Handel mit Objets de vertu getrieben, die angeblich aus den, in der großen Revolution geplünderten Schlössern herstammen und eben deswegen theuer bezahlt werden. Auch mit Gegenständen aus der Napoleonischen Zeit wird dieser Handel schwunghaft betrieben. Ein kaiserliches N oder ein kaiserlicher Adler sind ja bald eingeschliffen oder eingemeißelt. Wundert man sich, wie der Trödler in den Besitz solcher Gegenstände gekommen, so heißt es, die Russen oder Preußen hätten 1815 ja die kaiserlichen Schlösser geplündert! Unbegreiflich ist es freilich, wie Graf Pfaffenhofen, noch dazu Jahre lang nachher, einer so groben Täuschung unterliegen konnte."

Wie kommen nun jene Herren dazu, den Namen Friedrich's des Großen mit diesen Statuetten in Verbindung zu bringen?

Aus geschichtlicher Unkenntniß.

Sie verwechseln den angeblichen Bildhauer Graf Pfaffenhofen mit dem berühmten Alexander van Papenhoven, den Neuen Garten zu Potsdam mit Sanssouci und die gefälschte Venus des Pariser Brocanteurs mit der classischen Venus jenes Künstlers aus Antwerpen, der bereits mit seinem 1721 vollendeten Altar einer Capelle in der dortigen Kathedralkirche einen Weltruf erlangte. Diese schöne Venus, aus der Oranischen Erbschaft stammend, steht im Parke von Sanssouci, und zwar auf dem Wege von der Schwemmbrücke nach dem Japanischen Hause. Dort stand sie auch schon zur Zeit Friedrich's des Großen. Sie hat einen besonderen literarischen Ruf durch den Sänger des Frühlings, den Helden von Kunersdorf, durch Major Ewald von Kleist erhalten. Ihn entzückte diese Venus von Papenhoven, und der Platz, wo sie steht, war dem edlen Dichter ein Lieblingsort. Die hohe Pappel, welche die Statue beschattet, trug lange Zeit die Inschrift „v. K. 1746" — Kleist hatte selbst diese Chiffre eingeschnitten. Die Venus aber lebt in seinen Liedern fort, denn er hat sie enthusiastisch besungen.

„Sieh Papenhoven's Meisterstück,
Der schönen Venus, ins Gesicht:
Sieh an den Mund des Marmorbilds!
Man sieht die Stimm' und hört sie nicht!"

Und noch inniger lautet die andere Stelle:

„Bezaubernd Bild, des Meißels Meisterstück,
Ach, schlüge Deine Brust! Ach, wär' Dein Auge helle!
Ein Jeder, der Dich sieht, wünscht Dir Elisens Glück
Und sich an Amors Stelle."

Die Pariser Venus hat bis jetzt kein Poet besungen, sie wird auch wohl niemals einen Sänger finden. Ihr Loblied hätte auch keinen Platz in den Werken des Dichters, der den Frühling besungen — es müßte sich schon in einen Romanzero flüchten.

Literarisches.

Während der Reisesaison ist die Wahl eines bequemen und möglichst vollständigen **„Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Coursbuches"** von Wichtigkeit. Man kann dazu das im Verlage von Albert Goldschmidt in Berlin erscheinende, nach directen officiellen Quellen bearbeitete Coursbuch, welches in zwei Ausgaben: a) mit vierzehn colorirten Routenkarten und einer colorirten Uebersichtskarte, oder: b) mit einer colorirten Eisenbahnkarte erscheint, in jeder Hinsicht als zweckdienlich empfehlen.

Unterirdiſche Flüſſe

in Norddeutſchland.

Jede Quelle kann als die Mündung eines unterirdiſchen Stromes bezeichnet werden, der aus der dunkeln Nacht des Erdenſchooßes in das Licht- und Luftmeer hervorbricht.

„Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen
Hört ihn der Wanderer und lauſcht;
Er hört die Fluth vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht!“

Denn des Menſchen Auge vermag den Flußlauf unter der Erde nur ſelten und unter beſonders günſtigen Umſtänden zu belauſchen. Zuweilen ſucht ſeine Hand dieſem unterirdiſchen Flußlaufe nachzuſpüren, wenn es gilt, einer Heilquelle eine tiefere und beſſere Faſſung zu geben, und jedes Erbohren eines Brunnens iſt ja darauf gerichtet, den Zugang zu finden zum Bett eines unterirdiſchen Fluſſes, dem bei den arteſiſchen Brunnen ſogar eine künſtliche Mündung in des Springquells flüſſiger Säule geſchaffen wird.

Wie aber gar oft beim Brunnenbohren vergeblich in der Tiefe der Erde nach Waſſer geſucht, und auch die Kunſt jenes franzöſiſchen Quellenfinders, des Abbé Richard ohne Erfolg in Anſpruch genommen worden iſt, ſo geſchieht es andrerſeits gar häufig, daß wider Wunſch und Willen der Menſch auf ſolch' einen unterirdiſchen Flußlauf trifft. Das bekannteſte Beiſpiel dieſer Art aus neueſter Zeit bietet die Kataſtrophe in dem weltberühmten Salzbergwerk zu Wieliczka; denn dadurch, daß unglücklicher- oder unvorſichtigerweiſe die Spitzhaue eines Arbeiters die Tonſchicht durchſchlug, welche die Gänge und Hallen dieſes Rieſenwerkes von dem Bette eines unterirdiſchen Fluſſes trennte, iſt jene Ueberſchwemmung entſtanden, deren Beſeitigung bisher mit Aufwendung ungeheurer Summen vergeblich verſucht worden iſt, und vielleicht nie gelingen wird. Ein gleiches Mißgeſchick hat noch gar manches Bergwerk getroffen; wie die Auſtria, — ſo heißt die überſchwemmte unterſte Etage des Salzwerks zu Wieliczka, — ſo war auch der Zollern, ein Steinkohlentiefbau bei Dortmund, eine Zeit lang — nach bergmänniſchem Ausdruck — „erſoffen,“ und nur mit größter Energie iſt es dem letztern gelungen, ſich durch Anwendung von Tubbings aus dieſer Gefahr zu retten. Dieſe Tubbings ſind eiſerne Röhrenſtücke, welche aufeinandergeſetzt und allmälig bis zu dem abzubauenden Flötze niedergeſenkt werden, um einen ſicheren, gegen jeden Waſſerzufluß von der Seite geſchützten Zugang zu der Tiefe zu bilden, welcher dann wie ein eiſerner Tunnel die unterirdiſchen Flußgebiete durchſetzt. Wo auf dieſe Weiſe die Waſſer der Tiefe nicht abgeſperrt werden können, da gräbt ihnen die Menſchenhand ein neues unterirdiſches Flußbett; (die Erbſtollen, dieſe Canaliſirungen unterirdiſcher Flüſſe, dringen oft tief in den

Schooß der Erde,) oder mit den mächtigsten Dampfmaschinen werden in Erfüllung des stolzen Wortes: „Acheronta movebo“ die Wasser viele hundert Fuß hoch an die Oberfläche gehoben, um im Licht der Sonne als lustig sprudelnder Bach dem Meere zuzufließen. Derartige Veränderungen des Laufs unterirdischer Flüsse haben für die Bewohner der Oberfläche oft die nachtheiligsten Folgen, denn alle „Urnen lieblicher Najaden“ versiegen, und ganze Dörfer können ihren Wasserbedarf, wie dies z. B. in dem Dortmund-Essener Steinkohlenreviere mehrfach vorkommt, nur noch aus Cisternen und den von den Grubenwassern gefüllten Reservoirs entnehmen.

Daß das Flußgebiet solcher unterirdischer Ströme oft weite Strecken umfaßt, und ihr freilich auf keiner Karte verzeichneter Lauf häufig viele Meilen lang sein muß, das erhellt einestheils aus der Mächtigkeit und Wassermasse einzelner Quellen, anderntheils aus der Temperatur der auf hochgelegenen Punkten entspringenden Thermen. Denn wenn die 39 Grad warme Quelle in Wildbad Gastein 3100 Fuß, die des Brennerbads 4500 Fuß über dem Meere liegen, ja auf den Höhen des Himalaya an den Quellen des Sedledsch und Ganges sogar in einer Höhe von 12,000 Fuß heiße Quellen unter der Schneedecke hervorbrechen, so findet dies seine Erklärung nur darin, daß die Meteorwasser erst tief in die Berge eindringen, um dort von der Wärme des Erdinnern auf jene hohe Temperatur erhitzt zu werden. Und wenn die Sorgue bei Vaucluse, der Mühlbach bei Biel, die Birs bei Dachsfelden, die Orbe im Waadtlande mit einer solchen Mächtigkeit aus dem Felsen treten, daß sie bei ihrem Ursprung schon Mühlräder zu treiben vermögen, wenn der Loiret und und der Timavo Schiffe bis an ihre Quellen tragen, so setzt dies voraus, daß diese Bäche und Flüsse auf ihrem unterirdischen Laufe schon eine große Anzahl von Nebenflüssen, die sich wiederum aus einem weitverzweigten Netz von Wasseradern bilden, aufgenommen haben. Beispiele dieser Art bieten in Norddeutschland u. A. die Pader in Paderborn und der in der Stadt Gesecke entspringende Bach, welche ebenfalls bei ihrem Ursprung Mühlen zu treiben im Stande sind, und wenn zwischen Hameln und Holzminden ein aus der Schlucht einer steilen Felswand, der Lurley der Weser, — hervorspringender Bach sich sofort auf die Räder der Teufelsmühle stürzt und dann, von der Landstraße überbrückt, sich nach einen Lauf von kaum 100 Schritten in die Weser ergießt, so muß man annehmen, daß sein unterirdischer Lauf viele hundert Mal den oberirdischen an Länge übertrifft.

Allein als *unterirdische Flüsse im eigentlichen Sinne* werden, wenn man von der Hydrographie des Hades, von den classischen Gestaden des Acheron, Styx und Kokytus absieht, in der Regel doch nur diejenigen bezeichnet, welche, nachdem sie eine Zeit lang am Licht des Tages ihren Lauf verfolgt haben, sich wieder auf kürzere oder längere Zeit in den Schooß der Erde verbergen. Den Uebergang zu diesen eigentlichen unterirdischen Strömen bilden die unterirdischen Abflüsse der Wassermassen, die sich in den Kesselthälern der quellenarmen Kalk- und Dolomitgebirge Griechenlands, des Jura und Thüringens sammeln. Durch trichterförmige Oeffnungen, welche schon im Alterthum als Katabrotha berühmt waren und welche im Jura als Entonnoirs, als Seelöcher im Mannsfeldischen bezeichnet werden, nehmen diese Gewässer ihren Abzug, um an der Außenseite der Kalkschichten als mächtige Quellen zu erscheinen, und ebenso entsendet der Zirknitzer See in Krain, auf dessen Grund man, wie der Volksmund sagt, *fischen, jagen und ernten* kann, durch unterirdische Flußläufe zuweilen seine ganzen Wassermassen, um dann dieselben, — oft überraschend schnell — aus unterirdischen Wasserbehältern wiederzuerhalten. Hierher sind auch die *künstlichen unterirdischen Flüsse* zu rechnen, deren berühmteste die Emissaria des albanischen Sees und des lacus Fucinus sind; — der letztere, ein 3000 Schritt langer, 19 Fuß hoher und 9 Fuß breiter Stollen wurde unter Kaiser Claudius ausgeführt, und dabei die Zahl von 30,000 Arbeitern 11 Jahre lang beschäftigt. Ein solcher *künstlicher* unterirdischer Fluß ist auch der Hünengraben bei Altena in Westphalen, ein durch den Felsen gesprengter Tunnel, in welchem das durch ein Wehr aufgestaute Wasser der Lenne durch den Berg geleitet wird, um an der Mündung die Räder eines Mühlen- und Hammerwerks in Bewegung zu setzen; — ein Unter-

nehmen, welches, obschon es im Vergleich mit den Tunnelbauten der jetzigen Alpen-Eisenbahnen nur unbedeutend erscheint, doch zur Zeit seiner Entstehung als ein solches Riesenwerk angestaunt wurde, daß der Volksmund ihm den Namen des Hünengrabens beigelegt hat. Von den natürlichen unterirdischen Flüssen ist der bekannteste der allerdings nur kurze Lauf der Rhone unter der Erde beim Durchbruch durch den Jura, die Perte du Rhone bei dem Fort d'Ecluse, wo dieser reißende Strom in eine oben fast geschlossene Spalte stürzt, und über 60 Schritt von Felsblöcken ganz bedeckt ist. Weit bedeutender ist der unterirdische Lauf des Reckaflusses, welcher auf dem Plateau des Karst in die prächtige Grotte bei St. Canzian mit großer Schnelle hineinströmt, bei dem Ausgang aus derselben einen Wasserfall bildet, dann eine Strecke über der Erde läuft, und sich nochmals in derselben verbirgt, ohne wieder sichtbar zu werden; — doch ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der obenerwähnte Timavo, welcher bei seinem, von der Grotte bei St. Canzian sechs Meilen entfernten Austritt aus dem Berge sofort schiffbar ist, die Recka in sich aufgenommen hat. In ähnlicher Weise strömt der kleine Fluß Poik in die Adelsberger Höhle, welche von dem Rauschen unterirdischer Wasserfälle wiedertönt, kommt nach mehreren Stunden aus der Kleinhauseler Grotte in dem Thal von Planina unter dem Namen Unz wieder zum Vorschein, verschwindet nochmals in die Höhle von Laase, um nach einem zweiten Namenswechsel als Laibach am Sackonitzberge als ein beinahe schiffbarer Strom das Tageslicht wieder zu erblicken.

Solche wirkliche unterirdische Flüsse, wennschon nicht in gleicher Mächtigkeit, sind aber auch in Norddeutschland vorhanden, und bietet Westfalens rothe Erde zwei noch wenig bekannte Beispiele derselben. Der erste ist ein Flüßchen in der Nähe der Stadt Brilon, welches in jedem geographischen Lexicon die erste Stelle, freilich nur seines Namens wegen, einnimmt, die Aa, welche in dem sogenanten Wassersee, einem Teich von zwei Morgen Größe am Fuße des Bornberges entspringend, sofort die Räder der Seemühle in Bewegung setzt, auf ihrem kurzen Laufe von nur einer halben Stunde noch fünf andere Mühlen treibt, und dann bis auf den letzten Tropfen in den Felsspalten des Bodens wieder verschwindet. Wo die Wassermassen wieder zum Vorschein kommen, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln; — Manche behaupten, daß der in Gesecke in einer Entfernung von $3^1/_2$ Meilen zu Tage tretende Bach die Aa sei, doch ist dies kaum anzunehmen, da sich die Quellgebiete der Möhne und Alme zwischen Gesecke und der Aa hinziehen, und ist es wahrscheinlicher, daß sich die Aa in mehrere Wasseradern theilt und an verschiedenen Stellen der Möhne oder Alme wieder zufließt.

Weniger räthselhaft, aber nicht minder interessant und namentlich durch die landschaftliche Schönheit seiner Umgebungen ausgezeichnet ist der unterirdische Lauf der Hönne, eines bei der Stadt Neuenrade entspringenden, bei Fröndenberg einmündenden Nebenflusses der Ruhr. Der zwischen den Städten Balve und Menden liegende Theil des Flußlaufs gehört zu den landschaftlich schönsten und wissenschaftlich interessantesten Punkten Westfalens. Das Gestein der Thalwände besteht hier aus dem Massenkalk, — dem Stringocephalenkalk des devonischen Systems, welcher wegen der vielen Zerklüftungen und Höhlungen, die sich in demselben vorfinden, auch Höhlenkalk genannt wird. Kaum tausend Schritt unterhalb der Stadt Balve befindet sich eine solche Höhle, welche sich vor allen andern, selbst vor der neuentdeckten, durch ihre Tropfsteingebilde berühmten Dechenhöhle in der Grüne dadurch auszeichnet, daß sie sich mit einem prächtigen, fast 60 Fuß breiten und 25 bis 30 Fuß hohen Gewölbe gegen das Hönne-Thal öffnet. Noch vor 50 Jahren war diese etwa 35 Fuß über der Thalsohle belegenen Höhle fast ganz mit Geröll und Geschiebe ausgefüllt, in welchem viele Knochen des Höhlenbärs, des Mammuth, des urweltlichen Nashorns und Flußpferdes, sowie Werkzeuge aus Feuerstein und Kieselschiefer aufgefunden worden sind; sie wurde jedoch im Laufe der letzten 30 Jahre ihres Inhalts, der zum Theil zum Düngen der Aecker benutzt, zum Theil vor der Höhle aufgeschüttet worden ist, entledigt, und bildet jetzt eine weite, prächtige Halle von fast 200 Fuß Tiefe, in welcher die Bürgerschaft von Balve ihr Schützenfest feiert. —

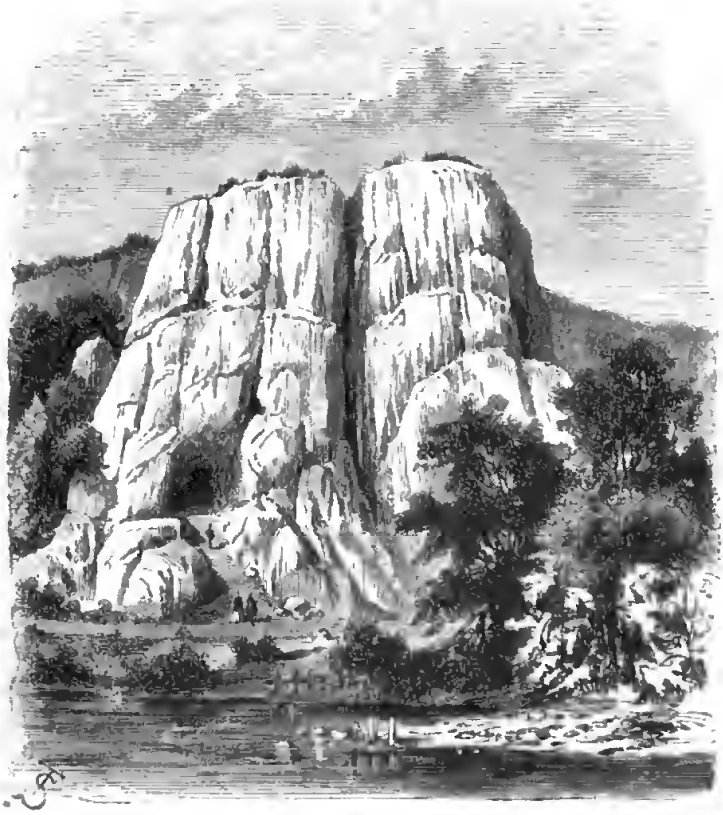
Weiter abwärts nach dem Dorfe Volkringhausen zu verengt sich das Thal immer mehr; Die Kalkfelsen ragen in pittoresken Formen aus dichtem Buchenwalde empor, und werfen in blendender Weiße die Sonnenstrahlen zurück. Noch etwas weiter thalab bei dem Weiler Binoleu verschwindet die Hönne, wenn sie nicht grade sehr wasserreich ist, gänzlich in den Boden; — das nur bei hohem Wasserstande gefüllte, mit Rollsteinen übersäete Flußbett liegt trocken da, während sich der zwei noch nicht untersuchte mit Geröll gefüllte Grotten, und einige hundert Schritt aufwärts, 110 Fuß über der Thalsohle eine größere Höhle, die Klusensteiner oder Feldhoff's Höhle, welche sich tief in den Felsen hineinzieht, und sowohl wegen der in ihr vorhandenen Stalaktiten und Stalagmiten, als auch wegen der darin vorgefundenen Knochen vorweltlicher Thiere und der zahlreichen aus Feuerstein und Knochen verfertigten Messer, Beile und Pfeilspitzen merkwürdig ist. Kurz oberhalb dieser

Klusenstein im Hönne-Thal.

Fluß ein anderes unterirdisches Bett gesucht hat. Eine Viertelstunde abwärts ist der Glanzpunkt des Thales. Auf einem 150 Fuß hohen senkrecht abfallenden hellen Kalkfelsen stehen die Gebäude des Gutshofs Klusenstein, welche in die epheuumrankten Trümmer der alten Burg gleichen Namens eingebaut sind, und schauen, dicht umgeben von prächtigem Buchenwald in das enge Thal hinab, während sich schräg gegenüber eine ebenfalls senkrechte Felsenwand — gekrönt mit dichtem Gebüsch — erhebt. In dem Felsen, auf welchem die alte Burg Klusenstein stand, befinden sich Höhle hat im October vorigen Jahres ein Arbeiter Theodor Abt in einer Felsennische 8 Fuß tief unter Kalksteinschutt ein inzwischen in den Besitz des Bergassessors Freiherrn von Dücker gelangtes menschliches Skelett aufgefunden, welches, wie die Verkalkung und der stellenweise sehr starke Mangan-Ueberzug der Knochen zeigt, aus sehr alter Zeit stammt, und wahrscheinlich bald eine ähnliche Berühmtheit wie der Homo Neanderthalensis erhalten wird. In nächster Umgebung ist ferner von dem Bergassessor von Dücker in einer Felskluft unter Kalksteingerölle eine staunens-

werthe Menge von Geweihstücken sehr kleiner Rennthiere entdeckt worden, welche unverkennbare Spuren menschlicher Arbeit zeigen. Unterhalb dieser Höhle kommt die Hönne wieder zum Vorschein; — seitwärts quillt sie aus dem Felsen heraus, ihr Wasser wird sofort aufgestaut und treibt nach einem Laufe von kaum 150 Schritten am Fuße des Klusensteins eine Mühle. — Etwa tausend Schritt weiter abwärts, nachdem sich von der durch das Hönne-

unterirdischer Gewässer bezeichnet, als diejenigen Punkte, wo in einer früheren Periode die Quellen und Strudel des Gebirgs hervorbrachen und sich in die anstoßenden noch nicht zu ihrer jetzigen Tiefe ausgewaschenen Thäler ergossen. Solche trockene Flußbetten urweltlicher unterirdischer Ströme finden sich in dem Gebiete des Höhlenkalks gar häufig; — namentlich waren dieselben bis noch vor wenig Jahren in großer Anzahl und in auffallender Pa-



Pater und Nonne mit der Grürmannshöhle im Lenne-Thale.

Thal führenden Straße die Chaussee nach Iserlohn abgezweigt hat, befindet sich eine zweite Mühle, und vor derselben eine zweite Mündung des unterirdischen Stroms der Hönne, jedoch nur sichtbar an den mitten im Flußbett aufsteigenden Quellenstrudeln und Luftblasen.

Derartige Höhlen und Grotten, welche, wie die Balver und Klusensteiner Höhle, sich in größerer oder geringerer Höhe über der jetzigen Sohle des Thales gegen das Letztere portalähnlich öffnen, werden nach den neueren geologischen Forschungen als die ehemaligen Durchbruchsstellen

rallelstellung an beiden Thalwänden in demjenigen Theile des Thals der Düssel vorhanden, welcher unter dem Namen des Neanderthales bekannt, und durch die in dem Schutte einer dieser Höhlen erfolgte Auffindung des fossilen Homo Neanderthalensis in den weitesten Kreisen berühmt geworden ist. Leider sind diese Höhlen in Folge des das ganze Thal zerstörenden großartigen Steinbruchsbetriebes bis auf eine einzige inzwischen verschwunden. Aehnliche Höhlen finden sich ferner bei Sundwig und im Lennethale; — unter denselben die bedeutendste und durch ihre Lage eigen-

thümlichste ist die Grürmanns-Höhle in der Grüne. Diese Höhle, deren Mündung etwa 35 Fuß über der vom Bahnhof Letmathe nach Iserlohn und der Dechen-Höhle führenden Landstraße belegen ist, befindet sich in dem westlichen der zwei hohen, durch eine schmale Kluft getrennten Felsgipfel, welche ähnlich wie der Rheingrafenstein im Nahethale als kolossale Steinthürme in das Thal vortreten und unter dem Namen: „Pater und Nonne" den schönsten Schmuck desselben bilden. Wenn man von der Straße aus den 15 Fuß hohen, 18 Fuß breiten Eingang auf einer steilen Böschung erklettert, erblickt man eine 70 Fuß tiefe Halle, deren Hintergrund durch die, die beiden Felskolosse trennende Kluft Licht und einen zweiten Zugang erhält. Auch diese Höhle, welche von den Diluvialfluthen mit verschiedenen Lagen einer aus Lehm, Rollsteinen und Knochen urweltlicher Thiere gemischten Breccie gefüllt war, ist als die ehemalige Mündung eines aus der Tiefe des Burgbergs hervorbrechenden unterirdischen Stroms erkannt worden.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesen Flüssen in und unter den Bergen bilden die Bäche, welche über die Gipfel der Berge hinweggeleitet werden, Thäler und Flüsse überschreiten, jene kunstvollen Aquäducte, welche als die großartigsten Denkmale der Kühnheit und Energie des Alterthums unsere Bewunderung erregen. Die römischen Wasserleitungen der von Caligula begonnenen, von Claudius vollendeten aqua Claudia und Anio nova in einer Länge von 35 und 62 römischen Meilen, die Aquäducte bei Segovia und Terragona in Spanien, bei dem alten Nemausus im südlichen Gallien, welche in einer Höhe von 100 und 150 Fuß drei Querthäler überbrücken, sind zugleich von einer Festigkeit, daß sie zum Theil bis auf den heutigen Tag wohl erhalten sind, und noch nach fast zwei Jahrtausenden ihren Zweck erfüllen. Mit diesen Riesenbauten können sich die Wasserleitungen der Neuzeit nicht messen, obwohl dieselben ebenfalls immer größere Dimensionen annehmen und vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken. So entnehmen z. B. die Wasserleitungen, welche die Städte Dortmund und Bochum in Angriff genommen haben, aus der Ruhr, die erstere bei Schwerte, die letztere oberhalb Hattingen eine Wassermasse, welche ein oberschlächtiges Mühlrad zu treiben im Stande sein würde, und pressen dieselbe auf die Höhe des zwischenliegenden Plateaus, von wo sie dann der Stadt und den umliegenden industriellen Etablissements zufließt. Die Länge jeder dieser beiden Wasserleitungen beträgt über $1^1/_2$ Meilen, die Höhendifferenz zwischen dem Spiegel der Ruhr und den Hochreservoirs 300 bis 350 Fuß und auf diese Höhe muß erst das Wasser gehoben werden, bevor es wieder bergabfließen kann. Bei beiden Wasserleitungen erhält die Ruhr nicht einmal das nicht zur Verwendung gekommene Wasser wieder zurück, dasselbe fließt vielmehr einem anderen Flußgebiete, dem der Emscher zu. Erst im Rheine treffen sich die getrennten Wellen, um gemeinsam dem Ocean zuzufließen, und von dort aus den ewigen, Leben und Gedeihen spendenden Kreislauf des Wassers wieder zu beginnen. Diesem Kreislaufe, in welchem die Meereswogen durch die Wärme der Sonne als feuchter Dunst emporgehoben werden, als Thau oder als erquickender Regen sanft wieder niedersinken, die Erde als Quelle durchrieseln und dann als Bach und Fluß dem Ocean zueilen, gelten die Worte des Thales in der classischen Walpurgisnacht, der Lobgesang des Neptunismus:

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält!"

Die Rose.

Historisches aus der Blumenwelt.

Von

S. v. M.

Wenn Schleiden in seinem Werke: „Die Pflanze und ihr Leben" uns in die geheime, innere Werkstätte der Natur blicken läßt, und uns die Pflanzenzelle als das „punctum saliens" ihres Werdens zeigt, so wissen wir, daß die wissenschaftliche

Forschung des Botanikers darin ihren Triumph gefeiert. Er zeigt uns dann noch, in welchen Beziehungen die einzelnen Pflanzen zu einander, auch wie sie als Organismen zum Organismus der ganzen Erde stehen und wie sich der Mensch zur Pflanzenwelt verhält.

Außerhalb dieser Schöpfungsgeschichte bietet die Pflanzenwelt noch eine andere Seite dar, die aus der Sage in die historische Bedeutung dieser oder jener Pflanze führt, wie sie in Dichtung und Wahrheit in dem Leben der Culturvölker sich eingebürgert. Wir sehen, wie auf den Königsthronen der verschiedenen Völker, so auch hier, regierende Blumengeschlechter aus den frühesten Zeiten in die Gegenwart hineinragen, die sich mit dem Leben der Menschen verwebt haben, hier dem Aberglauben, dort dem Cultus oder den Volksfesten als ein besonderes Symbol dienten. Poesie und Wissenschaft haben mithin gleiche Rechte, ihrem Ursprunge wie ihrer Entwicklung nachzuforschen.

Hierzu kommt, daß nicht nur die orientalischen Völker ihre „Blumensprache," ihre „wahrsagenden Bäume" haben, sondern auch der Norden seine heiligen Wälder, seinen Hain Glasor hat, dessen goldene Zweige und Blätter sich von Wallhalla bis zum Palast Glitner breiten, wie seine Blumen-Symbolik, seine heilbringenden Pflanzen.

Ueber die Heimath der Rose ist in früheren Zeiten viel gestritten worden; man bezeichnet Asien als das alleinige Vaterland, indeß haben spätere Forschungen es außer Zweifel dargethan, daß diese edelste aller Blumen fast über die ganze Erde verbreitet ist und jedes Land nur seine ursprünglichen Sorten hat. Die Annahme, daß sie überhaupt nur den gemäßigten Zonen vom 20. bis 70. Grad nördlicher Breite angehöre, hat sich auch nicht bestätigt, denn man hat in Nordamerika bis zum 75. Grad nördlicher Breite die „Rosa blanda" gefunden, ebenso wurden unter dem 20. Grad die „Rosa Montezuma" und in Abyssinien die „Rosa Abyssinica" angetroffen.

Thatsache ist, daß schon zweitausend Jahre vor Christus in den Gärten der Semiramis die Rose duftete und daß dieses Symbol der Liebe und Schönheit von den Persern schon im grauen Alterthum gekannt war. Auch in China und Cochinchina wurde sie seit den frühesten Zeiten cultivirt, Confucius feierte sie schon in seinen Gedichten. In der Bibliothek des chinesischen Kaisers, die aus achtzehnhundert Bänden und Handschriften besteht, handeln sechshundert speciell von der Rosenzucht; trotzdem kennen die Bewohner des himmlischen Reiches nur zweierlei Rosenarten: die weiße und die Moosrose, die beide zu keiner besonderen Entwickelung kommen, sondern auf kaum fußhohen Sträuchern nur die Größe unserer Pfingstrose haben, aber von intensivem Duft sind und jenes kostbare Oel liefern, das einen Ertrag von 50,000 Thaler gewähren soll. Doch ist dieser Parfüm nur der kaiserlichen Familie und den Vornehmsten des Reichs gestattet, dem Volke ist derselbe auf strengste verboten. Die Heimath der Centifolie ist unsern jenem Himmelsstrich, wo nach Ueberlieferung alter Sagen das Paradies gelegen haben soll, im nordwestlichen Asien. Alle Dichtungen der Vorzeit besagen, daß die Rose ursprünglich von weißer Farbe gewesen ist; Anakreon läßt sie in seiner Dichtung aus dem weißen Meeresschaum entstehen, der an Aphroditens Gliedern hing, da sie dem Meere entstieg. Als die Götter Anadyomene erblickten, träufelten sie Nektar hernieder, wodurch die Rosen den süßen Duft erhielten. Nach Homer gab der Nektar ewiges Leben — doch empfing die Rose es aus Eifersucht der Götter nicht — sie verblieb als ein sterblich Wesen der Erde, der sie entstammte. Auch der Orient, der sonst so reich an Sagen ist, hat für die Entstehung der weißen Rose keine, obwohl erzählt wird, daß das Original des Vertrages, welchen Salomo mit den Dschinnen, den Genien des Morgenlandes abgeschlossen, auf Papier von weißen Rosenblättern mit Safran, Moschus und Rosenwasser, geschrieben war.

Dichter und Dichterinnen ließen die Rose je nach ihrer Phantasie entstehen; und wie die weiße Rose das Sinnbild der Unschuld, ist die rothe das der Liebe, die gelbe das des Neides.

Pfeffel erzählt gar sinnig ihre Entstehung:

Gieb mir, o Mutter, also bat
Einst Flora eine kaum dem Schooße
Des Nichts entstieg'ne weiße Rose, –
Gieb mir der Schwester Incarnat.

„Begnüge, Kind, Dich mit der Gabe,
Die ich Dir eingebunden habe.
Der Unschuld Farbe schmückt Dich ja,"
Sprach Flora sanft. Doch wer bekehret
Ein Herz, das Eifersucht bethöret?
Sie murrt, sie schmollt. Als Flora sah,
Daß sie die Mutterhuld mißbrauchte:
„Nun wohl!" rief sie erzürnt und hauchte
Sie an! „So nimm, anstatt des Kleid's
Der Unschuld, das zu Deinem Looſe,
Was Dir gebührt — die Tracht des Neid's,"
Und so entstand „die gelbe Rose."

Krummacher erzählt in einer Parabel die Entstehung der Moosrose. Ueberall aber galt die Rose in ihrer unnachahmlichen zarten Blätterfülle für das Sinnbild jungfräulicher Reinheit und geistiger Schöne. Der heimlich liebende Jüngling wie die Jungfrau trugen zum Tempel der Göttin weiße Rosenkränze. Als aber — so erzählt die Sage — die Leidenschaft der Liebe das Herz der Göttin ergriff, als sie erfuhr, daß ihr geliebter Adonis von einem Eber auf den Tod verwundet im Hain von Paphos liege, da eilte sie, ihrer zarten Füße nicht gedenkend, durch dornenreiche Rosenhecken, deren weiße Blumen, von ihrem Blute überflossen, sich hochroth färbten. Sie fand ihren Liebling im Sterben, Zeus gestattete ihr, sein Andenken durch die Verwandlung in eine Anemone zu erhalten, Adonisröschen genannt, das indessen keine Rosenart ist. Man hat Frühlingsadonis (falscher Nieswurz), Sommeradonis unter dem Getreide, Herbstadonis in den Gärten blühend.

Nach Herder's Paramythie bildet Aglaja die Lilie, Thalia und Euphrosyne aber weben die hundertblättrige rothe Rose.

Nach einer andern Sage entstand diese bei einem frohen Götterfeste im Olymp. Amor, im fröhlichen Tanze sich schwingend, stieß mit seinen rosenrothen Flügeln eine Schale mit Nektar um, dieser floß über die im Olymp blühenden weißen Rosenbüsche, sie färbten sich dadurch rosenroth und erhielten den köstlichen Duft. Nach einer anderen, noch poetischeren Version ist Flora die Schöpferin der rothen Rose. Von Amor's Pfeil, dessen Liebe sie erst verschmäht, schmerzlich getroffen und nun in heißer Leidenschaft für ihn entbrannt und von ihm gemieden, schuf sie im sehnenden Schmerz die Blume: welche lacht und weint, Freude und Schmerz bereitet, durch Farbe und Duft entzückt, durch ihre Dornen verwundet.

Die Mohamedaner lassen die Rose aus den Schweißtropfen ihres Propheten entspringen; darum wird jeder Türke sich hüten, eine Rose oder auch nur ein Rosenblatt mit Füßen zu treten.

Die indische Sage läßt die schönste der Frauen des Wischnu, die Pagoda-Siri, aus einer Rose geboren werden.

Eine Blume, die wie die Rose in Form, Farbe und Wohlgeruch Alles vereinte, was es Schönes gab, mußte sich bald allgemeine Verehrung erringen und so sehen wir, daß Griechen und Römer die Tempel ihrer Gottheiten mit Rosen schmückten, daß Lebende und Todte als Zeichen hoher Verehrung gleichen Schmuck empfingen. Die Italiener bekränzen heute noch ihre Todten mit weißen Rosen.

Auch legte man in früheren Zeiten der Rose eine Fülle medicinischer Kräfte bei. Oribasus, Actuarius, Marcellus, Celsus, so wie Andere sprachen in pharmaceutischen Schriften davon. Bei den Chinesen ist noch heute ein mit Rosenblättern gefülltes Kräutersäckchen ein Talisman gegen böse Geister, die in den Häusern ihr Unwesen treiben, Krankheiten und böse Träume erzeugen. Ein ähnlicher Aberglaube herrscht bei den Siamesen, welche den guten Genius unter einem Rosenstrauche entstehen lassen, während der böse Geist unter einer Cypresse zur Welt kommt. Gegenwärtig haben wir in den Apotheken zwar noch Rosenhonig, Rosenwasser und Rosenpomade, aber eigentlich medicinische Eigenschaften hat sie nicht, hinsichtlich ihrer Parfüms aber ist ihr gegenüber noch kein Nebenbuhler erstanden, so viel duftende Essenzen auch die neuere Chemie ins Leben gerufen hat. Das Rosenöl und das Rosenwasser bringen heute noch große Summen in Umlauf und bilden einen nach allen Weltgegenden hin nicht unerheblichen Handelsartikel. Das orientalische Rosenöl, das wirklich echte, das gar nicht bis zu uns kommt, wird mit einem Ducaten der Tropfen bezahlt.

Kein Wunder, daß Millionen von Gedichten diese wundervolle Blüthe verherrlichen. Wollte man alle Rosenpoeme sammeln, so möchte eine bloße Rosenbibliothek sich herstellen lassen, die allerdings sich wie ein rother Faden aus den Urzeiten bis in die Gegenwart ziehen würde.

Die Rose umblüht nicht nur das Leben fast aller Völker, sondern auch das des einzelnen Menschen; im Palast und in der Hütte

ist sie ein beliebter Gast. Die erste Rose im Lenz ist die schönste Liebesgabe. Eine getrocknete Rose auf vergilbtem Blatte im Buch weckt durch den wunderbaren Duft, den sie Jahre hindurch sich bewahrt, ein Meer von Erinnerungen in der Brust des Besitzers! Eine Rose auf dem Grabe eines geliebten Todten ist uns ein Heiligthum!

Aber nicht nur in der antiken Welt war die Rose ein geheiligtes Symbol. Die heilige Dorothea empfing von einem Engel ein Rosenbouquet, daher wird sie von allen Malern noch heute mit einem solchen in der Hand, abgebildet. Dem heiligen Ludwig soll nach seinem Tode in Folge aller seiner guten Werke, aus dem Munde eine Rose entsprossen sein. Die heilige Rosa von Lima warf Rosen in die Luft, um sie Gott anzubieten, da bildeten die schwebenden Rosen, zum Zeichen, daß Gott das Geschenk annahm, die Form des Kreuzes.

In Rom wurde an dem Tage, den man „Dominica in rosa" nannte, es ist der dritte Sonntag vor Ostern, vom Papst eine goldene Rose geweiht, mit welcher er eine Kirche oder ein gekröntes Haupt beschenkte. Im Jahre 1856 erhielt die Kaiserin Eugenie, bei Gelegenheit der Taufe des „Kindes von Frankreich" diese goldene Rose, gleichsam einen Tugendpreis darstellend. Vor Zeiten war es dann Sitte, daß, wer dieses Geschenk empfing, 500 Louisdor demjenigen gab, der es ihm im Namen des Papstes brachte. Da, wie man weiß, Isabella von Spanien zwar nicht ihrer Tugend, wohl aber ihrer reichen Spenden wegen sich in der neuesten Zeit um Pio nono verdient gemacht, und ihm reichliche Peterspfennige sandte, so erhielt bekanntlich auch Isabella 1867 die goldene Tugendrose.

Man sieht in Rom in der Kirche der heiligen Susanna ein altes Mosaikbild, welches Karl den Großen darstellt, wie er vor St. Peter auf den Knien liegt und von diesem eine Fahne empfängt, die mit Rosen überstreut ist.

In Frankreich war die Rose in einigen Gegenden so hochgehalten, daß es nicht Jedem erlaubt war, Rosen zu pflanzen und aufzuziehen, wer aber das Privilegium erhielt, war gehalten, dem Stadtrathe jährlich am heiligen Drei-Königs-Feste drei Rosenkronen, und am Himmelfahrtstage einen Korb voll Rosen zu liefern, von welchen man damals das noch sehr kostbare Rosenwasser bereitete, das als Würze unter alle seinen Speisen gemischt wurde. Im funfzehnten Jahrhundert tadelt daher ein Schriftsteller, Arnaud de Villeneuve, daß man den Eßwaaren überhaupt andere Gewürze beimische, und räth, das gebratene Wildprett oder Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser zu genießen. Chacun à son goût! — sagen wir heute.

Um sich aber nun in den sicheren Besitz dieses Wassers zu setzen, findet man auch unter den Herrenrechten jener Zeit Abgaben von Rosenbüscheln aufgeführt. Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde es sogar im französischen Parlament Sitte, daß wenn ein weltlicher Pair einen Proceß hatte und vorgerufen ward, er den Parlamentsgliedern Rosen überreichen mußte. Diese Rosenaustheilung nannte man: „Baillé de roses," und das Parlament hatte seinen eigenen Rosenlieferanten, der den Titel: „Rosier de la cour" führte. Derselbe bezog seinen Bedarf aus einem zwei Stunden von Paris gelegenen Orte, dessen Einwohner sich nur mit der Rosencultur beschäftigten, und nannte das Oertchen: Fontenay-aux-roses, ein Name, der sich bis heute erhalten hat. Im sechzehnten Jahrhundert hörte diese Sitte einer Rangstreitigkeit wegen im Parlament auf, und die Rosen kamen ganz unschuldiger Weise so in Mißcredit, daß die Juden als besonderes Abzeichen eine Rose auf der Brust tragen mußten.

Die Rosenkronen, welche die Damen im dreizehnten Jahrhundert trugen, wurden „Chapel" genannt, und die Arbeiter, die sie fertigten, nannte man „Chapelliers," sie bildeten eine besondere Handwerksinnung zu Paris.

Auch der ärmste Handwerker war gehalten, seiner Tochter an ihrem Hochzeitstage wenigstens das „Chapel," ein Rosenkränzchen, das die Bräute hinten auf dem Kopf trugen, zu geben. So hieß denn auch: „chaperon de roses" ein kleines Geschenk, das man der Neuvermählten oder dem Taufkinde gab.

Es hat aber auch Menschen gegeben, denen die Rosen ein Abscheu waren, Marie von Medicis fürchtete sich förmlich vor ihnen wie vor einer Spinne und mochte selbst eine gemalte Rose nicht ansehen. Der Herzog von Guise fiel beim unerwarteten

Anblick einer Rose in Ohnmacht. L'Escarbot hatte eine solche Anthipathie gegen die Rosen, daß er, als man heimlich in sein Schlafzimmer Rosen hineingestellt hatte, von ihrem Dufte starb. Wenn die Alten einen durch Wollust entnervten Menschen bezeichnen wollten, so stellten sie ihn in der Allegorie eines unter Rosen sterbenden Käfers dar. Als Beleg höchster Verweichlichung galt, daß der Sybarite Smindyrides wegen der Falte eines Rosenblatts auf seinem Lager nicht schlafen konnte.

Als der Luxus und die Schwelgerei bei den Römern mehr und mehr überhand nahm, erreichte auch der Rosenluxus seinen Höhenpunkt.

Der berüchtigte Verres bediente sich einer Sänfte bei seinen Reisen, in welcher er auf einer mit Rosen ausgestopften Matratze lag; Rosenkränze umgaben seinen Kopf und Hals, und ein mit diesen Blumen gefüllter Netzbeutel bildeten sein Riechkissen.

Der Speisesaal Nero's war wegen seiner künstlichen Construction besonders berühmt; Decke und Seitenwände drehten sich mittelst eines Maschinenwerks um die Tafel und stellten abwechselnd die Jahreszeiten dar, wobei statt des Regens oder Hagels ungeheure Rosenmassen auf die Gäste herabfielen. Suetonius giebt an, daß zu einer einzigen Abendmahlzeit der Tyrann für 30,000 Thaler Rosen kaufte.

Bei einem Gastmahl, welches Kleopatra dem Antonius zu Ehren gab, war der Fußboden des Speisezimmers eine Elle hoch mit Rosen bedeckt, über welche man, um sicher gehen zu können, Netze ausgespannt hatte; dieser Teppich hatte $1^1/_2$ Talente, gegen 2000 Thaler gekostet. Den Gästen wurden auch Kronen und Guirlanden gereicht, die sie aufs Haupt setzten oder um den Nacken wanden. Selbst die Diener, welche die Gäste bedienten, mußten mit Rosen bekränzt erscheinen, auch umwand man die Trinkschalen mit Weinlaub und Rosen. Bei einem Feste auf dem Lucriner See war die ganze Oberfläche des Sees mit Rosen bedeckt. Weil jedoch auch schon damals das Sprichwort: „Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über," Geltung hatte (in vino veritas), so ließen sich die Alten die Rose durch Amor, von dem ernsten Harpokrates, dem Gott des Stillschweigens, zum Geschenk machen, und die Blume dadurch zum Symbol der Verschwiegenheit weihen. Als solches hing man bei Gastmählern eine künstliche oder natürliche Rose an die Zimmerdecke mitten über die Tafel auf. Das galt bei ernsten Berathungen über das Wohl der Gemeinde oder des Landes, wie bei heiteren Tischgesprächen; der Anblick der Rose sollte sie daran erinnern, daß keines von beiden ausgeplaudert werden sollte. Von dieser Sitte schreibt sich die Redensart: „sub rosa dictum" her, die im Alterthum auch heilig gehalten wurde und die man wieder einführen sollte — wenn es möglich wäre!

Für die modernen Gourmets des neunzehnten Jahrhunderts wäre es vielleicht nicht uninteressant, an die Gastmähler des Heliogabal zu erinnern, schon sein Motto hat etwas Pikantes: „Es giebt keine delicatere Brühe, als die Seltenheit." Demgemäß ließ er Pasteten von Hahnenkämmen, Pfauenzungen und Papageiengehirn auftischen — ja er wollte für einen Phönix, von dem er gehört, daß er nur einmal in der Welt existire, viele tausend Mark Goldes geben, um ihn gebraten auf seine Tafel setzen zu können! Rosen verbrauchte er in solchem Uebermaß, daß, als er einst bei einem Gastmahl von der Saaldecke herab Rosen streuen ließ, mehrere der Schmausenden in den Blumenhügeln erstickten, was ihm eine besondere Freude bereitete.

Er badete sich nur in Rosenwein und ließ sogar die Reservoirs der öffentlichen Schwimmbäder mit Wein füllen, der durch Rosenfilter lief und dadurch parfumirt war.

Bei diesem ungeheuerlichen Verbrauch wurden denn auch zahllose Rosengärten in Italien, ja förmliche Plantagen von dem riesigsten Umfang angelegt. Der Rosenduft in den Straßen Roms war betäubend. Daher rief Martial: „Sendet uns Korn, ihr Aegypter, wir wollen euch Rosen dafür geben!"

Bei derartigen Luculliſchen Gastmälern spielte der Rosenpudding denn auch seine Rolle. Apicius, in der Gastronomie bewandert, giebt folgende Zubereitung an. „Man nimmt gereinigte Rosenblätter, schneidet das Weiße am unteren Ende ab und zerstößt sie in einem Mörser, indem man eine pikante Sauce zugießt. — Welcher Art diese ist, ist nicht angegeben. —

Man preßt den Rosenbrei durch ein Sieb, nimmt vier Kälbergehirne, die gut gesäubert sind, streut ein Quentchen gestoßenen Pfeffer darauf, und rührt den Saft, sowie acht Eier, $1\frac{1}{2}$ Gläser guten Wein, ein Glas Sect und einige Löffel feinstes Oel hinein. Alsdann bestreicht man eine Form reichlich mit Oel und thut die Masse hinein, die man im Ofen backen läßt." In ähnlicher Weise werden noch verschiedene Rosenspeisen angegeben, die im Orient auch heute noch genossen werden. Rosenconfitüren verschiedenster Art aßen wir bei dem gegenwärtigen Gesandten der Türkei, Aristarchi Bey.

Außer der Aphrodite war die Rose in Griechenland dem Dionysos, dem Gott der Reben und der blühenden Natur geweiht, auch der Diana von Ephesus, in welcher man die überschwengliche Fruchtbarkeit verehrte, Hymen, der Gott der Ehe, und Komos, der Gott heiterer Geselligkeit und der Genius des Lebens, trugen Rosenkränze auf dem Haupte. Sodann stellte die antike Kunst den Frieden mit einem Rosenstrauße, Kornähren und Oelzweigen dar, und gab der Hore des Frühlings eine Rose in die Hand; auch war sie das Attribut der Musen und Charitinnen.

Zu jener Zeit kannte man nur vier Hauptarten dieser Blume, wie sie noch heute in Griechenland gedeihen: die Heckenrose, auch Hundsrose, die Hagebutte, die Pimpinellrose und die schöne gefüllte hundertblättrige Rose (Rosa centifolia), welche Alexander der Große zuerst nach Europa eingeführt haben soll.

Durch die vielen Uebertreibungen aber kam die Rose endlich in Mißcredit und galt als ein Bild der Schwelgerei und Weichlichkeit. Ganz wie sie vordem als Sinnbild des Muthes und hoher Tugend gegolten. Aelian berichtet, daß, ehe die alten Gallier in eine Schlacht zogen, sie sich statt der Helme Rosenkränze aufsetzten, um ihren Muth anzudeuten.

Auch Scipio Africanus der Jüngere gab der elften Legion, die bei der Zerstörung Karthago's zuerst die Mauern der Stadt erstiegen hatte, die Erlaubniß, ihre Schilde mit Rosen zu schmücken, auch ließ er den Siegeswagen mit Rosen bekränzen. So zieht sich in Ernst und Scherz ein Rosencultus aus den frühesten Tagen der Vorzeit bis in die Gegenwart herüber, und wer möchte sich diesem entziehen?

Plinius, der die Rose zuerst wissenschaftlich betrachtete, sagte von ihr: „Sie wächst auf einer dornigen, mehr krautartigen Pflanze, ähnlich der Brombeere. Sie hat einen angenehmen, nur in der Nähe wohlriechenden Duft. Die ganze Blume entsprießt einem Kelche, der voller Saamen sich befindet, in kurzer Zeit anschwillt und am Ende zugespitzt erscheint. Die Blume wächst, öffnet und entfaltet sich stufenweise und enthält in der Mitte ihres Kelches die geraden gelben Staubfäden." Er giebt elf Sorten an, die man damals kannte und pflegte:

1. Rosa Praenestina. 2. Rosa Campana. 3. Rosa Milesia. 4. Rosa Trachinia. 5. Rosa Alabandica. 6. Rosa Spinenla. 7. Rosa Centifolia. 8. Rosa Graeca. 9. Rosa Graecula. 10. Rosa Moncheuton. 11. Rosa Coroneola.

Außer diesen erwähnt er noch vier geringerer Gattung: Rosa alba, palida, spinosa und quinquefolia.

Von diesen elf Sorten, sagt er, ist die von Campania die früheste, die Rose von Präneste die späteste, welche blüht.

Die Milesische Rose war zart und glänzend von Farbe, hatte aber nur zwölf Blumenblätter; sie kam, wenn die erstere verblüht war.

Die beiden nächstfolgenden waren nur bleicher in der Farbe, die Rosa spineola aber hatte eine große Zahl sehr kleiner Blumenblätter; sie hatte keinen Werth, doch cultivirten sie die Griechen mit Erfolg.

Die Rosa graeca, bei den Griechen „Lychnis" genannt, hatte nur fünf Blumenblätter, Plinius schildert sie in Gestalt einem Veilchen ähnlich, jedoch geruchlos. Die Gräcula hatte breite zu einem Blatte zusammengeschlossene Blätter, die durch den Druck der Hand sich öffneten. Rose Moncheuton hatte der Olive ähnliche Blumenblätter und wuchs auf einem der Malve ähnlichen Stamm, indeß die Coroneola eine Herbstrose war von mittlerer Größe und die einzig wirklich duftende.

Die dritte und fünfte hatten ihren Namen von ihrem Standorte Milesia und Alabandica; sie waren fremden Ursprungs, die erstere aus Miletus, einer Stadt auf Kreta, die letztere fand man zuerst in Alabanda, einer Stadt in Karien in Kleinasien.

Die Trachina war aus Thessalien.

Unter den Gelehrten sind nun viele

Streitigkeiten, ob und welche dieser genannten Blumen wirklich Rosen waren. Gewiß ist, daß die von Plinius benannte „Rosa graeca“ nicht zu den Rosen gehörte, sondern eine Lychnis (Pechnelke) war, und von den Griechen auch so benannt ward; ihrer schönen Farbe wegen ward sie vielfach in Kronen eingeflochten und erhielt deshalb den Namen: „Lychnis coronaria.“ Die Rosa canina zählt Plinius nicht zu den benannten Sorten, doch hatte sie in Rom viel Geltung; die Blätter des Strauches, sagt man, tragen den Abdruck eines Menschenfußes. Theophrastus sagt von ihr: „Sie trägt rothe Früchte.“ Es ist unsere Heckenrose, die durch ganz Europa wild wächst; durch den Stich eines Insectes bekommt sie einen Auswuchs: „Fungus cynosbati,“ auch Rosenschwamm benannt, er ward in früheren Zeiten medicinisch, namentlich als zusammenziehendes Mittel und zum Gurgeln benutzt. Wir finden bei näherer Untersuchung in diesem stachlichen Auswuchs den Wurm: Cynips rosae. Plinius citirt auch Beispiele, daß die Wurzel der Rosa canina ein heilsames Mittel gegen den Tollenhundsbiß gewesen sei.

Die von Theophrastus angegebenen vier Sorten reduciren sich auf zwei Rosaceen nach unserem heutigen Begriff über Rosen. Einige Gelehrte haben sogar bestritten, daß Theophrastus jemals Rosen gesehen habe, so ungenau sei seine Beschreibung derselben.

Von den berühmten Rosen von Pästum erwähnt Plinius nichts, und doch haben die römischen Dichter gerade diese zweimal blühenden Rosen besungen. Virgil, Martial, Ovid und Andere haben sie verherrlicht.

Die wilden Rosen, welche jetzt noch zwischen den Ruinen von Pästum wachsen und den Reisenden von den Wundern der Vorzeit erzählen sollen, sind einfache Damascener Rosen, die im Frühling und Herbst, voll des süßesten Duftes, hellfarbig blühen.

Seume, der 1802 dort war, behauptet zwar, keine Rosen gesehen zu haben, und erzählt, daß er seinem Führer gerathen habe, wieder Rosen anzupflanzen, das würde ihm manchen Piaster eintragen, da Jeder sich von Pästum gern eine Rose mitnehmen würde. Möglich, daß der Führer seinen Rath befolgte. Matthisson dagegen ruft:

„Gleich Pästums Rosen duftet und blüht
der Kranz, der Deine Stirne beschattet.“

Plinius und Theophrastus geben ausführliche Beschreibungen, wie man Rosen cultiviren und Rosarien anlegen soll.

Noch gegenwärtig soll es in Persien Sitte sein, zur Zeit der Rosenblüthe sich mit Rosen zu bewerfen, bei diesem sogenannten Rosenfest durchziehen junge Leute, meist Gaukler, die Straßen und bewerfen Alles, was ihnen begegnet, mit Rosen; der davon Getroffene muß ihnen dafür etwas schenken. In der persischen Sprache heißt die Rose Gul und die Nachtigall Bulbul. Rose und Nachtigall sind nicht nur durch ihr gleichzeitiges Auftreten im Frühling, sondern auch durch den Reim mit einander verbunden wie „Herz und Schmerz“ und das in einer Poesie, die den höchsten Werth auf den Reim legt. Von Persien aus hat sich die Liebesgeschichte der Rose und der Nachtigall durch den ganzen Orient bis in den Occident verbreitet. In den Frühlingsliedern der Syrer, Araber und Türken spielt die Rose eine Hauptrolle. Der türkische Dichter Fasli † 1562 hat die reizende Mythe in Dritthalbtausend Distichen zu einem förmlichen Roman voll Intrigue und Unglück ausgesponnen, bis die Vereinigung der Liebenden doch endlich erfolgt.

Eine anmuthige Sitte herrscht in Persien darin, daß man die auf der Tafel stehenden Weinflaschen mit Rosen oder Nelken, statt der Korke, schließt.

In der Türkei und im südlichen Rußland, unfern den Ufern des schwarzen Meeres sieht man ganze Felder mit Rosenbäumen bepflanzt; man nützt dieselben, indem man dort das gerühmte Rosenöl bereitet, das den Bewohnern einen reichen Ertrag abwirft. Die Rosenwälder sind so praktisch angelegt, daß stets ein Kastanien- oder anderer höherer Wald dem ersteren zum Schutz dient.

Im Alt-Hebräischen soll der Name „Rose“ gar nicht vorkommen, und man will Luther hiernach mehrere Fehler in der Uebersetzung nachweisen. Salomo soll z. B. nie das Wort „Rose“ nennen, das Luther dafür giebt. Gewiß ist es indeß, daß die Israeliten die Rose kannten, jedoch unter welchem Namen, ist unbekannt, und ob die „Rose von Saron“ wirklich eine

Rose gewesen, steht nicht fest. Eine Menge von Blumen bekamen in uralten Zeiten blos ihrer Farbe, ihres Duftes oder ihrer Lieblichkeit wegen den Namen „Rose," ohne daß sie nur das Geringste mit dieser gemein hatte. Wie z. B. Adonisröschen, Herbströschen, Bubenrose (paeonia officinalis) und andere derartige Blumen, so ist auch die „Rose von Jericho" keine Rose. Zur Vermehrung der ersten Rosenstaude und ihrer Varitäten trugen die Züge ins Ausland, welche die alten Römer unternahmen, das Ihrige bei.

Sie brachten die verschiedensten Sorten nach Italien. Als später zur Zeit des Christenthums sich Klöster constituirten, traten die Mönche als Gärtner auf und pflegten in ihren Gärten Nutzpflanzen, zu diesen gehörte auch die Rose, die in der Heilkunde keine unwichtige Rolle spielte und das Hauptingredienz vieler damaliger Mittel war.

Auch die Kreuzfahrer brachten 1100 aus dem gelobten Lande noch unbekannte Rosenarten nach Frankreich und Deutschland; so die Damascenerrose, die besonders in der Provence gedieh. Es ist die größte aller Rosen und stammt aus Syrien, zumal die großblättrig dunkelcarmoisinrothe, die in der Mite das große goldgelbe Auge hat und so gleichsam ihre eigene Sonne trägt.

In den finstern Zeiten des Mittelalters aber ging die Rosencultur wie die aller anderen Blumen zu Grunde, wiewohl Karl der Große den Franken die Anpflanzung und Pflege der Rosen durch eine Verordnung ans Herz legte. Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts regte sich für die Rose ein lebhafteres Interesse, namentlich waren es die Benedictinermönche, welche sich um die Verbreitung derselben verdient gemacht; wo nur ein Kloster dieses Ordens entstand, da blühte auch sehr bald ein Rosengarten. Von da an beginnt die Rose eine wichtige Stelle in der Kirche wie in der Kunst einzunehmen.

Die Bedeutung der Rose in der mittelalterlichen Kunst, namentlich in der Architektur der germanischen Dome und Gerichtssäle, ist bekannt. In verschiedenen Gegenden der Schweiz durfte der von einem Verbrechen Freigesprochene sich mit der „Unschuldsrose" schmücken. Ebenso scheint der Gebrauch der Freimaurer, am Johannistage Rosen zu tragen, aus den Bauhütten des Mittelalters herzurühren. Merkwürdigerweise trugen die Bürger von Solothurn auch am Johannistage, an welchem sie sich zur Wahl ihres ersten Magistratsmitgliedes versammelten, einen Rosenstrauß, wovon diese Zusammenkunft den Namen: Rosengarten erhielt. Auch die poetische Version der Wandlung der Brote in Rosen, die der heiligen Elisabeth von Thüringen in der Schürze lagen, als der rauhe Ritter Raspe, ihres Mannes Bruder, sie festhielt, wie die Sage der „Todesrose im Stift zu Altenburg" sind oft erzählt.

Als Sinnbild findet die Rose sich ferner in vielen alten Wappen vor; auch Martin Luther führte eine Rose im Siegel. Die blutigen Kämpfe der weißen und rothen Rose 1399—1486, welche die Häuser York und Lancaster um den Thron von England führten, hatten ihren Namen daher, weil das Haus York eine weiße, Lancaster eine rothe Rose im Schilde führte.

Auch auf den Beilen der Vehme befand sich das Bildniß eines Ritters mit einem Rosenstrauße in der Hand, und so oft ein Mitglied dieses furchtbaren Bundes eine Rose erblickte, mußte es dieselbe küssen.

Die Rose des Bremer Rathskellers dürfen wir nicht vergessen. Am Ende des dritten Schiffs da liegen die zwölf Fässer Rüdesheimer Bergwein von 1624, jedes Faß zu fünfzehnhundert Flaschen. Am Plafond der Decke ist eine riesige Rose gemalt, mit der pikanten lateinischen Umschrift, die zu Deutsch lautet:

„Warum des Bacchus Saal der Venus Rose ziert?
Weil ohne guten Wein die Venus selber friert."

Von den verschiedenen Orden und Geheimbünden, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entstanden und ihren Namen so wie ihre Symbole von der Rose hernahmen, stehen die „Rosenkreuzer" oben an. Dieser von Andreä gestiftete Orden wählte ein frommes Aushängeschild, wollte Verbesserung der Kirche und Wohlfahrt jedes Einzelnen begründen, doch spukte in ihren Köpfen eigentlich nur die alte Manie der Auffindung des Steins der Weisen. Sie gaben vor, ein gewisser Christian Rosenkreuz habe lange unter den Brahmanen, in den Pyramiden Egyptens und Gott weiß wo alles gelebt, und göttliche Weisheit und Kunst von daher mit-

gebracht, die er den Auserwählten des Bundes mittheile. Einige behaupteten, er habe sich aus der Freimaurerei entwickelt, doch dem widerspricht seine chimärische Tendenz. Die Angehörigen des Bundes trugen ein Andreaskreuz mit einer von Dornen umgebenen Rose mit der Inschrift: „Crux Christi corona christianorum," zum Zeichen ihrer Gemeinschaft.

Der von dem Herzoge von Chartres im Jahre 1780 gestiftete „Rosenorden" war dagegen ein Sammelpunkt aller Pariser Wüstlinge und Courtisanen. Ein anmuthigerer Orden der Pariser Gesellschaft war der von: „Rosaki," Niemand fand darin Aufnahme, der nicht ein Gedicht zum Lobe der Rose gemacht hatte. In gleich edler Weise stiftete ein Herr von Grossinger 1784 und der Kaiser Don Pedro I. von Brasilien einen „Rosenorden," der seinem Namen und dem Träger Ehre machte.

Als Columbus Amerika entdeckte, fand man auch die Rose als heimathliche Blüthe vor. Die Inkas schmückten ihre Gärten damit und in Peru erschienen die „Söhne der Sonne" bei großen öffentlichen Ceremonien mit einer Krone von Rosen. Die Peruaner nennen den Rosenstrauch den „Strauch der Sonne."

Die Rosaceen gehören in die fünfte Ordnung der zwölften Classe, ihr botanischer Charakter ist sehr bestimmt ausgeprägt. Ihre Merkmale sind: Die an der Spitze zusammengezogene Kelchröhre, ein fünftheiliger Rand mit federförmigen, zerschlitzten Klappen. Fünf Kronblätter. Viele steinharte, mit Borstenhaaren bekleidete Samen befinden sich an der inneren Wand an der beerenartig gewordenen Kelchröhre. Strauch und Baum tragen häufig unpaarig gefiederte Blätter, die wie ausgesägt sind. Der zusammenziehende Geschmack ihres fleischigen Kelches (Hagebutte) ist saftig säuerlich und bei den meisten wilden Rosen genießbar, die veredelte Rose trägt keine Frucht. Bosse nennt 26 Grundsorten, für die echten Rosenliebhaber dürften diese nicht uninteressant sein, wir geben sie mit möglichst kurzer Charakteristik.

1. Rosa alba, die weiße Rose, die in Süddeutschland und Oesterreich besonders heimisch ist. Sie blüht im Juni.

2. Rosa alpina, europäische Alpenrose, tief roth, blüht im Mai und Juni auf den Schweizerbergen, ähnlich unserer Heckenrose, ist aber nicht mit der sogenannten Alpenrose, dem Rhododendron oder Rosenholz, das auch hoch oben auf den Alpen wächst und von den Reisenden als „Alpenrose" mitgebracht wird, zu verwechseln. Lebrun gab in dem Taschenbuch „Penelope" vom Jahre 1821 ihre Entstehung an, in einer Erzählung, die am Thuner See spielt.

3. Rosa Banksiae, Banksrose, in China heimisch, ohne Dornen mit feinem Theegeruch, sie wurde zu Ehren der Lady Banks so benannt. Blüht im Mai und Juni, in südlichen Gegenden noch früher.

4. Rosa berberifolia, Berberitzenrose, in Persien heimisch, blau-grau-grüne Blätter, glänzend gelbe Blumenblätter, am Grunde der Krone hochroth gefärbt, sie blüht im Juli und August.

5. Rosa Barda, Labradorrose, Hudsonsbayrose, blüht im Sommer; ihr Heimathland ist Nordamerika, ohne Dornen, von dunkelrother Farbe.

6. Rosa bracteata, beblätterte Rose, aus China, blüht im Sommer.

7. Rosa canina, Hecken- oder Hundsrose, ihre Heimath ist ganz Deutschland, blüht im Juni.

8. Rosa Carolina, in Nordamerika, mit rothbraunen Aesten, starken Dornen, blüht im Sommer.

9. Rosa centifolia, hundertblättrige Gartenrose, Persien entstammend, soll auch am Kaukasus und in Macedonien wild wachsen, blüht vom Juni bis August, gehört zu den schönsten und duftreichsten.

10. Rosa cinnamomea, Zimmetrose, die Stengel braun, blüht im Mai, in ganz Südeuropa heimisch.

11. Rosa damascena, Damascener Rose. Ihr Vaterland ist Syrien, mit 2 bis 20 in Büschen stehenden, roth gefüllten Blüthen, prangt sie im Juni.

12. Rosa eglanteria, Fuchsrose in Südeuropa, blüht im Mai und Juni, die Stengel bräunlich, 3 bis 4 Fuß hoher Stamm, die Blume riecht nach Wanzen, die Blumenblätter sind von außen gelb, von innen purpurroth.

13. Rosa gallica, französische Rose, Provinzrose, im südlichen Frankreich heimisch, blüht im Juni. Auch Essig- oder Zuckerrose genannt, ihre sehr dunkelrothe Blüthe wird getrocknet unter dem Namen Flores rosarum rubrarum in den Apotheken

aufbewahrt, man mischt sie klein gerieben in das Räucherpulver.

14. Rosa indica, indische Rose, blüht im Sommer, in China hat sie ihre Heimath.

15. Rosa lucida, glänzende Rose aus Nordamerika, auf hoher Staude, 3 bis 4 Fuß hoch.

16. Rosa microphylla, kleinblättrige chinesische Rose, blüht im Sommer und Herbst.

17. Rosa moschata, Bisamrose, ihre Heimath ist die Berberei, blüht im Herbst. Stamm 5 bis 10 Fuß hoch, glatt und grün; bisamartig duftend. In Nordamerika wie in Asien wird sie besonders wegen des vortrefflichen Rosenöls, das sie liefert, speciell gepflegt.

18. Rosa multiflora, vielblumige Rose, ihr Heimathland ist Japan, blüht vom Mai bis September, Staude 10 bis 15 Fuß hoch und noch darüber, mit gekrümmten Dornen. Hat zahlreiche lange Aeste, die sie hin und her biegt, schlingt sich selbst wie zu Guirlanden in reichen Blüthenbüscheln, zu Lauben und Decorationen vortrefflich.

19. Rosa parviflora, kleinblumige Rose, aus Nordamerika, blüht vom Juni bis August.

20. Rosa pimpinellifolia, pimpinellenblättrige Rose, in Südeuropa, in England und Schottland, auch durch ganz Sibirien heimisch, 2 bis 6 Fuß hoch, kurze steife Aeste, blüht im Juni und gehört zu den härtesten Arten der ganzen Gattung. In den Gärten von Zarskoë-Selo sieht man sie, mannigfach gestaltet, in allen Hauptfarben cultivirt.

21. Rosa rubiginosa, Weinrose, in Deutschland heimisch, blüht im Juni, 6 bis 8 Fuß hoher Stamm, hakenartige scharfe Dornen. Die Drüsen riechen nach Aepfeln; die Landleute sammeln die jungen Blätter ein und trinken sie als Thee, er hat eine die Nierenthätigkeit fördernde Wirkung und schmeckt nicht schlecht. Die Sage geht von ihr, sie habe ihren Duft und die röthlichen Blätter in dem Augenblick bekommen, als Maria an einem solchen Strauch die Windeln des Jesuskindes zum Trocknen aufhing.

22. Rosa sempervirens, immergrünende Rose, in Südeuropa, blüht im Juni und Juli, ist 10 bis 15 Fuß hoch, mit glatten grünen, kletternden Aesten, Blüthen blaßroth.

23. Rosa sulphura, Schwefelrose, auch gelbe Centifolie, sie ist aus dem Orient zu uns gekommen, 6 bis 8 Fuß hoch, brauner Stamm, blüht im Juni. Das Vaterland der gelben persischen Rose ist die Provinz Kistevar, in der Nähe von Kaschmir, im westlichen Himalaya. Hier fand Dr. Thomson die einfach blühende Stammart wildwachsend in einer Höhe von 7500 Fuß über dem Meere. Auch in den Gebirgen Afghanistans fand sie Griffith. In Persien wird diese Rose besonders cultivirt, sie kam aus den dortigen kaiserlichen Gärten nach Europa.

24. Rosa tomentosa, filzige Rose, blüht in Europa überall vom Mai bis Juni, 4 bis 5 Fuß hoch.

25. Rosa turbinata, kreiselförmige Rose, Tapetenrose, blüht in Deutschland im Juni und Juli, 5 bis 6 Fuß hoher Stamm.

26. Rosa villosa, Zottigerose, Pelz- oder Hagebuttenrose. Ueberall in Europa wild zu finden, blüht vom Mai bis Juli, 6 bis 7 Fuß hoher Stamm, wird baumartig stark; man wählt sie vorzugsweise, um sie zu oculiren, sie gedeiht vortrefflich, und macht die höchsten Triebe aus der Wurzel. In früheren Zeiten brauchte man ihre Frucht als Heilmittel bei der Ruhr.

Mit dieser Anzahl sind jedoch die Grundsorten wohl noch lange nicht erschöpft, denn es werden in fernen Zonen immer noch solche auftauchen, die man dahin zählen müßte. Daß diese aber nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Varietäten erzeugt haben, ist bekannt, die Wissenschaft kennt gegen 3000 Arten und Abarten, da sie gegenseitige Befruchtung annehmen, theils durch den Wind, durch Insecten oder durch die Hand des Gärtners, auf künstlichem Wege.

Botaniker und Liebhaber gehen bei der Blumencultur oft weit auseinander, der Letztere kümmert sich wenig um die rein botanische Verwandtschaft, daher entstehen oft andere Eintheilungen, die nicht auf die wissenschaftliche Stellung im System, sondern auf die Behandlung der Sorten sich basiren. Die für Liebhaber von Rosen einfachste Eintheilung ist daher die:

1. Land- oder Gartenrose.
2. Topf- oder immerblühende Monatsrosen.
3. Hybriden- oder Bastardrosen durch Kreuzung der beiden ersten Classen entstanden.

Hierzu kommen:

1.a. strauchartige und

b. rankende.

Die strauchartigen werden in solche getheilt, die blos einmal oder mehrere Male blühen, dies sind die Remontanten.

Die rankenden zerfallen in vier Classen:

2.a. in indische oder bengalische Monatsrosen.

b. Theerosen.

c. Noisettenrosen.

d. Banksiarosen.

3. Diese Classe zählt Land-Hybriden und Topf-Hybriden, sie geht ins Unendliche in ihren Varietäten.

Einige haben gemeint, es sei nicht richtig, die Noisette zu einer besonderen Abtheilung zu machen, da sie eine Hybride, jedoch ist ihr eine so reiche Blüthenstellung eigen, daß sie darum wieder als ein Besonderes heraustritt. Der Streit hierüber dauert schon Jahrzehnte, und wird sich durch Liebhaber und Botaniker auch wohl noch ferner durchziehen.

Den Namen „Noisette" verdankt sie dem als Gärtner, besonders als Rosenzüchter berühmten Manne gleichen Namens, der die in Bouquets, man könnte auch sagen in haselnußartigen Büscheln reich blühende zierliche Rose zu Ehren seines Bruders, der sie ihm aus Nordamerika zugesandt hatte, also taufte.

Frankreich hat es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht, den Rosenflor durch besondere Cultur zu verherrlichen. England, das so groß in der Gartenkunst dasteht, hat hinsichtlich der Rosen das nicht geleistet, was Frankreich dafür gethan, dennoch ist es wunderbar, daß viele in Frankreich erzeugte Hybriden erst in England zur höchsten Entwicklung gekommen sind. Was hierin das wirksame Moment bildet, ob Klima, Erde, oder Behandlung, oder ob das alles zusammenwirkend den Erfolg liefert, ist noch nicht erforscht.

Der Franzose ist specieller Blumenliebhaber, er hat das mit dem Südländer überhaupt gemein; er schmückt sich gern mit Blumen. In England denkt man nicht sowohl an den Schmuck der Person wie an den der Gärten; dort werden Topfpflanzen, besonders Exoten viel gepflegt.

In Frankreich hatte ja überhaupt die Rose in ganz anderer Weise ihr historisches Moment wie in England.

Wer hat nicht von den 1323 in Toulouse gestifteten „Jeux floraux" gehört, die von Clemence Isaure im Jahre 1484 durch reiche Schenkungen neu belebt wurden? Schon im Jahre 530 hatte, der Tradition nach, der heilige Medardus, Bischof von Salency, ein Fest gestiftet, bei welchem ein Tugendpreis von 25 Livres und eine Rosenkrone gegeben ward. Damit diese Stiftung für ewige Zeiten bestehen könne, opferte er eigens dafür 12 Hufen Landes. Das seinen Eltern gehorsamste und frömmste Mädchen des Ortes ward mit einem Kranze von Rosen gekrönt. Medardus hatte die Freude, der eigenen Schwester in der Kirche zu Salency diese Krone reichen zu können und sie zur Rosenjungfrau zu weihen. In der Kirche von Salency sieht man noch heute ein Gemälde, das diesen Gegenstand behandelt. Wahrscheinlicher ist es aber, daß erst Ludwig XIII. das Fest stiftete, und es nur deshalb mit dem Heiligen in Verbindung gebracht wurde, weil die Feier auf seinen Namenstag, den 8. Juni, in die blumenreichste Zeit des Jahres fiel; wenigstens rührt die silberne Schnalle, welche als Befestigung und Schmuck des Rosenkranzes dient, von diesem Könige her.

In Treviso feierten die Einwohner ein viel eigenthümlicheres Rosenfest. Dort errichtete man inmitten der Stadt ein Castell, dessen Wälle von kostbaren Teppichen und seidenen Ballen gebildet wurden. Die vornehmsten Jungfrauen der Stadt vertheidigten die Veste, die von den vornehmsten und edelsten Jünglingen angegriffen wurde. Man bombardirte mit Aepfeln, Muscatnüssen und Mandeln. Das Pelotonfeuer bestand aus Lilien-, Narzissen-, Veilchenbüscheln, ganz besonders aber aus dem flammenden Geschoß der Rosen.

Auch gab man Salven von wohlriechendem, namentlich von Rosenwasser, das durch Spritzen von beiden Seiten abgefeuert wurde.

Zu Tausenden umlagerten, von Nah und Fern herbeiströmend, die Zuschauer dieses Festungsspiel, und nicht selten eroberte sich der Jüngling hier seine Gattin. Kaiser Friedrich der Rothbart behauptete, es sei das ergötzlichste Fest, das er jemals mit angesehen habe.

In Frankreich sind die Rosenfeste des Herrn von Malherbes oft genannt wor-

den, an welche sich auch eine Aussteuer des tugendhaftesten Mädchens knüpfte.

In Deutschland finden sich ähnliche Uranklänge der Rosenverehrung im Mittelalter vor.

In dem, seiner Zeit Aufsehen machenden „Heldenbuch," ein Roman, als dessen Verfasser Heinrich von Osterdingen genannt wird, nimmt „der Rosengarten zu Worms" eine Hauptstelle ein.

Es heißt darin, daß, nach dem blutigen Kampfe mit der Riesenprinzessin Chrimhilde jedem der sieghaften und ihren anderthalb Meilen breiten, mit einer Mauer von einem seidenen Faden umgebenen Rosengarten schützenden Ritter ein Rosenkranz und ein Kuß zum Lohn verheißen ward. Hildebrant nimmt den Kranz, verschmäht aber den Kuß; der Mönch Ylsan dagegen, der auch unter den Rittern war, ist mit einem Rosenkranz und Kusse nicht zufrieden, sondern verlangt für seine zweiundfünfzig Klosterbrüder eben so viel Kränze und Küsse, die er, nachdem er mit zweiundfünfzig Rittern gekämpft und sie besiegt hat, auch empfängt.

Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Geheimerath und Kanzler von Ketelholdt zu Rudolstadt auf seinem Gute Lichstedt zur Belohnung von jungfräulicher Tugend ein Rosenfest, nach dem Muster des zu Salency, eingesetzt. Zum Rosenmädchen ward die ehrenwertheste Jungfrau des Dorfes gewählt und den 4. Juli in Procession zur Kirche geführt, was zu Lebzeiten des Stifters der damalige Erbprinz von Schwarzburg-Rudolstadt einige Male selbst gethan hat; sie ward vor dem Altar mit Rosen bekränzt und erhielt zwanzig Thaler zum Geschenk, an diese Feier schloß sich ein ländliches Fest; Göcking besang einst eine solche Rosenmaid. Die Rosenspiele, das Knallen mit den Blättern ist auch eine uralte Sitte und von jungen Leuten vielfach ausgeübt, schon zu Theokrit's Zeiten soll es das Vergnügen der Jugend gewesen sein. Wir möchten hier auch jenes „Zauberfestes der weißen Rose" gedenken, das am 13. Juli 1829 zu Ehren der Kaiserin von Rußland in Potsdam so großartig gefeiert ward.

Die Gebetsschnur, die „Rosenkranz" genannt wird, ist von Dominicus de Gusmanu, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt. Welches die Veranlassung gewesen, die Perlschnur so zu benennen, ist unbekannt, doch scheint es, als sei dieser Name adoptirt, denn die asiatischen Völker der lamaischen Religion so wie auch die Türken bedienen sich solcher Schnur und nennen sie auch Rosenkranz; die Kügelchen sind bei diesen gewöhnlich aus heiliger Erde, von Mekka oder Medina, geformt, während viele der katholischen Rosenkränze allerdings aus Kugeln von gepreßten Rosenblättern bestehen.

Südwestlich von Jerusalem liegt ein reizendes Thal, in welchem man den Rosengarten König Salomo's, den Schauplatz des Hohen Liedes, zu erkennen glaubt. Von Weinreben und Oelbäumen beschattet, wachsen hier Tausende der mannigfachsten Rosen. Am felsigen Abhange liegt das Dorf „Jl Manha," hier bilden gut gehaltene Orangen und Granaten ein schattiges Laubdach. Die Gegend wird noch heute von den Arabern „Deir el Wird," oder das Rosenthal Salomonis benannt.

Als der älteste der bekannten Rosenstöcke in Deutschland wird stets der am Hildesheimer Dom genannt. An der östlichen Wand zieht sich sein in der Krypta, unter der Chormische wurzelnder Stamm, fast einen Fuß stark, hin, während ein halbes Dutzend Zweige sich in einer Höhe von etwa fünfzehn Fuß an der grauen Mauer ausbreiten und Hunderte von Blüthen tragen. Der Bischof Hezilo ließ diesen Strauch, dessen Alter auf circa 1000 Jahre angegeben wird, mit seiner jetzigen Ueberdachung versehen.

Der größte Rosenstock, den man kennt, ist aber die weiße Banksrose im Marinegarten zu Toulon, die 1813 von Bonpland eingesandt ward. Diese Rose wurde, wie schon erwähnt, zu Ehren der Lady Banks so genannt, sie stammt aus China, ihre Rosen sind nur klein, aber blätterreich. Der Stock ist 57 Jahr alt, seine reichen Aeste, unter denen der stärkste 18 Zoll im Umfange mißt, bedecken bereits eine Mauer von 75 Fuß Breite und 18 Fuß Höhe; am unteren Ende hat der Stamm 2 Fuß 8 Zoll im Umfange. Es giebt im Frühjahr Zeiten, wo der Stock 50,000 Blüthen auf einmal trägt und das reizvollste Rosenwunder genannt werden kann.

Die Rosensammlung des Luxemburg-Garten zeugt auch von dem besonderen Interesse, das Frankreichs gekrönte Häupter

an dieser Blume nahmen. Er ist jetzt der Stammort von ungefähr 2000 Rosensorten, die man daselbst hegt und pflegt. Alte und neue Sorten werden dort jährlich auf ungefähr 30- bis 40,000 Wildlingen erzeugt, die alsdann veredelt in Umlauf kommen.

Hinsichtlich der Anpflanzung sind die Gelehrten noch im Streit, einige sagen: „Nur im Herbst ist die Anpflanzung förderlich," andere halten nur „das Frühjahr" für geeignet; beide Methoden sind gut, wenn die richtigen Bedingungen vorhanden sind, zu denen Boden, Witterung und alles in Betracht Kommende genau beachtet wird.

Die rankenden Rosen: „Rosa multiflora," so wie die Rosa capreolata oder scandens eignen sich herrlich zu Spalieren, Lauben, Bogen, Säulen, doch müssen sie sorglich behandelt werden, da sie leicht erfrieren. Auch ist das Beschneiden der Rosen von größter Wichtigkeit, eben so wie bei der Weinrebe das Messer ohne Barmherzigkeit seine Schuldigkeit thun muß; wenn man kräftige Blüthen und folglich Trauben bekommen will', müssen die Reben das Messer des Gärtners fühlen.

Ihre Feinde hat die Schönheit überall, hier sind es jene kleinen grünen Insecten, die Rosenlaus; auch die braune Schildlaus, die fest am Stiele der Rose haftet und ihr Dasein zu trüben sucht, indem sie ihr das beste Mark aussaugt. Ein anderer Feind ist der Cynips rosae, er legt seine Eier unter die Haut junger Triebe, sie bilden jenen im Eingange besprochenen Rosenschwamm; auch giebt es einige Raupensorten, die die Rosen ganz speciell belästigen — gegen alle diese grimmigen Feinde hilft nicht nur die sorgende und pflegende Hand des Gärtners, sondern auch die des scharfblickenden Liebhabers. Die Rose gehört zu den Blüthen, die den dürftigsten Oelgehalt besitzen, daher der Preis des echten Rosenöls mit Gold aufgewogen wird. In Gazepur sind die großartigsten Rosenfelder, die Büsche stehen reihenweise neben einander, die am frühen Morgen erblühten Rosen werden abgeschnitten und in thönerne Blasen geschüttet, worauf doppelt so viel Wasser gegossen wird, das 24 Stunden destilliren muß. Alsdann wird das Wasser in weite, offene Gefäße gegossen, die sorgfältig mit weißen Tüchern überhangen werden, um sie vor Staub zu schützen. Nach Verlauf von neuen 24 Stunden hat sich ein dünnes Fetthäutchen darüber ausgebreitet, dieses wird mit der Fahne einer zarten Feder sorgfältig abgenommen, liefert aber kaum einen Tropfen Oel; man sagt, 20,000 Rosen sind zu einem Rupiengewicht Oel erforderlich, das 70 Thaler kostet. Das echte Oel ist citronengelb und durchsichtig klar, der Duft so intensiv, daß wenn man eine Nadelspitze hineintaucht und ein Taschentuch damit berührt, dasselbe Monate lang den stärksten Rosengeruch behält. Kaschmir soll das köstlichste, von den Moschusrosen stammende Oel liefern, dann kommt das persische und endlich das syrische Rosenöl. Die in der Bibel erwähnte „Narde" scheint mit diesem Oele verwandt zu sein, denn die Rose heißt auf arabisch „Nard." Neueren Forschungen nach ist die Narde eine Wurzel. Die indische Narde spielt in Nepaul eine große Rolle, sie kommt von Nardostachys Jatamansi, einer Bergvaleriana. Die celtische Narde ist die Wurzel der Valeriana celtica.

Gefälscht wird das im gewöhnlichen Handel auf den Markt gebrachte Rosenöl mit Sandelholz- oder anderen feinen Oelen, so kommt es nach Europa.

Die Türken und Chinesen haben andere Bereitungsarten.

Wir haben im Eingange die Rose als „die edelste aller Blumen" bezeichnet, wir müssen am Schluß der Wissenschaft so weit Rechnung tragen, daß wir dieses gefeierte Königshaupt, so wunderbar es auch Vielen erscheinen mag, heute nicht mehr als den Repräsentanten des höchsten Ausdrucks vegetabilischer Entwicklung betrachten können, diese Stellung hat das unscheinbare, oft mit Füßen getretene — oft dem Liebesorakel dienende „Gänseblümchen," (Maslieb, Bellis perennis) sich errungen, weil es auf dem Boden seines Kelches einen vollständigen Garten kleiner, jedoch ganz vollständig entwickelter Blüthen trägt; die Natur vereinigt hier auf ihrer höchsten Stufe die einzelnen Blumen zu einem abgeschlossenen Ganzen.

Wie aber die bloße „Vollkommenheit" noch keine Berechtigung für den Thron giebt, so wird auch im Blumenreich die Rose nach dem Ausspruch „vox populi, vox Dei" nie von ihrem durch Jahrtausende behaupteten und berechtigten Königsthron

herabsteigen und keine Revolution im Stande sein, ihn zu stürzen. Im Gegentheil bringt die Neuzeit dieser Königin immer neue Beweise ihrer Verehrung und absoluten Herrschaft dar, der sich selbst gekrönte Häupter beugen. Bekannt ist, daß der Kaiser Napoleon seinen Rosengarten zu Fontainebleau mit besonderer Vorliebe hegt und pflegt und sich für jede Rose speciell interessirt — nur die Rose von Puebla, sagt man, habe er eingehen lassen!

Als im Jahre 1858 die bedeutendsten Rosenzüchter Frankreichs zu einem Rosencongreß zusammentrafen, um aus der Unzahl von Abarten die schönsten, der Cultur am werthvollsten zu bezeichnen, war er der Erste, der das Verzeichniß der zwölf Erwählten, die in der Majorität anerkannt waren, erhielt. Bei der Ausstellung 1867 erhielten die Rosen des Marschalls Vaillant, Minister des kaiserlichen Hauses, des Barons Prevot und Lord Ayde Preise. Eben so war es eine Huldigung der Rose, als der Prinz von Wales der Kaiserin Eugenie in Anerkennung der ihm und seiner Gemahlin zu Theil gewordenen Gastfreundschaft des kaiserlichen Paares einen prachtvollen Blumenkorb im Juni 1869 sandte, der alle bekannten Rosenarten, von der schwarzen Rose Hollands bis zur weißen Rose Yorks enthielt — ein Geschenk, würdig der schönsten Tage des Ritterthums, dessen sich selbst sein Vorfahre, der muntere, galante und schöne Eduard von York nicht geschämt haben würde.

In anderer Weise hat der Prinz Amadeus von Italien, als Erinnerung an seine Reise nach dem Orient und an die Genesung seiner im Frühjahre 1869 von einer schweren Krankheit heimgesuchten Gemahlin, ein prächtiges Kleinod für die Decoration des Schreines am heiligen Grabe in Jerusalem übersandt. Es ist dies ein von Castellani in Rom verfertigter Rosenkranz, der aus hundertsechsundsiebzig Rubinen, siebzig Smaragden, achtundsechzig Perlen, sechs Saphiren besteht und dessen Mittelpunkt eine große prächtige Gemme bildet, welche achtzigtausend Francs gekostet haben soll.

Der berühmte Botaniker Lindley schrieb 1820 in seinem einundzwanzigsten Jahre eine „Monographie über Rosen," und Frau von Genlis behauptet, die erste Moosrose aus England nach Frankreich gebracht zu haben, wo man sie noch nicht kannte, doch meinte sie, habe man diese wunderbar schöne Rose in Frankreich, das sonst das „Rosenland par excellence" genannt werden kann, nicht zu pflegen gewußt — sie habe später die schönsten in Berlin gesehen.

Die Höhe von Quinoa.

Nach

K. L. Schmarda.

Die Reise, welche der berühmte Naturforscher K. L. Schmarda in den Gebirgen von Ecuador machte, und deren Beschreibung wir in seinem großen Reisewerke finden, bietet alle jene interessanten Eigenthümlichkeiten, die das beschwerliche Leben in tropischen Gebirgsregionen aufzuweisen hat. Die Stadt Guajaquil, wo der Handel von Ecuador seinen Mittelpunkt hat, besitzt keine Spaziergänge, kein Theater, kurzum, außer den abendlichen Tertulias, kein öffentliches Leben. Schmarda ging von dort mit dem landesüblichen Bote nach Naranjal, einem auf Phählen gebauten Dorfe mit beiläufig 200 Einwohnern, wo nur etwas Brot, einige Bananen und Orangen zu haben waren, und dann in die höhern Gebirgsregionen. Der Fluß ruht, die ungeheuren Rhizophoren- und Mangrovewälder ruhen, und Alles verharrt in jener gedrückten Stimmung der Tropen, selbst wo größere Höhe des Terrains einige Erfrischung bringt. Ich erreichte, so berichtet Schmarda, schon vor 9 Uhr früh die Höhe des Passes der Caja de Quinoa. Die mittlere Höhe meiner Messungen gibt 12,885 Fuß. Die Vegetation ringsum bestand aus Gräsern und an den tiefern, geschützten Stellen aus großen mir unbekannten Velloſien (?) oder agaveartigen Pflanzen mit dicken Stämmen, welche die Eingeborenen Yucca brava nannten. Viele trugen Brandspuren und einige waren ganz verkohlt, da die Gräser oft niedergebrannt werden, um die Weide zu verbessern. Am Flusse des Passes liegen zwei Quellseen von geringem Umfang mit klarem Wasser. Die einzigen Organismen, die ich darin fand, waren Cyklops mit parasitischen, kurz gestielten Vorticellen.

In geringer Entfernung führt ein zweiter

Paß, der von Surucocha (Binſenſee), über das Randgebirge. Es iſt einer der alten

den Bergen und den Aequatorialnieder-landen bildeten. Er ſoll kürzer ſein, da er

Caja di Quinoa (Hochland von Ecuador.)

Indianerwege, die vor der Zeit der Conquiſta die Hauptcommunication zwiſchen

aber an einer Stelle moorig iſt, wird er von den Arrieros nicht begangen, deren

Lastthiere tief einsinken. Die Aussicht aus der Caja de Quinoa ist sehr beschränkt. Ich bestieg einen der kleinen abgerundeten Hügel des einsamen Paramo in der Hoffnung, eine größere Fernsicht zu gewinnen, aber jede Aussicht war durch das Nebelmeer zu meinen Füßen, das alle niedrigen Berge verdeckte, gehindert.

Von nun an ging es bergab nach dem Hochlande von Cuenca. Der Weg wand sich einem kleinen Bach entlang, der bei jeder neuen Wendung neue kleine Wasserfäden erhielt; die Grasflur hat denselben Charakter der Eintönigkeit wie auf der andern Seite, die Farbe ist ein monotones, bräunliches Grün, hier und da durch das dunklere Braun der Grasrispen unterbrochen. Die Gräser sind bis 3 Fuß hoch, ihre Blätter rauh und hart. In 11,460 Fuß Höhe liegt wieder eine jener Herbergen, die schon von den Incas gegründet wurden, der Tambo de Quinoa. Der Tambero (Wirth) übte Hospitalität an mir und bewirthete mich für einen halben Real (zwei und einen halben Silbergroschen) auf das glänzendste mit geröstetem Gerstenmehl und Kartoffeln, die in Wasser mit etwas Salz, Käse und rothem Pfeffer gekocht waren. Ich fand seine Küche, obwohl die hölzernen Löffel und Schüsseln im höchsten Grade unrein waren, gut und schmackhaft, denn mein Appetit war bis zum Heißhunger durch das unfreiwillige Fasten und die Bewegung in der kühlen Luft gestiegen.

Ich war um 11 Uhr Morgens dort eingetroffen und fand die Luft 12,1° R., den nassen Thermometer 5,8° R. Um den Tambo liegt ein kleines Gehölz; es sind knorrige, bei zwanzig Fuß hohe Bäume mit röthlicher Borke und grauen Blättern. In Farbe und Belaubung erinnerten sie mich sehr an Proteaceen; einzelne Exemplare ziehen sich noch höher hinauf.

Die Indianer, die in Gruppen um und in dem Hause lagerten, charakterisirten sich durch die kurze Stirn, viereckige Gesichter mit starken Backenknochen, schmale, ausdruckslose Augen, schwarzes, steifes, fast drahtförmiges Haar; sie waren von Mittelgröße und die Männer trugen Hemden und Beinkleider aus Baumwolle und darüber den Poncho. Die Bewohner hockten an dem Feuer; die Knie, bis an das Kinn gezogen, wurden von den Händen umklammert; eine alte Indianerin machte eine Ausnahme, welche einem Knaben die Läuse auf dem Kopfe suchte und mit den Zähnen knackte. In einem neuen Reisewerke wird mit viel Erstaunen erzählt, daß Bewohner des Hochlandes ihre Kartoffeln in dem Wasser kochten, in dem sie früher ihre Hände gewaschen hatten; in einem Tambo hat man so etwas nicht zu fürchten, da ein Tambero sich niemals wäscht.

Ueberall also, in der Natur wie im Leben träge Monotonie; üppiges Traumleben in den Thälern und öde Verkommenheit, wo die entnervende Hitze verschwunden ist.

Astronomie und Bildung.

Von

M. J. Schleiden.

Dr. J. H. von Mädler: Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde, Berlin 1870.

Man kann recht wohl unser Jahrhundert als das Zeitalter der Naturwissenschaft bezeichnen, nicht nur wegen der glänzenden auf allen Gebieten der Naturwissenschaft gemachten Fortschritte, sondern vorzüglich auch wegen der allgemeinen Theilnahme, die sich der Naturwissenschaft zugewendet hat. Wenn wir aber die Sache genauer im Besonderen betrachten, so wird bald klar, daß die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften von der allgemeinen Theilnahme in sehr verschiedenem Grade ergriffen werden und daß das einen wesentlichen Einfluß auf den Gewinn hat, den die Masse der Gebildeten aus dieser Theilnahme zieht. Noch immer sind es mehr die beschreibenden Theile, die sogenannte Naturgeschichte, Pflanzenkunde, Zoologie und Mineralogie, denen der Laie sich zuwendet, indem er hier sammelnd und tauschend sich am leichtesten seinen Dilettantismus als wissenschaftliche Thätigkeit vorstellen kann. Schon hier werden die eigentlich wissenschaftlichen Seiten der Disciplinen, Mikroskopie und Physiologie meist vernachlässigt. Sehr gering ist die allgemeinere Theilnahme an Physik und Chemie und die Astronomie ist den Meisten ein ganz verschlossenes Feld, wenn wir die auswendig gelernte Thatsache, daß die Erde sich

um die Sonne drehe, ausnehmen. Darin scheint nun auch der Grund zu liegen, daß die Naturwissenschaften auf die allgemeine Bildung noch lange nicht den Einfluß gewonnen haben, den sie auszuüben fähig sind. Fast jeder Tag bringt uns tolle angebliche Theorien von Phantasten und Halbwissern oder kecke Angriffe auf die Naturwissenschaften, meist aus unlauteren Motiven oder aus absoluter Ignoranz entsprungen, denen so viele auch Gebildete zum Opfer fallen, indem sie mit den oftgehörten Redensarten: „Ja, die Sache hat doch gar viel für sich," solchen Faseleien einen Werth beilegen, den sie nicht im Geringsten verdienen. Habe ich mir doch selbst seiner Zeit den heftigsten Tadel alter gewiegter und studirter Männer zugezogen, weil ich die unter Herschel's Namen erschienenen Mondbeobachtungen und die fast gleichzeitig auftauchende angebliche Entdeckung der Identität des Kieselerdemetalls und des Stickstoffs gleich von vorn herein als das, was sie in der That waren, als Schwindeleien, die erstere eines Schalkes, die andere eines Wahnsinnigen (wie sich bald herausstellte) behandelte. — So viele den gebildeten Kreisen Angehörige hört man wohl täglich von der hohen Bedeutung der Naturwissenschaft, ihrem Einfluß auf Bildung und Aufklärung sprechen, fragt man aber genauer nach, so findet man, daß das allgemeine Redensarten sind, bei denen die Leute sich eigentlich nichts denken und zwar deshalb, weil sie keine Ahnung davon haben, wo und wie die Naturwissenschaften Bildung und Aufklärung befördern, worin die unerschütterliche Sicherheit ihrer Forschungen liegt und wo sich ihre Schwierigkeiten und Grenzen finden, die von ihnen selbst weg in ein anderes Gebiet der Forschung weisen. Gerade in allen den angedeuteten Beziehungen würden die Angelegenheiten besser stehen, wenn vor Allem die Astronomie in den geistigen Horizont der Gebildeten einträte, wenn sie sich von der Astronomie als von der höchsten, vollendetsten und sichersten aller naturwissenschaftlichen Disciplinen eine klare Ansicht erworben hätten, und sicher hat von Mädler, an dessen ebengenanntes Buch wir diese Bemerkungen anknüpfen, Recht, wenn er in der XIV. Abhandlung „die Astronomie als Lehrobject in Schulen" auf das täglich dringender hervortretende Bedürfniß, die Astronomie zu einem nothwendigen und allgemeinen Lehrgegenstand zu erheben, aufmerksam macht und sehr eingehend entwickelt, unter welchen Formen ein solcher Unterricht nutzbringend einzuführen sein würde. Die Astronomie unterscheidet sich von den meisten anderen Disciplinen gerade dadurch, daß sie einen eigentlichen Dilettantismus gar nicht gestattet, wenn man nicht schon den, der ein paar Dutzend Sternbilder am Himmel zu finden und zu benennen weiß, einen Dilettanten in der Astronomie nennen will. Jedes Eingehen in die Astronomie setzt gründliche mathematische Kenntnisse voraus und wer sich die erworben, tritt aus dem Kreis der Dilettanten heraus in den der Fachmänner, wozu Jeder gehört, der nicht bloß eine Sache weiß, sondern auch selbst die Gründe weiß und versteht, auf denen sie beruht.

Es ist daher auch unendlich schwer, die Astronomie populär zu behandeln. Ich glaube nicht, daß wir eine wirklich populäre Darstellung der Astronomie schon haben. Alle mir bekannten Bücher machen den Leser, der sie studirt, zum Astronomen, wenn auch nicht zum selbst beobachtenden und berechnenden, und nur, wenn man das Wort Fachmänner auf diese Letzteren beschränken will, würde man denjenigen, der z. B. Mädler's populäre Astronomie gelesen, verstanden und sich geistig angeeignet hat, einen Dilettanten nennen dürfen, denn sie setzt eine bedeutende mehr als elementare mathematische Bildung voraus. — Ich fordere also in meinem Sinne von der populären Behandlung der Astronomie etwas Anderes, was geleistet werden kann, (das beweisen eben die Reden und Abhandlungen von Mädler, an welche ich anknüpfe) ohne daß der Laie mehr hinzubringt als den guten Willen, mit voller Aufmerksamkeit zu lesen und über das Gelesene ernst nachzudenken. Ich verstehe das so, daß der Leser den innneren Zusammenhang der einzelnen Lehren, gleichsam den Organismus der Wissenschaft begreifen lernt, einsieht, wie Eins aus dem Anderen hervorgeht, Eins das Andere stützt, daß er gleichsam wie bei einem Gebäude unter der Leitung eines verständigen Führers verstehen lernt, gleichsam anschaut, wie sicher der Grund gelegt ist, wie unerschütterlich sich darauf die Mauern, Säulen und Bogen erheben, wie fest die Balken in einan-

der verschränkt sind, und ohne, daß er deshalb nöthig hätte, die Lehre vom Druck und Seitendruck, vom Gleichgewicht der Massen, den Tragkräften der einzelnen Materialien u. s. w. genauer zu studiren, doch die Ueberzeugung gewinnt, es lasse sich in dem Gebäude vollkommen sicher und ohne Furcht vor Erschütterung und Einsturz wohnen. Gerade eine solche Behandlung der Astronomie, wie ich sie hier gefordert habe, scheint mir nun in den erwähnten Reden und Abhandlungen von Mädler ganz besonders hervorzutreten.

Ich habe bemerkt, daß unsere Zeit die Zeit des allgemeiner verbreiteten Interesses für Naturwissenschaften sei, und ganz besonders zeigt sich der Einfluß, die Macht derselben in Bekämpfung und Ueberwindung alter, vieltausendjähriger Irrthümer und Menschensatzungen, an denen die Menschheit lange gekrankt hat. Ein solcher Kampf ist, wie die ganze Geschichte zeigt, immer ein sehr harter, ein oft, bei der Verzweiflung, mit der sich die Anhänger des Bestehenden wehren, lange dauernder, und deshalb ist es für die Vorkämpfer des Neuen und Besseren eine wichtige Sache, sich der schneidensten, am sichersten treffenden und unwiderstehlichsten Waffe zu bedienen. Eine solche finden wir aber nur in der mathematischen Physik und in der Astronomie, die sich beide in vielen Punkten, z. B. der Bewegungslehre, der Optik u. s. w. so enge verbinden, daß man sie kaum als zwei getrennte Wissenschaften behandeln kann. Die Astronomie ist von Allem, was der Mensch wissen kann, das Festeste, Sicherste, Unumstößlichste. Von den fertigen Lehren (denn auch sie ist wie alles menschliche Wissen in beständigem Fortschritt begriffen) kann keine Macht auf Erden, keine in irgend einem Menschen verkörperte Weisheit und angebliche Unfehlbarkeit auch nur eine Silbe umstoßen, oder umstoßen wollen, ohne sich lächerlich zu machen. Wenn ein Mensch früh Morgens hinaustritt und die Sonne aufgehen sieht, so werden Moses und alle Propheten ihm die Ueberzeugung nicht nehmen können, daß er die Sonne aufgehen sieht. Die Wahrnehmung mit gesunden Sinnen ist die allererste unmittelbar gewisse Grundlage alles dessen, was überhaupt in einer Menschenseele Platz hat. Nun ist aber die ganze astronomische Beobachtungskunst nichts Anderes als die Verschärfung, Entwickelung und Ausdehnung dieser selben unmittelbaren Wahrnehmung und ganz ebenso unantastbar wie sie. — Ebenso wird es keinem alten Pergamente, keiner Autorität und nennte sie sich auch mit wahnsinniger Ueberhebung unfehlbar, je gelingen, den geistig gesunden Menschen davon zu überzeugen, daß zwei mal zwei nicht vier sei. Aber die ganze Mathematik bis hinauf zu ihren höchsten und schwierigsten Problemen der höheren Analysis ist nichts Anderes als die weitere Ausbildung und consequente Entwicklung des Einmaleins oder vielmehr, der auch diesem zu Grunde liegenden, jedem Menschen als unveräußerlich und unwiderstehlich angebornen Anlage, der mathematischen Anschauung. So ruht die ganze Astronomie unerschütterlich auf den allerfestesten, ersten, einfachsten und unantastbarsten Anfängen des menschlichen Geisteslebens. Wer sich ihren Aussprüchen widersetzt, thut ihr keinen Schaden, er wirft nur sich selbst weg, hört auf, Vernunftwesen d. h. Mensch zu sein, und sinkt zum dressirten Thier herab. Daß Versuche der Art noch in neuester Zeit, wenn auch vereinzelt, aufgetreten sind, ist bedauerlich, aber auch aus der höchst mangelhaften Bildung, durch die noch ein nur zu großer Theil der Menschen von der Entwicklung des Wahrheitsgefühls und der Erkenntniß der Wahrheit fern gehalten wird, leicht erklärlich. Mädler hat einen Theil dieser zum Theil sehr ergötzlichen Erscheinungen in dem Aufsatze: „Die neuesten Angriffe auf die Himmelskunde“ abgefertigt. — Auch er betont sehr bestimmt die Nothwendigkeit, die Astronomie als einen obligaten Zweig der Bildung allgemein in unseren Jugendunterricht einzuführen und entwirft dafür in dem Aufsatz: „Ueber Himmelskunde als Lehrobject in Unterrichtsanstalten,“ einen Plan, der im Wesentlichen mit den von mir oben aufgestellten Ansichten übereinstimmt.

Die Astronomie ist aber nicht nur ihren Grundlagen nach das festeste Gebäude in dem ganzen Gebiete der menschlichen Seelenthätigkeiten, sondern sie hat auch längst die strengste Probe der Erfahrung bestanden. Von allen Zeiten her ist man gewöhnt, die Prophetie, die Vorherverkündigung des Zukünftigen als den eigentlichen Prüfstein der höchsten Weisheit anzusehen. Sieht

man sich aber historisch darnach um, welche Weisheit, welcher Weise denn eigentlich diese Prüfung bestanden, so finden wir kein einziges Beispiel, daß eine angebliche Voraussage, wo sie mehr als die ganz gemeine Lebensklugheit erforderte, vor dem Richterstuhl einer gewissenhaften Kritik Stand gehalten hätte. Und man wird noch dabei zu bedenken haben, daß wenn man bei unbedeutenden Verhältnissen des täglichen Lebens sich wohl mit halben Gründen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit begnügen darf, doch die Anforderungen steigen, je wichtiger die Fragen sind, die sich aufdrängen, und daß gerade da, wo die allerheiligsten Interessen des Menschen auf dem Spiele stehen, die allerstrengste Prüfung, die einschneidenste Kritik nicht nur erlaubt, sondern geradezu Gewissenspflicht ist, und wer sich dabei durch Canones oder Syllabus eines Papstes beschränken oder binden läßt, ist eben ein oberflächlicher und gewissenloser Thor. Freilich findet man leider nur zu oft zu dem Letzteren die Beispiele. Die einzigen Prophezeiungen nun, die wirklich eingetroffen sind (man denke nur an Sonnen- und Mondfinsternisse) ja, die ohne Ausnahme immer und auf die Secunde eintreffen, sind die Prophezeiungen der Astronomie. Eine der großartigsten Beispiele bietet in dieser Beziehung der Planet Neptun dar. Zu Paris sitzt Le Verrier in seinem Zimmer und rechnet, entdeckt auf dem Papier einen neuen Planeten, von dem Niemand etwas weiß, bestimmt seine Masse, seinen Lauf, seine Stellung am Himmel für jede gegebene Zeit. Das schreibt er an Dr. Galle nach Berlin, der denselben Abend den 23. September 1846 sein Fernrohr nimmt und den jetzt Neptun genannten Planeten an der Stelle findet, wo er nach Le Verrier's Prophezeiung stehen mußte. Das war ein Triumph des menschlichen Geistes, wie kaum ein zweiter in der Geschichte erwähnt wird, und es ist höchst interessant bei Mädler: „Die Entdeckung des Neptun," die ausführliche Geschichte dieser so kühnen und doch ihres Erfolges so sicheren That der Astronomie, zu studiren. Es geht aber noch weiter. In der Fixsternwelt hat man ähnliche Entdeckungen gemacht. Die Fixsterne sind nicht mehr, — wie wir jetzt wissen —, das, was ihr Name sagt: „Sterne, die unveränderlich ihre absolute und gegenseitige Stellung bewahren." Auch der Fixsternhimmel ist zu einem großen System von Bewegungen geworden, worüber eine größere Anzahl von Aufsätzen Mädler's interessante Mittheilungen giebt. Vor allen sind es die Doppelsterne, zwei einander scheinbar so nahe gestellte Fixsterne, daß man sie mit unbewaffneten Augen nur als einzigen Stern wahrnimmt, wie z. B. der schöne Stern „Rigel" im Fuße des Orion, die hier in ausgezeichneter Weise in Betracht kommen. Dieselben sind nämlich Sonnensysteme, wenn man so sagen darf, ganz eigener Art. Bei Planet und Mond kreist ein dunkler Körper um einen dunkelen, bei Planet und Sonne ein dunkler um einen leuchtenden Körper. Die beiden anderen Möglichkeiten werden von den Doppelsternen gegeben, bei denen in der Regel ein leuchtender Körper um einen anderen (oder beide um den zwischen ihnen liegenden gemeinschaftlichen Schwerpunkt) kreist.

Aber es kommen auch Fälle vor, in denen eine oder zwei leuchtende Sonnen um einen dunklen Centralkörper kreisen. In der Regel wird uns dieser dunkle Centralkörper wohl für immer unsichtbar bleiben, sein Dasein ist nichtsdestoweniger durch die Rechnung ganz sicher festgestellt. In einem Falle ist ein solcher durch Rechnung gefundener Weltkörper später wirklich durch starke Fernröhre gesehen worden. Ueber diese höchst interessanten Verhältnisse verbreitet sich Mädler in zwei Arbeiten: „Ueber Sternsysteme" und „die Astronomie des Unsichtbaren." Hier ist eine „Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht," wohl ein Glaube eigner Art, der nicht so vielen Deutungen, Zweifeln und Mißverständnissen ausgesetzt ist als der des Hebräerbriefes und doch vielleicht in seiner innersten Tiefe nicht so sehr von demselben verschieden. Le Verrier's Ueberzeugung von dem Dasein des Neptun (ehe er entdeckt war), die Ueberzeugung der Astronomen vom Dasein unsichtbarer Centralkörper in den Sternensystemen beruhen in der That auf demselben unwiderleglichen logischen Schluß, wie die Ueberzeugung vom Dasein eines Schöpfers, d. h. einer von Raum und Zeit unabhängigen, also außerweltlichen unbedingten Ursache alles Daseienden; auf dem Schluß nämlich, daß Alles, was die Möglichkeit eines in der Erfahrung erkannten Wirklichen bedingt, eben so

wirklich ist, wie das in jener Erfahrung Gegebene selbst. Soll ich selbst wirklich existiren, so müssen auch alle Bedingungen meiner Existenz vollständig vorhanden sein; das ist aber in der anfangslosen Zeit, wo jede Bedingung (Ursache) wieder durch ein Vorhergehendes bedingt ist, nicht möglich. Eine Vollständigkeit der Bedingungen ist hier weder wirklich vorhanden, noch überhaupt denkbar. Wirklich wird diese Vollständigkeit und wirklich wird also auch meine eigene Existenz nur dadurch, daß irgendwo eine unbedingte, also außer Raum und Zeit liegende d. h. außerweltliche Ursache die Reihe der Bedingungen abschließt. Diese unbedingte außerweltliche Ursache nennen wir eben Schöpfer. Durch andere nicht hierher gehörige Untersuchungen erweitern wir den Begriff Schöpfer zu dem eines Gottes. Das Dasein Gottes, des Schöpfers, ist mir also gerade ebenso gewiß wie mein eigenes Dasein, denn ohne denselben könnte ich mich selbst nicht einmal als wirklich denken.

Diesen Punkt hat Mädler selbst gerade nicht hervorgehoben, wenn er auch sonst an vielen Orten es ernsthaft betont, wie die Astronomie weit entfernt, von Gott abzuführen, vielmehr immer und überall auf ihn hinweist und dabei noch vielfach hervorhebt, wie alle größten Astronomen, namentlich die Entdecker der als religionsfeindlich verschrienen Systeme und Gesetze, die Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton auch von der innigsten und aufrichtigsten Religiosität beseelt waren. — Allerdings wollen wir gern zugeben, daß die wahre Frömmigkeit, die wahre Gotteserkenntniß, die in jedem mit sich selbst verständigten Menschen und somit auch in jedem wahrhaften Naturforscher lebt, durchaus nicht all das unvollkommene Menschenwerk deckt, was man in dogmatischen Kirchensatzungen thörichterweise für Religion ausgiebt, ja, daß es demselben vielfach widerspricht. Und da wird das Unbegründete oder mangelhaft Begründete natürlich der vollkommen festgegründeten Wahrheit der Astronomie weichen müssen.

Außerordentlich interessant und lehrreich ist in dieser Beziehung die Geschichte unsrer Keuntniß der Kometen (Mädler's fünfte Abhandlung). Dieselben wurden lange Zeit als zufällige Meteore der sublunarischen Atmosphäre angesehen und waren der liebste Tummelplatz des tollsten Aberglaubens. Seneca's geniale Ansicht und Prophezeiung einer besseren Zukunft fiel fast schon in die Zeiten der tiefsten geistigen Verkommenheit der Menschen, wurde kaum beachtet und bald vergessen. Fast fünfzehn traurige Jahrhunderte vergingen, ehe mit Regiomontan's (um 1470) Nachweis, daß die Kometen jenseits des Mondes existirten, also Weltkörper sein müßten, die von Seneca prophezeite bessere Zukunft zu dämmern begann, die dann endlich mit Halley (1681), der zuerst vollständige in sich zurücklaufende Kometenbahnen berechnete und daraus die Wiederkehr bestimmter Kometen vorhersagte, in hellen Tag überging. Auch die so zu sagen astronomische Furcht vor den Kometen, in der noch in neuerer Zeit Klee und Boucheporn eine Veränderung in der Lage der Erdaxe aus dem Zusammentreffen mit einem Kometen, freilich in gänzlicher Unwissenheit über die dabei in Frage kommenden Verhältnisse, ableiteten, ist lächerlich geworden, seit man weiß, daß selbst so leichte Körper wie die Jupitermonde gar nicht von Kometen beeinflußt werden, aber ihrerseits die Bahn der ihnen zu nahe kommenden Kometen sehr wesentlich stören und ganz besonders seit am 26. Juni 1819 die Erde mitten durch den Schweif des damaligen Kometen durchging, ohne daß irgend ein Mensch auf der ganzen Erde etwas davon gemerkt oder auch nur eine ungewöhnliche Veränderung (z. B. im Wetter) wahrgenommen hätte.

Nicht minder fesselnd und reiche Gedankenreihen anregend ist die Geschichte der Newton'schen Gravitationslehre. Der Hauptgedanke der Gravitationslehre liegt eigentlich sehr nahe. Wenn Körper im Raum auf einander wirken, so können sie nur Bewegungen hervorrufen, etwas Anderes ist keiner Wissenschaft zugänglich. Nun wirkt ein Körper entweder anziehend oder abstoßend und wenn er anziehend wirkt, entweder nur nach einer bestimmten Richtung oder allseitig. Im letzteren Fall vertheilt sich die Kraft bei einer größeren Entfernung auch auf eine größere Kugelfläche, deren Mittelpunkt er ist, d. h. je größer die Entfernung, um so schwächer die Anziehung in einem gegebenen einzelnen Punkte der Kugelfläche. Da nun die Abschwächung von der Vertheilung auf der Größe der Kugelfläche abhängt, die Kugel-

flächen sich aber verhalten wie die Quadrate ihrer Radien, so wird auch die Anziehung in einem Punkte, der vom anziehenden Körper noch einmal so weit entfernt ist als ein anderer, nicht noch einmal so schwach (wie Kepler fälschlich annahm), sondern viermal so schwach sein, wie Boulliau sehr richtig gegen Kepler bemerkte, obwohl er die Anziehung überhaupt leugnete. Wissenschaftlich ausgedrückt lautet das: „Die Anziehung verhält sich umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen" — das ist das Newton'sche Gravitationsgesetz. Newton's genialer Einfall war es, diesen Satz und das Galilei'sche Fallgesetz auf die Planetenbahnen anzuwenden und fand so das in der ganzen Sternenwelt herrschende Gesetz. Wie Lalande so treffend sagt: „Newton war der Glücklichste aller Forscher, denn es giebt eben nur ein Weltgesetz zu entdecken." — Noch Leibniz sprach sein Bedauern aus, daß ein so ausgezeichneter Mann wie Newton auf so unhaltbare Ideen gerathen sei, und hoffte, er werde später seinen Irrthum einsehen. Aber das ist nicht geschehen. Newton's Theorie wurde bald allgemein angenommen, jede neue Beobachtung am Himmel wurde ein neuer Prüfstein, aber auch eine neue Bestätigung der Unverbrüchlichkeit seiner Gesetze.

Richtig betrachtet werden in der Geschichte einer ernsten, immer auf festem Boden an der Hand der Wahrheit fortschreitenden Wissenschaft, wie es die Astronomie ist, auch die Fehltritte und Irrthümer der einzelnen Forscher lehrreich und führen zu neuen Untersuchungen und dadurch zu neuen Wahrheiten. Anders ist es auf dem Gebiete des menschlichen Wahnglaubens. Hier leidet eine Zeit unter den Ausschreitungen einer zügellosen Phantasie oder eines umdüsterten Verstandes, bis der Thorheit die Maske des Heiligen abfällt. Dann ist es mit dem Irrweg vorbei; gewonnen hat aber die Menschheit nie dadurch, sondern immer verloren, zum mindesten Zeit. Die vielen Millionen, die dem Wahnglauben durch Inquisition, Hexenproceß, Religionskrieg (an sich schon ein blödsinniges Wort, etwa wie Friedens- oder Vergebungskrieg) und andere scheußliche Entartungen der Menschennatur zum Opfer gefallen sind, wollen wir hier nicht beklagen, näher liegt es, an diejenigen zu erinnern, die dem Fanatismus der Dummheit im Kampfe gegen die astronomischen Wahrheiten zum Opfer fielen, mochten sie wie Kepler von den eigenen Glaubensgenossen, den protestantischen Tübinger Theologen, gemißhandelt oder wie Galilei von der Inquisition gequält werden, mochte sie der Klerus wie den weisen Astronomenkönig von Spanien, Alphons el Saber, des Thrones berauben, mochte ihnen wie dem Paolo Sarpi beständig der Banditen Dolch drohen, mochten sie wie Roger Baco im Kerker dahinschmachten, oder mußten sie wie Giordanus Brunus den Scheiterhaufen besteigen.

Wir sind, dem Himmel sei's gedankt, in den civilisirten Ländern der Erde doch darüber hinaus, daß man Männer ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung wegen einkerkert oder gar verbrennt. Aber allzustolz dürfen wir doch nicht sein, denn im Einzelnen und Kleinen wird noch Mancher von irgend einem fanatisch bornirten Machthaber zur Genüge wegen seiner wissenschaftlichen Bildung gequält und nicht selten um seine Lebensstellung und sein Lebensglück gebracht. Aber wir dürfen doch unsrer Empörung Worte verleihen, wenn noch 1853 eine Berliner Zeitung so nichtswürdig war, auszusprechen: „Ein wenig Kometenfurcht können dem Volke ganz und gar nicht schaden." — Wir dürfen unserer Heiterkeit Raum geben, wenn mit kolossalem Anachronismus Wiener Pfaffen noch 1851 bei der Sonnenfinsterniß Processionen veranstalteten, um die schlimmen Folgen abzuwenden, und so den rohen Aberglauben aus der finstersten Heidenzeit zur Schau trugen.

Eine eigenthümliche Beruhigung der Seele und eine Klarheit der Ueberzeugung gewinnt immer der gebildete Mensch um so mehr, je tiefer er in die Astronomie eindringt. Von allen Zweigen der Naturwissenschaft ist sie derjenige, der am sichersten zur Befreiung der Seele vom Wahn und Aberglauben, am geradesten zur festen Wahrheit führt, und ich glaube deshalb mit Recht allen Gebildeten das aufmerksame und ernste Lesen des oben genannten Werkes von Mädler empfehlen zu dürfen, der es, wie vielleicht kein Anderer, versteht, in allgemein verständlicher Weise, soweit das in der Astronomie überhaupt möglich ist, in den Geist dieser wahrhaft himmlischen Lehren einzuführen.

Ein Bild aus ſeiner Zeit.

Von

Talvj.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen herrſchte große Beſtürzung in der Familie Hartung. Wie ſehr Edithens Mutter auch Agnes' Entfernung gewünſcht hatte; ſie ſo ſcheiden zu ſehen, erregte ihr inniges Mitleid; Edithe ſelbſt aber war auf das Tiefſte bewegt, und ſetzte ſich, da ſie nichts Anderes für die Freundin thun konnte, ſogleich an den Schreibtiſch, um ihr mindeſtens ihr inniges Mitgefühl auszudrücken.

Was ſie aber unbewußt faſt noch tiefer ergriffen, war die Art und Weiſe, wie Robert die Nachricht aufnahm. Er kam etwas erhitzt und ſichtlich — vielleicht durch eine ſchlafloſe Nacht — höchſt aufgeregt zum Frühſtück.

„Sind Sie nicht wohl, lieber Vetter?“ fragte Frau von Hartung. „Sie ſcheinen ja ſo aufgeregt.“

„Sie haben einen ſcharfen Blick, liebe Tante,“ erwiederte er, etwas gezwungen lächelnd, „ich hoffte es beſſer verbergen zu können, daß ein grimmiger Kopfſchmerz mich die ganze Nacht nicht hat ſchlafen laſſen.“

„Ich bedauere. Auch uns finden Sie recht traurig und verſtimmt. Unſere liebe Agnes hat geſtern Abend noch eine ſehr traurige Nachricht bekommen. Ihre Mutter iſt gefährlich krank und keine Zeit war zu verlieren. Da iſt denn das arme Mädchen ſchon in der Nacht abgereiſt, um ſie nur noch lebend zu finden.“

Weder Herr noch Frau von Hartung beobachteten Robert bei dieſer Mittheilung. Edithens Blick aber ruhte auf ihm und ſie ſah mit Beſtürzung, daß plötzlich die Gluth ſeines Geſichtes wich und eine Todtenbläſſe ſeine Wangen überzog. Er drückte mit einigen gezwungenen Worten ſeine Theilnahme aus, machte eine gleichgültige Bemerkung über eine geſtern beſprochene Zeitungsnachricht, die ſich zu beſtätigen ſchien, und fand bald darauf einen Vorwand in ſeinem Kopfweh, ſich vom Frühſtückstiſche zurückzuziehen.

„Er liebt ſie.“ Dieſes Gefühl durchfuhr Edithens Seele mit Blitzesſchnelle. „Wäre ſie ihm nur als Freundin theuer, ſeine Theilnahme könnte kaum ſo zerſtörend auf ihn wirken. Auch die Trennung von ihr kann es nicht ſein. Wie bald kann er ſie erreichen — um ſie nie, nie wieder von ſich zu laſſen. Aber eben, weil er ſie liebt, fühlt er ihren Schmerz ganz als den ſeinen. O, es iſt ſchön, o, es muß ſüß ſein, ſo geliebt zu werden.“

Ein zuckender Schmerz fuhr durch ihre Seele und ſetzte ſich bald als ein tiefes, innerliches Unglücksgefühl feſt, das keine Bitterkeit in ſich hegte, aber ihr ganzes Weſen durchdrang. Robert ſchweifte den ganzen Morgen raſtlos umher; beim Mittagseſſen zeigte er ſich gefaßt, und verſicherte, ſich wieder wohl zu fühlen. Abends ſchien

er wieder ganz der Alte; ja, Edithe glaubte mit nicht geringer Verwirrung zu bemerken, daß er schon in den folgenden Tagen heiterer, leichter gesinnt schien als je, ja daß er sich wie ein Mann zu fühlen schien, von dessen Schultern plötzlich eine große Last genommen ist.

„Vielleicht hat sie von unterwegs an ihn geschrieben," dachte Edithe, denn indem sie ihn still beobachtete, gerieth sie immer mehr in eine ihr ganz fremde innere Aufregung. Denn sicherlich, auch sie liebt ihn. Und war es recht, es mir zu verheimlichen? War es recht, mich eine so unwürdige Rolle spielen zu lassen? Aber vielleicht thu' ich ihr Unrecht. Und auch ihm. Welches Recht hab' ich auf ihn? Aber wie dem auch sei, seine Freundin will ich sein, wie ich die ihre bin. Ich will freundschaftlich mit ihm sprechen und mit vollkommner Freimüthigkeit, daß er Vertrauen zu mir fassen kann, denn offenbar ist's die Furcht, meinen guten Vater zu kränken, die ihn so zurückhaltend macht."

Sie erröthete. Sie war sich nur zu gut bewußt, daß sie nicht freimüthig mit ihm sprechen konnte, noch durfte. Aber es war außerdem noch etwas in seinem Wesen, was es ihr erschwerte. Es war, als wäre er seit jenem ersten Tage nach Agnes' Abreise annähernder, herzlicher gegen sie selbst geworden; sie fühlte öfter wie sonst, daß sie unter seinem beobachtenden Blicke erröthete. Dennoch — sie hoffte selbst zu mehr Ruhe zu gelangen, wenn sie sich ihm offen, zutraulich, als Freundin zeigte. „Und wie sehr wird es ihn erleichtern," sagte sie zu sich selbst, „wenn ich ihm sage, daß ich nur dieses ihm sein will, nicht mehr ihm sein kann. Ich muß und will mindestens sein Vertrauen haben, wenn ich seine Liebe nicht gewinnen kann."

Sechs Tage waren seit Agnes' Abreise vergangen, aber noch war kein Brief von ihr eingetroffen. Robert saß gegen Abend im Garten, in träumerisches Sinnen versenkt, wie er oft pflegte, wenn er allein war. Edithe kam zögernd des Weges daher, der hinter seinem Rücken die reizende Baumgruppe erreichte, in deren Schatten er saß. Sie wollte ihn nicht überraschen. Sie räusperte sich leise, als sie noch ein paar Schritte von ihm war. Er sah sich um und schaute sie mit einem so seelenvollen Blicke an, daß sie sich nicht ohne einige Verwirrung neben hin setzte.

„Robert," fing sie mit etwas gezwungener Stimme an, „ich sehe Sie seit einiger Zeit etwas heiterer. Haben Sie von Agnes gehört?"

Sein Blick drückte Ueberraschung aus:

„Ich? Von Agnes? Was haben Sie mir von ihr zu sagen, Edithe?"

„Sie wissen, wir haben leider noch keine Nachricht von ihr. Aber ich erklärte mir Ihre erheiterte Stimmung — Robert! Haben Sie Vertrauen zu mir? Halten Sie mich nicht für Ihre Freundin?"

Sein durchdringender Blick verwirrte sie.

„Wollen Sie durchaus, Edithe, daß ich Sie nur für meine Freundin halte?"

„Die Freundschaft ist mir heilig," erwiederte sie, froh mit einer Zweideutigkeit antworten zu können.

„Edithe, Sie sind die Wahrheit selbst. Muß ich glauben, daß Freundschaft Alles ist, worauf ich jemals in Ihrem Herzen Anspruch machen dürfte?"

Edithe sah in ihrer Verwirrung unaussprechlich lieblich aus.

„Robert," sagte sie erröthend, „Sie fordern zu viel von mir. Sie haben mich nie berechtigt, eine Prüfung meines Herzens anzustellen."

Robert nahm ihre Hand, allein sie entwand sie ihm leise.

„Der kühnste Mann," sagte er, „verliert den Muth Ihrer stoischen Ruhe gegenüber, Edithe."

„Bin ich wirklich so fürchterlich?" fragte Edithe lächelnd, aber ihr Herz schlug mit bedeutend stärkerem Schlage.

„Edithe, nie werde ich den Eindruck vergessen, den Ihre Erscheinung, den Ihr ganzes Wesen auf mich machte am ersten Abend, als ich zu Ihnen kam."

„Ich hoffe mindestens, meine Erscheinung flößte Ihnen Vertrauen zu mir ein, lieber Vetter, und Ihre nähere Bekanntschaft mit mir stärkte dies Vertrauen. Darum eben bitte ich Sie jetzt, mir von dem Eindruck zu sprechen, den meiner schönen Freundin Erscheinung auf Sie gemacht."

Edithe war so ganz Weib, der jungfräuliche Stolz, der ihr die Gefühle ihres Herzens zu verbergen gebot, wirkte so mächtig in ihr, daß Robert, während sie jene Worte sprach, unwillkürlich von dem bitteren und demüthigenden Bewußtsein gepackt ward, er sei im Irrthum gewesen, als er

sich geschmeichelt, er habe innigere Gefühle in ihrem Herzen geweckt, als verwandtschaftliches Wohlwollen.

„Ja," sagte er mit einiger Schärfe, „warum sollt' ich Ihnen die Wahrheit verhehlen, liebe Cousine? Agnes' göttliche Schönheit hat mich tief bewegt; aber nicht ihre Schönheit allein. Was mich noch mächtiger in ihrer Nähe ergriff, war das Bewußtsein, daß ich in ihrem Innern mich selbst wiederfand: es waren meine eigenen, innersten Empfindungen, die aus ihren Augen sprachen, meine eigenen Anschauungen, die mir in ihren Worten begegneten, das Resultat meiner eigenen Betrachtungen, das ich in ihren Lebensansichten wiederfand."

Arme Edithe! All Dein jungfräulicher Stolz konnte das heiße Blut nicht hemmen, das, während er sprach, Dir in die Wangen stieg, um einen Augenblick darauf einer tödtlichen Bläße zu weichen.

„Sagen Sie mir Alles, lieber Vetter!" flüsterte sie, aber ihre Lippen zitterten und die Worte waren kaum verständlich. Dies gab ihm Muth.

„Aber diesem wunderbar sympathischen Gefühle schloß sich auch ein anderes nicht minder tiefes Bewußtsein an; die feste, klare, nicht zu überwältigende Ueberzeugung, daß ich in einer Erwiederung dieser Liebe, wenn Sie es so nennen wollen, daß ich in einer Verbindung mit Agnes so wenig auf häusliches Glück, innere Beruhigung, und eine befriedigende Antwort auf die großen Lebensfragen, die noch vor mir liegen, hoffen durfte, als mir dies Alles in mir selbst zu finden möglich wäre. Neben ihr standen Sie, theure Edithe, in ihrer holden Weiblichkeit. Mit dem ersten Blick, den ich auf Sie warf, wendete ich Ihnen, Ihnen allein mein ganzes Vertrauen zu. Sie erschienen mir wie die geweihte Priesterin am Altare eines häuslichen Glückes, wie ich es mir oft in den dunkelsten Stunden jugendlicher Verirrungen wie in den lichten Momenten einer tieferen Erkenntniß ersehnt."

„Ich verstehe Sie, lieber Vetter," sagte Edithe und ihre Stimme zeigte nichts von den bitteren Gefühlen, die ihrem Innern eine krankhafte Stimmung gaben. „Um, was Sie sagen, in kurze und deutliche Worte zu fassen: Sie erkennen in Agnes die sympathische, harmonische Seele; allein Sie glauben, besser von den Stürmen Ihres Lebens ausruhen zu können an der Seite einer einfachen, geachteten Hausfrau. Doch Sie halten mein Herz für genügsamer als es ist, lieber Vetter!"

„Nicht doch, Edithe," erwiederte Robert beleidigt. „Sie mißverstehen mich geflissentlich. Ich liebte Agnes; vielleicht glaubt' ich nur sie zu lieben. Eine gewisse Scheu hielt mich von der reichen Erbin zurück, die mindestens äußeres Glück nur bieten, kaum auf Glück hoffen konnte von einem Manne, der Jahre lang sich der Entscheidung über seine und ihre Zukunft entzogen hatte."

„O, Robert, sprechen Sie nicht so —"

„Ja, Edithe, ich will ganz wahr sein gegen Sie, die mir immer erschien wie die Göttin der Wahrheit selber, nur daß die jungfräuliche Züchtigkeit ihr einen Schleier übergeworfen. Mein Herz schwankte lange wie ein Rohr zwischen Agnes und Ihnen. Ich erschrak über Agnes' plötzliches Verschwinden, denn ein furchtbares, quälendes Bewußtsein kam über mich, sie wie mich selbst getäuscht zu haben. Aber die drückende Last, die, seit ich die Zauberin nicht mehr vor mir sehe, von meinen Schultern gefallen ist, die Erleichterung, die ich fühle, seitdem das Schicksal selber für mich entschieden, hat mich zu dem vollen, unumstößlichen Bewußtsein gebracht, daß ich nur Sie liebe, Edithe, Sie allein, theure Edithe!"

Edithe hatte bebend, mit tief niedergeschlagenen Augen, ihn angehört. Sie schwieg ein paar Secunden lang. Endlich sagte sie, leise den Kopf schüttelnd:

„Robert, ich kann keinem Manne angehören, der mir nur ein halbes Herz entgegenbringt, der nicht mit ganzer Seele die liebenden Empfindungen erwiedert, die — ich meine, der — mein Herz —" fügte sie leise stammelnd hinzu.

Aber das arme Kind hatte bereits zu viel verrathen.

„Erwiedert!" rief Robert, ihre Hand ergreifend und festhaltend. „Theure Edithe, Sie vergönnen mir diesen Blick in Ihr Herz? Spricht eine Stimme, eine leise Stimme dort für mich?"

Er umfaßte sie. Das erröthende Mädchen wollte sich loswinden, aber er hielt sie fest in seinen Armen. Was nun folgte, kann sich leicht jeder Leser und jede Leserin selbst ausmalen. Genug, daß eine kleine halbe Stunde darauf beide, Robert mit

entzückten Augen, Edithe mit hochglühenden Wangen, und beide mit klopfendem Herzen in den Saal traten, wo Herr und Frau von Hartung saßen, die leicht errieth en, was vorgefallen war, und mit gerührtem Herzen dem jungen Paare ihren Segen gaben.

V.

Ein glückliches Ehepaar.

Ein paar Stunden von Feldberg lag noch ein anderes Rittergut, das dem Herrn von Hartung wie jenes aus der reichen Erbschaft seines Oheims zugefallen war. Auf diesem lebte nun seit zwei Jahren ein glückliches junges Ehepaar, Robert von Felsenegg und Edithe, geborne von Hartung. Das Gut, das bisher vortheilhaft verpachtet gewesen, hatte Herr von Hartung, auf Edithens Wunsch, seinem Neffen schon vor der Hochzeit als persönliches Eigenthum übergeben. Obwohl sie Alles, was ihr war oder was ihr einst gehören würde, auch als ihrem geliebten Gatten gehörend betrachtete, sagte ihr doch ihr Zartgefühl, daß es ihm angenehmer sein möchte, nicht *Alles* von seiner Gattin empfangen zu haben. Ihre Hochzeit, die sechs Wochen nach der eben beschriebenen Verständigung stattfand, war ein wahres Freudenfest für die ganze Nachbarschaft gewesen, und auch für das Brautpaar nur durch den Gedanken an Agnes getrübt worden — die, seitdem sie durch einige flüchtige Zeilen ihren Glückwunsch abgestattet, nichts von sich hatte hören lassen.

Edithe hatte sich lange gegen eine so baldige Hochzeit gesträubt und einen Brautstand von mindestens sechs Monaten verlangt, wobei ihr die Mutter zur Seite stand; aber davon hatte weder der Bräutigam noch der Vater etwas wissen wollen, wie schwer es Letzterem auch ward, sein geliebtes Töchterchen, die die Freude seines Lebens war, entbehren zu sollen. Er hielt den Ehestand, und zwar den glücklichsten Ehestand, den er ihm wünschen konnte, für Robert's beste Schule und verließ sich nach seiner sanguinischen Weise darauf, daß das häusliche Leben an der Seite einer Frau wie Edithe, den unruhigen, theoretischen, genialen Weltbürger über kurz oder lang zum praktisch-nützlichen Staatsbürger erziehen würde. So gab denn, da die Ausstattung Edithens längst, auf das schönste eingepackt und packweise mit seidenen Bändern zusammen gebunden, in zehn Kisten fertiglag, sich auch die Mutter darein, und auch Edithen ward endlich von dem zärtlichen Bräutigam ihre Einwilligung abgeschmeichelt, daß aus den sechs Monaten sechs Wochen werden sollten.

Wo es auf einige hundert Thaler mehr oder weniger in den Ausgaben nicht ankommt und nicht unbedeutende Städte in der Nähe sind, kann auch in sechs Wochen ein Haus nothdürftig eingerichtet werden. Das junge Paar fand daher in Rößlingen, so hieß ihr Gut — so ziemlich Alles, was zu einem bequemen Leben gehörte. Was die Verschönerung seines Haushalts anbetraf, die Ausschmückung mit Luxusartikeln und die Vervollständigung des Ganzen, so war es ihm selbst überlassen, und gewiß gehört dieses gemeinschaftliche Prüfen, Aussuchen, Kaufen und Ordnen, dieses Fundamentlegen zum häuslichen Leben, da wo es nicht an Mitteln dazu fehlt, zu den willkommensten Freuden eines jungen Ehepaares. Eine Hochzeitsreise zu machen, war im ersten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts noch keine absolut zwingende Mode geworden; besonders aber war ein Aufbruch gleich nach der Trauung und eine Hochzeitsnacht im Gasthof noch etwas Unerhörtes, wenn der Bräutigam ein Haus oder die Braut noch Eltern hatte.

Der Honigmonat des jungen Ehepaares der sich auch wohl zu zweien bis dreien ausdehnte war die Periode eines unbeschreiblichen Glückes; und eben weil es unbeschreiblich war, mag jeder Leser sich selbst ein Bild davon machen. In allem gemeinschaftlichen Wirken zweier befreundeter Seelen liegt mehr oder weniger Genuß, für die beiden jungen Eheleute war er überdem ganz rein, weil alle Sorgen namentlich für die Landwirthschaft, von welcher Robert nichts verstand, ihnen fürs Erste erspart blieben, da Herr von Hartung ihnen für ein Jahr seinen bewährten und durchaus vertrauenswürdigen Verwalter abgetreten hatte. Es war Herbst; während des Winters, der vor ihnen lag, konnte Robert die Sache sich theoretisch aneignen und im Frühling, mit einem solchen Mann an der Seite, sich im Praktischen üben.

Ein Winter auf dem Lande erschien dem jungen Ehepaar keineswegs langweilig.

Robert hatte längst entdeckt, daß Edithe einen gründlich ausgebildeten Verstand hatte, und in Kenntnissen Agnes durchaus nicht nachstand. Ja, auf der Schule waren die beiden jungen Mädchen immer als Häupter der Classen Rivalinnen gewesen und Agnes hatte bald gefühlt, daß sie ihre Nebenbuhlerin *lieben* müsse, um sie nicht beneiden zu dürfen; so daß recht eigentlich, bei sonstiger totaler Verschiedenheit, das Bewußtsein ihrer Ebenbürtigkeit das Fundament ihrer Freundschaft geworden war. Robert fand daher während der langen Winterabende vollkommne Befriedigung in der Unterhaltung mit seiner jungen Gattin oder gemeinschaftlichem Lesen mit ihr, und sehnte sich nicht aus dem Landleben, das ihm vollkommen neu, heraus nach den Freuden der Welt. Der Tag aber war der Ausarbeitung eines größern epischen Gedichtes gewidmet, dessen Plan ihm schon lange im Sinn gelegen, während er bei seinem rastlosen Umherschweifen zur Ausführung desselben nicht Zeit gewann.

Edithe war dagegen in dem neuen Lebenskreis, in den sie eingetreten, schon halb zu Hause, nur daß er sich beträchtlich erweitert hatte. Ihre Wirthschaft nahm um so weniger von ihrer Zeit in Anspruch, als sie wie andre Gutsherrinnen eine Ausgeberin hatte. Aber desto unbedingter konnte sie sich der erweiterten Thätigkeit widmen, zu der sie sich als die Mutter einer ganzen Dorfgemeinde verpflichtet fühlte. Das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte die höheren Schichten der Gesellschaft mit Gewalt aus dem starrkrampfähnlichen Schlaf aufgeschüttelt, in dem sie in Bezug auf ihre Pflichten gegen das Volk Jahrhunderte gelegen hatten. Die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classen, die Veredlung des Bauernstandes namentlich durch Erziehung und frühe Entwickelung aller Seelenkräfte beider Geschlechter, war ein Lieblingsthema unter den Edelsten der deutschen Nation geworden. Auch Edithens Herz schlug dafür mit der ganzen Wärme, deren es fähig war; die Schriften Pestalozzi's, Oberlin's und anderer Menschenfreunde waren ihre Lieblingswerke, und der Gedanke, jetzt, wo sie unabhängig und mit allen Mitteln versehen war, auf die Dorfgemeinde, die als Herrin zu ihr aufblickte, so wohlthätig wirken zu können, machte sie unbeschreiblich glücklich.

Aber gerade in diesem Punkte sollte sie sich zum ersten Mal in ihrer Ehe durch den gänzlichen Mangel an Sympathie bei Robert schmerzlich berührt fühlen.

Freilich hemmte ihr Gatte ihr stilles Wirken auf keine Weise. Er ließ sie gewähren, freute sich gutmüthig mit ihr, wenn ihr etwas gelang, und belächelte sie etwas spöttisch, wenn sie sich getäuscht sah. Kurz, sie konnte sich nicht leugnen, daß seine ganze etwaige Theilnahme an ihren Schulen, ihren kleinen Festlichkeiten, ihren Arbeits- und Krankenhäusern nur ihrer Person, nicht ihren Bestrebungen galt.

Robert war ein Philanthrop seiner Zeit. Er schwärmte für die Menschheit und verachtete das Volk; gerade wie er dem Princip nach Demokrat, oder mindestens für allgemeine Gleichheit der Rechte war, ohne darum geneigt zu sein, seine aristokratischen Privilegien aufzugeben. Er haßte die Bedrücker seines deutschen Vaterlandes; aber als einer seiner Freunde beim Ausbruch des Krieges in österreichische Dienste ging, diese Bedrücker zu bekämpfen, und ein anderer, der für diese und gegen seine deutschen Landsleute fechten sollte, nach Spanien floh und in ihn drang, sich ihm anzuschließen, reizte ihn zwar das Romantische und Abenteuerliche dieser Flucht und ein Anschluß an die Guerillas war lockend genug für einen jungen Enthusiasten, der in Napoleon den Erzfeind aller Freiheit sah. Dennoch siegte ein gewisser angeborner Mangel an Thatkraft in ihm, als sich gerade, noch ehe er zum Entschluß kam, eine sehr lockende Aussicht für ihn eröffnete, den Orient an der Seite eines gründlichen Kenners orientalischer Sprachen bereisen zu können. Als er zurückkam, lag Deutschland wieder in neuer politischer Schlaffheit versunken und lebte, wie er, in Büchern und philosophischen Systemen statt in Thaten, ein Zustand, den er rastlos beklagte und in dem allein er sich doch heimisch fühlte.

Nicht minder als dieser Mangel an Sympathie verletzte Edithen die gänzliche Unkirchlichkeit ihres Gatten, obwohl sie ihn darum keineswegs hätte irreligös nennen mögen. „Glaube mir," sagte er, „wollte ich Dich in die Kirche begleiten, so fäß' ich als Heuchler an Deiner Seite. Gott ist mir näher außer, als in der Kirche. Ich weiß von vorn herein Alles, was der Prediger zu sagen hat, weiß es besser als er

selber. Die natürliche Folge ist, daß ich mich langweile und bald anfange, andern Gedanken nachzuhängen; und daß die Gedanken eines Menschen, der sich langweilt, eben nicht anders als verdrießliche Gedanken sein können, muß Dir Deine eigene Ueberzeugung sagen, wenn du es nicht aus Erfahrung weißt. Laß mich daher nur immer zu Hause, liebe Edithe! hindr' ich doch Dich nicht."

Und in der That hinderte er sie auch nicht. Vielmehr gefiel ihm ihre Frömmigkeit. „Die Frauen kleidet das," pflegte er zu sagen. „Sogar ein wenig Aberglauben steht ihnen gut, besser mindestens als die Freigeisterei."

Edithe, wie gesagt, blieb nicht lange blind über die verschiedenen Wege, die Robert und sie vereinzelt zu gehen hatten, ohne daß jedoch der Mangel an innerer Uebereinstimmung in einigen der wichtigsten ihrer Ueberzeugungen ihrer Liebe zu ihm Abbruch that, oder das Glück ihrer Ehe bedeutend beeinträchtigte. Er liebt mich, sagte sie zu sich selbst. Er ist gut. Hab' ich nicht auch meine Schwächen? meine irrigen Ueberzeugungen vielleicht? und wie gütig, wie liebenswürdig ist er, daß er mich nie in irgend etwas zu stören sucht, was ich für recht erkannt, wenn auch er vielleicht eine andere Ansicht hat!"

Als nun aber gar, nachdem noch lange kein Jahr verflossen, ein holdes, kräftiges Knäbchen ein neues Band um das liebende Ehepaar schlang und für Großvater und Großmutter in dem theuren Wesen gleichsam ein neues Leben erwachte, da empfand Edithe ihr Glück mit doppeltem, zehnfachem Dank gegen Gott. Und wenn manchmal sie sich durch einzelne Züge von ihres Gatten schrankenlosem, wenn auch verkapptem Egoismus — denn was ist die Theilnahmlosigkeit für den Fortschritt solcher unserer Mitmenschen, deren Wohl in unsere Hand gelegt ist, anders? — verletzt fühlte und ein dunkles Bewußtsein ihr sagte, daß sie das nicht in Robert gefunden, was sie einst gegen Agnes als unabläßlich für ihren Erwählten nöthig ausgesprochen — ihr Stütze, Führer und Vorbild zu sein — so drängte doch immer wieder ihre Liebe zu ihm dies Bewußtsein in den Hintergrund, und zwar mit doppelter Gewalt, seit sie außer ihrem Gatten auch den Vater ihres Kindes in ihm liebte.

„Und hat nicht auch er Nachsicht genug gegen mich zu üben?" fragte sie sich herzklopfend. Denn sie wußte wohl, wo sie ihrem Gatten nicht genügen konnte, wenn sie nicht aus ihrer Natur herausgehen, d. h. wenn sie nicht aufhören wollte, wahr und ehrlich zu sein. Dies war ein gar empfindlicher Punkt und so schwer zu behandeln, daß Edithens Klugheit, wenn auch nicht ihr Zartgefühl daran scheiterte. Robert war Dichter. Er hatte ihr und Agnes viele seiner kleineren lyrischen Ergüsse mitgetheilt und sich an beider Mädchen aufrichtiger Bewunderung gesonnt. Mit vollem Recht singt unser Uhland:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Aber nur ein entschiedener poetischer Genius sollte Dichten zum Lebenszweck machen — sei es nun in Prosa, sei es in Versen — Robert's ganze Phantasie war mit dem Plan seines großen Heldengedichtes erfüllt, seine ganze Zeit mit dessen Ausführung. Die Scene desselben lag in Spanien, in den Kämpfen der Mauren und Christen. Ein Schleier, aus den Fäden orientalischer Magie und romantischen Christenthums gewoben, lag über den Gestalten und ließ ihre Individualität nur mühsam erkennen. Die Handlung verschwamm in geistverwirrender Mystik. Edithe hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wenn Robert ihr am Abend einen eben vollendeten Gesang oder ein Bruchstück daraus vorlas. Sie ließ sich wohl anfänglich von den schönen Versen, diesem und jenem gelungenen Bilde hinreißen und sprach lebhaft ihr Wohlgefallen und ihre Bewunderung aus. Aber das Ganze fing bald an, sie zu verwirren, ja endlich sie zu langweilen. Sie mußte es oft erleben, daß Robert inne hielt, sichtlich ein Wort des Beifalls erwartend, während seine Erwartung an ihrer Redlichkeit scheiterte; oder auch, daß er ungeduldig über ihre Fragen, da sie den Zusammenhang des Ganzen durch den magisch-mystischen Schleier nicht erkannt, das Blatt ärgerlich weglegte, mit den ziemlich empfindlichen Worten: „Ich sehe, Du verstehst mich nicht."

Wenn ihr Vater kam, sie zu besuchen, oder sie in Feldberg empfing, war meist eine seiner Fragen:

Digitized by Google

„Nun, wie steht's mit dem großen Heldengedicht? Ist Thaer noch immer nicht zu Ehren gekommen? Noch immer kein Wiedervornehmen der kameralistischen Studien? es wäre doch ein Anfang?"

Sie konnte nur ausweichend antworten. Aber sie wußte wohl, der Verwalter hatte schon ein paar Mal um Erlaubniß gebeten, der gnädigen Frau die Rechnungen vorlegen zu dürfen? „Der gnädige Herr habe ihn schon dreimal abgewiesen, mit dem Bescheid, er habe jetzt keine Zeit!" — Und hatte gefragt, ob er den alten Rappen für hundert Thaler hingeben solle? „Der Pächter Neumann habe diese Summe geboten. Der gnädige Herr habe gesagt, er könne sich nicht jetzt mit der Sache befassen. Er solle die gnädige Frau fragen."

Das aber waren einzelne bittre Tropfen in dem Kelch, der vom süßen Trank des Glückes sonst überfloß. Auch der Gedanke, wie das Verhältniß zu Agnes sich so ganz umgestaltet, warf von Zeit zu Zeit einen solchen bittern Tropfen hinein. Sie hatte außer den paar Zeilen eines gezwungen und seltsam ausgedrückten Glückwunsches zu ihrer Heirath Edithen in den zwei Jahren nur zwei bis dreimal einen kurzen Brief geschrieben und nicht verhehlt, daß sie zu Hause sehr unglücklich war und sich ganz und gar der Stelle entrückt sah, für die sie sich bestimmt fühle. Edithen war es oft schwer auf das Herz gefallen, daß Agnes trotz ihrer Zurückhaltung Robert vielleicht geliebt habe und sich nun schmerzlich getäuscht fühle; da dieser aber ihr nie gestanden, wie weit er in einer augenblicklichen Mischung von Seelen- und Sinnenrausch die Freundin kurz vor ihrer Trennung zum Glauben an seine Liebe berechtigt hatte — vielleicht weil in seinem eigenen Innern dieser Augenblick fast zur Vergessenheit gekommen war, so konnte Edithens edles Herz sich mindestens einem reinen Mitleiden überlassen und kein Mißtrauen in Robert ward in ihr rege.

Die arme Agnes hatte ihre Mutter nicht mehr am Leben gefunden. Seit den fünf Jahren, daß sie ihr elterliches Haus verlassen, war die Zahl ihrer Geschwister noch um eins vermehrt worden und ihre arme Mutter war als Opfer der Erwartung einer abermaligen Entbindung gestorben. Agnes war trostlos und eine Bitterkeit gegen ihren Vater, die sie kaum zu verbergen suchte, machte ihren Schmerz noch schwerer. Ihre beiden ältern Brüder waren auf der Universität. Von den beiden jetzt erwachsenen Schwestern war die älteste, sechzehn Jahr alt, vom Kindertragen entschieden schief geworden: ein zartes, kränkelndes Geschöpf, deren Anblick Agnes heiße Thränen auspreßte. Die zweite fünfzehnjährige, die wie jene bereits seit drei Jahren aus der Schule genommen war, blühte, unter allerlei anderer häuslicher Arbeit, munter auf. Außer ihnen machten fünf kleinere Geschwister das Haus oft fast bis zu Agnes Verzweiflung lebendig. An Liebe für keinen von ihnen fehlte es ihr und alle hingen an der schönen liebevollen Schwester mit der zärtlichsten Zudringlichkeit, und baten auf das Dringendste um Einlaß, wenn sie sich, um nur einen Augenblick Ruhe zu gewinnen, einmal in ihrer Kammer einschloß.

Als der erste heftige Schmerz um ihrer Mutter Tod überwunden war und ihre kräftige Natur ihr wieder einige Fassung gegeben, nahm sie sich vor, das Außerordentliche zu thun und ihres Vaters strengsten Ansprüchen zu genügen. Denn, dachte sie, die Liebe macht mich stark; der Kampf wird nur kurz sein. Der theure Mann wird bald mir Erlösung bringen! Sie nahm sich des Hauswesens an, sorgte für der Kinder Anzug und Reinlichkeit und ihr Vater selbst mußte sie bewundern.

Aber bald bemächtigte sich ihrer eine rastlose Unruhe; eine Woche war seit ihrer Abreise verstrichen und kein Wort von Robert drang zu ihr; nur von Edithen war ihr auf dem Fuße ein zärtlich theilnehmender Brief gefolgt, in dem sie jedoch Robert's Namen schmerzlich vermißte.

Er wird selbst kommen, sagte sie zu sich selbst. Er kann so schnell nicht fort. Aber ich weiß, daß er mich liebt! Noch fühlte sie den Druck seiner Hand, seiner glühenden Lippen. Unter dem langen Warten erstarb ihr Muth und Kraft. Sie gab die Aufsicht über die Küche auf und wollte allein für die Kinder leben. Die unmittelbare Folge war, von dieser Vernachlässigung eines beständigen Mahnens und Nachsehens, da es eben Sonntag war — der einzige Bratentag der ganzen Woche, auf den die Kinder sich schon sechs Tage lang gefreut — daß ein halb verbranntes, ausgedörrtes Stück Fleisch auf den Tisch kam, denn das

junge schlecht besoldete Mädchen in der Küche war nicht gewohnt, etwas Anderes zu thun, als was ihr eben geheißen war, und hatte heute vergeblich auf die Anordnungen der Mamsell gewartet. Agnes wollte das Jammern der Kinder nicht noch einmal hören, den verächtlich-zornigen Blick des Vaters nicht noch einmal sehen. Sie nahm sich vor, künftig die Küche zur Hauptsorge zu machen und lieber die Hemden der Kinder ungeflickt zu lassen. Das zweite Mädchen war entlassen, seitdem sie selbst seinen Lohn und Unterhalt nicht mehr aus ihrem Jahrgeld bezahlen konnte. Die Krankheit und das Begräbniß seiner Gattin und die Trauerkleider für die ganze Familie hatten Hofrath Nordland's Casse vollständig erschöpft. So gingen wiederum einige Tage in lästiger, wenn auch rastloser Arbeit hin. Agnes' Ungeduld, von Robert zu hören, steigerte sich endlich bis zum Fieber. Durch weit in die Zukunft hinaus schweifende Pläne suchte sie sich mit dem Augenblick zu versöhnen; aber ihr seltsam zerstreutes Wesen setzte sie den beständigen Mahnungen des Vaters und den kindischen Neckereien ihrer Geschwister aus.

Da kam endlich Edithens Brief, der ihr in kurzen, liebevollen Worten ihre Verlobung meldete, und mit noch kürzern innigern ihr Glück aussprach. Der Schlag war zerschmetternd. Und was für ein verkehrtes Ding ist doch das weibliche Herz! War es in der Natur, daß die furchtbare Bitterkeit, die des unglücklichen Mädchens Herz füllte, sich fast mehr gegen die unschuldige Freundin als gegen den ungetreuen Mann richtete?

„Sein Herz," sagte sie zu sich selber, „gehört doch mir allein. Es ist das reiche, hochgeborene Fräulein, die der selbstische Mann, vom Kosten der Weltfreuden zwar übersättigt, aber doch nicht entwöhnt, sich zur Frau erwählt, um desto bequemer ausruhen zu können und ganz der erniedrigenden Arbeit überhoben zu sein! Und sie in ihrer Beschränktheit merkt es nicht und glaubt, sein Herz zu besitzen, das sie nicht versteht! Aber ich will sie Beide aus dem meinen reißen! Keins meiner Worte soll ihnen den Triumph geben, mich getäuscht zu haben."

Hierauf schrieb sie einen trocknen, etwas geschraubten Glückwunsch, dessen Kürze Edithe sich durch ihre Ueberbeschäftigung und ihren Schmerz um die Mutter erklärte, wie auch der Umstand, daß die Freunde erst nach mehreren Monaten wieder einen Brief von ihr erhielten, in ihrer bedrängten Lage eine Art Entschuldigung fand. Was Robert dabei dachte oder fühlte, hat er Niemand je mitgetheilt.

VI.

Das Epos.

Es war im zweiten Jahre von Robert's und Edithens Ehe, daß sie eines Abends zusammensaßen, als der Bediente hereintrat und den eben angekommenen „Hamburger Correspondenten" vor dem gnädigen Herrn auf den Tisch legte.

„Es ekelt mich, die politischen Nachrichten zu lesen," sagte Robert. „Schmach, nichts als Schmach fürs Vaterland! und ein dicker Schleier über Alles, was Einen von England oder Spanien aus noch trösten könnte!"

Er entfaltete das Blatt, warf einen flüchtigen Blick hinein und legte es vor seiner Frau hin.

„Laß sehen," sagte diese, „ob wir nicht irgend eine Anzeige finden, die uns von Bekannten etwas meldet. — Was ist das? ist es möglich? Agnes!"

Sie las:

Die heute vollzogene eheliche Verbindung meiner Tochter Agnes mit dem Freiherrn Carl Wilhelm von Sassen habe ich die Ehre, meinen und meines Herrn Schwiegersohnes Freunden und Bekannten hiermit ergebenst anzuzeigen.

Karl Otto Nordland,
Hofrath in herzogl. "'schen Diensten.

„Agnes!" rief Edithe noch einmal. „Und das muß ich durch die Zeitungen erfahren! Aber Gott sei Dank! ich darf hoffen, daß sie glücklich ist; ich weiß, daß sie keinen Mann heirathen würde, den sie *nicht* liebte."

„Bist Du dessen so gewiß?" fragte ihr Gatte. „Daß er, der Freiherr, in das schöne Mädchen verliebt ist, kannst Du wohl mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen. Aber ob sie ihn heirathet, um sich ihrer fatalen häuslichen Lage zu entziehen und Frau Baronin zu werden, ist eine andre Frage."

„Nicht bei einem Wesen wie Agnes. Ich weiß, daß sie eine Ehe ohne Liebe als

ein schmähliches Concubinat betrachtet; die Heirath eines Mädchens mit einem Mann, den sie nicht als den ihr von der Natur selbst bestimmten erkennt, für eine eben so ehrlose Erniedrigung als die schmählichen Verbindungen der Art, die nicht von der Kirche ihren Segen oder den Gerichten ihre Beglaubigung empfangen haben. — Es kann Dir ja nicht fremd geworden sein, unsere Agnes war stets etwas excentrisch. Aber sie war auch immer aufrichtig und voller Muth, lieber das Schwerste zu tragen, als etwas zu thun, das sie für unrecht erkannte."

Am nächsten Morgen schrieb Edithe der Freundin einen liebevollen Brief, in dem sie ihre Wünsche für ihr eheliches Glück und ihre auf ihre früheren Gespräche gegründete Sicherheit ausdrückte, daß sie demselben entgegen gehe. Noch war keine Woche verstrichen als sie die folgende Antwort erhielt:

„Ja, meine Edithe, ich bin verheirathet; d. h. ich habe mich verkauft. Erschrick nicht! meine Ansichten von Liebe und Ehe sind genau noch dieselben, die ich Dir in jenen glückseligsten Tagen meines Lebens, als ich bei Euch in Feldberg war, wiederholt ausgesprochen habe. Ein fortgesetzter sinnlicher Verkehr zweier Wesen ohne vollkommne Uebereinstimmung ihrer Herzen ist in meinen Augen noch immer nichts Anderes als ein verächtliches Concubinat und in ein solches, von der Kirche feierlich eingesegnetes und von den Gerichten anerkanntes, hat Deine Agnes sich verkauft. Mein angetrauter Gatte ist ein frecher Wüstling, mehr als zweimal so alt als ich. Hätte er mich ohne kirchliche Einweihung und ohne gerichtlichen Ehecontract gewinnen können, wie er schon früher andere arme getäuschte Mädchen gewonnen, so hätte er es bei weitem vorgezogen. Ich habe ihn nicht getäuscht. Er weiß, daß ich ihn weder liebe noch achte, und er — ich glaube fast, manchmal haßt er mich beinah; aber seine Begierde, mich zu besitzen, siegte über alle Hindernisse. Und ich — sei ganz ruhig, theure Edithe, ich werde ihm meine eheliche Treue halten, so gewissenhaft halten, als hätte die Liebe mich ihm zugeführt. Ich will ihm die gefälligste Gattin sein und alle meine Pflichten gegen ihn erfüllen; ich will ihn nicht zurückstoßen, wie schwer es mir auch wird, denn seine Liebkosungen füllen mich mit Verzweiflung und Ekel. Aber ich will aushalten, so lange ich kann.

„Edithe! stark wie ich bin, ich konnte dies Leben nicht mehr ertragen. Diese Tage, Wochen, Monate voll der kleinlichsten, erbärmlichsten, verächtlichsten Sorgen, die mit allem Abmühen, allem unwürdigen Zerarbeiten keine Resultate haben konnten. Darum entschloß ich mich, mich zu verkaufen. Mein Vater — ich muß es ihm lassen — war anfänglich gegen meine Verbindung, des schlechten sittlichen Rufes wegen, in dem der Freiherr stand. Als ich fest blieb, half er mir, den Ehecontract aufzusetzen und ihn gerichtlich zu machen. Meine arme Hermine, die von zu frühem Kinderwarten schief ist und zum Krüppel herangewachsen wäre, habe ich in eine orthopädische Anstalt gethan; meine Amalie, ein fähiges, gesundes Mädchen, aber schon seit Jahren aus der Schule genommen, um sie zu Hause Mägdedienste thun zu lassen, habe ich in unsere Pension geschickt; das Geld für zwei Jahre, für die beiden armen Kinder zu zahlen, ist bereits in meinen Händen. Aus dem sehr reichlichen Nadelgeld, das mir gerichtlich ausgemacht, kann ich meinem Vater eine gute Summe geben, dafür eine wackere Haushälterin zu halten, die für ihn und die kleineren Kinder sorgt. Auch den großen Brüdern soll es an Unterstützung nicht fehlen. O, Edithe, der Gedanke, daß ich die Wohlthäterin der Meinen werden kann, macht mich ganz glücklich und versöhnt mich fast mit meinem Geschicke.

„Und zu seiner Ehre sei es gesagt: in allem Finanziellen zeigt sich der Freiherr — mein Mann — großmüthig. Noch außer dem Nadelgelde überraschte er mich am zweiten Tage unserer Ehe mit einer freiwilligen Schenkung von fünftausend Thalern, für die ich mir einen Shawl, einen Zobelpelz oder was sonst kaufen sollte. Aber ich übergab das Geld sogleich meinem Vater, es für mich vortheilhaft auf Zinsen zu legen. Und schon vor der Hochzeit beschenkte er mich mit dem köstlichsten Schmucke, der mir vielleicht einst, wenn ich mein Loos nicht mehr ertragen kann, ein zweites Capital sein wird. Aber ich will es tragen, so lange ich kann, liebe Edithe, denn wahrhaftig, nicht umsonst will ich mich geopfert haben!"

Die Freundin hatte diesen Brief unter

heißen Thränen gelesen und bei manchen Stellen durchlief ein stiller Schauder ihre Glieder.

„Armes, verirrtes Geschöpf!“ seufzte sie. „In welches Labyrinth von widersprechenden Gefühlen, in welche furchtbare Entheiligung der Ehe — eine Entheiligung, die Du ja selbst anerkennst, hat Dich diese dunkle Mischung von Selbstsucht und Großmuth gestürzt! Kaum einige Tage verheirathet und schon der Gedanke an die Möglichkeit einer Scheidung! Was kann ich ihr sagen? Die Unglückliche ist verloren, wenn ihr je der Mann entgegentritt, den sie für den rechten, für den von der Natur ihr bestimmten zu erkennen glaubt!“

Auch auf Robert machte der Brief einen schmerzlichen und in vielen Stücken verletzenden Eindruck; doch konnte er nicht umhin, die ungeheure Thatkraft des jungen Mädchens zu bewundern, vielleicht eben darum, weil er den eigenen Mangel daran fühlte und sich bewußt war, wie durch sein ganzes Leben nur immer die Umstände ihn selbst geleitet hatten.

Er und Edithe, sowie die Eltern der Letztern lebten zu fern von der Welt, um trotz ihrer wiederholten Erkundigungen viel von dem Freiherrn von Sassen hören zu können. Nur so viel ward ihnen gewiß, daß er in sittlicher Hinsicht im übelsten Rufe stand, sonst aber für einen Ehrenmann galt. Von Agnes selbst wußten sie, daß das Ehepaar nach einem kurzen, glänzenden Aufenthalte in Paris und einer Reise durch Italien sich in Berlin niedergelassen hatte, und aus dem, was Edithe sonst hier und da durch Reisende von dem Glanze und dem Strudel der Geselligkeit vernahm, in dem sie dort lebten, und wie Agnes durch Geist und Schönheit der Mittelpunkt der bedeutendsten Kreise war, durfte ihr die Ueberzeugung werden, daß ihre Freundin mindestens äußerlich glücklich sei.

Der Winter des Jahres 1811 — der zweite von Robert und Edithens Ehe — neigte sich zu Ende, als der Erstere sein Heldengedicht vollendet hatte und genug daran gefeilt zu haben glaubte. Sehr natürlich fühlte er ein entschiedenes Bedürfniß, ehe er es durch den Druck der Welt übergab, die Stimme einiger bewußter Kunstrichter zu hören. Berlin war damals wie jetzt der Hauptsitz einer scharfen, aber im Ganzen gesunden Kritik in der deutschen literarischen Welt. Wie wenig productiv dieser große Sammelplatz der verschiedensten Bestrebungen sich namentlich in poetischer Hinsicht auch zeigte und noch zeigt, es ist gewiß, daß das Mittelmäßige weder in Kunst noch Literatur je dort Geltung bekommen konnte, noch jetzt kann. Nach Berlin drängte es demnach Robert auf ein paar Monate zu gehen, um sein Gedicht dem Urtheil einiger kritischen Größen zu unterwerfen, oder vielleicht wie er sich heimlich schmeichelte, sich ihre Bewunderung zu sichern.

Er schlug daher Edithen vor, mit ihm auf einige Zeit nach dieser Hauptstadt zu gehen. Und wie gern hätte Edithe ihn begleitet! theils weil sie wünschte, die Freundin wiederzusehen, theils weil sie hoffte, in einem temporären großstädtischen Leben eine Erfrischung für sich wie für Robert zu finden. Von Monat zu Monat hatte sie gehofft, daß das Gedicht endlich fertig werden solle; allein als der ersehnte Zeitpunkt kam, war sie bereits in einer Lebensperiode, die dem jungen Ehepaare einen neuen Zuwachs ihrer häuslichen Freuden versprach, zu weit vorgerückt, um es nicht unthunlich und unbequem zu finden, ihren Gatten zu begleiten. Sie ließ demnach, nicht ohne ein peinliches Gefühl, das sie sich selbst nicht erklären konnte, den geliebten Mann allein reisen; und er versprach unter den herzlichsten Abschiedsumarmungen, sicherlich in höchstens zwei Monaten wieder da zu sein, um nicht etwa durch einen Brief von Edithens Entbindung hören zu müssen. Die Mutter zog unterdessen zu ihr, und der Vater, der über die endliche Vollendung von Robert's Epos laut seine Freude ausdrückte, versprach, jeden zweiten Tag die beiden Frauen zu besuchen.

Robert dachte nicht ganz ohne einige Verlegenheit an das Wiedersehen der schönen Agnes, wie sehr auch die Zeit die Erinnerung an jenen verrätherischen Moment in den Hintergrund seiner Seele gedrängt und im Allgemeinen eine zwanzigmonatliche glückliche Ehe seine Phantasie beruhigt hatte, kaum daß er sich anfänglich entschließen konnte, ihr seine Aufwartung zu machen. Aber überall, wo er hinkam, hörte er von der reizenden, geistvollen Frau von Sassen erzählen und von ihren literarischen Theezirkeln, in denen neben ihr einer ihrer

Hausfreunde, Dr. Scherzer, einer der einflußreichsten und strengsten Kritiker in der belletristischen Welt, seinen Scepter schwang. Dr. Scherzer ward als ein bevorzugter Anbeter der schönen Dame genannt, den sie schon darum begünstigen mußte, weil es sein Einfluß war, der ihren Salon mit den literarischen und künstlerischen Größen Berlin's füllte, sowie mit den ausgezeichneten Fremden, die diese „lions" zu sehen wünschten. Wenn Agnes einen Ball oder eine große Soiree gab, war auch der alte Freiherr wohl gegenwärtig; er ging, alle alten Damen, so weit es nur immer die Weltsitte verstattete, sorglich vermeidend, im Saale umher, flüsterte den jungen Mädchen cynische Scherze oder übertriebene Schmeicheleien ins Ohr und freute sich, laut lachend, an ihrem Erröthen; auch machte er den Wirth am Buffettisch, und zwar konnte dort Niemand über seinen Mangel an Liberalität klagen. Aber Agnes' literarische Kreise floh er wie die Pest und hatte auch gegen Alle, die sie frequentirten, eine entschiedene Nichtachtung, obwohl er seine Frau nicht gerade hinderte, da seine Verspottung und Neckereien nur wie abgestumpfte Pfeile an der schroffen Kälte, mit der ihn diese fortwährend behandelte, abprallten.

Als Robert endlich Agnes eines Morgens seine Aufwartung machte, und sie nun schöner, als er sie je gesehen, und in vollkommenem Einklang mit der Eleganz ihrer Umgebung und der imponirenden Würde einer vornehmen und gefeierten Frau vor ihm stand, war der Eindruck fast überwältigend. Agnes Schönheit und ganze äußere Erscheinung waren von der Art, daß zunehmende Jahre bis zu einem gewissen Zeitpunkte ihrer Anziehungskraft eher günstig als schädlich sind. Die geistige Kühnheit in ihrem Auftreten, die Entschiedenheit ihrer Meinungen, die stolze Nichtachtung derer, von denen sie sich für unverstanden erklärte, kleiden eine Frau und zumal eine Frau aus der vornehmen Gesellschaft besser als ein junges Mädchen, das durch häufiges Erröthen verschönert wird und in dem ein gewisser Grad von Schüchternheit, obwohl oft sehr irrig, für Bescheidenheit gilt.

Auch der halb phantastische Anzug, den sie mit großem Geschicke mit einem gewissen Unterwerfen unter die Mode zu vereinigen wußte, gewann einen verschiedenen Charakter bei einer Dame von Einfluß und Geltung in der großen Welt, zumal da kostbare Stoffe und werthvoller Schmuck dazu verwandt wurden. Was bei dem jungen Mädchen belächelt ward, erregte bei der glänzenden Weltdame Bewunderung und Nachahmung.

Robert sah sich im ersten Augenblicke Agnes gegenüber, verlegen und verwirrt wie er war, fast in umgekehrter Stellung als in jenen Tagen in Feldberg, wo sie zu ihm aufgeblickt hatte, so imponirend stand die herrliche Gestalt vor ihm. Aber ihr Empfang war weich und herzlich. Sie fragte auf das liebevollste nach Edithen und nach seinem Knaben und wollte Alles wissen. Aber als sie hörte, daß er schon eine ganze Woche in Berlin sei, ohne sie aufgesucht zu haben, da fiel ihr Auge so vorwurfsvoll, so unaussprechlich dringend und glühend auf ihn, daß es ihm war, als müsse er sich ihr zu Füßen werfen und die vielfach Gekränkte um Vergebung bitten.

Sie hörte nun, was ihn nach Berlin geführt, und ging sogleich mit dem liebenswürdigsten Eifer auf die Sache ein. Sie erbot sich, einen der folgenden Abende einen Kreis der bedeutendsten und in der literarischen Welt einflußreichsten Personen bei sich zu versammeln, in dem er seine Schöpfung vortragen sollte. Dazu aber gehörte einige Zeit. Unterdessen solle er in einer stillen Morgenstunde, ihr selbst, seiner alten Freundin und Verehrerin, einige Bruchstücke mittheilen, zu sehen, welchen Eindruck einzelne Scenen und dergleichen machten. Mit einer solchen Verabredung auf morgen schieden sie; Robert sichtlich gehoben, im Innern entzückt über dies bezaubernde Weib; Agnes aufgeregt, zerstreut und unruhig der verabredeten Morgenstunde entgegensehend.

Und doch ahnten Beide nicht, wie gefährlich ihnen gerade diese Morgenstunden werden sollten. In Agnes sollte der phantastische, in schleierhafte Mystik gehüllte Dichter das magnetisch verwandte Verständniß finden, das er in Edithen so schmerzlich vermißt hatte; und als die reizende junge Frau, die in ihrem luftigen Negligee von indischem Muslin, statt der Morgenhaube anderer Damen einen Spitzenschleier über das reiche Haar geworfen, und halb auf dem schwellenden Divan liegend, bei den

nämlichen Stellen, bei denen Edithe den Kopf geschüttelt und ihn gebeten, das noch einmal zu lesen, sie verstehe nicht und fühle sich verwirrt, in Entzücken ausbrach und sich durch seine romantische Auffassung der persischen Magie in eine andere neue Welt versetzt erklärte, so schlich sich in Robert's Herz zum ersten Male einige Bitterkeit ein — nicht gerade gegen Edithens Person, aber doch gegen den Umstand, daß es gerade sein Weib sein müsse, die ihn nicht verstehe.

Diese Morgenstunden, die für Beide mehr und mehr Reiz gewannen, wiederholten sich, ehe der besprochene Abendzirkel zu Stande kommen konnte, so vergriffen war die literarische Modewelt beim Ausgange des Winters, da alles Versäumte nun noch in den beiden letzten Monaten zusammengedrängt werden sollte. Agnes hatte nicht vergessen, unterdessen Robert mit ihrem Freunde Dr. Scherzer bekannt zu machen, den sie besonders ihm als Recensenten zu sichern wünschte. Aber leider war ihr bei der feurigen Weise ihrer Empfehlung nicht eingefallen, daß dieser die Empfehlung etwas zu feurig finden könnte. Dr. Scherzer war ihr offener Anbeter, ihr Begleiter in Concerten, ihr täglicher Besuch. Sie behandelte ihn stets mit einer gewissen Auszeichnung, wußte seiner Eitelkeit auf alle Weise zu schmeicheln, ohne daß es ihr je einfiel, daß er daraus Folgerungen ziehen könnte, die ihn zu den Ansprüchen eines Liebhabers berechtigten. Auch hatte Scherzer zu scharfe Augen, um sich darüber zu täuschen. Eben aber seine scharfen Augen ließen ihn bald seiner schönen Freundin Interesse für den Dichter als eine Art des Interesses erkennen, die ihm im Wege stand. Er beschloß daher, ihn gleich bei seinem ersten Auftreten zu vernichten.

Zwar konnte und wollte er den stürmischen Beifall keineswegs hemmen, mit dem Robert's Gedicht aufgenommen ward, als es in jenem glänzenden literarischen Kreise endlich zur Mittheilung kam. Die schönen sonoren Verse, der Reichthum der Bilder und die so kräftige wie wohltönende Stimme des Vorlesers mußten nothwendig eine günstige Wirkung haben. Einigen kritischen Beisitzern der Versammlung fiel freilich die Dunkelheit des Zusammenhanges auf, und die vorwaltende Mystik verletzte Diesen und Jenen. Allein der Eine dachte wohl, er hätte nur nicht recht zugehört; ein Anderer fühlte sich gerade durch diese Mystik angezogen, während ihm sonst das Gedicht hier zu lang ausgesponnen, dort zu sehr zusammengedrängt war. Allein Keiner fühlte sich berufen, in die Nektarbecher, die von Anderen und namentlich von den Damen dem beglückten Dichter geboten wurden, einige bittere Tropfen zu mischen. Scherzer hatte eine malitiöse Freude an dem Rausche, in den er Letzteren versetzt sah; aber Agnes' Entzücken über den Beifall, den ihres Freundes Erzeugniß fand, sah er mit tiefer Erbitterung aus ihren schönen Augen blitzen.

Robert hatte an seinem Machwerke so viel gefeilt, daß er diesen Beifall für dessen Aufnahme in der Welt für entscheidend hielt und jeder weiteren kritischen Durchsicht entsagte, besonders, da einige Versuche, diesen oder jenen literarischen Freund zum Lesen seines Manuscriptes zu bestimmen, an der ungeheuern Ueberbeschäftigung derselben gescheitert waren. Er beschloß daher, es sogleich dem Druck zu übergeben und noch vor seiner Abreise alles Geschäftliche ins Reine zu bringen.

Denn schon war über die Hälfte der Zeit um, die er sich für seine Abwesenheit vom Hause gesetzt, denn nicht allein Edithens Bitte, auch sein eigenes Herz trieb ihn an, sein Kind beim Eintritte in die Welt in seinen väterlichen Armen empfangen zu wollen. Ein Verleger ließ sich für einen Dichter, der dem Honorar entsagte und nur auf schönes Papier, den besten Druck und besonders auf eine ungesäumte Herstellung seines Werkes drang, bald finden. Auch ward ihm für die zweite Auflage ein ansehnliches Honorar versprochen. Die Arbeit begann sogleich, denn er wünschte mindestens den ersten Bogen noch hier im Reindruck begrüßen und Agnes zu Füßen legen zu können.

Das Verhältniß zwischen ihm und Agnes war unterdessen immer inniger geworden, obwohl man es keineswegs als Liebesverhältniß bezeichnen durfte. Denn Agnes hatte einst bei einem stillen Alleinsein mit ihm die Gelegenheit genommen, ihm die Aeußerungen in ihrem Briefe an Edithen zu wiederholen. Sie sagte ihm frei, daß sie ihren Gatten verachte, ja daß er im engen Zusammenleben ihr noch widerlicher geworden sei; daß sie aber ihre Ehe als

einen gerichtlichen Contract betrachte, den sie ehrlich halten wollte, so lange sie ihn für gültig halten müsse, d. h. so lange er nicht ebenfalls gerichtlich aufgelöst sei. Ihre Offenheit gab Robert einige Sicherheit. Als Freund konnte er, Ehemann wie er war, stundenlang neben dem reizenden Geschöpfe auf dem Sopha sitzen, ihre Hand in der seinen halten und nur von Zeit zu Zeit, wenn ihre Gedanken im Gespräch einander so magnetisch begegneten, an seine Lippen ziehen.

Der Reindruck des ersten Bogens seines Werkes war endlich fertig, und zwar war damit der letzte Termin für seine Abreise eingetreten, wenn er Rößlingen noch vor der Geburt seines Kindes erreichen wollte. Er ging, der Freundin, der er sein Gedicht gewidmet hatte, jenen Bogen zu überreichen und zugleich von ihr Abschied zu nehmen. Es war ihm schwer ums Herz und doch gab ihm der Gedanke, daß der letzte Augenblick der Gefahr für ihn gekommen sei, auch wieder einige Sicherheit und er konnte dem morgenden Tag in Momenten fast mit einiger Sehnsucht entgegensehen, ungefähr wie ein am Wechselfieber Erkrankter sich nach dem Tage sehnt, an dem das Fieber ihn nicht heimsucht.

Er fand seine Freundin in einer Aufregung, die bald auch ihn dahinriß und sein Herz mit Ungestüm klopfen machte. Lange saßen sie schweigend neben einander, Hand in Hand. Endlich erhob er sich, Abschied zu nehmen.

Agnes sprang wie entsetzt empor.

„So gehen Sie!“ sagte sie leise. Aber der Augenblick überwältigte sie. Als er ihre rechte Hand an seine Lippen zog, schlang sie plötzlich mit unbezwingbarer Leidenschaft ihren linken Arm um seinen Hals.

„Robert! Robert!“ rief sie in den schmerzlichsten Tönen, „warum thatest Du mir das? Mir gehörst Du, nur mir! Edithe kann Dich nicht fassen! Ich allein verstehe Dich! Mir allein gehörst Du an! Und Du opferteſt mich ihr!“

Er umfaßte sie. Er wollte seine Lippen auf die ihrigen drücken. Allein sie stieß ihn ungestüm zurück.

„Nicht das!“ rief sie. „Nicht das! Aber ich verzeihe es Dir, daß ich mich so schmachvoll verkauft habe! Denn Dein, Dein allein ist die Schuld!“

Mit diesen, mit einer erschütternden Leidenschaft ausgestoßenen Worten floh das unglückliche Weib in ihre Kammer und er hörte, wie sie mit Ungestüm den Riegel vorschob. Er sollte ihr nicht nachfolgen. Sie wollte von der Schuld freibleiben, die ihr allein für Ehebruch galt.

Robert's Abreise war für den Abend angesetzt und die Postpferde waren bereits bestellt. Nur wenn er die Nacht zu Hülfe nahm, durfte er hoffen, Rößlingen noch zu rechter Zeit zu erreichen. Am späten Nachmittage schickte er, sich nach dem Befinden der Frau Baronin zu erkundigen, und erhielt zur Antwort, daß sie einen plötzlichen Fieberanfall bekommen und im Bette läge.

„Ich kann nicht fort, so lange sie in diesem Zustande ist,“ sagte er zu sich selbst.

Spät am Abend ging er selbst hin und fragte den Bedienten an der Thür, wie es jetzt stehe? Er erhielt die Antwort, die gnädige Frau liege im Fieber und phantasire heftig und wunderlich, wie das Kammermädchen ihm berichtet. Als der Freiherr zu Hause gekommen, habe er sogleich nach dem Doctor geschickt. Robert ließ die Pferde abbestellen.

Am folgenden Morgen erhielt er etwas besseren Bescheid. Ein wenig Morgenschlaf hatte die Kranke erquickt. Sie war wieder bei sich. Gegen Mittag brachte man ihm eine eingesiegelte Karte: „Von Frau von Sassen,“ hieß es. Sie schrieb:

„Frau von Sassen bittet Herrn von Felsenegg dringend, seine Abreise nicht länger zu verschieben: sie ist gesund und bittet ihn, glückliche Reise wünschend, ihre liebevollsten Grüße an Edithe mitzunehmen.“

Verwirrt, aber doch einigermaßen beruhigt, reiste Robert endlich ab.

(Schluß folgt.)

Um de Heid.

Eine Erzählung

von

Klaus Groth.

Allemann gingn vundag spazeern, denn dat weer Sünndag. Man hett denn nich vel Utwahl. Wer nich jüs to Lann gan will, „to Dörpen,“ oder na de Schanz — un dat sünd jümmer Weg' vun Stunn —

den blifft nix, as de Spazeerweg rund um den Ort: man nömt den Weg de „Jümſernſtieg,“ un wer Sünndags utgeit, de mutt mal „um de Heid[1] gan,“ dat is de Nam vaer den Gang. Dar kumt keen junk Mäden in Sünndagsſtaat in en Hus, dat man nich denkt und fragt, ob ſe mal umme Heid weſen is, un wer recht dütlig maken will, wa lang he nich ute Daer weſt, de gifft de Tid an, wo he nich enmal ſo wit hett recken kunnt, mal umme Heid to kam. Wenigſtens weer dat vaer en gude ſöſdig Jahrn ſo. Domals reck ſon Spazeerweg as Sünndagsvergnögen vaer de Meiſten ok noch ut, de de ganze Wek krumm ſeten harrn, um ſe vaer de neegſte Wek grad op to holn. Denn de Meiſten, de der gingn un wahn inne Heid, dat weern Handwarkers un Kramers, Haekers as man ſä, Kooplüd, as ſe lewer nömt warn. Frili de en Koh harr oder twee, de ſmök nadem ok noch enmal na de Döſen[2] hinut, na'n Weſtermoor oder Dubenheid[3] un leet ſik vun ſin ol Krummhorn oder Buntſnut de Hann belicken un den Rock haarig ſchürn. Darvun geeſt awer am Ende nich ſo vel in en Ort vun ſivduſend Minſchen, as dat ſe ſik ni licht ahn dat grote Een mal Een toſam telln leten.

Un ſe gungen doch ok mal mit umme Heid. Wulln ſe ſik ni ſehn laten vaer Lüd un na Lüden ſehn, keen blanke Backen roth maken, un ſik ni ſpegeln in blanke Ogen: to kiken und to denken geef't ok nog vaer nadenklige Lüd, un de ganze Ort leeg ſo to ſeggn apen op den Jümſernſtieg.

Rund rum umme Heid ging he, meiſt an beide Siden mit en Gröv vaer Störtregen[4] un Smutzwater. Alle Straten ſnee he af aewer Enn, dat man lank ſehn kunn oft bet op den Markt, an jede Stratenenn ſaſt ſtunn en Windmael oppen Barg, un verſcheden is de Gegend as man de Nam ſin kann vun Oeſtereggn, Norderegn, Weſter- und Süderegn,[5] verſcheden as de Utſicht, hier oppe Geeſt mit den Kranz vun Holt na't Oſten rut, dar de rike ſlacke Marſch, ſaſt jümmer mit en fin Dunſt un Newel daraewer, hier na't Süden inne Sünn rin un Meldorp,[1] un dar de Schatten in't Noorn vun de Rathsböm un all de ſchön Garns vun de ſein Lüd inn Ort, de ant Markt wahn un achter aewer de Planken keeken; de gingn jüs nich ſülbn jümmer mit ſpazeern. Un wat vern ſchöne Ogen ſehn dar mitünner herut! dat man ſik verwunner, wo de wul herſtamm' den, un de ſe kenn, de ſän: dat is Landvagts Dochder! dat is Kaſpelſchriewer ſin! dat is Beſök ut Hamborg! oder vun ſunſt wo.

Dat ſeegen un ſän meiſtens de Jüngern. Awer ok de Verſtändigen funn er Deel. Bald leeg dat mal na't Oſten rut, bald na't Weſten. Denn de Ort weer int Opnehmen und dar weer jümmer wat Nies to Gang. Kum weer man mit den Stockmeiſter[2] ſin Terraſſen fertig, de in een vun de Sandkulen, wovun dat ok jüs ſo vel geef as Himmelsgegenden, en Anlag' vun Böm un Blombetten mak, Windruben ſogar gegen de Sünn, ſo harr Vullmacht[3] Witt in den Norderpol en Swanhus midden in ſetten laten, mit twee witte Swans darbi. Denn keem de Verſchönerungscommiſchon un runjeneer alle olen Böm anne Weſterweid, um junge nie to planten, und menni ole Mann ſtunn un dur aewer en herligen groten Kaſtanje, den ſe dal haun, blot wil he en paar Fot uten Weg ſtunn, un de Weg lik ſin muß, ſä de Commiſchon; un junge Lüd ſnacken mit Begeiſterung vun Ordnung, Fortſchritt un de Tokunft.

In letzter Tid harrn Reinhold Niſſen ſin Plantagen, Anlagen, Buten int Süden vunne Heid alle Ogen hinlenkt, alle Föt hintrocken, allt Snacken un Denken verbrukt.

Wo man vunn Lütten Heid[4] her um bög, gung de Stieg en paar Föt inne Höch, genog um in diſſe ſlacke Gegend allens to aewerſehn. Dar ſtunn denn ok Jedermann en Ogenblick ſtill oder ſett ſik op de ol Knüppelbank, de dar ton Sitten inlad', un wer dar ſeten harr mit en Fedder inne Hand, de kunn na un na de ganze Geſchichte wenigſtens vun Reinhold Niſſen un de halwe Heid, de mit em toſam hungn, dal ſchreben hebbn, as man Johann Adolphi

[1] Heide, de Heid iſt der Hauptort von Ditmarſchen. [2] Döſen, Niederung, Eigenname einer Gegend bei Heide. [3] Dubenheid, ein Moor bei Heide. [4] Störtregen, Sturzregen. [5] Eggn, eigentlich Ecke, Name für eine beſondere Commune deſſelben Orts.

[1] Meldorp, Hauptort von Süderditmarſchen. [2] Stockmeiſter, Gefangenwärter, Stock, Gefängniß. [3] Vullmacht, Landesbevollmächtiger, Deputirter der Landgemeinden in Ditmarſchen, meiſtens wohlhabende Leute. [4] Lütten Heid, Kleinheide, die Oſtecke des Orts.

oder Bolten oder Viethen[1] de Krönk vunt Land Ditmarſchen.

In diſſen Ogenblick bleben twee Mannslüd ſtan, wovun de Een gewis en Bur vunn Lann weer, dat wiſ' ſin Rock un oldmodſchen Hot un de Nieſchier, womit he ſik herum keek as na luter Wunner.

„Alſo dat hört em nu all," ſä he, half mit en Fragen, half mit en Koppſchütteln, as kunn't ni maegli ſin.

„Dat hört em all," antwor de Anner, un wiſ' mit ſin Handſtock in en halwen Zirkel vunt Norn bet nat Süden herum, vun de grot Stampmael ant Markt an bet aewern Schibenwall[2] weg. — „Dat hier twiſchen in mit Schün un Hüſen hett he vun de Smitten Kinner to kofft. Blot de Notpol[3] liggt em dar twiſchen, de de Comün hört un de ſe em wegen maegli Füersgefahr nich verkopen wull. He hett der nog op baden un mehrmals Eggen und Tein Mann[4] darum toſam ropen laten. De grot Mael ſteit em to dicht ant Hus, oder er ward to vel Wind vun de Hüſ' opfungn, genog, he harr je de Idee, he wull de ganze Mael op Rullen aewer den Pol weg na den Schibenwall hendal fahrn, un ſin ol hollandſche Bumeiſter Johannis wullt ünnernehm."

„Wat en Döwelskerl!" ſeggt de Bur in Verwunnerung.

„Ja," ſeggt de Heider ſtolt, „hier ward wat maegli makt! As't ni ging wegen de Pol, den he harr todämmn mußt, lett he ſik noch een Mael buden op den Platz, wo ſe hinſchull, Du kannſt dat Gerüſt aewer de Böm weg ſehn. Se ſünd jüſt bi't Richten."

„Wo is he man bi't eerſte Geld un Captal kam?" ſä de Bur, „dat heet doch toletz: „Fang an!" un he weer lüttje Lüd Kind ut Büſum; wa mi recht is, weer ſin Ole Strandlöper, Barger[5] un ſo wat. Ob de vellicht mal en guden Fund bi en Wrack dan hett, wa he nix vun naſeggt, oder wo't ſunſt herkam is? denn de Wind hett't doch nich toſam weiht!"

„Mag Gott weten," ſeggt de Heider Börger. „Wi künnt't ni, un wi weet ok ni. Wi kraepelt uns daer mit unſe lütten Geſchäften vun Wek to Wek un vun Jahr to Jahr, un ſünd tofreden, wenn wi rund reckt un trium regum nich ok inne Heid „Umſchlag"[1] heet as in Kiel. Hett vellicht en Smuggelhandel dreben vun Hamborg de Elf[2] dal aewer Büſum, oder vun Lexfähr de Eider rop na't Norn, de Weg' fahrt he je noch bi Nacht un Dag."

Un darmit wannern ſe wider, un man ſeeg den Börger noch na alle Siden mit den Handſtock teken,[3] wo jedesmal de Bur as lank en Richtſcheed[4] achter na keek.

Se warn awer glik aflöſt. En oln Mann ſett ſik möd op de Bank un ſeeg in den nie anleggten Garn dweer vaer em, Süden op, mit en hogen Dorntun[5] oppen Wall herum, wo en Port hendaer föhr. Sin Ogen gingn mit Wulgefalln aewer de jungn Böm weg, wovun de Dann, de man hier ſunſt man eenzeln ſüht as en Seltenheit, in en ganze Schonung hoch aewern Tun reckten.

„Is je wul en Oeſtereggn Lott[6] grot?" ſä ſin jüngere Begleiter.

„Twee," ſegg de Ole, „twee, umpaß[7] drüttehalf! Dat Lock, wo nu de Dik[8] is mit Goldfiſch un Karpen, hör der nich to, dat weer en ole Sandkul; de twee Lotten koff he ut de Rohdſche Maſſa. De Schibenwall, wo nu de Mael hinkumt, ſünd ſogar dree. Ik weet dat genau, denn ik heff noch de Meentweid[9] kennt un de Opdeelen[10] mit makt as Eedſwarn.[11] — Ja, wa de Tiden ſik ännert! fröher heet dat, wenn de Bom is grot, is de Planter dot. Dat gellt nu ok ni mehr. He hett Böm planten laten, wo an een veer Per to trecken harrn, de ganze Wurtelpull Eer mit, anbunn mit

[1] Chroniſten des Landes Ditmarſchen, dort allgemein bekannt und geleſen, Johann Adolphi, genannt Neocorus, hat eine zweibändige Chronik Ditmarſchens in plattdeutſcher Sprache geſchrieben, die Dahlmann herausgegeben. [2] Schibenwall, früherer Scheibenſtand, jetzt Eigenname eines Platzes. [3] Notpol, Nothpfuhl, Waſſerpfütze für Feuersgefahr erhalten. [4] Tein Mann, Zehn Männer, die Oberbehörde der Eggeuscommune. [5] Strandläufer und Berger am Meeresufer, meiſtens Leute niedrigen Standes.

[1] Umſchlag, die Zeit um octavis triam regum im Januar, in welcher Zeit faſt alle Zahlungen geleiſtet und die großen Geldgeſchäfte Schleswig-Holſteins abgemacht werden. [2] De Elſ, die Elbe, Büſum iſt ein Flecken am Ausfluß derſelben, Lexfähr eine Fuhrt über die Eider. [3] teken, zeigen. [4] Richtſcheed, Richtſcheide, Inſtrument der Maurer. [5] Tun, Zaun. [6] Oeſterggen Lott, Loos bei der Vertheilung der Gemeindeweiden, die erſt vor etwa ſechszig Jahren geſchehen. Die Oeſtereggen-Commune hatte am meiſten Land und daher das größte Loos, es hielt ſechshundert Quadratruthen. [7] umwaß, beinahe. [8] Dik, Teich, Weiher. [9] Meentweid, Gemeindeweide. [10] Opdeelen, Auftheilung. [11] Eedſwarn, beeidigter Beamter.

Tauwark un Wirn,[1] begaten[2] mit Sprütten — 't geit doch all. Is herrlich vaer den Ort!"

„Dar hett sogar int Fröhjahr en Nachtigal sungn," sä en smuck junk Mäden, de mit Moder un Broder, as't schin, darto keem; darbi nück se den Olen fründli to, un alle dree sän Gundag, Vatter un Vetter.

„Kann wen, dat se sik hertreckt," sä de Ol un lach er to, „wenn Du hier man faken[3] spazeern geist, se sünd nischieri[4] na junge Mädens; betto[5] sünd se noch nich bet aewer de Schanz[6] vun de Geest hindalkam, ik hess sit Jahren keen hört."

„Dumm Tüs," sä de Broder, „hier is nie een west! Klein Anna er Jung hett in Bom seten un Reinhold Nissen sin Dochder to Gefalln een namakt."

„Klein Anna ern?" sä de Ol, un wis' half rüggwarts na en lütt Hus, dat neeg bi, ok op Nissen sin Gewes' stun — dar mug se wul wahn — „is dat so'n Strick? Ik kenn em ut de Scholprüfungen as en banni stillen, eernsthaften Bengel, un jümmer de Eerste int Reken un Schriben. Is he nich Schriwer bi Nissen?"

„Jawul," sä de Junge wat scharp, „un geit eernsthaft nog, mit gewichste Steweln. De is slau!"

„Un klok,"[7] sett de Swester hinto, „un de Steweln stat sin Föt so gut as de keite[8] Mütz sin Kopp."

De Moder dräng mit en Bewegung, wieder to gan, vellicht wil enige junge Lüd umme Eck keemn, de mehr noch, as de Dochder vun Thieß Thiessen beschreben harr, op blanke Steweln un keite Mützen heeln. Se harrn sogar Zigarren inn Mund un sine Rohrstöcker mit Quasten inne Hand, un neenn bald wichti den Platz in, wo de Börgerslüd eben weg gan weern.

De Saehns vun unse Beamten, Pastorn un Doctorn hebbt sik meist jümmer ünnerscheden vun anner Lüd Kinner. Sunderbar, jüs in son fri Land as Ditmarschen, wo en Adligen kum sin Tritt laten hett! Dat mag mit darvun kam, dat, sit de Friheit verlarn gung, sit 1550, de König vun Dännemark vele darvun her sett. Wi harrn nie recht wat mit se to don. Dit mug so'n Slag wesen. Aevrigens smucke junge Bengels!

„Schön Garnhus!" seggt de Een, un blas' den Rok künstli vun sik, „swarte Pann opt Dack — dat kennt wi hier ja gar ni!"

„Dummbart," seggt de Anner, „Schiefer, segg ik Di, schiern Schiefer, een Rekentafel bi de anner!"

„Ei noch enmal," weer de Antwort, awer de goll al half en Kutsch, de mit twee Brune um de Eck sus' un vaer de Garnport still heel.

Twee junge Dam' stegen ut un gingn inne Port, de een temli lank und hell, vun de anner seeg man blot en herrli swarten Kopp vun achtern; denn verswunn se achter den Tun un mank de Böm.

„Junge, Fritz," sä de Een vun de jungen Lüd, „wer weer dat?"

„De Lange?" sä Fritz.

„Wa kannst Du fragen! De mit de prachtvullen swarten Haar."

„Kennst er ni wedder?" seggt Fritz, un strikt sik aewer den Mund, as streek he en Snurrbart weg, den man inne Heid domals doch noch ni dregen de.

„Also dat weer Hilda Nissen!" sä de Anner, un leet Mund un Ogen liker wit apen stan. „Wer schull't dacht hebbn? Wi gingn je eben Norden de Heid an Landschriwers Garn vaerbi, wo se mit de Dochder seet, Kaffee to drinken, un aewer de Plank keek. Wat vaer Ogen! Swart as de Steenkael![1] Grot as bi en Ul![2] So wat heff ik min Leben ni sehn! Ik kreeg ordentli en Schrecken, as ik ropkeek un er dicht vaerbi must. Wer kunn't denken, dat de inn Ogenblick hier an de anner Eck vunn Ort rum flankeer?"

„Nu," seggt Fritz, „wer en Wagen hett, twee son Brune, un en Kutscher as Jan Willem — kann all wul angan!"

„Gewis! Awer segg mal, weer se dat ni, de vaer korten noch jümmer as en lank staki Gerüst mit den Bökerranzen oppen Rügg aewert Mark na't Presterhus ging, to Stunn bi den Propsten? Wa flog er jümmer dat wille Haar umme Nack!"

„Jüs desülwige," sä Fritz as en Kenner. „Harrst Di domals al seggn kunnt,

[1] Wirn, Eisendrähte. [2] begaten, begossen. [3] faken, häufig. [4] nieschierig, neugierig. [5] betto, bisher. [6] Schanz, die Schanze, früher befestigter Platz zur Grenzvertheidigung Ditmarschens, mitten zwischen zwei Mören, den Weg durch den Urwald, die Hamme, beherrschend. [7] klok, d. h. hat etwas gelernt, ist gebildet. [8] keit, keck.

[1] Steenkael, Steinkohle. [2] Ul, Eule.

dat de wat Beſunners warrn muß, de ging je oppe Knorn —"

„As en Hatbar," ſeggt de Anner.

„Ne, as en Gems, war de Sweizer ſeggn. Un nu ſe kunfermeert un en junge Dam, is en Reh man en ſlechten Verglik," ſeggt Fritz.

„Ja, Ogen," ſä de Anner, mit en Blick na den Garn, „ſo wat heff ik min Leben nich ſehn!"

* * *

So un ähnli ging dat Snacken den lewen langn Sünndag Namiddag los, un man kunn noch vun Bewunnern un Misgunſt en ganzen Deel hörn, wenn man Luſt harr to töben. Wer Reinhold Niſſen kenn un liden much, de laev[1] em. Wo dat nich ſo weer, dar hör man, as vun Krein un Uln ſlimm Wedder un Unglück verkündn, un Jedermann harr dat wichti, as weer he de Mann, de dat makt un beraden harr, oder he weer de Unglücklige, op den mal de Ruin tohopen full. Am meiſten natürlich harrn de to laeben oder to laſtern, de nich blot an ſin Gewef' vaeraewer ſpazeern, ſundern de mit dat Hus, mit den Mann to don harrn, mit em in Geſchäften oder bi em in Deenſten ſtunn. Wer wull de dat ok verdenken, wenn ſe mit dachten un mit ſnacken, wo er eegen Wull und Weh vun afhangn de.

* * *

De Kutſcher Jan Willem fahr mit ſin Wagen na de Hofſtell ant Markt rop, keem awer bald wedder torügg na dat lüt Hus, wo bi Klein Anna ern Nam na wiſ't warn weer, un dat dur ni lang, ſo ſtunn he vaer ſin Daer, Kutſcherhot noch op un Stulpenſteweln an, awer Rock ut un hemdsmaun,[2] as harr he wat Wichtigs vaer, wat grote Knaev[3] koſt. Egentli awer wichs he blot ſin Pitſchenſtael[4] un bunn mit Tähn un Fingern en nie Blattſch[5] anne Swep,[6] de he denn kunſtgerecht probeer, as ſchull he dar mit in en Concert op ſpeln oder vellicht Vageln darmit haun, denn he ſeeg plitſch[7] achter dat Enn her, as en Jäger achter ſin Schuß.

Kum harr he enigemal klattſcht, ſo keek aewer de anner Daer — denn dat lütt Hus harr twee Wahnungen — en Kopp vun en lüttje Fru mit rode Backen, de apenbar op en ſwackligen, toſam ſunken Körper ſeet, un mit en helle Stimm, awer wenig Athen, as ſolke Lüd dat hebbt, reep ſe:

„Schall't al wedder los gan, Jan Willem?"

„Jawul, Klein Anna!" weer de Antwort, un de Swep klattſch as en Trumpf op dat Wort.

„Wohin denn?" frag de lüttje Fru nieſchiri.

„Weet ik ni," ſä de Kutſcher glikgülti. „Dat weet ik nie," ſett hinto un beton gewichti mit en Klattſch. „Ik krieg min Befehl antoſpann, un denn geit't los. Dat Slimmſte ſünd bi Nacht de verfluchten Weg, Schoßeen giff't hier je nich."

He ſprok darbi en beten utlandſch inn Ton, as een de, wenn nich wit her, doch wit wegweſen is, beſunners in Wör as dat Wort Schoßee. He weer awer eben ſo gut en Heider Kind as Klein Anna.

Niſſen harr frilich ſunſt en ganze Colonie vun Fremden hertrocken. Wo he ſin Lüd funn, de em gefulln oder de vaer em paſſen, dar neem he ſe mit, un ſe keem geern un bleben all as 't ſchin. To ſin Maelenbu un Oelſlägerie harr he meiſt Holländer oder Lüd vun de Gränz dar, natürli, denn dat Geſchäft weer hier fröher nich bedreben. Unſe Marſchburn harrn er Rapp- un Linſaat na England oder Holland verkofft un ſik nich darum kümmert, woto de Fremden dat bruken muchten. Gerade dardaer harr Niſſen ſik tum Deel ſin Vermögen erworben. Wat ſunſt as Korn billig inne Fremdn ging un as Oel dür wedder keem, dat leet he nu daer ſin Maelen gan, un de Vordeel weer vaer em un Alle, de em arbeiden hölpen, denn he betal unerhört.

„Weeſt nie, wo dat hingeit?" frag Fru Anna.

„Ne," ſeggt Kutſcher Willem, „ik ſpann an, hol vaer de Daer, oft en Stunn lang, de Ol löppt noch in un ut 't Kantor un de Stuben, dar ward inpackt, dar ward torecht leggt, am Ende ſett he ſin lüttje Reiſ'mütz op un ſtappt innen Wagen, as ſtapp he int Bett, ſnappt de Daer to un ſeggt: Na Kiel, Jan Willem, beten raſch to! Un denn ſitt he, un ſlöppt, un leſt Lö-

[1] laev, lobte. [2] Hemdsmaun, in Hemdsärmeln. [3] Knaev, Kräfte. [4] Pitſchenſtael, Peitſchenſtiel. [5] Blattſch, Peitſche, Peitſchenende. [6] Swep, Peitſche. [7] plitſch, ſchlau.

ker un Zeitungen, smitt Papierstücken uten Kutschenslagg, un wenn em de Tid lank ward, makt he vaer dat Fenster apen, ik laehn mi half torügg, un he klaent[1] mit mi. Hüt Abend geit't klock ölbn[2] los, wahrschinli wedder na Kiel. Letzmals, vergangn Wek, ging't ok de Nacht daer. Bi Lexfähr grau jüs de Morgen. Dar muß he wul Jemand drapen und spraken hebbn. He sett sik naher vergnögt in sin Küssens un mak dat Fenster apen un seggt: Lat man sachen angan, Jan Willem, hebbt keen Il![3] Wi hebbt sit vaergüstern à Stunn dusend Daler verdeent! Un darbi rev he sin Hann, as harrn de dat dan. Dusend Daler? segg ik, un rek na, also en föfdig dusend, Herr? Kann wul so hindrapen, seggt he. De Rappsaatprisen weern maegli so siegen."

„A, Quickensted, wat Du seggst!" sä Klein Anna un war lank, „föfdig dusend in dree Dag'? Ja frili," sett se hinto, „min Mann hett ok öfter seggt, as he noch lev, un den Vaerslagg oppe Grotmael harr, jede Stunn en Daler, dat muß se inbringn, sunst kunn se nich bestan, un min Thieß weet wul noch neger Bescheed. Schall he mit?"

„Weet nich," sä Jan Willem, de nich mal dörch sin Geburtsnam Quickensted, den he selten to hörn kreeg, sik dat Geheennis utwringn leet, wenn he vellicht een harr. Denn he spel allerdings jümmer, as weern he un de Herr, oder de Herr un he doch Twee wat Besunners.

Ob dat nu vun de lütt Fru blot Niegier weer oder noch sunst wat: se keemn ditmal nich wider, denn de Ogen in Quickensted sin Vorstörper Appelgesicht warn op eenmal grot, se richten sik aewer de Dann[4] weg na dat Gerüst vun de niebu'te Mael, de eben richt war, un wovun de Topp hoch daraewer weg keek, un ok Klein Anna er groten Ogen, de al jümmer wegen er Athemnoth ängsili utseegen, warn noch gröter as gewöhnli und leepen, as warn se hinwis't, den sülwigen Weg.

Dar harrn hüt al Vele hinsehn, un fast keen Minsch weer um de Heid gan, de ni mit Lof oder Tadel sin Wort asgeben harr aewer den Bu. Twee grote Richtböm recken aewer Krüz wul en hundert Fot inne Luft, gewaltige Fangtaun weern an de Siden within utspannt un mit Eerdwinn[1] und alle Gewalt fastmakt. Twischen de Böm hungn de Hevblöck[2] un Gewinn, un sit güsiern de ganze Dag gungn de Balken un Stücken, gungn de Welln un Räder inne Höch un an ern Platz.

Weer dat nu to lat inne Wek[3] anfungn oder weer't sunst ni recht bedacht, genog den ganzen Sünndag ging de Arbeit stüddi[4] vaerwarts un weder an Mark noch an Kark weer der dacht. Mennig een gefull dat nich, de eerst inne Kark de Predigt un naher oppen Weg de Klingerklock hört harr un nu bedach un utsprok, „dat uns Herrgott doch ok sin Dag hör oder wenigstens sin Stunn, un dat keen Segen sin kunn mit en Wark, wat sin nicht acht." Natürlich full dat all op Reinhold Nissen sin Schullern, un war vun mennig Een, de sik fromm nöm, ahu vel Christenlev in sin Schuldbok schreben. Wenn em't mal slecht geit, so ward man dat all op sin Passiva tohopen addeern!

* * *

Dat gift gewöhnli in en grötern stillen Ort en ganzen Stand de sik inbildt, dat se besunners begnadigt sünd un aewer Annerlüd afspreken kümmt, as uns Herrgott sin afgesandte Richter. Bi uns weern dat de Wittgarwers. De reden aewer de Bibel un de Offenbarung Johannis lud oppe Spazeerweg, un as Wittgarwer Löhnert aewern Lüttjenheid keem und seeg dat man oppen Schibenwall an dat Maelengerüst ann Sünndagnamiddag arbei, do hef he sin Stock, dat de gollne Knop inne Sünn blenker, un sä: „Großer Gott, wat en Sabbathschänderie!"

Un wull dat nu de Tofall, as he so inne Neegde vun Klein Anna er Hus lud sik Luft mak, un ok Kutscher Willem deshalb hinkeek, genog in den Ogenblick seeg he, un seeg klein Anna, dat de groten Richtböm anfungn lisen to swunken, un ehr se noch recht ton Besehn oder Bedenken keem, neem dat Swunken to, bögen de Böm sik aewer, gingn se to Sit, seegen se Balken un Stücken sik tohöch wültern[5] un umdreihn, denn folg ein fürchterliches Krachen — un

[1] klaent, schwatzt. [2] ölbn, elf. [3] Il, Eile. [4] Dann, Tannen.

[1] Eerdwinn, Erdschraube. [2] Hevblöck, Zugwerk zum Heben von Lasten. [3] lat inne Wek, spät in der Woche. [4] stüddi, unausgesetzt. [5] wültern, wälzen.

achter de Böm un de Tun verſwunn dat grote Bugeripp un leet de lerrige Luft, de dat eben noch verdeckt harr, un inne Angſt ſeeg man blot noch en Minſchen, den man eben ſehn harr, an en unendlich lank Tau, as in en Schaukel ſweben, dat de Mütz darvun un dat Haar em wild flog, un vun en annern, as ging he twee, dreemal koppheiſter[1] mank[2] en Geraſſel vun Bred un Balken, und denn weer allens weg un ſtill. Blot dat de Spazeergänger oppen Jümſernſtieg de Hann toſam flogen oder opſchregen, oder hin- oder weglepen, oder ok umfulln vor Schrecken pall[3] oppe Sted.

„Dat weer min Thieß!“ reep klein Anna, mit en Stimm ſo lut un klockenrein, as ſe wull in er Jugend much hatt hebbn, un rich ern toſam huckten Rügg ſo hoch inne Höch, dat ſe vaer en vullwuſſen Fru harr gelln kunnt.

Kutſcher Willem ſeeg ſik mit Verwunnern na er um und ſä, indem he ſik erſt lank utreck, as hung he mit de Hann an en Tau, denn en Bewegung mak, as ſchot he koppheiſter: „de — oder de?“ Worop Fru Anna awer blot antwor, in dem ſe al en Koppdok um- un de ol däglige Schörrt afbunn: „Och gewis de baben, denn he mutt darbi ſin optopaſſen, un he is waghalſi!“ Und darmit leep ſe achter all de Lüd, de an de Dornheck vun den Garn lank in den Schiebenwall rinſtörrten, ſo gau er Athen dat toleet, achteran, un Kutſcher Jan Willem ſolg er, und harr er bald mit ſin groten Hann fat und ſtütt er as ſe an de Unglücksſtell ankeem.

Dar ſeeg dat denn oppen erſten Anblick fürchterlich nog ut. Allens tobraken un toreten! En Hupen verwirrt Holt un Holtſtücken, wo eben en ſchön Gebüd lufti un licht, daerſichti gegen den Heben opreckt harr! En Krink[4] vun Minſchen, meiſtens in Sünndagsſtaat, ſtunn dar herum, un leet kum daerkam un daerkiken. Wenige kunn wat hölpen, un de Meiſten vergeten dat dit keen Schuſpill weer, un ſmöken er Pipen un Cigarren fort, as ſeegen ſe Hartwig Goldkette bi't Seildanzen to.

De ſik daerdrängen de ſeegen denn hier en Mann mit en blödigen Kopp, de ſik wuſch, dar Een, de de Steweln uttrock, um to ſehn, ob de Fot wat kregen harr. Een harrn ſe in en groten Tügkorf[1] packt, dat weer de Mann, de mehrmals mank all de Trumms un Stubbens[2] koppheiſter aewer gan weer. He weer ohnmächti, doch keem he mit en beten Water un Brannwin bald wedder to ſik un ſä, em ſeil nix. Un as man ſo de Doden telln wull, do kunn man Gott ni genog danken, dat't ſo gnädig aſlopen weer. Kregen harr egentlich keen Minſch wat, un de Jungen de derbi weſt weeren, harrn binah al Luſt, en grot Gelächter antoſlan.

Blot klein Anna er Angſt war nu eerſt lud, ſe ſack dodenblaß toſam un ſaſt ahn en Ton inne Stimm un doch ſo indringli, dat alle dat hörn kunn, ok de wit afſtunn, reep ſe: „Min Saehn, is he dot? Wo is min Thieß?“

Ja, de weer allerdings vun de höchſte Maſt an en Tau hendalkam, „de harr de grötſte Reiſ' makt,“ ſä en luſtigen Timmerjung, de ok mit fulln weer un den de Näſ' blött. He harr ſik an dat Tau holn, weer daran hendalrutſcht, un hoch aewern Tun un aewer de neegſten Böm in den Luſtgarn to Eer kam. Beſinnung, hör he man, harr he nich hatt, awer warum ſchull he alleen wat kregen hebbn? Se harrn em in de Herrſchaften er Luſthus dragen.

Dar il ſe denn hin, mit Kutſcher Willem ſin Hölp, ſo gau er ſwachen Kräften dat toleten. Awer dat gung nich ſo gau mehr as vaerhin. Weder de Furcht noch de Hofnung weern noch ganz, un er arm ol ſwacken Körper weer nu ok man wedder halſ. So kraepel ſe hin, de ol Trümmergeſtalt, Angſt nn Sorg mak er ehrwürdig. Alle wiken ut un bleben torügg, wat ſe frili doch ok harrn don mußt, ſo ſehr de Nieſchier ſe driben much; denn man kunn doch nich gut in den Garn rindrängn, wenn man ni ropen war. Un ſo verſwunn denn de Beiden Arm in Arm in de Sidenport, de vun den Schibenwall ok na den Garn rinföhr.

Allerdings harr Thieß Thießen de grötſte Reiſ bi den Fall makt. Harr he ok nich jüs as Schriwer hier wat op den Buplatz to don, ſo wuß he doch, dat ſin Herr em geern allerwärts ſeeg, uterdem weer't Sünndag, he much wul mal klattern un

[1] koppheiſter, kopfüber. [2] mank, zwiſchen. [3] pall, gerade vor. [4] Kring, Ring.

[1] Tügkorf, Zeugkorb. [2] Trumms un Stubbens, Trümmer und Enden.

aewerall ſehn, in en eben Gegend as de Heid en Vergnögen, wat man nich hebbn kann, as wenn man mal oppen Thorn mank de Klocken oder inne Kapp op en Mael ſtiggt, un Wunner meent, wa man de Lüd inne Schöſteens ſehn kann. Darto weer de junge Bumeiſter — denn de ol Johannis weer dot — en ünnernehmen jungen Minſchen, ſin Fründ, un he ſeeg ok doch geern op alle Art vun Arbeit to ſin egen Vergnögen.

So weer he an Treppſtöcker baben na de Richtböm klattert, un harr ſik nich daran kehrt, as en ol Timmergeſell em ſeggt harr: wer da nix verlarn harr, ſchull dar weg blieben, Gefahr weer dar jümmer, im Grunde weern twee Böm nich nog, dat weer en Aewermoth vun en jungn Meiſter, dat een Fangtau harr al mehrmals knackt un dampt. Awer daran harr Thieß ſik ni kehrt. Do harr dat, as he ſik baben ruhig aewerall ſeeg, mit een mal en Ruck geben, dat Tau weer ſprungn, as en Seil an en Flitzbagen, ſo dat de Enn bet to em inne Höch flogen, nn, langſam eerſt, un denn jümmer gauer harrn ſik de Böm to Sit laehnt. He harr Beſinnung genog hatt, dat Enn vun de afreten Fanglinjen antoſaten un to denken: ſo wit weg as maegli, dat der nix op Di fallt! Un ſo harr he en Fahrt makt as an en Hüſchertau vun hunnert Fot lank, weer aber doch toletz hittli warn, harr anfungn to gliden, dat Tau weer em hitt mank de Haun warn, un he wuß blot, dat em Büſcher mit Blaed umt Geſicht haut harrn un he weer deep in en weeke Eer fulln, de na Maas oder Grönigkeiten rükt harr. Denn weer dat roth, grön, ſwart um em warn un he wuß nix mehr vun ſik.

De beiden Dams weeren inn Garn ſpazeeren gan, as he aewer Tun un Böm weg to ſe herinflegen keem. Se harrn natürlich en fürchterligen Schreck kregen un eerſt nich wußt, wat anfangn, bet de ol Garner Heuk ſe to Hölp kam weer, de harr em beſöhlt un ſe beruhigt un mit en Jung em int Garnhus brocht, wo ſe eu inn Saal op en Sopha leggt un mit Eau de Cologne un ſcharpen Etig bald wedder to ſik brocht harrn.

Dar leeg he! Ja, wo leeg he? Eerſt wus he dat gar ni. Dat weer en licht lufti Sommergebü. Wer't nich anners kenn, as Finſtern rut wo en Strat oder Gang is, Stuben wo en Platz darto — vaer den kunnt wen as en Telt,[1] wat man apen[2] deit wo de Sünn her kumt. Gegen Süden aepen[3] ſik de groten Flügeldaern bet op den Grund, de Grund, de man ſeeg, weer luter grön Gras bet an den Drüſſel,[4] de Akazienbom reck bet ant Fenſter mit ſin Twigen, int Gebüſch dicht to Sit zwitſcher en Vagel, as harr he ſin Neſt keen dree Schritt af, Blöm rüken in de apen Daer, un de ganze Gegend ſeeg man in den groten Spegel aewer't Sopha. Man mutt weten, wat Ruh vaer en Minſchenſeel is, de jümmer denkt, wöhlt, arbeit, ſorgt, ſich aſängſt, um to weten, wa diſſen jungn Minſchen to Moth is, de hier nu her leggt ward, un em ward predigt: Ruh, Ruh! as ſin eenzi Plicht, en Plicht de der ſchöner daer em daer treckt as irgend en Stärkung, de man em harr recken kunnt oder reck, de he ſmeck oder rük, ja as vellicht en Muſik, de he hör, oder en Drom, de vaer em her oder aewer em hin ſpel. Ruh? Hör he denn wat? As de Fritſch inn Buſch, de em dat dütli mak, dat dit hier ſtill ſin heet. Hör he nich ropen[5] inne Feern? Dat weer jüs wit noch af, dat he ſik ſeker föhl: neeger war dat nich kam. Slog de Klock oppen Thorn? Wa flüggt de Ton daer de Luft as ſchull he noch wit! Un anne Dek ſpeln enige Fleegen, un as en Schatten huſch en Fleerlink[6] an de apen Daern vorbi. He mak ni mehr Larm as de Levkojen, de ern Geruch herinſchickt — och, wa ſchön ſtill! He weer eben erſt to Beſinnung kam, un Ruh harr eben de ol Garner Heuk em predigt. Do huſch dar wat anne groten Schiben vaerbi, huſch herin in de groten Flügeldaern; dat weer as war de Blomgeruch lebennig oder wat Aehnlichs rük dermank. Denn weih wat liſen aewer ſin Geſicht, un blev aewer em beſtan, un twee grote ſwarte Ogen ſeegen op em mit en ſtillen Freden, he harr ſin am leeſſten to makt und gar nix hört, denn he wuß, wat ſe ſeggn war, diſſe roden Lippen weern ſo friſch, ſe warn nix anners ſeggn as wat ſe ok ſän: „Gottlof, he kumt wedder to ſik!“ Fründli klung dat, och ja! Awer he harr en Klang inne Seel, de ſo to de depen Ogen paſſ, as klung de Klang noch vun den Thorn, as klung dat wit inne wide Feern, as drop dat wat

[1] Telt, Zelt. [2] apen, offen. [3] aepen, öffneten. [4] Drüſſel, Thürſchwelle. [5] ropen, rufen. [6] Fleerlink, Schmetterling.

bimm in sin inwendig hart, wat denn mit klumg — och, de Ton weer dat nich! — Un he wenn sik um, un mak de Ogen to, un mak se apen un ween, as sin ol Moder mit Kutscher Jan Willem herin keem. De wenigstens gung dat bet an't Hart, un wenn se ok nich mehr den Athen harr recht wat to seggn, so mak em al er ol ängstli Gesicht week, dat he wenigstens den Druck los war un sik utween kunn. Denn keem en Mann mit en lütt rund Gesicht un en golln Uhr, de he herutkreeg, as he Thies an den Puls föhl. Dat weer de Docter. De besöhl em ok Rippen, Rüggen un alle Glieder, un frog bi jeden Druck, ob em dat weh de, worop he jümmer antwor': gar nich! Endli seeg de Docter ok Thieß sin Hann, de vun de Fahrt ganz verschunn, as verbrennt un mit Blot ümmerlopen weern, beelwis ahn Hut. „De mussen em doch fürchterlich weh don," meen de gutmödige lüttje Mann. „En beten," sä Thieß, un war dat nu eerst sülbn wahr, he harr meent, blot dat Hart de em so weh, un jüs dat harr he ni seggn mugt.

Darop tre der en raschen sekern Schritt inne Flügeldaern un op dat Sopha to. Man hör un seeg, de weer hier to Hus un nich tum ersten Mal dar. Dat weer en mager slanken Mann mit en scharp Gesicht un graue kruse Haar. He weer glatt barbeert, un de Mund und de Näs' harrn noch mehr Aehnlichkeit mit sin schöne Dochter as de Ogen. He much wul al vun de Unglücksstell kamn sin un much dat dar beter funn hebbn, as he fürchten muß, denn he tre ok hier ant Lager as war he blot gude Naricht kriegen, un as he de Ogen aewer Thieß harr rasch hinscheten laten, frog he: „Wa steit hier, Docter?"

„Nix Wichtigs lädeert," weer de Docter sin Antwort, indem he nochmal sin lüttje dicke Hand lisen op Thieß sin Bost, Kopp un Glieder le, as kum he dat vaerwisen, wat he seggn de: „en beten Erschütterung, enige Dag' Ruh, will sik wul geben. En beten Is[1] vaer de Hann, wenn wat to kriegen weer. He ward en Tidlang nich schriben kümn. Kann en beten Kamellenthee drinken." Darbi strakel[2] he Thieß noch mal ower de Back, as harr he blot to em sproken, un wenn' sik to'n Gan, seeg sik awer doch noch mal wedder na em um un lingelank em lank, as man na en Bild oder Statü süht.

Dat weer allerdings en Art Bild. Schön weer de Kopp jüs nich, awer bodenblaß, un Vaerkopp un Dünsen[1] mit de groten helln Ogen harrn wat an sik, wat man ni all Dag' süht. So much wul en jung Preester utsehn kümn oder sunst wat Hilligs, de Athen beweg man lisen de Bost un de smallen Schullern.

„Mak Di keen Sorg," sä Reinhold Nissen mit sin rasche Stimm un Wort, „hol Di man eenige Dag' ruhig, se künnt Di hier en Bett maken. Ik warr wul fertig. Dat Unglück harr arger sin kunnt, keen Minsch is derbi to schann kam, un dat Holt lett sik ni't maken. Wenn Du wedder inne Been büst, seeg mal na, ik mutt hüt Abend op en ganze Wek na Kiel. Awer dat ilt nich, lat Di Tid, un günn Di Ruh, Reinhilde kann mal na sehn." Un darmit weer he ute Dar verswunn, as he kam weer.

Also nu kunn he liggn un sik sülbn betrachten un de Saken um em rum: en paar Biller anne Wand, en Uhr dartwischen. In Winter war de na't Wahnhus ant Markt brocht, un he wuß ok dar, wo se denn hung. De Stöhl bleben hier; dat weern all lichte Rohrstöhl blot vaer den Summer as dat Aewrige. Wa licht un luftig un duftig. Wa paß dat all tosam de Gardin as Spinnwibb! de Wulken trocken der achter ni lichter. — Un de Minschen all so gut gegen em. Keen hart Wort, keen Schelln un keen Klagen. Jümmer maneerlich un fein .... Un doch dach he an sin Moder, de still und demödig glik wedder wegkraepelt weer, as se em an Leben un ahn Gefahr meen, dach an er lütt rökerige Stuv, mit Sand oppen Fotborrn un en brun Waßdok aewern Disch, wo de Kaffeketel op stunn und Swartbrot drop leeg, mit en par isern Messer un en beten Botter. He dach an Kummer un Jammer, de he dar belevt harr, an Scheltwör un Strit, de he hört harr, an sware smutzige Arbeit Dag an Dag. Un denn de em dat Hart noch eenmal so weh as vaerher, he heel sin twein Hann vaert Gesicht un süfz herin: „Och, nimm mi weg! lat uns wegtrecken! Kunn ik mi verkrupen mit Di! Gift't nich en Platz, wo wi alleen sin künnt, dat ik allens verget? Se sünd alle so gut,

[1] Is, Eis. [2] strakeln, streicheln

[1] Dünsen, Schläfe.

awer ik hör der nich to, ne, ik hör der nich to, un ſe weet dat nich mal! Dar denkt nich Een vun ſe daran, dat't maegli weer!“ Un de Thran lepen em aewer de Backen un in ſtriken Strom warm aewer de Boſt dal, denn he kunn ſe nich mal aſwiſchen, ſo weh den em de Haun. Awer dat weer, as wenn en Fewer ſik oplöſt. Stille Wehmoth trock aewer em hin. He hör inne Feern en Pump, de in en langſamen Slagg liſen janken de. Dat weer em, as ſtunn he dar to pumpen as en ſtarken groten Brennerknecht, dat Hart war em geſund, de Arms möd, un ruhig kunn he ſik dal leggn to ſlapen. Dat de he denn.

As he wedder opwak, ſchin de Morgen em int Finſter. He leeg op en fein Bett in en iſern Geſtell, faſt op de ſülwige Platz, un harr wahrſchinlich de ganze Nacht ni wakt? Dat trock köhli und friſch in de groten Flügeldaern, de al wedder halſ apen makt weern. De Fritſch ſung ſin Fröhſtücksleed un de Leſkojen rüken as Hönnig. Em weer ganz anners un kräftiger to Moth, un he kunn der wedder ruhiger an denken, wo he jümmer an dach. —

* * *

Wenn von Standsünnerſcheed de Red is, ſo denkt man jümmer an Adlige un Fürſten, as hörn nothwendig de derto. Man kann dat lächerli finn, wenn en Burmäden ſik in en König verleeſt, den ſe ünnerwegens mal en Glas Water inn Kutſchenſlagg langt hett, oder en Groſſmid in en Gräfin, de he mal dat Perd beſlan. In unſen Lann, int lütt ditmarſcher Land, ſchint dat, ſünd wi all liker Herr un liker hoch. Adlige kennt wi gar ni un denkt uns, ſo Een muß man wiſen künn na de Näſ oder de Nath ann Rock, na de Been oder den Rügg, as man je en Kammerherrn apwiſt an den Slaetel achter: ſo wat, meent man, muß he dregen vun Natura.

En König hett en jeder vellicht eenmal in ſin Leben ſehn, un vellicht heel he noch den Trumpeter, de op en Schimmel vaerut ree, vaer den richtigen Mann. Bi uns is keen Uennerſcheed, lett dat, un wat Een is kann de Anner warrn. Nich emmal Rikdom hebbt wi egentlich, wenn man't na Hamborger Maat met, Lüd de er Vermögen mit dree Nullen berekt, mag dat noch menig een geben, awer mit twee Tallen dervaer al Wenige, un denn ſünd dat toletzt doch noch jümmer Mark, nich emmal Banko, vun Dalers gar nich to ſpreken. Dat leet ſik alſo am Ende bedwingn. Kennt wi doch menni rike Bur, de int Armhus in Weſſelburn oder Wörn ſtorben is, un menni Buknecht,[1] de mit Saehns un Döchder op ſin Herrn ſin Stell ſitt, Fortepiano inne Stuv. Alſo is dat wul natürli, wenn Jedereen hier Jedereen inne Ogen ſüht; un weer't Arbeitsmanns Saehn, ſo weet he vellicht recht gut, wa dat as en ſin Dun[2] um de Mund vun en Afkaten Dochder ſpelt, oder dat der Hann as Waß[3] rutkamn künnt ut en Paar Kopenhagner leddern Hannſchen, wenn ſe ſe blot uttrecken wüllt.

Awer de Tuns[4] ſünd doch hoch un vull Dorn, de Lüttmanns Garn vun Rikmanns trennt, un menni Hand und Hart ritt ſik twei daran un blött; ward toletz ſtill oppen Karkhoff begraben, un de em inklei't,[5] denkt nich, dat dat dar eben ſo lut un warm ſlagen hett as mal bi en Gräfin oder en Graf.

Thieß Thießen much dar en Beiſpil to ſin, dat keem der vellicht blot op an, wa vel ſin Natur dregen un utholn kunn. Vaerlöpi leeg he dar, muß dar liggn, un much denken ſo vel he Luſt oder Kraft harr. Und wat bedach he nich op ſin Lager! He dach an Vergangenheit un Tokunft. Wat ut em warrn ſchull, dat wuß he nich. Awer rüggwarts leeg ſin ganz Leben apen vaer em as en Bok, wo he in blaeder, un vun ſin Kindheit an trock dat an em vaeraewer, as weern dat loſe Biller, un he ſeeg blot to; ſe keemn un ſe gingn, ſe trocken in in de Rahms anne Wand, an beide Sieden de Wanduhr, un fülln ſe ut wenn he de Ogen dar hinrich, much he ſe ſehn maegen oder nich.

Armoth, Elend un Krankheit ſtunn dar links — rund herum ging de Goldliſt. — He much der kum an denken, wa ſin Vatter ſlavt harr, wa dat kold weſt weer in en lüttje Stuv, wo ſe Kanntüffeln mit Solt eten harrn, wa ſin Moder ſik krumm arbeit anne Waſchballje un dat ſware Plettiſen. He ſeeg weg vun den Rahm un op de anner Siet de Wanduhr.

He ging to Schol mit Böker un Tafel.

---

[1] Buknecht, Oberknecht. [2] Dun, Daune. [3] Hände wie Wachs. [4] Tuns Zeune. [5] inklei't, eingräbt.

Dar seeg he noch den Lehrer achtert Pult oppen Stohl, as weer he't würklich. Wat weer't an häßligen Mann! Mit Pockennarben int Gesicht, as harr de Düvel der Arsen op döscht[1] — so sän de Lüd — awer wa weer't allens schön un merkwürdig, wat de Mann sä! So wat harr sin junge Kinnerseel bet darhin nicht röhrt! Wat muß de to vertelln! Wa schön muß de Welt sin, wo dat all darin weer! Wo harr he dat allens her? Un he sä dat: ute Böker. He wis' em, dar weer'n Schätze darin! Un de weern vaer Jedereen, de de Mög ni spar! De kunn Jedereen recken, Arm un Rik, he schull blot tolangn. Ei, wa lehr nu Thieß, dat dat ging as en Spillwark, reken un schriben un lesen un all wat de ol pockennarige Mann verlangn much. Wa war he em leef, mit allens wat to em hör. De dumpige Scholgeruch rük em noch fast schöner as de Blomgeruch uten Garn. He blev oft alleen aewer Middag sitten, wenn he muß, dat't to Hus doch nix lohn as solten Heering un Kantüffeln. He lev as in en Welt en paar Fot hoch weg aewer disse mit Dreck und Steenplaster. Bald keem de Ehrgiz darto. Lehrer un Pastor laeben em. He hör wa man sä, dat dar wat Besunners ut em warrn kunn, hee seeg wa man op em wis', wenn Besök vun Herren inne Schol keem, he dach an Prester oder Lehrer warrn, Avkat oder sins Liken. Oh, wat en schöne Tid! He spel mit Landvagts Döchder und Koopmanns Saehns alle Dag', un weer sogar de Anföhrer bi't Spill, wil he de Eerste war inne Klaß. Wa daben se opt Markt herum! Wa lepen se in alle Schüns un Garns bi er Spill, as weer de halwe Heid er Egendom, denn fast all wullhebbn Lüd Kinner weern darbi tosam. — Weer't lusti hier, so weer't fierlich inne Kark. Vaer uns Herrgott, föhl he dütlich, weer der al ganz keen Uennerscheed. Ja de Herr Pastor red em inne Lehr noch oft besunners an. So much man wul Leid un Kummer to Hus vergeten. Un doch keem em al domals oft de Angst un he rek na, wa vel Weken dat schöne Leben noch durn kunn, wa vele noch na weern to de Confirmatschon, un wat denn wull ut em warrn schull! Ob't denn noch vaerheel? Ja, he ahn, dat dat rechte Unglück denn eerst losging.

Harr he man op Scholen gan kunnt na Meldorp! Harr he man sunst wat warrn kunnt, wat sik bi Landvagts un Docters Saehns vunt sülbn verstunn, wenn se blot nich gar to trag un ful weern! Och, he muß mit anne Arbeit, de vaer sin Olen doch nich as en Freud weer, sunnern as en Last, un de bittere Eernst leeg al op de junge Steern, as de Kopp noch op en slanken Körper seet, de lang ni utwussen weer.

So muß he't as en Glück ansehn, dat Reinhold Nissen em wis war. He neem em as en lütt Schriwer in sin Hus, un nu muß he sin swacke Moder mit ernährn as se Vatter herut dragen harrn na't Norn, na den Karkhof.

Un dar weer he! Awer wat denn? En Tidlang weer't em frilich vaer sin Ehrgiz genog, wenn sin ol Moder keen sware Arbeit to don nödig harr, wenn se sik mit en beten Feinwäscheri behölp, wenn se ern tosamsunken swacken Körper an em umme Höch rich, um em bi'n Kopp to kam, dat se em Haar un Backen mit krumme Fingern strakel, un em er Eens un Allens nöm; wenn he mit en Juker[1] inne Hand umme Heid spazeern gan kun, un hörn wa Lüd sän: is dat ni Thieß Thießen de lütt Oelsläger sin? Oder wenn sin Herr sin Handschrift laev, de jümmer slanker un sauberer war, oder em in sin Böker sehn leet un mit em Geschäften bera', oder wenn jeden Wihnachten de Stapel Drüttels[2] as Geschenk gröter war, un ok Permark twee mal int Jahr de blanken Stücken op sin Disch nie fehln. Awer denn war't em doch wedder drücken, denn full em't opt Hart, dat de Garn- un Schündaern um't Markt to gan weern un de Husdaern nich apen, dat de Spelkamrad en fremd warn weern un keener vun de Herren em nu sä, wat denn to don un antofangn, de em bewunnert un verspraken harrn, dar schull mal wat besunners ut em warrn, ne, dat weer oft as weer em to Moth as een vun de olen Per de in de Stampmael, ünner,[3] Nach un Dag de Maschin dreben, Schuhklappen[4] um, un de Pitsch leeg jümmer bi den Warkföhrer.

Wohinut? He arbei as en Perd. He

[1] als hätte der Teufel Erbsen darauf gedroschen.

[1] Juker, kleiner Stock, Spazierstock. [2] Drüttel, Geldstück, zweidrittel alte Thaler werth. [3] ünner, unten. [4] Schuhklappen, Scheuklappen, Scheuleder.

lehr, wat he lehrn kunn, ob't vellicht en Mal to bruken weer as en Slaetel[1] vaer en unbekannt Slött. He pick ſik vun fremde Spraken op, vun Engelſch und Franzöſch, wo en Korn darvun verſtreit leeg, un he acht keen Mög, ſik daer Böker daer to arbeiden bargenwiſ', daer alle de em inne Hann keem.

Dat weer ok wull All gut gahn, Reinhold Niſſen kunn toletzt licht vaer Een ſorgen, ſo dat Sorg em nich drop. Kunn he nich en lütt Stell oder Amt vaer em apen holn mit ſin Macht? Stür- oder Innehmerpoſten?[2] Oder ok en Haekerie oder Twiſchenhandel vaer em inrichten, wo al hin un wedder Een vun ſin Lüd wullhebbnd un anſehnli darbi warn weer? Gewiß weer't ſründli un behagli, wenn he ſik utdach, dat he em mal mit ſin ol Moder na Holtenau[3] hinſett, na Palhud[4] oder em en lütt Handel in St. Margarethen oder Brunsbüttel[5] anne Elf inrich — — weern man nich diſſe twee Ogen opgan in dat dunkle Hus ant Markt! Twee Ogen as twee Sünn! Un wen de nich beſchien, de much ünner de Eer krupen bi de Kapell bi Blauroth ſin Mael, wo ſin Vader leeg, oder in een vun de Daepels[6] ſo deep as ſe weern op den Scheeringsmoor![7]

Ja, do weer't to Enn weſt! He harr ſunſt noch jümmer mal Nacht und Dag arbeidt mit den Gedanken, he wull mir nix dir nix na Kiel gan, Doctor warrn oder desliken. Dat muß je mit den Böſen togan, harr he dacht, wenn he nich mehr wuß un lehrn kunn as all de dumm Jungs, de nix den; denn he ſtunn mit Bäcker Blanck ſin Lüd op, un lehrn weer em egentli gar nix. Awer nu much he nich enmal weggan. Wul wuß, wat der denn paſſeern kunn! He much nich enmal anfaugn. Wul wuß, wa lang dat durn kunn, un längſt weer ſe verſwunn, wovaer alleen he't de Mög weerth heel!

Wat he de, weer nu blot vaer er, un he de Sinn und Unſinn mank enanner. Muſik lehr he, Klavier ſpeln, blot wil he wuß, dat er dat gefull. Seildanzen harr he lehrn kunnt, as he mal ſeeg, wa de groten ſwarten Ogen mit Bewunnerung toſehn, as Hartwi Goldkette[1] opt Markt ſin Künſt mak. Weer der ok to vel verſtännig Blot in em to en echten Blödſinn, ſo reck dat doch ni wit genog, dat he nich wenigſtens öfter dach: wenn he blot en ſmucken Minſchen weer! un bald en Ladendeener ſin brennten Locken, bald en Danzmeiſter ſin Föt misgünn, un op Rock, Mütz un Steweln heel, as weer't wat Wichtigs. Denn he wanner toletzt as de Maan um de Sünn deit, Lüd op Eern maegt ſehn, wa vel ſe em beſchint. Awer he wannert alleen mank de Steern, un Nüms hört op em, wenn he ok en Stimm harr. — Ja, wat ſchull ut em warrn!

So leeg he un gruwel, un eenmal um't anner füll ſik een vun de Rahms op't nie mit en Bild. In den een ſeeg he würklich grote Böm, hoch in Loof aewer Wiſchen un Water. Awer ſe verwandeln ſik vaer em. He ſeeg ſe blank beript, de Sünn leeg derop, ſe beſchin de Allee vun dat Heider Markt, de ganz leet[2] as bezuckert, un dat Blitzen weer kum inne Ogen uttoholn. Do ſeeg he er tum erſten Mal, dat heet, da war he er tum erſten Mal wis, denn ſehn harr he er all Dag' as all de Annern un mit er ſpeelt, do ſeeg he tum eerſten Mal, dat ſe dat weer! Se keem langs de Allee, wo't ok ünner glattis't harr; in en witten Muff heel ſe de Haun, in en Kapp mit witt Pelzwark ſteek de ſwarte Kopp, dar keek dat Geſicht mit de roden Backen herut, un all de Sünnglanz full op er un ſchien vun er. Awer much ſe to gau un unvaerſichtig lopen: ſe ſull un vergnickel[3] den Fot, oder binah doch, wenn nich Thieß ſik en Hart grepen un er opfungn harr. Do trock he er to Hus, un half muß he er dregen, un enige Thran wiſch ſe vaer Smarten[4] oder ut Dankbarkeit vun de deeproden Backen.' — Och, dat harr he geern jümmer vaer Ogen beholn! Awer he much ſe to oder apen maken, ſo ſeeg he en anneres Bild un de Rahm füll ſik ut, he much't wülln oder nich.

Inne Pingſtwek[5] ſtunn en grot Telt[6] ut Linn oppe Vagelwiſch[7] int Gröne. Dat

[1] Slaetel, Schlüſſel. [2] Steuer- oder Einnehmerpoſten. [3] Holtenau am Eidercanal in der Nähe Kiels wo viel Holzhandel. [4] Palhude an der Eider. [5] St. Margarethen und Brunsbüttel an der Elbe. [6] Daepel, durch Gras verdeckte Waſſerläufe im Moor. [7] Scheerungsmoor, großes Moor zwiſchen Heide und Meldorf.

[1] Hartwig Goldkette, früher berühmter Seiltänzer. [2] leet, ſchien, ausſah. [3] vergnickeln, verrenken (den Fuß). [4] Smarten, Schmerzen. [5] Pingſtwek, Pfingſtwoche. [6] Telt, Zelt. [7] Vagelwiſch, Vogelwieſe.

wink wit hin mit rode un gröne Fahns, denn de Papagojengill sier er Scheten;[1] dat schin Een lang witt entgegen mank de grön Büscher un Böm. Stieg ging der ni rin as dat Patt,[2] wat der int Gras treden weer, un dar wanner en vergnögten Minschenstrom jümmer af un to. Fierli weer man nttrocken, tweeten Pingstdag Klock veer. De ganze Heid weer to Been un seeg to. Ol Danzmeister Schulz, de to gliker Tid ok Stadtsmusicus weer, harr alle Blasers to Gangn kregen, de man Wind harrn un irgend en Art vun Tuthorn regeern kunn. He harr mit se twee Märsche instudeert, de man nu inne Pingstwek so lang hörn much, affwesselnd, bet man der krank vun war, un en Jahr lank, bet tokum[3] Pingsten muß man se hörn vun jeden Scholjung, de en Stück darvun richti oder falsch mit de Mund pipen kunn. Awer bi den Uttog[4] maken se en fierligen Indruck. Ole Frums gungn bi an un wischen sik de Röhrung mit de Schörrt vunne Backen, de am gröttsten war, wenn se Herr Schulz anseegen, wa he de Föt na den Takt utwarts sett, wa he op en Dings blas' — he ganz alleen — wat utseeg as en grote Wurst, eenmal umbögt. Dar steek en lütt Papier an, as en lütt Balbeerspegel, un sin Ogen gingen daer de Brill iwrig[5] darop hin, as he blas', dat em de Backen barsten schulln. Op Nafrag' heet dat Dings Fagott, wat al so gefährli nog klung, dat en ol Fru wul tweemal anfragen much, un dat paß darto, dat op dat lütt Papier de Noten stan schulln. He harr sin Noth, dat seeg man, de ol Schulz, de Hot wackel noch, wenn man den lütten Mann mank all de Minschen nich mehr seeg, un he kreeg toletz doch alle richti in Gangn, dat de Föt ebenso na'n Takt gingn as sin, un alle Minschenköpp opt Markt toletzt op un dal maken as de Per vaer en Frachtwagen, as de Gös, de lank den Dik wannert, oder de Waggen op See.

Dar neem Andeel an wat en Herr weer, un Herr weer meistens, de so vel Dalers opdriben kunn, dat he sik en lütt stilwern Papagoje int Knoplock hung un de Zech betal. Nachtwächters schoten jüs ni mit, awer den doch dat Laden, so dat ni lich wul uten Ort to klagen bruk; un wenn't ok ni angenehm weer, dat de lüttje Barbeer Kaiser enmal König war — tomal, he weer en Oberdütschen; Barbeer, Raseer un Tänbreker broch unse Land nich hervaer — so leet sik't ni afwenn', he kreeg doch de grote vergoldte Vagel um, de mal en König vun Dänemark gnädi schenkt harr, un trock darmit umt Mark, Landvagt an een Sid un Kaspelvagt anne anner, he kreeg doch de Privelegen dit Jahr, weer stüerfri an' Landesanlagen un Kaspelsutgisten, un wenn he bit Umtrecken den Landvagt vertell, wa he dat Gewehr en Ruck geben harr, damit dat umme Eck schot, as he dat Königsgewinn hendalhal, un dit op hochdütsch: Sehen Sie, so, wohlgeborner Herr Landvogt!" so muß de doch tohörn!

So vel Dalers as nödig harr Thieß ok wull hatt, un so vel Anstand nagrad ebensalls, dat he harr mitgan kunut. Awer dat war sik doch ni schickt hebbn, wenn de Opröperjung, as't Mod war damals, half hochdütsch ropen harr: Herr Landvogt schießt los, Herr Nissen macht fertig, Thieß Thießen achterna! Doch am Ende, mit oder nich, dar weer toletz nich vel an verlarn; wenn se der man nich kam weer, un he harr achter de Regen stan un tosehn mußt! Awer dar seeg he er, Abends in en witt Kleed to Danz, un de witten Schullern quollu herut, in de swarten Haar schien en rode Ros', un de Ogen weern noch swarter un de Lippen noch roder. Dar muß he inne Feern stan un tosehn, denn he weer Reinhold Nissen sin Schriwer. Dat weer't! So süll sik de Rahm ut, un dat stnun dariu tosam as hell Licht un düstre Nacht, en Goldrahm um en Sark!

He mak de Ogen trurig to un söch de Gedanken los to warru. Do keem se heriu, lisen, in en witt Summerkleed un en Ros' inne Haar. Se keem sachen'heran, se seeg so gütig op em. Ja, se weer gut! He wuß dat wul! Se frag em, ob he en Erquickung wünsch, de se em bringn kunu, ob he en Verlangn na wat harr, irgend wat to drinken, irgend wat em Frend mak! se harr em geern wat vaerlest, wenn he't wünsch. Awer he wünsch nix! Un he wuß ok wul warum, he wußt't! He harr ok de langn Lucken vun Landschriwers Dochder daer de Schiben sehn, de sik lankwilig inn Garn vertrocken. Dat weer toletz doch er

[1] Scheten, Schießen. [2] Patt, Pfad. [3] tokum, nächsten, künftigen. [4] Uttog, Auszug [5] iwrig, eifrig.

Gesellschaft, he hör der nich to. Och, he weer verlaten un elennig!

* * *

Doch na einige Dag' stunn he wedder op de Been. Un so lang man stan kann un junk is, süht de Welt jümmer glik wedder anners ut. Mit verbunn Hann gung he inn Garn. He sprok wedder mit Reinhilde as in sunst gesunne Tiden, un wenn se nich mit Landschriwers Dochder weer, so harrn se ok genog mit enanner to spreken. Denn dat föhl und seeg man bald, dat he wat lehrt un dacht harr, un all wat he sä, dat harr Hand un Fot. Ja, dar keem jümmer mal wat mit twischen in wat ni gewöhnli weer, un wenn dat, so fulln em de Wör as harr he reden lehrt. Denn all wat nu dägli Brot is, weer damals wat Nies, vun Schiller un Goethe keem't man stückwis' mank Lüden, in ganz Ditmarschen geeft vellicht een Shakespeare, wat man les', weern an vele Stelln jümmer wedder de ol Krönk vun Viethen oder Bolten, wovon de Plätz und Stelln um Een rum legen un oft vun't Volk am besten to wisen un to beteken, un so kunn ok en Schriwer wul mal en Entdeckung maken, wa gelehrtere Lüd nix vun wussen.

Menni Kaspelvagt oder Pennmeister stree sik mit sin lütten Schriwerjung, den he ut't Armhus oder en Arbeitskath halt un rantrocken harr, aewer Schillers Räuber, Vossens Luise, aewer en Ode vun Klopstock an die Freundschaft oder aewer Adelung un Gottsched sin dütsche Spraklehrböker. Weer doch ok al ut menni Schriwer en Postmeister oder Innehmer warn. Dennoch slepen de arm Schelms meistens ünner de Trepp oder op en Assit un eten un drunken mit Kutscher, Knechts un Deenstmädens. So hett't noch Friedrich Hebbel gan. Dar weer de Tun! So weer de Gewohnheit.

Thieß harr dat darin sogar beter. Sin lütt Stuv in Nissens Hus ann Markt weer fründli un warm. He eet Sünndags dann un wann mit de Herrschaft ann Disch. He weer deshalb ni blöd warn un de Umgang ok mit de Dochter vunn Huf harr, wenn se nich buten weern, noch jümmer en lütten Anstrich vun Spelkammeradschaft.

Sobald he nu wedder op de Been weer un de Doctor dat togev, gung he ant Geschäft as gewöhnlich. Schriben kunn he nich, awer dar weer genog Opsicht to föhrn un Anwisung to geben. Dat Geripp vun de Mael steeg al wedder inne Höch, nu an dree Böm, as he al vunn Garn ut sehn harr. Dar harr natürlich de Bumeister vaer to don un to sorgen. Dat gev awer ok hier noch vaer Thieß wat af, wo he mit denken und hölpen muß. Dar schulln twee grote Maelnsteen, nicht Rhinsche[1] as de Mehlmöllers se brukt, sundern echte Grausteen[2] ut Frankrik, vun en unnos' Gewicht bet to vele dusend Pund, de to Schep na Brunsbüttel kamn un der landt weern, na de Heid un den Schibenwall rop brocht warrn. Son Steen deent as Löpers. Se lopt inne Mael an en Gerüst rund um inne Kant, op en annern as platte Uennerlag, un quetscht de hitte Rapsaat entwei, ehr de ünner de Stampers un Baer- un Naslag kumt. Dat gev en gresi Hallo un Oprohr de Dinger her to kriegen. Wagen un Gerüsten weern ni stark nog, de Weg to los'. Man stell se inne Kant mit en Balken daer, sülbn as Rad, un en ganze Snor Per vun en twintig un mehr Stück trocken de groten Schieben langsam daer de Marsch bet na Hogenheid herop. Denn mussen se quer daer aewer de Koppeln, Walln mussen dalsmeten warrn, Korn meiht wat inne Weg stunn. Un so föhr denn op enmal en nien unbekannten Weg vun den Schibenwall na de Möldorper Landstrat herut. De muß Allemann passeern un mal besehn, un allmähli heran trock dat Wunner mit twintig Per un keen Wagen. Thieß Thießen gung darbi anne Sit. Dat harr Dag' durt. He harr alle Arten Lehm ünnerwegens mit sin Steweln daerpett un de Mütz seet em oft wunnerli scheef, denn he harr noch beide Hann bebündelt as en paar Waschhölter in Linutüch. Natürli keem de halwe Heid' se inne Möt.[3] Dar weern ok Dams un Herrn darbi, un richtig keem ok Reinhilde in Snacken und Lachen darher. Landschriwers Dochder fulln de Lucken länger vaer dal as gewöhnli, se seeg gar ni wa se hintre, sondern jümmer daraewer vaerbi na den nien Secretair sin Snurrbart, de er ann Arm harr un mit Reinhilde un er spaß, dat dat man een Gelächter gev. Se warn kum mal de Steen wis, de langsam heran-

[1] rhinsche Steen, rheinische Mühlsteine aus Lava von Laach und Bacherach. [2] Grausteen, Granit. [3] inne Möt, entgegen, to meet.

wülpten,[1] noch weniger Thieß, de mit sin Hann de Mütz nich afnehm kunn, un de Secretair nück deshalb ok man sparsam an sin Hot. Gröt Reinhilde em oder de se dat nich? Toletz weer ok dat em nu eenerlei! Un as de dree wider gingn, um in den Möldorper Weg torügg to kehrn, do leet he se ingrimmi gan und harr geern mit an den swaren Steen as en Perd trocken, harrn em de Hann nich so weh dan.

* * *

In de Roßmael ant Markt ünnert Dack vun de grote Schün versammeln sik geern Abends vun Reinhold Nissen sin Lüd, vun er frünn un de derto hörn. Dat weer dar jümmer nett hell vun Lampen, so wit as man't hell hebbn mutt bi en Pip Toback, denn dat Oel derto war dar slagen. Dat weer dar jümmer warm vun dat Für un de Warmpanns,[2] inn Harst un Winter weer't also besunners nett un haegli. Man seet der oft lat bet deep inne Nacht, denn dar war Dag un Nacht arbeidt, stüddi[3] los. Nissen sin öllsten Lüd un de em am längsten deent, harrn dar er regelmäßig Dagwark un Daglohn. Se harrn't nich sur un doch en seker Verdeenst. Dat weer en Art vun Olndeel int Geschäft. Wil't Dag un Nacht ging, wesseln se af un harrn dat inricht na Stunn, etwa as de Maan, jümmer een later, dat't am Ende wedder mit de Sünn un den Dag tosam un int Like[4] keem. So seeg man mitünner een vun disse Lüd en tidlang so wenig as en Nachtul, bet he denn wedder ant Dagslicht keem as anner Lüd un Vageln. Dat ging hier ni so hilt her un ok ni so lut, as mennimal inne grot Windmael, wo bi en harren Wind kum en Junkkerl in sin besten Jahrn sik gau genog wendn kunn, keen Tid harr den Sweet aftowischen, de em inn Strom aewert Hemd leep, keen Tid, en Drunk to nehm twischen't Umsetten. Denn rassel dat ol grot Gebüd, dat dat as Storm aewern Ort scholl, dat Kranke und Swacke sik ünner de Bettdek versteken, un wer Wull verwandts[5] op See harr, um Genad un Hölp vun baben be. Inne Roßmael gingn de Baer- un Naslagg, as de Per, jümmer in'n Takt, un nich to snell, dat man nich jümmer twischen den Slag sin Wort maken oder hörn kunn. Dat weer recht en Platz um to klaen,[1] un wer der lang genog kam weer, harr en ganz egen Art de Welt antosehn, etwa as Nachtwächters dat hebbt, de jeden Abend in er lütt Wachtstuv dat Geschick vun den Ort daersprekt.

Wenn man de sware Daer apen mak, so keem Een en Geruch vun frisch Oel entgegen mit allerlei anner Gerüch dermank, un man muß dat Hart eerst an eenige sware Släg gewöhn', de de Stampers maken, as de grot Parpentik det Geräusch oppen Thorn in de Karkennuhr makt. Ok muß man ni bang warrn vaer den Löper, den Lopsteen, de op sin platte Uennerlag lik op Een to kumt, denn he dreiht sik sin gewöhnlichen Weg rundum. Op sin Gerüst, wo he in hangt, op de veer Ecken hett Jan Baas veer Maelen int Kleene anbracht, de vaer den Togg sik langsam umdreiht. He sülbn steit bi den Vaerslag, rechts, en annern bi den Naslag links, un twischen in bruddelt de Warmpann, wo en stahlern Stang de Rappsaat in umröhrt. Dar kann man sik rum lagern un de Hann warm', wennt kolt buten is, awer smerri ward man, all't Holt is blank un kann drippen vun Oel, un de Arbeiders sünd gelgrön bestaben vun Rappsaat- und Linsaatmehl.

Dar sitt Kutscher Jan Willem geern, wenn he wedder torügg kam is vun irgend en grote Fahrt; wat em as Oel anne Hand kumt, dat wischt he ahn Schaden an sin blanken Kutscherhot oder an sin Stulpensteweln af. He sitt geern lat, Slap deit em nix besunners ut. Wenn't na Merrnnacht un de Aflösen kumt, ward mitünner de Warmpann besunners utwischt, vun't frische Oel kumt mit Brotrinn hinin. Wenn't darmit rein kakt is as Bomöl un smölten Botter, so kann man Kantüffeln un Klümp darin braden. Wa schön rük mennimal de Roßmael na Merrnnacht! Un denn seet, wat bleben weer, um de hitte Bratpann, un Jeder fisch sik mit sin Taschenmeß, wat he kriegen kunn. Dat much Jan Willem! Dar leet he den Slap vaer gan. En Drunk kunn man darto nehmn.

Thießen sin Vader harr dar in letzten Jahrn sin Sted hatt, un klein Anna blev

[1] wülpen, walzen, Wülp, Walze. [2] Warmpanns, Wärmpfannen, worauf die Rapp- und Leinsaat erhitzt wird, ehe sie unter die Schläger zur Presse kommt. [3] stüddi, unausgesetzt. [4] Like, ins Gerade. [5] Wull verwandts, Jemand Verwandtes.

[1] klaen, schwätzen.

noch mitünner mal mit ſitten un ging eerſt inne Nacht mit Kutſcher Willem to Hus. De Erinnerung keem er. Wer is nich mal jünger wen?

Vunabend ſeten dar ok Wülke, Geert, Jan Baas un de Bekannten. De Stampers gingn ern gewöhnligen Gang.

„Wedder kam?“ frag Geert zwiſchen twee Släg.

„Jawul,“ ſeggt Kutſcher Willem, un ſöch ſik ſin gewöhnligen Platz ut.

„Vun Kiel?“ ſeggt Jan Baas.

„Jawul,“ ſeggt Kutſcher Willem.

„Weer der wat los?“ ging wedder de Frag inne Pauſ'.

„As jümmer,“ ſeggt Kutſcher Willem.

Awer as he ſik nu recht faſt ſett harr, ſä he op eenmal twiſchen twee Släg, indem he de Ogen in dat Gebüd rum gan leet: „Dit Dings ward umbu't!“

„Wat vern Dings?“ frag jeder Arbeider.

„Dit Dings hier,“ ſeggt Kutſcher Willem, un wiſ' mit de Hand herum, „de Roßmael.“

„Büſt je wul ni klok,“ ſeggt een vun de Arbeiders, de nu al ſit Jahren dat nich anners kennt harr, un ſik ſo weni denken kunn, dat dat anners war, as dat de Sünn un Maan en anner Weg neemn.

„Klok noch!“ ſeggt Kutſcher Willem. „Wat kriegt Ji to ſehn? Nix as de ol Stampmael un de Brun un de Schimmel, de ſe treckt un de Schimmel is ſogar blind. Schulln mal na Kiel kam! Dar is wat los! De Ol treckt am Ende noch ganz raewer und ritt dat hier all dal. Oder he bu't dat um. Dat geit nu mit Damp! He hett in Kiel en Mael mit Damp inrichten laten. Dat's en anner Dings! Ik heff't ſülben mit min Ogen ſehn. Awer beſchriben kann ik't nich.“

Dat ſett denn Alle in Verwunnern, awer Alle löben doch faſt dat Unmaeglige vun den „Herrn,“ und blot de Oellſte, Jan Baas, den he ut Holland mitbrocht harr, ſä: „Wenn't man all gut geit!“

Darvun wulln nu de Annern gar nix hörn, un Kutſcher Willem kunn ruhig wider vertellu.

„Wi hebbt ok en jungen Herrn mitbrocht,“ ſeggt he, „de den ganzen Weg bi de Ol inne Kutſch ſeten un räſonneert hett. En ſcharmanten Kerl! He is, hör ik man, as Secretair bi den Landvagt. Ik meen eerſt, dat weer wul en Brüdigam vaer Mamſell Reinhilde, un de Weerth in dat Hotel ſä mi ok ſo wat.“

Dat weer natürli wat vaer klein Anna, de in Gedanken al grote Hochtid und ſchöne Geſchenken ſeeg, wovun ern Thieß un er ok wat affull, un mit ſo'n ſchöne Gedanken brok ſe vunabend op to Hus, un harr nix anners to denken, as dat ſe dat ern Thieß as ſchöne Narícht, ſobald ſe em ſeeg, verkünden wul; damit de arm Jung mal de twei'n Hann un dat Maleur vergeet!

Wenn ſe ahnt harr, wa ſe em eerſt weh de! Se keem je ok richti darmit to Gang! He ſä ni ne un ni ja, he war ni roth un ni bleek, awer he föhl, wa em all dat Blot as en Klumpen int Hart toſam leep, he föhl in ſin Seel, dar hung ſin Seligkeit oder Verdammnis an, vun Laten un Verlaten, vun Gönn un Könn weer gar de Gedanke nich. Dat handel ſik blot darum, ob he noch leben kunn, wenn't wahr weer, un dat bedach he ſik, as he meen, ganz koldblödig. Ob dar wat an den Snack weer oder nich, ob't en Klaenerie weer, de man in de Roßmael utdacht harr, wo menni Dings torecht makt war un veles würklich, wat annerwärts kum mal möglich, oder ob't vun de richtige Stell un ut de richtige Quell keem; dar dach he nich wieder aewer na. Gar am Ende to töben un to lurn un ſik ſülbn to aewertügen, dar to weer in ſin Gemüth weder Ruh noch Beſinnung genog. In en Ogenblick weer he mit ſik un ſin Schickſal int Klare. Denn tolezt weer't eenerlei, ob't wahr weer oder nich. Vaer em deen ok en Gerücht as en Licht, dat em mal recht in de Düſternis wiſ, wo he ſunſt jümmer blind an vaerbi lopen weer; dat wiſ' em de Afgrund, wo he eenmal herin ſtörrten muß, keem't nu oder later, keem't mit diſſen oder en annern, mit en Secretair oder en Vagt, mit en Doctor oder en Afkat. Vaer em weer de Appel nich, vaer em heet dat toſehn oder wegſehn, vaer em weer't, as wull he mit de Arms na den Heider Klockenthorn roplangen un de gollne Kugel hindalhaln, vaer em weer ſe to hoch, un dat weer op jeden Fall dat Enn vun de Geſchichte. Aewrigens ſehn harr he genog, düch em: dat de Mann faſt Arm in Arm mit Hilda op Strat un Wegen ging, dat reck vaer em ut, um to weten, warum man ant Markt bi Beamten, Paſtoren un Doctoren nu jüs een Geſellſchaft na de anner gev, ok bi ſin

Herſchaft un Reinhilde allerwärts darbi weer.

Dat full em awer um ſo ſwarer opt Hart, as he ſik in de Krankentid int Garnhus doch in en Art Duſel rin leſt harr, twiſchen Drom un Waken. Muchen de Biller noch ſo düſter ſin, de he ſik vun't Bett un Sopha ut vaermal, am Ende un toletz weer der doch en hellen golln Rahm um, un Biller weern ſe man alltomſam. He leeg un dach nu doch eenmal dar würklich oppen Sopha und ſeet op deſülwigen Stöhl mit Reinhilde, he athem deſülwige Luft mit er, ſöt vun Levkojengeruch, un de Fritſch ſung ok ſo gut vaer em as vaer Annere, de dar weern. He ſöhl ſik, as hör he mehr derto as ſunſt; wa kunn he anners!

Reinhilde weer herlich! Dat weer dat wenigſte, dat ſe dann und wann kam weer un harr em fragt, ob ſe em en Taß Supp ſchicken ſchull, ob en beten Quittenſaft, ob en Sluck Win? Ne, as he wedder op weer un nu mitünner buten, wa ſe mit em ſnackt harr, mit em op un dal ſpazeert, em tohört, em fragt harr, dat weer't! Wa nett harrn ſe mit enanner ſnackt. Se frag geern, ſe harr dat as junge Mädens beſunners dat hebbn könnt; ſe keem vun't Lüttſte op't Gröttſte, vun en Katt op en Löw, vun en Pump de jank oppe Muſik, vun en doden Vagel op de ewige Seligkeit. Thieß ſin Weisheit weer dar natürlich bald to Enn, awer dar keem't je ok nich op an, dat keem op den Ton an, op den Sinn, op ern Utdruck, op er Ogen. He neem dat jümmer eernſthaft, un ſe gungn mennimal tein Mal den Stieg op un dal, bet an de Bank, de aewer't Moor na de Meldörper Kark ſüht, ehr ſe mit en ſware Parti ſertig weern. Mädens lehrn domals noch gar nix anners, as wat de Schol mit ſich broch un etwa de Moder kunn, nich enmal en beten Franzöſch oder Geſchichte, un keen Bok war der egentlich leſt, as Bibel un Geſangbok. Reinhilde harr frili en beten Privatſtunn mit Landſchriwers Dochder bi'n Propſten hatt, un vun darher ſtamm recht er Bekanntſchaft, awer de ol Mann leſ' Klopſtocks Meſſias mit ſe, un miſch ehr mal en Brocken Ebräiſch dartwiſchen (Reinhilde lach mitünner daraewer un reep: Bereſchit barahim! wenn er de Geſchichten infulln, ahn dat ſe wul wuſt, wat't bedüden de, dat klung er gar to drulli), ehr as Franzöſch oder Engelſch, wo he eben ſo wenig wat vun heel, as he der wat vun verſtunn. Nu muß ſe ſik mit dat behölpen, wat er Vatter er in ſeltene Tiden, denn he harr to vel vaer, bibroch, un ſe weer op en Art ſowit darin as Thieß, ſo dat ſe na dat deepſinnige Schur mennimal en drulli Art Uennerredung harrn mit bon jour, yes sir und anner ſolke wichtige Wahrheiten.

Im Ganzen weern ſe ſunſt Beide eernſthaft, al vun Natur, un wenn ſe nich ſik jüs beſproken aewer Gedichte vun Matthiſſon oder Claudius, ſo ännern ſe wul in Gedanken Stieg un Beeten inn Garn um, un dar weern Thieß ſin Anſichten nich blot geſchickt un paßlich, em weer ok jüs darbi to Moth, as weer he nich blot en Stück Möbel in de Familje, ſundern een vun de Wenigen, de dat Recht harrn, ſik darop to raun un ſe umtoſtelln na er Geſalln oder Inſichten.

Ja, in ſo'n Duſel harr he ſik rinlevt in de Tid, wo he vellicht doch twiſchen Leben un Dod merrn in hungn harr. Un nu he wedder recht ſeker ſtunn op ſin Leben un Gelenken, nu hör un ſeeg he, wat em daertrock, dat he dach, dat Beſte inne Welt weer ok man Laegen, keen Verlaten weer op nix, as dat Allens en Enn neem.

* * *

So wit em dat anging, wull he darmit eernſthaft den Anfang maken. As he to Hus un in ſin lütt Stuv keem, kram he ut en Schuf[1] enige Papiern un Saken toſam. He harr ſik doch al enige lütt Andenken an Reinhilde ſammelt un opbewahrt. Dar weern en paar lütt Zetteln, en Inladung to Diſch un en Bed um en lütt Beſorgung, de een noch faſt mit en kindlige Scholhand, vellicht ut de Tid, as ſe mal den Fot verrenkt harr un ſülbn nich kam oder gan kunn. En lütt Teknung vun en Blom, de ſe em mal ſchenkt harr, as he in er Tekenbok[2] keek; ſe lehr dat bi en ol Mamſell, de in Kopenhagen harr Maler warrn wullt un nu hier her verſlagen, na enige Vaerlegeblaed[3] ſo vel Kinner quäl, as ſe maegli toſam beteln kunn. Mamſell Meinung heet ſe, wat inne ganze Heid vun Jedereen gewalti dütlich utſpraken war. Uterdem weer

[1] Schuf, Schieblade. [2] Tekenbok, Zeichenbuch. [3] Vaerlegeblaed, Vorlegeblätter.

noch en würklige verdrögte Blom mit en roth Band darbi, as 't leet de grötſte vun diſſe Schätze. Denn Thieß le de Blom am vaerſichtigſten bi de annern Saken in en ſchön groten witten Bagen, mak dar en Breefgeſtalt ut, ſiegel dat to, un ſchrev darop: Ungeöffnet zu verbrennen! Denn le he 't wedder deep achter inne Schuflad.

Un nu weer 't to Enn! Föhl he ſik ni lich, ſo föhl he ſik doch ſeker,[1] un he dach gar nich daran, dat twee Daern wider vellicht de een ſik apen don kunn, un de Stimm, de denn langs de Del triller, war all 't Vaernehm to Water maken, dat nu faſt un ſeker weer as Januarsis oppen Notpol.

To don weer ja vaer em nix anners, un he muß ſehn, alleen mit ſik klar to warrn. En junge Natur hett jümmer Hölpsmittel bi ſik, ſowul in't Unglück as in Krankheit. Wenn 't man ſo wit kam is, dat man wat ſeker int Oog ſat, is 't al jümmer wat, dat hölpt. Thieß harr ſik bi ſin Liggn doch en Art Plan makt. Weer 't keen Lebens-, ſo weer 't eerſt mal en Arbeitsplan, wo vellicht dat Leben, oder wat ton Leben hört, naſolgen much. He neem regelrechten Uennerricht int Engelſche bi en oln engelſchen Koopmann, de int Unglück hier behangn bleben weer und ſik kümmerli mit Uennerricht daerſlog. De Mann weer en ol düſter Gemöth, wahn in en ol düſter Kabüſ', weer awer en Mann, de wat lehrt un vel dacht harr. De leſ' allerlei düſtere Schriften: Youngs Nachtgedanken, un wat he Philoſophie nöm, dat nöm he ok de Wahrheit inne Welt, un dat paß Thieß Thießen wul, de ok de Wahrheit ſöch.

Dar arbei he ſik rin, ſtudeer binah Nacht un Dag, funn awer doch nich de Wahrheit, ehr allerlei Twiſel un Gedanken, de nich to löſen weern. Un wenn ſin Herr ok mit Vergnögen ſeeg, dat de engelſchen Breev em licht vun de Hand gingn un em nagrad de Correſpondenz anvertrut warrn kunn: ſo vermahn he em doch, nich to vel Nachts to arbeiden un as ſin Beſtes jümmer ſin Geſundheit to ſchon'n. Ja, Geſundheit! wat ſchull he darmit?

Dar keem öfters Beſök vun Scholkameraden op Thieß ſin lütt Stuv. Sin Herr ſeeg dat geern, ſitdem he eernſthafter un ſtiller warn weer as ſunſt, bleek utſeeg un nich anners rutkeem, as wenn dat Geſchäft em rutdrev. Junge Lüd markt dat licht, ob ſe in en Hus willkamen ſünd, wenn de Herr ſe ok blot mal tonückt bi't Kamn oder Gan. Man brukt ſik nich jüs luter Näſ'waters[1] to denken, de an ſo'n Ort toſam lopt. Verſtand un Vernunft is allenthalben to Hus. Dar hört keen grote Lehr noch Bökeranſtalten darto, dat oprecht to erholn. Dar keem en Farwers Saehn bi em, de Holtſnidn lehrt harr, um ſin Forms to'n Kattundruck ſülvſt to maken. Dar keem en Diſchers Saehn, de na Hamburg weſt weer, blot um de nie Art vun Fourneerarbeit to lehrn, beide kenn en Beten vun Chemie, wo ſe mit Vergnögen vun ſnacken, un berühmte Nams warn ok hier mit Ehrfurcht utſpraken, wenn ok nich jümmer richti. Dar keem en jungn Muſiker. He ſpel frili to Danz de tweete Vigelin, un muß mit herum to jede Jahrmarkt un Burnhochtid, um vaer ſmerleddern Steweln Huppſa to kratzen: awer he vertell Thieß Thießen mit Begeiſterung vun Muſik. Wat ſe ni hörn, dar leſen ſe vun in en Muſikzeitung, un weern de Jahrgängn ok nich de letzten: man lev doch in en grote ſchöne Welt, much ſe buten wen oder vaeraewer.

Mank de jungn Lüd bi Thieß Thießen keem dar ſit enige Tid een, de gegen de annern en Beten verſchüchtert leet.[2] He weer Geſell bi en Wittgarwer, heel ſik awer en Beten beter as ſunſt Handwerksgeſelln, ging ni to Danz un Gelagg un ſöch ſik ok en beter Geſellſchaft. So harr he ſik mit een vun den Börgers Kinner bi Thieß infunn oder ſo to ſeggn inföhrn laten. He keem nie anners as ſmuck nett in Sünndagstüg, wat em frili jümmer en beten ſünndägli unbequem ſeet. He weer vunn Lann, recht vunn Dörpen, un dat war em ſur, un he bemöh ſik angelegentlich, finere Stadtmaneeren to ſehn un antonehm. Lehrt harr he wul heel wenig, apenbar weer en beten nothdrefti[3] Leſen all, wat he kunn. Awer he ſöch bi Thieß, wenn ſe alleen weern, en beten Reken inne veer Speetſchen[4] wenigſtens natohaln. Dat drück em awer ok op alle Kanten as ſin Rock un Weſten, he weer ſwigſam un as mit Angſt apmarkſam op jede Bewegung vun de Annern. Wenn de aewer en Gegenſtand, de

[1] ſeker, ſicher.

[1] Schwätzer, Träumer. [2] leet, ließ, ſchien. [3] nothdrefti, nothdürftig. [4] Die vier Species, die vier Grundrechnungsarten.

dat mit sik broch, mit to int Hochdütsch spreken keemn, so sweeg he ganz still. Doch harr sin Stimm so wat Indringligs as sin Ogen, un darbi weer he en smucken jungn Minschen. Wenn he mit Thieß alleen weer, wenn he int Spreken keem, wenn he vertell, so ging dat, as weer Für darünner bött,[1] dat keem em deep uten Harten un he drung dat Thieß'op un in. Thieß harr egentli nüms, de he sin Geheemnis anvertru. He harr wul Frünn genog un se heeln Alle vel op em, he weer, ahn dat he daran dach, de Mittelpunkt vun en ganzen lütten Kreis. Awer gewisse Dingn lett man sik blot afdwingn; so gung em dat mit sin Lev. Un jüs de linksche junge Minsch vunn Lann harr em dat binah asdwungn. De gung jümmer op Een in, as bahr he Een an, de kram jümmer int Depe in Hart un Gefühl herum, harr jümmer wat to apenbarn, un Offenbarung antotappen.[2]

He seet jümmer, as deck he de Löcker to, wo de Jung vunn Dörpen gar to nakelt daerschin, un he harr en Geschicklichkeit, de Löcker in Annerlüd er Hart oder Kopp optosinn un optodecken. Thieß harr nog to don, dat he nich Nam' un Datum darbi angev, aewrigens harr de Anner al lang Allens herrut, wat em quäl.

Un darbi harr he Hölpsmittel dargegen un Trost darvaer. Wenn de Noth am grötsten, weer de Hölp am neegsten. Man muß se frili annehm wülln, man muß se nich vu sik holn, man muß sik ni verblendn. Dat Wort war egentli nie utspraken: as weer't en Medizin mit en geheemnisvullen Nam'. Awer Thieß mark recht gut, warum dat sik handel. Se keemn regelmäßig tosam, vertell de Wittgarwer, as hier ok bi Thieß, junge Lüd un ole, un sproken sik ut, en Jeder sin Erfahrung.

Nu harr Thieß sik so fast lest in sin Nachtgedanken un annern düstern Böker un sik so fast snackt mit sin Mister Cole aewer Wahrheit un Philosophie, he weer so verlaten un toslagen un innerlich toschann, dat he binah vun Jedereen sik harr anne Hand nehmn laten, de em Rath oder Trost versprok. Vun de Lüd kenn he, kennt man doch egentlich Jedermann in son Ort. Wittgarwer Wulf un sin ol Süster weern en paar vun de Hauptlüd. He weer en Lamm, so sä man, un wenn de boshafte Slachter Klas Iwen ok tosett, dat de Süster en Schap weer, so wuß Thieß recht gut, dat son Lüd, de Stillen, as se geern heet, vaer Spott ni to sorgen hebbt. Wulf weer würkli as en Lamm, en Gesicht mehr gudmödi leet sik ni denken, dat lach vun Tofredenheit. Thieß harr em öfter sehn, wenn he Fridags früh na't Möldorper Wekenmark uttrock. Wenn he na Hagenheid heropkeem, wo man aewer Moor un Marsch weg süht as vun en Barg, un de Sünn opging, so sung de ol dicke Mann mit den Hot inne Hand as en Lurk dargegen an, within schall sin Psalm: Erheb ihn meine Seele!

Warum schull he nich enmal hingan? Se keemn gewöhnli appe Gastwurth tosam, wo se in en warme Warksted en paßligen Platz harrn. Dat weer dar ganz nett un ging würdig nog her, blot sull dat Thieß glik op, wa stramm se all seten, wa dat Hannsoln un Koppnücken, wa fast jede Min' un Geber nich rein vun Natur so, sundern mit Absicht weer, blot Harm Wulf seeg eensach un harmlos ut. Ok de Wör un Redensarten wedderhaln sik, as dat Hannsoln un Koppnücken, warn utspraken, as harrn se aewernatürlige Bedüdung, as weer dat Wort al Medizin un nich dat Recept darto. Thieß weer as in en fremde Welt un em war eerst ganz wunnerlich. Wittgarwer Löhnert seet dermank as de Hauptperson mit sin gewaltsam Gesich un gewaltige Red. He le Gewicht un Biwagg[1] op jede vun de Wör, de hier de Lust swar maken. He stütt sik op sin Stock mit den gollen Knop, un keem bald op de Hoffahrt to spreken, „as welke Christendemoth ni opkamn leet." Dat schin sin Hauptkapitel, dat flot as en Strom aewer en bekannten Grund, dat keem de Mael ok jümmer neger, wo dat dat Rad driben schull, dat ging in Winken mit den Tunpal un in de Ellerbeker Blom[2] aewer op „Spikelanten" un „Sabbatschänder," un harr toletz blot tosiegelt warrn schullt mit de Opschrift: An Dissen un Jen', in firma Reinhold Nissen. Thieß war unheemli darbi, egentli verstumm he 't gar nich, denn dat Schelln, so gewalti dat klung, weer em doch vun de Art, as wenn man dat vaer sin egen Gesundheit bedrifft: um de Gall en beten daer to schüt-

[1] böten, einheizen. [2] tappen, zapfen.

[1] Biwagg, Beigewicht, von Schlachtern gebraucht für Zugabe an Knochen. [2] De Ellerbecker Blom, Redensart, die sich für verblümt ausgibt, eigentlich aber eine Grobheit schlicht hin sagt.

teln, un as he wul junge Studenten harr mit den Handstock inne Luft fechten sehn, se zielt jümmer op Een, de nich dar is, un he wunner sik blot, dat man em mit Andacht tohör. Dar seten en paar Schollehrersdöchter vun neegbi[1] ut Rikershof dartwischen mit so'n rode gesunne Backen un so'n daersichtige kloke Ogen: dar weer 't gewis keen Heucheli un Verstellung, de mussen hier je doch wat söken un finn. Wer kunnt 't weten? Dar seet de Dochder vun 'n Huf' dartwischen, wullhebbn Meisters Kind, de de Warksted hör, en bleek blaß Mäden mit brune Ogen as en Reh. Wenn 't vaer de wat weer, düch em, so much 't vaer em je noch wat warrn, nödig harr he 't. Dat much sik torecht finn. As he Algebra bi den oln Rekenmeister Simon Backer lehrt harr, weern em ok eerst de Bokstaben blot Tekens wen, eerst allmählig harrn se em wat bedüdt. Dat much hier ok so kam. He meen't je eernst un ehrli. Denn much em so to seggn de Geruch ok enanner warrn, de em noch jümmer weer, as in Friedrichstadt inne katholsche Kark.

Dar war in de Versammlung vel vun Erweckung un Erleuchtung spraken. Dat gev noch mehr solke Wör, de behandelt warn as en Teken. Fast Jeder harr irgend een Kapitel, as weer 't sin egen Pachtung. Lud un so to seggn öffentlich to Alle sprok awer blot Wittgarwer Löhnert, un meistens blev he bi sin bekannt Thema. Dat günn man em, as de Annern dat ere. Man sä vun em, he weer sülbn en leidenschaftlige Natur, he lee vun de Leidenschaften, de he in Annern mit dat Wort mächtig straf. Wat harr wul ut so'n Minschennatur warrn schullt ahn Religion? Dar kunn man er Wirkung sehn! An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. De Mann stunn Nachts op un be gegen Stolz un Hochmoth. Thieß wuß sülbn dervun, denn vun so wat vertell sik de ganze Heid. Löhnert harr en small lank Hofstell na de Westerweid rut. Dar ging he ost Winternorgens in Düstern op un af, lud to beden. De Fohrmann Krüschan Rehm, de jeden Sünnabend fröh Morgens mit den Rendsborger Frachtwagen afging un jümmer ünnerwegens Schelmstücken vertell, um sin Passageers warm to holn, bet se in Linnern dat eerste hitte Eierbeer kregen, harr em dar mal drapen, vertell he, as he jüs ünner anne Port stan un lud ropen harr: „Herr, soll ich umkehren?" „Do 't man!" harr Krüschan Rehm seggt, „ga to Hus un to Bett, dat 's kolt. Awer vergitt morgen Din Handstock mit den Knop nich, wenn Du unnne Heid spazeerst!"

So muchen Annere aewer Erweckung un Erleuchtung spreken, vellicht de't ok nödig harrn. Sogar vun de öllern Fruns snacken daraewer mit, frili man int Gespräch Thieß full dat op, wa de Erweckung un Erleuchtung jümmer as wat beschreben war, wat den Minschen so to seggn aewerfull. He kunn dar nix vaer, dat keem em, dat weer de Gnad! Awer he kunn dar doch wat vaer, denn wenn se nich keem, so weert sin Schuld. Dat weer de Sünn, de egentlige Sünn, de wider den heiligen Geist. Don kunn he dar nix bi, he muß still holn. Awer don muß he doch sin Deel. So weer 't. Dat weer jüs en Wunner, unbegriblich, ok vaer de Annern. Dat weer gerade dat Herlige darin. Dat keem vp eenmal un unbedacht, ging awer ni af ahn vel Geföhl. Gerade dat war geern un umständli beschreben, dat schin en egen Freud un en egen Geschicklichkeit, alle Umständ darbi genau to beholn un vaer de Tohörer uttomalen. Se wusten Tid un Stunn op't genausste, dat keem bi Dag vder bi Nacht.

Een oldbelti Mäden weer besunners stark darin. Se alleen ok stunn op in de Versammlung un sprok to Alle. Se beschrev dat mehr int Fürchterlige, se beschrev de Erweckung, as wenn en Tiger weckt ward un em ward sin Blot aflaten, awer Lammsblot wedder intappt un nu is he verwandelt. Darbi seeg un re se utdrückli Thieß an, as wull se Teken sehn, ob bi em de Aenderung intre. Thieß kenn dat Mäden vun 't Ansehn. Se lahm en beten op een Fot, wat ern Gang wat Fierliges gev. Dat Gesicht weer hübsch, wenn ok streng. Se goll vaer ungeheuer rik; jedenfalls harr se en Gewes' vun er Vatter arst, wo se nu eensam as vl Jümfer huck un dat verwalt. Dar seeg man er op den Schohmakerort[1] velmals achter er Stratendaer stan un mank de mischen Dweerstöck ut de Ruten[2] oppe Strat liken. Man sä, se paß dar op gegen de Arm', darmit de gar ni eerst rin keemn.

[1] Neegbi, nahebei.

[1] Der Schuhmacherort ist eine der Hauptstraßen Heide's. [2] zwischen den messingenen Queerstäben durch die Scheiben.

Se goll vaer noch mehr gizi as rik. Harr se doch mal so ute Daerfinstern tosehn, as en arm Kind inn Regen vaerbiging un en Schilling verlor. Den söch dat arm Gaer vergebens, Jümfer Timmsen seeg to. Awer statt rut to gan un dat Kind den Schilling to geben, töv se, bet 't weg weer, un nadem föch se dat Geldstück mit en Knüttwihr[1] uten Rünnsteen: darmit Gotts Gav ui umkeem! So vertell man.

Thieß sin Fründ hier, de Wittgarwer vunn Lanu, sprok, as 't schin, gar ni mit. He harr dat awer hilt,[2] Stöhl un Sitzen torecht to stelln, wobi he dat jümmer so inricht, dat he neeg bi de Meistersdochder to sitten keem und Thieß bi Jümfer Timmsen. Uterdem verdeel he de lütten Böker, wovun jümmer nie dar weern, de man Tractätlein nom, wobi Thieß toerst jümmer an de Apthek dach, alle in desülwige Art vun Sprak, de hier redt war as en egen Mundart. En Missionsblatt keem ok regelmäßig daer de Wittgarwer sin Haud. Ok sammel he in en slaten Büß de lütten Biträg in, wobi he jedesmal mit de Büß klaeter un bi't Hinholn wegseeg. He harr sik aewerhaupt in de Versammlung as de Küster Klas Habener inne Kark.

Aewrigens fülln disse Dingn nich jümmer ganz de Tid ut. Denn warn ok weltlige Saken beredt. Se wussen hier genauer Bescheed, as Thieß dat jemals dacht harr, aewer Vermögen, Innahm un Utgav vun en ganze Reeg vun Lüd inn Ort un inn Lann. Dat dur man enige Mal, so leet sik Wittgarwer Löhnert hendal un frag Thieß ut aewer Reinhold Nissen, aewer sin Gewes', sin Handel, sin Umsatz, ok aewer sin egen Stellung un Innahm, un wat he so antoröhrn verstunn, ahn dat man jüs seggn kunn: Thieß much em dar Handslagg op geben, he wull dat bruken. Doch so vel vnn de Eenfolt vun en Duv ok noch in Thieß steken much: dar weer he doch al to vel Koopmann un to „gerieben" darto, as dat he nich utwik un achtern Barg heel. Wulf sin harmlose Süster, dat Schap, as de Slachter Iwen sä, weer in all er Unschuld Vermederesch vaer junge Lüd, besunners Deenstmädens. Inne Heid weer dat domals en Geschäft, wat man mit slimme Nams nöm, un mennig Een sä wul vun er, se weer en Seelenverköperesch. Se harr ok een un anner Deensten in Nissen sin grot Gewes' lewert, wo bi de Köh un in Hus un Garn en ganze Reeg Mädens brukt war. Dat gev vaer er allerlei an Thieß to fragen. Un so maken sik Mehr wat mit em to don, Jümfer Timmsen nich am wenigsten, de sik aewrigens fründli na sin ol Moder erkundig un de sin Vadder recht gut kennt harr un darbi sin Hart gewunn'.

Besunners genau un streng, as en italiensche Vokhollung, war awer dat Sündenregister aewer den Ort föhrt. Dat weer tum Verwunnern, wa genau man in fast jede Hus un Familje aewer dat Heemlichste Bescheed wuß. Thieß war fast gruli darbi, he harr keen Ahnung darvun un lehr nu eerst, wa vel in son Flecken verrött un anrött is, wa wenig ganz heel und gesund ünner Minschen. Jüs oft un meist in de eersten Familjen inn Ort, in Hüs', wo he so to seggn mit Ehrfurcht rop un inne Finsteru sehn harr, dar weer 't am wenigsten geheuer. Bi Afkaten, bi Pastorn, bi de eersten Beamten, de öllsten Koopmannshüser dar weer irgend wat versteken, verdeckt un verborgen, wat Dags Licht schu'n muß. Wo de Oellern rechtli weern, dar harrn oft de Vaeröllern dat op en Art erworben, dat wul de Kinner dat harrn wegsmiten mucht, wenn se't genau bedachten. Oder de Kinner arten ut, un en heemlige Schann war mit Glanz oder inne Fremdn todeckt.

Ok op Reinhold Nissen fulln allerlei Schatten, Wittgarwer Löhnert wuß vun sin Vatter her, Jümfer Timmsen vun sin verstorben Fru. De Schatten harrn binah aewer se weg op Reinhilde fallu kunnt, harr Thieß sin Gesöhl sik nich dargegen wehrt.

Am slimmsten ging 't aewer arme Mädens her, de en Unglück hatt harrn. Un dit Kapitel war so utföhrli behandelt, as dat vun de Erweckung, un de Fruns weern darbi nich de Swigsamsten, un wo de Wör noch nich ann Platz weern, dar reck dat Winken ut, um Allens apenbar un dütli to maken, dat Süfzen, um de Sünn to beteken.

So ging 't her. Doch kunn Thieß nich seggn, dat de Lüd dat nich ehrli un in ern Sinn gut meen. Blot, he harr nix darvun oder paß dar ni mank. Bun Erweckung weer dar in em nich de Red, obglik dat darop recht affehn weer, un man sik Mög um em gev. Denn he weer vellicht de

[1] Knüttwihr, Strickstricken. [2] hilt hebbn, eifrig sein, es eilig haben.

Eenzigste, de ol Matthias Claudius hier maegli en Butenminsch[1] nömt harr. Sin Fründ vunn Dörpen, schin dat, harr em ganz besunners in sin Schutz, as söch he dat Verdeenst, sin Seel to erobern oder to retten, vellicht mit em den ganzen Kreis vun junge Lüd ut de beste Börgerie, de bi em lepen. So schin em, un he harr ok nix dargegen. Sogar de Meistersdochder wenn' er Rehogen oft in Swärmerie op em un harr en Wort besunners vaer em, wat em klung as Fründlichkeit un Mitliden.

Dat neem em doch sunnerbar hin. Oft brochen se abends de beiden nüdligen frischen Schollehrersdöchder na Rikershof rut. War dat Gespräch denn ünnerwegens ok nich jüs fortsett, de Ton darvun wenigstens dur an un klung as en Melodie mank allens daer. Se weern't alle gewohnt uttospreken, dat in Wör to bringn, wa se to Moth weer, wat se föhln und dachten. Man kram jümmer int Hart un de Bost herum un ut dat Innere herut; nich Unwahrheiten un nix Slechts, jo nicht! Awer in unsen Lann is dat so wenig de Art un de Bruk, dat dat Thieß as wat ganz Fremdes vaerkam muß. Hier buten, alleen mank de jungn Mädens, keem ok de Wittgarwer to Wort. He wis' na de Steern un den Maan un sprok aewer den schön Himmel, nich blot den, den man süht, ok aewer den, den man haept un de Fromme al op Eern findt. Sin indringlige Stimm klung fierlich, man kenn den Mann nich wedder, dat keem deep ute Bost un de Wör funn sik em so egen darto, man kunn sik en Mann darbi denken, as man se ut't ole Testament kennt. He sprok vun sin verkümmerte Kindheit. Ja, de weer eerst verkümmert! Dargegen weer Thieß en Glückskind west. Oppen Krumsteder Fierth[2] oppe Heiloh in en Hütt half ut Soden,[3] dar harr he hungert un drömt bin de Daer oder buten.[4] Sin Olen weern op Törfgraben west, wenn he de ganzen Dag' alleen seten un na'n Himmel sehn harr, un keen Minsch harr em wul en Frag' beantwort, wenn he harr fragen kunnt. Doch ok darto harr he't nich brocht, to Wör harr sik't nich opklärt in em bi al sin Gruweln.[5] Un doch weer em en Stimm kam vun baben in de Dunkelheit, as Samuel se kam weer, un he harr se verstan. Dat weer de Berop. He weer nafolgt un toeerst na Elmshorn kam, dar harr he de Wittgarwerie lehrt. Awer nu harr em de Berop na de Heid föhrt, un dar weer em eerst dat Licht opgan, dat himmlische Licht, dat de Eer to en Garn mak un em den Engel sehn leet, de em nich ut Eden rutwis', ut't Paradies, sunnern hinin. Wen dat goll, dat weer je dütli genog, un de blasse Meistersdochder seeg swärmerisch umhöch. Denn sung he Leeder an to singn un alle sungn halslud mit. Se sungn Leeder ut't Gesangbok, de wi hier sunst blot inne Kark hört mit de Orgel darbi un in Gedanken de Predig und de Sünndag. Doch hör Thieß se geern vun de sanften Mädenstimm, se maken en egen fierligen Indruck op em un he sung allmähli sachten mit. Doch sungn se ok Volksleeder, de vun Lev, vun Glück un Unglück sprekt. De Wittgarwer steek vull darvun un Thieß hör menni schön Ton as ut sin egen Seel' herut tum eersten Mal. En ganz egen Slag Minschen un ganz egen Art Verkehr ünner junge Lüd! Wenn se so in de stille Nacht langs den eensamen Fotstieg na de Marsch to gingn, twee junge slanke Gestalten vaer em, eenfach in Kledung, awer sauber un drepli,[1] aewereens as en Paar Tweschens,[2] de Köpp ünner en paar lütt witte Taschendöker, de sik dann un wann na em umsehn, um en Wort mit to spreken; de biblische Gestalt un Ton vun de jungn Mann, de sik anne Sit vun de Meistersdochder heel un mit er wul noch en heemli Wort flüster, de swärmerischen Rehogen vun de, wenn se Thieß mit en Art Mitliden betracht; darto Maan un Steern baben se, de hendalblinkern: dat röhr em mitünner al dat Blot op. Seker wussen de jungn Mädens vun sin Liden un Miden, so wit de Wittgarwer dat wuß. Dat harr de je gewis in sin biblische Maneer apenbart un wenn he ok man Vers' ut dat Hohelied Salamonis op em anwennt harr. Daraewer weern de Mädens um so mehr mitlidi un vertrut mit Thieß, un oft full en Wort as schull't en Trost sin. Thieß harr egentlich Umgang mit junge Mädens gar nich kemt. Mit

[1] Butenminsch, der draußen gehört, Nichtbürger an einem Orte, im Gegensatze zu den Einwohnern. [2] Oede Gegend in Holstein. [3] Soden, Rasenstücke, Torfstücke. [4] innerhalb der Thür oder draußen. [5] Gruweln, grübeln.

[1] Drepli, paßlich, einfach. [2] Tweschens, Zwillinge.

Reinhilde weer de Verkehr je ganz anners. Dit Vertrun de em gut. Dat der seggt un utspraken war, wenn ok ut en anner Mund, wat em dump un swar opt Hart leeg, lös' em dat op en Art un gev em en Trost.

De Lev weer nämli en Kapitel, de in dissen Kreis vel besproken war, ja se weer een vun de Hauptthemas. Jede Art keem hier to Wort, vun de an, de man gegen den Höchsten hebben mutt, vum de Christen- un Kindeslev an, bet to de de twischen Leefste un Leefsten dat Band asgift, twischen Brut un Brüdigam, Mann un Fru, in alle Gestalten, un ok dat Gefährliche war utspraken oder doch andüdt. Uennerwegens reet ok disse Faden nich ganz af. Man sprok vun dat Glück un dat Unglück inne Lev, vun de rechte un de unrichtige, un harr ok de Witgarwer hier dat Hauptwort un wenn' dat toletz jümmer an de richtige Person, so snacken doch ok Schollehrers Döchter in alle Unschuld mit daraewer. Spreken mutt de Minsch aewer dat, wat em drückt oder quält, man seggt je, wenn he keen Ohr findt, mutt he sik en Kul graben, wo he't hinin röppt, un wenn he man daraewer spreken hört, so tröst't al, wenn he ok sülben swigen mutt. So funn denn Thieß mank disse guden Lüd, wat em sunst ganz feil. Denn mit sin ol Moder weer nich to spreken, und de jungn Frünn, de em op sin Stuv besöchten, harrn ganz anner Geschichten vaer. Weer em nich jümmer wedder unseker darbi to Sinn warn, as weer doch wat darbi, wat sik nich hör, as weer he vellicht en Heuchler, wenn de Annern dat nich weern, as heel em ganz wat Anners, as wovun egentlich de Red weer: dat harr em wat andon kunt. He keem mitünner mit en Geföhl bi de Schollehrer an, dat he sik freu un seker söhl, dat se dar weern, so harr em de Weg umwöhlt, benebelt, he much seggn dun makt. En Mäden keem em begehrli vaer, he seeg schöne Glieder, nakten Hals und Schullern daer de Kleeder hindaer. Dat weih em an as en warm söten Athen.

De Lehrer weer en ganz ol nüchtern magern Mann mit kloke Ogen. Bels to old, so schint, vaer disse hübschen jungn Döchter. So häßli he weer, un hellgrau vun Gesicht, so harrn sin Ogen wat vun Reinhilde er. Thieß seeg em nich an, ahn dat all sin nüchtern Verstand und fromme Lev vaer dat herlige Mäden wedder lebennig war, all sin Liden frili ok. De Schollehrer hölp awer ok mit sin Wör mit derto. He seet jümmer noch op, ok wenn't lat weer, op sin Döchder to töben. He seet bi en lange Pip, wo he wenig ut rok, un studeer geistlige Schriften. He weer ok en religiösen Mann, awer as he sülbn sä Rationalist. He weer ganz dat Gegendeel vun en Swärmer. He seeg jümmer mit en Art Smustern as man op Kinnerie süht, na den Witgarwer op. Doch günn he Jeden sin Aewertügung, sä he, wenn se ehrlich weer. Darum leet he sin Döchter ok ganz ahn Mistrun na de Heid to de Versammlung gan. Se weern amern Sinns as he, sä he. He kunn sik op se verlaten. Gegen den Wittgarwer harr he apenbar nich ganz dat Vertrun. De awer söhl sik hier as to Hus, un bi den bescheden Mann as en aewerlegen Held spar ok de Wör nich, keem awer mitünner slech darbi weg, denn de Ol harr vel mehr dacht un lehrt as man em anseeg, un vel mehr egentlige Religion as he sülbn togev. Thieß stell he vaer as sin Fründ. Un Thieß kunn bemarken, dat he dar allerwärts wichti mit de. He verdeck den Burjung mit sin Stadtsumgang. Wahrschinlich vertell he vun Börgers Saehns aller Art, de bi Thieß in un ut gingn. Vellicht de't ok al wat, dat Thieß bi Reinhold Nissen in Gunst un Ansehn stunn.

Ok bi Meisters wuß he Thieß hintosnacken, un harr't dar natürli eben so vaerstellt. Dat weern ganz ol simple Börgerslüd. De Moder lach jümmer aewer jedes Wort. De Meister weer en ol aewerglövschen Mann, de harr jümmer allns vaerut sehn. He harr na sin Menung dat twete Gesicht. He harr vele Kinner verlarn un man disse een Dochter na beholn. Dat harr he jümmer all vaerut sehn, un sin Fru bestätig dat, indem se ja sä un lach. He seeg vaerher dat Sark oder de Drägers oder de Per oder den Küster, un dat drop jedesmal in. „Ja," sä sin Fru un lach, „dat drop jedesmal in." Awer he sä dat nie Jemand vaerher. „Ne," sä de Fru, „dat de he nich."

So weer Thieß na un na vun Wunner umgeben, un keem ut't Verwunnern gar ni rut. Bald weer't de Globen, de't mak, bald de Höhnergloben,[1] oder as he mal vun en

[1] Höhnergloben, Aberglauben

oln Prediger hört harr:[1] bald dat grote Loth, dat dat Uhrwark inn Gang hollt, bald dat lüttje, denn ſunſt war menni Minſchenſeel ganz ſtill ſtan. Wat noch ſunſt heemlich mit derachter ſteek, dat weer wat man op Hochdütſch Triebſedern nöm.

Bi Thieß ſin bibliſchen Fründ weer diſſe Fedder nich verborgen. Ob de Ol dat ditmal vaerrutſeeg oder de Moder, dat kunn man vellicht daran weten, dat bi en lütt Theegeſellſchaft, wo ok Thieß und de neegſten Fründ, Schollehrers Döchder un Jümfer Timmſen inladen weern, nadem Punſch bru't war, den de Ol geern drunk. Un as de Ol wul ungeſehr dat tweete Geſicht ſeeg, do war de Moder noch mal gewaltig küßt, un denn vun de Vatter dat Jawort geben.

Nadem gev dat vel Fröhlichkeit, un ok de Punſch gung ni ut, wo de Wittgarwer vaer ſorg. Lud war man nich, awer innig. Dat gev vel Küſſen un Koſen, wat ok de Olen nich verſmahn. Dar war en Pandſpill inricht. De junge Brut küß Thieß bi de Gelegenheit, dat he kum wuß, ob dat de Brüdigam weer, de toſeeg, oder he ſülbn. Awer he war doch am meiſten erſchrocken, as he mark, dat Jümfer Timmſen er Geſöhl op em hinwenn't harr, und dat ſin Fründ ſo gut as vele vun de Annern dat geern ſehn un dat andüden: dar weer noch vellicht en Paar in de Geſellſchaft, wo de Harten ſik in Lev ſtill to enanner funn harrn. Dat kehr ſik in em um. He war nüchtern as harr he Scholmeiſter ſin kloken Ogen ſehn. Oder velmehr, he ſeeg Reinhilde er leibhaftig vaer ſik, as ſä ſe em: „Un wenn Du nix to haepen heſt, bewahr Di Din Engel un Heiligdom, un wenn't nix as Truer und Entſagen gev, Din Himmel is't dennoch!"

To de Vernüchterung keem vaer Thieß den annern Morgen noch en argerlige Geſchichte. Dar keem mitünner fremdn Beſök in de Verſammlung oder to een un anner Familje, un dat broch denn jedesmal vel Bewegung mit ſik. Dat weern Lüd, de ſo to ſeggn opt Geſchäft reiſen, oft mit en apen oder verſlaten Breef vun Bröder und Swęſtern ute de Fremdn, de mehr oder weniger fierlich oder ſtill opnahm warn un op eben ſou Wiſ wider fördert. Dar keemn Lüd, de dar ſammeln vaer irgend een Sak, Bröders in Noth warn ſtütt, dat feil enerwegens an en Scholoder Bethus. Dat weern meiſtens gude und Nothſaken, warum ſe keem. Thieß ſull blot op, dat der jümmer am meiſten Iwer un Mitliden weer, je wider weg dat Unglück; vaer en Juden in Friedrichſtadt to bekehrn harr ni licht een en Drüttel aewer hatt, wul awer vaer de Swarten „ünner de Linje" un daraewer hinut. Towilen blev't ok rein Geheemnis vaer de Inwihten, wat en Mann vaer harr, warum he dar weer. De Lüd harrn meiſtens vel daermakt, de ſo keemn un gingn, inne grote Welt oder in er egen Seel. Dar keemn Miſſionäre, de den ganzen Erdkreis kenn, ſik rumſlagen harrn mit wille Minſchen un wille Thiern, ünner Hitten un Küll, ünner Hunger un Kummer. Man hör mit Verwunnerung an, wat Lüd don un utholn künnt in Begeiſterung. Dar keemn Lüd, de alle Leidenſchaften daermakt harrn un dat to beſchriben verſtunn, wa de Minſch umſmeten ward, bet he Ruh findet. Mehrmals keemn der, de mit Bibeln un heilige Böker handeln, de vun Hütt to Hütt oppen Lann wannern, vun Hus to Palaſt inne groten Oer. De kenn un vertelln, wa't innerli utſeeg, wat buten Gold ſchin, oder wo innerlich rik, wat buten Armſeligkeit. Dat weer merkwürdig. Thieß hör nich licht to, ahn ganz vull dervun to Hus to kam. Een un anner keem em frili ok wul mal verdächti vaer, de Iwer to gewaltig, de Ruh ni echt. Man kenn vun de Lüd ok mank annere inne Heid, de nich in de Verſammlung hörn, un ſprok dar ganz anners aewer ſe as Harm Wulf oder Wittgarwer Löhnert. He wuß ſeker nog vun Een, de mit Bibeln handel un ſanſt demödig in jede Daer tre, dat he ok wul Tonderſche ſine Spitzen ut en achter Rocktaſch rut kreeg oder Pillu un Pulver vaer een un anner Krankheit, wenn de Handel beter paß. Sin Fründ hier vertuſchen dat geern, ſproken höchſtens vun räudige Schap un vun Rüggfall un ſo wat, ok wul mal ſelten vun de Wulf in Schapskleder, awer darmit war dat dot ſwegen. Man hör nich geern dervun. Im Ganzen awer un wenn he ſik mal daraewer beſunn, keem dat Thieß vaer, as weer de Welt in twee Deel deelt, de Minſchen in twee Arten, jede harr ganz er egen Geſicht un Anſicht un keener kenn un verſtunn ſik vun de een Deel hinaewer na de anner. He ſülbn

[1] Es iſt ein Wort von Klaus Harms.

kunn noch jümmer sin old Gesicht nich los warrn un seeg nu so to seggn duppelt.

Darum blev he un enige Annere ok jümmer noch buten, wenn wat ganz Besunners keem. Man heel denn en Versammlung to en anner Tid oder an en annern Platz. Harm Wulf un sin Süster Greten harrn er Wahnung ganz oppen Enn vun de Lüttwesterstrat. Se wahn dar in en groten Keller in Slachter Iwen sin Nebenhus. Klas Iwen de Ol un Klas Iwen sin Saehn weern beid en paar lusti aewermödige Geselln. Se scheeln all Beid op een Dog, un segen deshalb jümmer ut, as mak de Een dat de Anner na, as weern se verdweer mit Willn, as lach dat rode Gesich spöttsch inne Welt hinin. Se lurn jümmer beid derop, wenn Greten Wulf mit en verdeckten Armkorf inne Schummern to lopen harr. Denn weer der wat los. Denn mak Vatter oder Saehn sik in Keller to don, un wenn Greten en lütt Disch mit en rein witt Dischdok deckt harr un op en annern Theegeschirr un Gläs' stunn, so frogen se er ut, bet Greten denn, nadem se sik lang wunn, endli de Fingern verlegen inne Kaekenschört afwisch un mitdeel, all wat er Hart dervun wuß, wat meistens wenig nog weer, awer genog vaer Iwen Vatter un Iwen Saehn, de neegsten Sünnabend opt Markt vertelln: „Bi Greten Wulfsch weer wedder en Heiligen west, dat harr en Theedrinken un Reden geben, denn en Punschen un noch wat," wat se mit en söten Mund dütli makten. Dat gev denn inne Slachterboden en Heidengelächter, dat dat na de christligen Wittgarwerboden höhnsch heraewer schall.

Thieß weer bi son Gelegenheit nie tolaten oder inladen west, war nu awer mal vun Löhnert süllst opfördert: dar weer en ganz besunnern Mann to erwarten! — He funn dat denn so, as he un de ganze Heid dat ut Iwen sin lächerlige Beschribung kenn. Man seet fierliger as gewöhnli herum, un en Mann stell sik achter den witten Neihdisch un re. De Mann frili gefull em gar nich. Dar hör alle Unschuld vun Harm Wulf to, oder en guden Globen, de de Ogen to makt, um to den Mann Totrun to faten. Dar stunn nix Gudes in sin Gesicht mit gele Foln, un dat weer Thieß gradto häßli, dat he sin paar Spirn Haar inne Merrt oppen Kopp utscheitelt harr, dat se as Heed aewer beide Ohrn fulln. Vaer ging der sunst nix, as dat man sprok, nadem he redt harr, man weer still un as't schin ängstlich. Dat keem denn rut, dat de Heilige en verfolgten weer, dat man vaer sin Sekerheit Sorg harr, un am Ende war Thieß angan, em en Gelegenheit op Nissen sin Schipp to geben, dat jüs vun Tünn mit Rappskoken afgan schull, damit he seker na England keem. Dat weer also de Grund west, weshalb man em inladen harr, darto schull he brukt warrn! Thieß kunn der doch nich gut um hin. He schrev em also glik en Breef op an Mäkler un Koptein, den de Mann dankbar vergnögt instek, Thieß sin Segen gev — un verswunn weer he. Dat war awer keen Sünnabend, so vertelln al Klas Iwen un Saehn mit de Slachtermull Hus bi Hus: „Bi Greten Wulfsch weer ditmal en Heiligen west, de der echt weer, den harrn se in Tönning as en bekannten groten Spitzbov opgrepen un insteken." So weer't, un war bekannt inn ganzen Lann.

Thieß muß jüs de Naricht kriegen, as he al so ann annern Morgen vernüchtert an dat Verlösnis vun sin biblischen Frünn, an Jümfer Timmsen un anner Vaersäll torüch dach. Em kunn nix Besunners darut entstan. Awer he muß doch mit sin Herrn daraewer spreken un den mehr vertelln, as em jüs angenehm weer. De sä nich vel darto, verwarn' em awer doch: he harr't al bet darhin nich geern sehn, wa Thieß mennig Abend tobroch, awer dacht, dat muß Jeder vaer sik daermaken. He kenn de Lüd recht gut, he wuß, dat se't nich slecht meen', awer se warn in ern Iwer blind, sä he, maken sik un annere wunnerlich un ungerecht gegen anner Lüd un anner Meenung, Secten ging't jümmer so, Thieß much künftig vaersichtiger sin.

Dat harr he sik allerdings al sülben seggt. Wat he söch, funn he doch nich, unheemli weer em't jümmer blebn. Wat man to dregen harr, muß man doch alleen dregen, wat man daertomaken harr, mit sin Gott alleen daermaken. Uttrecken kunn sik keen Minsch den Minschen, un de sik inbill, he harr't utföhrt, bi den lur vun achtern doch en „Triebfeder," as bi sin Fründ un bi Jümfer Timmsen. Wul weet awer, ob he ni doch wedder inn Dag hinin levt harr un vellicht trotz Lev un Kummer mal an en Paar Rehogen oder en Paar rode Lippen oder en warm söten Athen weer be-

hangn blebn, wenn he nich unsanfter as dörch sin Prinzpal un sin egen Gedanken lud un utdrücklich ut sin Drom vun Unglück un Frömmigkeit, wa he in los swimel, weer opweckt warn.

Man vertellt sik vun Rom — wat wi aewrigens sülbn ok wul harrn lehrn kunnt, denn in uns ol ditmarscher Krönk[1] warn wi jümmer as en Art Römer betracht, — also in Rom weern in urolen Tiden ordentlich en paar Lüd anstellt, de Jedereen man in dat Hus rintreden oder oppe Strat angan, mintwegen en sein Junkherrn bi den gollen Knop fastholn un em seggn kunn: hör, vun wegen de Snörn annen Rock, wull ik man blot seggn, dar hangt sik de Eitelkeit sülbn in op, awer de Fedderbusch anne Mütz, de is to grot un schint to dull, ik be Di, lat em lütter maken, wenn't ok nich vaer Din Oln sin Geldbütel is, de't maegli utholn kann, so is't vaer Annerlüd er Ogen! — Oder he trock en lütt Mamsell vaer dat Dok[2] aewer den witten Bossen un segg: Verköl[3] Di nich, min Dochder, du wis't jüs en gefährlige Sted! Un se mussen dat hinnehm un darna don.

En Anstellung vun de Art harrn wi jüs nich bi uns inne Heid un de annern lütt Fleckens in Ditmarschen, awer dat Amt weer doch jümmer friwillig besett un war ahn Salarium richti vaerstan. Bald weer dat mal en würdigen Vullmacht, de dat mit Anstand verwalten de, de mit Indruck stan blev as wenn en Tünn bestan blifft, un Nadruck gev sin spansch Rohr, wenn he dar wat mit recken kunn. Jedereen schu[4] em, un de Jungs maken sik bi't Fleuten Snidn un bi't Appeln Stehln bang mit den Rop: de Vullmacht kumt! — Bald weer dat en magern oln wittharigen Amtsmeister, de sin Geschäft anne Kinner astreden harr, un innen Ort nu dat Lopen[5] de, um Kunn tosam oder Fründschop oprecht to holn, den man denn Morgens un Abends un wo man gung un stunn ünner de Ogen leep, un he harr jümmer wat to bemarken, as en echte Husmamsell aewer Saehn, Dochder, Herr un Madam, un weer't man en Faden aftopußen.

Licht weer dat Amt jüs nich, un angenehm nich jümmer. Denn wenn de Fohrmann Hans Surbeer mit sin magern Per langs den Lüttjenheid int Sand knoje un de Been un de Arms un de Pitsch röhr as en Seildanzer, denn sta mal Eener still un segg em: de Hawersack apen, Hans Surbeer, un de Pitschenstael weg! — Maegli man kriggt en Drach Schell de arger is as en Drach Släg'. Denn so'n Fohrmann is grof. Oder wenn de Landvag langs den Fotstieg na de Schanz ritt, wo he sülbn ant Brett hett anslagen laten: Das Reiten und Fahren auf diesem Fußsteige ist bei fünf Thaler Brüche verboten: wer mag jüs op em togan un sik mit de Mütz inne Hand höflig de fiif Daler vaer de Armbüß[1] utbeden? Wer weet, wat dar nasolgt, wenn he ok mit Lachen inne Tasch grippt? Denn so'n Landvagt is mächtig.

Daher reet man sik eben nich um dat Amt, un wenn Een dat man aewernahm harr, so dräng keen anner sik hinto. Ja, inne letzte Tid, da de Wahrheit jümmer unbrukbarer ward un de Höflichkeit jümmer billiger, do hör dar all Een to, de en lütt beten en Schruv los harr oder irgendwo en lütten Worm, denn dat Amt war binah gefährli un de't richti utfülln wull, de muß en beten wat den Baijaz maken künn, dat he wegtospringn verstunn, wenn't em mal to neeg keem, un dat Amt war mehr wat man en Fleckensnarren nöm kunn as en Fleckensopseher oder Schaumann. Dar sunn sik doch noch jümmer Een wedder vaer dat lerrige Amt, un de Stohl blev selten lang unbesett.

To Thieß sin Tiden weer dat en Mann, de Jedereen Onkel nöm un he nöm Jedereen Du. He heet bi'n Vaernam Gustavus, sin Familjennam schin ganz vergeten, ob he glik ut eenn stamm, de nich ahn Ansehn west weer. Doch much he de Letzte sin, un drev sik nu rum bi Sidenverwandten, bald vun een Nam, bald vun en annern. Man sä gewöhnli Onkel Justus, awer je na Gelegenheit alle Veränneerungn, de man twischen Gustavus Stabus un Onkel Just apsinn kunn. He weer en Art Quartaldrinker, oder as he sä: He harr den Quatemberdörst. Dat Quartal keem öfter, de Quatember full jümmer op en Mandag. De ganze Wek aewer weer he en ganz annern Minschen: still, as weer he stumm, ordentlich, arbeitsam, mak sik nützli bi de Sinigen. Sünndags gung he to Kark.

[1] Krönk, Kronik. [2] Dok, Tuch. [3] verköln, erkälten. [4] schu em, scheute ihn. [5] lopen, laufen.

[1] Armbüß, Armenbüchse.

Awer wenn ſin blaue Mandag keem, ſo harr he den Hot ſchreeg, den Rock wit apen, dat man ſin brede Boſt un witte Weſt ſeeg, un denn gung he as wull he op Jedereen los un föhr ſin Amt ohn Naſicht. Wat harr man en Angſt vaer em, wo he op en Hus losſtür! Dar weer gewiß en grot Kaffeſlampamp den Sünndag weſt, wo de Mann nix vun wuß, un nu keem't all to Dag'. Oder de Dochder harr güſternabend mit de Innehmer ſin Bedeenter ſpazeern gan, oder wat dar ok los wen much: los weer dar wat, ſeker, un de Strafred folg, oder de Stichelred, de noch arger weer.

Ok to Thieß keem Onkel Juſtus. „Wat," ſeggt he, „ik meen, Du wullſt mal wat warrn! Un huckſt Di nu mank de Bälammer oppe Gaſtwurth?[1] Meenſt, Du ſittſt inne Wull un kannſt Di de Reems[2] ſniden ut nie Ledder vun de Wittgarwers? Scham Di wat, Thieß Thießen! Dat's keen Religion, wat Di dar hollt, dat is ganz wat anners. Eerſt is't ſöt, denn ward man dun, ut Roſin' ward Brannwin diſtelleert, un toletzt ward't Etig.[3] Dat's nix vaer Di! Wullt Du Religion ſöken, ga to Kark, wull't Vergnögen ſöken, ga na't Landſchopshus,[4] wo ordentlige Lüd kamt, wull't Glück ſöken, Junge! Kerl! denn kik ni na'n ünnern, ſunnern na'n baben. Di hangt noch keen Appel to hoch, wenn Du man klattern wullt. Ja, weer ik noch ſo junk as Du! Mi ging't ebenſo, ik kann mitſpreken. Weeſt, wa man hinkumt, wenn man ni ſtiggt? Wo ik nu bün! Mit Emmanuel un Jan Piter bi Greten Gevſch achtern holten Diſch; grot Mat darop. Schenk in, Greten Gevſch! Dat is dat Enn! Dar kann ik oppen Diſch haun, un wenn ik will, ſpuk ik ſe oppen Kopp, all mit enanner. Dat is dat Enn!" Darbi ſett he ſik dal, ſett eerſt den Hot ſcheef op, ſett em denn af un le den griſen Kopp op den ſtarken Nacken trurig inne Hann. — „Ik wull Di man ſeggn," ſeggt he denn in en ruhigen Ton un hev ſik op: „Hö Di! Lat Di ni fangn! Du warſt mi dat Wort danken. Du kannſt mehr, as een vun de dumm Jungs, de vun Möldorp mit rode Mützen wedder kamt! Dat ſünd nu bunte Tiden: Paß op! Grip to! Grip to!" Un darmit wanner he rut, den Hot wedder ſcheef inne Blau-Mandags-Stellung.

Bunter war allerdings dat Leben. Harrn wi keen Krieg, ſo harrn wi doch Kriegsgeſchrei, de Welt weer ute Fogen, de Tid ging en verkehrten Lop, alle Ordnung ging to nichten. Fröher, wenn Abends de Klock negen ſlog, denn ſtunn de veer Hauptwächters as en Klewerveer vaer de Wachtſtuv vaer Daer, un lurn op den Slag, jedereen na ſin Himmelsgegend. Man kunn ſe vaer ole Ritters holn, de to irgend een fierlige Handlung parat ſtunn. De Kül, de ſe drogen, heet de Morgenſteern, dat Dings, wat ſe dreihn, de Raetel; wat ſe an harrn, weer in Düſtern ſwar to ſeggn, harr ok keen Vaerſchrift un much maegli en Uennerrock liker ſehn as en Rüſtung. Un wenn de Karkenklock utſlagen harr, ſo ging jedereen op ſin Strat los: de op de Oeſterſtrat, de op de Weſter, jede na ſin Himmelsgegend, de Raetel klung fürchterlich un ſe repen jeder in ſin Gegend de Lüd to, dat nu de Klock negen weer.

Dar harrn de Koopmannsjungs un Ladendeners al lang ſlapri op lurt, al mennimal japt un toletz Hus an Hus vaer Daer ſtan, un ſik tofragt, ob't bald ſo wit ſin much?

Op den Slag mit de Klock, un mit de Wächters toglik, hör man denn de Finſterluken ballern um't ganze Markt rum un in de Stratenenns herin, een Daerklock na de anner klingel as de Daer tomakt war, un de Lichten verſwunn in de Hüſer een na't anner. In 't Landſchopshus lüch de Weerth de letzten Gäſt ute Daer, denn wenn man de Wächters hör, war de letzte Robber ſpelt, oder dar war opdeelt, un wenn nu noch irgendwo en Licht blev, kunn man ſeker wen, dat brenn vaer en Kranken, un Frag un Antwort, wa't em wul gan much, weer de letzte Ton, de man vun Minſchen hör bet morgen fröh. Blot vun Niſſen ſin Stampmael hör man as vun en Perpentikel de Vaerſlag und Naſlag liſen aewern Ort hin.

Dat war nu all anners. Wie geſeggt, Krieg harrn wi nich, awer wi hörn doch dat Kriegsgeſchrei nn dat mak uns alle unruhig. Wi hörn dar na hin as na en grote Prügelie, de wi je noch kenn' un dann un wann, ſogar int Landſchopshus, beleben, un wo ok jede ordentlige Kerl Partie

[1] Gaſtwurth, Straße in Heide. [2] Reems, Riemen. [3] Etig, Eſſig. [4] Landſchopshus, das landſchaftliche Haus, zur Verſammlung der Vollmächte (Gevollmächtigten) des Landes, zugleich Wirthshaus und Hotel.

nimmt, wenn he nich gar to koldblödig is, un denn weckt em sach en Kameraden. As wi uns je denn vun een vun de groten Rolfs Junges vertelln, de en Slägerie tosüht un smökt.

„Wat," seggt Karstenohm Karstens, „Krüschan, schamst Di ni, smökst hier un letts Din Kamraden rutsmiten?"

„Ja," seggt Krüschan Rolfs un lacht, „ik kann je man ni dull warrn, giff mi een ant Gesicht!"

„Dar kann ik mit deen," seggt Karstenohm Karstens, un gift em, wat de Hamborger Bäckers en „Mulschell" nömt, „nich vun güstern."

Un Krüschan deit em sin Pip hin un seggt:

„Hol mal en beten an, dat hett hölpen." Un rut smitt he, all wat em entgegen kumt.

Wi weern meist vaer den Franzosen, as de Kerl, de der am dullsten „op dal" ging. Dat unse dütschen Bröder darbi dat Blot laten mussen, dat neemn wi as en Schicksal, bi'n Krieg sett dat Blot, wi harrn em nich anfungn. Unse Regeern, dat heet de Dän, heel dat mit Napoleon. Dat wi darbi am besten wegkeem, weer unse Glück un nich unse Verdeenst. Wi, de Nakam' vun de Römer in Ditmarschen, wi freun uns, dat dat mal wedder en ordentligen Kaiser gev, en Kerl, de de Throns umstött as wi gelegentlich Dischen un Stöhl, un dat dat en Mann weer, de fröher mal Korporal spelt harr! Dat weer unse Mann. Wi koffen uns sin Bild, am leefsten merrn inn Pulverdaup, un hungn dat bi Friedrich de Groten op, wo dat behangn bleben is, so lang de oln Rahms heeln.

Dar war nu doch aewer spraken un darbi oft Nachtwächters und Börger Bett-Klock aewerhört. De Tiden weern unruhi.

Oppe Gastwurth seet Wittgarwer Löhnert mauk sin Bälammer, as Onkel Justus sä, he heel den Stock faster as gewöhnli, he seeg gewaltsamer as sunst ut de Ogen, un sin Wör sulln mit duppelt Gewicht, as he re vun dat Thier mit saeben Köpp, un denn op de Hossährtigen keem, de Spikelauten un de Sabbathschänder, un he seeg sik um, ob Thieß Thießen noch dar weer.

Bet na de Roßmael drungen de Avisen, as man de Zeitungen domals nöm. Wer am besten de Kunst verstunn, de harr dat Vaerlesen, bi jeden Slag vun de Stamp kunn he de Tid ton Vokstabeern benutzen, denn dat gev vel gefährlige Nams, wo ok en gewandte Tung aewer stültern[1] kunn. Sogar Landkarten funn sik bet in Kutscher Willem sin Hann. He, as de, de am meisten oppe Landstrat leeg, schull billig ok Weg un Steg weten, un dat „Hauptquartier," wovun jümmer de Red weer. Awer meistens muß ol Jan Baas em söken hölpen, sin smerrige Finger leet bi jede Hauptquarteer en Fettplacken ton Wedderfinn.

Int Landschopshus, wo alle Beamten keem, war natürlich würkli kanngetert, dar sung man ok an vun Natschon to spreken, dat klung as en Fremdwort, un Bataillon ganz ähnlich, un wi weern natürli buten alle Natschon. Glücklicher Wis' weern wi ok ahn Bataillon.

De grote Minschenflot blev meistens achter de Elf. Doch smeet he uns mitünner wat annen Strand, oft vun allerlei Nations un allerlei Gestalten. Dat weern de Tiden, wovun Onkel Justus seggt harr, se warn bunt, Thieß dach oft an dat Wort, un ok an dat anner, dat weer em deep int Hart fulln: he schull togripen. Wohin man? He harr egentlich keen Lebensmoth, dat weer em egentli allens eenerlei.

Awer dat keem an em, un so wit muß he wul, much he maegen oder nich. Al dat he en beten vun anner Spraken verstunn, broch Lüd to em. Wul wuß denn mennimal, wat ünner so'n Gestalten versteken weer, Prinzen un Fürstenkinner mitünner. Wat muß he sehn un lehrn, wa't inne Welt herging!

Bi Reinhold Nissen weer't bald as in en Dubenslagg, dat slog man jümmer in un ut, un wenn de Herr ni dar weer, muß Thieß Thiessen uthölpen, ok op Gefahr hin. Dar war mennimal en ganzen Swarm bi uns oppen Strand smeten. Landvagt un anner Vaegt wussen denn meistens ni ut noch in un lepen bi Reinhold Nissen um Rath un Hölp.

Vaer den weer dit recht as sin Wedder. He weer as en Art Stormvagel, de de ruhige Lust as Stickluft ansüht. He fahr dermank rum recht as ton Vergnögen. Hölp wuß he jümmer, verlegen um wat weer he nie.

Wi mussen doch ok wat don, dat Vaderland to vertheidigen, so meen de Herr

[1] stültern, stolpern.

Landvagt. Dat keem de Heider Jungns natürli unbanni lächerli vaer. Haut harrn wi uns wul nog, awer meistens mit de Dän, dar lesen wi noch all Dag' inne Krönk darvun, un wisen uns de Stelln, wo dat Blot flaten harr. Nu vaert Vaderland? Wokeen? Un gegen weu? Dat schull sik finn, weun he keem, meen de Herr Landvagt, man eerst vertheidigen! En Nam weer ok inne Landvaegdi utdacht, Landstorm schull dat heten, dat paß uns wul, Storm kenn' wi, to Land un to See, blot Lüd harr man noch nich un an Gewehrn un Flinten vaer se war natürlich gar ni dacht.

Reinhold Nissen muß wedder raden un hölpen. He schick sin egen Lüd hin un dat gev denn al en ordentligen Hupen un en Stamm, de tosam heel, vaer allen awer snack he mit Thieß un schick den in de Versammlung, un so keem de, wo Onkel Justus em hin hebben wull, ok ins Landschopshus, ahn dat he't bedacht harr. Dar heel de Secretair ut de Landvaegdi de Versammlung af un mehre „Herren" uten Ort reden mal en Wort vun baben dermank. Doch dat weer daerchut ni gan, un dat wer gewis all in en Kuddelmuddel ut enanner lopen, denn keen Minsch verstunn den Ton to drepen, harr nich Thieß sik ok hier dermank mischt, un gegen sin schüchtern Geföhl, lud dermank spraken. Dat weern meistens sin Bekannte un vele sin Frünn, de hier tosam kam weern, dar fehl nich Farwers un Dischers Saehn, dar fehln nich junge Lüd vun de Wittgarwerie un wat darmit tohop hung, op Thieß sin Wort hörn se all, un so kreeg he richtig to Gang, wat sik aewerhaupt utföhrn leet, de „Herren" un de Secretair sproken bald gar fründlich un bekannt mit em, un dat Dings kunn los gan, de Landstorm. De Grossmid Stömer mit sin veer groten Jungs harrn en Monat to don un vel Brannwin un Speck to vertilgen, bet de Peken utsmed weern, wovun Jeder een inne Hand kreeg. Mit en grot Gelächter leepen denn de Heider Jungs op den groten Heider Marktplatz tosam, de Dinger as Mistforken inne Hand, ton Exerceern, as fröher ton Speln. Jeder wuß wul, wo he dat Dings hinsmiten wull, wenn ut den Spaß mal Ernst warrn schull, dar weer nix mit to don, as sik daran opspießen to laten oder dar würkli en Fork ut to smeden. Awer vaerlöpi weer't en Spaß in en lankwilige Tid, un Thieß harr en Art vun Commando aewer de frischen jungn Lüd, un dat de em wenigstens gut ost merrn dermank to sin.

In Reinhold Nissen sin Hus un Kantor giugn awer ok noch anner Dingn vaer, wo Thieß Thießen mit darbi sin muß. Wenn de Herr ok rum flog as en Stormvagel, de Wind sin Vergnögen, so vergeet he doch nich, dat he en Nest harr, un dat man dat warm holn much gegen kole Tiden. „Allerwärts been," weer sin Grundsatz, „un allerwärts verdeen." Dar keem ni licht en Emigranten in sin Hus, en Flüchtigen ut Hamborg oder wieder her, so hölp he em aewer de Eider oder wo't hin weer. Ost harr Thieß dat heemlige un gefährliche Amt, muß mit son Mann bi Nacht und Newel, dat ging still un stumm aewer't Lindner Moor, op Nebenweg na de Au, dat ging aewer de Tieler Marsch, in lütt Böd ging dat twischen de Fähren aewer de Eider, un ost warn em denn mit Danken oder Süfzen de Hann drückt, wenn he torügg kehr: dat weer de Lohn.

Awer wenn der Tropps vun Soldaten keem, so harr Reinhold Nissen de Leweranz.[1] Denn muß Tieß los aewern ganzen Lann Hawer to kopen, Korn, Schinken un anner Etwaar um jeden Pris. He kreeg Vullmacht aewer Geldsummen, dat em mitünner gruli weer, un he seeg denn naher inne Böker, wo sik Daler ap Daler summeer, ost tein ap een, un an sin Principal, wa vergnögt he sik sin sin magern Hann rev. Natürlich sull em darvun ok sin Deel mit to, un he kunn nagrad seggn, dat he en lütt Kaptal achter de Hann harr. Sin ol Moder lev in Aewerflot vun Kaffe un Stuten, un verwunner sik oft, warum he nich en Fru neem? Se wuß so menni smucke Deern vaer em.

So leep vaer em buten dat Leben. Ok Reinhilde seeg he natürlich öfter. Dat gev fast jede Wek inn Huf' Gesellschaften vaer allerlei fremd Volk, un Thieß muß meistens derbi sin. Wa weer se jümmer schön! Wa weer se jümmer anners! Wa weer se jümmer, dat em dat ant Hart wedder en weke Sted drop, so fast he sik ok maken de! Wenn se enmal de groten Ogen fründli op em richt, so weer em vaer en Tidlang to Moth as en Swacken, den de Sünn beschint hett; sprok se enige Wör mit em, so leeg vor em jümmer noch wat Besunners

[1] de Leweranz, die Lieferung.

darin, wat aewer un ünner de Wör, wat ut en annern Mund gar ni kam kunn. Mit de Wör int Ohr sleep he in, darmit wak he op, un oft harr sik Nachts darut in sin Drom en ganze glückselige Welt tosamsett, wovun he den ganzen Dag ok noch Lust un Naklang daerföhl. He wuß seker nog, dat he vaer er ni gut nog weer, he harr ok natürlich egentli nie daran dacht, dat he er heirathen kunn oder wull, blot he wuß nich to leben ahn er. Nu harr he't, as he meen, so wit brocht, dat he't ruhig ansehn kunn, wenn en anner er kreeg; wenn se blot dann un wann de groten Ogen fründlich up em richten wull, wenn he blot nich er ut de Neegde verlor, wenn se blot wuß, wo grenzenlos vel he vun er holn harr, un dat he vaer er don kunn, al wat en Mann maegli. Sogar den Secretair wull he nich bös wen, wenn de de Glückliche weer. So wit harr he't brocht. Dennoch weer jümmer na een vun sin Reisen, de nu hüpiger warn, de eerste Frag', de he sin ol Moder in allerlei nie Formeln bibroch, dat eerste wat aewer sin Lippen keem: ob Mamsell Reinhilde noch nich verspraken weer? ob de Secretair noch nich glücklige Brüdigam? un desgliken, un dat full em jedesmal as en Steen vun de Bost, em war jedesmal to Moth' as weer em wat Besunners schenkt warn, wat em fröhlich mak, wat em de Mund to'n Singen oder to'n Lachen stell, wenn klein Anna em jümmer noch nich dat Glück mitdeeln kunn, wona se so lunger un hunger.

Bi en Gelegenheit as wedder fremde Herren un Ofzeers den Ort aewerlepen, muß vaer de Herren int Landschopshus en Ball geben warrn. Dar kunn Thieß nich fehln, al wegen sin Engelsch un Französch, wat he in disse bunte Tid mit fremde Lüd so vel övt harr, dat em't licht vunn Mund ging. He muß sogar Mamsell Reinhilde inn Wagen hölpen. Se seet as in en Wulk vun Spitzen un witten Moßlin. So muß en Engel uten Himmel herut sehn! Er Farben weern all noch deeper as sunst, de so al vun't deepste weern: de Haar, de Ogen, dat Roth oppe Backen; de fremden Herrn reten sik um er ton Danz un Spreken. Un as se doch ok vaer em enmal en Danz aewer harr, as he er mit den Arm umsaten döß,[1] as er warme Athen em anweih, as se mit em sprok, gar ni in den luden Ballton, as mit de Annern, sünnern in den dägligen Huston, enige vertrute Wör aewer Husangelegenheiten: do weer he binah dun warn vaer Glückseligkeit; he wanner so seker ünner de groten Kronlüchters rum, as harr sin Weeg dar mal stan, un sprok mit fremde Herren un Heiders, as kenn he mank Lüden keen Uennerscheed mehr, denn em harr en Wesen uten Himmel anlacht. Den Secretair war he kum wis.

Frili heel son Glücksal jüs nich jümmer lang vaer. Reinhilde harr em doch ganz anners utteken mußt, wenn dat wat mehr bedüden schull as Fründlichkeit. Se neem sik sogar in Acht, so schin em, dat he er nich to vel Gefälligkeit wisen kunn, kum mal, dat he er en paar Noten afschrev oder oppaß er de Feddern to sniden. Ok war dat Geschäft so grot, dat he genog to denken un to don harr, um man hindaer to sinn un den Kopp nich ok noch to verleern — um vun't Hart nich to spreken, wat doch al weg weer.

De Franzos wull in sin Wuth den Engländer — wo he mit sin Kanon' ni raewer recken kunn — ersticken, wull em den Handel affniden, em so to seggen, as bi en Minschen de Pulsadern ünnerbinn'. Dat ging nu man nich, as he sik dat dacht harr. Vellicht weer't gan, wenn he den Engländer alleen hatt harr. Awer wi weern all mit derbi, un, Fründ oder Fiend, dar hölpen wi all mit: de lüttjen Adern wenigstens apen to holn. Denn he much rech gut en groten Kaiser sin, wo wi in Ditmarschen unse Freud an harrn, awer dat uns dat Pund Toback nu en Daler kosten schull, un dat Pund Kaffe en Speetschen,[1] blot sintwegen, dat weer ni to verlangn, Kaffe drinken un Smöken kunn man nich wegen en Kaiser opgeben. Un sunst, muchen wi em ok bewunnern op de Biller, wo ünner stunn: Napoleon auf der Brücke von Lodi, oder Bonaparte in der Schlacht von Marengo, un inn Damp en lütten Mann mit en groten Kiker; dat wußten wie recht gut: alles sehn kunn he doch nich, un wat smuggeln heet, kenn wi al ut fröhern Tiden. Dar keem bi uns keen lütt Lock int Land as en Pütt[2] oder en Priel,[3] so leep der

[1] Döß, durfte.

[1] Speetschen, anderthalb Thaler. [2] Pütt, [3] Priel, Wasserläufe, kleine Häfen.

en Smack[1] rin oder en Slup,[2] en Boot[3] oder en Kahn,[4] un all keemn se vun en engelschen Haben oder en engelsch Schipp, un harrn jümmer Toback un Kaffe laden, um vun't Aewrige nich to seggn. De Eider un de Treen[5] weern natürli de Hauptweg, Tönn' leeg vull vun all de Minschen, de wat wagen. Dar war Karten spelt un Bank opleggt, dar weer all wat Utschott[6] weer mank ordentlige Lüden. Dar wanner awer ok menni klok ruhi Gesicht umher, de man't ni ansehn kunn, dat he de Hauptmann weer vun de Bann'. Dar warn bi düster Nacht Wagens vull lad, de keem as harr de Wind se tohopen blas't, dar seet mitünner en Ditmarscher vun dree hunnert Pund, un drunk dree Controlleurs dun, dat se Hörn un Sehn vergeten. Un denn ging't op de Per, na alle Kanten stoben de Wagens ut euanner, wülke Norn de Eider langs na Hohn un't Holsten to, op Umwegen aewer Niemünster oder Sebarg weg, oder Süden aewer Lunden un de ditmarscher Geest, na Hohnwested rop oder sunst wo lank: de Afnehmers lurn al as Pack- un Sackdräger, dat ging in Sitzbred in Wagenkastens ünner Hei un Strei[7] rop na Hamborg, un weg weer't trotz de Grenzsperre.

Reinhold Nissen weer nich de Letzte, de de Slikweg kenn un gung. Krieg gegen Krieg. Wie Du mir, so ich Dir. He weer aewerhaupt keen vun de, de den lütten Corperal bewunnern. He dach ganz anners aewer em. Bi em keem mank de Flüchtigen ok anner Lüd, as de französch sproken. Weer dar doch mal en lütten isern Mann kam, den se Ernst Moritz nöm, de fürchterlich op den Disch haut un op den Röwer un Mörder schulln harr. De weer heemli na Sweden verswunn. Awer Böker legen der vun em un Annere, de versteken holn warn, un ok Thieß les' den Geist der Zeit un de Reden an die deutsche Nation.

Vaer Reinhold Nissen harr de Sak noch en besunnern Haken, de em, as man wul seggt, daer de Hut int Fleesch gan much. He harr sin Handel mit England, he harr sin Affatz darhin. Sin ganze grote Wirthschaft weer darop bu't, dat dat Water twischen hier un dar ni to ging un ni topanut[1] warrn kunn. Kum mal dat Oel weer binn Lands los to warrn un harr wenigstens, as de Kopmann seggt, keen Pris. Ordeutliche Lampen brenn wi noch nich, un „Straßen-Erleuchtung" harrn wi noch nich. Wi brenn Talglichter oppen Disch, wi gingen mit Stocklantern to Strat, wenn't düster weer. Wo noch en Lamp ansteken war, dar weer dat en echte Thranlamp, de vun Baehn hendal mit en Ked, an en Arm as en groten Wiser hung, un bet merrn aewern Disch stellt un regeert warru kunn. De geef jüs so vel Licht, dat Moder darbi spunn, Vader darbi en holten Lepel snee, un Dochder darbi de Strümp aeweren Abendsteen stopp. Wer achterto seet, war ni sehn, un harr nix to sehn, dat weer höchstens en swigsam Nawer, mit de Pip inn Mund. — Also dar verkop Eener Oel! Reinhold Nissen wuß doch sin Weg. Wenn he dat Oel mit Roggenbrotsrinden harr utkaken laten, so heet dat raffineert, un darvun got menni lütte Herzog in Thüringen un dar herum ut en fein lütten Buttel dat Brawanzöl op sin Salat, un leet sin Gäst rüken, wa echt dat weer. Salat eten wi bi uns ok ni. Dat Gras aewerleten wi de Köh. Wi eten dat lewer naher as Botter to't Brot, oder eten Brot to de Botter, un Oel bruken wi also tweemal nich.

Doch, as ik seggt heff, darmit harr't toletz wul gan, un Reinhold Nissen harr Mittel un Weg funn: slimmer weert 't mit de Oelkoken, de Rest, de der nablifft vun de utpreßte Saat, de as backt in Forms toletz ut de Naslag herutkamt. Dat is je meist so in Fabriken, dat in den Affall eerst de rechte Verdeenst stickt. De legen nu rum in Stapeln opschicht as Tegelsteen,[2] un keen Minsch kunn se bruken. De gingn fröher as dat beste Behfoder na England raewer, wenigstens ünner den Nam — kunn sin, dat man dar noch en Rest vun Oel ruttokriegen verstunn, un dat se't man koffen ünner dissen Titel, as se je Bli koffen wegen en Beten Sülwer darin, genog, hin gingn se dar in ganze Schepsladen un betalt warn se, as keen Behfoder sunst prif't. Hier kunn se nüms bruken, un en ganz Captal leeg toletz inne Schüns ünner de Föt rum.

[1] Smack, [2] Slup, [3] Boot, [4] Kahn, Namen für verschiedene Fahrzeuge zu Wasser. [5] Treene, Nebenfluß der Eider, woran Tönning (Tönn') liegt. [6] Utschott, Ausschuß. [7] Hei un Strei, Heu und Stroh.

[1] topann', schließen. [2] Tegelsteen, Ziegelsteine.

Dat Hauptgeschäft keem deshalb na un na int Stocken un de groten Maelen keemn na un na int Stahn. Dat weer mehr vaert Ansehn inn Ort, de sunst dat ganze Jahr aewerhin Nissens Stampers hör, dat man inne Roßmael regelmäßig fort arbei'. Dar war en beten Linöl slagen, wat vunne Malers un Anstrikers inne Heid un Umgegend sit Jahrn ute Fabrik afhalt war. Sunst weer Allens still, de Markt- un Schibenwallsmael stunn in Scheern.[1] Geert un de Baas pusseln dar wat an binn un buten rum, um dat en beten ünner Farv to holn.

Inne Roßmael war banni de Kopp schüttelt. De lütt Corporal un sin Hauptquarteer keem jümmer mehr in Miscredit. Vunn Generalstab war mit Verachtung spraken, de verdammte Franzos kreeg vun Allens de Schuld. Wenn de Herr mitünner mal daer de Schüns un de Mael schot un mit sin scharpen Ogen hier un dar keek — he weer jüs ni verdreetli un jüs ni slagen, awer he rev sik ok ni jüs hüpi de magern Hann — so dach jümmer en Jeder: nu war 't losgan! He war se nu Alle an er Postens stelln! Denn se heeln em Alle vaer en Art vun Napoleon, dat weer dar eenmal Red un Gedanke warn. Doch he bestell weder Generalstab noch Hauptquarteer, un ging jedesmal, nadem he hier wat ordent un dar wat torecht stellt, laevt oder tadelt harr as sunst, mit sin raschen Schritt ut de Sidendaer, un man seeg sin grauen krusen Haar verswinn as gewöhnli: Krieg gev't noch jümmer nich twischen Napoleon un Reinhold Nissen.

„Wenn man wenigstens en lütt Scharmüzel," sä bi son Gelegenheit Kutscher Jan Willem, „en lütt Vaerpostengesecht," seggt he, un slecht an sin Swep, as wenn en Artillerist sin Kanon asprutzt. „De verdammte Franzos! Daer schull he egentli nich darmit, hebbn schull he dar wat vaer!" Un he probeer sin Pitsch, as kunn he em darmit afstrafen.

Ditmal schull se ehr Recht kriegen, as he't binah sülbn dacht harr, un ut de Spaß schull en halwen Eernst warrn. Thieß Thießen keem achter de Herr na un bestell Jan Willem, he much alle Wagens bereit holn, de los oder los to kriegen weern, he much se bestelln, dat se ahn Opsehn rund de Heid un dweer daer, all as 't paß, op verscheden Wegen sik Merrnnacht bi'n Galgenbarg Norn de Heid insunn. Dat klung denn allerdings gefährli nog! „Grimslit" weer dar neeg bi, wo sik al mal de Ditmarschers haut harrn, Mann gegen Mann, denn Jan Rantzau[1] harr seggt to sin Lüd: „Scheet ui ehr, as bet jü se dat Witt in Ogen sehn künnt, de en Ditmarscher sleit, sleit en Kerl. Dat wi Ditmarschers weern, wulln wi de Natschon doch mal wisen!"

So snack un dach Kutscher Willem sik ganz in den kriegerischen Moth rin, sammel awer sin saeben Saken vun Pitschen un Blattschen tosam, un weer richti mit en Reeg Wagen to rechter Tid ann Platz: dat Scharmützel kunn losgan. Dar gung awer nix wider los, as dat se eben so heemli een bi een aewern Aukrog na Heisted fahrn un sik aewern Linn' un Hennsted verstrein un inne Morgenschummern bi de Tönninger Fähr wedder tosam dropen. Thieß weer mit un blev bi Kutscher Willem. Bi Tönn ging he int Fährbot in den Morgennewel na de Stadt raewer un Jan Willem wis' em mit de Pitschenstael achterna un sä: „Dat ward enmal en Mürat, en Hauptkerl! Wer schull dat dacht hebbn vun Klein Anna er lütt Flaßkopp!" Denn keem der Böd an ünnerscheedlige Stelln ant Land, de Wagens warn ili vull packt, un weg ging dat op de sülwige Wis', as se kamn weern, op verscheeden Weg na'n Osten to.

Dat weer recht Kutscher Willm sin Wedder. Dat weer ni blot dit un eenmal, dat ging bald Nacht un Dag regelmäßig los. Jümmer anner Weg un Straten, jümmer anner Tid un Curs. Bald mal aewer de Eider bi Hohner- un Lexfähr, bald mal wedder Süden weg; hin jümmer de Wagens vull Oel un Koken, torügg wat se kriegen kunn, meist Taback un Kaffee. Uennerwegens jümmer bi Nacht un Newel, en Halteplatz to'n Bespreken in irgend een afgelegen Weerthskath bi warm Gedränk un Stuten: en rechtes Röwer- un Smugglerleben, Controleurs achter un vaer, jümmer Alle bedragen, dun makt oder daesig. Towilen all wat de Per lopen kunn, boots! in en Nebenweg rin un still holn, bet se vaerbi klabastern, denn wedder umwendt

[1] in Scheern stan, d. h. die Flügel wie ein Andreaskreuz, es bedeutet Feier.

[1] Zur Zeit der Eroberung Ditmarschens 1650.

un dweer aewer de Landſtrat weg, um ſe den Wind aſtoſniden. Schulln all de Taun riten, ſnee man de Streng' af, leet den Wagen ſtan un jag' mit de Per dweer int Land rin aewer Heid un Weid. Un dat much den Controleur nich gut gan ſin, de dar vellicht ünner Jan Willem ſin Pitſchenſtael kam weer, dat harr ſeker en lütt Scharmüzel geben, en Baerpoſtengeſecht! So ging 't her.

Thieß muß 't leiden un lenken. He leeg bald in Tönn un bald inne Heid. Geweten mak he ſik ok nich darut, weer em dat Geſchäft ok mehr ſpitzbobenmäßig. Denn wat maken? Se maken 't All ſo. Wer nich ünnergan wull, de muß wul. Frilich menni rechtlige Mann ging darbi innerlich to Grunn un menni Schelm keem baben. Dat ging ni anners. Onkel Juſtus ſogar kunn 't ni laten, weer ok bald hier oppe Landſtrat, bald dar, de Hot nujümmer inne Blau-Mandags-Stellung, doch weniger dun as ſunſt. Baer em weer 't vellicht de letzte Haken, wo he noch mal wedder an heropkeem. Un wenn he mal Thieß Thießen drop, ſo nück he em mit Wulgefalln to un ſä, as verſtunn ſe ſik: „So recht! togripen! Oeſtereggnjunges baben!“ un ging ſin Weg. Ja, Thieß muß wul, denn Reinhold Niſſen muß. De ſä frili anner Lüd nix un flog as jümmer inn Ort un Lann herum as en Stormvagel. Awer Thieß wuß genauer Beſcheed. Se muſſen Geld maken. Wat ſe na England ſchicken, tuſchen ſe vaer Smuggelwaar in, de ſe in Hamborg baar betalt kregen. So gefährli dat Geſchäft weer, dat muß wagt warrn. Un doch reck ok dat nich recht ut. Reinhold Niſſen harr mehre Schepsladen Rappſaat na Holland ſchickt, um to Hus nix mehr in Oel un Koken to verarbeiden. Se harrn en Koopmann ſunn un legen in Amſterdam anne Brügg. Awer de flaue Mynheer, de ſe koſſt harr, mak de Waar ſlecht, um ſe billiger to kriegen, un dat gev nu en argerligen Proceß ſtatt Geld, un to de Unruh, de al jümmer dat grot Bedriv umdrev — fröher doch mit Luſt — gev dat nu ok noch en Sorg, de ſik as en Schatten un en Newel jümmer dichter daraever le. Reinhold Niſſen weer al ſülbn mal deshalb na Holland weſt. He harr dat awer nich to Enn brocht, ehr ſlimmer makt un mehr vertißt. To ſo wat paß he nich. He kunn wul wat anröhrn, un dat weer jümmer geſchickt, awer daer en Geduldsprov weer he to ungedülli. Darbi war ſin raſche Natur ſtump un dump, he war obſternatſch un hartnacki, ging blind un ſtörrig op Allens los, ſchull he ſik ok den Kopp darbi inrenn'. Thieß paß ſik darto vel beter. De weer 't ni wenn 't warn, to don, wat em geſull, un daer to breken, wo em wat gegen ſtunn. De harr't in Kummer un Elend lehrt, ſin Natur inn Taegel[1] to holn, dat ſe mit em ni daerging. Un allerwärts, wo Heemlichkeit, Ruh un Sekerheit nödig weer, dar weer de „Verwalter,“ as man em na un na nöm, beter as de Herr ſülbn. Dat wuß de Herr ſo gut as ſin Arbeiders. Wenn mal Thieß ſin junk eernſthafti Geſicht inne Roßmael keek, ſo dach Jedereen, dar weer wat Beſunners to Weg, Jan Willem ſä een mal aewert anner: he weer en wahren Mürat, un he un ſin Tohörer dachten darbi mehr an Mürn, un Een, de der ſachen daerging, as an Napoleon ſin Swager: dat klung wenigſtens heldenmäßig, un dat weer eernſthafti nog meent.

Dat is bi ſon Bedriv, as bi Reinhold Niſſen, as in en Imſtock: keen Arbeider ſo lütt, dat he ni weet, wa den Wiſer to Moth is. Wat man vun de Herr nich hör, dat föch man an den Verwalter ſin ruhi Geſicht to leſen. He keem ni lich in er Moder ſin lütt Stuv, ahn dat ſe ſik an em inne Höch hev, um em deep inne Ogen to kiken, ob dar ok wat Gefährligs daerging. Denn fragen döß em al lang keen Minſch mehr. Dar keem nich de arm Kohjung Abends mit de Melk op den Eſel to Hus, dat he ni glik de ſware Daer an de Roßmael apen trock, um to ſehn, ob't noch All op ſin Placken ſtunn un Allens richti weer.

Inn Ort war man dar nich wider um wis, as dat de Maelen ſtill ſtunn. De Verwalter ſorg noch darvaer, dat jümmer wat an Kapp un Roden to flicken oder antoſtriken weer, darmit Jedermann ſehn kunn: dar war repareert. Aewrigens, de Börgerslüd harrn mit er lütt Geſchäften to don un verſtunn vun ſon Bedriv as Niſſen ſin gar nix, de weer de Eenzigſte in ſin Art inn ganzen Lann. Dat ſeeg man mehr an as en Wunder, wo man ok nich fragt, wa't togeit oder wa't maegli is. De „Herren“ int Landſchopshus ſpeln dar Abends er l'Hombre un heeln jeden Monat Clubb-

[1] Taegel, Zügel.

abend as gewöhnli. So lang se dat ni stört war, dachten de nich an anner Lüd as de to se keemn, denn de Herren wern meistens Beamte, de er seker Innahm harrn oder so'n, de dar as seker op lurn, denn en Beamtensaehn arf irgendwo wedder en Stell, dat hör sik eenmal so: wenn en Paulsen Landschriwer weer, so heet gewis de Kaspelschriwer Paulsen.

To een vun de Art Lüd hör ok de Secretär inne Landvaegdi. He keem noch jümmer, as weer't de sülwige Rock, mit dat sülwige Gesicht ok bi Reinhold Nissen to Disch oder to Abend.. He de jümmer, as weer dat sin Hauptplicht, recht vergnögt uttosehn, as de Maan je blank utsehn mutt un de Sünn warm, un he rück an sin Brill un seeg dar eerst hindaer mit en Min', as war he nu noch vergnögter aewer Allens, wat he wis war, un dar weer jedesmal wat, wat he noch gar ni sehn harr un wat em nu in Verwunnern sett un em en vergnögten Schrecken mak. Dat vertell he denn as en Entdeckung. Fast jümmer entdeck he wat an Reinhilde, an er Drach, an Hand oder Fot, an Krus' oder Kragen, un dat broch he denn so nett vaer, dat se dar nüdli ap antwor, un so weern de Beiden jümmer glik, as hörn se tosam, un snacken un lachen reet ni af ünner de Beiden.

Thieß war denn um so stummer. Wenn't ok nix bedü, wat de Minsch sä, so muß he sik doch seggn, he kunn so wat nich, he kunn gar dat eerste Wort nich finn, un wenn he't funn harr, so weer't em as en Frechheit vaerkam, wenn he vellicht seggt harr: Mamsell Reinhilde, wat hebbt Se dar vern schön Nelk ann Bossen, oder: de langn Snörsteweln paßt vel beter vaer ern Fot, Mamsell Hilde, as de niedrigen Schoh mit Krüzbann, de Se letzmals anharrn. Am Ende weer't je wul en egen Kunst, dergliken nüdli vaertobringn. He muß gestan, de Secretair verstunn se. Blot he bedur, dat man jüs mit en solke Kunst vellicht den gröttsten Schatz winn kunn. Ja dat Lachen un Brüden[1] mak em oft so trurig, dat he sik man wedder weg wünsch int getösige Geschäft hinin. Doch meistens denn mal sprok Reinhilde mit em en paar Wör in en ganz annern Ton un, as weer he verzaubert, blev he, un ter[2] nadem mank wekenlange Unruh daran.

Ob Reinhilde egentlich wuß, wa er Vaters Saken stunn, kreeg he nich to weten. Allens wuß se gewiß nich, Reinhold Nissen verbo' em aewrigens nix un befohl em nix. Awer he neem sik natürlicherwies in Acht, wat kunn dat nützen, wenn dat arm Mäden mit in Schrecken keem, de vellicht ni mal nödig weer. Dennoch schien em towilen, as wull ok se em wat anne Ogen aflesen oder Fragen don, vaer de se vellicht so wenig dat rechte Wort finn kunn as he vaer Smeichelreden. Blot as he nu ok weg na Holland muß, do re se em mal plötzli op de Del inne Hast an un sä: „Steit't slimm, Thieß?" Un darbi le se em er lichte witte Hand oppen Arm un seeg em mit en paar Ogen an, dat em soorts dat Blot vunn Kopp hendal in en hitten Strom na't Hart tosam leep; he seeg, se harr Vertru'n to em. „Dat ward noch all gut, Mamsell Hilda," sä he, un de Ton war em swar un he bewer. Awer gerade keem Nissen ut sin Stuv, se kunn blot adüs un glücklige Reis' seggn, un dat letzte wat he vun er seeg, weer as de düstre Kopp inne Stubendaer verswunn. Wa hell dat binn in dissen lütten düstern Kopp utseeg, dar harr frilich weder Thieß noch er Vater, noch sunst Jemand egentlich en Ahnung vun. Thieß dach sik allerdings vun er all dat Schönste und Beste, un wenn man irgend wat röhm, wat en Mäden smück oder Werth gev, so wuß he seker, dat dat Reinhilde nich fehl. He seeg er't anne Ogen an, he hör er't ut de Stimm herut, dat se ahn ers Liken weer. Dat se Clavier spel un sung, as man domals nicht licht an en lütten Ort hör, schin em vaer er blot natürlich, un dat verwunner em kum, dat ol Danzmeister Schulz, er Lehrer, sä, sie könnt's öffentlich, in Hamburg könnt' sie's, sie wär ne Firtuosen, sie wär' ne Pasti, sie müßt italienisches Blut an sich haben, sie hätte den „Kehlkopf!" Bekannt wer se vaer er Fründlichkeit, Jedermann much er liden. Dar weer wul ni licht Een inne Heid, de er ni kenn' un sehn harr — un de er sehn harr vergeet er ni licht, awer ok wul keen, de nich vun er hört harr, wa klok, wa geschickt un wa gut se weer. De Armn harrn er op Hann dregen mucht, drogen er seker inn Harten. Dat weer nich blot, wat se gev, ok de Art dervun. Besunners awer alle Arbeiders, Mädens un Kinner op dat grot Nissensche Gewes,

[1] brüden, necken. [2] ter, zehrte.

betrachten er as den guden Engel mank de Plag' un dat däglige Elend, wat nümmer fehlt. So weer se — wenn man daerch ſtille Tugend en Ruf kriegen kann — op en Art beröhmt inn Lann', un as er Vatters Nam' nennt war mit Reſpect, ſo klung de Nam Reinhilde, de domals in Ditmarſchen ſelten weer, as leeg in de Nam al Holdſeligkeit un Reinheit.

De Ol wuß vun ſin Dochder nich vel mehr, as klein Anna vun ern Thieß, se weer „ſin eenzigſt Kind, ſin Schatz, ſin Alles," wenn he Tid harr mit er to ſpreken; se kunn don, wat se much, kriegen, wat se hebbn wull. Dat se ſchön weer, ſän Annerlüd em mehr as nödig, dat se klok un geſchickt weer, vel Verſtand harr, allens licht opfat, funn he wedder ganz natürlich, he freu ſik beſunners, dat se ſo heiter un fröhlich weer, em beſunners tröſtli in ſware Tiden un en Erinnerung an fröhere. He war kum derum wis, dat se en grotes Husweſen mit vel Getöſ' un Geſellſchaften faſt alleen regeer, denn er ol Fru Meddern, Tante vun ſin Sit, weer noch ut en annern Stand, un harr de Kummertiden noch ni afſchütt. De harr höchſtens ſparn kunnt. Dat Uhrwark ging, dar weer he mit tofreden, denn he harr to vel um de Ohrn, um to ſehn, wo de Fedder ſeet, de't in Gang' heel. He harr der am Ende ok nix op rekt, wo't hauptſächlich op Geld ankeem, na ſin Menung, un dat weer vellicht de beſte Sit in ſin Dochder, dat se ſtill de un nich mal daran dach, ſik to wiſen.

In ſo'n Naturn ſitt gewöhnli mehr, as ſik vaer gewöhnlig wiſen kann, wo se eben gat, as hör ſik dat ſo. Grot ward ſo'n Naturn in grote Tiden, tomal int Unglück. Man meent, dat war ſe bögen, war ſe daldrücken, war ſe knicken, man meent, dar hör Oebung to, dat to dregen, man muß't wenn't warrn as Spadenarbeit, man meent, dat kunn blot de aſ, de't Glück gar nie ſehn hebbt, den Aewerflot ni kennt: all ni wahr, Stahl rußt nie innen Sünnſchin. Prober em nu man, wenn de Fedder ſpannt warrn mutt. Reinhilde ſeeg de Wulken ſo gut kam as Vatter un Verwalter, blot dat se nich genau um't Handelsgeſchäft Beſcheed wuß. Awer dit Stocken un Stoppen vun de Maeln un Fabriken, dit gefährlige Fahrn un Wirthſchaften bi Nacht un Newel weer genog vaer ſon klarn Kopp, dat se nich er Gedanken harr. Un de drog se ganz ſtill alleen. Se blev gegen den Vatter jümmer as en fröhlich Kind, wat em opheiter, se ſung vaer em, se ſpel vaer em, se glänz in Geſellſchaften vaer em. Nebenbi awer heel se toſam, mött bi, ſeeg ſik um na de Lüd un er Schickſal un Bedrieben, un harr in Gedanken ſo gut ern Plan, wenn allens ſcheef ging, as man Reinhold Niſſen een hebbn much. Se harr daraever am leefſten mal mit Thieß ſik utſpraken. Awer de weer vaer Bewunnerung ni licht to Wort to kriegen, as wenn man em gradto anging, un dat harr doch ok vaer er wat Bedenkligs. Darto weer he ſo vel umher op Landſtrat, in Tönning, in Kiel, dat dat ſo to ſeggn keen Gelegenheit vaer er gev. Endli harr se de doch vun Tun breken wullt, as he na Holland ging, wo se domals dach, dat ſtunn darhin, dat man den Oln inſtek un dat Vermögen wegnehm: unglücklicherwiſ' keem er Vatter dartwiſchen. Un ſo ging Thieß ſiner Weg in ſin Gedanken un se blev noch mal wedder alleen un drog't mit ſik un den lewen Gott.

Thieß muß richti wegen de Rappſaatladungen na Amſterdam. De Prinzpal gev em Inſtruckſchon un Vullmacht, Reinhold Niſſen wuß recht gut, wat he in ſin Hand le. Bun diſſe Reiſ' hungt aſ, ob dat Hus beſtan blev oder umſmiten muß. Daerſpraken harr he't mit Thieß natürli ſit lang, verborgen weer den Verwalter nix, un de Verwalter weer ok de Eenzigſte, de allens wuß.

Thieß bruk ſik gewiß ni to verwunnern, wenn Reinhilde em Totrun wiſ'; denn wat er Vatter em anvertru, weer ahn Grenzen. Awer Thieß weer een vun diſſe wunnerligen Naturn, as wi ſe hier hebbt, de ſo to ſeggn op een Sit hell waken ſünd, un op de anner Sit drömt. Un diſſe Naturn ſünd hier unſe beſten. He dach gar nich daran, dat he wat anners weer as Reinhold Niſſen ſin lütten Schriewer. Dar dröm he. He ſeeg an ſin Herrn rop as na den Klockthorn un na de Dochder as na den Himmel. Awer he beſorg er Geſchäften, as weer he de Prinzpal ſülbn, un he kenn de Lag' un de Welt genauer as de Herr. — Nu beſorg he ſik en beten Reiſ'geſchirr, denn domals gevt keen Iſenbahn un kum Poſten. Ob man jüs Abends en Weerthshus drop, weer fragli. En Reiſ' na Holland domals weer witlöſtiger as nu een na China. So wit maegli fahr man

mit egen Per un Wag'; wenn't ni gar to ili weer, leet man se nich vun sik. Kutscher Jan Willem muß ditmal vaer en Reis' anspann, Pitschen un Blattschen vaerbinn, de wenigstens aewer Hamborg hinutging.

He weer gerade inne Roßmael an't Vertelln, as Thieß keem, em den Befehl to bringn. He vertell vun en lütt Scharmüzel mit en paar Controleurs op de letzte Smuggelerfahrt. „Keem wi mit min Wagen," vertell he, „oppe Rendsborger Landstrat na den Swarten Buck to un dachten dar uns Holt to maken un en warm Kaffe to kriegen, denn dat weer en banni kold-düstre Nacht. Jüm weet, de Swarte Buck liggt der moderseelu oppe Heide alleen, ol Jakob Schütt hett dar de Weerthschopp. De kennt den Rummel, de hett al menni Fahrt mit de Controleurs hatt, al as se noch vun Ditmarschen raewer de Eider smuggeln un an de Sperre noch ni dacht war. Keem wi also langs de Landstrat, wo de Wind kold achter uns anpust un man nix sehn kann as hin un wedder en witten Pahl anne Sit, dat man den Weg ni verlüst,[1] bet an den Wis'pahl den ik kenn, dar steit so'n beten Buschwark bi rum, un de een Arm hangt dal, de Weg geit dar af na Hohn lank, do segg ik to min Nebenmann, „Anton Peters," segg ik, „wie künnt ni wit vun den Swarten Buck af sin," segg ik, „dar is, löv ik, de Wispahl na de Hohner Landstrat." „Jawul," seggt he, „mi dünkt, ik kann ak de grote Sootswang schimmern sehn." Denn ol Schütt hett dar en fürchterlig groten Sootswang, achter mit en paar Steen in isern Bann, bi Dag' kann man em op en Milwegs aewer de Heiloh sehn. Ol Schütt seggt, dat is sin Werthsschild, gude Frünn kennt em daran inne Feern. So weer't ok ditmal. Ik segg to Anton Peters, „en Taß warm Kaffe schall uns wul smecken, un wenn't ok en half Dutzend is." „Ja," seggt Anton, un haut sik de koln Hann vergnögt um de Rippen, „wenn Trina man op is un den Kaffe warm hett." „Gewis," segg ik, un tipp en beten op de Brun', „ol Schütt is sülbn op un lurt seker op uns, dar will ik Döwel op seggn." Un so lat wi denn de Brun' en beten antrecken. Awer mi is noch jümmer, as hau Anton Peters sik de Hann umme Rippen un wul mi mal umsehn — he seet achter mank de Waar, dat nix rafsull — un em seggn, he schull de Rippen schon' — as ik mark, dat dat ute Feern kumt, un ok Anton spilt al beide Ohrn un seggt: „Hisch! dar kamt se." He meen de Controleurs, de Per weern to hörn. „Twee Mann sünd't man," seggt he, „wüllt wi holn un se afkloppen?" Awer ik harr en annern Plan. Ik segg, spring af un lop vaerut, segg ol Schütt Bescheb; wenn he dar is, so holt de vaer Daer inne Daerfahrt apen, ik jag rin, un ut de anner rut. Dar künnt jüm se fangn as in en Fall, wi hebbt ehr so Huslünken sungn. Man jü!" Un so nei he ut. De Sak war spaßi. Also ik paß op, un richti, ehr se kamt, bün ik so wit, dat ik jüs eben vaer se inne Daerfahrt kam. Se achtern in, se ropt in Königsnam: Daer to, ik in Döwels Nam: Daer open, un rut bünn ik un binn sitt se, denn Anton un ol Schütt holt op jeder Sit de grot Daern to. — Wat schulln se maken? Befehln? — De Beiden weern buten, un hörn nich. Afstigen? — To Fot hal mi nüms in, denn ik harr de beiden groten Brun vaer. Un weer ik eerst aewer de Brügg vun de lütt An, de bi'n Swarten Buck vaerbi löppt, so kunn ik inne Heid rin fahrn, keen Spörhund schull mi finn. Also den se am besten, mit Anton un Schütt Kaffe to drinken. — Wat se ok dan hebbt. Ol Schütt harr sin dicke Trina binah an Anton weggeben, as he de Controleurs eernsthaft vertell: wa disse junge Minsch en Reis' to Fot drum mak, um sin Trina mal to besöken! Wi dropen uns eerst wedder inne Heid, un hebt unbanni lacht." — Dat den ok de Tohörers vun Jan Willem, as Thieß noch eernsthafter as gewöhnli inne Roßmael rintre und Kutscher Willem op morgen vaer em süllst bestell, vellicht op en dree, veer Dag'.

„Nu geit 't los!" sä Kutscher Willem, un greep na de Pitsch, de em selten verleet, un ok de Annern inne Roßmael weer dat as en Ahnung, dat wat Besunners vaerging.

* * *

De Ahnung weer richti, dar weer allerdings wat los, mehr as de Verwalter dach, do he den Kutscher bestell, Jan Willem harr sogar seggn kunnt: de Krieg ging nu los twischen Reinhold Nissen un Napoleon, se harrn bet to man dat Vaerpostengefecht

[1] verlüst, verliert.

hatt. Leider kunn man denn ok weten, wer de Sieger blev, trotzdem dat de ganze Roßmael ern Herrn vaer en lütten Napoleon heel. De grote weer he doch jedenfalls nich, un de Art Krieg as twischen Goliath un David, wovun wul menni Een in dat Maelen-Concilium dat Bispil her neem, weer ok al domals ute Mod kam.

Genog, bi dat Scharmützeln un de Vaerpostengefecht weer man na un na gar to drist warn. As Jan Willem geern dat Wort bruk, wenn he en Smugglergeschichte vertell: de Sak war spaßhaft. So segen de Holstener dat an, un bedreben dat darna, un de Ditmarschers weern vun alle Holsteners noch am aller spaßigsten, oder as Jan Willem dat nöm: de Kettligsten[1] bi de Sak; tum Deel, wil se't Smuggeln wenn't weern, tum Deel, wil se jümmer, sit se de Frihit verlarn, geern den lütten Krieg föhrn, mit wem't ok weer, un schulln se sik ok ünner euanner prügeln oder Norderditmarschers gegen Süderditmarschers opstan oder Marschlüd gegen Geestlüd oder Oestereggnsjungens gegen Süderegggns. Ganz, as al er ol Geschichtsschriwer Neocorus sä: se weern en wrewelich halsstarrig Volk. Mit de Controleurs un Gendarmen gingen se um, as weern de Lüd egens darvaer bestellt, sik brüden to laten, un de Geschichten reten gar ni af, in Krög un Weerthshüs' war fast nix anners vertellt un gewis war aewer nix fürchterliger lacht, as wa man hier en Controleur bi de Näs' hatt harr, dar em en audreit, de Knep weern oft as vun de Slausten lang vaerher utstudeert un utföhrt na en Plan, as man en Krieg föhrt warrn kann mit „Taktik."

„Daraewer war de Kaiser argerlich un gev sin Befehl, dat anner Maßregeln brukt warrn schulln." So dach man sik dat ünnert Volk, wat sik egentlich vun süllst verstunn, denn as de Smugglers to drist un to frech warn, weer't natürli, dat se anlepen un dat dat Gesetz ok wider lang. Awer man meen domals, Napoleon weer allerwärts persönlich darachter, ja man harr em oft bi en Smuggelfahrt anne Elf oder de Eider süllst inne Schummern sehn in sin lütten Hot un sin graun Rock. De ol Bootsföhrer Friedrich Holm, de lang as Stürmann fahrt harr, de allerwärts mit darbi west weer un de noch lange Jahren bi en Glas Grogg, „orri stark un nich to feut," sin Geschichten vertell, wuß ok so een vun Napoleon, wenn he fragt war, ob he den Kaiser kennt harr: „Dummbart," seggt Holm to den Frager, „wat schull ik ni! Ik keem mal vun Altona aewert Heiligengeistfeld mit en lütten Sack Kaffe oppe Schullern un föhl mi al ganz feker, as ik na de nie Drögen to keem: da begegent mi jüs op dat lütt Siel dar vaer de eerste Tobacksladen linker Hand en lütten Mann, den ik al seeg, as he dar int Licht tre un sik de Tobackstuten anseeg, wul wegen Smuggelwaar, ob dar wat mank weer, un as he mi jüs vaerbi geit, do seeg ik inne Schummern den lütten Hot un den graun Rock un krieg en fürchterligen Schreckschuß, dat dat mi man inne Been fahrt, un ik harr dalsacken kunnt, obglik min Kaffeesack nich aewern hunnert Pund wog. Dat weer richti de Ol, de banni argerli weer op dat Smuggeln vun wegen de Sperre, denn wat hölp dat, wenn de nich holn war? Wat denn? Also ik wull mi schreeg aewer ant Hus drücken, wo't noch mehr inn Schatten weer, denn wat schull ik don? vaerbi muß he. Awer he weer mi al wis warn. Doch ging't datmal gut. He drau mi blot mitten Finger un sä: „Friedri Holm, lat mi dat na!" Un do wis' he mit de Hand achter aewer de Schuller, dat heet, ik schull man maken. Also leep ik wat ik kunn. Awer ik heff mi nöst banni in Acht nahm. Ja, so weer he."

So ungefehr dach man in Ditmarschen, as nu op eenmal hin un wedder Smugglers opgrepen un insteken warn, un as de Gerichten aewer de Köpp vum Knechts, Kutscher un Fohrlüd weg na de Köpp vun de Herren lang, de mit darachter steken.

De vaersichtige Thieß Thießen weer vaer so wat al jümmer bang west. So lang he de Fahrten lenk un lei un Kutscher Willem, de alle Weg un Slikweg kenn, se utföhr, weer dat jümmer gut gau. Wenn mal irgendwo Gefahr drau, so harr he to rechter Tid mit Ruh un Rath, mit Geld un Geldeswerth Allens wedder afplant. Awer kum weer he weg op sin Reis' un Jan Willem mit em, so muß kam, wat to fürchten weer: dar legen Waarn in Tönning, Schep legen dar buten un töben,[1] wagt muß dar wat warrn, Geduld harr de Herr

[1] kitzlich, lächerlich.

[1] töben, warten.

gar ni, un ſo lepen richti Reinhold Niſſen ſin Lüd an, Reinhold Niſſen ſin Wagens warn anholn, de Waarn warn wegnahm, un wat folg, weer ſlimmer, as wat verlarn ging.

Inne Heid gev dat en Flüſtern un Piſſeln,[1] denn dat drop ditmal mehr as Een. Dar weern Herren, de op er Knechten lurn, de länger as gewöhnlich mit Per un Wagen utbleben, dar weern Fruns, de op er Manns töben un en Paſ' vull Bohn — as man den Kaffee nöm — oder ſunſt en Affall vun de Smuggelie: ſo weer't al Gewohnheit warn. Se lepen, as ſe Dag un Stunn aewer de Tid gedülli utdurt harru, allmähli na Nawerſch un Annere, warn ängſtli un maken ſik ſo, un man kunn bald en dre, veer Lüd vaer en Perſtall, bi en Schün, bi en Wagenſchur toſam ſtan ſehn un heemli verkehrn, iwrig vertelln un ängſtli tohörn. Dat Gerücht is je noch jümmer arger as dat Unglück ſülbn. Dar war vertellt vun Bataillons, de Napoleon bi't Lindener Moor harr opſtellen laten, um de Smugglers gefangn to nehm. De harrn de arm Lüd ruhi bet op Schußwit heran kamn laten, de harrn denn darmank haut as mank Röben, un Allens maſſacreert, den Reſt harrn ſe inne Moorkulen jagt, de Per harrn ſe ſlacht, un wat ni all mehr. Genog, dat harr en „Heulen un Zähnklappen" geben kunut, wenn nich ſüllſt dat Huln gefährlich weſt, un wenu nich ok weniger ſlimme Berichten kamn weern, vernünftige Lüd to Ruh ermahnt harrn, un man op jeden Fall ſwigen muß, ſo lang 't angan kunn, um nich ſlimm to maken, wat vellicht noch gut to maken weer.

Reinhold Niſſen harr natürlich glik den eerſten Morgen genaue un beſtümmte Naricht. He weer fürchterli verdreetli, ſahr ſik een Mal aewert anner mit de magern Fingern daer ſin grauen krauſen Haar un ſcholl op dat dumme Volk, dat ſik ni in Acht nehm kunn. Blote Unverſicht! Bloten Aewermoth! Ahn ſin Thieß ging nagrad Allens ſcheef! Mit den weer't gewis nich paſſeert!

Doch hier nütz keen Schelln un keen Arger. So hart de Slag wen much: dat heet den Kopp nich verleern, richtig handeln un dat gau. Denn Il weer nödig. De Folgen ſeeg Niſſen. Man war ſo gut na em ſülbn langn as na ſin Vermögen, wenn man wat darvun faten kunn: dat weer em klar. Wenn he ſik ok nich vaer en lütten Grafen heel oder en groten Bokhandler, wona de Korporal in Paris mit egen Fingern greep, ſo geef't Franzoſenfrünn genog, de't an ſin Statt don muchen, un he wuß wul, dat he ſit lang nich mehr vaer „gut geſinnt" goll, he harr to wenig ſwegen, un to mennig Een aewer de Eider hölpen, as dat't verborgen blibn kunn. Awer he harr ok al ſo menni gefährli Sak daermakt in diſſe gefährlige Tiden, dat he inövt[1] weer as en Feldherr: Slacht verlarn, is nich Kopp verlarn! Vaerlöpig op en geſchickten Rücktog denken! Un dat ahn Tid to verleern!

Dat dur man Stunn na de eerſte Schreck: do weer Reinhold Niſſen mit ſin Hauptgläubiger inne Pennmeiſterie[2] weſt, harr ſin ganz Gewef' op den ſin Nam ſchriben laten, harr ſin Werthpapiern inne ſekere Taſch, harr an Thieß Thießen in Holland ſchreben, he much jeden Verglik ingan, blot baar Geld maken un dat in Sekerheit ſetten, un ſin Wagen ſtunn bereit, em ünner de Föt ut to bringu.

Blot ſin arm Kind mak em noch Sorg un Twifel. Schull he er mitnehm? Awer wohin kunnt ni gan? Vellicht aewer de ruſſiſche Grenz? Un wat ſchull ſe bi em? Oder ſchull he er na Kiel ſchicken, wo he bi ſin lütt Gewef' ſekere Lüd harr — Verwandte weern dar nich uter de ol Medderſch inn Huſ'.

To ſin Verwunnern wiſ' em awer Reinhilde, dat ſe keen Kind weer, ſunnern Helden Dochder. Se hölp em uten Twifel, ehr he er em utſpraken harr. Se wiſ' em, dat ſe em mit wat Anners Troſt bringn kunn, as dat ſe em wat vaerſung oder danz, dat ſe mehr weer, as en fröhlige Unſchuld. Se ſä em raſch, dat ſe Allens wuß un nix fürch. Bliben muß Wer. Dar muß na de Saken ſehn warn un vaer de Lüd ſorgt. Se dräng em na den Wagen. Do umarm he er mit Thran inne Ogen, en glückſeligen Vatter, un as he er noch uten Slag herut darmit tröſt, dat Thieß bald ut Holland torügg kamn un er biſtan war: do ſeeg he mit Freuden, wa er bi den Nam dat Roth inne bleken Backen torügg ſteeg. So jag

[1] Piſſeln, Flüſtern.

[1] inövt, eingeübt. [2] Pennmeiſter, Pfennigmeiſter, Haupteinnehmer, der zugleich das Schuld- und Pfandprotokoll führt.

he dervun na Lübeck to un de preußſche Grenz, un leet Reinhilde in dat grote Bedriv mit de ol Medderſch alleen.

Ja ganz alleen! Dat weer ſe, un ſe wnß dat ok. Dat weer ſe al lang weſt, ſo to ſeggn jümmer, ſit ſe de Kinnerſchoh uttrocken. Wat ſe inne Heid an Umgang harr, weer blot Umgang, nix Anners. Mit Landſchriwers Dochder un ers Liken leet ſik wul nett to Ball un ſpazeern gan, aewer en Hot oder en Kleed ſpreken, en Leed ſingn oder toſam Clavier ſpeln: awer dar weer't ok all. Son Lüd wat antovertrun, vun ſon Lüd Troſt un Hölp to erwarten? Eben ſo wenig as vun Danzmeiſter Schulz oder Klein Anna. Dat harr ſe lang inſehn, dat weer Dorheit. Frünn in Geſahr — de ſünd ni dar, dat harr ſe in diſſen Tiden begripen lehrt, wenn ſe't Medderſch ok ni lövt harr un er dat ſur full, nich beter aewer Minſchen to denken. Awer de Herren vun de anner Sit dat Markt, ute Landvaegdi un dat Landſchopshus harrn Amt un Stand, er Vatter harr blot dat Geld, wat he ſik erworben. So lang man gut un ſeker bi em to Middag oder to Abend eet, leet man ſik dat fründli gefalln. Nagrad war't unſeker. De Mann war gefährli. Nu leet ſik nich mal de Husfründ hüpiger ſehn as't daerchut nödig weer, he, de ſunſt mit tehrt harr bi't vulle Fatt un de vulle Flaſch Middag un Abend jede Wek. Dat kunn em en künftige Auſtellung koſten; ſo vel ſeet vaer em nich darop. He drück ſik um dat Hus Süden ant Markt un blev ok int Norn as de Annern, wo he bi Landſchriwers Dochder eben ſo fründli verwunnert ſpel as fröher bi Reinhilde.

So vel Fründſchop harr Reinhold Niſſen noch op de anner Sit mank de Herren, dat ſe em ünner de Hand en Andüdung maken leten, de Sak ſtunn gefährli. De Secretair kunn nich umhin, de Sendung to aewernehm. As he bi Reinhilde vaerſichti intre, do aewerkeem er binah de Luſt, den armſeligen Minſchen to quälen. Awer ſe broch dat nich wider, as dat ſe em dat ſur mak, to Wort to kam. Se harr em in den bekannten ſpaßigen Geſellſchaftston, worin ſe in ſchöne Verwunnerung mit enanner verkehrn, jümmer noch wat to wiſen oder vaertobringn, ehr he endli mit de Sak herut kam kunn: dat 't mit Reinhold Niſſen ſin Sekerheit gefährli ſtunn, un dat he as Fründ vunn Huſ' nich ünnerlaten will, em to raden —. Do ſä Reinhilde em ſtolt: er Vatter weer en beten na Preußen in Geſchäften verreiſt, harr er al ſchreben vun Lübeck ut, war ſik gewis hartli bedanken, war awer wul in enige Tid nich wedder kam. Se dank ok den Herrn Secretär un wünſch em vel Vergnögen oppen Ball. Un darmit leet ſe em rüggwarts ute de Daer rutſchen mit en Geſicht, mehr in Verwunnerung as gewöhnli.

* * *

Aewer Ditmarſchen weer dat Fröhjahr kam. Dat kumt lat, denn dat hett en wide Reiſ', ehr dat vunt Süden rop to uns bringt. Dat hett toletz jümmer noch en Sprunk aewer de Elſ to maken, dat ſteit un lurt op günd Sit, as wull dat eerſt en Tolop nehm. Man hört vun Böm, de dar grönt, un Kirſchen, de dar blöht, un bi uns is noch Allens dodensſtill. Awer wenn't denn kumt, ſo kumt't ok in en Sprunk. Denn ſüht man't anne Wulken, denn hört man't annen Wind, denn markt man't annen Eerdgeruch: dat Fröhjahr is dar, dat kumt mit Macht! Un mit kamt de Summergäſt in ganzen Schaaren, in ganzen Familjen, ſe kamt bi Nacht un bi Dag, ſe kamt in Il, as weer de Tid knapp, er Neſt to buden. Kum ſett de Hatbar ſik opt Dack un hett kum ſin Willkam klappert, ſo driggt he al mit Buſch un Stroh. All uten Süden, as de Wulken, as de Wind. Oppe Groten brukt man nicht to achten: dat ropt de Kinner inne Dörper Een to. De bi Dag kamt, ſüht Jedereen: de groten Weihen, de noch wider na'n Norn jagt, de Brushöner, de Kiwitt, de aewer de Wiſchen ſchellt. Doch wer darop achten deit, de hört ſe ok inne Schummern un bi Nacht. Dat ſnackt un pipſt, dat flüſtert un flattert vaeraewer, dat huſcht un fluſcht un fleut eenzeln hell darmank. Dat ſünd de Stimm, de de Summernächten lebenni makt, dat ſünd de Lütten vun de Sängers, de na enige Dag' in jede Heck un Tun er Kopp wiſ't, de dar hüppt un wüppt ſo vertrut, as weern ſe to Hus, un nich verreiſt weſt, un bald mit ern Geſang de Luſt opfüllt ſo fröhlich, as weer 't alle Dag Hochtid un de Jugend weer ewig.

Wo is't denn nich ſchön? Wer de Elſ hindalkumt, etwa vun Hamborg, domals mit en Ewer, langſam, as de Floth af-

treckt, de rük dat aewern Dik, de hör de Lurken singn in ganzen Schaaren vun Ditmarschen raewer. Un wer bi Brunsbüttel ant Land steeg, de harr dat vaer sik un um sik an de langn geln Rappsaatkoppeln, an de Krög' in Klewer, an de Wischen in Gras, un mank de Saat, mank Weten un Roggen dar reep al de letzte vun alle Summergäst de kümt, de ol Maivagel, de Kukuk reep sin sunnerbarn Rop. Wenn he ol Mai ni röppt, seggt man, so röppt he dat Jahr gar nich. Awer wenn he denn röppt, so tellt man gern, to wo vel mal he den Athen hett, un leggt noch lewer as sunst en Bedüdung hinin.

Vaer de grot Daer buten de Daerfahrt vun dat Weertshus in Brunsbüttel stunn en jungn hübschen Minschen, de half lud, as wenn he half wak un mehr dröm, na en Kukuk hör un so to seggn mit Andacht tell: een, twee, dree — un so wider, un darbi sik mit en Gesicht umseeg, as weer he in Gedanken ganz annerwärts, awer doch keem em hier de Gedanken. He weer en beten verbrennt oder verreist antosehn. Darna seeg ok sin Kledung ut. En lütten Reis'sack beheel he, ok as in Gedanken, inne Hand. He weer mit de letzte Ebb mit en Ewer hindalkam, un töv blot bet sin grötere Reis'kuffer op en Stohlwagen packt weer, den he sik hier bestellt harr. As de Husknecht den Kuffer oppackt harr un de Kutscher mit de Swep klattsch, da sohr he as ut en Drom op, sett sik lichtfarrig torecht, un fohr den Weg na de Heid to.

Thieß Thießen weer dat. — He keem vun sin Reis' na Holland torügg. He keem tum ersten Mal torügg vun en längere Reis'. Dat deit wat an en Minschennatur, tomal an en junge. He harr sik Wekenlank mit fremde Minschen herum slagen, nich mit fründlige, he harr sware Geschäfte aswickelt, he harr nu Getös' un Allens achter sik. As he vun de Ewer stegen weer, as he den ersten Fot op Ditmarscher Grund un Borrn sett, do gingn op eenmal sin Gedanken vaerwarts un rüggwarts aewer disse Tid weg, de der twischen leeg, he weer würkli as in en Drom, de der söcht wedder antosaten, wo he ophört: wa weert man noch? Un wa schallt warrn? Disse Kutscher fohr em nu bet to Hus; wenn he afsteeg vun dissen Wagen, so weer he — — Ja, wo weer he denn? Aewer en lütt braken Daer hev sik en swaken, tosamsunken Körper inne Höch un en paar bleke, ole, blaue, glückselige Ogen sehn raewer, un herut lepen striken Strom as Parlen de blanken Thran, denn ehr Saehn weer wedder dar, er Thieß, er Alles! — So stell he sik't vaer op sin eensamen Wagensitz, un sin Ogen gingn aewer dat gröne Land: Min Vaderland! dach he, min Moderland! Em full en Leed darbi in, wat he as Kind inne Schol kum ohne Thran' harr singn kunnt, an de wehmödige Melodie len sik de Wör as weern't Drapens ut sin Moder er bleken Ogen — „fülln sie mit Erde ihre Hand, und küssen sie, das sei der Dank für deine Sorgsalt, Speis' un Trank, du liebes Vaterland!" — Un indem he dat schöne Leed, wat mal de arm Lüd bi'n Afscheed sungn harrn, de na Afrika verkofft weern, bi't Wedderkam half lud sung oder mummel, steeg vaer em en Garnhus op mit blau Schieferdack, dat eenzigste inn Ort, en Akazienbom hung aewer de Flügeldaern, en Vagel sung to Sit. Un en Mäden tre in den Sünnschin, en paar Ogen segen em an: kunn man Nacht un Für toglik denken — dar weer't tosam! Awer wat he sik nich vaerstelln kunn, dat weer, wodenni de Ogen em ansehn. Se wullu nich ween' un nich lachen in sin Gedanken, un en anner Melodi summ em daer den Kopp: „Ach Gott, wie weh thut scheiden, hat mir mein Herz verwundt!" Wedderschn kunn he gar ni utdenken. Vaderland dach he blot as dat, wovun man Afscheed nimmt. Sin Ogen gingn aewer de Grenzen vun ganz Ditmarschen, de man hier sik teken kann, un he dach se sik blot as de Tun um en Garn, wo he nu bald herut muß. Unse oln Geschichtschriwer vertellt uns, vun Johann Adolfi an, jedereen mit nie Wör un Begeisterung, so de ol Viethen un Bolten, Jan Russe un Hans Detlef, un de letzte, Jan Mohr, ni am wenigsten: wa vun Möldorp an bet na Tielenbrügg an de Eider en grot Holt reck, Bom an Bom, aewer de ganze Grenz, dat en Katteker much vun Twig to Twig springn tein dütsche Milen lank. Dit Holt weer lang verswunn, awer den Som seeg man noch un süht man noch, wo't stan hett, un inn Fröhjahr tekt sik de ganze „Höchde" grön, denn noch menni Eek un Bök is stan bleben. Dar gingn Thieß Thießen sin Ogen aewerhin mit en ähnli Geföhl, as de oln Herrn dat beschrivt, dat alle Herrlichkeit vun Vergang is. So

harr he stundenlank mit sin Gedanken to don, bet he endli aewer de flacke Gegend toerst de Maelen vun Heide wis war, de within um den spitzen dünn Thorn er Krüzen gegen den Heben streckt. De wecken em ut sin Drömerie, un he muß sik dütli seggn, wo't in en gude Stunn um em utseeg.

He harr dat Geschäft in Holland na Nissen sin Wunsch to Enn brocht, de Saat weer to en mäßigen Pris verkofft, dat Geld in Sekerheit bi en Hamborger Hus. Wa't mit dat Gewes' inne Heid stunn, dat wuß he, so dat't em dar kum wat to verwunnern gev. He wuß, dat de Prinzpal na Preußen gan weer, vellicht na Königsberg, vellicht aewer de rußsche Grenz, wo domals so vele hinaewerflüchten. Vellicht kunn man op beter Tiden haepen un dat Geschäft wedder anfangn. Gegen Noth weer eerstmal de Familje in Sekerheit, so vel weer der rett'. Dat Unglück leet sik am Ende dregen, man drog dat in de Tid sogar lichter, denn unseker weer allens, dat Op un Dal ging aewer Land un Lüd hin, „Kopmann en Lop man" dat ol Sprekwort muß damals Meunieen as Trost deen', de der gar nix na beholn harr, un noch vergnögt weer mit de Friheit un sin gesunden Glieder. Dat weer nich so selten, dat en Prinz eenerwegens oppen Dörpen Scholmeister spel, un en Slachtergesell Generalfeldmarschall war. Thieß harr uterdem buten Lands, bi en rik Handelsvolk, noch mehr sehn un lehrt, dat man dat Glikgewicht nich to verleern bruk, wenn mal en Dings schev hung. Dat Oelgeschäft inne Heid harr doch al lang stockt; wenn de Handel ni wedder flott un open war, ging dat aewerhaupt ni mehr. He wuß, dat Reinhold Nissen de Mann weer, dar wat anners ut to maken, wenn't angung, Maelen leten sik umbuden, man kunn Mehl un Loh statt Oel un Koken maken. Dat harr toletz all nix, wat ni maegli weer. To Noth kunn Thieß sogar op sin egen Hand wat darvun ansaten, so vel harr he nagrad verdeent, lehrt un an Totrun erworben.

Thieß wuß blot een Del nich: Reinhilde weer inne Heid torüggbleben. Wat schull se ok mit Vatter oppe Flucht? Awer Thieß dach herum, bi wen se bleben sin much, ne, he stell sik egentlich de Frag': vaer wen se wul blebn weer? Dar harr he natürli nich na fragt, dar harr man em nix vun schreben, dar wuß he sik keen Antwort darop oder he wull se nich weten. Am Ende, ob se bi Landschriwers wahn oder bi sunst wen, un ob se vaer em blebn weer oder vaer sunst Jemand: jede Antwort sä em egentli datsülwe, dat eenzige, wat he nich to dregen wuß: vaer em weer se nu ut de Welt, vaer em alleen heet dat nich: Got verlarn, sundern Moth verlarn, un dat is: allens verlarn.

Mit son Gedanken keem he de Heid neger. Oppe Möldorper Landstrat süht man se liggn, wit utbreedt, to Osten un Westen rut en lange Allee vun Linnböm. Aewerweg as op de Hauptstrecken vunn Kumpaß domals acht Windmaeln. Thieß weer Möller genog, um al op en Mil Wegs an disse half lebennigen Gebüden to sehn, wat darin vaerging, man much seggn, wa se to Moth weer. En half Dutz dreihn lisen vaer den Südwind um, so lisen, as weert blot en Teken, dat se noch leben den. He kunn sik denken, wa Möller un Möllerknecht oppen Maelenbarg rum fulenzen, inne Feern aewert ganze Land Ditmarschen keken un vun Mael un Möller sproken, meistens nicht dat Beste, awer mit vel Behagen, vun de Büsumer an, am widsten na't Westen un gegen den See hinut, bet an de Grenz oppe Geest na Tellingsted un Dörpeln int Osten: gewiß snacken se ok aewer Wind un Wedder, dat se wit hin kunn andüdt sehn an er Collegen, meist na de Richtung vun de Roden oder na de Segeln un er Gestalt, na't Linntüg, as de Möllers seggt. De Heider Maeln keken alle, as harrn se Thieß de Gesichter tokehrt. He weer je ok bekannt genog in sin lütten Heimathsort un mank de Möllers tomal, dat gewiß op jeden Maelenbarg uter dat Gebüd noch een oder en paar Minschengesichter sik em towendt harrn, harrn se em sehn kunnt. Blot de beiden Maelen mit Zwickstelln, wo jede vun mit Gesichter harr as beplant sin kunnt, de aewert Geländer keken, wenn jedes dar weer, wat em leef harr — se weern vaer en Möllerog as en Vagel de flünkenlahm is, as en Kattul inn Winterslap, as en Snickenhus, wo keen veer sin Fingern utsteken ward, man mag ok noch so zärtlich ropen. Se stunn inn Scheern gegen de Stormsit na't Norwesten, as jede Möller se stellt, wenn se länger ut Arbeit sett ward.

As he de grot Mael ant Mark rut

kenn, de grötste ouun Ort, do war em ordentli truri umt Hart. So mag en Schipper to Moth sin, de sin Schipp as Wrack liggn süht. He seeg an de groten Flünken hendal, aewer de Kapp, de so zierli op dat Gebüd seet as en wahre Huv — so seggt de Timmerlüd — op en slanke Gestalt. Sin Ogen lepen daran hendal, un in Gedanken hinin in dat blanke Gebüd, wa so lang hitte flitige Gesichter mank den Larm vun de Stampers em tonickt harrn. He dach an de dämmerige Roßmael un de oln inrußten Gesellu de dar so lang arbeidt harrn Dag un Nacht. Wo se nu wul weern, wat se nu wul bedreben? Ob Kutscher Willem wul mit de Herr kam weer? Den war dat sunst am swarsten drapen. Wa schull de hin ahn „sin Herr?" De Oelslägers kunn tum deel in Kiel un Flensburg sacht er Brot sinn.

Doch vaer allen lepen sin Gedanken na dat Hus neeg an, as ging he dar in de Husdaer langs de Del mit Flisen bet in en lütt Stuv, wo he so menni Dag harr ut Finster sehn. He seeg dar op en groten Wallnaetsbom, de in Nawers Garn stunn, em full op eenmal de Nam vun de ol Jümser in, de de Bom un de Garn tohör. Anne anner Sid weer en swarte anterte Plank, un he wuß, achter de Plank ging en ganz lütt enge Strat, en Twiet, de den wunnerligen Nam Himmelrik föhr. De ging na't Mark, un achter na de Jümserstieg. Doch ehr se dar utging, leep se in en Gang ut, de vun Enige de Höll nömt war. Oppen Enn daran leeg dat lütt Gebüd, wo Kutscher Willem un sin Moder in wahn. Aewern Weg weer de grote isern Port, de in Nissens Garn ann Schibenwall föhr. Dat muß he sik all mit Gewalt eenzeln dütli vaerstelln un utmaln, denn de wunnerligen beiden Stratennams klungen em, as harrn se vaer em wat to bedüden.

He dach daraewer na, ob de Wallnaetsbom wul al grön weer. He kunn sik genau vaerstelln, wa junge Wallnaetsbläd rükt, dat weer as trock em de würzige Geruch inne Näs, un he wuß op eenmal, dat he dar ünnern Bom al mal as ganz junges Kind Reinhilde sehn un mit er spelt harr. Se rüken anne Bläd, se harr na sin Meenung domals egentli gar keen Näs un he rev er mit de Bläd, darmit se 't ok doch rük, bet de lütt Stummel gelgrön war. Denn schin em, as trocken se mit en Kinnerwagen, wo he mit anfat, langs dat Himmelrik un de Höll, un oppen Schibenwall sprung dat Kind mit en Kamm inne swarten Haar, de sik opböm un vaeraewer sulln achter Fleerlinken her. He broch er dar in Gedanken tosam mit en wunnerlig Thier, wat he un de ganze Heid ok noch nich sehn harr, dat weer de eerste Zieg, de na Heide keem, un de Reinhold Nissen, eben so as de eerste Melkesel herbrocht harr; so hör he man nadem. He dach dat Kind damals darto etwa as he sik nu wul en Prinzessin to en Kameel denken much: wat vun en Prinzessin ut' Osten harr Reinhilde.

He harr se mal sehn, dat weer noch nich gar lang vaer sin Reis, do weer se, noch nich vull antrocken, aewer de Del flücht — as dat in jede Hus wul mal angeit, dat man seker meent, man is alleen — mit lose Haar un blote Schullern, de Kleder enk um de Gestalt, se heel se mit de Hann aewern Bossen. He harr sik so versehrt as se sülbn un sik eben so gau torüggtrocken. Dat kunn he gar nich vergeten. Weer he Maler west, he harr er malen mußt, un he harr er malt as en Prinzessin wul weet ut Indien, Persien, as wi dar vun wussen ut Carsten Niebuhr sin Reisen.

So seeg he er nu ok in Gedanken as he den Ort neeg keem. Un wenn he sik dach, dat vellicht Reinhilde bi den Landschriwer torügg laten weer, vellicht um den Secretair sin Willen; wenn he sik dach, dat de vellicht mal dat Recht hebbn war, er dägli so to sehn, un er sin vergnögte Verwunnerung uttospreken, so war em to Moth, as kunn he krank warn oder rebellsch oder wat don, wat em süllst leid weer, blot um dat ni ruhi denken to maen.

Dat weer en Art Trost, dat de Wagen op de slechte Steenbrügg vun de Gastwurth rinraßel. Dat schüttel em torecht, he muß sik nu tosam holn, denn he begegn Gesicher, de der sproken, ok wenn se nix sän, un de Alles sehn, wat he ni deep verstaek. Vaer de Wittgarwerie stunn al de ule Meister mit en fromm fröhli Gesicht, as harr he em rükt, un nück un reep em Gottes Segen to. Dar leep doch en beten in Ton un Ansehn, as wenn en Kind Gottes op en Weltkind süht, jüs wenn dat Weltkind uten Himmel smeten ward. — Un mit son Gedanken steeg he bald vun den Wagen,

leet den Fohrmann langs de Süderſtrat to Markt un to Weerthshus fahrn un ging op den Jümfernſtieg achterum na'n Schibenwall to, noch in Twifel, ob he toeerſt na ſin Moder er Hüſchen inkehrn un erfahren wul, ob de Secretair nu Brüdigam weer, oder noch eenmal eerſt den Garn un dat Luſthus beſehn, wat doch gewis lerri un verlaten ſtunn, un vaer em nu bald verſlaten weer vaer jümmer. He kunn't ni laten, dat trock em as mit Gewalt na den Garn to, de Föt gingn as vun ſülben den Weg rechtsaf vun den Jümfernſtieg na den Schibenwall. De hoge ſmalle Port weer man anlaehnt. As Jung harr he jümmer eerſt daer de Trallen kiekt, ehr he riutre. Dat de he hüt ok, he harr ok deſülwige Art vun Angſt oder Ehrfurcht, de em domals jedesmal aewerfulln, wenn he mit en Geſchäft dar rinſchickt weer. De Port harr noch denſülwigen Ton: as en Stück vun en luſtige Melodie, wenn ſe open trocken war, un ſe full nadem ſo ſwar int Slott torrügg, wenn ſe toging. So leet ſe Een in Schrecken dar alleen achter de hogen Dorntun, wo man ni daerkiken kunn, un ünner de dichten Dann op beide Siden vun den krumm Stieg. Um jede Eck kunn de Herr kam op ſin liſen raſchen Schritt oder ol Garner Heuk oder en feine Dam, oder wat ni all. Weer't buten al ſtill, hier weert musſtill, bomſtill, de Brummers raſſeln ut de Dannnateln, de inne hitte Sünn braden un rüken, dat man mug dun warrn. — Thieß ging Schritt vaer Schritt, leet alle Erinnerung daer ſik daer trecken as diſſen Geruch, ſeeg noch mal op jeden Platz, wo he wat beleft oder bedacht harr, as weer dat dat letzte, wat he nu mitneem, un dar weer faſt keen Schritt, wo nich dergliken opdnk.[1] De Vaerhälfte vun den groten Garn weer mehr en Art Holt oder Bomgäng', allens weer dicht beplant un bewuſſen, mit Stiegen dartwiſchen, de hin un her un herum föhrn. Grote Böm vun fröher harr man ſtan laten, junge vun alle Arten darum herum ſett, un dar weer keen, de Thieß ni kenn, kum en Art, wovun he ni wuß, wa ſe rük, wa ſe ſmeck un utſeeg. He weer hier ſo to ſeggn mit de Planten toſam wurtelt un opwuſſen as annere Jungs mit er Hunn un Kaninken. As de Barken vaer em en witt Kleed harrn un Köpp mit lange Haar, ſo haarn ok annere Böm vaer em en Geſtalt un Anſehn, dat ſe mit em ſproken un he mit ſe föhl. As ſin ol Scholmeiſter Trede enmal Liebe und Ehrfurcht inne Schol erklär, da dach Thieß Thießen an Wiecheln[1] un Pappeln un wuß genau, wat he mit de Wör meen. Int fröhſte Fröhjahr fung dit Leben an, wo man toeerſt noch mit ſtiwe Fingern, wenn man de Hann vullſammelt harr, to Hus flüchten muß un Kätzchen un Danntwigen int Sandlock bi'n Füerheerd inplant. Awer bald keem denn de Tid, wo't warm war, wo man ganz ünner de Büſch beſitten blev, wo man Fleuten un Sprütten mak un darbi genau utprobeer, wa jede Art Buſch ſmeck, den man bi de Gelegenheit daer den Mund trecken muß.

An all dit dach Thieß, half mit en Smuſtern, half wehmödig, as he Schritt vaer Schritt wider ſlunter.[2] He dach ok noch an de wilden Tiden, de vaer keen echten Jung ganz fehlt. Vun de grötſte Dann, de neeg bi den Fiſchdik ſtunn un mit de Twigen bet na Eer reck, harr he mit en paar anner Bengels oft rafrutſcht, jedesmal in Gefahr, den Hals to breken. Dar harr he baben in ſeten, aewer de Gegend ſehn un drömt. Dar harr he ok mal en Tidlang Abends in Schummern as en Nachdigal fleut, bet de Heiders in ganzen Tropps langs den Jümfernſtieg ſpazeern, um den ſelten Vagel to hörn.

He harr ſik binah ganz in diſſe Gedanken vergeten, weer he nich tofälli de ol Garner Heuk wis warn, de op de anner Sit vun den Dik to graben ſtunn. De ol Mann weer gar old un gris warn, Thieß ſeeg gar dütli an em, wa lange un ſware Tiden verlopen weern, un as de Ol opkeek un mit en Geſicht, as ſeeg he en Geiſt, ſik opricht un anne Müz greep, do drev em dat raſch vörwarts ut de Tiden, de nich mehr weern, un ut de Gedanken, de em as in Slap harrn inweegt.

He keem raſch op dat Garnhus to. Ja, noch ſtunn dar de Quittenbom, de op en Wittdorn riſ't weer, de baewer Stamm armsdick, ünner as en Handſtock, en Naturwunner vaer Jeden, de't ſehn harr. Un de Akazienbom harr eben junge Bläder. Dat weern ok in er Art de eerſten inn Ort. Niſſen harr allerlei Wunner, de Böm harr

[1] optuk, auftauchte.

[1] Wiecheln, Weiden. [2] ſluntern, ſchleudern.

he meistens ut Möldorp vun Landvagt Boie un Carsten Niebuhr, de grote Reisende, de dar Landschriwer weer, un de Beide ute Fremdn allerlei mitbrocht un ansiedelt harrn.

Thieß dach ok hüt an de beiden Herrn, as he so oft an de sülwige Stell dan harr, un dar seeg man bi't Hus weg de brede Möldorper Thorn inne Dämmern opduken as jümmer. Ja, dat weer noch alles ebenso. De Mür vun't Hus düstergrau, een lütt Fenster baben keek na't Westen. Wenn he um de Eck tre, so weert en Schritt in de groten Flügeldaern. Dat Gras grön as jümmer vaer Daer, de Levkojenplanten in't Beet darin weern noch man eben eerst sett. Un as he sik umdreih, do stunn de Daern apen, de Sünn schin hell herin, un inne Daer stunn, de he gar nich vermoth' un an de he nich wagt harr to denken, un keek innne Feern — ja, dat Hart stunn em stupp[1] still!

Se stunn ganz ruhig oprecht inne Daer, de groten swarten Ogen gungn inne Feern, se harr en lütt Bok inne Hand un een vun er witten Fingern mank de Blaed, he kenn dat Bok recht gut, as he Alles kenn, wat se um un bi sik drog: dat weern Gellerts geistliche Lieder un Gedichte, wo se mitünner in to lesen plegg. Se seeg inne Feern, as verhör se sik, wat se lest harr, ob' se't noch wuß, oder as dach se der aewer na, ob se't ok löo. Langsam gingn er Ogen herum un op em to, as he um de Eck treden weer — as man op en Stock oder Steen süht, so schin em. Eerst allmähli richten se sik würkli op em, un eben so allmähli ging er dat Roth ute Backen, bet se op eenmal ganz bleek utreep: „Thieß Thießen!"

Thieß Thießen weer vellicht noch bleker, un stamer un sä: „He wull blot noch mal daer den Garn gan, noch mal dat Hus ansehn, noch mal —"

„Awer mein Gott, wat denn?" seggt se.

„Och," sä he, „he muß ja nu doch alleus verlaten."

„Leider," sä se, „gewis, Hus un Garn," un se seeg aewer den Platz herum, „Mael un Geschäft. Awer dat maet wi je All, un dar kamt ja wul noch mal wedder betere Tiden, um torügg to kehrn, Vatter is nich ahn Hofnung weg gan, un wi —"

„Wi?" frog Thieß, un war noch bedrückter vun en Wort, wat leet as hör he mit derto, un he wuß je man to gut, dat he nu sin Plichten dan harr un gan muß, as all de annern Lüd int Geschäft.

Darop sä se, „Vatter harr er seggt, wat to don weer, wenn Thieß vun Holland torügg keem. .Nu leet sik denn doch je bereden. He weer doch am Ende de eenzigste Fründ, he war doch nich den Gedanken hebbn, er un ern Vatter ok to verlaten."

„Gewis ni," sä Thieß, „so lang he deen' un wat hölpen kunn. Doch de Geschäft weern je egentli afwickelt un Frünn harr se je de Meng', de ganze Ort weer so to nömn. Also dar bruk vun em nich mehr de Red to sin."

„Och," sä Reinhilde, un schüttel truri den Kopp, „Frünn int Glück, wenn't Unglück kumt, sünd se nich dar, dat maet wi ok erleben."

„Awer mein Gott," meen Thieß Thießen, „ob Mamsell Hilda denn nich bi Landschriwers wahn?"

„Ne, gewis nich! Se weer mit en Mäden ganz alleen, un wahn noch in't Hus ann Markt bi de Saken."

„Doch keem de Mamsell je wul dägli dar oder hier to er?"

„Keen Minsch vun de Darn," sä Reinhilde, un de Stimme feil er binah.

„Awer gewis keem He doch," sä Thieß indringli un as mit Angst, dat nu de Entscheedung keem, „he, de dat Glück nu je mit beide Hann gripen kunn: denn ok noch Trost to bringn to de Lev, dat weer je duppelt Glück un rein as vun Himmel."

„Awer, mein Gott, wer denn?" frag Reinhilde ganz verwunnert, as harr se gar keen Ahnung darvun, wo Thieß hindüden wull.

Doch as de nu den Nam vun de Secretair all oppe Lippen harr, un noch man half mit dat Wort herut weer, do ging dat so sunnerbar aewer dat schöne Gesicht hin, as kunn Lachen un Ween' sik aflösen inn Ogenblick, doch ok en lisen Spott wull sik wisen, vertrock awer eben so rasch as en lütt Wulk ann warm Morgenhimmel, un mit en Ton, womit en verständig Swester wul ern eenfoltigen Broder torecht wis't, — un de Ogen fungn an to lachen darbi — sä se:

„Also dat hest Du lövt, Thieß Thießen? lövt vun Vatter un vun mi? den Mann? ik will nix anners seggn!"

[1] stupp, urplötzlich.

Awer Thieß hör egentli nix mehr. Em weer ungefehr, as sungn de Klocken an to lüden, vun de man seggt, dat se Ostern un Pingsten toglik inklingt. Jedes Wort drop em, as stunn he dicht darünner, as he wul ehr dan harr op den Thorn dar ant Markt, un denn weer't em, as war he allmälig ut en Binn rutwickelt, de em de Ogen toholn un dat Hart bedrängt harr, dat he weder recht mehr harr sehn noch athen kunnt. Un as se noch mal na en lang Bedenken nich ahn en Vorwurf sä: „Bi so vel Totrun vun Vatter un mi, hest Du dat löben kunnt?" da kregen de Klocken em ünner, do greep he er Hann un sä:

„Inne Angst vun min Seel, Reinhilde, un inne Demoth vun min Harten, och! ik heff nix lövt un wag' nu noch weniger to löben, denn wenn ik mi irr un feiln de, so gevt vaer mi keen Weg, as . . ."

Doch he harr noch nich utredt, so föhl he al den Druck vun er Hann, de he fast holn harr, de eenzige Druck, de em sä, dat he't wagen kunn to löben un dat he sik nich irr. Da trocken de Wulken em vun sin Ogen, de em sit Jahrn de Welt verdüstert, de em nu den ganzen Weg inhüllt harrn in sware Dröm un Gedanken, un as he sik opricht un glückseli er de Hand un de Mund küß, do bruk se em dat nich mehr mit utdrücklige Wör to versekern, do wuß he't in un ut sik sülbn al gewis, dat se em leef hatt harr al lang, dat se gedüllig tövt, bet em de Ogen opgingn. Do warn alle Kleinigkeiten vun fröher grot vaer em, un aewer en lange Tid rüggwarts harrn Teken en Bedüdung, de he blot ni wagt harr uttodüden. —

De Fritsch sung sin Leed un de Akazienbom weeg sin junge Blaed, as de Beiden stunn Hand in Hand, un nu tosam nochmal de Tiden glückseli aewerdachten, de he sit hüt morgen al mal daerdacht harr alleen, un aewerlen, wat inne neegste Tokunft to don weer. —

To aewerleggen weer nich vel, denn dat gev nich vel verscheeden Weg. As Thieß man wuß, dat Reinhold Nissen nix gegen em hebbn war, as he hör, wat vaern Vertruen he gegen sin Dochder aewer em utspraeken harr, do weer't bald beraden. Se mussen eerst mal op un darvun, ob se mal wedder kam' un wat vun dat Gewes' hier anfaten kunn, muß de Tid wisen. Thieß muß vaer allen eerst den Olen achterna. He muß Reinhilde irgendwo ünnerbringn. Em schin Kiel am besten vaer er. Sunnerbarer Wis' weer de Familje ganz ahn Verwandten. In Kiel harr Nissen awer noch ümmer en Stück Gewes an en lütt Dampmael. Dar dach Thieß dat Geschäft antofaten.

So beraden se herum, bet Stunn verlopen weern, ahn dat se in er Glück darum wis warn. Denn all't Düster vaer de Tokunft weer hell Sünnschin vaer en junge Kraft as Thieß, un Reinhilde harr in dis sware Tid genog Kummer leden, weer so demödigt un drückt warn, dat se geern mit haep un mit opbu vaer en betere Tokunft, un sik mit dregen leet vun en nie Hosnung. — Thieß sin ol Moder wuß al lang, as de ganze Ort, dat er Saehn wedder to Hus kam weer, un wat noch vun Nissen sin Warklüd, Handwarkers un Arbeiders nableben weer, dat haep op em, as de Mann, de en groten hollandschen Geldsack mit un Allens wedder to Gang broch. De Beiden dachten natürlich gar nich daran, dat Minschen op se töben un lurn un annerlüd dat Recht harrn op Thieß. Se keem eerst to sik sülbn un to son Gedanken, as en lütt krumme Gestalt, nu an en Stock, sik langs de Stiegen sleek un mit grote ängstlige Ogen am Ende an se Beide behangn bleef, as seeg se en Unglück oder en Wunder. Klein Anna weer dat. Se stunn en Ogenblick still, denn war se lank as en vullwussen Fru, un mit de Stimm ut er Jugendtid, de er wedder vaersweben much, reep se: „Min Saehn! min Kinner! Gotts Segen un min!" un denn huck se wedder tohopen, so kleen, as se je west weer. —

Dat gev vaer enige Tid noch genog vaer Thieß to don: mit dat Lager, mit de Böker, mit Gläubigers un Schuldners, mit Möbeln un Werthsaken, de man beholn wull oder muß. Dar hör en geschickte un geduldige Hand to, dat harr nix as Truer un Verdruß geben, harr em nich dat heemlige Glück aewer allens wegdragen. Heemli blev dat. Keen Minsch weer't vellicht opfulln, wenn Thieß un Mamsel Nissen as en Brutpaar optreden weer, man reken den Verwalter al lang as den halben Herrn un as Een uten Huf' un de Firma. Keen Minsch dach awer ok jüs daran, wenn de Beiden vel tosam sehn warn, man wuß je recht gut, wat se tosam to don un to kriegen harrn. Dat grot Gewes' stunn je dar

as en utpuſt Eiſchell.[1] Dat harr wul en Egendömer, de kunn der man nix in opſtelln un nix ut maken. Man muß vaerlöpi allns toſluten, as man en Dodenkapell tomakt, wenn't allens vaerbi. Natürlich en beten Opſeher un Inwahner blev an jeden Placken un de Oellſten vun de Arbeiders funn dar ſo er Gnadenbrotsſtell, ſe bleben as dat Wrack vun dat grot Fahrtüg, wat ſo gallant harr See holn in Storm un Wedder menni Dag. Dat keem doch endli allens torech. Baas huck ap een Mael, Geert op de anner, klein Anna wull nich ute Heid, un wenn man er in Gold harr faten un ünner Glas harr ſetten wullt. Se blev in er Hüſchen, wat Thieß nu vaer er alleen torecht maken leet, denn Jan Willem weer richti mit de Herr gan, he un de Herr toſam — op Vaerpoſten. Se blev un heel en beten mit Opſicht op Hus un Garn.

As Thieß un Hilda tum letzten Mal ut de grot iſern Port gingn un de ſwar achter ſe int Slött full: do ſegen ſe ſik noch mal wehmödig awer glücklich inne Ogen. Se ahn', dat ſe nich wedder keem'. Se verleten de Heimath, um ſik en annern nien Platz to ſöken. As ſe nochmal, tum letzten Mal, umme Heid ſpazeern gingn, um noch ennial jeden Platz un Placken to beſehn, do dropen ſe ok noch op Onkel Juſtus, de in diſſe Tid na un na faſt en annern Minſchen warn weer. He harr ſik bi de Smuggeli un Handel en beten erworben, dat is je oft vaer ſolte Art Lüd as en Stütt, wo ſe ſik eerſt an holt un denn an opricht. He föhl ſik fri, he hung vun keen Minſch, vun keen ſin Gnad un keen ſin Lun mehr af. Leet he ok dat Swarmn ni ganz na, ſo war't doch „nobler," as he ſä, he ſeet ni mehr bi Greten Gevſch, grot Mat oppen Diſch, he drunk ſik en „Lütten" ordentlich ut en Glas mank ordentlige Lüd. Dat kreeg ſo to ſeggn en „Form" mit em, un ſin Amt as „Schaumann" inn Ort verlor mehr vun de Bajaz un kreeg mehr vun den Vullmacht. He weer keen gewöhnligen Minſchen, daraewer paß he mehr in de ungewöhnlige Tid. He ſeeg mit Wullgefalln op Thieß un Reinhilde, ſeeg ok glik, wa't um de Beiden ſtunn. He ſchof den Hot en beten ſcheef, um ſik mit de Hann en beten ant Ohr to kraun, un ſä: „So recht, Thieß Thießen! dat heff ik mi jümmer dacht. Du kunnſt mehr, as all de dummen Jungs, de ut Möldorp mit de roden Mützen wedder kamt. Is man ſchad, dat Ji inne Fremdn gat. So waunert dat ut, de beſten gat jümmer dervun, jümmer in de Fremdn, Vaderland hebbt wi ni — Wat denn? — Hebbt wi? Ditmarſchen? ol Ditmarſchen? Lumperie! Wo is't? Tum Döwel is't, ſit lang! Nix hebbt wi, nix ſünd wi, uns fehlt de Natſchon! Wannert man ut! Dats beter! Adjüs!" Un darbi ſchoof he den Hot, dat he Blaumandagsſtellung kreeg, un as in en drullige Art vun Vertwifelung, de domals kum en Minſch kenn, aewer Vaderland un Natſchon, ſtewel he dervun. — Thieß harr frilich ok op en Art ſon Gedanken. He war je ok egentli verdreben. War denn ni am Ende all't Glück hier entwei ſlagen, wat düchtige Hann gründt un opbu't harrn? Awer de Minſchen weern damals, as drev dat Geſchick ſe un nich de Dummheit vun de Milljonen. Weder Thieß noch Niſſen harrn wul en Ahnung, wa vele vun unſe beſten noch jümmer fort muſſen, utſtött warrn un utwannern ahn en Heimath, wil ſe der nich herpaſſen.

Awer de dar nableben, dat weern ſe, de harrn dat Räſonneern. Dar kunn Wittgarwer Löhnert Sünndagsnamiddags umme Heid ſpazeern gan un ſin Weisheit utreden. He kunn ſchelln bi den Schibenwall op de Spikelanten un de Sabbatsſchänders un de Stock inne Höch heben mit den golln Knop, um op Allens hintowiſen, wa't verfull, un dat he Recht harr un Recht hatt harr un Recht beholn war — ſo laug op de Welt de Philiſters regeert.

Ja, dat verfull, de Garn, dat Garnhus, de Maeln, de Gebüden. Denn de Seel weer dar herut un trock nich wedder in, as menni Vagel in ſin old Neſt. Daer den Tun broken de Jungs — ol Garner Heuk — ja, wo weer he bleben? Int Garnhus ſmeten ſe de Finſtern in. De Regen ging daert Dack, Baen un Fotborrn verrötten un fulln toſam. De Hauptcreditor war unſinnig ut Arger, dat nix ut den Kram makt warrn kunn. De grote Mael ant Markt war dalreten un leeg in Stücken oppe Hofſtell, de Mann let ſin Wuth anne Saken ut, toerſt an een, de't am meiſten föhln leet, wenn ſe't ni ſülbn föhl. De ganze Heid ſchull't ſehn, wat ſe an Niſſen hatt harr. Statt en Geiſt ging't as en

[1] ausgeblaſene Eiſchale.

Gespenst um, dat ganze Nissensche Gewes' war spökeli. Am Enn de de Mann en Hauptslag. He verkoff den Schibenwallsgarn an den Grossmid Stömer. Nu geef't noch eenmal lustige veer Weken vaer jeden echten Scholjung, un en Truer vaer jeden Mann vun Geföhl. De Smid mit sin groten Jungs hau de Böm dal, Stück vaer Stück. Een na de anner gnaschen se hin un nüln[1] se den Kopp to Eer. Dat Garnhus war dalreten, de Steen warn verkofft. Dat Land war umgravt un Kantüffeln warn der bu't.

Keen Wunner, dat weder vun Reinhold Nissen noch vun sin Dochder oder Swigersaehn jemals wat wedder na de Heid keem. Wa kunn se't ansehn? Wa harrn se't utholn? Man hör blot, dat se't gut ging. Thieß Thießen harr tweerst ünner sin Nam dat Geschäft wedder in Kiel anfung, bet stillere Tiden keem un de Ol seker torrügg kam kunn. Denn verswunn' se ok ut Kiel, ut 't Gesicht un ut de Erinnerung fast vun de, de torügg bleben.

Wer awer nu umme Heid spazeert, den ward vellicht noch en Platz wis't, wo nu en Grimmelwimmel vun häßlige lüttje Hüs' stat: dat dar mal en Garn weer, twee Morgen grot, mit Dann as en Höltung, en Garnhus mit Schieferdack, un dat de Mann, de Allens gründ't un plant un de Mael dar inn Schibenwall, de noch steit, bu't harr, en echt ditmarscher Jung weer, Lüttjmannskind ut Büsum, Matthias Reinhold Nissen mit Nam, un vellicht weet denn noch Jemand genauer, as de, de dit schrift, wat ut sin schöne Dochder warn is mit de herligen groten swarten Ogen, un Klein Anna ern lütten Flaßkopp, Thieß Thießen, de Verwalter. Blot dat Een weet he ok seker: dat se glückli warn.

Literarisches.

Die Söhne Pestalozzi's. Roman in drei Bänden von Karl Gutzkow. Berlin, Otto Janke.

Nicht nur weil einer unserer bewährtesten und gefeiertsten Schriftsteller der Verfasser ist, erweckt dieser Roman das lebhafteste Interesse, sondern weil er eine Fülle der schärfsten Blicke in das innere Getriebe unserer gesellschaftlichen Verhältnisse aufweist. Schade, daß der Eindruck kein durchweg wohlthuender ist, aber dieser Ausdruck des Bedauerns gilt weniger dem Verfasser, der sich dem einmal ergriffenen Gegenstande treu erweist, als dem Leser, der nicht loskommen kann von dem fesselnden Buche und doch so wenig Herzenserquickung darin findet. An und für sich war es ein kühnes Unternehmen, eine so einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung wie Kaspar Hauser, die viel zu flüchtig vorüberhuschte, um die psychologischen Probleme, die ihr anhafteten, auch nur im geringsten Maße erforschen zu lassen, zum Mittelpunkt eines Romans zu machen; denn wie Kaspar Hauser später gehandelt und sich entwickelt haben würde, ist geradezu undenkbar und jeder Einzelne mag sich darüber in eigenen Hypothesen ergehen. Die Schilderung geheimnißvoller äußerer Umstände, welche diese räthselhafte Gestalt in die Welt gestellt haben könnten, ist eine sehr verlockende Aufgabe für den Dichter, und Gutzkow hat diese Lockung so aufgefaßt, daß er die Nachtseite der menschlichen Natur in einer Frau derart zur Herrschaft gelangen läßt, wie es nur mit dem äußersten Widerstreben der Leser für möglich hält. Darin liegt wieder ein großes Wagniß. Würden constatirte Beweise für solche grausige Verirrung in der Wirklichkeit vorliegen, man müßte sich mit höchstem Widerwillen der überführenden Macht der Thatsachen fügen, im Kunstwerke verweigert Jedermann den Glauben an die Möglichkeit dieser äußersten Unmenschlichkeit. Solchen, unser Gefühl im höchsten Grade in Mitleidenschaft ziehenden Erscheinungen gegenüber, ist es schwer, für andere Vorgänge und Gestalten gleich lebhaftes Interesse zu erwecken, und selbst die wichtigen Ausblicke auf das Erziehungswesen treten daneben gar sehr in den Hintergrund. Wohl hat Gutzkow dem unnatürlichen Weibe Jadwiga in Gertrud die Gestalt einer tüchtigen und einfachen Frauennatur gegenübergestellt, der Mutter dem Fleische nach die Mutter im Geiste; wohl hat er die liebliche Mechtild in wenig charakteristischen Zügen geschildert, aber der größte Theil seiner Leser wird sich dem Eindrucke doch nicht entziehen können, als sei nach der edlen Seite der Menschennatur jede Neigung zur Idealisirung vermieden, während die Schattenseite düsterer erscheint, als selbst der strengste Realist wünschen möchte. Wie wahr und in den kleinsten Zügen treffend das Treiben in der Nesselborn'schen Erziehungsanstalt geschildert ist, wie einschneidend der Dichter hier auf Fragen der Erziehung eingeht, kann nur mit Bewunderung anerkannt werden, und der ganze Roman, wenn er auch Grau in Grau gemalt ist, bleibt immer ein Werk von höchster Bedeutung.

[1] nüln, vorübergebeugt sitzen, gehen.

Erfindungen
auf dem
Gebiete der Spinnerei und Weberei während der Neuzeit.

Von

Max Weigert.

Von jenen denkwürdigen Thaten, der Entdeckung Amerika's und der Auffindung des Seeweges nach Oſtindien, der Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Schießpulvers und vor Allem von jenem epochemachendſten Ereigniſſe auf geiſtigem Gebiete, der Reformation, datirt die Geſchichtſchreibung mit Recht eine neue Aera; ſie ſchließt das Mittelalter und beginnt mit dem neuen, friſchen Geiſte, der die Menſchheit durchweht, eine neue Epoche der Entwicklung. Denn in der That, es iſt ein völliger Umſchwung eingetreten im Denken, Fühlen und Treiben der Völker, der ſich auf jedem Gebiete bekundet. Die Beſtrebungen der Humaniſten hatten die Werke des claſſiſchen Alterthums aus dem Staube der Bibliotheken, in denen ſie Jahrhunderte vergeſſen geruht, wieder ans Licht gebracht und den Geiſt jener glänzenden Zeit zu befruchtendem Leben gerufen. Kunſt und Wiſſenſchaft fingen an, friſche Wurzeln zu ſchlagen; jene verkörpert durch den einzigen Namen eines Raphael, dieſe — exacteren Studien ſich zuwendend — in den Entdeckungen eines Copernicus und Galilei neue, weltumwälzende Forſchungen ausführend. Handel und Verkehr erfahren einen gewaltigen Aufſchwung. Durch die Entdeckung des neuen Welttheils und die Auffindung unbekannter Seewege wird der Handel, der bisher auf die Gegenden der alten Welt beſchränkt war, zum eigentlichen Welthandel; der Seehandel überflügelt den Landhandel. Neue Producte — der Kaffee, Reis, Thee, Zucker und Cacao, der Indigo, die Kartoffel — kommen in ausgedehntem Maße auf den europäiſchen Markt und bewirken eine nicht unbedeutende Veränderung der Lebensverhältniſſe. Den edlen Metallen, der Baumwolle wird eine neue Heimath erſchloſſen und für die einheimiſchen Producte und Fabrikate neue Abſatzgebiete eröffnet. Die Naturalwirthſchaft weicht mehr und mehr der Geldwirthſchaft; die Landwirthſchaft wird rationeller betrieben, und dem geknechteten Bauernſtande durch die Reformation und die Bauernkriege eine erträglichere Stellung gegeben. Die Entwicklung der Volkswirthſchaft führt zu Verbeſſerungen der Communicationsmittel, des Poſtweſens, der handelsrechtlichen Geſetzgebung. Handelsverträge und Conſulate werden zur Hebung und zum Schutze der Gewerbsintereſſen gegründet und in das Zunftweſen Breſchen geſchoſſen.

So rührt und regt es ſich auf allen Gebieten. Eine Reformation an Haupt und

Gliedern erstrebt ein Jeder in seinem Kreise. Doch es kamen jene gewaltigen Kriege und während ihres Tobens konnten die Resultate der neuen Anschauungen und Errungenschaften nicht gezogen werden. Besonders auf wirthschaftlichem, auf mercantilischem und industriellem Gebiete machte sich der Kriegslärm fühlbar. Kein anderer Zweig menschlicher Thätigkeit ist so eng mit Frieden und Freiheit verbunden, wie dieser. Sie sind die Luft, in denen er einzig gedeihen kann, ohne die er krankend dahinsiechen muß. So war auch das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert für die Ländergebiete, in denen der erbitterte Kampf wüthete, eine traurige Zeit. Handel und Industrie erlahmten und erst dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, die Früchte zu zeitigen, die unsere Zeit zu ernten beginnt. Da war es, wo in dem gewaltigen Aufschwunge, den die Aufklärung in allen Schichten der Gesellschaft nahm, wo Bildung zuerst begann volksthümlich zu werden und freiere staatliche Einrichtungen ins Leben traten, der Mensch sich zum ersten Male in größerem Maßstabe einer Thätigkeit zuwendete, die bisher nur in unbedeutender Weise geübt worden, und die, von Erfolgen begleitet wie keine andere, eine vollständige Umwälzung im Völkerleben hervorrufen sollte — ich meine den industriellen Erfindungen.

Wenn Aristoteles den Menschen ein „politisches Thier" nennt, wenn Adam Smith ihn bezeichnet als ein „tauschendes Thier," also der Trieb der Staatenbildung von dem großen Philosophen und Politiker, und das Streben nach Austausch der Bedürfnisse von dem Begründer der Wissenschaft der Volkswirthschaft als unterscheidendes Merkmal des Menschen vom Thiere hingestellt wird, so hat Benjamin Franklin, indem er den Menschen „das Thier, welches Werkzeuge macht," nennt, den dritten Ideenkreis, in welchem sich der Geist des Menschen ausschließlich bewegt, gekennzeichnet. Und wenn endlich der Dichter Schiller ausruft: „Die Kunst, o Mensch, hast Du allein," so dürften damit die dem Menschen eigenthümlichen Gedankenrichtungen vollständig angedeutet sein, die im politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen, im mercantilen und industriellen Leben ihren Ausdruck finden. Und fragen wir uns, woher es kommt, daß diese Fähigkeit des Menschen, Werkzeuge zu machen, d. h. die Bewegungen der Hand und der Zähne auf mechanische Vorrichtungen zu übertragen, nachdem die rohen Geräthe schon im Urzustande der Völker in Anwendung sind, sich erst in so später Zeit zu complicirteren Instrumenten und Maschinen vervollkommnet hat, so ist die Antwort zum Theil schon im Vorhergehenden enthalten. Nur der freie Arbeiter, d. h. der Arbeiter, der nicht gehemmt durch Sclavenbande, die Früchte seiner Arbeit selbst genießt und der nicht gebunden durch Schranken, mit welchen die Gesetzgebung seine Thätigkeit einengt, frei im freien Gemeindewesen steht, ist geeignet und geneigt, sich industriellen Verbesserungen und Vervollkommnungen zuzuwenden. Daher konnte weder das Alterthum mit seinem Sklavenwesen, noch das Mittelalter mit seinem Zunftzwange auf diesem Gebiete hervorragende Resultate erringen, und erst die freie Luft des achtzehnten Jahrhunderts war im Stande, begünstigt durch epochemachende Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, Männer zu zeugen, die durch Erfindungen von Maschinen ihre Namen unsterblich machten. Aber dem glänzenden Lichte, welches diese Namen umstrahlt, fehlte auch der tiefe Schlagschatten nicht in nächster Umgebung. Dem ungewohnten Menschengeschlechte mußte dies Herausragen des Genies und seine unerhörten Leistungen als gefährlich und gemeinschädlich erscheinen und so sehen wir die Propheten umdrängt von dem blinden Hasse der Menge und das Märtyrerthum der modernen Erfinder nicht geringer als das der Glaubenshelden des Alterthums.

Im Folgenden mögen die hervorragendsten Erfindungen, welche in der Neuzeit auf den bedeutendsten industriellen Gebieten, dem der Spinnerei und Weberei, gemacht worden sind, vorgeführt werden, wodurch sich am besten der Aufschwung, welchen dieselben genommen haben, begreifen lassen wird.

Während das Spinnen bisher in der einfachsten Weise mittelst der Spindel, die von der Hand gedreht wurde, bewirkt worden war; erfand endlich im Jahre 1530 Johann Jürgens, ein Steinmetz und Bildschnitzer aus Watenbüttel, einem Dorfe in der Nähe von Braunschweig, das noch jetzt in der Handspinnerei übliche Spinnrad mit der Flügelspindel, wodurch die Ar-

beit des Spinnens wenigstens etwas erleichtert und beschleunigt wurde. Auch am Webestuhle, der bis dahin von der rohesten und schwerfälligsten Gestalt gewesen war, wurde durch John Kay aus Bury in Lancashire im Jahre 1738 eine wichtige Verbesserung durch die Erfindung des Schnellschützens gemacht, einer Vorrichtung, mittelst welcher das Weberschiffchen anstatt wie bisher von der einen Hand des Webers geworfen, und von der andern aufgefangen und zurückgeworfen werden zu müssen, auf mechanischem Wege durch die Kette hin- und hergeschleudert wurde, und so einerseits die Webeoperation bedeutend beschleunigte, andererseits es gestattete, daß die breitesten Zeuge von einer Person gewebt wurden, während bisher, sobald die ausgebreiteten Arme des Webers den Stoff nicht umspannen konnten, zwei Weber zu dessen Anfertigung erforderlich waren. Trotz des großen Nutzens, welchen die Weber von dieser Erfindung ziehen konnten, wurde dieselbe doch nicht vor 1760 — also erst ungefähr zwanzig Jahre später — allgemein angewendet, und Kay ward in Folge der Opposition der Arbeiter, die sich durch die neue Erfindung in ihrer Beschäftigung bedroht fühlten, genöthigt, sein Vaterland zu verlassen und in Paris eine Zufluchtsstätte zu suchen. In dem nämlichen Jahre, 1760, erfand Robert Kay, der Sohn des Vorigen, die Wechsellade, durch welche der Weber in den Stand gesetzt wurde, mehrere Schußfarben nach Belieben anzuwenden, ohne die Schützen bei jeder folgenden Farbe neu einlegen und fortnehmen zu müssen. Durch diese Verbesserungen waren ansehnliche Fortschritte in der Weberei erzeugt worden, und die Weber in der Lage, bessere Zeuge in kürzerer Zeit zu liefern. Es zeigte sich jedoch hier sofort die Unzulänglichkeit der Spinngeräthe, welche zwar den Bedürfnissen des schlecht construirten alten Webestuhles nothdürftig zu genügen im Stande waren, jetzt, sobald derselbe sich etwas vervollkommnet hatte, sich als nicht ausreichend erwiesen und die größten Verlegenheiten unter den armen Webern hervorriefen. Eine Verbesserung der Spinnräder stellte sich als unumgänglich nothwendig heraus; ihr widmete das Talent gar bald seine Aufmerksamkeit. Die bisher angewandte Methode des Spinnens, wobei das Spinnrad mit der einen Hand gedreht und mit der anderen der Faden ausgezogen und durch die rotirende Bewegung der Spindel gezwirnt wurde, zeigte sich jedoch bald als keiner großen Verbesserung fähig. Man begann sich klar zu machen, welches die Operationen sind, die beim Spinnen ausgeführt werden, und fand, daß dieselben sowohl in einem Ausziehen und Strecken, als in einem Zwirnen des Fadens bestehen. Diese zwei Operationen, anstatt durch die Finger des Spinners, auf mechanischem Wege geschehen zu lassen, war die zu lösende Aufgabe. Es giebt wohl in der ganzen Geschichte der Erfindungen, abgesehen von der Wichtigkeit der neu construirten Maschinen in Folge des ungeahnten Aufschwungs, den die Industrie durch sie genommen — keine epochemachendere geistige That als die Ergründung des Princips, auf mechanischem Wege zu spinnen — und es ist seltsam, daß gerade der Erfinder dieser großartigen Leistung bis vor nicht gar langer Zeit unbekannt und vergessen war, und mit dem materiellen Erfolge aller Ruhm und Glanz der Erfindung das Haupt eines Mannes bedeckte, der, wie es jetzt unzweifelhaft ist, in wenig ehrenhafter Weise die Erfindungen seiner Vorgänger benutzt — und wenn auch verbessert und im Großen in die Industrie eingeführt, so doch weit entfernt, das gewaltige Genie eines Erfinders zu sein, nur das brauchbare Talent eines Compilators und speculativen Kopfes war. Der Ruhm, der Erfinder der Spinnmaschine und somit einer der größten Wohlthäter der Menschheit zu sein, gebührt nicht Richard Arkwright!

Es war John Wyatt in Birmingham, der zuerst den Gedanken faßte, das Ausziehen und Strecken des Spinnstoffes, anstatt durch die Hand, mittelst Walzen geschehen zu lassen und somit der Erfinder eines Princips wurde, welches allen Spinnmaschinen zu Grunde liegt. Es besteht in seinen Umrissen in mehreren Walzenpaaren, welche sich mit verschiedener Geschwindigkeit drehen, und zwar der Art, daß das zweite Walzenpaar drei-, vier- oder fünfmal schneller als das erste umläuft, so daß der Faden, welcher durch das erste Paar hindurchgeht und dann von dem zweiten aufgenommen wird, drei-, vier- oder fünfmal länger und feiner aus demselben

hervorgeht, als er ursprünglich gewesen. Dieser seine Faden wird alsdann zu einer Spindel geführt, die sich in rotirender Bewegnng befindet, wodurch er den nöthigen Draht erhält, um einen haltbaren Faden zu bilden, und auf Haspeln oder Rollen aufgewickelt wird. Die Walzen sind derartig construirt, daß die untern mit Längsrinnen versehen, die obern jedoch glatt und mit Leder überzogen sind. Es ist klar, daß durch Verlängerung der Walzen und Vervielfältigung der Spindeln, welche alle durch dieselbe Kraft bewegt werden, viele Fäden zu gleicher Zeit gesponnen werden können, und sowohl eine ansehnlich größere Schnelligkeit des Spinnens als eine bedeutendere Gleichmäßigkeit des Fadens wie beim Handspinnen erzeugt wird.

Im Jahre 1738 nahm Wyatt in Gemeinschaft mit seinem Socius Lewis Paul ein Patent auf diese Spinnmaschine und setzte in den folgenden Jahren in Birmingham und Northampton einige derselben für das Spinnen der Baumwolle in Thätigkeit. Aber ohne Geschäftskenntniß, ohne genügende Geldmittel, angefeindet von den Spinnern, welche seine Maschinen zerstörten, mußte er seine Zahlungen einstellen, und starb in größter Dürftigkeit.

Einige Jahrzehnte später, während welcher die Spinnmaschine in Vergessenheit gerathen, sehen wir einen gewissen Thomas Highs in Sligh sich wieder mit deren Construction beschäftigen und nun erst tritt Richard Arkwright, der, wie unbezweifelt feststeht, durch Vermittelung eines Uhrmachers Kay, welcher die Walzen für High's Maschinen anfertigte, Kenntniß von derselben erhalten hatte, in den Vordergrund. Er nimmt im Jahre 1769 ein Patent auf seine Spinnmaschine, welche, auf Wyatt'schem Principe beruhend, jedoch wesentlich gegen jene verbessert war, und von nun an datirt die Einführung dieser wichtigsten Maschine in die Baumwollenspinnerei.

Das bedeutende Talent Arkwright's zeigte sich in den Vervollkommnungen, die er in alle Processe des Spinnens einführte. Er verbesserte die Krempelmaschinen (carding machine), in welchen die Fasern der zu Tafeln von Watte vereinigten Baumwolle in parallele Richtung gelegt werden; verbesserte die Streckmaschine (drawing machine), um die in der vorigen erzeugte Watte zu Bändern von gleichmäßiger Stärke zu vereinigen, die Vorspinnmaschine (roving machine), auf welcher diesen Bändern ein schwacher Draht gegeben und sie geeignet gemacht werden, auf der eigentlichen Spinnmaschine zu den feinsten Fäden versponnen zu werden. Diese so vervollkommnete Spinnmaschine, welche von der Bewegung durch Wasserkraft den Namen Watermaschine empfing, wurde in großartigen Etablissements in Betrieb gesetzt, und das industrielle Talent Arkwright's wußte, indem es die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen verstand, der Spinnindustrie gar bald eine überraschende Ausdehnung zu geben. Sein Reichthum wuchs, seine Mitbürger häuften die größten Ehren auf ihn, der König erhob ihn in den Adelstand, und er starb am 3. August 1792, sechzig Jahre alt, zu Cromford; lange Zeit fälschlich als der Erfinder einer der epochemachendsten Maschinen gepriesen, immerhin aber der Mann, dem das große Verdienst zukommt, dieselbe wesentlich verbessert, für industrielle Zwecke brauchbar gemacht und in das gewerbliche Leben eingeführt zu haben.

Fast gleichzeitig (1767) erfand ein armer Weber zu Stand-Hill bei Blackburn, James Hargreaves, eine Maschine, geeignet eine Anzahl Fäden zu gleicher Zeit zu spinnen, auf eine von der eben beschriebenen verschiedene Weise, indem das ausgezogene Vorgespinnst zwischen zwei fest auf einander passende Stäbe geklemmt ward, alsdann durch die in rotirende Bewegung versetzten Spindeln den nöthigen Draht empfing und durch Heranbewegen der Klemme an dieselben aufgewickelt wurde. Diese Maschine, welche trotz ihrer Einfachheit ein gutes Garn hervorbrachte, wurde von Hargreaves nach seiner Tochter Jenny, zu deren Gebrauche er sie verfertigte, die Spinning Jenny genannt. Er benutzte sie, ohne ein Patent dafür zu nehmen, zuerst für seine eigenen Zwecke, wurde jedoch, nachdem sich das Gerücht der Erfindung unter den Spinnern seines Fleckens verbreitet, von denselben verfolgt, sein Haus gestürmt, die Maschine zerstört und er selbst genöthigt, seine Heimath zu verlassen und nach Nottingham überzusiedeln. Hier gelang es ihm zwar, zuerst einen Theilnehmer zu finden, der die nöthigen Mittel zur Errichtung einer kleinen Spinnerei vor-

Digitized by Google

schoß, die ungünstige Lage des Geschäftes, Neid und Unverstand des aufgeregten Volkes vertrieben ihn jedoch auch aus dieser Stellung und er starb im Jahre 1803 im tiefsten Elende — der Urheber einer der Wyattschen Erfindung ebenbürtigen noch heute im Principe in den Baumwollenspinnereien in Gebrauch befindlichen Maschine.

Es bleibt uns nun noch übrig, bevor wir die Spinnmaschinen verlassen, eines Mannes zu gedenken, durch dessen Erfindung der Kreis der in der Baumwollenspinnerei noch heute angewendeten Maschinen geschlossen ist, eines Mannes, der als Genie wie als Charakter eine gleiche hohe Stellung einnimmt und unter den Wohlthätern der Menschheit in erster Linie genannt zu werden verdient. Es ist ein einfacher Weber, Samuel Crompton (geb. 1753, gest. 1827), der durch die Vereinigung des Arkwright'schen und Hargreaves'schen Princips eine Maschine erfand, welche gegen die bisherigen den Vorzug hatte, daß auf ihr ein feines Garn mit schwacher Zwirnung, geeignet als Schuß verwendet zu werden, gesponnen werden konnte, und die wegen dieser Combinirung der bisherigen Methoden den Namen Mule-Maschine (von mule, Maulthier) empfing. Wie die Watermaschine, besitzt sie nämlich ein Streckwerk mit Walzen, und wie die Spinning-Jenny Spindeln ohne Spulen, die dem Faden die Zwirnung geben. Ihre wesentlichen Eigenheiten bestehen jedoch darin, daß die Spindeln nicht feststehend, sondern auf einem beweglichen Gestelle oder Wagen befindlich sind, so daß sie abwechselnd, während der Faden ausgezogen wird, von dem Streckwerke entfernt und dann, wenn er auf der Spindel sich aufwickeln soll, diesem genähert werden können. Die Streckwalzen dienen nicht wie bei der Arkwright'schen Maschine ausschließlich zum Ausziehen des Fadens, welches zum Theil auch durch den Wagen verrichtet wird, und vertreten alsdann die Stelle der Klemmstange der Jenny als bloße Festhalter des Fadens. Auch Crompton hatte seine Maschine nur zum eigenen Gebrauche construirt, erregte jedoch bald die Aufmerksamkeit der Spinner und Weber durch das außerordentlich feine und egale Garn, welches er spann, mit dem er gute Geschäfte erzielte. Fern von Ehrgeiz und Habsucht, nahm auch er kein Patent auf seine Erfindung, so daß sie bald in weiteren Kreisen Eingang fand, ohne jedoch dem Erfinder Vortheil zu gewähren, der durch die Habsucht der reicheren Spinner sich selbst in seinem früheren bescheidenen Einkommen beeinträchtigt sah. Im Jahre 1812 sah sich das Parlament veranlaßt, dem in dürftigen Verhältnissen lebenden Erfinder als Nationalbelohnung für eine der bedeutendsten, Englands Wohlstand zum großen Theile begründenden Leistungen die bescheidene Summe von fünftausend Pfund Sterling zu votiren, die er zur Etablirung seiner Söhne verwendete. Ohne Freude an diesen zu erleben, starb er in tiefer Armuth am 26. Januar 1827 zu Bolton.

So war die Baumwollenspinnerei in wenigen Jahrzehnten aus bescheidener Hausindustrie zu großartiger Fabrikindustrie herangewachsen. Tausende von Spindeln drehten sich in gewaltigen Werkstätten. Die Sage vom hundertarmigen Riesen Briareus war zur Wahrheit geworden — und als im Jahre 1785 die Watt'sche Dampfmaschine die erste Baumwollenspinnerei in Bewegung setzte, war das letzte Hinderniß geschwunden, welches der freien Ausbreitung dieser Industrie, die bisher — von Wasser getrieben — die Nähe größerer Wasserstraßen zu suchen gezwungen war, entgegenstand. Ein Wunder, wie kein zweites größer, für die Zeitgenossen, die zu den großartigen Fabriken aufschauten, in denen eiserne Arme, Tausende neben einander, in gewaltigen Sälen die Arbeit verrichteten, welche sie im bescheidenen Stübchen mit eigenen Fingern ausgeführt hatten!

In der Geschichte der Menschheit bekundet sich bei jedem Schritte der enge Zusammenhang, in dem alle Verhältnisse zu einander stehen, die Solidarität der Interessen, von denen das eine nicht berührt werden kann, ohne Einfluß auf andere zu äußern. Dieser wohlthätige Connex ist der Grund, weshalb ein einzelner Fortschritt zahlreiche Fortschritte auf andern Gebieten hervorruft; wie eine Wasserfläche, die aus ihrer horizontalen Lage gebracht ist, nicht eher zur Ruhe kommt, als bis alle Theilchen sich wieder im gleichen Niveau befinden. So hatten die erwähnten Verbesserungen am Webestuhle zur Erfindung der Spinnmaschinen geführt, so trat in Folge dieser neuen Erfindung die gebieterische

Nothwendigkeit ein, den auf derselben in bedeutenderem Maße erzeugten Garnen durch besser construirte Webestühle genügende Verwendung zu geben. Die ausgeführte Idee, auf mechanischem Wege zu spinnen, mußte bald den Gedanken wachrufen, in eben dieser Weise die Arbeit des Webestuhles verrichten zu lassen, und wenn auch die Operationen, welche der mechanische Webestuhl auszuführen hat, bedeutend verwickelter sind, als die der Spinnmaschine, so gelang es doch, bald nach deren Einführung eine brauchbare Maschine auch für diese Zwecke zu construiren. Während nämlich, wie erwähnt, die Spinnmaschine nur die zwei Arbeiten des Ausziehens und Zwirnens des Fadens dem Spinner abzulernen hat, muß der mechanische Webestuhl die folgenden fünf Operationen des Webers übernehmen. Nämlich: die Bewegung der Lade, die Bewegung des Schützens, die Bewegung der Tritte, das Abwickeln der Kette vom Kettbaum und das Aufrollen der fertigen Waare auf den Zeugbaum.

Eine gesellschaftliche Unterhaltung, bei welcher um die Möglichkeit, einen mechanischen Webestuhl zu construiren, gestritten und dieselbe allseitig geleugnet wurde, gab einem Doctor der Theologie, Edmund Cartwright, in der Nähe von Kent in England im Jahre 1784 die Anregung, diesen Gegenstand in Erwägung zu ziehen und im folgenden Jahre 1785 wirklich einen mechanischen Webestuhl zu construiren, auf dem er ein Stück Tuch weben konnte. Da Cartwright, wie er selbst erzählt, bis dahin noch nie einen Webestuhl hatte arbeiten sehen, war seine Erfindung höchst unvollkommen; die Kette stand vertical, die Lade mit dem Riet fiel mit einem Gewichte von sechsundfünfzig Pfund herab und zwei kräftige Männer waren erforderlich, um die Maschine in Bewegung zu setzen. Als er diese Mängel erkannte, unterrichtete er sich genau über die Operation des Webens und vervollkommnete seine Erfindung bis zum Jahre 1787 derartig, daß sie mit Vortheil in der Weberei angewendet werden konnte. Seine industriellen Unternehmungen brachten aber auch ihm kein Glück, er büßte sein Vermögen ein und wäre wie seine Vorgänger in Armuth verfallen, wenn ihm das englische Parlament nicht 1809 eine Nationalbelohnung von zehntausend Pfund Sterling zuerkannt hätte.

Seine Erfindung wurde durch Horrocks in Stockport, Robert Miller in Glasgow, Thomas Johnson in Bredbury und Andere bedeutend vervollkommnet, und ihre praktische Anwendung besonders durch die von William Radcliffe in Stockport construirte Schlichtmaschine erleichtert.

Während so in England die Baumwollenspinnerei und Weberei glatter Stoffe durch die Erfindung der Spinnmaschine und des mechanischen Webestuhles einen außerordentlichen Aufschwung nahm und die Lage der in diesen Industrien beschäftigten Personen sowohl in körperlicher als pecuniärer Beziehung eine bedeutende Verbesserung erfuhr, war es besonders die Fabrication gemusterter Waaren, die in Folge des schwerfälligen Apparates, mittelst welchem das Dessin hergestellt wurde, für die Arbeiter noch immer eine Quelle der unerträglichsten Anstrengung bildete. Im Orient und Griechenland ursprünglich heimisch und in höchster Vollkommenheit auf einfachen Webestühlen ausgeführt, ward dieser Industriezweig schon im frühen Mittelalter nach Sicilien verpflanzt, von dort in die norditalischen großen Fabrikstädte übergesiedelt, um endlich in Frankreich, vor Allem in Lyon, begünstigt durch die Prachtliebe des französischen Hofes, seine größten Triumphe zu feiern. Zur Herstellung der façonnirten Stoffe ist es erforderlich, den Kettfäden eine solche Unabhängigkeit in der Bewegung von einander zu geben, daß sie einzeln in größter Mannigfaltigkeit sich bald heben, bald senken; eine Beweglichkeit, wie sie auf dem gewöhnlichen Trittstuhle mittelst Tritten und Schäften nicht zu erreichen ist. In früherer Zeit wurden die Kettfäden einzeln an Schnüren aufgehängt, die über Rollen an der Rückseite des Webestuhles herunterhingen, zwischen ihnen durch Querschnüre das Muster eingelesen und ein hinter, häufig gar unter dem Stuhle kauerndes Kind oder Weib mußte bei jedem Schußwechsel des Webers durch Anziehen der Schnüre die an ihnen befestigten Kettfäden in die Höhe ziehen. Die Beschäftigung dieser Musterzieher (tireuse de lacs) war eine höchst ungesunde und anstrengende, die Arbeit des Webers selbst eine sehr langsame und unregelmäßige, bis

es dem Genie von Carl Maria Jacquard gelang, eine Maschine zu construiren, die das Heben der Kettfäden selbständig bewirkte und die complicirtesten Muster ohne Hülfe eines speciell dabei beschäftigte Arbeiters herstellte. Das Eigenthümliche der nach ihrem Erfinder benannten Jacquardmaschine besteht darin, daß die unten mit einem Gewichte beschwerten Schnüre, an welchen die Kettfäden sich befinden, an ihrem oberen Ende in den hakenförmig gebogenen Füßen von aufrecht stehenden Drähten, den sogenannten Platinen, hängen, deren oberes Ende mit abwärtsgehenden Häkchen versehen ist. In diese Häkchen der in verschiedenen Reihen auf einem Brette stehenden Platinen greifen Messer, welche in einem hölzernen Rahmen mittelst eines vom Fuße des Webers bewegten Hebels gehoben und gesenkt werden können. Beim Heben des Messerkastens würden daher sämmtliche Platinen mit den an ihnen befestigten Schnüren und Kettfäden gehoben werden, während sie beim Herabgehen durch die Schwere des erwähnten Gewichtes niederfallen. Um dies zu vermeiden und um nur diejenigen Platinen respective Kettfäden zu heben, die das Muster verlangt, ist eine Vorrichtung getroffen, durch welche die Platinen, welche nicht heben sollen, aus der Stelle gedrängt werden und nur stets die vom Muster erforderten in die Höhe gehen.

Richard Arkwright.

Die Erfindung Jacquard's bewirkte einen vollständigen Umschwung in der Fabrication der gemusterten Stoffe. Sie ernie-

drigte in anſehnlicher Weiſe deren Herſtellungskoſten und ermöglichte dadurch eine Ausdehnung dieſes Induſtriezweiges, welche den im Vorhergehenden angeführten Umwälzungen auf dem Gebiete der mechaniſchen Spinnerei und Weberei ebenbürtig zur Seite ſteht. Aber der Genius des Erfinders hatte mit denſelben Feinden, mit

tion riß ihn aus friedlicher Beſchäftigung und führte ihn in die Reihen der Freiheitskämpfer. Nach Wiederherſtellung des Friedens nahm er ſeine mechaniſchen Unterſuchungen, denen er von Jugend auf mit Vorliebe nachgehangen, wieder auf und konnte im Jahre 1801 das erſte Modell ſeiner Maſchine auf die Induſtrieausſtellung

Samuel Crompton.

Noth und Unverſtand, wie ſeine Vorgänger, zu kämpfen. Geboren im Jahre 1752 zu Lyon, lernte Jacquard bei ſeinem Vater, der gemuſterte Seidenſtoffe webte, früh die Mängel dieſer Beſchäftigung kennen, denen er ſpäter ſo glänzende Abhülfe bereiten ſollte. Urſprünglich zum Mechaniker beſtimmt, mußte er nach ſeines Vaters Tode, deſſen Hinterlaſſenſchaft nur klein war, die Leitung ſeiner Werkſtatt und die Erhaltung ſeiner Familie übernehmen. Die Revolu-

nach Paris ſenden, woſelbſt ſie mit der bronzenen Medaille gekrönt wurde. Kurz darauf erhielt er für eine Maſchine zum Stricken der Netze für Meerfiſcherei die goldene Medaille. Auf Befehl des Conſuls Bonaparte, der ſeinen Erfindungen vollen Beifall zollte und ihm ſeine Unterſtützung zuſagte, nach Paris berufen, wurde er Mitglied des Conſervatoire, verbeſſerte ſeine Maſchine und kehrte 1804 nach Lyon zurück, um ſie praktiſch in Betrieb zu ſetzen.

Ein Decret Napoleon's, datirt vom 27. October 1806 aus Berlin, ermächtigte den Rath der Stadt Lyon zum Ankauf des Privilegs für dieselbe, indem er Jacquard eine lebenslängliche Rente von dreitausend Francs aussetzte, welche kleine Summe noch auf fünfzehnhundert Francs herabgedrückt wurde. Als Jacquard, zufrieden mit dieser kärglichen Abfindung, nur noch um eine Prämie von fünfzig Francs für jeden nach seinem Principe in Gang gesetzten Webestuhl bat, bewilligte ihm Napoleon dieselbe und soll bei Unterzeichnung des Decrets ausgerufen haben: „Das ist doch noch Einer, der mit Wenigem zufrieden ist!" Aber der Einführung von Jacquard's Maschine in die Praxis widersetzten sich die Weber, deren Lage er dadurch zu verbessern bemüht war. Sie rotteten sich zusammen, öffentlich auf der Straße wurden die Maschinen verbrannt und der Erfinder selbst entging nur mit Mühe dem Tode. Erst im späten Alter sah er die Feindseligkeiten schwinden, und sein Werk tausendfältig in Thätigkeit; als der Wohlthäter der Arbeiter gepriesen, stirbt er in bescheidener Häuslichkeit, einer der bedeutendsten Erfinder und edelsten Männer, im Jahre 1834. Seit 1840 ziert sein Denkmal mit der schlichten Inschrift: „Jacquard, das dankbare Lyon," seine Vaterstadt.

Es ist eine befremdende Erscheinung, und wenig schmeichelhaft für Herz und Verstand des Menschen, wenn wir, so weit wir auch vorwärts schreiten mögen in der Geschichte, sehen, daß stets ein gleicher Unstern das Haupt des Erfinders umschwebt, ein gleiches Mißgeschick sich an die Sohlen der bedeutendsten Männer und größten Wohlthäter heftet. Im sechzehnten Jahrhundert (um 1586) ließ der Rath der Stadt Danzig — wie ein schlichter Chronist erzählt — den Anton Moller, den Erfinder der Bandmühle, eines Webestuhles, auf welchem mehrere Zeuge neben einander zu gleicher Zeit hergestellt werden, weil er besorgte, daß die neue Maschine eine Menge von Arbeitern zu Bettlern machen möchte, heimlich ersäufen oder ersticken; im achtzehnten Jahrhundert starben die Erfinder verkommen in Hütte und Armenhaus, und im neunzehnten Jahrhundert sehen wir einen der bedeutendsten Erfinder aus seiner Heimath vertrieben, flüchtig durch Europa irren und, der Früchte seiner Erfindung beraubt, sterben. Es war Philippe de Girard, der Erfinder der Flachsspinnmaschine.

Während Baumwolle und Wolle sich auf den in England erfundenen Spinnmaschinen mechanisch verspinnen ließen, war es trotz aller Anstrengungen nicht gelungen, die Faser des Flachses auf gleiche Weise zu bearbeiten. Als Napoleon I., um England zu vernichten, durch die Continentalsperre den Völkern den Handel mit diesem Lande abschnitt, wurde es, besonders für Frankreich, nöthig, gewisse Fabricationszweige bei sich heimisch und sich unabhängig von der mächtigen englischen Industrie zu machen. Diese unheilvolle Maßregel und der dadurch hervorgerufene Nothstand hatte die künstliche Darstellung der Soda durch Leblanc ins Leben gerufen, er sollte auch der Vater einer gleich bedeutenden Erfindung, der der Flachsspinnmaschine werden. Am 12. Mai 1810 erschien ein Decret Napoleon's, welches dem Erfinder der besten Flachsspinnmaschine einen Preis von einer Million Francs zusicherte. Als Philippe de Girard, geboren 1775 in Sourmarin in der Vaucluse, der sich schon früher durch Erfindungen und Verbesserungen auf anderen Gebieten der Mechanik bewährt hatte, von dieser Preisausschreibung Kenntniß empfing, ging er sofort an deren Lösung. Er nahm Flachs, befeuchtete ihn mit Wasser und untersuchte sorgsam mit der Loupe die Structur der Fasern. Er bemerkte, daß die Einwirkung des Wassers die Gummisubstanzen der Flachsfaser löse und daß sich darauf die einzelnen feinsten Fäserchen von einander trennen lassen durch eine Operation, die dem Ausziehen mit der Hand ähnlich ist. So war das Princip des Spinnens gefunden und es galt nur noch, die Arbeit der Finger auf mechanischem Wege auszuführen. Bereits am 18. Juli 1810, zwei Monate nach Erscheinen jenes Decrets, konnte Girard ein Patent auf seine Erfindung nehmen, welche bis in alle Einzelheiten das noch heute in der Flachsspinnerei übliche Verfahren enthielt. In einer würdigen Denkschrift unterbreitete er seine Methode dem Kaiser, der gesagt hatte, daß das Wort „unmöglich" für einen Franzosen nicht vorhanden sein dürfte, und der, als er die Erfindung Europa zu lösen aufgegeben, erwartet hatte, daß ein Franzose sie lösen würde.

Aber Napoleon's Stern war im Sinken; der Feldzug nach Rußland, der Kampf in Deutschland, sein Sturz verhinderte die Beurtheilung der Preisfrage und die Zahlung der ausgesetzten Belohnung.

Inzwischen hatte Girard im Verein mit seinen Brüdern in Paris mehrere Flachsspinnereien mit seinen Maschinen gegründet und denselben, in sicherer Hoffnung auf den Preis von einer Million, eine größere Ausdehnung gegeben, als seine Vermögensverhältnisse erlaubten. Da die Belohnung nicht gezahlt wurde und die kriegerischen Zeitverhältnisse dem Gedeihen seines Geschäftes nicht günstig waren, sah er sich bald in drückende Geldverlegenheiten gestürzt, von Gläubigern umdrängt und gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, während zwei seiner Werkführer sich heimlich nach England begaben, dort die mitgenommenen Copien seiner Maschinen und Patente verkauften und die praktischen Engländer, die bald deren hohe Bedeutung erkannten, in der Einrichtung von Flachsspinnmaschinen nach Girard'schem Principe unterstützten. Girard selbst begab sich nach Oesterreich und richtete auf der kaiserlichen Domaine Hirtenberg eine Maschinenbauanstalt für Flachsspinnmaschinen ein, deren Fabricate sich schnell in den böhmischen, mährischen und sächsischen Spinnereien verbreiteten. Aber verunglückte, wider seinen Rath unternommene Speculationen führten den Ruin dieses Unternehmens herbei. Girard sah sich wieder genöthigt, den Wanderstab in die Hand zu nehmen, und trat als Leiter der polnischen Bergwerke in Dienst der russischen Regierung. Mit unermüdlicher Hingebung verwaltete er diesen Posten achtzehn Jahre (von 1826 bis 1844), beschäftigte sich damit, die Flachsspinnerei in Polen heimisch zu machen, und noch heute trägt ein Ort den ihm zu Girard's Ehren von der Regierung verliehenen Namen Girardowo. Inzwischen wurde die Flachsspinnerei nach Girard's Princip in England, Frankreich und Deutschland in ausgedehntem Maße betrieben und bewährte sich außerordentlich. Nirgend aber wurde Girard's Name genannt und die Maschinen überall für englische Erfindung angesehen. Die Proteste Girard's, seiner Familie und Freunde verhallten ungehört. Endlich auf Drängen seiner Freunde entschloß er sich, bei Gelegenheit der Pariser Industrieausstellung von 1844, sein Vaterland wieder zu besuchen; bedeutende Männer, vor Allen der berühmte Physiker Arago, sagten ihm seinen Schutz zu, und so kam er nach Paris, wies sein unzweifelhaftes Recht, der Erfinder der Flachsspinnmaschine zu sein, nach, und hatte die Genugthuung, von allen Seiten begeisterte Aufnahme und Anerkennung zu finden. Aber nicht lange konnte er sich der glücklicheren Tage, die ihm zu erblühen schienen, erfreuen — er starb am 26. August 1845.

Dies sind die bedeutendsten Erfindungen, welche in den letzten Jahrhunderten auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei gemacht wurden, ohne zahlreicher anderer, gleichfalls hervorragender Verbesserungen zu gedenken. Das verflossene Jahr hat einen wichtigen Abschnitt gekennzeichnet in der Geschichte dieser Industrien. Wir konnten in ihm, das so reich ist an bedeutsamen Erinnerungen, auch das hundertjährige Jubelfest eines der epochemachendsten Ereignisse feiern: das der Einführung der Spinnmaschine in die Praxis, welche durch Sir Richard Arkwright's Patent vom Jahre 1769 erfolgte. Und wenn wir so die Grundpfeiler betrachten, auf denen sich der stolze Bau unserer modernen Webewaarenindustrie erhebt, geziemt es uns, die wir die Früchte ernten, welche durch jene Erfindungen gesäet worden, dieselben nicht einzig als etwas Vorhandenes, aus der Entwicklung der Industrie nothwendig Hervorgegangenes zu betrachten, sondern der Männer zu gedenken, welche ihr Herzblut an die Ausführung ihrer Idee gesetzt, und aus ihrem Leben und Leiden eine zu beherzigende Mahnung zu entnehmen.

Zur Erinnerung an Waldeck.

Aus einem Briefe

von

Fanny Lewald.

Völker wie einzelne Menschen bringen sich am wahrsten und am großartigsten zum Ausdruck, wenn eine mächtige Empfindung sie beherrscht, und wer Berlin am 14. Mai sah, als Tausende und Tausende von Menschen die Leiche des hingegangenen Volksvertreters, die Leiche Waldeck's durch die

schweigenden Straßen zum Grabe geleiteten, mußte Vertrauen fühlen in die Zukunft unseres Volkes; denn würdiger, ernster in sich gefaßt, aus freiem Antrieb sich in seiner ruhigen Mächtigkeit darstellend, habe ich das Volk von Berlin noch nicht gesehen. Man konnte sich des Gedankens nicht enthalten: wenn Waldeck doch die Stadt so sähe! die Stadt, die er vertreten hat, und deren bürgerlichen Arbeiterstand er so hoch gehalten!

Es war Sonntag und heller Sonnenschein. An den Bäumen zu beiden Seiten der Potsdamer Straße, in welcher Waldeck im dritten Stockwerk des Hauses Nr. 13 wohnte, funkelte das frische Grün, und die weißen Blüthen der Kastanien hoben sich wie Kerzen leuchtend in die Höhe. Man hätte sagen mögen, die Natur habe sich geschmückt, um den Edeln freundlich in sich aufzunehmen, den die Menschen, welche ihn gekannt und gewürdigt, mit so ernstem Schmerze aus den Reihen der Lebenden scheiden sahen.

Oben, in den Räumen von Waldeck's Wohnung, war in dem größten, mit Blumen geschmückten Zimmer der Katafalk errichtet, der den Sarg trug. Es prangten keine Orden darauf, die der Fürsten Gunst verleiht, nur Kränze und Palmenzweige hatten die Freunde von nah und fern gesendet, und im Vorsaal standen die verschiedenen Ehrengaben, die das Volk ihm dargeboten — als des schlichten Hauses einziger und hoher Schmuck.

Ein katholischer Geistlicher hielt die Leichenrede, segnete die Leiche ein, und die Worte: „Das Leben, das man Benedictus Waldeck nannte, ist ausgelebt!" hatten einen erschütternden Klang für uns Alle, die wir den Todten gekannt hatten in den Tagen seiner vollen Kampfesstärke, wie er unverzagt die Schwelle des Kerkers betrat, in den Verläumdung ihn geworfen, und wie er festen Schrittes und hoch aufgerichteten Hauptes, wenn auch mit gebleichtem Haar, aus diesem Kerker zurückkehrte, vom Volke buchstäblich auf Händen getragen, auf seinen Platz im Tribunal, auf seinen Posten in der Volksvertretung.

„Als ich zum ersten Male wieder in die Sitzung des Obertribunals kam," sagte er in jenen Tagen einmal zu mir, „da thaten Manche, als hätte ich die Tarnkappe auf — sie sahen mich nicht! Ich machte mich ihnen aber bald vernehmbar!" — Und seine Stimme ist nachdem noch oft vernommen worden, wo es galt, für Recht und Gesetz, für Preußen und für das zu einigende Deutschland einzutreten; denn wie fest er auch zum Volke stand, er war ein Monarchist und Preuße bis ins tiefste Herz. Nun ist sein Mund verstummt.

Die Seinen, seine Frau, zwei Töchter, die beiden Schwiegersöhne und der Sohn, Freunde, die Gesinnungs- und Kampfesgenossen umstanden den Katafalk. Die Reihen seiner Mitkämpfer von 1848 waren sehr gelichtet, indeß Ziegler und Schultze-Delitzsch, Löwe-Calbe und Unruh waren doch noch da, inmitten der jüngeren Generation, und fehlten ihm nicht bei seinem letzten Gange; und selbst von seinen politischen Gegnern war eine beträchtliche Anzahl erschienen, es zu bethätigen, daß sie die Ueberzeugungstreue und den Charakter Waldeck's, daß sie in ihm den großen Bürger und den Patrioten zu ehren wußten. Sogar der von seinen achtzig Jahren gebeugte Präsident von Frankenberg-Ludwigsdorff stand an Waldeck's Sarge, und Jeder, der als ein Alters- oder doch ein Zeitgenosse des Hingegangenen die Ereignisse der letzten zweiundzwanzig Jahre zu übersehen vermochte, mußte empfinden, daß mit Waldeck, daß mit diesem Manne ein Panier des Volkes, ein Rufer im Streit zur Gruft getragen wurde. Aber die Trauer der verschiedensten Parteien an seinem Sarge bekundete die große Wandlung unserer politischen Verhältnisse seit den letzten zwanzig Jahren, und deutet es an, daß wir auf dem Wege des achtenden Verstehens fremder Ueberzeugung vorwärts gekommen sind.

Die Potsdamer Straße hinab, durch das Leipziger Thor, die Leipziger Straße entlang, durch die ganze Friedrichstraße, quer durch die Linden zum Thore hinaus, die lange Chausseestraße hinab, an welcher die großen Eisenfabriken gelegen sind, ging der Zug, und bog dann rechts zum katholischen Kirchhof ein. Auf dieser ganzen ungeheuren Strecke hatte sich das Volk auf den Trottoiren in vielfachen Reihen aufgestellt, um dem nahezu drei Viertelstunden währenden Zuge die Ehrenwache zu bilden. Die Präsidenten des Abgeordnetenhauses und des Reichstags, Abgeordnete der verschiedensten Fractionen, Depu-

tationen des Magistrats und der Stadtverordneten, der Studenten mit ihren Fahnen, die Handwerker-, Turner-, Sänger-, Schützenvereine mit ihren Bannern, bildeten mit dem übrigen Gefolge wohl einen Zug von 17 — 18,000 Menschen. Es dauerte weit über zwei Stunden, ehe der Zug den Kirchhof erreichte, und nahezu $3^1/_2$ Stunden waren die ganzen Stadttheile welche der Leichenzug berührte, für jeden Verkehr des täglichen Lebens durch die Reihen des trauernden Volkes abgesperrt, welches aus freier Machtvollkommenheit mit seiner ununterbrochenen Linie die Straßeneingänge in Beschlag genommen hatte. Keines der Tausende von Fuhrwerken war in Umlauf; kein Omnibus, keine Droschken, keine Equipagen. Dicht mit Zuschauern besetzt hielten alle Wagen an den Eingängen der Querstraßen oder an den Seiten der Straßen, die der Zug verfolgte, und die Haltung des versammelten Volkes — es war nahezu die Hälfte der Einwohnerschaft auf dem Wege beisammen — war bewundernswerth. Es war so still, daß man es in den Wagen hörte, wenn im Volke der Name eines Vorüberkommenden leise genug genannt ward. Ich habe nie ein Aehnliches erlebt. Ueberall, wo der Sarg vorbeikam, entblößten sich die Häupter, und der gleichen Huldigung wie der Todte, wurde die Familie Waldeck's von allen Seiten theilhaftig.

Waldeck's Ruhestätte ist unfern vom Eingange des Kirchhofs gewählt. Die Sängerchöre leiteten die Feier ein. Waldeck's Angehörige, Simson und Forkenbeck als Präsidenten des Reichstags, Franz Duncker und die andern Ordner des Leichenzuges des todten Freundes umstanden zunächst die Gruft. Löwe-Calbe, — der ausdauernde und milde, der diesseits und jenseits des Oceans selbstlos gearbeitet und gekämpft, und nichts für sich errungen hat als die bescheidene Möglichkeit der Existenz und seines Namens Ehrung — rief dem Mitkämpfer die letzten Worte nach — und unter den Klängen der Musik fielen mit den Blüthenflocken, die der milde Frühlingswind verstäubte, die ersten Schollen der Erde auf das tapfere Mannesherz hernieder, das nur für das Große und das Gute und das Gerechte geschlagen hat.

Man denkt daran, ein Monument auf Waldeck's Grabe aufzurichten; aber was soll sein Denkmal bei den Todten?

Im Friedrichshain, in dessen Nähe die Kämpfer schlafen, die am 18. März des Jahres 1848 gefallen sind, im Friedrichshain sollte man das Denkmal aufrichten für einen Mann wie Waldeck. Dort, wo der arbeitende Bürger am Abend aufathmet mit Frau und Kind, dort solle es stehen, das Denkmal des tapfern Volkstribun, des treuen Patrioten — den Zeitgenossen, die ihn zu ihrem Vertreter gewählt, eine erhebende Erinnerung! der Jugend das Beispiel eines Ehrenmanns und guten Bürgers!

Literarisches.

Die vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen herausgegebene „Bibliothek ausländischer Classiker" ist nun schon weit über hundert Bändchen stark und hat bereits viele werthvolle Werke fremder Literaturen vollständig gebracht. Rousseau's „Bekenntnisse" in der Uebersetzung von Levin Schücking ist eins der letzten Werke, die davon ausgegeben sind. Auch das „Spanische Theater," herausgegeben von Moritz Rapp, verdient der sorgfältigen Behandlung wegen die höchste Anerkennung, obgleich solche Sachen in die populäre Richtung des ganzen Unternehmens nicht richtig eingereiht sein dürften. Es giebt in allen, namentlich in den früheren Literaturen Werke, die culturhistorisch interessant und werthvoll, vom allgemeinen Standpunkte aus aber nichts weiter als fade und abgeschmackt erscheinen; diese würden wohl besser für sich allein gehalten werden, da sie dem größeren Publicum in dieser Ausdehnung nicht viel nützen können.

Auch die von Heinrich Kurz besorgte Herausgabe „Deutscher Nationalliteratur" schreitet rüstig vorwärts und es sind bereits die Hauptwerke: Goethe, Schiller, Lessing, Wieland in kleiner Auswahl, Jean Paul in beschränkter Auswahl, ferner Kleist, Chamisso u. A. vollständig versandt. Obgleich das Publicum schließlich kaum mehr wissen wird, wie es mit diesen Ausgaben, die bald „Ausgewählte Werke," bald „Werke," bald wieder „Sämmtliche Werke" umfassen, daran ist, so muß man den Kurz'schen Publicationen doch nachrühmen, daß sie gestatten, jeden der Dichter in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, und da die Verlagshandlung verschiedenartige Ausgaben bietet, so wird der Anschaffung der freieste Spielraum gelassen.

Neueſtes aus der Ferne.

Der Sao Francisco.

Die Waffenruhe, die am Plata-Strom nach einem mörderiſchen und koſtſpieligen Kriege endlich eingetreten iſt, läßt dem Kaiſerreich Braſilien für die Aufgaben ſeiner inneren Entwicklung freie Hand. Die wichtigſte derſelben iſt bis jetzt vernachläſſigt worden. Braſilien iſt das Land der großen Ströme, aber es hat zu lange gezögert, dieſe koſtbaren Verkehrsadern zu benutzen und zu entwickeln. Bei der Förderung ſeiner Verkehrsintereſſen hat es den verkehrten Weg eingeſchlagen. Es hat Eiſenbahnen gebaut, aber ſeine Landſtraßen ſind Saumpfade geblieben und ſeine Ströme finden erſt jetzt Berückſichtigung. Der Sao Francisco iſt nicht der größte derſelben, aber in volkswirthſchaftlicher Beziehung vielleicht der wichtigſte. Er verbindet den Süden mit dem Norden, die Uferlandſchaften des Meeres mit dem Innern und bildet mit ſeinem Nebenſtrom, dem Rio das Velhas, eine Linie doppelter Waſſerverbindung, die von den reichſten Provinzen des Reichs benutzt werden kann. Vom Amazonas übertroffen, iſt der Sao Francisco immerhin ein Rieſenſtrom, der nur einem unſerer europäiſchen Flüſſe, der Wolga, nachſteht. Von da, wo er die Serra de Canaſtra als Waſſerfall von ſechshundertſiebenundſechszig Fuß Höhe verläßt, bis zu ſeiner Mündung ins Meer hat er eine Länge von 2900 Kilometern. Die Thäler und Hochlande, die er durchſtrömt, beſitzen alle Elemente üppigſten Gedeihens, obgleich ſie jetzt von nicht mehr als 1,500,000 Menſchen bewohnt werden. Die Hochlande, wo bereits die Viehzucht blüht, vermögen Rinder, Pferde, Maulthiere, Schafe, Ziegen und Schweine in ungeheurer Zahl zu liefern. Das Mineralreich enthält Diamanten, Opale, Agate, Gold, Eiſen, Platina, Queckſilber, Kupfer und Kobalt. Salz und Salpeter, Schwefel und Alaun ſiud in großen Lagern aufgefunden worden. Für den Seidenbau iſt das Land vortrefflich geeignet und mit ſeinen ungeheuren Fiſchereien wird eines Tages der Baumwollenbau wetteifern. Der Hopfenbau und ſtellenweiſe der Weinbau verſprechen den beſten Erfolg, unter den Getreidearten ſpielen bis jetzt Mais und Reis die Hauptrolle. Die meiſten Gemüſe und Früchte, die der ſüdtropiſchen und gemäßigten Zone angehören, laſſen ſich einführen. Eine Zuckerpflanzung dauert zehn Jahre, obgleich das Zuckerrohr nicht richtig behandelt wird. Der Kaffee iſt ausgezeichnet, der Tabak gehört zu dem beſten in Braſilien. Der Handel mit Bauholz iſt der größten Ausdehnung fähig. Der Cabinetshölzer, an deren Spitze Jacaranda und braſiliſche Ceder ſtehen, giebt es eine große Zahl. Oelpflanzen, Färbehölzer, gerbſtoffhaltige Stauden, Gummi und Arzneiſtoffe, Baſte und Faſern, die gewerblichen Zwecken dienen, ſind in Ueberfluß vorhanden.

Die lange Vernachläſſigung des großen Stroms hat ihr Ende erreicht. Man hat Pläne aufgeſtellt, wie der Sao Francisco ſeiner eigentlichen Beſtimmung zugeführt werden kann, und mit der Ausführung be-

gonnen. Den Gedanken, eine Eiſenbahn, oder nur eine gute Landſtraße an den Ufern hin zu führen, hat man als unpraktiſch erkannt. Vom November bis März treten große Ueberſchwemmungen ein, und noch im April pflegt eine kleinere, die ſogenannte Oſter-Fluth zu folgen, ſo daß eine geſicherte Verbindung nur ſechs Monate im Jahre beſteht. Für den obern Sao Franciſco eignet ſich daher blos Dampfſchifffahrt, für welche dieſer Theil des Stromlaufes mit verhältnißmäßig geringen Koſten geeignet gemacht werden kann. Zwiſchen Porto des Piranhas und Villa de Piaſſabuſſu fahren jetzt Dampfer. Eine ununterbrochene Waſſerverbindung mit dem Meere macht der Paolo Affonſo, der braſiliſche Niagara, unmöglich. Dieſen Waſſerfall muß man mittelſt einer Eiſenbahn umgehen, und dieſen Plan gedenkt die braſiliſche Regierung auszuführen, wenn der mit den Vorarbeiten beauftragte deutſche Ingenieur Karl Krauß nicht zu ungünſtig berichtet.

Morro Velho.

Die in England zur Gewinnung von braſiliſchem Gold gegründeten Geſellſchaften haben lange Zeit ſchlechte Geſchäfte gemacht. Man erkennt jetzt an, daß die Urſache nicht in Braſilien, ſondern in England ſelbſt zu ſuchen ſei. Man hat ins Blaue hineingewirthſchaftet und in den meiſten Fällen haben ſich Schwindler der Leitung bemächtigt. Morro Velho in der Prooinz Minas Geraes hat ſeit 1859 den Beweis geliefert, daß braſiliſche Goldminen unter ehrlicher und intelligenter Verwaltung bedeutende Erträge liefern. Das Gold kommt in Quarzadern vor, deren Breite zwiſchen vier und ſechzig Fuß wechſeln. Der Goldgehalt beträgt drei bis ſieben Oitaoas auf die Tonne, und man hat in einem Jahre ſchon 534,000 Oitavas gewonnen. Die gewöhnlichen Arbeiter ſind Sklaven, durchſchnittlich vierzehnhundert an der Zahl, und erhalten nach ſieben Jahren ihre Freiheit. Gut genährt und gut behandelt, werden ſie auch unterrichtet und nebenbei mit gewerblichen und landwirthſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt, ſo daß ſie ſich als freie Leute leicht eine Exiſtenz gründen können. Auf je zwanzig Neger etwa kommt ein engliſcher Bergmann, der ſich auf ſechs Jahre verpflichten muß. Man bezahlt ihm monatlich zehn Pfund, vermehrt aber ſeinen Lohn, wenn er ſich gut beträgt, in jedem Jahre um ein Pfund auf den Monat. Die Lage des Bergwerks iſt nicht günſtig, da der Oſten die einzige Seite iſt, auf der keine hohen Berge den Zutritt von friſcher Luft verhindern. Die Wohnungen liegen unten im Thal, wo die Nächte kühl und die Tage heiß ſind. Die Bergleute klagen deßhalb, daß ſie binnen vierundzwanzig Stunden die vier europäiſchen Jahreszeiten durchmachen müſſen. Die trockene Jahreszeit beginnt im April und endet mit dem October. In dieſer Periode ſchwankt der Thermometer zwiſchen 61 und 72 Grad F. und die Luft enthält 0,811 bis 1,000 Feuchtigkeit. Das Waſſer wird ſelten kälter als 39 Grad F., obgleich Morgens auf dem Graſe zuweilen Reif liegt. Die Vegetation würde ganz verdorren, wenn nicht an jedem Morgen ein dicker Nebel entſtände, der häufig in einen feuchten kalten Niederſchlag übergeht und in den Thälern erſt gegen zehn Uhr von der Sonne zerſtreut wird. Dann tritt ein großer und plötzlicher Temperaturwechſel ein. Im Mittel beträgt die Wärmezunahme im Schatten 23 Grad F., als Maximum hat Dr. Walker 34 Grad beobachtet. In der Mitte des Sommers treten Regengüſſe ein, die ſogenannten St.-Johannes-Regen. Im Auguſt regnet es mehrmals ſtark, im September brennt der Landwirth das Unkraut nieder, um die Felder für die Saat zu düngen. Die tropiſchen Regen beginnen zu Anfang Novembers und werden durch Gewitter, bei denen es nicht ſelten hagelt, angekündigt. In den letzten zehn Jahren hat der Regenfall während der naſſen Jahreszeit durchſchnittlich 68,28 Zoll betragen. Ende Januar oder Anfang Februar iſt eine Zeit ſchönen Wetters mit Sicherheit zu erwarten. Dieſer Vernahico oder kleine Sommer dauert vierzehn Tage bis drei Wochen, in denen der Himmel ſtets wolkenfrei iſt. Der Geſundheitszuſtand der Europäer iſt faſt ſo gut wie in der Heimath. Es bewährt ſich hier, daß Braſilien unter allen tropiſchen Ländern das beſte Klima hat.

Dr. Nachtigal's Reiſe nach Bornu.

Endlich hat Dr. Nachtigal, bekanntlich der Ueberbringer der Geſchenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu, ſeine Reiſe fortſetzen können, nachdem er über ein Jahr in Murſuk, der Hauptſtadt

der südlichsten türkischen Provinz, Fesân, aufgehalten wurde. Am 18. April trat er seine Weiterreise in Gesellschaft des türkischen Abgesandten, Bu Ayssa, an, der dem Sultan von Bornu gleichfalls Geschenke, und zwar vom Großsultan und vom Pascha von Tripolis überbringen soll. Bereits sind Briefe von ihm aus der ersten größeren Station des Karawanenweges, Gatron, vom 28. April eingetroffen. Der Reisende schreibt voll Vertrauen in das Gelingen seines Zweckes: „Unsre Karawane ist so stark, daß wir keinen Ueberfall der Tibbu's (halbäthiopische Stämme, zwischen Fesân und dem eigentlichen Negerlande hausend) zu befürchten haben. Die Tibbu's sollen zwar einen Ueberfall unsrer Karawane beabsichtigt, aber sich zurückgezogen haben, als sie deren Stärke erfuhren. Der türkische Bote tritt natürlich mit entsprechendem Glanz auf und verdunkelt mich ganz. Er reist mit drei großen Zelten, vier Pferden (Pferde sind auf Wüstenreisen ein außerordentlicher Luxusartikel, weil für jedes einige wassertragende Kamele mitgenommen werden müssen) und entfaltet nach außen die Pracht, welche die Araber so sehr lieben und welche in Bornu ganz angebracht sein wird. Jedoch würden meine Ausgaben, wenn ich mich überhaupt darauf hätte einlassen wollen, zu Ehren des Norddeutschen Bundes mit Bu Ayssa in äußerer Repräsentation zu rivalisiren, wahrscheinlich nach den Ansichten der heimischen Regierung zu hoch ausgefallen sein und so muß ich mich bezwingen, die zweite Rolle zu spielen." Einen geringen Ersatz für diesen Mangel einer imponirenden äußern Ausstattung gewährt Dr. Nachtigal die numerische Verstärkung seines speciellen Gefolges. Er fand nämlich in Mursuk eine Bande von fünf- und zwanzig Marokkanern, wie sie in den Negerländern in ihrer Eigenschaft als Talismanschreiber, Schlangengaukler, Athleten, Akrobaten u. s. w. bei dem abergläubischen Volke in hohen Ehren stehen und sehr beliebt sind, und warb diese an, um ihn zu begleiten und ihm zum Schutz zu dienen. Diese Marokkaner sind den Negern an Intelligenz weit überlegen und da sie sich bis jetzt als zuverlässige Reisegefährten erwiesen haben, so hofft Dr. Nachtigal sogar, in ihrer Begleitung seinen Rückweg antreten zu können und zwar auf einer sehr interessanten, noch nie von einem Europäer mit Erfolg betretenen Route. Die Marokkaner haben nämlich die Absicht, über Waday (wo bekanntlich Vogel und Baurmann umkamen) und Darfur nach Aegypten zu reisen. Da sie gute Mohamedaner sind und somit durch ihre Anwesenheit eines der Haupthindernisse des Fortkommens, welche alle im religiösen Fanatismus wurzeln, hinweggeräumt werden dürfte, indem Dr. Nachtigal in den gefährlichsten Gegenden sich nothgedrungenerweise für Einen von ihrer Bande ausgeben und dadurch aller Aufmerksamkeit entgehen könnte, so scheint diese Hoffnung des Reisenden wirklich nicht unbegründet, vorausgesetzt immer, daß die Marokkaner sich auf die Dauer als zuverlässig bewähren. Ein einziger Mangel ist bei der Nachtigal'schen Expedition tief zu beklagen, der nämlich, daß der Reisende seine Fahrt ohne den ihm versprochenen und von der preußischen Gesandtschaft in Constantinopel mehrfach verlangten türkischen Ferman antreten mußte. Hieran ist einzig und allein der Schlendrian der türkischen Bureaukratie Schuld, bei der es oft ein Jahr dauert, ehe man das Verlangte und Verfprochene erlangen kann. Auch Barth war bekanntlich in ähnlichem Falle. Auch er konnte trotz aller Bemühungen der englischen Regierung während seiner Reise keinen Ferman erlangen und bekam ihn erst, als es zu spät war. So, fürchten wir, wird es auch Dr. Nachtigal gehen. Indessen, hoffen wir, wird der Muth und die Gewandtheit des erfahrenen Reisenden diesem Mangel wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht bieten.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 72 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 168.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

September 1870.

Ein Bild aus seiner Zeit.

Von

Talbj.

(Schluß.)

VII.

Aufschuß der bösen Saat.

Als Robert in Rößlingen ankam, war das Töchterchen, das unterdessen ihm geboren, bereits zwei Tage alt. Frau von Hartung kam ihm bis an die Treppe entgegen, seinen zu raschen Eintritt zu hindern. Sie that keine Frage und sprach kein Wort des Vorwurfs aus; aber ihre ernste, kalte Miene ergoß stillschweigend einen ganzen Strom davon über den Verspäteten. Sie wollte ihm auch für den Augenblick keinen Eintritt in Edithens Zimmer verstatten, da sie nach langem, ruhlosen Wachen endlich eingeschlummert sei. Angst und Sehnsucht hatten sie unmittelbar vor ihrer Entbindung in einen fieberhaften Zustand versetzt, und so war es nicht unnatürlich, daß jene sie jetzt zwiefach geschwächt und erschöpft hatte. Ruhe thue vor Allem ihr jetzt Noth.

Bald kam auch sein Schwiegervater herbei, der rastlos, ihn jede Minute erwartend, im Garten auf- und abschritt. Er trat mit den Vorwürfen über Robert's verspätete Zurückkunft viel offener hervor, und wollte dessen ziemlich oberflächliche Entschuldigungen nicht gelten lassen. Denn die Angst um seine Tochter hatte ihn, den sonst so nachsichtigen Mann, unnatürlich aufgeregt. Er hatte überdem es sich zur Pflicht gemacht, während seines Neffen Abwesenheit, die gerade in den Vorfrühling, eine für den Landwirth so wichtige Jahreszeit fiel, etwas tiefer in die Verwaltung des Gutes hineinzusehen, und so grobe Vernachlässigungen entdeckt, daß er sich für berechtigt hielt, seinem Schwiegersohn darüber sein ernstes Mißfallen zu zeigen. Allein er wählte eine unglückliche Stunde dazu, die, unmittelbar nach seiner Zurückkunft, da Edithe noch schlief, und also, wie der

gute Vater meinte, der Angekommene Gattin und Kind doch noch nicht sehen könne.

Kein Wunder, daß der junge Mann sich durch diese Bewillkommnung in seinem eignen Hause, schuldig oder nicht, auf das tiefste beleidigt fühlte. Nur mit der größten Anstrengung hielt er seine empörte Empfindlichkeit zurück. Er, der zwei Monate lang in den glänzendsten Kreisen der Hauptstadt Gefeierte, dem von schönen Händen mit bescheidenen Bitten Stammbuchblätter zu Dutzenden überreicht waren, und von den schönsten unter Beifallsklatschen der bedeutendsten Autoritäten ein Dichterkranz auf das Haupt gedrückt worden, der mit Einladungen zu vornehmen Diners Ueberschüttete, der in der gebildetsten Stadt Deutschlands seine Abende oft hatte in drei Theile spalten müssen, um nur allen dringenden Gastgebern genug zu thun — er mit kalter Zurückhaltung empfangen, dann sogar mit bittern Vorwürfen überhäuft und zuletzt herabgekanzelt wie ein Schulknabe! Er verbiß mühsam seinen Zorn, dachte an Agnes und ging tief in den Garten hinein.

Als Edithe erwachte und liebend nach ihm fragte, hatte sie mindestens noch eine halbe Stunde zu warten, ehe der Gefundene in gefaßter Stimmung zu ihr eintrat.

Vielleicht, wenn er seine Frau vor seinen Schwiegereltern gesehen, hätte ihr Empfang, für den Augenblick wenigstens, alle die während seiner Abwesenheit erhaltenen Eindrücke verwischt, und nur das reuige Bewußtsein seiner Schuld, von der seine verzögerte Rückkunft nur ein kleiner Theil war, wäre ihm geblieben. Denn die liebevollen Augen der bleichen jungen Frau bewillkommten ihn auf das rührendste, als sie mit den Worten die Hand nach ihm ausstreckte:

„Wie leid thut es mir, daß Du so lange zurückgehalten worden, theurer Mann! — aber die geliebte Kleine hat sich auch einen Tag früher in die Welt gedrängt, als ich sie selbst erwartet habe. So bist Du eigentlich nur um einen Tag zu spät!"

Er küßte sie und das Kind, das die Wärterin ihm brachte, mit Rührung und begnügte sich, mit einigen verwirrten Worten seine verspätete Ankunft zu entschuldigen, nicht zu erklären. Aber wenn auch diese gütige Bewillkommung seinen Groll von Edithen selbst ablenkte, gegen seine Schwiegereltern und seine Lage, in der er sich seit seinem Aufenthalt in Berlin wie ein Gefangener vorkam, blieb dieser Groll doch im tiefsten Herzen sitzen.

Indessen glich die Zeit nach und nach Manches aus und schliff mindestens die Schärfen der Eindrücke und Empfindungen glücklich ab. Alles kehrte in Rößlingen in das alte Geleis zurück, nur daß Edithe, trotz der angewachsenen Bevölkerung der Kinderstube, sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, neben der Aufsicht über die Hauswirthschaft auch die über die Landwirthschaft übernahm. Für eine tüchtige Ausgeberin wie für einen zuverlässigen Verwalter war gesorgt; so erklärte sich denn, als Robert ihr einst seinen Abscheu gegen dergleichen niedrige Sorgen entschieden aussprach und seinen Widerwillen, sich noch einmal den beleidigenden Vorwürfen ihres Vaters auszusetzen, Edithe willig, die Last ihm abzunehmen, und meinte, bei sorglicher Eintheilung der Zeit ihm auch darin das Leben erleichtern zu können, indem er sich so ganz den Studien widmen dürfe.

Wer aber hat nicht schon, wenn er je eine Zeit lang ein vielfältig bewegtes Leben geführt, etwa persönlichen Antheil an bedeutenden Ereignissen genommen, oder auf Reisen bleibende Eindrücke in rastlosem Wechsel empfangen, oder auch vom Wirbel der Gesellschaftt ergriffen, sich in bunten Kreisen bewegt hat, und oft sich ermüdet herausgesehnt, in die Stille der Häuslichkeit zurück zum behaglichen Ausruhen von Geist und Körper — wer von diesen hat nicht schon beim endlichen Ausruhen eine gewisse Oede und Unbefriedigung empfunden? Ueber Robert kam dies Gefühl mit voller Macht; die Gesellschaft der Landjunker der Nachbarschaft langweilte ihn; für die Jagd wollte die Jahreszeit nicht passen, Fischen hatte ihm nie Vergnügen gewährt, Edithens Zeit war durch Kinder und Wirthschaft mehr als je in Anspruch genommen; den Plan zu einer neuen literarischen Arbeit hatte er noch nicht gemacht: die Revision der eingesandten Druckbogen war demnach das Einzige, was ihm noch einiges Interesse einflößte. Dennoch sah er dem Erscheinen seines Werkes mit Ungeduld entgegen.

Gegen die Mitte des Sommers ward endlich, von mannigfaltigen, ziemlich großsprecherischen Buchhändleranzeigen angekündigt, das Product seines Geistes der Welt

übergeben. Aber was war des gespannten Dichters Gefühl, als dem Erscheinen des Werkes unmittelbar in dem gelesensten und einflußreichsten deutschen Blatte der Zeit eine Recension desselben folgte, deren Verfasser die Feder statt in Dinte in Gift getaucht hatte. Nicht allein der Plan des Gedichtes war aus kritischen Gründen als völlig unreif verworfen, die Charaktere auch wurden mit scharfem Witz lächerlich gemacht, und einzelne schwache Stellen carikirt so boshaft geschickt als Proben dargelegt, daß sie als charakteristische Züge für das Ganze erscheinen mußten. Der Dichter ward beschuldigt, die Philosophie der alten Perser und ihrer Magier mit Sprüchen aus dem Koran und mit den hyperromantischen Legenden des Mittelalters auf abgeschmackte Weise vermischt zu haben. Dabei jedoch war nicht unterlassen, um sich das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben, gelegentlich den niedergeschmetterten Verfasser durch ein gnädiges Lob der harmonisch klingenden Verse wieder aufzurichten; aber selbst dieses beschränkte Lob gewissermaßen wieder aufgehoben, indem die Recension mit den Worten Schiller's schloß:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?"

Robert war außer sich vor Zorn. Er erkannte Scherzer's Feder, seinen Neid und seine Bosheit. Andere gleich darauf folgende Kritiken nahmen sich seines Gedichtes an; aber in der grimmigen Aufregung, in welche ihn die erste versetzt, wußte er kaum, ob die Gönnermienen, die selbst seine günstigsten Recensenten annahmen, ihn nicht noch mehr empörten als der zwar verrätherische, heimtückische, aber doch unverschleierte Angriff seines erbitterten Feindes. Er war unbeschreiblich unglücklich, denn die ihm so hämisch beigebrachte Wunde hatte den schwächsten Theil seines innersten Selbstes getroffen. Wir haben an Lord Byron's Grimm über die boshafte kritische Behandlung seiner ersten poetischen Erzeugnisse gesehen, und an Keats', sein schwaches Leben untergrabender Empfindlichkeit über eine ähnliche Behandlung erfahren, welche tiefe Wunden die Stacheln der namenlosen Instrumente, mit denen die Recensenten ihre Schlachten führen, einbohren können. Es war so, und wird in allen Zeiten so sein. Aber der lebhafte, ja stürmische Antheil, den bald darauf das ganze Publicum an der Sache nahm, konnte in Deutschland nur in einer Zeitperiode stattfinden, wo in seiner politischen Erschlaffung die Literatur dem Deutschen eben noch Alles war, wie in den Tagen, in denen Robert den tückischen Angriff erlebte.

Die Gesellschaft der nördlichen Königstadt, wie die anderer größeren Städte, war so eben auf dem Punkte, sich durch Landleben, Reisen und Badbesuch zu zerstreuen. Bücher wurden verhältnißmäßig wenig gelesen, weil man keine Zeit dazu hatte. Aber Zeitungen und kritische Blätter wurden in jedem Kaffeehaus, in jedem Lesecabinet gehalten und waren dem Reisenden und Badbesucher immer zugänglich. Die Eindrücke der Recensionen blieben also um so dauernder, je mehr die Selbstprüfung erschwert war.

Agnes' Briefe legten durch die Theilnahme, mit der sie die Sache zu der ihren machte, einigen Balsam auf Robert's Wunden. Sie hatte sich mit Scherzer überworfen und ohne den Nachtheil zu berücksichtigen, den sie sich dadurch in ihrem gesellschaftlichen Leben bereitete, seinen tückischen Neid damit bestraft, daß sie ihm ihr Haus verboten hatte. Jetzt bereitete sie sich eben vor, in ein, wie sie an Edithe schrieb, ihr eigen vom Arzte empfohlenes Bad zu gehen, das nur eine Tagereise von Rößlingen entfernt lag, und von wo aus sie hoffte, die Freunde besuchen zu können.

Daß Edithe an Robert's Kränkung und an seiner daraus erwachsenden dauernden Verstimmung den innigsten Antheil nahm, braucht kaum erwähnt zu werden. Theils weil die Leser wissen, wie sie ihn liebte, theils weil die Annehmlichkeit ihrer Häuslichkeit nur zu oft das Opfer dieser Verstimmung ward. Leider traf es sich so, daß einige Stellen des Gedichts, an denen Edithe beim Vorlesen ihr Mißfallen frei ausgesprochen, in der berüchtigten Recension besonders scharf mitgenommen waren. Robert vermied daher jetzt fast unwillkürlich, mit ihr von seinem poetischen Erzeugniß zu sprechen: es war ihm in manchen Augenblicken, als sei sein eigenes Weib mit seinen Feinden im Bündniß.

Eine besonders ungünstige Schickung wollte auch, daß Frau von Hartung während dieser Zeit ernsthaft erkrankte, woraus na-

türlich für ihre Tochter der Wunsch und die Pflicht entstanden, sie häufig zu besuchen. An ihren lieben kleinen Säugling gefesselt, nahm die treue Tochter, so ungern sie auch jetzt gerade ihren verstimmten Gatten verließ, oft die beiden Kleinen mitsammt der Wärterin hinüber nach Feldberg, um über Nacht dort zu bleiben, und mußte dann wohl auch, da der armen Mutter Zustand so zweifelhaft war, bis zum dritten Tage dort warten, um des Arztes Entscheidung zu hören. Der Doctor war ihr langjähriger Hausfreund und seine Theilnahme ihr so wohlthuend als seine Meinung wichtig. War es unnatürlich, daß Robert unterdessen einige Zerstreuung in einem gewissen, nicht allzufernen Badeort suchte, und daß Edithe, wenn sie zurückkam, nur selten davon hörte?

Ich habe im Anfang des fünften Capitels die beiden ersten Jahre der Ehe Robert's und Edithens, die sich eben zu Ende neigten, als durchaus glückliche bezeichnet. Und wirklich warf diese erste, unwiderstandne, tiefe Verstimmung ihres Gatten auch die ersten Schatten auf Edithens eheliches Glück. Nicht daß nicht während desselben so manche Illusion der jungen liebenden Frau zerstört worden wäre. Die Charakterschwäche, der Mangel an Thatkraft in ihrem Gatten, ja die ungeheure Selbstsucht, in der er befangen war, konnten ihr nicht lange verborgen bleiben, nur daß die grellen Züge dieser Eigenschaften durch den Schleier ihrer Liebe weniger scharf hervortraten. Seine Schlaffheit, seine scheinbare Unfähigkeit, gegen seine Neigung zu handeln und sein Hang, Alles auf seine Idividualität zu beziehen, wußte sie durch seine lange Gewohnheit, nur für sich selbst zu leben, und seine Entfremdung des Familienkreises zu entschuldigen. Für jedes kleine unbedeutende Opfer, das er ihr, das er den Kindern im häuslichen Leben brachte, war sie ihm dankbar, sie, die auch zu dem größten fähig und willig war, wenn sie auch vor dem Opfer zurückgeschaudert haben würde, das kaum ein Lustrum später eine ihr verwandte Seele,* zum Gipfel der romantisch-irreligiösen Ueberspannung der Zeit aufgeschraubt, brachte, als sie ihren in Geistesschlaffheit versunkenen Gatten durch Selbstmord auszuscheuchen hoffte. Zu diesem Opfer jener armen jungen Schwärmerin war Edithe nicht allein zu fromm, sie war auch zu hellsehend. Die sehr gesteigerte Mißstimmung, in der sie ihren Gatten jetzt sah, hielt sie übrigens für vorübergehend und hoffte, er würde sich nach einiger Zeit von selbst herausreißen und sein Recht auf den Parnassus der Welt durch neue Productionen darthun.

Es war Spätherbst und sie bei ihrer Mutter, die sich unterdessen wieder erholt hatte, auf einen Morgenbesuch, als eine andere Dame, eine benachbarte Gutsbesitzerin, mit der die Familie Hartung seit Jahren verkehrt hatte, ebenfalls zum Besuch kam. Sie hatte eine ihrer Töchter, eine frühere Spielgefährtin Edithens, in der nordischen Königsstadt verheirathet.

Nach einigem Hin- und Hergespräch fragte sie Edithen: „Haben sie kürzlich Nachricht von Frau von Sassen?"

„Ziemlich lange nicht," versetzte diese. „Leider hat sie keine Zeit gefunden, vom Bade aus, wo sie in meiner Nähe war, mich zu besuchen und hat mir nach ihrer Rückkehr noch nicht geschrieben."

„Nun sie wird wohl jetzt wenig genug Zeit zum Briefschreiben haben. Denn die Sache wird mit großer Hast und Eile betrieben. Ich höre, das Gericht soll wöchentlich drei Sitzungen halten. Der Vorsitzer und sämmtliche Räthe sollen ja ganz entzückt von der schönen Frau sein."

„Was meinen Sie, gnädige Frau?" fragte Edithe bestürzt.

„Nun wissen Sie denn nicht, daß Frau von Sassen auf Scheidung geklagt hat? Meine Tochter hat mir schon vor vierzehn Tagen davon geschrieben. Ganz Berlin spricht davon. Lieber Gott, solche Dinge kommen jetzt alle Tage vor! Aber Frau von Sassen ist einmal dazu geschaffen, von sich sprechen zu machen."

„Schonen Sie meine Tochter!" fiel Frau von Hartung ein, als sie Edithen todtenbleich werden sah. „Sie liebt Frau von Sassen schwärmerisch. Edithe, denk' an Dein Kind!"

Edithe kam sehr erschüttert und in tiefer Betrübniß nach Hause. Als sie sich Robert mittheilte, schwieg er lange. Er wußte offenbar um die Sache, die seine Frau so bewegte.

„Glaubst Du," sagte er endlich, „daß Agnes Unrecht thut, sich von dem Elenden scheiden zu lassen?"

* Charlotte Stieglitz.

„Nicht in der Scheidung, in der Ehe liegt das Unrecht, Robert! Agnes' Heirath war eine Sünde."

„Du kennst das großmüthige Motiv, das sie dazu bestimmte. Es war ein schweres Opfer, das sie ihrem Vater, ihren Geschwistern brachte."

„Das großmüthigste Motiv würde eine Sünde nicht entschuldigen, Robert. Aber überdem war Agnes' Motiv keineswegs rein. Ich liebe Agnes, aber meine Liebe machte mich nicht so blind, nicht zu erkennen, daß es eben so sehr die Aussicht war, durch ihr Opfer eine vornehme Frau zu werden und für die Befriedigung ihrer weltlichen Neigungen leben zu können, die sie bewog, es zu bringen, als das Verlangen, ihre jungen Schwestern erziehen zu können und das Leben ihrer Familie zu erleichtern. Das Opfer zu bringen, für die Ihrigen auf eine Weise zu arbeiten, die sie darum unter ihrer Würde hielt, weil sie ihren Neigungen widerstand, war sie nicht stark genug; aber zu dem unmoralischen Opfer hatte sie Muth, das sie vor dem Altare zum Eigenthum eines Mannes machte, den sie verachtete, während sie ihn zu lieben und zu ehren versprach. O Robert, ich habe es gleich tief, tief gefühlt. Ihre Heirath war eine Sünde! Wär' ich bei ihr gewesen, ich hätte sie auf den Knien beschworen, den unseligen Schritt nicht zu thun. Aber es war zu spät!"

„War es zu spät, die Ehe zu hindern, so ist es doch nicht zu spät, sie zu trennen. Hoffentlich macht Dich Deine Frömmigkeit nicht so beschränkt in Deinen Ansichten, die Scheidung an sich auch für eine Sünde zu halten."

„Sicherlich nicht. Es giebt gewiß Fälle, in denen sie erlaubt ist, ja sogar Pflicht gegen uns selbst wird."

„Es giebt tausend Fälle," unterbrach Robert sie mit entschiedenem Ton und finstern Mienen. „Die Gesetzgeber unserer Tage sind nicht grausam genug, einen augenblicklichen Irrthum mit ewigem Elend bestrafen zu wollen. Auch das Urtheil der Gesellschaft ist endlich zur Reife gekommen. Du bist in einem beschränkten Ideenkreis aufgewachsen, und durch die altfränkischen Ansichten Deiner Eltern beherrscht. In Berlin kannst Du kaum einen gebildeten Zirkel besuchen, ohne einer gerichtlich geschiedenen, und darum nicht weniger hochgeachteten Frau zu begegnen, oft wieder glücklich verheirathet und sie und ihr Gatte mit dem früheren Ehemann auf freundschaftlichem Fuße lebend. Die erste Ehe war eben ein Irrthum gewesen, und je früher ein Irrthum gut gemacht wird, je besser."

„Die frivolen Sitten der Welt," versetzte Edithe, „rechtfertigen keine Handlung, wenn sie an sich unrecht ist. Allein laß uns nicht darüber streiten,"

„Ich finde," erwiederte Robert etwas höhnisch: „Du gehst in Deiner moralischen Ueberspannung noch weiter als Agnes, wenn sie eine Ehe ohne Liebe ein gerichtliches Concubinat nennt."

„Trotz dieser Ansicht," versetzte Edithe ablenkend, „durfte sich Agnes durch des Freiherrn Betragen tief beleidigt fühlen. Nur begreif 'ich nicht, wie es ihr ein Grund der Trennung ihrer Ehe werden konnte, da sie bei ihrer vollkommnen Kenntniß seines Lebenswandels darauf vorbereitet sein mußte. Es ist daher nur zu sehr zu fürchten, daß Agnes noch ein anderes Motiv zur Scheidung drängt."

Robert ward bleich; dann aber glühendroth im Gesicht. „Edithe," sagte er bitter und in einem Ton, der Nichtachtung ausdrückte: „es ist ein ganz gehässiger Zug an Euch überfrommen, tugendhaften Weibern, daß Ihr immer bereit seid, einen Stein auf eine schwächere Schwester zu werfen. Ist's schwarz, so schwärzt Ihr es noch recht!"

Jetzt veränderte auch Edithe die Farbe. Ein so hartes Wort hatte sie noch nie von Robert gehört.

„Du thust mir Unrecht, Robert," sagte sie mit gezwungener Gelassenheit. „Ich sehe, ich habe den rechten Augenblick nicht gewählt, Dir meine Ansichten mitzutheilen. Wir wollen abbrechen; nur das laß mich noch hinzufügen, daß ich Agnes' Freundin bin und, wenn ich die Sünde verabscheue, ich darum nicht die Sünderin verdamme."

Sie verließ ihn und suchte, als sie ihn bei der Mahlzeit wiedersah, die gewöhnliche unbefangene Stimmung wieder herzustellen. Aber er blieb einsilbig und niedergeschlagen. Einige Wochen vergingen, ohne daß sie Weiteres von Agnes hörten. Ihres Mannes trübe Laune machte ihr große Sorgen. Besonders aber schlug sie das geringe Interesse, das er für die Kinder zeigte, tief nieder. Allein sie hütete sich wohl, gegen ihre Eltern irgend eine Aeuße-

rung zu thun, die darauf hindeutete. Sie meinte, daß wohl dies einförmige Landleben auf ihm, dem Verwöhnten, drückend laste, und schlug ihm vor, auf einige Wintermonate nach Berlin zu ziehen, und als er das ablehnte, nur ein paar Monat zu warten, bis sie das kleine Mädchen entwöhnen und zugleich mit dem Knaben der Pflege ihrer guten Mutter übergebe könne, um mit ihm eine Reise zu machen. Oder auch ob es nicht vielleicht das Beste wäre, einen Pächter für das Gut zu suchen und für den Winter nach Italien zu ziehen? Robert hörte sie schweigend an; und es war etwas wie Rührung in seiner Stimme, als er mit abgewandtem Gesicht antwortete:

„Laß uns die Sache erst noch recht überlegen, liebe Edithe!"

So stand es zwischen den Eheleuten, als Robert eines Morgens eine kleine „Geschäftsreise," wie er sie nannte — antrat, von der er erst am folgenden Abend zurückzusein konnte. Am Nachmittag erhielt Edithe folgenden Brief von Agnes.

„Theure Edithe!

Du hast gehört, daß meine Kette gewaltsam gebrochen ist, daß ich frei bin, mindestens in einigen Wochen sein werde. Ich hatte längst gewußt, daß Sassen mich betrog und seinen niedrigen Neigungen fröhnte, allein ich war darauf vorbereitet und ließ ihn ruhig gewähren.

Die Entdeckung, daß Sassen eine seiner Maitressen durch erdichtete Empfehlungsbriefe in meinen persönlichen Dienst gebracht, weil er auf diese Weise seinen lasterhaften Umgang mit ihr am bequemsten fortsetzen oder wieder aufnehmen konnte, und die unkluge Weise, in der sich das erbärmliche Geschöpf dessen überhob, gaben mir auf einmal das Recht, meine Kette zu zerbrechen. Denn gerade diese Beleidigung unseres Gatten erkennt das Gericht, das uns gemißhandelten Frauen so wenig Rechte zugesteht, als zur Scheidung berechtigend an, während es trotz anderer nicht geringerer Beschwerden die Fesseln nicht brechen will, die uns an einen verachteten oder gehaßten Gatten schmieden. Genug, ich bin frei und wenn ich auch die Papiere darüber noch nicht in Händen habe, da noch zu bestimmen ist, wie viel Einkommen ich zu beanspruchen habe und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr — Dinge, die ich natürlich ganz meinem Advocaten überlasse — so darf ich doch die Wiedererlangung meiner Freiheit als sicher betrachten.

Für die beiden armen Mädchen, Hermine und Amalie, ist für das nächste Jahr gesorgt; bei Ersterer hat sich die Cur schon von den besten Folgen erwiesen. Meinen Vater hoff' ich auch aus dem viel geringern Einkommen, das ich künftig haben werde, noch reichlich unterstützen zu können. Ich sehe es kommen, daß er die Haushälterin heirathen wird, die ich ihm, als ich mich vermählte, gemiethet habe, und ich weiß auch kaum, was er Besseres thun könnte. Sie ist ein treues sorgliches Wesen und wird ihm und den Kindern eine liebevolle Pflegerin sein. Freilich mag ich dann nicht wieder auf Besuch ins väterliche Haus, denn ich kann meiner theuren Mutter verödete Stelle nicht so ausgefüllt sehen. Auch könnt' ich's wohl ohnedem nicht. Denn mein armer Vater, dessen natürlich so gesundes und scharfes Urtheil während des langen, geisttödtenden Actenlebens halb erstorben ist, so daß er in einigen Stücken noch an den in frühster Jugend eingesogenen altmodisch-beschränkten Begriffen des großväterlichen Nachlasses festhält, ist sehr erzürnt über meine Scheidungsklage und hat mir einen donnernden Brief geschrieben. Aber er irrt, wenn er glaubt, daß ich diesen Ton noch ertragen kann, obwohl er keinen Einfluß auf meine Handlungsweise gegen ihn haben soll.

Dieses Alles, theure Edithe, hab' ich Deinem theilnehmenden Herzen anvertrauen wollen, ehe ich Dir den eigentlichen Zweck meines Briefes mittheile, der an die beiden vorherrschenden Züge Deines innern Wesens, an Deine Vernunft und an Deine Großmuth appelliren soll.

Ja, Edithe, ich bin frei; aber glücklich kannst Du allein mich machen!

O Edithe! wie verschieden war von unserer Geburt an unser Loos, während doch die Ansprüche, zu der mich die Natur berechtigt hatte, den Deinen nicht nachstanden! Du, im vollsten Genuß eines reichlichen Wohllebens geboren, die Tochter zärtlich liebender Eltern, begabt, liebenswürdig und von Allen geliebt und geachtet; dann dem Manne zugeführt, den sie — ach! in liebendem, wenn auch blindem Wahne — Dir bestimmt; Jahre lang in einem Dich befriedigenden Genuß der häuslichen Ruhe lebend; die zärtliche Mutter

zweier gesunder, reizender Kinder. O Edithe! bist Du nicht mehr als vierundzwanzig lange Lebensjahre glücklich gewesen?

Und ich? o Edithe! vergleiche mich mit Dir! in jener erbärmlichen Beschränkung des Mittelstandes geboren, die viel unerträglicher ist als die Noth der niedern Stände, viel demüthigender als die eigentliche Armuth, weil sie zu immer wieder getäuschten Ansprüchen berechtigt, deren Nichterfüllung Herz und Geist in einer beständigen, krankhaften Aufregung erhält; herumgestoßen in einer Welt, die im nämlichen Augenblick, wo sie unbewußt die Rechte anerkennt, die Schönheit und Geist einem Weibe geben, ihm zuruft: „Aber Du hast kein Recht zu Deinen Rechten, denn Du bist arm.“ Und ach! was ist das alles! Im Augenblick, wo die volle Erkenntniß des Zweckes meines Daseins mich ergreift, vom Schicksal in seiner grauenhaftesten Gestalt, als Tod unserer Liebsten ergriffen und wieder in das Dunkel gerissen, in dem das Licht mir auf ewig zu verschwinden droht, das für einen kurzen Augenblick meiner Zukunft zu leuchten schien!

Liebe, gute Edithe! Du verstehst mich. Ich liebe Robert. Ich habe ihn gesehen und geliebt, ehe er Dir vor die Augen trat. Das Schicksal selbst — Du nennst es die Vorsehung — führte uns einander entgegen. O hätte ich damals gesprochen! Aber eine falsche Großmuth hielt mich zurück. Ich wollte Dir, meine Edithe, der er von den Eltern zugedacht war, den herrlichen Mann nicht rauben. Ich wollte ihm freie Wahl lassen. Wahl? kann von Wahl die Rede sein, wenn zwei Herzen magnetisch zu einander gerissen werden? Erst der Abend vor meiner plötzlich erzwungenen Abreise gab mir die Gewißheit, daß des theuren Mannes Herz für mich schlug. Als meiner Mutter Tod so plötzlich über mich kam, glaubt' ich in meinem Schmerz auch darin eine Stimme des Schicksals zu vernehmen, die mir vorwarf, Dir, meiner geliebten Freundin, den Dir bestimmten Mann entrissen zu haben. Auch Robert ward von jener schwärmerischen, selbstquälerischen Ansicht ergriffen. Er glaubte mir entsagen zu müssen, weil ich vom Geschick ihm entführt ward. Deine Güte, Deine Liebenswürdigkeit, meine Edithe, schien dem Verblendeten Ersatz bieten zu sollen. Er empfing die Braut aus seines väterlichen Freundes, seines Wohlthäters Händen. Aber das Herz läßt sich nicht höhnen. Das Schicksal, das uns so grausam getrennt, führte uns wieder zusammen und löste zur rechten Stunde meine Ketten.

Ja, theure Edithe, sei Du in Deiner Großmuth sein Schicksal und löse auch die seinen. Er liebt mich wie ich ihn liebe: tief, heiß, glühend, unbezwingbar. Er erkennt klar und unwidersprechlich, daß ich das Wesen bin, der Theil seines Ichs, von der Natur selbst für ihn geschaffen. Die Vernunft, die von jeher Dir Leiterin in allen Deinen Schritten war, muß Dir sagen, daß er mit diesem Bewußtsein an Deiner Seite nicht länger glücklich sein kann. So lange er nicht zur klaren Erkenntniß seines Innern gekommen, konnte er in der lauen Atmosphäre, in der ein prosaisches Alltagsleben sich hinschleppte, sich für glücklich halten. Er kann es nicht mehr, seitdem er zum vollen Bewußtsein gekommen, daß er mich liebt; so wenig als Du an seiner Seite noch glücklich sein kannst, wenn Du zu dieser Ueberzeugung gekommen bist.

Robert hatte nicht den Muth, Dir den Stand der Sache zu eröffen; darum übernahm ich es, die ich Deine Großmuth kenne und weiß, daß es Dein größtes Glück ist, Glückliche zu machen. O sei großmüthig, Edithe! handle nicht klein und selbstsüchtig; sei edel wie immer!

Deine Dich innigst liebende Agnes.“

VIII.

Die Entscheidung.

Noch lange, nachdem sie den Brief gelesen, saß Edithe kraftlos zusammengebrochen da, das furchtbare Blatt auf dem Schooße; wie Einer, der in der Nacht überfallen, plötzlich mit Dolchstichen verwundet wird, nachdem ihm vorher durch irgend ein betäubendes Mittel die Kraft, sich zu wehren, genommen.

Plötzlich fuhr ste empor: Es ist nicht so, es kann nicht so sein! Robert ist kein Betrüger! die zwei Jahre des Glückes, die hinter mir liegen, sind keine Lüge gewesen! — und doch — würde, könnte Agnes so schreiben, wenn ste nicht mit ihm einverstanden wäre?

Was will sie von mir, ste, die sich meine

Freundin nennt? Denkt sie, ich will seine Liebe erzwingen? — die Liebe eines Mannes, den ich verachten muß, wenn sie die Wahrheit spricht? — Ich will fort, fort noch heute! Meine Kinder will ich nehmen und zu meinen Eltern fliehen. O meine armen, armen Eltern!

Ein heftiger Ausbruch von Thränen erleichterte sie endlich. Wer möchte es unternehmen, den namenlosen Schmerz zu schildern, die wechselnden Ergießungen von bitterster Kränkung, Zorn und tiefster Verachtung, die von Zeit zu Zeit ihr Innerstes erleichterten, nur um es im nächsten Augenblick von Neuem in dumpfem Hinbrüten versunken, still bluten zu lassen.

Sie wollte sich aufraffen. Sie eilte zu ihren Kindern. Aber der Anblick der geliebten Wesen, die vaterlos werden sollten, gab ihrem Schmerz erst volle Kraft.

Nein, sagte sie zu sich selbst, als die Gestalt, die Stimme, das kindliche Spiel des kleinen Albert nach und nach alle die glücklichen Familienscenen ihr wieder vor die Seele führten, in denen sie in Robert den liebevollen Gatten, den zärtlichen Vater gesehen: es ist nicht so! es kann nicht so sein! Eine giftige Schlange hab' ich an meinem Busen genährt, eine schöne glänzende Verführerin, die vom rechten Weg ihn augenblicklich verlockt hat!

Und doch? wäre dem so, könnt' ich den Schwächling noch achten? könnt' ich einen Mann noch lieben, den ich nicht mehr achten kann? Und hab' ich nicht Agnes immer wahr und redlich gefunden? Er hat den Muth nicht, mir die Sünde zu eröffnen? aber er hat *den* Muth, die Sünde zu begehen? — Ich will fort. Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich verachte ihn. Ich will zu meinen Eltern! — nein, ich will meinen Eltern Alles sorglich verhehlen! Die Theuren sollen nicht aufhören, mich für glücklich zu halten! Glücklich! wie könnt' ich nach diesem Brief es je wieder sein!

So hin und her geschleudert von den schmerzlichsten Gefühlen, von den verwirrendsten Gedanken, brachte die unglückliche Frau den Abend, die Nacht und den folgenden Morgen hin. Wiederholt versuchte sie zu beten; aber sie vermochte nicht, sich dazu zu sammeln, und Gott, der, wenn er das Schwerste auf unsere Schultern legt, keine Verleugnung der menschlichen Natur von uns verlangt, und nur gebeut, daß wir gegen Seinen unverständlichen Willen nicht murren sollen, Gott vergab der so schwer getroffenen jungen Frau sicherlich ihre Schwäche. Nur mit dem einzigen Gedanken konnte sie sich zu Gott erheben: Zeig' mir den rechten Weg, Du Vater im Himmel!

Erst der letzte Theil des folgenden Tages, als die Rückkehr ihres Gatten immer näher trat, und der Gedanke, der Augenblick sei da, wo sie *handeln* müsse, brachte ihr mit der Erschöpfung eine gewisse scheinbare Fassung — scheinbar, sag' ich, denn sie wußte noch eben so wenig, was sie zu thun habe, als gestern. Die nämliche Betäubung dauerte fort.

Vor Allem muß ich ihn sehen, sagte sie zu sich selbst; muß aus seinem eignen Munde die Wahrheit hören. Liebt er mich nicht mehr und — oh! hat er mich nie geliebt, hat er mich so furchtbar betrogen, so soll seine Hand mich nicht mehr berühren, so ist er frei!

Sie fuhr heftig zusammen, als sie seinen Wagen in den Hof fahren hörte. Sie hatte das Abendessen für ihn angeordnet und dem Bedienten befohlen, dem Herrn zu sagen, sie sei nicht recht wohl und habe sich zu Bett gelegt; ein anderes Schlafzimmer, in welches sie ihn schon manchmal gebettet, wenn eins der Kinder Abends ein Anzeichen gab, daß eine unruhige Nacht zu erwarten war, stehe für ihn bereit, da sie nicht gestört zu werden wünschte. Sie zog sich jedoch nicht in ihr Schlafzimmer zurück, sondern ging, als sie den Wagen hörte, in die Bibliothek, die an das Speisezimmer anstieß, und schloß die Thür hinter sich ab. Hier stellte sie mit krampfhafter Hast einen kleinen Tisch zurecht, zwei Stühle daran, einander gegenüber, ein Paar Lichter darauf. Sie wollte bei ihrem Gespräch nicht neben ihm auf dem Sopha sitzen. Er sollte ihre Hand nicht mehr berühren. Sie hatte eine gewisse anscheinende Ruhe erlangt. Kaum daß sie sich bewußt war, daß ihre Füße schwankten, ihre Hände zitterten. In die Sophaecke gedrückt, saß sie und wartete mit klopfendem Herzen.

Sie hörte den Bedienten ihren Auftrag ausrichten; hörte Robert in das Speisezimmer treten und lange auf und nieder gehen. Sie hörte ihn seufzen, stöhnen. Endlich setzte er sich zu Tisch. Aber er konnte nur wenig genossen haben. Schon nach

einigen Minuten stand er wieder auf, und ging von Neuem auf und ab.

Sie öffnete die Thür. Er stand dicht vor ihr, bleich mit verstörtem Blick.

„Darf ich Dich bitten, hier herein zu kommen, Robert," sagte sie mit bebender Stimme. „Die Leute würden beim Abräumen unser Gespräch da drinnen stören."

Sie wies dem Eintretenden stillschweigend einen der zurechtgesetzten Stühle an, und setzte sich ihm gegenüber. Der Brief lag auf dem Tisch.

„Ich bitte Dich, diesen Brief zu lesen, Robert, und mir aufrichtig zu sagen: ist Alles wahr, was Agnes schreibt?"

Robert übersah das Blatt mit düsterem Blick. „Es ist Alles wahr," sagte er leise.

„Du hast mich betrogen, als Du sagtest, Du liebtest mich?"

„Ich betrog Dich nur, nachdem ich mich selbst betrogen, Edithe! Ich hielt das Gefühl der höchsten Achtung, des innigsten Wohlgefallens, der herzlichsten, brüderlichen Neigung für Liebe; ich glaubte diese meine Freundschaft hinreichend für das häusliche Glück."

„So hast Du mich nie geliebt?" fragte stotternd Edithe nach einer Pause.

„Ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich noch, wie ein Bruder eine Schwester liebt; wie ich von Dir geliebt sein wünsche, als meine beste verehrteste Freundin . . . ."

Er wollte ihre Hand ergreifen, die auf den Tisch gesunken war. Aber sie riß sie mit einer Bewegung zurück, die fast Abscheu ausdrückte. Dies gab ihm den Muth zu sagen: „Nur Agnes besitzt und besaß, obwohl mir lange selber unbewußt, mein volles ganzes Herz. Es war ein Zauberschlag, der uns beim ersten Sehen zusammenführte. Nur sie versteht mich. Nur in ihrem Besitz wird sich mein Herz je befriedigt fühlen. Sie war zu tugendhaft, um ganz mein werden zu wollen, so lange sie durch das Joch des Gesetzes einem Andern gehörte. Jetzt, wo diese Fessel gesprengt, ist sie mein, jetzt darf und soll sie mein sein. Das Schicksal ist nicht so grausam gegen des Menschen Herz, zu wollen, daß es ewig bluten soll, weil es sich einmal geirrt hat."

Edithe hatte, den Kopf auf die Hand gestützt, die ihre Augen verbarg, während seiner Worte wiederholt krampfhaft zusammengezuckt.

„Und Deine Kinder?" fragte sie endlich.

„Für so kleine Kinder kann ich als Vater nichts thun. Du bist zu gut, um sie in Haß gegen mich zu erziehen. Wachsen sie heran, so will ich meine Vaterpflichten gegen sie erfüllen, so wie ich ihre Mutter immer als eine Heilige verehren, und als meine beste Freundin lieben werde."

Edithe drehte den Kopf ab, ohne ihr Gesicht zu zeigen, aber ihre Bewegung deutete auf entschiedenen Widerwillen. Nach einer langen Pause, während des heftigsten Kampfes in ihrem Innern, fragte sie mit Fassung: „Und was willst Du, daß ich thun soll? Was verlangst Du von mir?"

Und vielleicht ward die Antwort ihm noch schwerer als ihr die Frage, denn erst nach einer abermaligen langen Pause sagte er: „Ich wünsche, daß Du gegen mich als Klagende aufträtest. Daß Du es seist, von der die Ehescheidung ausgeht. Nenne mich untreu, sprich „unüberwindlichen Widerwillen" gegen mich aus — führe, was Du willst, gegen mich an. — Ich kann gegen Dich nicht Kläger sein." Seine Stimme zitterte merklich bei den letzten Worten.

Edithe erhob sich. „So laß mir mindestens Zeit; gieb mir einen Tag Bedenkzeit. Morgen — ich kann Dir nicht bestimmt sagen, ob früh oder spät, will ich Dir eine entschiedene Antwort geben.

Mit diesen gefaßten Worten verließ sie ihn. In ihrem Schlafzimmer fiel sie auf die Knie. Nach langem Ringen hatte sie Sammlung zum Gebet erkämpft. Der Zustand der Ungewißheit war vorüber; sie kannte nun Robert's Gesinnung. Kein, wenn auch furchtbar schmerzlicher, doch immer noch wohlthätiger Zweifel blieb ihr zum Troste über. Sie flehte Gott an, sie zu erleuchten und sie den rechten Weg erkennen zu lassen, und Gott gab ihr Kraft, das unverschuldete Elend zu tragen.

Eine Art von Erleichterung gab es ihrem liebenden, kindlichen Herzen, daß ihre Eltern eben auf einer Reise begriffen waren, und so mindestens für jetzt ihre Lage ihnen fremd blieb. Frau von Hartungs Schwester war an einem Edelmann verheirathet, der am Genfer See zu Hause war, und vor Kurzem, nachdem er lange in Deutschland als Offizier gedient, dorthin übergesiedelt war, um die Güter in Besitz zu nehmen, die ihm aus seines Vaters Erbe zugefallen waren. Herr von Hartung benutzte mit

Freuden seiner Verwandten Einladung, um ihnen mit seiner Gattin, die sich von ihrer letzten Krankheit nur langsam erholte, noch im Spätherbst einen zweimonatlichen Besuch zu weihen, indem er sich von dem mildern Klima für seine geliebte Frau eine gründlichere Besserung versprach.

Edithe dankte der Vorsehung, daß die Kenntniß ihres Elends ihren Eltern noch erspart werden sollte, und fühlte auch, daß in ihrer herzzerreißenden Lage Gott ihr einziger Rathgeber sein müsse.

Am Morgen frühstückte sie mit Robert wie gewöhnlich. Sie sah so todtenbleich, so furchtbar abgehärmt aus, daß er vor ihrem Anblick erschrak. Außer ihren schmerzlichen Gedanken hatten auch ihre Kinder sie wach gehalten, die beide husteten und unruhig waren, das Jüngste wohl von der krankhaften Nahrung, welche die arme Mutter allein ihm geben konnte. Sie hatte ganz in der Frühe schon nach dem Arzte geschickt, der in der benachbarten Stadt wohnte: ein an Kopf und Herz gleich tüchtiger Mann und, wie schon oben erzählt, der langbewährte Hausfreund ihrer Eltern, der sie schon als Kind gekannt und väterlich geliebt hatte.

Robert, gegen den sie nichts davon erwähnt, denn es widerstand ihrem weiblichen Stolze, sein Mitleiden auf irgend eine Weise zu erwecken, sah sie dennoch mitleidig an. Aber er kannte ihren Edelmuth und zweifelte darum nicht an ihrer Entscheidung. Nur so bald hoffte er nicht darauf; er glaubte bis zum Abend warten zu müssen, und hörte daher, nachdem der Bediente das Frühstücksgeschirr hinweggeräumt, Edithen nicht ohne Bestürzung sagen:

„Ich habe Dir eine bestimmte Antwort versprochen, Robert. Ich bin bereit dazu. So höre mich: Ich kann meine Einwilligung zur Trennung unserer Ehe nicht geben."

Robert sprang hastig auf: „Was meinst Du?" fragte er hastig.

„Ich kann sie Dir hauptsächlich unserer Kinder wegen nicht geben, denen ich nicht aus gereiztem Selbstgefühl, aus beleidigtem Stolz den Vater nehmen will noch darf."

„Dies ist Unsinn! Ich habe Dir schon gesagt, daß sie Dein sein sollen, ausschließlich Dein, so lange sie Deiner bedürfen. Wachsen sie heran, so wird außer meinem Betragen die Vernunft schon sie lehren, daß ihr Vater ihr bester Freund ist, wie ihre Mutter ihre beste Freundin."

„Sie können nie einen Vater lieben lernen, der ihre Mutter so grausam behandelt hat. Aber höre mich an. Unsere Kinder sind nicht mein einziger Grund, meine Einwilligung zu verweigern. Auch meiner selbst wegen verweigere ich sie. Du willst, ich selbst soll als Klägerin auftreten. Aus welchem Grunde? Soll ich Dich der Untreue anklagen? Dies würde Agnes' Ruf unvertilgbar beflecken, da das Gericht schwerlich eine andere Untreue anerkennt, als die, welche ein Weib gänzlich entwürdigt. — Soll ich „unüberwindlichen Widerwillen" angeben? Willst Du mich zur Lügnerin herabziehen? Glaubst Du, daß ich fähig bin, den falschen Eid abzulegen, der zur Bekräftigung der Klage gefordert werden wird? Verlangt das gefällige Gericht unserer Tage vielleicht nur im Allgemeinen einen Antrag auf Lösung der Ehe, ohne Gründe zu fordern? Macht dies mich nicht ebenfalls zur Lügnerin, da ich, Du weißt es, die menschliche Trennung unserer von Gott geschlossenen Ehe nicht begehre, nicht wünsche, nein, Alles thun möchte, sie zu verhindern."

Robert konnte ihr nicht antworten. Aber aus seinem Blick sprach ein steigender Zorn.

„Du wirst mir antworten: so will ich selbst der Kläger sein. So will ich auf eine Scheidung unserer unglücklichen Ehe antragen. Ich kann Dich nicht hindern. Ich glaube aber, daß kein Gericht, sobald nicht von Seiten des angeklagten Theiles ein grobes Vergehen zu Grunde liegt, eine Scheidung gewähren wird, wenn nicht beide Theile einwilligen. Und ich, Du weißt es, werde nicht einwilligen."

Jetzt fuhr Robert in wildem Grimm auf: „Edithe! hast Du in der That allen weiblichen Stolz verloren? Willst Du Dich mir zum Weibe aufdringen? Und fühlst Du nicht, daß dies Dich mir ganz zuwider machen muß?"

Die unglückliche Frau konnte nicht bleicher werden, als sie schon war. Aber ein unbeschreiblich schmerzlicher Blick traf ihn aus den bisher fast starren Augen der tief Beleidigten.

„Robert!" sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe Dich innig geliebt, geliebt, wie ein

Frauenherz nur lieben kann. Ich liebe Dich noch. Aber Gott ist mein Zeuge! jede Deiner Berührungen wäre mir ein Grauen, wenn nicht die Liebe, die wahre Liebe Dich zu mir zöge."

Ein Gefühl der Scham, der Reue, durchzuckte ihn. Er setzte sich, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und begrub in stummem Schmerz sein Gesicht in den Händen.

„Höre mich, Robert," fuhr Edithe fort. „Ich bin fern davon, zu wünschen, daß Du bei mir bleiben sollst. Geh wieder auf Reisen. Du kennst Amerika noch nicht. Der Süden und der Norden, und dann wieder der weite Westen werden Dir die verschiedensten Bilder bieten. Ein großer Theil der Welt steht noch unbekannt Dir offen und in dem, was Du kennst, bleibt Dir noch Vieles zu erforschen. Ich will Dir unterdessen Dein Eigenthum treu verwalten. Du brauchst mir nicht zu schreiben. Ich aber will Dir von unsern Kindern regelmäßig Nachricht geben. Denn *ihnen*, ihnen sollst Du, darfst Du Dich nicht ganz entfremden. Deine Leidenschaft für Agnes ist ein Rausch, der nicht ewig dauern kann."

Robert wollte auffahren; aber er nahm sich zusammen und hörte sie mit finsterem Schweigen an, als sie fortfuhr:

„Machst Du diese Verirrung allein zu dem Zweck Deines Lebens, so wird spät oder früh Dein Erwachen fürchterlich sein. Prüfe mindestens erst ihre Dauer. Wer weiß, was die Jahre bringen! Vielleicht — vielleicht erbarmt sich Gott meiner! — aber das, das wollt' ich nicht sagen. Fahre nicht auf! ich sagte nicht, daß ich wünschte zu sterben! ich sprach nur von der Möglichkeit, daß Du auf diese Weise, daß Du durch Gottes Willen frei würdest! — Jetzt aber laß Alles zwischen uns abgethan sein. Ich kann nicht mehr. Du hast meinen Entschluß gehört. Er ist unerschütterlich. Entschließe auch Du Dich."

Sie erhob sich mühsam. Bis zur Ohnmacht erschöpft, konnte sie kaum ihr Zimmer erreichen, und des Doctors Besuch, der bald darauf eintrat, durfte auch ihr durch des Freundes Theilnahme und durch einige stärkende Mittel zu Gute kommen.

Hinten im Garten stand ein kleiner Pavillon, der von einem früheren Besitzer des Gutes, für dessen ausgedehnte gastfreundschaftliche Verbindungen die Zimmer des Schlosses nicht ausreichten, zur Aufnahme von einigen Gästen eingerichtet war. Edithe erfuhr von ihren Leuten, daß Robert angeordnet habe, seine persönlichen Sachen — seine Garderobe, einige Bücher und dergleichen — dort hinüber zu schaffen. Edithe that, als wisse sie davon, und fügte hinzu, daß der Doctor gemeint habe, bei den Kindern sei wahrscheinlich der Keuchhusten im Anzug und da der Hausherr dies Uebel noch nie gehabt, sei es rathsam, jetzt beim Anbruch des Winters, die Gefahr der Ansteckung zu vermeiden. Es war in der That so, nur daß der Doctor nur von einer Möglichkeit, nicht von der Wahrscheinlichkeit einer solchen Krankheit gesprochen hatte. Edithe aber war bei aller Tiefe ihres Schmerzes aus einem gewissen angeborenen Frauenstolz sorgsam bedacht, das häusliche Mißverhältniß vor ihren Leuten zu verschleiern. Konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß aus der Mitte derselben schon manches Auge die geliebte und verehrte Gebieterin mitleidsvoll angeblickt, ohne daß sie recht verstanden, warum.

Fünf bis sechs Tage vergingen, ohne daß Robert wieder das Schloß betrat, oder Anstalten machte, auf ihren Vorschlag, eine größere Reise anzutreten, einzugehen. Sie schickte ihm die Mahlzeiten regelmäßig hinüber und schlich oft gegen Abend im Garten umher, die Dienstboten glauben zu machen, sie gehe zu ihrem Gemahl. Am dritten Tage hörte sie, er sei verreist; am folgenden, daß er zurückgekommen. Ach, sie wußte nur zu gut, wo er gewesen war. Denn seit ihrer Ehescheidung wohnte Agnes in jenem benachbarten Badeort.

Unterdessen waren die Kinder besser geworden und der Arzt hatte längst erklärt, der Husten sei blos einer geringen Erkältung zuzuschreiben und werde bald vorüber gehn. Sie selbst aber, als er sie mit inniger Theilnahme so bleich und abgehärmt sah, hatte er dringend ermahnt, ihr kleines zartes Mädchen an andere Speise zu gewöhnen, und sie folgte gewissenhaft seinem Rath.

Sie saß mit der treuen Wärterin bei ihren Kindern, als eines Nachmittags wiederum ein Wagen in den Hof fuhr. Sie zog rasch die Klingel. „Du weißt," rief sie der eintretenden Zose entgegen, „daß ich jetzt keinen Besuch annehme. Rasch, rasch! eile, ehe man aus dem Wagen steigt!" — aber das Mädchen hatte kaum das Zim-

Digitized by Google

mer verlassen, als schon die Thür sich wieder öffnete und Agnes hereintrat. Edithe flog erschrocken empor. In fast unwillkürlicher Bewegung eilte sie der andern Thür zu, die aus der Kinderstube in ihr eignes Cabinet führte. Aber eben so rasch eilte Agnes ihr nach und als Edithe der Freundin ihrer Jugend in das Gesicht blickte und den tiefen Schmerz sah, der aus ihren Augen sprach und die bebende Stimme hörte, die fragte: „Du willst mich nicht mehr sehen, meine Edithe?“ da ergriff sie ein inniges Mitleiden und sie sagte: „So komm mit mir!“ und beide traten zusammen in Edithens Gemach.

„Was willst Du von mir, Agnes?“ fragte Edithe hier. „Ich habe Deinen Brief, vor dem mir schaudert, nicht beantwortet. Aber Robert hat Dir meine Antwort gebracht. Sie ist unwiderruflich. Hoffe nicht, durch neues Dringen mich zu einer andern zu bewegen. Dein Flehen könnte vielleicht mich zum Aufopfern meiner selbst bestimmen, aber Gott sei davor, daß es mich je zum Unrechtthun verführe!“

„Ueber das Recht oder Unrecht dieser Frage,“ entgegnete Agnes schmerzlich, „werden wir uns nie vereinigen. Genug, Du hast entschieden. Du willst nicht Klägerin sein. Und selbst wenn Robert als Kläger gegen Dich aufträte, die Lösung einer Ehe zu bewerkstelligen, die er wie ich für unmoralisch, oder nach Deinem Ausdruck für sündlich halten, seit Eure Herzen nicht einmal in der Selbsttäuschung mehr Eins sind, Einen Schlag schlagen — selbst dann erklärst Du Deine Einwilligung verweigern zu wollen. Robert will und soll nicht gegen Dich klagen.“

„Was willst Du also von mir, Agnes?“ fragte Edithe noch einmal.

„Ich will,“ erwiederte Agnes und die letzte blasse Rose, die noch auf ihren Wangen schimmerte, schien während sie sprach vollends zu erbleichen: „ich will, daß Du, Du, meine Edithe, entscheiden sollst, was ich zu thun habe.“

Beide Frauen setzten sich einander gegenüber, Edithe in anstrengender Spannung.

Agnes begann mit erzwungener Fassung.

„Robert hat beschlossen, Deinen Vorschlag anzunehmen. Er will von Neuem auf Reisen gehen; will nach Amerika. Er will, er dringt in mich, daß ich ihn begleiten soll. — Du erschrickst, Edithe? Du hast es nicht so gemeint, Edithe? Dein Blick drückt Abscheu aus? Noch hab' ich ihm kein festes Versprechen gegeben. Noch hab' ich seinem Flehen, noch meinem eignen heißen Verlangen widerstanden. Nicht weil ich fürchten muß, meinen Ruf dadurch zu verlieren! Was ist mir an meinem Ruf gelegen, wenn ich mir keines Unrechts bewußt, wenn ich glücklich und mit dem Geliebten vereinigt bin? Ich verachte die Stimme der Welt! nicht sie fürcht' ich — mich selbst, mich selbst fürcht' ich, meine Edithe!“

Und als Edithe schwieg und nur sprachlos sie anstarrte, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort:

„Ja, ich fürchte Robert's leidenschaftliches Drängen, fürchte der Gluth seiner Liebe beim innigen Zusammenleben nicht immer widerstehen zu können. Ich fürchte mich selbst. Edithe! ich habe eine gräßliche Nacht gehabt! Schon hatte die Liebe gesiegt; schon hatt' ich ihm ein halbes Versprechen gegeben, das in meinem berauschten Innern schon die volle Kraft eines ganzen, feierlich beschworenen hatte, als heute Nacht — o Edithe, es war eine furchtbare Nacht — als heute im Schlafe mein Vater mir erschien, mein strenger drohender Vater, er, der die Liebe nie kannte! O welch' einen Blick der tiefsten Verachtung schleuderte er auf mich und wies mit dem Finger auf ein gräßliches Haus in unserer Vorstadt, vor dem selbst vorbeizugehen uns kleinen Mädchen von den Müttern verboten war, so daß es unsere Phantasie beschäftigte und wir einander wohl fragten: was kann denn das für ein Haus sein? Und hinter dem zürnenden Vater stand bleich und gespensterhaft die Mutter und rang die Hände und flehte: Ach, meine Agnes, thu' mir nur das nicht! nur das nicht! O Edithe! es war eine grausenvolle Nacht! ich fuhr in Schrecken empor.

„Aber dann sagt' ich mir wieder: es ist Aberglauben, von Träumen sich lenken zu lassen. Mein höchstes Gesetz ist die Liebe; mein Gebieter der Geliebte! — so hin- und herschwankend zwischen herzzerreißenden Entschlüssen kam es mir plötzlich wie ein Orakelspruch in den Sinn: ich will Edithen fragen. Sie, die Reine, die Heilige, die Robert glücklich zu sehen wünscht, es aber in ihrer tugendhaften Beschränkung für Sünde hält, zu lösen, was die Kirche gebunden, sie soll entscheiden, ob ich mit

Robert gehen oder — eine andere Reise antreten soll. Ich habe nur diese Wahl. Hier kann ich ohne den Geliebten nicht bleiben. Sage Du mir, was ich thun soll. Dein Wort soll entscheiden."

„Und kannst Du mir wirklich diese Frage thun? kannst Du zweifeln, daß ich Dich von einem Schritt abmahnen sollte, der Deiner Ehre so dringende Gefahr bringt? Du sagst, Du verachtest die Stimme der Welt. Glaube mir, Agnes, es hat noch kein Weib gegeben, das damit angefangen, die Welt zu verachten, welches nicht damit geendet, von ihr verachtet zu werden. Und könnte Dein Stolz dies tragen? Aber nicht Deinen Stolz ruf' ich auf. An Dein Herz wend' ich mich. Kannst Du, willst Du den Fluch Deines Vaters auf Dich laden? dem warnenden Schatten Deiner Mutter Trotz bieten? — Und höre noch meine letzte Warnung, unglückliches Weib! sagtest Du nicht, Du fürchtest Dich selbst? denkst an eine Möglichkeit, daß Deine Kraft schmelzen könne in der Gluth des von Dir mit solcher Leidenschaft geliebten Mannes? Und glaubst Du, eines Mannes Liebe für das gefallene Weib könnte je bleiben, was sie für das reine Weib war? und könntest Du ein Dasein ohne des Mannes volle Liebe ertragen, dem Du Alles, selbst Dein Gewissen und Deine Ehre geopfert?"

Die letzte Farbe war aus Agnes' Wangen gewichen, während Edithe mit leiser aber schmerzlich eindringlicher Stimme sprach. Sie saß eine Zeit lang sprachlos und starr vor sich hinschauend da, nachdem Jene geendet hatte. Dann erhob sie sich und sagte mit dumpfem Ton:

„Du hast entschieden. Ich gehe. Du willst es. — Um eins, Edithe, will ich Dich noch bitten. Dulde mich diese Nacht noch in Deinem Hause. Ich mag nicht zurück in der dunkelnden Nacht."

„Ich will Dir die Gastfreundschaft nicht versagen," antwortete Edithe, obwohl sie von Agnes' Bitte unangenehm berührt ward. „Nur eins versprich mir dagegen, Agnes. Keine Zusammenkunft mit Robert in diesem Hause! sie beschimpft mich und ich bin es mir selbst schuldig, sie nicht zu dulden."

„Sei ruhig," versetzte Agnes mit krankhaft seltsamem Lächeln. „Ich verspreche Dir, Robert nicht wieder zu sehen."

Mit diesen Worten wollte sie das Zimmer verlassen. Edithe begleitete sie bis an die Thür der Gaststube, die immer für ihre Eltern bereit stand. Ein Cabinet mit den Betten schloß sich an, und auch diese letztern wurden meist fertig gehalten für den Fall, daß etwa noch später Besuch eintreffen sollte, wie es die gastfreundliche Sitte des Landlebens auf Rittergütern wohl mit sich bringt.

„Ich bitte Dich," sagte Agnes, „laß die Zofe gleich etwas frisches Wasser bringen, ich möchte mich bald niederlegen. Und nun gute Nacht!"

Sie umschlang sie mit einer gewissen Heftigkeit und küßte sie. Edithe fühlte mit einigem Schauder die eisige Kälte ihrer Lippen. Sie wollte der einstigen Freundin Hand ergreifen. Aber jene schob sie sanft zurück, ließ sie nicht eintreten, und wiederholte nur die Bitte, das Mädchen ohne Aufschub zu senden.

Edithe schickte etwas später Thee und Abendbrot hinüber. Aber Alles ward unberührt zurückgebracht. Das Mädchen berichtete: die gnädige Frau habe einige Zeilen geschrieben und blos gebeten, ihren Kutscher ihr heraufzuschicken; sie wolle ihn für heute ablohnen. Frau von Felseneck werde sie, wenn nöthig, in ihrem Wagen nach Hause schicken. Der Kutscher sei auch gekommen. Sie habe ihn bezahlt und ihm auch einen Auftrag gegeben. Er habe den Brief, den sie geschrieben, wegtragen sollen; wahrscheinlich, setzte das Mädchen hinzu, habe die gnädige Frau ihren Leuten gemeldet, daß sie sie heute Abend nicht erwarten möchten.

Edithe saß lange in trübem Sinnen verloren. Ein tiefes Mitleiden für die Jugendfreundin bewegte ihr weiches Herz, seitdem sie sie wieder gesehen, und den Ausdruck einer hoffnungslosen Verzweiflung in ihren Zügen.

Und ist sie nicht noch mehr zu bedauern als ich, sagte sie zu sich selber, sie, die im Umgang mit Gott keinen Trost findet? Sie, die höchstens den strafenden Gott kennt, nicht Gott den Vater, den Erbarmer? — Und war ich nicht zu hart mit ihr? sie wies mich fort, weil sie nur die strenge Mahnerin in mir sah, die beleidigte Gattin. Sollte sie nicht mehr die bemitleidende Freundin in mir finden, weil sie gefehlt hat? Und ist nicht ihre Verirrung, so weit ihre unglücklichen Folgen mich

treffen, mehr eine Verirrung ihres Geistes als ihres Herzens? — Ich will zu ihr. Sie soll an meinem Halse sich ausweinen! Ich will sehen, ob sie noch wach ist; ob nicht vielleicht schon der Schlaf der Ermüdeten Linderung gegeben."

Sie ging leise nach Agnes' Zimmer und blieb lauschend an der Thür stehen. Was ist das? sie hörte Stimmen. Robert's Stimme! Es ist nicht möglich! rief es schaudernd in ihrem Innern. So hat sie mich betrogen! Es ist ein Irrthum! — Aber deutlich hörte die Unglückliche Robert sagen: „So bist Du dennoch mein!" und deutlich auch Agnes: „Vereinigt auf ewig!"

Ein unbeschreibliches Gefühl des Grauens und innern Abscheus ergriff sie. Sie schlich leise, als wollte sie die Verräther nicht stören in ihrem verbrecherischen Genuß, in ihr Zimmer zurück. Die Wärterin hatte die Kinder so eben zu Bette gebracht. Aber sie riefen nach der Mutter und der kleine Albert erklärte, ohne ihren Kuß nicht einschlafen zu können. Eine heiße Thräne fiel auf sein Gesicht, als sie sich zu ihm hinunterbeugte. Nun wollte er mit zärtlichem Mitleid wissen, warum sie weinte, und in ihrem Bestreben, das Kind zu beruhigen, gewann sie selbst ihre Fassung wieder.

Die Wärterin, welche selber die arme gnädige Frau kaum ohne nasse Augen ansehen konnte, war ans Fenster gegangen, die Läden zu schließen. „Da kommt der gute Herr Doctor," rief sie erfreut und auch Edithe fühlte sich einigermaßen erleichtert durch die Nähe des bewährten Freundes. Er war auf einem benachbarten Gute gewesen und mochte nicht an Rößlingen vorbeifahren, ohne nach den Kindern zu sehen. Er freute sich, sie so wohl zu finden; aber Edithens verstörtes Ansehn fiel ihm auf. Er setzte sich in ihrem Zimmer zu ihr nieder und hoffte, indem er sich mit ihr in ein allgemeines Gespräch einließ, sie zu erforschen und durch seine Theilnahme ihr Zutrauen zu gewinnen. Er erzählte ihr, wie der Krieg nun entschieden sei, und der Tyrann Europa's sich rüste, um auch Rußland vollends in Ketten zu legen.

„Und nun," sagte er, „müssen unsere Truppen auch wieder mit und so manche arme Mutter wird um ihren Sohn weinen müssen, so manche arme Wittwe um ihren Mann! Es ist eine Schmach!"

Edithe war nicht selbstisch genug, um nicht auch in ihrem Schmerz an ihres Vaterlandes Geschick Theil zu nehmen. Sie hörte traurig zu und wollte wissen, was das vielfältig gemißhandelte Preußen wohl thun werde, als das Mädchen, das Agnes aufgewartet hatte, hastig eintrat.

„Gnädige Frau," sagte sie und ihr ganzes Wesen kündigte Angst und Schrecken an; „bei der fremden Dame ist's nicht ganz richtig. Es dringt heraus aus der Thür wie Stöhnen; ja man sollte denken, es röchelte Einer. Sollte sie nicht etwa der Schlag gerührt haben?"

Edithe und der Doctor eilten der Thür zu. Sie war verschlossen, und kein Klopfen öffnete, während die grauenhaften Töne auch laut und lauter zu ihnen drangen. „Die Thür des Cabinets ist unverschlossen," rief das Mädchen und alle drei stürzten durch das Cabinet in das Zimmer. Hinter ihnen das herbeieilende Gesinde.

Auf dem Tisch vor dem Sopha, dem Cabinet gegenüber, brannte dunkel ein einziges Licht. Daneben stand ein Glas und ein geleertes Fläschchen; ein beschriebenes Blatt lag zur Seite. Auf dem Sopha aber regten sich noch zwei Gestalten krampfhaft umschlungen, in gräßlicher, bewußtloser Dumpfheit. Nur jenes gräßliche Röcheln und convulsivische Zuckungen verriethen, daß noch Leben in ihnen war. Edithe schrie laut auf. Ihr Blick fiel auf das Blatt. Sie las:

Edithe, Du hast entschieden! ich *gehe*. Robert sei Dein für dies Leben. Giebt es einen Gott und ein Leben jenseits, so wird er dann mein sein. Agnes.

Und darunter war mit zitternder Hand geschrieben: Du trenntest uns fürs Leben. So vereint uns denn der Tod! Wir sind glücklich. Wir verzeihen Dir.

Das Blatt entfiel Edithens Hand. In tiefer Ohnmacht sank sie in der treuen Wärterin Arme.

IX.

Schluß.

Tiefe Trauer lag auf dem Schlosse zu Rößlingen. Der Hof war mit Stroh bedeckt, die Läden der Fenster geschlossen oder letztere mit dunkeln Vorhängen verschleiert. Zwei schwer Kranke lagen dort in weit von einander entlegenen Zimmern. Wohl be-

Digitized by Google

tand der gute Doctor darauf, ein drittes Krankenzimmer eingerichtet zu haben. Aber Edithens unerschütterlicher Wille widerstand diesmal seinem dringenden Rath, und er ließ sie gewähren, als er sah, daß die Seelenkraft der so schmerzlich bewegten Frau die Schwäche des Körpers zu besiegen wußte, wenn es zu handeln galt.

Die Kunst des Arztes hatte durch die strengsten und durchgreifendsten Gegenmittel den furchtbar vernichtenden Folgen des Giftes glücklich entgegengewirkt, was freilich nur durch die unmittelbar der Vergiftung folgende Anwendung dieses Gegenmittels möglich war. Doch hatte er sie, wie es schien, vom Tode nur, aber nicht von der Qual und dumpfen Geistesverwirrung retten können, die Monate lang die beiden Verwirrten im Krankenzimmer hielt. Edithen ward mindestens der Trost zu Theil, zu erfahren, daß Agnes sie nicht betrogen hatte. Der Doctor hatte in Robert's Brusttasche das Blatt gefunden, das sie ihm zum Abschied gesandt. Darauf waren die Worte geschrieben:

Ich scheide von Dir, mein heiß und ewig Geliebter! Ich gehe, um auszuruhen. Kehre zu Edithen zurück! Du wirst sie wieder lieben lernen. Wenn nicht, so liebe sie mindestens als mein Vermächtniß. Giebt es ein Wiedersehen nach dem Tode, so werden wir dort vereint sein. Leb wohl! Deine Agnes.

Nachdem die Unglückliche dies geschrieben und durch den Kutscher befördert hatte, füllte sie ein Glas zum Theil mit Wasser an und leerte das Opiumfläschchen darein, das sie mit Absicht bei sich trug. Dann versank sie in tiefes Sinnen. Sie dachte an Robert, an Edithen, an ihr verfehltes Leben. Jetzt empfängt er das Blatt, jetzt liest er es, sagte sie für sich. Sie ergriff das Glas und leerte es zur Hälfte. Mit unwillkührlichem Ekel setzt sie es auf den Tisch nieder.

Sie sank auf den Stuhl daneben. Ein Gedanke an ihren Vater, an ihre Geschwister ergriff sie, und als die liebenden Gesichter der jungen verlassenen Mädchen und alle die unschuldigen fragenden Kinderaugen sie ansahen, ergriff sie eine tiefe Rührung. „Es ist zu spät," rief sie entschlossen, „ich habe zu mächtig an die dunkle Pforte geklopft. Sie öffnet sich und ich muß hinein!"

Sie griff nach dem Glase und eben wollte sie es an ihre Lippen setzen, als Robert athemlos in das Zimmer brach. Er stürzte auf sie zu und entriß ihr das Glas.

„Nicht allein sollst Du erlöst sein," rief er, bis zum höchsten Gipfel einer fast sinnlosen Leidenschaft aufgeschraubt. „Ich sterbe mit Dir. So sind wir vereint."

Mit diesen Worten leerte er bis auf den letzten Tropfen das Glas. Agnes lag entzückt in seinen Armen.

„Im Tode vereint!" rief sie. „Arme Edithe! Du konntest uns nicht trennen. Wir sind eins."

Im Taumel ihrer leidenschaftlichen Schwärmerei dachte keiner der Unglücklichen daran, daß der getheilte Trank statt des Endes ihnen vielleicht nur ein qualvolles Leben bereiten möchte. Noch einmal riß Agnes sich los und fügte ihrem Brief an Edithe die oben mitgetheilten Zeilen bei. Dann saßen die Liebenden eng verschlungen, in entzückter Liebestrunkenheit Alles vergessend, auf dem Sopha nieder und bald ergriff sie jene todesähnliche Betäubung, in welcher der Arzt und Edithe sie fanden, und Zuckungen und Stöhnen ihr einziges Lebenszeichen waren.

Agnes zarter Körper war von dem unglücklichen Trank viel heftiger angegriffen worden als Robert. Vielleicht auch hatte sie mehr davon zu sich genommen. Tage lang lag sie in sinnloser Betäubung. Wochen lang lebte sie unter beständigen Krämpfen, ohne erwachtes Denkvermögen, ein fast idiotisches Leben. Als sie endlich einmal, nachdem sie das junge blühende Mädchen, das immer an ihrem Bette saß und nebst einer gemietheten, bewährten Krankenwärterin, ihre beständige Pflegerin war, oft lange angeschaut hatte, plötzlich in die Worte ausbrach: „Amalie, meine Amalie, bist Du es wirklich?" — Da strömten Thränen der Freude aus den Augen Edithens, die hinter ihr stand, denn sie dachte bei sich, nun ist sie gerettet! Leise zog sie sich zurück. Sie hatte Amalien aus der Pension kommen lassen, Agnes zu pflegen. Sie selbst nahte sich der Unglücklichen nur, so lange diese bewußtlos war. Sie wollte ihr auch jeden stummen Vorwurf ersparen.

Frau von Hartung aber kam in ihrer sittlichen Empörung nie in Agnes' Zimmer. Die Eltern Edithens waren eiligst zurückgekehrt, als sie hörten, welche herzzerrei-

ßende Prüfungen ihrem geliebten Kinde auferlegt waren. An Verbergen war nicht mehr zu denken gewesen, seitdem das ganze Hausgesinde Zeuge jener furchtbaren Scene gewesen. Man hatte zwar den Vorfall einigermaßen zu überschleiern gesucht, und einem unglücklichen Versehn, einer Verwechslung die Vergiftung zuzuschreiben. Aber Jeder hatte seine Gedanken und das Beste schien, so wenig als möglich davon zu sprechen.

Für Robert war Edithe die Hauptpflegerin, obwohl auch ihr eine geübte Krankenwärterin zur Seite stand. Wie Agnes, lag auch er in tagelanger Betäubung und während dieser Zeit verließ ihn seine, im tiefsten Innern leidende Gattin kaum einen Augenblick. Als er aber wieder mehr und mehr zu sich kam, zog sie sich nach und nach mehr zurück, und während sie anordnete und überwachte, überließ sie die persönliche Pflege der Wärterin. Nur daß er, auch wenn nur in halbem Bewußtsein, immer nach seiner Frau fragte, und jede kleine Handreichung, jeden geringen Liebesdienst lieber von ihr annahm. Sein Erwachen war seltsam. Er glaubte in einen langen tiefen Schlaf versenkt gewesen zu sein. „Wunderlich!“ wiederholte er, „ich habe den quälendsten Traum gehabt! Wer doch schlafen könnte ohne Träume!“

Einmal, als er lange, mit offenen Augen, aber in Geistesabwesenheit gelegen, sagte er zu Edithen, die an seinem Bette saß, „ich habe schwer, schwer geträumt. Ich habe von Agnes geträumt. Weist Du noch, wie ich Dir zuerst meine Liebe erklärte, als Agnes abgereist war, wie ich Dir sagte, ich fühlte mich, als ob eine ungeheure Last von meinen Schultern genommen? Und so ähnlich ist mir jetzt! Und doch war sie so schön!“

„Ich glaube,“ fuhr er nach einer langen, träumerischen Pause fort, „Agnes war mein böses Princip. Du bist mein gutes. Ihr streitet Euch um den Menschen,“ setzte er mit irrem Lächeln hinzu und war bald wieder in tiefen Schlaf versunken.

Je mehr er zu vollständiger Besinnung kam, je in sich gekehrter ward er und in seinem Betragen gegen Edithen trat eine merkliche Scheu ein, die durch ihre zunehmende Zurückhaltung nur vermehrt ward. Edithe hatte den Doctor gebeten, Robert zu sagen, daß auch Agnes gerettet sei und sich erhole, und der kluge Mann hatte von selbst unterlassen, durch sonstige daran geknüpfte Gespräche den sich mühsam Aufrichtenden von Neuem zu erschüttern.

„Wir müssen sie so bald als möglich aus dem Hause schaffen,“ hatte der Doctor wiederholt gegen Edithen geäußert; und sich auch nicht versagen können, ein darauf hindeutendes Wort gegen Agnes fallen zu lassen. Aber er hätte nicht nöthig gehabt, das unglückliche Weib daran zu erinnern. Als sie zum ersten Mal wieder aufstand und vor den Spiegel trat, schauderte sie zurück. Eine grünlich-graue Blässe hatte die Rosen und Lilien verdrängt, die dort einst auf dem Bilde blühten, das ihr entgegentrat. Ihre Adern waren dick angeschwollen. Krankhafte Zuckungen rissen die schönen Formen hin und her. Ihre Schönheit war vernichtet. Ein unbeschreibliches Grauen vor sich selbst überfiel sie.

Kurz darauf traf es sich, daß die Krankenwärterin, die sie pflegte, um ein paar Tage Urlaub bat, weil eine in der Ferne verheirathete Tochter mit ihren Kindern zum Besuch gekommen sei. Sie war im nächsten Städtchen zu Hause, wo ihr Mann ein untergeordnetes Amt bekleidete. Agnes willigte sogleich ein. Aber Edithe, die unterdessen sich wieder ihr leise genähert, aber jedes längere Gespräch, jede mögliche Erschütterung sorgsam vermieden hatte, machte Schwierigkeiten. Sie beschloß endlich, Robert's Wärterin, die leichter entbehrt werden konnte, dafür anzustellen. Aber Agnes weigerte ihr entschieden den Zutritt und wollte auch keins der Mädchen des Nachts um sich haben. Sie behauptete, wohl genug zu sein, um sich ein paar Nächte lang mit Amalien allein behelfen zu können, und Edithe mußte nachgeben.

Wie groß aber war ihr Schreck, als sie am zweiten Morgen in aller Frühe in das Krankenzimmer trat, um nach Agnes zu sehen, und beide Betten unberührt und das Gemach leer fand. Ein Brief an sie von Agnes Hand lag auf dem Tisch. Sie schrieb:

„Verlange nicht, Edithe, daß ich Dir danken soll, daß Du, und die, welche in Deinem Namen handelten, mich dem Tode entrissen, um mich einem qualvollen, von Allem, was es ziert, entblößten Leben zu überliefern. So körperlich wie geistig vernichtet, wie ich mich sehe und fühle, kann und will ich Robert nicht angehören. Ich

fliehe. Ich beschwöre Dich, verfolge mich nicht. Ich zürne Dir nicht. Ich erkenne des Schicksals Stimme in dem, was geschah; des zürnenden Schicksals, das versöhnt sein will. Mein Leben sei der Buße geweiht. — Robert und Edithe, seid glücklich! Agnes."

Die nur nothdürftig Genesene war mit Amalien entflohen. Edithens Nachforschungen gelang es zu entdecken, daß eins der untern Mädchen, der das Einheizen der Schlafzimmer übertragen war, von Agnes erkauft worden, ihr für die zweite Nacht der Abwesenheit der Wärterin einen Wagen aus der nächsten Stadt zu besorgen. Auf dem Tische lagen reichliche Geldgeschenke, in mehrere Couverte vertheilt, für die Dienstboten des Schlosses eingesiegelt da. Die Koffer mit Agnes' Sachen, die Edithe bald nach dem erschütternden Vorfall aus dem bewußten Badeort, Frau von Sassen's derzeitigem Wohnsitz, hatte holen lassen, standen wohlverpackt umher, mit der Adresse an einen Spediteur in Chur, der Agnes von ihren früheren Reisen her bekannt war. Alles war mit Fassung und Vorsicht angeordnet und ausgeführt.

Sechs Wochen nachher erhielt Edithe einen Brief aus Rom, von Amaliens Hand. Das Blatt war von Thränen durchnäßt und schwer zu entziffern. Das junge Mädchen bat mit herzlichen Worten ihre gütige Freundin um Vergebung für die Weise, in welcher sie sie verlassen, und meldete ihr, auf ihrer Schwester Geheiß, daß diese zur katholischen Kirche übergegangen. — „Sie spricht davon," setzte sie hinzu, „in ein Kloster zu gehen. Die Unglückliche! Gott! Wie kann ich meinem armen Vater das beibringen!"

Unter solchen schmerzlichen Erschütterungen hatte Edithe mindestens den Trost, Robert eher, als sie geglaubt hoffen zu dürfen, hergestellt zu sehen. Seine starke Natur schien, mit Hülfe der so unmittelbar darauf angewandten kräftigen Gegenmittel, die Wirkungen des Giftes ziemlich überwunden zu haben. Nur eine bedenkliche Schwellung der Halsadern war zurückgeblieben, und ein so reizbarer Zustand der Kehle, daß der Doctor ihm auf das strengste empfahl, das Haus während des Einbrechens des Winters zu hüten, und eine gefährliche Entzündung jenes Theiles ankündigte, im Fall der sonst Genesene sich der Luft aussetze. Edithe sah daher mit verdoppelter Angst dem langen Winter entgegen. Wie konnte sie unter diesen Umständen einem häufigen Alleinsein mit ihrem Gatten ausweichen? Ihre Eltern, die sie oft, ja wechselweise fast täglich besuchten, vermieden Robert's Gegenwart so viel als möglich, und Edithe suchte ihr Zusammensein mehr zu hindern als zu befördern. Denn Beide waren voll von gerechtem Zorn gegen den undankbaren Mann, der den kostbaren Schatz, den sie ihm mit solchem Vertrauen überliefert, so wenig zu würdigen gewußt, und der Vater hatte schon davon gesprochen, daß seine geliebte Tochter, sobald Jener ganz genesen, sich durchaus von ihm trennen müsse, und sich nicht länger zum Opfer eines charakterlosen Schwärmers machen dürfe. Daß aber Edithe ihn nie verlassen würde, so lange er noch als Kranker zu betrachten war, wußten sie, und behandelten daher Robert, wenn sie ihn sahen, mit kalter Höflichkeit.

Während des Tages halfen die Kinder aus, besonders der Knabe, der eben in sein drittes Jahr ging, und mit seinen possirlichen Versuchen, zusammenhängend zu sprechen und sich selbständig zu zeigen, der Gegenstand des Vergnügens und der Bewunderung des ganzen Hauses war. Auch der Vater erwies ihm große Zärtlichkeit und beschäftigte sich viel mit ihm. Aber die langen Winterabende! Frau von Hartung hatte auf Edithens Wunsch ihr eine junge Cousine zum Besuch geschickt, deren Neigung zum stillen häuslichen Leben jener keine besonderen Pflichten für ihre Unterhaltung auferlegte. Ihre Gegenwart bei den Mahlzeiten und sonst auch, nöthigte das Ehepaar mindestens zu einiger Zurückhaltung; und es konnte nicht unwillkürlich zu einer erschütternden Erörterung zwischen ihnen kommen. Aber ach! Noch einmal, die langen Winterabende! Schlief nicht die Cousine regelmäßig ein, wenn Edithe Abends vorlas, und faß nicht auch Robert immer zuletzt im tiefsten melancholischen Nachsinnen verloren und hörte kaum mehr zu?

Da trat ein glücklicher Zmstand ein, der die Sache einigermaßen ins Gleiche brachte. Es kam ein neuer Pfarrer in das Kirchspiel, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, und von gefälligen Sitten. Er war Wittwer und kinderlos. Das Pfarrhaus, alt und hinfällig, war außerdem noch

kürzlich durch einen innern, durch Unvorsichtigkeit entstandenen Brand in mehreren seiner besten Stuben beschädigt. Während des Winters ließ sich nicht viel zur Herstellung thun, man mußte dazu die ersten Monate des Frühjahrs abwarten. Edithe ergriff gern die Gelegenheit, mit Robert's Einwilligung den sehr geachteten Mann für den Winter zu sich auf das Schloß einzuladen, und hatte dadurch sich und ihren Gatten außer einer ersehnten Schranke, einen interessanten Gesellschafter für die Mahlzeiten und die Abende gesichert.

Robert konnte sich nicht verhehlen, daß sein Verhältniß zu Edithen sich in jeder Hinsicht wesentlich verändert hatte. Seit ihrer ersten Bekanntschaft hatte sie in ihrer Bescheidenheit zu dem, um mehrere Jahre ältern, viel gereisten, geistreichen Mann hinaufgeblickt und er sich daran gewöhnt, sie, bei aller Achtung und Zärtlichkeit, mit dem Gefühl einer gewissen Superiorität zu behandeln. Edithens Ideal einer Ehe war auf eine solche Superiorität gegründet. Sie fand daher, so lange sie sich mit dem Ausdruck der Liebe paarte, in dieser Weise nichts Verletzendes. Daß Edithe außer gut und liebevoll auch klug und gebildet war, hatte Robert schon längst entdeckt, obwohl die Schätze ihres Geistes nie vor ihm recht ausgebreitet lagen. Edithe sprach mit Freimüthigkeit ihre Gefühle aus. Aber in der Darlegung ihrer Gedanken hatte sie eine gewisse Blödigkeit, die immer auf eine directe Aufforderung wartete, und die besonders sie gegen Agnes in der Unterhaltung in Schatten stellte. Denn wer, dem der Duft eines vollen, blühenden Blumenbeetes entgegenströmt, wird auf die Gefahr erstarrender Finger hin, nachsuchen wollen, ob unter dem Schnee, welcher das nächste Beet bedeckt, nicht auch noch Blumen blühen? Dies war der erste Eindruck, den Robert von ihrer Unterhaltung empfangen; und wenn auch seine Achtung ihres Geistes bedeutend während ihres ehelichen Verhältnisses gestiegen war, so hatte er doch nie eine Schätzung ihres vollen intellectuellen Werthes erlangt, und er war oft mehr durch die Verschiedenheit ihrer Ansichten verletzt als durch deren Gründe beeinflußt worden.

Der treffliche Mann aber, der jetzt ihr Gast geworden, war in seiner Unterhaltung ganz dazu geschaffen, Edithen zur vollen Geltung zu bringen. Er hatte, ehe er eine Pfarre angenommen, sein Leben dem Lehramt gewidmet, und seine besondere Gabe, den geistigen Menschen zur Selbständigkeit herauszuziehen, vielfach bewährt. Ohne directe Absicht, mindestens ohne je eine zu zeigen, wußte er die verhüllenden Schleier zu heben, die hier und da die Begriffe verdunkelten. Rosenblätter wie Strohhalme schwimmen auf der Oberfläche der strömenden Wellen. Aber die Perlen zu finden, die auf dem Grunde liegen, erfordert die Kunst des Tauchers. Robert, sonst immer ein Hauptsprecher, wo es zu sprechen galt, hörte jetzt oft nur bewundernd zu, und würde sich der Anregung gefreut haben. Aber ein schwerer Trübsinn lag über ihm, eine stille, tiefe Traurigkeit, die statt mit seiner zunehmenden Gesundheit zu weichen, mit jedem Tage zuzunehmen schien.

Seltsam! Es war ihm, als wäre Edithe durch ihre Leiden schöner geworden! Die fast in Ueberfülle strotzende Gesundheit des zweiundzwanzigjährigen Mädchens hatte nie einen besonderen Reiz für ihn gehabt, die schwesterliche Vertraulichkeit, mit der sie ihn, trotz ihres geheimen Gefühles für ihn, vom Augenblick ihres Wiedersehens an zu behandeln gewußt, immer etwas Erkältendes. Gesichter, wie das Edithens, denen vorzüglich die Seele Reiz giebt, gewinnen bis zu einem gewissen Zeitpunkt des Lebens mit den Jahren, statt zu verlieren; obschon aus andern Gründen wie die Schönheit Agnes', bei deren Wiedererscheinen eine ähnliche Bemerkung sich uns aufdrang. Sie war beträchtlich dünner im Gesicht und schlanker an Gestalt geworden. Die Rosen auf ihren Wangen, die für ihre kräftige Gesundheit zeugten, blüthen in zartem Roth. Die Zurückhaltung, die sie bei aller Freundlichkeit gegen ihn beobachtete, gab ihr eine erhöhte Würde. Die widerspenstige Natur des Mannes in ihm ward gereizt, ohne daß er es sich vollkommen klar ward, was ihn mächtig und mächtiger zu ihr zog.

Die Nachricht von Agnes' Flucht hatte ihn zuerst heftig erschüttert, nicht aber die, daß sie katholisch geworden sei. Es schien ihm, als hätte sich damit das Schicksal der schönen Schwärmerin erfüllt. Er fühlte sich merklich erleichtert, denn er war sich klar bewußt, daß von diesem Momente an ihre Wege gänzlich von einander abwichen.

Das Bedürfniß, sich Gott zu nähern, das Agnes durch diesen Schritt zu befriedigen hoffte, war seiner mehr egoistischen Seele völlig fremd. Es gab Momente, wo der unwiderstehliche Einfluß, den seine Leidenschaft für das schöne, hochbegabte Geschöpf acht oder neun Monate lang über ihn ausgeübt, bis er sich fast bis zum momentanen Wahnwitz gesteigert, ihm als eine Art von Zauberei erschien, nur daß er diese nicht aus Kräutern, Zeichen oder Sprüchen erwachsen ließ, sondern zur eigenen Genüge psychologisch erklärte. Doch lag die Erinnerung an diese Zeit schwer auf ihm, besonders aber blickte er auf den letzten Moment wie auf eine vollständige Geistesverwirrung zurück und versank darüber immer mehr in Melancholie.

* * *

Während dieses bürgerliche Trauerspiel auf dem Schlosse zu Rößlingen so viele Herzen erschütterte, ward die große welthistorische Tragödie vorbereitet, die das gemißhandelte Deutschland endlich aus seinem politischen Schlafe schütteln sollte. Napoleon führte sein tapferes Heer nach Rußland, mit diesem die Söldnerschaaren deutscher Fürsten, die selbst nur Söldner jenes großen Mannes waren. Das Unternehmen seines ungezügelten Ehrgeizes scheiterte an der Vaterlandsliebe des russischen Volkes und an der furchtbaren Kälte des russischen Winters, in dessen gesteigerter Gewalt die Welt ein Strafgericht Gottes erkannte. Viele Tausende wurden sein Opfer. Die Russen drangen in Deutschland ein, vom jubelnden Volke als Befreier begrüßt. York führte das preußische Heer über. Des Königs von Preußen Ruf „an sein Volk" erschallte.

Nicht bloß in Preußen, durch ganz Deutschland erweckte der Ruf einen kräftigen Widerhall, und in allen Theilen des großen Vaterlandes schlugen die Herzen der Jugend einem Kampf mit dem langjährigen Unterdrücker entgegen. Wenn wir Friedrich Rückert glauben sollen,* so war der Patriotismus unter den fränkischen Frauen eben nicht groß; aber wer Edithen gekannt, die ja auch eine Fränkin war, muß wissen, daß es (und wahrscheinlich gar viele) Ausnahmen gab. Für sie besonders hatte die Erhebung Deutschlands einen unendlichen, auch persönlichen Werth. Denn sie sah mit inniger Zufriedenheit, wie tief und anregend Robert dadurch berührt ward. Sie hatte lange gewußt, daß er die Unterdrücker seines Vaterlandes hasse und die Erniedrigung desselben tief fühle.

Aber sie hatte ihn seinen Patriotismus nie anders als in Worten bethätigen hören. Und was blieb auch dem Einzelnen anders übrig? Jetzt aber ergriff es ihn mächtig, und da unterdessen sein Halsübel geheilt und er nicht mehr Hausgefangener war, erklärte er entschieden, sich dem preußischen Heere als Freiwilliger anschließen zu wollen.

Robert war in einer der Prooinzen geboren, die früher zu Preußen gehört hatten oder der Sippschaft seines Königs unterthänig gewesen, aber auf Napoleon's gebieterische Anordnung von ihm für geraubtes Gut schmählich vertauscht worden waren. Er mußte daher auf die Confiscation seines Gutes vorbereitet sein, wenn er ohne Erlaubniß seines jetzigen Königs, der erst später sich den Feinden Napoleon's begesellte, diesen Schritt that. Aber diese Besorgniß hatte keinen Einfluß auf seinen Entschluß. Edithe bestärkte ihn mit klopfendem Herzen darin. Mit einer innern Genugthuung die ihr selbst kaum klar ward, sah sie den einst innigst geliebten, jetzt, so wie sie wähnte, nur tief bemitleideten Mann, der sie so schmerzlich, so grausam beleidigt, zum Handeln bereit.

Er stand zur nächtlichen Abreise gerüstet vor ihr. Er hatte die schlafenden Kinder geküßt, während der Mutter heiße Thränen über die Wangen liefen. Jetzt ergriff er ihre Hand.

„Edithe," sagte er leise, mit tiefverhaltenem Schmerz, „wenn ich als Sieger zu Dir zurückkehre, so soll mein Leben der Wiedererwerbung Deiner Liebe gewidmet sein, um die ich in wahnsinniger Verirrung mich gebracht. Vielleicht wenn ich falle, ehe wir uns wiedersehen, wird auch in Dir Deine einstige Empfindung für mich erwachen."

Er wollte sie umarmen und küssen. Aber sie entzog sich ihm leise. „Als Sieger oder besiegt," antwortete sie, ihm die Hand drückend, „wird innige Schwesterliebe Dich empfangen! Gott schütze und segne Dich!"

Heftig bewegt riß er sich los. Er wußt' es, sie konnte ihn nicht mehr achten. Sie

* Siehe Rückert's Lied: das fränkische Mädchen.

konnte ihre Lippe nicht von dem Manne berühren lassen, der selbst den Tod dem ehelichen Leben mit ihr vorgezogen hatte. Und eine Edithe konnte nicht lieben, ohne zu achten. Sie konnte die Freundin, die Pflegerin, die Wirthschafterin eines Mannes sein, der ihr vorgeworfen, sich ihm aufdrängen zu wollen, aber nicht in der innigsten Vertraulichkeit sein eheliches Weib. Sie stieg in seinem Innern höher im Preise in ihrem edeln Stolz. Der Entschluß stärkte sich in ihm, Alles daranzusetzen, sie zu verdienen.

Jeder Leser weiß, daß dieser glorreiche Krieg auch glorreich endete, und daß, während der Congreß der Fürsten und Herrscher sich in Wien amüsirte, durch Napoleon's Zurückkunft ein neuer Krieg ausbrach, aus dem ebenfalls die Deutschen und ihre Verbündeten als Sieger hervorgingen. Während beider blutigen Kriege war Robert in vielen Schlachten gewesen, und seine Tapferkeit wie seine, wenn auch nur theoretisch erworbenen strategischen Kenntnisse hatten ihm hohe Achtung und entschiedene Auszeichnung erworben. Während des kurzen Friedens aber hatte ihn seine nicht unbedeutende Stellung noch an das Heer gebunden, und er war nicht im Stande gewesen, wenn auch nur auf wenige Tage, nach Rößlingen zurückzukehren.

Edithe war während dieser Zeit nach Feldberg zu ihren Eltern gezogen, um ihre Kinder unter deren Schutz zu lassen, im Fall ihrer etwaigen Abreise, zu der sie sich immer bereit hielt. Denn wenn Robert verwundet werden sollte, wollte nur sie ihn pflegen, wie eine Schwester den Bruder. Unterdessen übte sie Thätigkeit nach allen Seiten hin, für die Versorgung der Lazarethe mit Kleidungsstücken und Speisen und die Erleichterung der durch die Kriegszüge Verarmten. Denn sie hatte die volle Ueberzeugung, daß Frauen so gut Pflichten gegen ihr Vaterland haben als Männer, und handelte nach dieser Ueberzeugung.

Nach dem Frieden kehrte sie nach Rößlingen zurück, und erwartete mit klopfendem Herzen ihren Gatten.

Ja, ihren Gatten! Ach! Sie hatte geglaubt, einen Mann, der so schwer sie beleidigt, und der so tief in ihrer Achtung gesunken, nicht mehr mit der ganzen Hingebung der Gattin lieben zu können, aber während der langen Trennung, während aller der Gefahren, denen sie täglich ihn ausgesetzt wußte, und ach! während der Ruhm seiner Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit in den verschiedensten Stimmen zu ihr drang, hatte sie ihr Herz besser verstehen gelernt. Und als er nun vor ihr stand, das eiserne Kreuz an der Brust, und den vollen Blick der Liebe auf sie richtete; dann aber ihre Hand ergreifend fragte: „Edithe, darf ich jetzt, jetzt noch einmal um Deine Liebe werben?“ Da schlang sie ihre Arme fest um ihn und flüsterte: „Mein Robert! Auf ewig mein!“

Robert hatte gezeigt, daß er auch handeln könne, und wußte auch die Verzeihung seiner Schwiegereltern leicht zu erlangen. Zu einer Zeit, wo Ehescheidungen, bloß um einer veränderten Neigung willen, täglich vorfielen und eine christliche Anschauung des Selbstmordes für einen altmodischen Begriff galt, konnten seine Extravaganzen auch vor der Welt ihm nicht besonders geschadet haben.

Edithe, die überzeugt war, daß er sich auf dem Lande nie behaglich fühlen würde, schlug vor, ihr Gut zu verpachten und den Winter nach einer der größeren Städte zu ziehen, wo Robert seine literarischen Arbeiten mit mehr Genugthuung fortsetzen könne, den Sommer aber mindestens zum Theil bei ihren Eltern zuzubringen, bei denen sie immer eine offene Heimath zu finden hoffen durften; und Robert nahm diesen Vorschlag gern an. Robert's gründliche orientalische und andere Studien brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung; vor wie nach blieb der größte Theil seiner Zeit der Poesie und den Wissenschaften gewidmet, und er selbst frei von der „Sclaverei des Beamtenthums.“ Aber er hatte das Vaterland, für das er gefochten, zu sehr lieben gelernt, um nicht auch später einen Theil seiner Zeit willig dem Wirken für dasselbe zu widmen, wo es galt, durch Vereine, gemeinschaftliches Handeln oder muthiges Sprechen durch Mund und Feder ihm zu nützen. So sah denn Edithe mit inniger Herzensbefriedigung, daß ihr theurer Gatte die volle Achtung und Anerkennung der Welt genoß.

Noch einmal darf ich das Ehepaar glücklich nennen, und zwar dauernd glücklich. Denn seit Robert's Wiederkehr sind viele

Jahre verflossen. An die unglückliche Freundin dachten die Beiden oft, ohne jedoch von ihr zu sprechen. Edithe hatte ihr einen rührenden edelmüthigen Brief geschrieben; aber keine Antwort erhalten. Durch Amalien erfuhr sie endlich, daß sie ihren Vorsatz, in ein Kloster zu gehen, bald nach des Papstes triumphirender Rückkehr ausgeführt habe und von dem heiligen Pius selbst zur Büßerin eingeweiht sei. Der Schmerz darüber warf einen Schatten auf Edithens Glück, das sonst ihr in mannigfaltigen Gestaltungen blühte, und bis vor zehn bis zwanzig Jahren im muntern Kreise von liebenden Kindern und zahlreichen Enkeln ihr noch an der Seite ihres Gatten zu Theil ward.

Und wenn wohl hier und da einer meiner Leser fragt: war das Geschick hier gerecht? Warum mußte das heißliebende, opferwillige Wesen untergehen, das nur durch Schwärmerei und Leidenschaft gefehlt, während die Vergehung des Selbstlings durch ein glückliches Leben besiegelt ward? so muß ich antworten, daß das Geschick des Menschen nur selten in harmonischen Accorden verhallt, und daß die Dissonanzen, die uns hier verletzen, erst jenseits ihre Lösung finden werden.

Karl's V. Achterklärung
wider
Sebastian Schärtlin von Burtenbach.

Nach einer Originalurkunde
des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs zu Wien.

Mitgetheilt von

Wilhelm von Janko.

Sebastian Schärtlin von Burtenbach, bekannt als einer der tüchtigsten Generale, neben Sickingen, Götz von Berlichingen, Hans von Heydeck in der Reformationsperiode, ward, wie er dies in seiner Selbstbiographie bemerkt, an einem Sonntag, den 12. Februar 1496 geboren. Seine Wiege stand zu Schorndorf im Würtembergischen, und seine erste Kriegsschule machte er 1518 unter Kaiser Maximilian's I. Befehlen wider Franz von Sickingen mit. Von diesem Jahre an bis 1552 war Schärtlin's Laufbahn, mit sehr geringen Zwischenräumen, eine äußerst bewegte. Er stand bald gegen Franzosen und Türken, bald gegen Italiener und Deutsche, ja auch gegen den Kaiser selbst im Felde, stets aber, auf welcher Seite es auch sein mochte, als tapferer Kämpe. Durch seinen Anschluß an den schmalkaldischen Bund, nachdem er 1537 zum Protestantismus übergetreten war, verdarb er sich seine, seit 1532 vielversprechende Laufbahn in den Diensten des Kaisers. In diesem Jahre hatte er hervorragenden Antheil an der Schlacht bei Pottenstein in Unterösterreich genommen. Nach dem Ablauf des schmalkaldischen Krieges, in welchem er als Feldhauptmann der Truppen der oberdeutschen evangelischen Fürsten, Stände und Städte gegen den Kaiser gekämpft, trat er mit seinem ältesten Sohn in das Heer Heinrich's II. von Frankreich. Bald jedoch wurde er daselbst mit den Verhältnissen unzufrieden und kehrte nach Deutschland zurück. Es gelang ihm wie manch Anderen in die Acht erklärten, eine vollständige Aussöhnung mit Ferdinand I., dem Nachfolger Karl's, und dadurch auch die Zurückgabe seiner Güter herbeizuführen. Noch einmal und zwar 1557 wollte er zwölf Fähnlein deutscher Knechte seinem Kaiser wider die Türken nach Ungarn zuführen. Mangel an Geld und an gutem Willen seitens der Reichsstände ließen es jedoch über die Absicht nicht hinauskommen. Daß Schärtlin sich gründlich auch mit Ferdinand's Nachfolger, Max II., ausgesöhnt, geht daraus hervor, daß der den Protestanten freundlich geneigte Kaiser ihn 1566 zum obersten Feldmarschall seines Heeres ernennen wollte, welchem ehrenvollen Ruf Schärtlin aber Kränklichkeit halber nicht folgen konnte. Zehn Jahre später starb unser Held, den 18. November zu Augsburg. Seine sterblichen Ueberreste ruhen zu Burtenbach, einem Städtchen in Schwaben unfern Augsburgs.

Schärtlin gehört, wie wir dies Eingangs schon erwähnt, zu den hervorragendsten Feldherren seiner Zeit; er liebte sein Vaterland, obwohl nicht ganz ohne Eigennutz. Gerade dieser verleitete ihn, einige Zeit (1548 bis 1553) wider dasselbe zu dienen. Heuchelei und Schmeichelei waren ihm fremd und in seinen Urtheilen und Handeln war er eben so offen als strenge. Besonnenheit, Scharfsinn, Unerschrockenheit und Entschlos-

senheit sind Schärtlin's hervorragendste Eigenschaften. Er liebte sein ganzes Leben hindurch die Wissenschaften und zeichnet sich darin rühmlichst vor so Manchen seiner Zeitgenossen aus, die eine solche Neigung als unverträglich mit dem Kriegshandwerke verdammten.

Die nachstehende, bisher noch nie veröffentlichte Achterklärung Karl's V. wider Schärtlin dürfte als ein kleiner Beitrag zur Geschichte jener denkwürdigen Zeit nicht ganz ohne Interesse sein. Sie datirt vom 15. August 1550, also drei Jahre nach dem Ausgange des schmalkaldischen Krieges, in welchem, wie bemerkt, Schärtlin auf Seite der Gegner Karl's V. stand. Derselbe ließ, nach Angabe des Ersteren, ihn am 13. August zu Augsburg öffentlich „in die Acht blasen und über alle Plätze und Gassen verrufen und verschreien."* Schärtlin flüchtete sich nach Basel, wohin Karl jedoch ebenfalls ein Exemplar der Achtserklärung mit dem Bemerken senden ließ, den Geächteten zu ergreifen, um gegen dessen Leib und Gut zu handeln. Die Anhänger des Katholicismus hatten dazu auch nicht übel Lust, aber ihre confessionellen Gegner schützten den Flüchtling und halfen ihm so zur Erwerbung von Grund und Boden in Basel.

Das erwähnte Actenstück nun lautet:

„Wir Karl thun kund allermänniglich, so dieser unser kaiserlicher Brief oder Abschrift davon zukommt, oder damit ersucht und ermahnt werden. Wiewohl wir in unserer Achterklärung des verwichenen sechsundvierzigsten Jahr der geringeren Zahl gegen Herzog Johann Friedrich, damals gewesenen Kurfürsten zu Sachsen und Philipp Landgrafen zu Hessen, männiglich bei hoher, schwerer Pein und Strafe und nämlich bei Vermeidung unserer Ungnade und Strafe und Verlierung aller Regalien, Lohne, Freiheiten und Gnaden, auch Verwirkung Leibs und Güter ernstlich geboten, daß sich die genannten Herzog Johann Friedrich und Landgraf von Hessen als damals erklärte Fechter wider uns jemand nit annehmen, auch nit dienen, Hilf noch Vorschub, weder heimlich noch öffentlich beweisen. Wo auch einer oder mehr in ihren oder ihrer einer Dienst, Besoldung oder Bestallung oder ihnen sonst zugezogen wäre, daß der und dieselben ohne allen Auszug und Weigerung sich von Stund an erheben, und gestracks widerum abziehen, und ferner nicht gebrauchen lassen sollen, Alles nach Inhalt und Aufweisung berührter unser Achterklärung unter unserem aufgedruckten Insiegel und sonst zum Truck allenthalben ausgegangen. Zu dem auch in unseren Vorfahren Weiland R. K. und K. löbl. Gedächtniß Constitution, Ordnung und Satzung bei höchsten Peinen und Strafen verboten, daß sich kein Unterthan gegen seine Obrigkeit und vornehmlich einen römischen Kaiser, als der höchsten gesetzten Obrigkeit aufwerfen oder empören, oder daraus sich unterstände einige Hilfe und Beistand thuen oder beweisen lassen.

So hat doch der allerunangesehene Sebastian Schärtlin im Vergessen der vielseitigen Gnaden und Gutthaten, so er zuvor von uns empfangen, auch der Pflicht und Eid, damit er uns als röm. Kaiser seinem rechten Herren und höchsten weltlichen Obrigkeit zugethan nnd verwandt, den gemeldten Herzog Johann Friedrich und Landgraf Philipp und ihren Anverwandten des Schmalkaldischen gewesenen Bundes, als sich dieselben damals gegen uns in offene Rebellion und Kriegsempörung eingelassen, nicht allein mit Dienst anhängig gemacht, sondern als der vornehmste Befehlshaber und Hauptsacher einer, für einander ohne einigen befugten Ursachen, allein aus höchsten freventlichen vorsetzlichen Muthwillen gegen uns in solche obberührte offene Rebellion und Aufruhr begeben, derselben und angeregter Kriegsempörung ihren Anfang gemacht, sich der erste zu Feld gelagert, den ersten Angriff gethan. Half auch dabei bis zu Ende beharrlich. Und endlich soweit an ihm gewesen gar nichts ermangeln lassen dieselbe Kriegsempörung wirklich gegen uns auszuführen und zu vollstrecken. Und als unser selbige Person und kaiserliche Majestät zum höchsten beleidigen helfen. Und dadurch die Pein und Strafe in obberührter unser Achterklärung auch unsern Vorfahren v. kais. und kg. löbl. Gedächtniß Constitution und Satzung und insonderheit das hoch er-

* Schärtlin giebt nicht das Jahr 1550 sondern 1548 an, woraus vielleicht der Schluß zu ziehen wäre, daß die schriftliche Amtshandlung der thätlichen nachfolgte. Es existirt auch ein Reichshofraths-Conclusum vom 18. Januar 1550, die Einziehung der Schärtlin'schen Güter betreffend. Schärtlin führt ferner noch an, daß ihn der Kaiser 1552 ein zweites Mal „unmenschlich" in die Acht erklären ließ.

schreckliche verdammte Laster der Rebellion und beleidigten Majestät auch Strafe verwirkt und uns also mit Leib und Gut verfallen.

Wie wir auch den genannten Sebastian Schärtlin um solche seine unbefugte, freventliche, vorsetzliche aufrührerische Handlung, beharrliche Rebellion und höchste Beleidigung und Verletzung unserer Person und kais. Majestät (so aller Land kundig, offenbar und deshalb keiner ferneren noch anderen Aufführung oder Beweisung von nöthen ist) als unseren ungehorsamen Rebellen, Aufrührer, Beleidiger und Verletzer unserer kais. Majestät in unsere und der heil. Reichs Acht, auch andere oberwähnte Pein und Strafe erkannt, erklärt, und verkündet. Auch aus dem h. römischen Reiche und allen unseren erblichen Königreichen, Fürstenthümern, Landen, Obrigkeiten und Gebieten proscribiret, verwiesen, verbannt und verstoßen. Auch all seiner Hab und Güter, Lehen und Eigen, liegend und fahrend, Nichts davon ausgenommen, gänzlich und gar verzichten und entsetzt und desselben untauglich und unwürdig gemacht. Auch um solche seiner Hab und Güter uns und des Reiches confiscirt und anheimgefallen Güter zugeeignet. Und thuen dies alles wie obsteht hiermit wissentlich zu Kraft dieses Briefes. Ersuchen demnach alle und jeden König und Potentaten, unsere lieben Brüder, Oheim, Freunde und besonders Lieben, brüderlich, freundlich und sonder Fleiß, gebieten auch daneben allen und jeglichen unserer und des Reiches Churfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freiherren, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Landvögten, Vitzthumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern, Richtern, Räthen, Bürgern und sonst allen andern unsern und des Reiches auch unserer erblichen Königreichen, Fürstenthümern und Landen Unterthanen und Getreuen in was für Staats oder Festung die sein, ernstlich und verständlich mit diesem Brief und wollen, daß sie den genannten Sebastian Schärtlin für und als solchen unsern und des Reiches offenbaren Rebellen, Beleidiger unserer Person und kais. Mjst. und erklärten Aechter (Geächteten) fernerhin halten und meiden, in dem h. Reiche auch anderen unseren und ihren erblichen Königreichen, Fürstenthümern, Landen, Grafschaften, Herrschaften, Provinzen, Schlössern, Städten, Quartieren, Flecken, Dörfern, Weilen, Höfen, Häusern oder Behausungen nicht einlassen, hausen schlafen, essen, trinken, leiden oder dulden, vorschieben, durchschleichen, schützen, schirmen, begleiten noch sonst mancherlei Handtirung und Gemeinschaft mit ihm nicht haben, noch solches alles und jedes Zuthun den Euer oder jemanden Andern brauchen noch gestatten, weder heimlich noch öffentlich in keinerlei Weise, Wege noch scheinen, sondern sein Leib, Habe, Schuld und Güter, wo ihr die auf Wasser oder Land betretet, erfahret oder findet, dieselben angreifen, niederhauen, arretiren, verhaften und uns dies anzeigen. Ob auch einer oder mehr einiges Geld, Baarschaft oder was dem gedachten Geächteten zuständig in seiner Verwahrung oder Verwaltung oder sonst hinterlegt hätte, oder ihm es zuvor heißen oder bezahlen schuldig wäre, dasselbe gleicherweise uns entdecken und öffnen. Und sonst in allerwegs gegen gedachten Verlorenen, Geächteten und Rebellen handten und vernehmen wie sich das gegen solchen Rebellen und Geächteten gebühre, und Euer Lieb und ihr andern Könige und Potentaten auch in dem allen zu verwilligen. Aber ihr unsere und des Reichs auch unserer erblichen Königreiche, Fürstenthum und Landen Stände, Glieder, Zugehörigen und Verwandten gehorsam und nit anders zeigen oder halten.

Daran thuen Euer Lieb und ihr, als lieb Euch und einen jeden sei, nach bestimmter Pein und Straf zu vermeiden. Daran thuen Euer Lieb und ihr, die vorgemeldeten König und Potentaten uns ein besonders freundliches zu Gefallen. In gleichem Fall alles brüderlichen Fleiß zu erwiedern und sonst ein freundlich willen und in allem guten zu beschulden. Und ihr, die unser als Oberste, thuen daran unsere ernstliche Meinung. Dann welch oder welche aus Euch diesen unserem Gebot ungehorsam und freventlich dawider thun würden, in was auch das bestehe, der oder dieselben sollen alsdann in unsere und des Reiches Acht und sonst andere schwere Pein, nach unserer Weisung verfallen sein. Und gegen den oder dieselben als Geächteten und Ungehorsamen und ihren Leib und Güter auch gehandelt werden. Darnach muß sich ein jeder zu richten. Geben in Augsburg ꝛc. ꝛc.

Jean Sylvain Bailly.

Von

J. H. von Mädler.

Jean Sylvain Bailly ist geboren zu Paris 1736. Von seinem Vater, einem Inspector der königlichen Bildergalerie, war er zum Maler bestimmt, wozu der Knabe jedoch weder Neigung noch Talent zeigte. Weit mehr zogen ihn literarische Studien an, und man hat aus jener Zeit einige dichterische Versuche von ihm. Eine zufällige Bekanntschaft mit Lacaille, der sein schönes Talent bald erkannte, führte ihn zur Astronomie. Lacaille starb 1763, und eine große Anzahl seiner Beobachtungen fand sich nach seinem Tode noch unreducirt vor; es waren größtentheils ekliptische Sterne. Bailly unternahm die Reduction und er konnte die Arbeit schon bei seiner Aufnahme in die Akademie als Lacaille's Nachfolger dieser überreichen. Sie hatte eine Bearbeitung der Jupiterstrabanten zu einer Preisaufgabe gemacht, die Bailly 1766 in seinem Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leur mouvemens löste. Die Jupiterstrabanten blieben auch später ein Hauptgegenstand seiner astronomischen Thätigkeit, und 1771 ließ er eine Schrift über den verhältnißmäßigen Glanz derselben folgen, zu welchem Behuf er eine sehr sinnreiche Methode erdachte, um dieses Licht zu messen. Doch beschäftigten ihn auch andere literarische Arbeiten, und die Lobreden auf Corneille, Leibnitz, Maupertuis sind wahre Meisterstücke. 1784 war er Mitglied einer Commission, die zur Beurtheilung des Mesmerschen Systems ernannt wurde. Er stattete darüber zwei Berichte ab, den einen für das größere Publicum, um den richtigen Gesichtspunkt für diese Lehre festzustellen; den andern für den König. In letzterem, der erst später gedruckt wurde, ist hauptsächlich der moralische Einfluß des Magnetismus bearbeitet.

Durch die genannten Werke hatte sich Bailly als Himmelsforscher bewährt und einen Ruf begründet, den das Werk, von dem jetzt die Rede sein wird, nicht vermehrte. Er unternahm eine Geschichte der Astronomie. Was Montucla in seiner histoire des Mathématiques darüber giebt, konnte nicht genügen, um so weniger als seit jener Zeit sehr wichtige Entdeckungen und Arbeiten veröffentlicht waren. Bailly edirte fünf Bücher dieser histoire, in zwei Abtheilungen, erstere die histoire de l'astronomie ancienne. die zweite die astronomie moderne enthaltend. Dabei geht er von der Idee aus, daß ein Urvolk (seine Atlantier) sehr vollständige und gründliche Kenntniß der Himmelskunde besessen hätte, daß jedoch dieses Volk und seine Kenntnisse zu Grunde gegangen, und nur Bruchstücke der letztern sich zu den Griechen, Hebräern,

Alexandrinern herübergerettet hätten. So gehört die Ptolemäische Stiftung, das Museum in Alexandrien, bei ihm schon zur astronomie moderne. — Lalande und andere Forscher gaben sich schon damals alle Mühe, ihn von diesen gewagten Ideen zurückzubringen; umsonst. Ihm waren die Säulen Seth's, von denen Josephus spricht, astronomische Denkmäler, an denen Entdeckungen verewigt werden sollten, und die astronomie antédiluvienne wird bei ihm sehr ausführlich behandelt. Was Hipparch und Ptolemäus enthalten, sind nicht ihre eigenen Forschungen, sondern herübergerettete, häufig auch noch mißverstandene Reste jener Urastronomie Bailly's.

Wären zu jener Zeit die Asteroiden schon entdeckt und die Doppelsterne schon als solche anerkannt gewesen, so zweifeln wir nicht, daß er auch diese seinen Atlantiern zugeschrieben hätte.

Trotz des gewandten und blühenden Stils, der ihm eigen war, gab es schon damals nur wenige unbedingte Anhänger, und er ward in zahlreiche Streitigkeiten verwickelt, unter andern mit Voltaire, was Bailly veranlaßte, seine Lettres sur l'origine des sciences und sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Durch alle diese Controversen ward die Sache nicht gefördert und seine Annahmen können als antiquirt betrachtet werden. Die historischen Forschungen, die jetzt auf einem anderen Punkte stehen als vor achtzig und neunzig Jahren, haben die Nothwendigkeit dargethan, Bailly's Hypothese vollständig zu verlassen, wie dies Arago unumwunden ausspricht. Dabei soll keineswegs verkannt werden, daß in seiner

Jean Sylvain Bailly.

astronomie moderne, abgesehen von der verfehlten Grundlage, manche tüchtige und wohlbegründete Forschungen vorkommen, die ihren selbständigen Werth haben und behalten werden.

Doch wir haben noch eine andere Seite seiner öffentlichen Thätigkeit, wenngleich nur in ihren allgemeinsten Zügen, zu betrachten. Als man 1789 die Deputirten zur Nationalversammlung wählte, war Bailly einer der Ersten unter den Gewählten, und man ernannte ihn zum ersten Präsidenten. In Versailles, wo damals der Hof sich aufhielt, hatten sich die Deputirten des „tiers état" in einem großen Ballsaale zur Berathung versammelt, aber noch hatten sich Adel und Geistlichkeit nicht mit ihnen vereinigt, und der Hof wollte ihn nicht anerkennen, ja untersagte ihm die Versammlung. Da forderte Bailly (26. Juni 1789) die versammelten Deputirten auf, sich durch einen Eid zu verpflichten, nicht eher, als bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben, sich zu trennen. Alle leisteten diesen Eid, und nun sah der in seinen Maßregeln schwankende Hof keinen andern Ausweg, als selbst den Adel und die Geistlichkeit aufzufordern, sich der Versammlung anzuschließen. Sie kamen, und der erfreute Bailly rief aus: „A présent la famille est complète!" Nun ward Bailly auch zum Maire von Paris ernannt, wohin auch später der Hof und die Deputirten übersiedelten. Mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit verwaltete er dieses Amt, aber der steigenden Gährung die Spitze zu bieten, vermochte er nicht. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes versammelte sich eine große Menge auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) und verlangte die Absetzung des Königs. Schon hatte eine beträchtliche Zahl die Petition unterzeichnet, als Bailly erschien und der Menge befahl, das Marsfeld zu verlassen. Sie weigerten sich, worauf er sie durch die Nationalgarden zerstreuen ließ. Obwohl die Nationalversammlung sein Verfahren billigte, hielt er es doch für rathsam, seine Entlassung zu nehmen (19. September 1791). Er wollte sich ganz von der politischen Bühne zurückziehen, verließ Paris und nahm einen Landaufenthalt in der Gegend von Nantes, überzeugte sich aber bald, daß er hier keinen ruhigen Aufenthalt finden werde. Gefechte mit den Emigranten vermehrten hier noch die schon hochgestiegene Gährung und so schrieb er an seinen Freund Laplace und fragte an, ob er in Melun, wo dieser sich aufhielt, eine Zuflucht finden könne. Dieser antwortete, er möge kommen und in seinem eigenen Hause Wohnung nehmen, da er selbst Willens sei, einen nahen Landaufenthalt zu wählen. Inzwischen aber war schon eine Abtheilung der Revolutionsarmee nach Melun gekommen, wovon Laplace ihn sogleich unterrichtete. Er aber schlug die freundschaftliche Warnung in den Wind und reiste ab. Gleich beim Eintritt in Melun ward er angehalten und verhaftet (November 1793). Die Anklage gegen ihn betraf zwei Punkte:

1) die 1791 auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln;

2) die Offenheit, mit der er den gegen die Königin erhobenen Beschuldigungen entgegengetreten war.

Am 11. November verurtheilte ihn das Revolutionstribunal zum Tode und gleich am nächsten Tage erfolgte die Hinrichtung. „Sie haben diesen Kopf fallen gemacht, aber es wird lange dauern, bis wir einen ähnlichen wieder haben," äußerte sich Lagrange in der französischen Akademie.

Nach seinem Tode sind noch zwei Werke von ihm erschienen:

1) Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes.

2) Ein Tagebuch, geführt während der ersten Jahre der Revolution.

Nur einige Wochen vorher hatte die Hinrichtung der Königin stattgefunden und der Terrorismus dauerte fort bis zur Hinrichtung Robespierre's 1794.

Theater in China.

Von

Ch. K.

In China ist bekanntlich die Civilisation schon früh, und in ihrem Gefolge sind Kunst und Wissenschaften bereits im grauen Alterthume gepflegt worden; leider sind aber die Bewohner des „Himmlischen Reiches" auch darin nicht mit der Zeit vorgerückt, sondern auf ihrem dermaligen Standpunkte der Bildung stehen geblieben.

China hat indessen nicht allein seine öffentlichen Promenaden, Parks, Gärten, öffentliche Bibliotheken, Museen u. s. w., sondern auch Theater.

Da die Aufführungen in der Regel im Freien stattfinden, hat man den Schauspielern den Beinamen: „Kinder des Birnengartens" gegeben. Sie kommen größtentheils aus einem Districte, wo von 10,000 Einwohnern 7000 sich den Brettern widmen sollen.

Mit Ausnahme von Peking, Sooschow und Jongchon — findet man nirgends weibliche Schauspielerinnen; diese werden durch junge Männer ersetzt, welche durch die Fistel sprechen, sich die Augenbrauen abschneiden und durch ein paar kühn gebogene schwarze Striche ersetzen. Die Haare werden wie die der Frauen frisirt und mitunter sogar auch die Füße nachgemacht, indem sie die Zehen unterschlagen, mit Leinen bewickeln und Damenschuhe anziehen; die Täuschung ist dann so vollkommen, daß es schwer hält, den Unterschied zu errathen.

Die Schauspielkunst ist sehr oft erblich in Familien, was sich dadurch erklärt, daß Schauspieler ebenso wie Bootsleute, Barbiere und einige andere Classen vom Studiren und jeder wissenschaftlichen Stellung gesetzlich ausgeschlossen sind. Jedem Schauspieler ist es in China verboten, sich zu den bei uns sogenannten Staatsexamen vorzubereiten und zu melden, und dies betrifft auch seine Nachkommen bis ins dritte Glied.

Es liegt daher auf der Hand, daß nur solche Leute, welche durch Unglück dazu getrieben werden, sich aus eigenem Willen diesem Fache widmen.

Die Schauspielertruppen kaufen dagegen von verarmten Eltern Kinder und bilden sie dann zu Schauspielern aus. Die herumziehenden Komödianten bilden wieder die niedrigste Classe derselben.

Sie werden gewöhnlich von den kleinen Kaufleuten, welche sich immer in großer Anzahl in den chinesischen Städten finden, engagirt. Stehende Theater giebt es übrigens wenige; im ganzen Reiche sollen sich keine zwanzig befinden.

Auch die stehenden Truppen lassen sich von Privatleuten zeitweise für besondere Festlichkeiten engagiren, wofür sie gewöhnlich gut bezahlt werden. In Betreff der aufzuführenden Stücke unterscheidet man laute, geräuschvolle (rauschende), und sanfte. Den Unterschied zwischen beiden macht die Musik, welche je nachdem mehr oder weniger mit Paukinstrumenten versehen wird. Es werden aber auch Stücke aufgeführt, wo die ganze Handlung in Recitativen mit Begleitung der Musik (wie sie eben ist) vorgeführt wird, was gewissermaßen die chinesische Oper vorstellt.

Die Aufführungen finden häufig in den Tempeln, in Privathäusern oder auf augenblicklich errichteten Bühnen statt, und zwar täglich, jedoch nicht etwa wie bei uns Abends, sondern den ganzen Tag über.

Das Theater hat die Form eines Parallelogramms. Eine der langen Seiten ist für die Bühne reservirt und die anderen drei für Logen und Parterre. Von den ersteren sind gewöhnlich zwei Reihen, eine über der andern und werden als erster und zweiter Rang benutzt. Die Musikbande stellt sich in einer vorderen Ecke der Bühne auf. Außer ihren Instrumenten, einer Art Geige, Flöte und als Hauptinstrument kleine Trommeln und Becken, welche letztere beiden den Haupteffect hervorbringen müssen, haben die Musikanten ihre Tabackspfeifen nebst dem unvermeidlichen Theetopf bei sich. Die Bühne, von welcher ein Theil im Hintergrunde durch eine Matte verdeckt, die Garderobe bildet, und die Logen sind bedeckt und gegen Sonne und Regen geschützt. Das Parterre aber ist offen und unter freiem Himmel. Die obere Logenreihe ist der erste Rang und ist in verschiedene Abtheilungen, ähnlich wie bei uns, getheilt, jedoch mit Stühlen und Tischchen und allen anderen Bequemlichkeiten versehen, um einem längeren gemüthlichen Aufenthalte zu entsprechen, denn die Theatervorstellung wird von dem Unternehmer mit Restauration verbunden, und dieser sorgt gleichzeitig für den Geist und für den Körper.

Wenn eine Herrschaft eine Gesellschaft geben will, so ladet sie ihre Freunde auf eine Woche und noch länger in diesen Rang ein, und dort sitzen sie, Tag für Tag, gemüthlich sich die Vorstellungen ansehend, und dabei zugleich die luxuriösen Leckerbissen, welche ihnen dargeboten werden, genießend.

Den Gastgeber kostet natürlich ein solches Fest etwas ganz Erkleckliches, denn

eine Loge ersten Ranges in guter Position kostet nach unserem Gelde etwa sechzig bis achtzig Thaler, dafür aber hat er nicht allein eine gänzlich für ihn während der Dauer der Vorstellung reservirte Loge, sondern auch eine ausgesuchte Mahlzeit für sich und seine Freunde, mit Wein, Liqueur, Thee ad libitum. Der zweite Rang hat keine sogenannte Abtheilungen, sondern nur eine einfache Reihe von Stühlen mit kleinen Tischchen.

Dieser Platz wird von den Handelsleuten und der kleinen Aristokratie frequentirt. Der Preis eines solchen Platzes ist natürlich viel geringer und beträgt ungefähr den siebenten Theil des Ersten. An Erfrischungen werden hier aber nur Thee und Kuchen verabreicht.

Im Parterre versammelt sich das gewöhnliche Volk, Bettler, Barbiere und Alle, welche nicht zahlen können oder wollen, denn im Parterre ist der Eintritt frei. Sitze giebt es hier nicht, und es ist ein beständiges Zu- und Abgehen und ein Gedränge, daß die Menge hin und her wogt, vorwärts und rückwärts, so wie sie bei neuen, spätern Ankömmlingen nach vorn gepreßt, und von den Vorderen wieder zurückgedrängt wird. Die Letzteren finden sich zuweilen unter die Bühne gequetscht, wo sie natürlich nichts sehen können, in Folge dessen sie sich mit Gewalt bemühen, ihre verlorene Stellung wieder einzunehmen.

Die Vorstellungen haben fast immer Bezug auf die Thaten der früheren Kaiser.

In den Tempeln finden die Aufführungen nicht täglich statt, sondern nur zur Feier eines Festes zu Ehren des Gottes des betreffenden Tempels, oder auch bei besonderen anderen Gelegenheiten.

Manche von den Vorstellungen spielen mehrere Tage lang, ja oft eine ganze Woche hindurch und immer bis spät in die Nacht hinein.

Die Musik eröffnet wie bei uns die Vorstellung durch eine Ouvertüre, wobei die Künstler ihre Instrumente nicht schonen, sondern eifrig bemüht sind — wenigstens nach unseren Begriffen — so viel als möglich dazu beizutragen, einen fürchterlichen Lärm zu machen, welcher europäischen Ohren ein Gräuel, chinesischen Ohren aber süße Musik ist, der sie mit wahrem Entzücken lauschen.

Erinnerungen an die Philippinen.

Von

Th. Strehz.

Der Monat Juni mit seiner erschrecklichen Hitze hatte dem sonst so gemüthlichen Leben in Manila einen argen Hemmschuh angelegt. Das Thermometer zeigte selten weniger als 28° R. und der Staub machte die Luft erstickend. Die europäische Welt fühlte mehr als je den entnervenden Einfluß, und Alles sah der Regenzeit mit Sehnsucht entgegen. Auf mich machte sich diese schwüle Temperatur um so fühlbarer, als ich erst kürzlich von einem längeren Aufenthalte in einer nördlichen Provinz der Insel Luzon zurückgekehrt war, welche sich in Hinsicht des Klimas vor allen übrigen der Gruppe vortheilhaft auszeichnet. Die verschiedensten Ideen durchkreuzten meinen Kopf; allein trotz alles Grübelns und Sinnens wollte mir kein plausibler Plan einfallen, um dieser Hitze zu entgehen, oder dieselbe wenigstens einigermaßen zu neutralisiren. Da fielen mir die berühmten Abenteuer des „Chevalier Gironière“ in die Hände, und diesem Buche danke ich die schönsten Rückerinnerungen, welche sich an meinen Aufenthalt in verschiedenen Theilen Südasiens knüpfen! Dies außerordentliche Werk brachte mich nämlich auf den Einfall, in jene Gegend eine Excursion zu machen, wo der „Chevalier“ so wunderbaren Erlebnissen seiner Zeit ausgesetzt gewesen. Auf die „Laguna“ war meine Aufmerksamkeit gelenkt. In Manila gelebt zu haben, ohne die „Laguna“ besucht zu haben, würde heißen in Berlin zu wohnen, ohne Charlottenburg zu kennen. Wir waren allerdings schon einige Male auf diesem großen Binnensee gewesen und hatten daselbst Enten geschossen, welche dort in großer Menge angetroffen werden; aber wir hatten diese Excursionen niemals viel über den Ursprung des Flusses, welcher den See mit dem Meere verbindet, ausgedehnt. Diesmal jedoch war es meine Absicht, nicht allein denselben in seiner größten Ausdehnung zu befahren, sondern auch zu gleicher Zeit die umliegende Gegend zu exploriren, die mit Recht für eine der schönsten der Philippinen gehalten wird. Aus diesem Grunde versprach ich mir schon einen nicht geringen

Genuß, wenn ich auch auf Abenteuer à la Gironière nicht rechnen durfte. Ich glaubte also nicht besser thun zu können, als diese traurige Zeit zu einem Ausfluge dahin zu benutzen.

Um die Befriedigung, welche mir dieser Einfall gegeben, noch zu erhöhen, erbot sich einer meiner Freunde, dem ich meinen Plan mitgetheilt hatte, zur Theilnahme; und so wurden denn sofort die nöthigen Vorkehrungen zu unsrer Abreise getroffen. Unsre erste Sorge war, uns mit einem Paß zu versehen; denn abgesehen davon, daß den „Estraugeros," das sind Fremde, welche zwar der civilisirten Welt angehören, aber nicht Spanier sind, die Niederlassung im Innern des Landes nicht gestattet ist, werden größeren Reisen derselben von der spanischen Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Als besonderer Vorwand für die Verweigerung eines Passes wird gewöhnlich der unsichere Zustand des Landes angegeben. Leider liegt hierin viel Wahres, indem Räuberbanden, sogenannte Tulisanos, den Touristen oft mehr als das überflüssige Gepäck abnehmen. Durch die Vermittelung des Neffen vom damaligen General-Gouverneur, welchen ich zu meinen Freunden zu zählen das Vergnügen hatte, erhielten wir ohne die geringste Schwierigkeit die gewünschten Pässe und nachdem dieser wichtige Schritt gewonnen war, mietheten wir eine „Banka" mit einer Mannschaft von vier Ruderern und einem Steuermann und traten unsere Reise eines Morgens noch vor Sonnenaufgang an.

Obwohl wir mit der Fluth den Fluß hinauffuhren, so ging die Fahrt doch ziemlich langsam von Statten. Dadurch wurde jedoch unsrer guten Laune nicht der geringste Abbruch gethan; denn die Nacht war sehr schön, und da wir den Aufgang der Sonne nicht sobald zu erwarten hatten, so besaß die Luft noch eine gewisse Frische, deren Genuß durch die verschiedenartigsten Wohlgerüche der Pflanzenwelt erhöht, einen Alltagsmenschen selbst schwärmerisch zu stimmen vermocht hätte. Auch war die „Banka" so bequem und ganz den Bedürfnissen entsprechend eingerichtet, daß wir, auf Matten liegend und unsre Cigarren rauchend, gestehn mußten, uns nie behaglicher gefühlt zu haben. Die „Banka" ist bei den Indiern ein Fahrzeug, welches vollkommen der Gondel der Italiener gleicht, nur daß sie, wie ihr Besitzer, kaum Spuren eines civilisirenden Einflusses zeigt. Aber wenn diese Böte auch nicht die Politur erhalten haben, welche europäische Producte erlangen, so stehen sie diesen in praktischer Beziehung keineswegs nach; ja, ich bin überzeugt, daß in jenen Gegenden ihnen der Vorzug bleiben würde, insofern an Leichtigkeit und Kühle sie nicht übertroffen werden können. Der Rumpf ist von Holz nach Art der hiesigen Böte gebaut, doch flacher und ohne alle Kunst. Was ihnen aber einen so großen Werth in den Tropen verleiht, ist die ganze innere Einrichtung. Die Dachung besteht aus Matten und der zweite Boden sowie das Gestell der ersteren ist aus Bambus gefertigt. Auf den Boden selbst breitet man gewöhnlich zum größeren Comfort, besonders wenn man sich zu legen gedenkt, auch eine Matte. Natürlicherweise ist auch ein Sitz zur Benutzung der Reisenden angebracht; die indischen Rudrer ziehn jedoch ihre eignen Absätze jedem künstlichen Sitze vor. Es ist dies in ökonomischer Hinsicht ein wesentlicher Vortheil, den die Naturvölker über die Civilisation haben; denn indem wir uns bei einer Landpartie nirgends hinsetzen können, falls der Boden etwa feucht oder schmutzig sein sollte, ohne einen Stuhl oder ein die Stelle desselben vertretendes Möbel zu haben, so hucken Jene einfach nieder und können in dieser Stellung oder wenn man will Huckung jede beliebige Zeit verharren. Daher kommt es, daß man in Städten und Dörfern der Tropen nicht selten und meist an den Straßenecken Eingeborne in dieser interessanten Stellung findet, welche entweder auf kurze Zeit ausruhen oder Jemand erwarten wollen, oder es sind gar „Cargadores" (Gepäckträger). Oft findet man selbst Leute in der Toilette begriffen. Sie lassen sich hier von einem vorübergehenden Barbier rasiren, oder selbst die Ohren reinigen. Letztere Operation, so unapetitlich sie uns auch erscheinen mag, wird in Manila nicht selten auf offener Straße und gewöhnlich von Chinesen ausgeführt, wobei man Gelegenheit hat, die Geduld des Indiers zu bewundern, mit der er sich diesem langweiligen Processe unterwirft. Als wir in der Nähe von Hongkong einen chinesischen Piloten an Bord nahmen, um unter seiner Leitung in den Hafen jener Stadt zu lau-

fen, schien derselbe sich in der Toilette verspätet zu haben; denn kaum waren die gegenseitigen Begrüßungen vorüber und die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung der Reise getroffen, als sein Sohn, ein Junge von etwa vierzehn Jahren, ihm ehrfurchtsvoll die andre Hälfte des Kopfes rasirte, in welcher Arbeit wir durch unsre Ankunft eine Unterbrechung hervorgerufen zu haben schienen. Aber ländlich, sittlich!

Der Pasig ist ein ganz hübscher Fluß, seine Ufer, mit einer den Tropen eigenen Vegetation bedeckt, sind im Allgemeinen flach, lassen aber durch eine Menge von Dörfern, welche hier die Landschaft schmücken, die Bedeutung des ersteren erkennen. Er ist in der That die große Straße, auf welcher die Natur- sowie einige Kunstproducte der Provinz, welche den Namen des Sees trägt, zur Hauptstadt gelangen. Als wir Santa Anna, das erste Dorf, passirten, lag noch Alles im tiefen Schlummer; nur unter den Hähnen, die auf den Philippinen eine so große Rolle spielen, zeigte sich schon reges Leben. Dieser Ort ist ein Lieblingsaufenthalt der Europäer und Viele derselben haben hier ihren beständigen Wohnsitz, von wo aus sie täglich zur Stadt fahren, um ihren verschiedenen Berufsgeschäften zu folgen. Eine andre Stunde brachte uns nach „St. Pedro," welches sich durch eine große Fabrik auszeichnet, in der die berühmten Manilataue verfertigt werden.

Der Manilahanf ist ein so außerordentlich verbreiteter Handelsartikel, daß es vielleicht von Interesse ist zu wissen, daß derselbe von einer, unsrem Hanfe sehr unähnlichen Pflanze geliefert wird. Es ist dies eine Art Banane, Musa troglodytarum textoria der Botaniker, welche sich nicht wesentlich von den übrigen Arten dieses eigenthümlichen Gewächses unterscheidet. Nur die Faser des Stammes wird benutzt, und wird derselbe kurz vor der Blüthezeit oben und unten durchschnitten, seiner Blätter und Blattstiele beraubt den verschiedenen Manipulationen unterworfen. Die Bananenarten, welche in unseren Treibhäusern gezogen werden, wie schön sie auch immer durch die Kunst sich entfaltet haben mögen, geben dennoch nur einen schwachen Begriff von dem, was in ihrer Heimath die Natur zu erzeugen im Stande ist. Ja, es ist die Banane, das Brod der Indier, welche von allen Pflanzen allein einen wahrhaft wunderbaren Eindruck auf mich gemacht hat; namentlich ist es ihr fabelhaft rasches Wachsthum und man könnte fast sagen, daß man an ihr das Wachsen beobachten kann. Da nicht in allen Treibhäusern dieses Gewächs gezogen wird, so möchte eine etwas genauere Beschreibung desselben nicht ganz ohne Werth sein. Was seine Form anlangt, so ist es ein blattreiches, lilienartiges Gewächs von etwa 16 bis 24 Fuß Höhe, dessen 6 bis 8 Fuß lange Blätter aus einem verkürzten Stamm (Schaft) zusammengerollt hervorschießen. Die bei uns in Töpfen gezogene Calla ist ihm nicht unähnlich und wird, riesenhaft vergrößert gedacht, ein ziemlich richtiges Bild derselben geben. In kurzer Zeit hat sich ein Blatt entfaltet, das, da seine parallelen Adern senkrecht gegen die Axe hinlaufen, alsbald vom Winde zerrissen wird. Es vertritt die Stelle des Papiers, insofern Sachen darin eingewickelt werden, sowie es auch als Ersatz von Geschirr dient, indem man in demselben bäckt und bratet. Der Blüthenschaft enthält scheinbar nur eine Blüthe in Form einer Riesen-Tulpenknospe. Bald öffnet sich jedoch ein Blatt dieser Hülle und man sieht an seiner Basis 10 bis 13 weiße, röhrenförmige Blümchen. Nachdem diese verblüht, löst sich das Blatt ganz ab. Während dieser Zeit verlängert sich der Schaft und eine andre Hülle zeigt ebenso viele Blümchen, was sich 6 bis 8 Mal wiederholt; so daß man zuletzt an diesem Blüthenkolben 6 bis 8 Mal 10 bis 13 Blümchen wahrnimmt, die zweireihig gruppenweise, 2 bis 3 Zoll auseinander sitzend, sich in äußerst kurzer Zeit in Früchte umwandeln. In der That, während die jüngsten Blümchen sich kaum geöffnet haben, sind die ältesten schon Früchtchen geworden. Ist diese Metamorphose mit allen Blumen vorgegangen, so wird die Riesentraube abgeschnitten und zum Nachreifen aufgehängt. Obgleich es viele Spielarten giebt, so sind doch nur die Früchte unterscheidbar.

Nachdem wir noch verschiedene andre Dörfer passirt waren, die sich vornehmlich mit der Cultur des Zuckerrohrs beschäftigen, erreichten wir endlich die Stadt Pasig. Es mochte etwa neun Uhr sein, als wir ans Land stiegen, theils um diesen Ort näher in Augenschein zu nehmen, vor Allem aber, um uns zu restauriren. Wir hatten uns von Hause mit etwas Wein und einigen

Backwaaren versorgt, und mit Hülfe einer reichen Auswahl von Früchten, die sich hier vorfanden, ließ sich ein vortreffliches Frühstück herstellen. Wir thaten demselben auch die gebührende Ehre an und als uns die Zeit zum Aufbruch mahnte, machten wir erst einen Spaziergang durch die Stadt, wenngleich uns für die Besichtigung derselben nur wenige Minuten gehörten. Wir hatten nämlich noch ein langes Tagewerk vor uns, und unsre Mannschaft drang auf eine baldige Abfahrt, falls wir nicht mitten auf der Lagune übernachten wollten. Pasig trägt die Physionomie eines indianischen „Pueblo's," deren Einwohner, mit wenigen Ausnahmen, „Tagalen" sind. Ihre Zahl mag sich auf 4000 belaufen. Sämmtliche Häuser bestehen aus Bambus (Bambus arundo) und sind bedeckt mit den Blättern der Nipapalme (Nipa fruticans). Sie stehen auf Pfählen 10 bis 15 Fuß hoch über der Erde und da das ganze Gerüst, Dach, Fußboden, kurz Alles, ohne einen Nagel oder Eisen in irgend welcher Gestalt zusammengefügt ist, so besitzen sie eine Elastizität, die wohl im Stande ist, den Wirkungen der Erdbeben und Orkane zu widerstehn. Außerdem ist das Innere der Häuser so luftig und kühl im Verhältniß zur umgebenden Luft, daß man sich beim Eintreten nicht wenig überrascht fühlt. Bei der Mittelclasse ist dasselbe gewöhnlich in zwei ungleiche Theile getheilt, wooon der größere als Wohn- und Schlafzimmer, der kleinere als eine Art von Rumpelkammer benutzt wird. Die wohlhabendere Classe hat oft drei bis vier Abtheilungen im Innern und selbst verschiebbare Austerschalenfenster, welche auf der Insel allgemein statt der Glasfenster im Gebrauch sind, während die armen Leute sich mit Matten zu begnügen haben. Wenn man das Ensemble eines solchen Städtchens betrachtet, so wird man recht schlagend daran erinnert, auf wie wunderbare Weise die Vorsehung für jeden Theil der Welt, je nach den Erfordernissen und Gewohnheiten der Völker gesorgt hat. Eine Thatsache, die am meisten in die Augen fällt, wo die Civilisation die wenigsten Fortschritte gemacht hat. Wenn hier auch unter den Bewohnern die Consumtion von Reis bedeutend ist, so können sie doch schon von Fisch und Früchten, ja von letzteren allein leben. Der Bambus giebt ihnen Häuser, Brücken, Waffen, Stricke, Wasserbehälter und so viele andere Artikel, daß deren Aufzählung mehr Zeit und Raum beanspruchen würde, als ich hier wohl erübrigen kann.

Eine halbe Stunde später sahen wir uns wieder behaglich in unsrer Banka, fertig, um „in See zu gehen." Die Ufer des Flusses, wo derselbe mit der Laguna in Verbindung steht, sind sehr flach und von sumpfiger Beschaffenheit. Hier wird ein ziemlich bedeutender Fischfang getrieben und Geräthschaften aller Art zu diesem Zweck lagen nah und fern umher. Was uns sehr amüsirte, waren die kleinen Indier, welche wie Affen auf Büffeln saßen, oder auf dem Rücken dieser kolossalen Thiere hingestreckt lagen, während diese weideten oder im Wasser Schutz gegen die große Hitze suchten. Zuweilen sieht man diese Büffel, — auf den Philippinen „Carabaos" genannt — in Pfühlen und andren stehenden Gewässern bis an die Ohren im Wasser stehen, so daß man nur die Hörner und Schnautze sieht, in welcher Stellung sie sich äußerst wohl zu fühlen scheinen. Sobald man aus dem engen Fluß in die Laguna tritt, und soweit vorgedrungen ist, daß die Aussicht nicht mehr von dem hochwüchsigen Rohr beeinträchtigt ist, welches hier in besonderer Fülle vorhanden und den Enten zum Lieblingsaufenthalt dient, zeigt sich die große Fläche dieser Wassermasse, welche im Süden und Westen von hohen Gebirgen begrenzt ist von entschiedener Wirkung. Die Laguna ist ohnstreitig einer der größten Landseen der Welt und ist überdies reich an malerischen Punkten. Ihm verdankt die Provinz, welcher der See den Namen gegeben hat, ihren Ruf, der durch die Güte und Verschiedenheit ihrer Früchte noch vermehrt wird. Der Fruchtmarkt von Manila wird hauptsächlich von dieser Provinz versehen. Besonders reich ist sie an „Chicos" (Achras sapata), einer der Beergris an Aussehn nicht ungleichen Frucht; ferner finden sich hier Mangabäume (Mangifera indica) von vorzüglicher Größe und Schönheit, welche der Landschaft eine Frische verleihen, und den ermatteten Wanderer zur Ruhe einzuladen scheinen. Sie liefern die Lieblingsfrucht der europäischen Bevölkerung in Manila, bei welcher sie, namentlich in hygienischer Beziehung, in einem, nach meiner Meinung ganz unverdienten Ruf stehen. Wir nahmen

die Richtung nach dem südlichen Gebirge, und da der Wind so leicht war, daß er kaum die Segel in Spannung erhielt und somit uns auf eine etwas lange Fahrt vorbereitete, so trafen wir Vorkehrungen zur „Siesta." Die Hitze trug das Ihrige dazu bei und bald lagen wir im tiefen Schlummer. Zuweilen, wenn der Eine oder der Andre von uns die Augen öffnete, konnten wir bemerken, daß die „Mannschaft" sich an uns ein Beispiel genommen hatte und daß das Fahrzeug im Spiel der „Winde" und in den Strömungen der „Wasser" bald Süd, bald Nord, bald West, bald Ost mit seiner Spitze zeigte. Endlich überzeugte uns eine Dampfmasse, welche sich schwerfällig vom Boden des deutlicher hervortretenden Ufers erhob, daß wir uns den heißen Quellen der Bäder (los baños) näherten. Diese Quellen wurden früher in der That zu Bädern in verschiedenen Krankheiten rheumatischer Natur sowie der Haut benutzt, was noch gewisse Ruinen von Badehäusern bezeugten; aber jetzt bedienen sich ihrer nur noch Eingeborne zum Kochen. Wir hatten einige Eier, die wir in Pasig vor unsrer Abreise erstanden und welche uns sehr zu Statten kamen.

Von hier stiegen wir einen kleinen Berg hinan, um eine Aussicht auf den See von Socol zu haben. Dieser ist unter dem Namen des „bezauberten Sees" bekannt, und wohl verdient er diesen Namen! Ihn zu beschreiben vermag weder Pinsel noch Feder! Der Anblick der ganzen Scenerie ist in der That zauberhaft und den Charakter derselben näher zu specificiren übersteigt wenigstens meine Kräfte! Die beinahe runde Form des Sees, welcher einen Umfang von einer halben Meile haben mag und mit Ausnahme der Stelle, wo wir standen, von einem steilen, etwa 1500 Fuß hohen felsigen, theils nackten, theils üppig bewachsenen Ufer umschlossen ist, giebt ihm das Ansehn, als ob seine Wasserfläche sich in Wirklichkeit soviel Fuß unter der Ebene der Laguna befände. Etwas tiefer scheint allerdings sein Niveau zu sein als das der letzteren, doch hatte ich keine Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen. Wir konnten uns nicht entschließen, diesen geheimnißvollen See zu verlassen, ohne ihn befahren zu haben, und so ließen wir durch unsre indianische Begleitung die Banka hinübertragen, was sie mit so vielem Geschick und mit solcher Schnelligkeit ausführten, daß wir genug zu thun hatten, ihnen mit unsern Flinten zu folgen. Auf dem Wasser ist der Eindruck um Vieles verstärkt, welchen man vom ersten Anblick erhält. Man fühlt sich fast grauenvoll erregt, wenn man die Ufer hinaufschaut und wähnt im Waschbecken eines Riesen der Märchenwelt zu schwimmen. Noch schauerlicher wird diese Empfindung, wenn man sich der Seite nähert, wo die Ufer von einer üppigen Baumvegetation bekleidet sind. So steil und überhängend, daß selbst die Sonnenstrahlen um Mittag keinen Durchgang finden können und deswegen der Wasserfläche eine kalte Aschfarbe ertheilen. Um die Wirkung eines Knalles in einem solchen Riesenbecken zu sehn, löste mein Freund einen Flintenschuß. Wie groß war unser Staunen, als wir uns nicht allein von der kolossalen Verstärkung des Schalls überzeugt sahen, sondern dieser unmittelbar von dem Geprassel eines Gewehrfeuers gefolgt zu sein schien, hätte nicht eine schwarze Wolke, die in diesem Augenblick über uns dahinzog und uns in den tiefsten Schatten versetzte, sowie ein verworrenes Geschrei, das Geistern der Hölle anzugehören schien, unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das Räthsel auf eine mehr natürliche Weise gelöst. Diese Wolke bestand nämlich aus nichts Andrem als einer ungeheuern Anzahl von großen Fledermäusen (Vespertilio Vampyrus) und Wasservögeln der verschiedensten Art, welche vielleicht im Laufe des Jahres sich kaum zweimal in ihrem Aufenthalt von menschlichen Wesen gestört sehen. Wir schossen später einige, ohne aber die Genugthuung zu haben, einer derselben habhaft zu werden; denn kaum berührten sie die Oberfläche des Wassers, als sie auch schon die Beute der Kaimane wurden, von deren Dasein wir nur durch diesen Umstand unterrichtet wurden. Als wir wieder das Ufer hinanstiegen, athmeten wir tief auf: der Zauber war gelöst!

Wir gingen denselben Weg zurück, welchen wir gekommen, und wieder einmal „flott" auf der Laguna, schlugen wir eine westliche Richtung ein, um in Calamba zu übernachten. Von hier aus war es unsre Absicht, weiter landeinwärts zu gehen und überhaupt den Rest unsrer Reise zu Pferde zu machen. Wir verabschiedeten demzufolge unsre Begleitung nebst Banka und trabten

die Viertelmeile zu Fuß, die das Dorf etwa vom Ufer entfernt gelegen ist. In Ermangelung aller Gasthäuser im Innern des Landes steht dem Reisenden eine Art Stadthaus (Casa reale) zur Verfügung. Ein jedes Pueblo hat natürlich ein solches Gebäude, und so hochtrabend der Name auch klingt, so muß man der Wahrheit zur Ehre gestehn, daß Alles, was dies Gebäude

Junges Mädchen von den Philippinen.

im Stande ist, dem Touristen zu bieten, nur in seinen nackten vier Wänden besteht. Unter Umständen ist allerdings dieser Schutz schon etwas Wesentliches, und wird derselbe deswegen nicht selten in Anspruch genommen. Die Bekanntschaft meines Freundes mit einem dort wohnenden Mestizen aber, mit welchem er in Geschäftsverbindung stand, veranlaßte uns, dessen Gastfreundschaft zu reclamiren, und als wir wirklich mit vieler Zuvorkommenheit empfangen wurden, that es uns durchaus nicht leid, auf die Bequemlichkeiten des „Casa reale" verzichtet zu haben. Unser Wirth war ein wohlbeleibter, jovialer Mestize von spanischer Abkunft, der sich unser Wohlbehagen aufs eifrigste angelegen sein ließ. Auf diesem Archipel sind diese Art Leute die, welche man in Amerika unter dem Namen „Creolen" kennt. Es giebt außer denjenigen, welche europäischer Abkunft sind, auch solche, die von chinesischen Vätern stammen. Unter Ersteren findet man oft sehr schöne Leute, an Gestalt sowohl wie an Gesichtsbildung; allein bei den chinesischen Mestizen ist der „himmlische" Typus so stark ausgeprägt, daß für Europäer Gewohnheit dazu gehört, um sie leiden zu mögen. Man erkennt das chinesische Blut sofort an den geschlitzten Augen, dieser Nation so eigenthümlich; ferner finden sich auch die hohen Backenknochen, sowie meist breite und platte Nasen, wo eine Mischung stattgefunden

hat. Selbst in der Stimme scheint das chinesische Element sich zu erkennen zu geben, indem die Sprache fast bei Allen etwas Schleppendes, man möchte sagen Näselndes hat. Nirgend habe ich die Erscheinungen des Atavismus eclatanter hervortreten sehn als hier. Ich hatte oft Gelegenheit zu beobachten, daß die Abkömmlinge ersten Gliedes dieser Mestizen weniger die chinesischen Charaktere an sich trugen, als dies bei den zweiten und dritten Gliedern der Fall war, ohne daß etwa eine neue Zufuhr „rein himmlischen" Blutes stattgefunden hätte. Diese Classe macht einen sehr wichtigen Theil der Bevölkerung dieser Inseln aus, und kommen die spanischen Mestizen in dieser Beziehung kaum in Betracht; denn während die Gesammtzahl von diesen sich auf nicht 5000 beläuft, dürften die Ersteren doch gegen 70,000 Seelen zählen. Was nun den physischen Menschen anbetrifft, so ist es ebenso auffallend als sonderbar, daß die Indier reinen Bluts mehr schöne Gestalten ins Feld stellen können als die spanische Mestizerie. Man hält aber auch die Eingebornen der Philippinen für die wohlgebildetste Race Polynesiens, und wenn die berühmten Seefahrer Cook und Forster die schönsten Menschen Oceaniens auf den Marquisinseln gesehn haben wollen, so möchte ich nach meinen Beobachtungen, doch mit dem schuldigen Respect für diese Forscher, meine Ansicht dahin aussprechen, daß die Männer der letztern Insel zwar in der That den Ruf verdienen, ja, was die Figur anlangt, sich jedem Volke an die Seite stellen können; aber ich muß auch gestehn, daß ich dem weiblichen Geschlecht auf den Philippinen den unbedingten Vorzug gebe. Ich habe auf den Marquisinseln selten so runde Formen, so starken Haarwuchs gesehen, als ich hier oft bewundern konnte. Reinlichkeit ist bei ihnen eine Haupttugend, deren sich Alt und Jung befleißigen; allein die Gewohnheit, Betel zu kauen, vermindert in nicht geringem Grade die Reize des schönsten Mädchens: die Zähne werden dadurch roth gefärbt und zuweilen quillt der rothe Saft zwischen den Mundwinkeln hervor und läuft das Kinn hinab. Das Betelkauen ist Gebrauch aller Eingebornen, Männer und Frauen, Mestizen, Indier und Chinesen, so daß der Consum dieser Nüsse (Areca catechu) und der Blätter einiger Pfefferarten, in die jene gewickelt werden, fabelhaft erscheint. Durch seinen äußerst pikanten, unsrer Nase aber höchst widrigen Geruch verdeckt der „Buju" — so wird das zum Kauen zubereitete Stück Nuß genannt — den schlechten Geschmack im Munde, sowie er den Athem modificirt, welcher durch die erhöhte Ausdünstung des Körpers in der heißen Zone eine aufmerksame Pflege erheischt. Gleichzeitig vertritt der Buju bei den Armen die Stelle des Tabaks. Vornehme pflegen ihn in Gesellschaft mit der Cigarre zu vertauschen.

Wir hatten ein herrliches Abendessen à la Indienne, als Gegensatz des à la fourchette der Franzosen. Außer den verschiedenen Früchten bildeten Hühnerbraten, Ragout und Reis, sowie Wein in Fülle den substanzielleren Theil. Durch die Gegenwart zweier allerliebster Mädchen, der Töchter des Hauses, wurde dies Mahl zum Hochgenuß. Da der Ausdruck à la Indienne vielleicht einer Erklärung bedarf, so müssen meine Leser wissen, daß Indier wie Mestizen stets mit den Fingern essen, wogegen der in vieler Hinsicht mehr civilisirte Chinese sich zweier Stöckchen von mehr als einem Fuß Länge bedient, die er auf erstaunlich geschickte Weise zu handhaben weiß. Trotzdem wir am folgenden Morgen mit erstem Hahnenschrei wieder reisefertig zu sein beabsichtigten, so konnten wir es doch nicht über uns gewinnen, an einem improvisirten „Balle" nicht Theil zu nehmen, nochzumal derselbe vornehmlich unsertwegen arrangirt worden war. Es ist das Tanzen in diesen Landen etwas so Gewöhnliches und musikalische Instrumente irgend einer Art finden sich fast in jedem Hause vor, daß ungeachtet der kurzen Zeit, welche den jungen Mädchen zu Gebote stand, dies „Divertissement" recht befriedigend ausfiel. Die Damen des Hauses waren nicht allein die schönsten in der ganzen „Reunion," wie das nach den Gesetzen des guten Tons nicht mehr als billig ist, sondern sie waren auch sehr geschmackvoll gekleidet und entschieden die besten Tänzerinnen. Sie trugen Hemdchen von Ananasgewebe, so kurz, daß sie nicht die Hüften erreichen. Diese „Camisas de Piña" sind so fein und durchsichtig, daß unter denselben stets ein Jäckchen von feiner Leinwand getragen wird. Der Rock (Saga) ist meist von grellfarbner Seide und wird von den Mestizen über einer Crinoline ge-

tragen. Durch letztere unterscheiden sie sich von Indierinnen, besonders aber dadurch, daß diese ein seidnes, dunkelfarbiges Tuch, Tapiz genannt, um die Hüften legen, das bei Coketten ziemlich schmal ist, im Allgemeinen jedoch bis übers Knie fällt. In meinen Augen hebt der „Tapiz" ungemein die Figur, wenngleich diese Meinung keine maßgebende ist. Niemals werden Strümpfe getragen und die im Durchschnitt zierlichen Füße lassen mit Gold bestickte Pantoffel sehen, welche erstere noch kleiner erscheinen lassen. Diese sehr niedlich gestickten „Chinelas" haben nämlich nur die Breite der vier größeren Zehen; damit nun, daß der kleine Zeh ausgeschlossen bleibt, erreichen die schönen Trägerinnen einen doppelten Zweck, erstens den oben angegebenen, wodurch ihrer Eitelkeit geschmeichelt wird, zweitens aber sind sie durch diese Einrichtung in den Stand gesetzt, die Pantoffel auf den Füßen zu behalten; und in der That ist es eine Seltenheit, daß sie dieselben, selbst im wildesten Tanze, verlieren. Die Liebe zum Luxus ist ihnen angeboren und kannte ich ein junges Mädchen, das bei einer festlichen Gelegenheit für etwa 12,000 Thaler Schmuck an ihrem Körper trug. Wenn es ihre Mittel irgendwie erlauben, so haben sie die Finger voller Ringe mit Diamanten oder Brillanten besetzt; ja diese Edelsteine glänzen sogar in andern Schmucksachen wie Kämme, Nadeln, Ohrringe, ꝛc. ꝛc. Der Anzug der jungen „Elegants" ist bei all seiner Einfachheit nicht weniger kostspielig als der modernste in Europa. Er besteht aus einem mit Stickereien verzierten Hemde von Ananasgewebe mit Diamantknöpfchen auf der Brust, und goldnen Handknöpfen, das sie nicht wie bei uns unter, sondern über einer schwarzen Tuchhose tragen. Die Hose ist nicht selten aus weißleinenen oder buntseidenen Stoffen gefertigt. Ein schwarzseidner oder Manila-Hut und lackirte Stiefel vollenden den Anzug. Bei der niederen Volksclasse besteht die Kleidung natürlicherweise aus gröberen Stoffen und bedienen sich Männer sowie Frauen oft des Taschentuchs als Kopfbedeckung; im Uebrigen behält aber obige Beschreibung ihre Gültigkeit. Da die Hemdchen der Mädchen nie weiter als an die Taille reichen und diese Classe keine Jäckchen darunter anziehn, so pflegen sie ein kleines Tuch in der Weise um den Hals zu werfen, daß die Zipfel desselben zum Theil die Brüste bedecken. Das Haar wird auch hier als Hauptzierde der Frauen geschätzt und habe ich Mädchen gesehn, die dasselbe in einen Knoten zu schlingen hatten, um nicht darauf zu treten. Sie tragen es nämlich, wenn zu Hause, lose auf den Rücken fallend, welche Sitte selbst von Europäerinnen angenommen worden ist, allein in Gesellschaft haben sie es — zwar ungeflochten und ungescheitelt — in ein Netz gewunden. Was die Schönheit des Haars sehr beeinträchtigt, ist, daß es häufig der Stärke des Pferdehaares nichts nachgiebt. Auffallend sittsam scheinen sie dem Unbekannten gegenüber, besonders wenn man den, nach europäischen Begriffen, etwas schlüpfrigen Anzug in Rechnung bringt. Besucht man eine schöne Indierin, so trifft man stets ein Heer von Freiern in ihrem Hause, von denen oft Keiner weiß, wer der wahre „Novio" (Bräutigam) ist. Monate lang hat der junge Mann sein Lieb ununterbrochen zu besuchen, ohne sich von ihr nur der kleinsten Gunst rühmen zu können. Eigenthümlich ist allerdings die Art, in welcher diese Visiten gemacht werden: Der junge Mann, der schon der Erkorene sein mag, wünscht bei seinem Eintritt allen Anwesenden einen guten Abend, setzt sich alsdann in einen Winkel, und spielt den stillen Beobachter; dann, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, verabschiedet er sich wieder nach einigen Stunden. Ich habe dies wiederholt beobachtet, aber nie bemerkt, daß jener die geringste Theilnahme am Mädchen noch sonst an der Unterhaltung verrieth. Der Anstand spielt in mancher Beziehung überhaupt eine große Rolle. Ein junges Mädchen giebt selbst bei der Begrüßung einem Manne nicht die Hand, noch setzt sie sich an dessen Seite; ja bei ganz Fremden lassen sie den demselben nächststehenden Stuhl leer, um in gehöriger Entfernung bleiben zu können.

Obgleich die Soirée bis spät in die Nacht dauerte, so waren wir, unsrem Plane gemäß, doch am frühen Morgen auf den Beinen. Unser freundlicher Wirth ging in seiner Gastfreundschaft so weit, uns noch zur Fortsetzung unsrer Reise mit Pferden zu versorgen.

Das Ziel, welches wir uns zunächst gesteckt hatten, war Santo Tomas, von wo

aus wir den Vulcan von Taal besuchen wollten. Wir verabschiedeten uns demgemäß von unsern neuen Freunden und einmal wieder zu Pferde, setzten wir unsere Gäule sofort in einen scharfen Trab, um womöglich die größte Hitze im Freien zu vermeiden, indem wir darauf rechnen durften, den Ort unserer Bestimmung noch in guter Zeit zu erreichen. Die Landschaft, durch welche unser Weg führte, trug eine höchst einförmige Physiognomie und contrastirte deswegen nicht gerade vortheilhaft mit derjenigen, welche wir bis jetzt durchwandert hatten. Im großen Ganzen war das Land flach, hier und da wellenförmig durchbrochen und zum Theil mit hohem Grase bewachsen, welches durch die lange Dürre halb versengt, nach Regen auch zu lechzen schien. Ein Ritt von vier guten Meilen ist in diesen Gegenden an und für sich schon keine Kleinigkeit, und so war es denn nicht zu verwundern, daß wir die Strapazen des vergangenen Tages um so mehr empfanden.

Als wir in Santo Tomas unseren Einzug hielten, hatten wir das Glück, dem Padre des Ortes zu begegnen, welcher, den Zweck unserer Reise errathend, uns aufs freundlichste einlud, die Zeit der Mittagshitze in seiner Wohnung zuzubringen. Da wir aus Höflichkeit abgestiegen waren, so schlenderten wir alle drei langsam dem Convente, welcher, den Flügel einer recht hübschen Kirche bildend, uns durch das Laub der Bäume mit seinen weißen Mauern entgegenschimmerte, zu, und athmeten bald die ungleich frischere Luft innerhalb des aus Steinen aufgeführten Gebäudes. Die Kühle, welche hier in den großen Räumen herrschte, wirkte äußerst wohlthuend auf unsere müden Glieder und wir vergaßen fast die gehabten Anstrengungen, als wir wie neugeboren aus einem Bade stiegen, welches uns die Aufmerksamkeit des Priesters verschafft hatte. Der Padre war ein Indier, sprach aber ein sehr gutes Spanisch und zeigte überhaupt ziemlich viel Scharfsinn in der Unterhaltung.

Es ist ein ganz schöner Zug der spanischen Regierungsform, daß die Eingeborenen sich jedem Berufe, zu dem sie Neigung haben, widmen können, und so kommt es, daß sehr viele den geistlichen Stand allen übrigen vorziehen, wahrscheinlich weil die Repräsentanten desselben fast stets ein wohlgenährtes Aeußere zeigen können, das auf Laien einen verführerischen Eindruck machen muß, was auch die Mängel dieses Berufes sein mögen.

Nachdem wir unsere Toilette beendet, gingen wir in die große Halle, wo der liebenswürdige Padre uns nochmals bewillkommnete, und ein Frühstück auftragen ließ, das uns vollständig wieder herstellte. Eine Cigarre machte, wie es der Gebrauch, den Beschluß und dann übernahm unser Wirth die Pflicht eines Cicerone, zeigte uns die Kirche und die übrigen Räumlichkeiten des Convents und stellte uns alsdann seiner Nichte vor, die während unserer Rundschau gekommen war, dem guten Onkel einen Besuch zu machen. Auf diesem Archipel tritt nämlich die merkwürdige Erscheinung auf, daß, da die Priester sich nicht verheirathen dürfen und mithin keine eigenen Kinder haben können, sie bei vaterlosen Geschöpfen die Stelle eines Vaters vertreten. Sie thun dies natürlicherweise aus christlicher Liebe und um der Welt gegenüber jeden Anstoß zu vermeiden, gelten sie als die Oheime jener keineswegs unglücklichen Wesen; denn ein junges Mädchen mit einem solchen Onkel thut sich darauf nicht wenig zu gute.

Die Kleine hielt sich nur wenige Augenblicke auf, und nachdem wir es uns auf den Bambuslehnstühlen von eigenthümlicher Construction bequem gemacht und eine frische Cigarre angezündet hatten, unterhielten wir nun unsererseits den guten Padre mit den Neuigkeiten der Hauptstadt. Auch wurde das Gebiet der Politik berührt, wofür unser Wirth ein ziemlich lebhaftes Interesse an den Tag legte; allein die geographischen Kenntnisse des alten Herrn waren doch im Allgemeinen zu verworren, um ihm die europäischen Zustände mit einigem Erfolg aus einander zu setzen. Nach seinen Begriffen war Spanien das Centrum der Civilisation, und alle übrigen Länder der Erde hatten nur die Aufgabe, den Glanz der spanischen Krone zu erhöhen und auf der Karte den etwas starken Rahmen zu seinem Bilde zu liefern. Ein Beispiel übrigens, das anderswo ein Analogon finden möchte.

Als das Gespräch sich wieder uns näher liegenden Gegenständen zuwandte und die Frage in Anregung gebracht wurde, ob und in wieweit die größeren Ausflüge der Touristen in jenen Gegenden durch herumzie-

hende Räuberbanden gefährdet seien, erzählte er uns unter Anderem folgende Geschichte: Drei junge Leute hatten im Mai vorigen Jahres dieselbe Excursion unternommen; als sie aber in Calamba angekommen, hatte der Eine von ihnen, geschreckt durch eine Erzählung von den Thaten dieser Vagabonden, vorgezogen, dort zu bleiben, um mit erster Gelegenheit zu Wasser nach Manila zurückzugehen, während die andern Beiden die Reise von Calamba nach Santo Tomas fortsetzten. Der Zufall wollte jedoch, daß um diese Zeit kein Fahrzeug eintraf, und wahrscheinlich von Langeweile geplagt, oder sich vielleicht seiner Feigheit schämend, faßte der kühne Jüngling endlich den Entschluß, seinen Gefährten nachzureisen. Aber dem Schicksal, dem er hatte entrinnen wollen, lief er nun gerade in den Rachen. Er wurde in der That auf dem Wege hierher von den berüchtigten Tulisanos abgefaßt und sein indischer Begleiter, welchen er sich theils zum Schutze, theils zum Führer von Calamba mitgenommen hatte, ließ ihn in seiner Gefahr grausam im Stich. Glücklicherweise hatten sich die Räuber mit dem, was er bei und an sich trug, begnügt; ja, man war so großmüthig gewesen, ihm ein zerrissenes Hemd als Gegengabe zu octroyiren, in welchem Costüme er denn auch im Uebrigen unbeschädigt, aber in sehr schlechter Laune hier eintraf. Ich half dem Armen mit einem Anzuge aus, und ein Freund von mir, der Geschäfte halber nach Manila ging, nahm ihn auf der Reise in seinen Schutz.

Diese Tulisanos, welche das Land so unsicher machen, sind meist Flüchtlinge der indischen Armee; aber auch solche, die ihrer Dienstpflicht vollkommen genügt haben, gesellen sich zu ihnen und bilden so nicht selten gewissermaßen disciplinirte Banden.

Die Eingeborenen sind nämlich gesetzlich zu einer Dienstzeit von acht Jahren verpflichtet, nach deren Ablauf sie ohne Pension und sonstige Mittel zur Erlangung einer sicheren Existenz entlassen werden. Eine Einrichtung, die sich in den Tropen wohl durchführen läßt, nichtsdestoweniger dem angeborenen Hange zur Trägheit Vorschub leisten muß. Die fortwährenden Unruhen der Negritos auf der Isla de Negros, besonders aber die kühnen Raubzüge der Lanuns auf Mindanao, welche nicht allein gegen die christlichen Indier, die in ihrer Nachbarschaft wohnen, gerichtet sind, sondern sich selbst auf die Gewässer, die jene Insel bespülen, ausdehnen, erheischen ein stattliches Contingent von Soldaten; die regulären Truppen des Archipels belaufen sich auf ungefähr zehntausend Mann und bestehen hauptsächlich aus Indiern, denen es unter Führung spanischer Offiziere keineswegs an Muth mangelt.

Was die Negritos anbetrifft, so bilden diese wahrscheinlich eine autochthone Race, welche auch auf anderen Inseln des asiatischen Archipels vorkommt; sie scheinen von der braunen, malayischen Race, mit der sie nichts gemein haben, mehr und mehr verdrängt worden zu sein, bis sie, obwohl vielleicht die einstigen Urbewohner, sich in die Berge flüchteten, wo sie sich aber jedem Civilisationsversuche mit Hartnäckigkeit widersetzen. Sie sind von sehr kleinem Wuchs — ihre Größe wird auf $4^2/_3$ Fuß durchschnittlich angenommen — von äußerst dunkler, fast schwarzbrauner Farbe, und da die wollige Krausheit ihrer Haare an die wahren Neger erinnert, so ist ihnen von den Spaniern der Name Negrito (das Diminutiv von Neger) beigelegt worden. Sie werden an verschiedenen Punkten im Norden von Luzon angetroffen, aber nicht auf den übrigen Inseln der Gruppe, wenn man die Isla de Negros ausnimmt. Ihre Seelenzahl erreicht kaum fünfundzwanzigtausend und machen sie in der That nur den kleinsten Theil der sogenannten Bergvölker aus, die auf den Philippinen auf 203,197 geschätzt werden.

Die Igorrotes, Isagaos, Cimarrones, Iragas und viele andere Stämme, welche die Berge bewohnen, sind alles Mischlinge, theils von Chinesen mit Malayen wie die Igorrotes, theils von Japanesen mit letzteren, wie die Isagaos, selten mit Negritos. Diese Agtas, wie die Negritos auch genannt werden, haben sich im Allgemeinen sehr frei von fremden Beimischungen gehalten, und nur im Norden Luzons, sowie auf der Nordküste von Mindanao findet man einzelne Stämme malayischen Ursprungs, bei denen sich das Negritoblut auf unverkennbare Weise ausspricht, und welche zum Theil wiederum von mongolischem Blute inficirt worden sind.

Aber mehr als die Negritos und alle übrigen Bergvölker machen die Bewohner

Mindanao's, von denen einige als ebenso kühne wie grausame Piraten berüchtigt sind, der spanischen Regierung zu schaffen. Es ist sonderbar, daß Mindanao, wo Magellan im Jahre 1521 zuerst die spanische Flagge aufhißte, gerade diejenige Insel ist, deren Bevölkerung die Autorität der Spanier nahezu gar nicht anerkennt. Mit Ausnahme einiger beschränkten spanischen Niederlassungen an einzelnen Küstenpunkten, besteht die Totalbevölkerung dieser Luzon an Größe nächststehenden Insel aus fanatischen Mohamedanern, deren Zahl auf 700,000 beanschlagt wird.

Wir hatten auf so angenehme Weise einige Stunden verplaudert, daß, als wir uns zum Aufbruch anschickten, unser gemüthlicher Wirth auf Verlängerung unseres Aufenthaltes bestand. Er wußte unsere Einwände mit so vielem Tact zu bekämpfen, daß es ihm bald gelang, uns von den Vorzügen seiner Gründe zu überzeugen, und so verschoben wir denn unseren Ausflug zum feuerspeienden Berge bis auf den folgenden Morgen, wo wir alsdann den ganzen Tag zur Weiterreise vor uns hatten, statt durch die schon vorgerückte Zeit gezwungen zu sein, die Excursion oberflächlich zu machen.

Einmal auf die Vorschläge des guten Padre eingegangen, ließ er uns durch einen dienstbaren Geist ein geräumiges Zimmer anweisen, worin zwei Betten standen, während er sich gleichfalls zurückzog, um die übliche „Siesta" (Mittagsschlaf) zu halten.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich für diejenigen meiner Leser, welche nicht mit der Lebensweise in tropischen Ländern vertraut sind, bemerken, daß Betten in diesen Gegenden mit den unserigen außer Namen und Zweck keine weitere Verwandtschaft haben, wenigstens so lange man unter diesem Ausdrucke den vollständigen Schlafapparat versteht. Bettstellen werden nur von Europäern und zuweilen von Mestizen benutzt; allein schon die Mehrzahl der Letzteren, sowie die Eingeborenen par excellence begnügen sich mit Matten und ein oder zwei Kissen; die Strohmatten werden zur Nachtzeit einfach auf den Fußboden des größten Zimmers oder der Halle, wo eine solche existirt, ausgebreitet und dienen so den Indiern als Lager, ohne alle Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die gebräuchlichen Bettstellen sind von Holz und in Form den englischen nicht unähnlich; sechs Fuß lang bei einer Breite von vier Fuß und mit meist grünen Gazevorhängen zum Schutz gegen die Mosquitos versehen. Diese Mücken sind für Europäer, besonders für solche, welche noch nicht acclimatisirt, eine fürchterliche Plage; das Blut derselben scheint eine wahre Delicatesse für sie zu sein. Am Tage kann man diese Insecten durch Tabacksrauch leicht genug verscheuchen, aber des Nachts sind sie nur durch die Gardinen fern zu halten; und sollte eins durch die schützende Hülle auf irgend eine Weise gekommen sein, so versteht es volle Rache zu nehmen, und Personen mit sehr reizbarer Haut, bei denen also jeder Stich eine kleine Beule hervorbringt, können oft zur Verzweiflung gebracht werden.

Auf dem Boden der Bettstelle, welche aus Sackleinwand oder Rohrgeflecht besteht, befindet sich die Matte und die Kissen. Als Decke bedient man sich entweder eines Lakens, oder man ist mit einer weiten Hose und chinesischen Jacke bekleidet.

Um vier Uhr wurde das Mittagsessen angesagt, und wir begaben uns abermals in die Halle, wo der Padre schon unserer wartete. Zur Feier des Tages zierte ein prachtvoller Truthahn die Tafel und einige Gläser echten Jerez waren nicht weniger geeignet, unsern Appetit zu schärfen, so daß wir nicht umhin konnten, uns mit der Mahlzeit vollkommen befriedigt zu erklären. Nach Tisch machten wir eine kleine Spazierfahrt, die mit dem Besuch seines Landhauses (casita de recreo) schloß, das dem guten Padre wie seiner kleinen Nichte, welche in demselben unumschränkte Gebieterin zu sein schien, zur vollen Ehre gereichte. Schon das Aeußere und die Umgebung des Häuschens zeugten nicht allein von vollkommener Behaglichkeit, sondern auch von vielem Geschmack. Eine herrliche Allee von Mimosen, Manga- und Alangilangbäumen führte, sich in großem Bogen an einem Hügel hinziehend, auf einen fast viereckigen Platz, der sich vor dem Hause ausbreitete und als Theil des ihn begrenzenden Gartens betrachtet werden konnte. Auf der ganzen Strecke war, zur Zeit unserer Ankunft, die Luft mit einem Arom erfüllt, das trotz seiner exquisiten Schönheit betäubend auf die Geruchsnerven des Ankommenden wirkte.

Die Blumen des Alangilang (Unona odoratissima) haben an äußerer Beschaffenheit nichts Auffallendes, jedenfalls würde man ihnen Unrecht thun, wollte man sie schön nennen; ja, zögen sie nicht wegen ihres specifischen Geruches die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, so würde man sie kaum der näheren Betrachtung werth erachten, da die sechs langen, schmalen und zugespitzten Blumenblätter, die strahlenförmig in den etwas fleischigen Kelch eingesetzt sind, eine gelblich grüne, höchst unscheinbare Farbe haben, die sich zwar recht hübsch von dem dunkeln Grün der sehr großen Baumblätter abzeichnet, dennoch wenig geeignet ist, einen besondern Effect zu erzielen. Die Essenz, welche man in Manila von diesen Blumen durch Destillation gewinnt, ist aber so geschätzt, daß in Paris die Unze desselben mit fünfzig Francs bezahlt wird.

Der Garten nahm, in Form eines Parallelogramms, einen ziemlich bedeutenden Flächenraum ein; sein größter Durchmesser kreuzte die Vorderseite des Hauses und ein klarer Bach durchrieselte ihn in fast diagonaler Richtung. Dieser gab der Vegetation, trotz der trockenen Jahreszeit, eine Frische, die, verbunden mit einer gewissen Harmonie, welche die verschiedenen Gruppen von Floras schönsten Kindern zu durchwehen schien, das Herz des Besuchers entzücken mußte. Das Innere des Hauses war ebenso einladend und entsprach vollständig der günstigen Meinung, die wir uns, noch ehe wir die Schwelle überschritten, unwillkürlich von demselben gemacht hatten.

Es gefiel uns hier so wohl, daß wir bis spät in die Nacht verweilten, und obwohl wir diesmal nicht mit einem improvisirten Ball geehrt wurden, so verbrachten wir doch in diesem kleinen Familienkreise einen höchst angenehmen Abend.

Am nächsten Morgen standen wir mit der Sonne auf, nahmen ein Bad, alsdann eine Tasse Chocolade — eine fast allgemeine Sitte — und machten uns wiederum reisefertig. In dem bequemen Wagen, den uns der gemüthliche Priester zur Verfügung gestellt hatte, erreichten wir bald den See von Bombon, und ich kann sagen, daß ich nie eine schönere Gegend gesehen habe, als die, welche sich, je mehr wir uns seinen Ufern näherten, vor unsern Augen erschloß. Lange bevor der See sichtbar war, konnten wir ungeheure Massen von Rauch in kolossalen Säulen aufsteigen sehen, ohne jedoch den Vulcan selbst zu entdecken. Dieser ist von so geringer Höhe, daß der Reisende erst dann von ihm eine Ansicht erhält, wenn er fast hart am Ufer des Sees steht, welch letzterer durch eine kaum zwei Meilen breite, niedrige und ganz aus trachytischem Tuff bestehende Landenge vom Meere getrennt ist.

Man glaubt, daß der Vulcan in früheren Zeiten von der Ausdehnung gewesen sei, welche gegenwärtig die ihn umgebende Lagune hat und daß der höchste Punkt desselben, der sich aus der Mitte des Wasserbeckens erhebt, in Folge eines Einsturzes allein übrig geblieben sei. Er bildet eine Insel von dreieckiger Gestalt, deren breitere Nordseite dem Dorfe Talisay zugekehrt ist; der südliche Krater erhebt sich bis zu einer Höhe von sechshundert Fuß, während der nördliche vielleicht keine vierhundert Fuß erreicht; die Nordwestspitze der Insel wird von einem gänzlich erloschenen Vulcankegel gebildet, dem sogenannten Binintiang grande, ein kleiner, der Binintiang chico, ist an der Südspitze gelegen.

Die Lagune, auch See von Taal genannt, ist etwa fünfzehn Meilen in Umfang und hat eine nahezu ovale Gestalt; ihre größtentheils hohen Ufer sind mit der üppigsten Vegetation bewachsen; hier und da jedoch von überhangenden Klippen nackter Felsen unterbrochen. Diese Klippen werfen auf die Wasserfläche jene dunkeln Bleitinten, die in so hohem Grade den See von Socol charakterisiren, welche hier aber der Scenerie einen Anstrich glücklicher Ruhe verleihen und mit der weißen vom Krater ausgestoßenen Rauchsäule in überraschendem Einklange stehen.

Nachdem wir unsere Augen an der reizenden Gegend für einige Zeit geweidet hatten, gingen wir zum Ufer hinab, wo wir ein kleines, aus einem Baumstamm gefertigtes Canoe zu unserer Benutzung vorfanden. Wir hatten dasselbe von einem in der Nähe wohnenden Indier gemiethet, der auch gleichzeitig unsere Ueberfahrt besorgte. Die Entfernung des Inselvulcans von dem Punkte, von dem wir abfuhren, nahm uns zwei gute Stunden, eine Zeit, lang genug, um den Sitz in einem so engen Fahrzeuge recht unbequem zu finden.

Endlich langten wir am Fuße des Berges an und unter der Führung des Indiers begannen wir das Ersteigen desselben.

Lavamassen von den verschiedensten Formen bedeckten die harte Oberfläche der Seiten des Vulcans, indem Blöcke von bedeutender Größe in chaotischer Verwirrung im Sande derselben Masse umhergestreut

grund hinunterschauten, genossen wir eines Schauspiels, das unsere Mühe reichlich bezahlte. Die ungeheure Tiefe des Trichters, seine fast zirkelrunde Oeffnung, deren Umfang mindestens anderthalb Meilen betragen mußte, seine beinahe steil abfallenden Wände, welche sich unten soweit verschmälerten, um ein furchtbar schwarzes Loch

Ein Negrito von den Philippinen.

lagen. An einigen Stellen hatten sich tiefe Spaltungen von verschiedener Weite gebildet, während an anderen große Löcher, dunkel und gefährlich, die größte Vorsicht erheischten.

Wir brauchten etwa eine halbe Stunde bis zur Kraterhöhe und nöthigte uns die erwähnte Beschaffenheit des Bodens oft, Sprünge zu machen, deren Ausführung einige Ueberlegung erforderte. Als wir am Rande des Kraters saßen und in den Ab-

zu bilden, aus welchem beständig Rauch und Schwefeldämpfe dick hervorquollen, machte einen höchst ergreifenden Eindruck. Derartige Naturphänomene erwecken in Wahrheit Gefühle in der menschlichen Brust, die jeder Beschreibung spotten. Die außerordentliche Klarheit, mit welcher die Contouren des inneren Kraters hervortraten, wo sie durch die Rauchsäule den Blicken nicht entzogen wurden, war erstaunlich. Die Luft war hier in der That so rein, daß die

Entfernung der verschiedenen Gegenstände nur aus deren Verkleinerung entnommen werden konnte: Blöcke von enormer Größe, deren phantastische Formen in der Einbildungskraft das lebhafteste Spiel hervorriefen, markirten sich auf eine Weise, daß man kaum für möglich gehalten hätte, daß das Auge einen so umfassenden Raum mit

Ein Igorrote von den Philippinen.

völliger und gleichzeitig minutiöser Klarheit in sich aufzunehmen vermöchte. In der Mitte des Abgrundes konnte man zuweilen kleinere Krater erkennen, doch war meist die Masse des Rauches zu dicht, um ein sicheres Urtheil über Zahl und Form derselben wagen zu können.

Wir kletterten beinahe den ganzen Tag auf diesem interessanten Inselberge herum und erst, als die Sonne tief im Westen stand, stiegen wir hinab und machten Anstalten, das jenseitige Ufer des Meeres zu erreichen. Es war zehn Uhr vorbei, als wir in die Mündung des Pansipit einliefen, ein Fluß, der die schon erwähnte Landenge durchströmend, sich bei der Stadt Taal ins Meer ergießt und so eine Verbindung der Lagune mit diesem herstellt. Hier entließen wir unseren Führer und vertauschten das enge Boot mit einer geräumigen Barke in welcher wir uns den Fluß hinunterfahren ließen, um bei Tagesanbruch in Taal zu sein.

Diese zwar reizend gelegene, aber äußerst ärmlich aussehende Stadt hat eine Einwohnerzahl, die fünfzigtausend Seelen übersteigen soll; dennoch wähnt man sich in einem miserabeln Dorfe, wenn man ihre Straßen durchwandert und nichts als unbedeutende indische Häuser zu Gesicht be-

kommt. Nichtsdestoweniger ist Taal von entschiedener Wichtigkeit, besonders wegen seiner Baumwollen- und Hanffabrikate, die wohl den Hauptindustriezweig der Eingeborenen ausmachen. Die Baumwolle, welche hier gebaut wird, ist von vorzüglicher Güte und der Abaca ist ein nicht weniger gesuchter Handelsartikel. Was die Stadt aber gleichfalls bemerkenswerth macht, ist, daß man in derselben keine Chinesen findet; eine Thatsache, die um so eigenthümlicher erscheint, als nur wenige Orte so nahe der Hauptstadt ein Gleiches sagen können, indem doch sonst der Archipel mit dieser gezopften Nation überschwemmt ist.

Da wir zu dieser Zeit froh waren, unsere Tour beendet zu haben, so benutzten wir die erste Gelegenheit zu unserer Rückkehr nach Manila; diese bot sich auch noch denselben Nachmittag in der Gestalt eines Küstendampfers, in dem wir uns dann für die Hauptstadt einschifften, um daselbst nunmehr die Regenzeit, welche jeden Tag ihren Anfang nehmen konnte, mit aller Resignation zu erwarten.

Literarisches.

Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled beny Yssâ und Beled el Hadschar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Erläuterung der Inschrift von Obne versehen, von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Nebst einer Karte und Facsimile der Inschrift von 'Obne. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, 1871.

Das vorliegende Reisewerk füllt eine schon lange signalisirte Lücke in unserer geographischen Literatur aus, eine Lücke, auf die schon im Jahre 1846 der unvergeßliche Karl Ritter aufmerksam gemacht hatte. Der erwähnte berühmte Geograph kannte den muthigen Erforscher eines bisher unbekannt gebliebenen Theiles von Südarabien, Adolph von Wrede, der im Jahre 1843 eine der wichtigsten Entdeckungsreisen unseres Jahrhunderts unternommen und ausgeführt hatte. Obgleich Ritter schon damals darauf hinwies, wie wichtig die Herausgabe des Wrede'schen Reisewerkes sein würde, so hatte dasselbe dennoch durch seltsame Zufälle bis jetzt keinen Herausgeber und Verleger gefunden. Diesem Mangel ist nun abgeholfen worden, indem der erfahrene Afrikareisende, Heinrich von Maltzan, die Herausgabe und die Vieweg'sche Buchhandlung den Verlag übernahmen. Herr von Maltzan hat das Werk mit einer ausführlichen Einleitung versehen, welche auf die Wichtigkeit der Wrede'schen Entdeckungsreise aufmerksam macht und überhaupt den gegenwärtigen Standpunkt der Erdkunde in Bezug auf den südlichsten Theil von Arabien ins Licht setzt. Außerdem verdanken wir dem Herausgeber eine sorgfältig entworfene Karte des Wrede'schen Reisegebietes, was um so anerkennenswerther, als Wrede's eigene Karte nicht mehr existirte, sowie die gelehrte Erklärung der schwierigen himyaritischen Inschrift von 'Obne, die hier zum ersten Male gedruckt erscheint, und eine mühsame Zusammenstellung der südarabischen Königslisten nach Wrede und nach den übrigen bisher bekannten Quellen. — Das Wrede'sche Werk selbst umfaßt die Schilderung seiner Reise von Aden nach Borum und Makalla (letztere noch an der Küste gelegen), dann die gefahrvolle Reise über die südarabischen Gebirgsterrassen nach dem Wâdiy do 'ân, jenem bisher nur dem Hörensagen nach bekannten fruchtbarsten Theile Südarabiens, seine verschiedenen Ausflüge von Do 'ân aus nach 'Obne, nach dem Wâdiy Mayfa'a, nach den Städten Amd und Haura, nach der Wüste el Ahgâf und endlich die Beschreibung der Katastrophe, welche dem Vordringen des kühnen Erforschers ein verfrühtes Ziel setzte. In der Stadt Sayf im Wâdiy Hadscharyn nämlich wurde Wrede, dem es bisher immer gelungen war, sich für einen ägyptischen Muselman auszugeben, in seiner Eigenschaft als Europäer erkannt; nur mit Mühe rettete er sein Leben, nicht aber seine Habseligkeiten und gelangte endlich nach gefahrvollen Wanderungen, krank und aller Mittel entblößt, wieder an die Küste von Makalla, von wo er sich nach Aden einschiffte. Wir wissen kaum, was wir an unserem Reisenden mehr bewundern sollen, ob seinen Muth, unter einer gefährlichen Verkleidung in ein Land einzudringen, dessen Zugang, ähnlich wie der der heiligen Stätte, Mekka und Medina, jedem Christen untersagt ist, ob seine Geistesgegenwart, unter so vielen Gefahren noch Beobachtungen und Forschungen anzustellen und deren Resultate gar zu Papier zu bringen. Aber nicht nur den Männern der Wissenschaft, sondern selbst dem nur nach Unterhaltung begierigen Leser bietet dieses Werk reichlichen Stoff der Befriedigung seiner Neugier. Es enthält die interessantesten Sittenschilderungen der vor Wrede fast ganz unbekannten Stämme Südarabiens. Das Pikanteste sind vielleicht die merkwürdigen Abenteuer des Reisenden selbst, die, so seltsam sie auch sind, dennoch das unzweifelhafte Gepräge der Wahrheit an sich tragen.

Das Chriſtusbild.

Eine Geſchichte aus Podolien.

Von

Karl Emil Franzos.

Motto:
„Sie konnten zuſammen nicht kommen —
Das Waſſer war viel zu tief.“
Deutſche Volksballade.

Podolien iſt ein ſeltſames Land. Du wanderſt ſtundenlang über die einſame Ebene, über Dir den graublauen Himmel, unter Dir die grasbewachſene Fläche. Kein Ton, als das Flüſtern des Windes im Geſträuche der Steppe, keine Bewegung als das Ziehen der Wolken über Dir. Kommſt Du in belebtere Gegend, taucht ferne eine Kirchthurmſpitze empor oder ein weißglänzender Edelhof, führt Dein Weg an bebauten Feldern vorüber, die ſeltſame Empfindung tiefer Einſamkeit bleibt. Und Du begreifſt, warum das Lied des Landmanns, der Dir begegnet, ſo melancholiſch klingt, warum die Märchen dieſes Volkes erfüllt ſind von Tod und Trauer oder doch von tiefer Wehmuth.

Ich liebe es ſehr, dieſes einſame, traurige, faſt unbekannte Land. Ich bin darin geboren und viele gute Menſchen, die ich im Leben lieb gehabt, ruhen in ſeinem Boden. Darum kehre ich immer wieder, wenn ich mich müde gewandert, dahin zurück, wie einſt in mein Vaterhaus, das da geſtanden, darum liebe ich die Erinnerungen, die aus meiner Kindheit herüberklingen, die ſich zauberhaft, verklärend und verſchönend um das öde Gelände ranken und um das kleine, arme, verfallene Landſtädtchen, in dem ich geboren.

Und wie ich dieſe Zeilen niederſchreibe, ſteht es wieder klar und greifbar vor mir, mit ſeinen engen, düſtern Straßen, mit der verfallenen Burg oben am Berge, mit dem ſtolzen Kloſter unten am Fluſſe. Und namentlich des letzteren muß ich oft gedenken. Ein hoher mächtiger Bau; rings von einer Mauer eingeſchloſſen, an der noch heute die Spuren der Kugeln zu ſehen ſind aus der böſen, verheerenden Tartarenzeit; drin ein wirrer Knäuel von Capellen und Wohnhäuſern, durch feuchte Steinhöfe oder ſpärlich bewachſene Grasflächen von einander getrennt. Ich war dort oft in meiner Knabenzeit, ich ſpielte gern in dem kleinen Friedhofe auf den verfallenen Gräbern, ich horchte gern dem Wiederhall meines Schritts in dem mächtigen, einſamen Refectorium, am liebſten aber ſtand ich in der „Capelle der Aebte“ — wie man den kleinen byzantiniſchen Bau nannte — und ſchaute empor zu dem Gemälde, das man erſt kürzlich da befeſtigt, friſch wie es aus den Händen der Malerin hervorgegangen, der ſchönen, ſtolzen Gräfin Jadwiga Bortynska, der Herrin des Städtchens Barnow. Es war ein

schönes Bild voll Liebe und Frieden. Auf wallender Wolke stand Christus und breitete segnend die Hände über den Erdball. Auf dem bleichen Antlitz, umwallt von schwarzem Lockenhaar, lag die höchste Liebe, die erhabenste Güte, rein menschlich und darum göttlich und erhaben.

Aber an dies dachte ich nicht, als ich, ein übermüthiger Knabe von zwölf Jahren, das Bild zum ersten Male sah. Es war an einem lichten, warmen Herbsttage; Vormittags war das Bild befestigt worden, einige Stunden später zeigte mir es der kleine Wladik, der Sohn des Küsters. Und als es mir so im vollen Sonnenglanze aus dem dunkeln Rahmen entgegentrat, wich ich fast erschreckt zurück.

„Weißt Du, wer das ist?“ fragte ich meinen Spielkameraden.

„Und darnach mußt Du erst fragen?“ erwiederte der in knabenhafter Entrüstung, „das ist unser Herr Jesus Christus, den Ihr gekreuzigt habt!“

„Nein, Wladik!“ erwiederte ich fest, „der ist es nicht — das ist der Bocher David, der mir bis zum Frühling den Talmud gelehrt.“

Wladik war entrüstet und schalt, aber ich ließ mir nichts ausreden; ich wußte, was ich wußte. Und als ich aus der Nachmittagsschule nach Hause kam, da erzählte ich meinem Vater von dem Bilde.

„Närrisches Kind,“ lächelte der, „wer soll es denn gemalt haben?“

„Unsere Frau Gräfin,“ antwortete ich eifrig.

Der Vater lächelte nicht mehr. „Also doch . . .,“ sprach er sinnend „es ist fast unglaublich. . .“

„Was?“ forschte ich neugierig. Aber er wies mich schroff ab. Ich hätte auch das, was er meinte, damals nicht verstanden.

Später aber verstand ich sie, die seltsame, todttraurige Geschichte, die ich Euch erzählen will, die Geschichte des Christusbildes in der Capelle zu Barnow, das doch zugleich das meines Lehrers war, des Bocher David.

Ich habe die Geschichte seltsam genannt, mein Leser, und seltsam wird sie Dir auch ins Ohr klingen, namentlich wenn Du im Westen zu Hause bist, wo Bildung und Duldung wohnen. Und traurig, furchtbar traurig. Aber klage darum nicht den Erzähler an, dessen Herz sich schmerzlich zusammenzieht in der Erinnerung, sondern jene ewige, unbegreifliche Macht, die das schwache Menschenherz zu Nacht lenkt oder zu Licht, zu Glück oder zu Elend! . . .

Ich will erzählen . . .

* * *

In grünem, freundlichem Thale liegt das kleine Städtchen. Oben die Trümmer der Burg, etwas tiefer das neue stolze Grafenschloß, weiter am Flusse das Kloster. Alle drei weit ab von dem eigentlichen Städtchen. Es ist, als hielten sie sich stolz entfernt von den niedrigen Hütten, den kleinen baufälligen Häusern, den dumpfen, engen Straßen von Barnow, und von dem Elend, von der Armuth seiner Bewohner.

Aber glücklich sind diese Bewohner und die Straßen hell und die Hütten stattlich im Vergleich zu jenem abgeschiedenen, gleichsam verstoßenen Stadttheile, der sich in den ungesunden Morästen des Flusses hindehnt. Dort bleibt es düster und traurig, mag die Sonne noch so glänzend leuchten, dort verpesten verderbliche Dünste die Luft, liegt auch sonst das Thal im Blüthenduste des Frühlings. Dieser Theil des Städtchens ist am dichtesten bewohnt, — das Ghetto, das Judenviertel. Dort war es entsetzlich und ist es noch heute.

Mein Vater, der Arzt des Städtchens, war der einzige Jude des Ortes, der für sich und seine Familie das Privileg hatte, reinere Luft athmen zu dürfen. Ich that mir nicht wenig zu Gute auf dieses Privilegium, so wie darauf, daß ich, der einzige Judenknabe, in der Klosterschule „christliche Weisheit“ lernen durfte. Die Brücke aber zwischen mir und meinen Glaubensgenossen bildete mein Lehrer, der Bocher David.

David war die seltsamste, geheimnißvollste Gestalt der „Gasse.“ Er war der Sohn des verstorbenen Rabbi des Städtchens. Schon in seiner frühen Knabenzeit war er der Stolz und die Leuchte seines Vaters und der Gemeinde gewesen. Seinem frühreifen Geiste lagen alle Geheimnisse des Talmuds erschlossen, all' die Spitzfindigkeiten und Räthsel. Man bewunderte, man vergötterte den Knaben. Man erblickte in dem schwachen, bleichen Kinde den größten Schriftgelehrten der Zukunft. Man verzieh deshalb die Hast, die Unbändigkeit seines Wesens.

Da starb der greise Vater und hinterließ seiner Wittwe und dem einzigen Kinde nichts als seine große Bücherei und die Liebe seiner Gemeinde. Diese that auch für die Verwaisten, was sie konnte, oder richtiger, nur, was ihr genügend und billig schien. Er durfte mit der Mutter im Hinterstübchen des Hauses wohnen bleiben, während in die vorderen Gemächer ein neuer Rabbi zog. Es war so recht und hergebracht, aber es verletzte tief das Gefühl des Kindes. Und für den Verwaisten fand man auch nicht jene Worte begeisterten Lobes, wie einst, obwohl er es doch täglich mehr verdiente. Der Trotz seines Wesens wuchs und damit seine Unbeliebtheit in der „Gasse." Dazu kam es noch, daß er den neuen Rabbi, den berühmten, frommen Mann, eines Tages in der Deutung einer Talmudstelle entschieden überflügelt und sich in kindischem Stolze dessen gerühmt. Nun hatte er auch einen Todfeind in der Gemeinde. Wie er einst vergöttert worden, wurde er nun angefeindet. Seine Lage ward unleidlich. Aber er blieb — so lange seine Mutter lebte. Ihr allein gehorchte er, sie allein vermochte zuweilen ein Lächeln auf das düstere, verschlossene Antlitz des Sohnes zu locken. Als sie gestorben, war auch eines Morgens der fünfzehnjährige Knabe verschwunden. Und er blieb verschwunden. Man vergaß ihn allmählig und erzählte nur noch zuweilen von dem Sohne des Rabbi, der so klug und gelehrt und doch so böse und verstockt gewesen.

Und er blieb verschollen durch lange zwölf Jahre . . .

Da kam er eines Tages wieder in das Ghetto des kleinen podolischen Städtchens und miethete sich in einem der verfallenen Häuschen ein. Am nächsten Tage aber ging er zu den Vorstehern der Synagoge und zu den Krankenpflegern und sagte ihnen, er sei entschlossen, sein Leben den Kranken zu widmen und den Sterbenden. Er kenne manches Heilmittel und manche Art der Heilung. Und er bitte, sein Opfer anzunehmen und ihn nicht zu schonen, wo Rettung und Pflege nöthig sei. Sie wunderten sich über seinen Entschluß, dann lobten sie ihn. Später aber segneten sie seine rastlose Thätigkeit und sein Lob ging von Mund zu Munde wie einst. Aber ein gewisser Hauch der Unheimlichkeit und des Fremdseins blieb um ihn, er ward nicht wieder heimisch in der Heimath. Von welcher Art die Studien seien, die er bei seiner einsamen Lampe nächtelang betrieb, wovon er lebte, wo in der Ferne er gewesen, was er dort getrieben, das wußte Niemand. Der Rabbi, der im Laufe der Jahre längst den Uebermuth des Knaben vergessen, war der einzige Mensch, mit dem er eigentlich verkehrte. Durch den erfuhr man auch, daß er im heiligen Lande gewesen und die Länder des Westens gesehen, ja daß er sogar im Lande jenseits des großen Meeres längere Zeit geweilt — in „Amerikum," wie es in der Sprache der „Gasse" heißt. Er spreche vieler Völker Sprache, rannte man sich zu, er wisse Alles und vermöge viel, im Guten wie im Bösen, denn er sei ein Meister der „Kabbala" und ihm lägen die großen, furchtbaren Geheimnisse des Buches „Sohar," des Lehrbuchs der „Kabbala" klar und offen. Er habe sich seinen Lehrern verpflichtet, stets einsam zu bleiben, und darum sei er noch heute „Bocher," d. h. unverheirathet.

Er aber wußte nichts von diesen Gerüchten, oder er kehrte sich nicht daran. Er half, wo er helfen konnte, ohne Dank zu fordern oder gar Entgelt. Und allmählig achteten und liebten sie ihn doch, den einsamen, stillen, bleichen Mann. Das Antlitz war nicht leidenschaftlich und düster wie in seiner Knabenzeit, es trug einen Ausdruck milden Ernstes, der in gleicher Weise die Furcht wie den Uebermuth bannte. Der „Bocher" war der einzige Ghettobewohner, den die Christenknaben nicht mit Koth und Hohn bewarfen, obwohl er sich äußerlich vielleicht nur durch die peinlich sorgsame Reinlichkeit der Kleidung von seinen Glaubensgenossen unterschied. Er trug gleichfalls die seltsame altpolnische Tracht der Juden in Polen und Rußland. Und sie paßte vortrefflich zu dieser hohen, stattlichen Gestalt, zu diesem bleichen, geistvollen Antlitz mit den herabwallenden dunklen Locken.

Dieser Mann nun wurde mein Lehrer und blieb es durch sechs Jahre bis in mein zwölftes Jahr. Er behandelte den übermüthigen, regsamen Knaben stets gleich ernst, gleich liebevoll. Wir sprachen fast nie ein Wort, das nicht strenge zum Unterrichte gehört hätte. Nur ein einzig

Mal. Ich war zum ersten Male aus der Klosterschule nach Hause gekommen und weinte über den Hohn und die Mißhandlung, die mir meine Mitschüler angethan. Da trat der „Bocher" ein und ich klagte ihm mein Leid. Er hörte schweigend zu und schlug die Stelle des Buches auf, wo wir gestern gelesen. Ich weinte fort. „Weine nicht," sprach er da, „weine nicht, mein Kind, sie wissen ja nicht, was sie thun." Und dann setzte er mit hartem, rauhem Tone, wie ich ihn nie wieder von ihm gehört, hinzu: „Weine nicht! — Sie sind der Thränen nicht werth! Und es kommt ein Tag der Vergeltung." Ich blickte erstaunt auf und sah in seinem Antlitz einen fremden, drohenden Zug. Er schwieg, die Züge glätteten sich und nach einer Weile begann er mit lauter, ruhiger Stimme die Bibelstelle zu erklären.

Ich liebte ihn sehr, meinen bleichen, gütigen Lehrer, und war tief betrübt, als er eines Tages Abschied nahm. Seitdem habe ich ihn nur noch einmal gesprochen.

* * *

Der alte Graf Adam Bortynski war ein harter Herr, von Niemand geliebt, von Jedermann gefürchtet. Aus einer Nebenlinie stammend, hatte er nie auf das reiche Majorat der Familie hoffen dürfen. Er war selten im Lande gewesen, den Ertrag seiner Güter ließ er sich nach Paris oder London senden, nach Monaco oder Homburg, man kannte ihn wenig im Städtchen. Da kehrte er plötzlich als Besitzer zurück. Der junge Majoratsherr, Graf Arthur, war gestorben — in Paris, und plötzlich — an einem Blutsturz, den ihm unmäßige Ausschweifung zugezogen. Man flüsterte unheimliche Geschichten darüber, wie Niemand für den jungen Mann ein besserer Lehrer in den Ausschweifungen der üppigen, lasterhaften Stadt gewesen, als sein nunmehriger Erbe. . . .

Dem aber mochte sein wie es wollte, Graf Adam war nun Herr. Bisher war er unverheirathet geblieben, obwohl keineswegs ein Weiberfeind. Nun lag ihm auch die Pflicht ob, dem Majorate einen Erben zu schaffen. Er wählte die schöne, die wunderbar schöne Jadwiga Polanska, die Tochter eines benachbarten, verarmten Landedelmanns. Man wußte, daß das junge Mädchen den Grafen fürchtete und haßte, aber man wußte auch, daß dieser sie dem Vater abgekauft. Und Eingeweihte konnten sogar den Kaufpreis nennen. Lange noch erzählte man im Städtchen vom Hochzeitszuge, wie Graf Adam stolz und triumphirend einhergeschritten und die junge Braut bleich und düster. Das Hochzeitsmahl war glänzend und sehr heiter, aber als der nächste Morgen graute, hörten die Diener in dem Flügel, den die Neuvermählten bewohnten, einen Schuß fallen, und als sie hineilten, fanden sie den Grafen in seinem Zimmer mit zerschmetterter Hirnschale, die Pistole mit der Rechten noch krampfhaft umklammernd. Was ihn in den Tod getrieben, wußte man nicht, man konnte es auch nicht aus den bleichen, ruhigen Zügen der jungen Wittwe lesen.

Man sprach viel über die Geschichte, bis man sie vergaß, oder bis eine neue an ihre Stelle trat. Dergleichen passirt ja gar nicht selten in Polen und Rußland! — Das Majorat fiel an eine entfernte Nebenlinie, Schloß und Stadt Barnow behielt die Gräfin Jadwiga.

Aber dem stattlichen Schlosse, dem ganzen reichen Besitzthum schien schon einmal das Schicksal bestimmt, vereinsamt und unbenützt zu sein. Auch die junge achtzehnjährige Wittwe zog fort. Und sie blieb lange aus. Man hörte nur zuweilen von den glänzenden Triumphen, die ihre Schönheit, ihr Geist in Paris feierten, oder in Helgoland oder in Wiesbaden. Sie heirathete nicht wieder, wie man allgemein erwartet. Und eines Tags im Frühling kehrte sie nach fast zehnjähriger Abwesenheit zurück. Die stattlichen Gemächer wurden nun wieder benutzt, auf dem Schloßhofe tummelte sich eine zahlreiche Dienerschaar. Die Gräfin war nicht mehr so schlank wie einst, das Antlitz war bleich, vielleicht zu bleich, aber sie war immer noch schön, — dämonisch, schier unheimlich schön.

* * *

Der Maimorgen war lieblich, die Luft erfrischend, und die Morgensonne blickte freundlich auf die beiden schönen Gestalten, die rasch querfeldein sprengten, hinaus in das Lenzparadies, das so wunderbar vor ihnen lag.

Ob sie sich wohl beide dessen freuten,

wie sie so lustig dahinsprengten? Die Dame gewiß. Die rasche Bewegung, die frische Morgenluft hatten den bleichen Zügen einen rosigen Schimmer mitgetheilt, der ihnen sehr gut stand. Sie sah frisch und anmuthig aus, die Gräfin Jadwiga. Und so heiter, so glücklich! Weniger heiter, weniger glücklich schien ihr Begleiter. Ein blonder, junger Mann, Baron Starsky, an Gestalt ein Riese, an Herz und Gemüth ein Kind. Auch an Verstand, meinten böse Zungen. Er blickte recht betrübt drein. Er liebte die Gräfin so heiß, so unschuldig, mit der Gluth der ersten Liebe, sagte er selber, wenn er der „Liebe" zur kleinen, hübschen Französin vergaß, der Zofe seiner Mutter. Aber das war schon lange her, volle sechs Monate. Er war sehr reich, seine Güter grenzten an die der Gräfin, er liebte sie überdies. Dies Alles hatte er ihr heute Morgen beim Spazierritte sagen gewollt. Und ob sie nicht Baronesse Starsky werden wolle?! — Nun war Alles vereitelt: wer konnte auch bei solch' rasendem Tempo eine Liebeserklärung machen?!

Endlich — endlich gab die Gräfin das „verrückte" Gallopiren auf, wie der Baron leise meinte, aber nur sehr leise. Die Rosse gingen verschnaufend und im Schritt auf der Heerstraße zum Städtchen. Aber seltsam, das Herzklopfen, das Starsky vorhin der raschen Bewegung zugeschrieben, wollte nicht weichen. Es wurde nur immer stärker. Nun war ja der passende Augenblick da. Aber es ging nicht recht, gleich aufs Ziel loszusteuern. Und er begann vom Wetter zu sprechen, der brave, verliebte, kindische Riese. Wie schön der heurige Frühling sei. Er kümmerte sich sonst nicht viel um Blumen, jetzt wußte er Wunderdinge davon zu erzählen. Aber in immer größeren Pausen. Und er sah mit Schrecken den Moment, wo er gänzlich werde schweigen müssen.

Wie eine Erlösung klang es daher in sein Ohr, als die Gräfin plötzlich, ihr Roß anhaltend, fragte: „Was ist das dort für eine seltsam, dunkle Gestalt auf der Wiese?" Und sie deutete mit der Hand hin.

Baron Starsky klemmte diensteifrig sein Monocle ins Auge.

„Ein Jude, Frau Gräfin. Er hält etwas Gläuzendes in den Händen — eine Blechbüchse. Was Teufel will er damit?"

„Fragen wir ihn selbst."

Und die schöne Frau sprengte über den Graben. Hinterher natürlich Starsky. Der Jude machte eine Bewegung, als wollte er fliehen, dann blieb er stehen und erwartete mit abgewandtem Antlitz die Nahenden.

„Was thut Ihr da?" fragte die Gräfin.

„Ich sammle Kräuter für meine Kranken," erwiederte der Mann leise in reinem Deutsch.

„Ihr seid ein Arzt?" fragte sie erstaunt weiter. „Das ist eine seltsame Nebenbeschäftigung für einen Handelsmann oder Talmudisten, und eins von beiden seid doch Ihr Alle, die . . ."

Da fiel ihr Starsky in's Wort. „Wenn Du nur Kräuter sammelst," fragte er rauh, „was blickst Du da den Leuten nicht ehrlich ins Gesicht, was athmest Du so schwer . . . He, Jude?! . ."

Und er faßte ihn vom Pferde festen Griffs bei der Schulter. Aber eine energische Bewegung machte den Mann frei und den Baron unwillkürlich zurückweichen. Der Hut war dabei vom Haupte des Juden gefallen und verhüllte nun nicht mehr die freien, edlen Züge.

„Lassen Sie mich!" rief er drohend, grollend.

Die Gräfin hatte rasch ihr Pferd zwischen die streitenden Männer gedrängt. Sie war todtenbleich, ihr Athem flog, die farblosen Lippen bebten, als suchten sie vergeblich nach Worten, der starre Blick bohrte sich in das Antlitz des fremden Mannes.

Der schien sich bezwungen zu haben; das bleiche Antlitz war ruhig.

„Wer seid Ihr . . Bist Du's . . . Wie heißt Ihr?! . . ."

So rief, nein schrie sie wie in tödtlicher Angst und doch wieder wie jubelnd.

„Ich heiße David Blum," erwiederte er tonlos und dumpf. „Sie nennen mich David den Bocher. Ich bin ein Judenlehrer und Krankenpfleger in Eurer Stadt."

Sie wankte im Sattel und schlug die Hände wie rasend vor's Antlitz. „Mein Gott!" ächzte sie leise, „äfft mich ein böser Traum?! Da bist Du ja, Du, Friedrich, Deine Stimme, Dein Antlitz! Aber hier finde ich Dich, in dieser Kleidung?! Ich werde wahnsinnig . . Friedrich, Du bist es doch, Friedrich Reimann . . ."

Sie war vom Pferde herabgeglitten, sie trat auf ihn zu, sie faßte seine Hände. Starsky blickte mit wirbelnden Sinnen auf die Scene.

David der Bocher rang einen harten Kampf. Er wandte sich zum Gehen, er wollte sprechen, er konnte es nicht. Und endlich sagte er gepreßt und leise: „Friedrich Reimann ist todt, seit langen, langen Jahren schon. Ich bin David der Bocher, der Krankenpfleger."

Sie seufzte tief auf, sie rang nach Luft. „Ich verstehe Dich, Friedrich ist todt. Aber David Blum lebt. Und ihm muß ich sagen, was ich Friedrich nicht mehr sagen kann. Ich habe Dich gesucht, lange, so unermeßlich lange und überall. Hier habe ich Dich gefunden. Du mußt mich hören . . ."

„Es wäre nun nutzlos, Frau Gräfin," sagte er leise, aber fest. „Friedrich hat Ihnen vergeben, längst, aus voller Seele." Und ein tiefes, schmerzliches Entsagen zuckte über das Antlitz des Mannes.

„Es ist nicht nutzlos," flehte sie. „Ich bitte um die Gnade, höre mich nur einmal an, nur eine Weile lang. Komm' heut' Nachmittags zu mir auf's Schloß." Er schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt. „Sage nicht nein . . . Denk' an das Wort: „Seid barmherzig gegen die Schwachen." Du wirst kommen, um Gottes, um der einstigen Zeit willen . . ."

„Ich werde kommen," sagte er nach kurzer Pause. Dann schritt er nach stummem Gruße der Stadt zu.

Die Gräfin athmete tief auf; sie fuhr sich über die Augen, als erwache sie aus schwerem Traume, und wandte sich gegen Starsky, der ihr mit dem tiefsten, gleichsam versteinerten Erstaunen in den Zügen entgegenkam. Sie bestiegen die Pferde und ritten schweigend gegen Schloß Barnow. Vor dem Thore entließ sie ihn mit flüchtigem Kopfneigen.

Er aber ritt nach dem benachbarten, väterlichen Edelhofe, wider seine Gewohnheit in tiefen Gedanken. Die Gräfin Jadwiga Bortynska und David der Bocher . . . ihm wirbelte das Hirn . . . er konnte es nicht fassen. Und dieser Frau hatte er seine Hand antragen wollen. Und sie hätte sie vielleicht angenommen — vielleicht? nein, unzweifelhaft, gewiß! O, entsetzlich! . . . . . .

Die Annalen des Hauses derer von Starsky haben für heute ein bisher unerhörtes Ereigniß zu verzeichnen. Ein edler Sprosse des Hauses hat schlecht zu Mittag gespeist und bleibt den Nachmittag lang in tiefen Gedanken! . . .

* * *

Der Park von Barnow. Ein blühendes, knospendes, grünendes Gewirre von Blumenbeeten und Baumgruppen, von Vogelliedern durchhallt, von Frühlingsdüften durchweht. Und über alldem der helle Glanz der Frühlingssonne.

Dort der kleine Pavillon. Vor seinen Fenstern, in die der Flieder seine Blüthen drückt, schimmert der blaue Weiher, eine unbewegliche, schier endlose Fläche. Schwanke Weiden spiegeln sich darin. Der Platz ist wie geschaffen für süßes, stilles Träumen.

Aber die Frau, die darin in der weichen Causeuse ruht, träumt nicht süß. Ihr Auge, das düster und starr, wie in weite Fernen blickt, sieht nichts von all' der Schönheit, von dem stillen Frieden des Lenzes. Ihr Antlitz ist düster und schmerzvoll, wie ihr Herz. Hier fällt die Maske, hier ist sie nur das unglückliche, schwergeprüfte Weib.

Und hier lassen sie sich auch nicht bannen, die Bilder der Erinnerung. . . .

Was Anderen wie ein stilles Eden voll Licht und Glück in der Seele liegt, woran sie sich später erlaben in den Stunden der Noth: die Tage der Kindheit und der Jugend, ihr sind sie düster und grauenhaft. Das wüste, traurige Leben auf dem väterlichen Gute, ein Leben voll Noth und Entbehrung . . . Die Mutter, die blasse, unglückliche Frau, die das Verderben ihres Gatten sieht, die es nicht aufzuhalten vermag, die endlich dahinsiecht an gebrochenem Herzen . . . Sie ist der gute Engel des Hauses gewesen. Nach ihrem Tode bricht Alles zusammen . . . Alles . . . Alles! Jadwiga zieht mit dem Vater auf das kleine Gütchen, das ihm noch geblieben. Sie gedenkt der folgenden Jahre. Wie trägt sie sich so schwer — die Bürde der verschämten Armuth! — O viel schwerer noch als der Hunger und die Kälte. Und rings nichts als Noth und Elend und Trostlosigkeit. Der Vater freilich hat Trost gesucht und gefunden — in der Branntweinflasche. Und wenn er sich allen Kum-

mer und alle Erinnerung weggetrunken, dann begreift er nicht, warum die Tochter ihn ewig mit Traurigkeit und Thränen quält. Und er schlägt sie blutig, damit sie heiterer werde. . . .

Ein düsterer, verachtungsvoller Zug liegt auf dem Gesichte der Brütenden. Und wehe dem Menschen, der so seiner Eltern gedenken muß.

Aber sie ist schön geworden trotz der Thränen und der Schläge und ihr Leib üppig und herrlich. Aber sie flucht ihrer Schönheit und dem Morgen, da sie Graf Adam gesehen, da ihn diese Schönheit entflammt. Sie gedenkt des Tages, an dem er sie dem Vater abgekauft, um so und so viele Tausend polnischer Gulden. Wie der Vater ihr gesagt, daß sie Gräfin Bortynska werden müsse, wolle sie nicht, daß er noch mit grauem Haar zum Bettelstabe greife. Wie hatte sie geweint und gefleht, sie nicht dem alten, finstern Mann zu überlassen, vor dem es ihr graute, den sie haßte, von dem sie sagten, er sei ein Mörder! Sie hatten geschworen, zu arbeiten, und sei's wie eine Magd, und ihn nie, nie darben zu lassen. Es war vergeblich gewesen, eine Polanska durfte sich ja nie zur Dienerin erniedrigen! Und sie war die Braut des Grafen geworden. . . .

Es trieb sie vom Sitze empor, sie schritt bleich und finster mit verschränkten Armen auf und ab. Aber sie kamen unerbittlich, sie kamen alle, die Bilder der Erinnerung.

Sie lebte sie noch einmal durch, die Qualen jener Zeit. Und sie gedachte des Tages, da man sie in die Kirche geschleppt, ein geschmücktes Opfer, da man sie gezwungen, Lüge und Meineid zu schwören vor dem Bilde ihres Gottes, der ihr bisher das einzige Wahre, das Licht und der Trost gewesen in ihrem armen, elenden, zertretenen Dasein und wie man ihr so auch Gott zur Lüge gemacht. Sie gedachte ihres Hochzeitsfestes, bei dem sie zuerst den entsetzlichen Gedanken gefaßt, daß sie den nächsten Morgen nicht erleben dürfe, sie — oder ihr Gatte.

Die Minuten voll Höllenqual flossen so langsam; endlich — endlich durfte sie sich erheben. Sie ging in ihre Gemächer und schickte die Dienerinnen, die sie entkleiden wollten, zur Ruhe. Sie sah sich um im prachtvollen, lauschigen Boudoir, sie wandte sich mit Entsetzen von dem schwellenden Lager. Und sie sann auf Rettung und Rache, indeß er unten zechte und sich des schönen Weibes freute, das seiner harrte.

Und sie fühlte es nun noch einmal mit Schauern, wie sie plötzlich ruhig geworden, wie ihr ein teuflisch klarer Gedanke gekommen. Sie erhob sich, ergriff einen der schweren Candelaber und schritt mit der flackernden Wachskerze hinaus und durch die hallenden Gänge und Gemächer des abgelegenen Flügels. Sie vermied es, in die Spiegel zu schauen, an denen sie vorüberschritt, denn ihr graute vor ihr selbst.

Endlich blieb sie vor einer hohen Flügelthür stehen. Sie war nur eingeklinkt. Sie trat in den hohen, finstern Saal, den Ahnensaal der Grafen Bortynski. Dort, wo die Reihe schloß, lehnten noch zwei Gemälde an der Wand, das des jungen Grafen Arthur und ihres Gatten. Sie waren gestern erst aus Paris angekommen; man hatte sie im Gewirre des Hochzeitfestes, wie sie heute zufällig erfahren, zu befestigen vergessen.

Sie ergriff das Gemälde des Verstorbenen; es war schwer, aber sie fühlte es nicht. So beladen schritt sie zurück. Sie lehnte das Bild an ein Tischchen in der Mitte des Gemachs und gruppirte die Wachskerzen so, daß ihr helles Licht darauffiel. Sie bezwang ihr Grauen, saß am Fenster nieder und harrte. Es waren furchtbare Gedanken, die sie beschlichen, indeß sie horchte, ob ihr Gatte nicht nahe. Schon graute der Morgen, da hörte sie endlich seine schweren Tritte.

Sie erhob sich, bleich, gefaßt. Er trat ein, von Wein und Erwartung erregt.

Da fiel sein Blick auf das Bild seines Opfers.

In dem fahlen Lichte des Morgens und der erlöschenden Kerzen erschien es, als trete der Todte aus dem Rahmen hervor.

Er wich entsetzt zurück, seine schon umnebelten Sinne verwirrten sich. Wie eine rächende Stimme des Himmels tönten ihm die Worte seines Weibes: „Fort . . . fort . . . mit Dir, Mörder! Dein Opfer steht zwischen Dir und mir!“

Er stürzte fort, in sein Gemach.

Sie sank halb ohnmächtig auf ihren Sitz zurück.

Und nach einer Minute hörte sie einen Schuß dröhnen. . . .

Die junge Frau schloß die Augen, wie um nicht noch einmal das Entsetzliche zu sehen. Sie barg ihr Antlitz in die Hände. Aber sie entfloh sich nicht, sie entfloh ihnen nicht, den Bildern der Erinnerung!

Die schweren Tage nach dem Tode ihres Gatten, die Tage, wo sie weinen und Schmerz zeigen mußte, indeß sie nur ein dumpfes Grauen fühlte . . . Sie mußte fort, es trieb sie aus dem Schlosse. Und sie ging fort.

In langer, glänzender Reihe zogen nun an ihr die Tage vorüber, wo sie als Königin geglänzt in den vornehmen Cercles der Seinestadt. Sie schien so glücklich, sie lächelte so süß, sie schleuderte den Spielball der Conversation so gewandt hin und her, sie suchte zu vergessen.

Aber sie vergaß nicht. Sie war nicht glücklich. Sie fühlte oft eine entsetzliche Leere in ihrem Herzen. Und die ließ sich nicht bannen in jener glänzenden Scheinwelt.

Da trat die Versuchung an sie heran.

Ein blonder, blasser, einfältiger Regent, der Fluch seines Landes; der würdige Sprößling eines halb blödsinnigen Vaters und einer lasterhaften Mutter. . . .

Bah! Sie stieß ihn von sich, wie ein unreines Gewürme.

Aber hundert Andere lagen ihr zu Füßen, nicht nur schöne und reiche, auch gute und echte Männer. Aber sie liebte Niemand.

Da schlug auch ihre Stunde. In Wiesbaden war's . . .

Er hatte dies stolze, heiße, unbeständige Herz unterjocht, der bescheidene deutsche Arzt, der Leibarzt des Fürsten Sugatscheff — Dr. Friedrich Reimann. Sie liebte ihn, wie er sie liebte.

Aber auch ihn hatte sie verloren. Durch eigene Schuld, flüsterte anklagend ihr Herz.

Die Schuld ließ sich nicht gut machen. Er war nach jener unseligen Katastrophe plötzlich verschwunden und blieb verschwunden. Sie suchte ihn — sie fand ihn nimmer.

Und sie lächelte, spöttelte und herrschte weiter in ihrem Kreise. Aber ihr Herz, das bisher nur leer gewesen und unbefriedigt, trug nun auch den Stachel der Reue.

Sie ertrug es lange. Dann ward ihr der Qual zu viel.

Sie kehrte in ihre Heimath zurück, um da zu vergessen, oder doch wenigstens, um weinen zu können und nicht ewig, ewig das Lächeln des Glücks zur Schau tragen zu müssen.

Da hatte sie auch den Mann gefunden, den sie gesucht. Freilich in einer Gestalt, die sie nicht begriff. Aber was kümmerte es sie, wer durfte ihr befehlen, wen sie lieben solle, wen sie zu ihrem Herrn und Gemahl machen dürfe?! . . .

O! Sie wollte es gut machen, was sie gefehlt; sie wollte glücklich sein mit dem Geliebten und durch den Geliebten. . . .

Und zum ersten Male in den langen Stunden, die sie heute einsam verbracht, lächelte sie, und es war kein trauriges Lächeln, es war ein Lächeln der Hoffnung und der Liebe. . . .

* * *

Selbst in das schmutzige, düstere Labyrinth der Judenstadt drang heute ein Hauch des Frühlings. Die Gesunden wurden froher und vergaßen ihrer Sorgen, die Kranken schöpften neue Hoffnung in dem warmen, hellen Sonnenlichte. David der Bocher fand sie heute fast alle besser und heiterer. Und er sprach auch heute mit jedem von ihnen viel gütiger und ausführlicher, als sonst seine Art war, und jedem einzeln versprach er, fast feierlich, daß er morgen wiederkommen wolle.

Dann ging er in's Schloß. „Die Frau Gräfin erwarte ihn im Pavillon, im Garten," sagten ihm die Diener. Er ging dahin und trat in's Gemach, in den ruhigen Zügen den ihm eigenen milden Ernst.

Sie eilte ihm erregt entgegen, sie faßte seine Hand. „Dank! Friedrich, Dank, daß Du gekommen. Ich habe mich so lange danach gesehnt und darauf gehofft. Nun kann Alles, Alles wieder gut werden."

Sie hielt inne, als erwarte sie seine Anrede.

„Ich bin gekommen," sagte er ruhig, „weil Sie mich darum ersucht, Frau Gräfin. Und da uns das Leben noch einmal so sonderbar zusammengeführt, so bin ich Ihnen wohl auch noch eine Erklärung schuldig, was dies mein Gewand betrifft

und mein bisheriges Leben. Sie haben ein Recht darauf. . . .“

Ihr Auge hatte sich mit Thränen gefüllt, als er so kalt und ernst sprach.

„Du bist grausam, Friedrich! Du zürnst mir, zürnst mir mit Recht. Aber ich habe entsetzlich gelitten seit dem Tage, wo ich jene unseligen Zeilen schrieb. Und um meiner Reue, meiner Qualen willen, vergieb mir! Blick' nicht so ernst, so strafend . . .“

„Ich habe Ihnen längst vergeben,“ sagte er milder. „Ich sagt' es Ihnen schon. Aber Sie beginnen Unmögliches, wenn sie die Todten wecken, wenn Sie Momente aus unserem Leben streichen wollen, die unvergeßlich sind, eben — weil sie einmal dagewesen, weil man sie nicht vergessen kann. Ich kenne und verstehe die Qualen Ihres Herzens,“ fuhr er fort und seine Stimme bebte, „ich verstehe sie, weil ich sie an meinen Schmerzen messen kann. Und um Sie vor neuem Wehe zu bewahren, vor Hoffnungen, die sich nie erfüllen können, eben darum bitte ich Sie, mich anzuhören, obwohl Sie mich gebeten, obwohl ich gekommen, zu hören.“

Sie ließ die Arme, die sie im Beginn seiner Rede wie flehend erhoben, schlaff niedersinken und seufzte tief auf. Er nahm den dargebotenen Sitz und begann klar und fest:

„Ich bin im Städchen unten geboren, der Sohn des verstorbenen Rabbi. Die Leute dort haben mir nach dem Tode meines Vaters in ihrer Art viel Gutes und Liebes erwiesen, obwohl ich es damals undankbar verkannte. Nach dem Tode meiner Mutter zog ich fort. Ich erinnere mich noch lebhaft des düsteren, feuchten Herbstmorgens, da ich auszog. Geld hatte ich nicht, aber meine Glaubensgenossen sind milde und barmherzig gegen die Armen. Ich durchreiste Galizien und Polen und blieb hier und da als Schüler bei einem Rabbi. Aber keiner genügte mir, ich zog weiter. So kam ich nach Wilna. Dort lehrte Rabbi Naphtali, der berühmte Kabbalist. Ich lernte die Kabbala kennen, die seltsame, tiefsinnige, unheimliche Weisheits- und Glaubenslehre unseres Volkes. Ich warf mich mit glühendem Eifer auf ihr Studium. Das war mein Unglück, wenn Sie es so nennen wollen. Ich machte jene Periode durch, die jedem denkenden Jüngling nicht erspart bleibt, die Periode, wo ihm der positive Glaube zur Lüge wird, wo er kühn und vermessen das Unfaßbare erfassen will. Mein Wissen erschien mir beschränkt und kleinlich — ich strebte nach Höherem. Das deutsche Volk, das Volk der Dichter und der Denker, zog mich mächtig an und Deutschland ward meine Sehnsucht. Indeß ich unablässig seine Sprache studirte, erwarb ich mir durch Lehrstunden, durch Sparen und Geizen die nöthigen Mittel. Endlich konnte ich reisen. Der Zufall war mir günstig. Auf der Reise, in einem kleinen litthauischen Grenzstädtchen lernte ich den Fürsten Sugatscheff kennen. Der Mann war wie ein Edelstein, hart, klar und rein. Der Vater des Fürsten Alexius, den Sie in Wiesbaden kennen gelernt, Frau Gräfin.“

„Ich erinnere mich,“ sagte sie leise.

„Der junge polnische Jude,“ fuhr er fort, „der Lessing kannte und für Schiller schwärmte, erweckte seine Theilnahme. Er nahm sich meiner an, er ließ mich studiren. Die Welt der Alten erschloß sich mir in ihrem vielheitern, bunten Gewimmel, aber auch in ihrem Ernste und ihrer Tiefe. Aber mein Sehnen, mein Forschen erfüllte sie nicht. Dann wurden die Naturwissenschaften mein Hauptstudium. Der Materialismus ward mir Zweck und Ziel. Dann aber erwachte in mir der Trieb nach praktischer Thätigkeit, das Feuer des Jünglings war allmählig gedämpft, den Schleier der Isis aufzuheben, das Wesen des Bestehenden zu erforschen hatte ich aufgegeben . . . Ich ward Arzt und ein vielbegehrter, wohl auch ein geschickter Arzt. Meinen Namen hatte ich geändert, David Blum hätte manchen nutzlosen Kampf zu kämpfen, manche Kränkung zu erdulden gehabt, die Friedrich Reimann erspart blieb. Meinen Glauben wechselte ich nicht — wenn Sie wollen: aus Gewohnheit, denn damals war mir die eine Form positiver Religion so bedeutungslos wie die andere. — Meine Praxis wuchs, ich ward einer der ersten Aerzte in der norddeutschen Handelsstadt, wo ich mich angesiedelt. Da erkrankte der greise Fürst Sugatscheff und berief mich nach Paris an sein Lager.

Es war sein Sterbelager. Vor dem Tode hatte er mich angefleht, ein treuer Freund seines jungen Sohnes zu sein, ihn als sein Arzt so lange zu begleiten, bis ich glaubte, daß er dem Leben, dem schlüpfrigen,

verführerischen Leben der großen Welt selbständig entgegentreten könne. Ich leistete das Versprechen, das meine eben gegründete Lebensstellung vernichtete. Aber er war der einzige fremde Mensch, der mir im Leben wohlgethan. Nach seinem Tode ward mir erst die ganze Verantwortlichkeit und Peinlichkeit meiner Stellung klar. Fürst Alexius war ein leichtsinniger und verdorbener, wenn auch nicht absolut schlechter Mensch. Ich that meine Pflicht ohne Rücksicht auf seine Liebe; seine Achtung wußte ich mir zu erzwingen. Es waren peinliche, sorgenvolle Tage, die ich da verlebte, und eins nur stärkte mich, das Bewußtsein erfüllter Pflicht. Da kamen wir nach Wiesbaden, da lernte ich Sie kennen, Frau Gräfin . . ."

Sie hatte ihm bisher gesenkten Hauptes zugehört. Nun erhob sie ihre Augen und ließ sie auf seinem Antlitz haften, als erwarte sie von seinen Worten Leben oder Tod. Und er fuhr fort, warm und bewegt:

„Ich will sie Ihnen nicht noch einmal malen, die Bilder jener schönen, unsagbar schönen Zeit. Ich habe Sie geliebt, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele, daß auch Sie mich geliebt, weiß ich. Und wenn es Ihnen heute zum Troste ist, so kann ich Ihnen sagen, daß ich nie daran gezweifelt, nie, selbst in jenem Momente nicht, wo Sie mir die tiefste Wunde geschlagen. Aber eins bin ich Ihnen verpflichtet zu sagen, warum ich Ihnen nicht schon damals erzählt, was Sie heute vernommen. Ich that es nicht; nicht etwa aus falscher Scham über meine Vergangenheit, über meinen Glauben, ich that es nicht, weil ich einfach nicht daran dachte. Sie waren meine erste Liebe und mein Herz, das nun seine Ruhe gefunden, dieses einst ruhelose, vielgequälte Herz wird Ihnen ewig danken für jene kurze Zeit des Glücks. Die erste Liebe aber weiß ja nichts von der Vergangenheit und denkt nicht an die Zukunft. Der deutsche Dichter hat recht: „Die erste Liebe weiß noch nicht, daß sie sterben muß, wie das Kind noch nichts weiß von dem Tode, den es oft um sich sieht." Und im Bewußtsein dieser meiner Liebe ahnte ich nicht, daß es Ihre Liebe ändern könnte, wenn Sie erführen, eine Judenmutter habe mich geboren und ich sei ein armer Talmudist gewesen! Liebte ja auch ich nicht die Gräfin Jadwiga Bortynska, nur Sie, Sie allein, ein starkes, edles Herz, das dem meinen entgegenschlug. Eine anders geartete Liebe könnte ich wohl auch nicht empfunden haben, ich, den das Leben ernst und stark gemacht. Und daß ich mich in dieser Ueberzeugung getäuscht, daß Sie sich nicht zu einem gleich starken, gleich freien Gefühle aufzuschwingen vermocht, das stellt sich für ewig zwischen Sie und mich, das trennt uns für immer.

„Ich habe mir diese Gewißheit," fuhr er fort und seine Stimme klang wieder klar und voll, „nicht erst errungen in den langen Jahren seit unsrer Trennung, sie durchzuckte mich schon damals klar und furchtbar schmerzlich, als ich Ihre wenigen, flüchtigen Zeilen las, worin Sie mich anflehten, Ihnen die Wahrheit zu schreiben, ob ich ein Jude sei, ob die Gerüchte recht erzählten von meiner seltsamen Vergangenheit. Und weil ich schon damals erkannte, daß der Bruch unheilbar sei und unsere Liebe eine verfehlte, darum handelte ich nicht, wie vielleicht ein Anderer an meiner Stelle gehandelt hätte, ich suchte nicht zu retten, was noch in Ihrem Herzen an Liebe für mich zu retten war — ich ging. Ich lebte in Frankreich und reiste von da nach Amerika. Aber ich hatte meinen Schmerz mit über das Weltmeer getragen. Er heilte langsam und ich kämpfte viel, bis ich der Liebe zu Ihnen nur mit leiser Wehmuth zu gedenken vermochte. Denn Sie waren meinem dunklen, einsamen Leben das Sonnenlicht und der Frühling. Und als der Glaube an Sie in mir zusammenbrach', da schien es mir, als müßte in mir Alles brechen und lügen und fallen. Aber ich überwand. Und in jenen Stunden des herbsten Seelenkampfes habe ich auch mein Leben den Kranken gewidmet und den Elenden. Denn ich war im Innern ein Anderer geworden. Hatte ich früher nur um meiner selbst, um der Befriedigung meines Stolzes willen nach den goldenen Früchten der Erkenntniß getrachtet, hatte es mich früher nur um dessentwillen gedürstet nach dem Quell des Wissens, um, durch die Labe gestärkt, vor der Welt stark und unbeugsam dazustehen, so fühlte ich nun das Bedürfniß, Anderen zu nützen, Andere zu erheben und zu stärken. Und wieder andrerseits war ich so müde, so entsetzlich müde. So wies mich denn dies Alles auf die Heimath. Und ich kam

wieder in die Mitte jener Menschen, die mir in meiner Kindheit viel Liebe erwiesen, und zu den Grabhügeln meiner Eltern... Ich kehrte zurück zum Glauben an einen Gott der Liebe und des Erbarmens. Es war nicht Reue, die dies bewirkt, denn ich war kein Sünder gewesen. Es war nicht der Wunsch, die Gottheit womöglich zu versöhnen, denn ich hoffe und wünsche nichts mehr. Es war ein unaussprechlich tiefes, ein unaussprechlich banges Sehnen nach einem festen Halt in all der Nacht und Noth und Wirrniß ... Ich lernte es wieder lieben, mein armes, verachtetes, zertretenes Volk, und um ganz einer der Seinen zu sein, legte ich auch seine Kleidung an. Ich bin kein berühmter Mann geworden, ein armer, schlichter Krankenpfleger, aber mancher Mensch unten, Jude und Christ, gedenkt wohl auch meiner, wendet er sich zu seinem Gotte. Ich hätte vielleicht berühmt und reich werden können draußen im Getriebe des Lebens, aber glücklich bin ich hier im engen Thale, in meinem dumpfen Stübchen. Und nun frage ich nicht mehr, was ich einst im Zorn und Schmerz habe oft, oft fragen müssen, warum es so gekommen, warum gerade mir so viel, so unendlich viel des Schmerzes und Kampfes beschieden gewesen. Nun bin ich ruhig und darum glücklich, ich habe entsagt!"

Er schwieg. Draußen warf die Abendsonne ihren Schimmer über den Weiher und die Blüthenbäume, und sie ruhte auch wie verklärend auf dem stillen, bleichen Antlitz des Sprechenden.

„Daß Sie die Besitzerin meines Geburtsstädtchens seien," so schloß er nach kurzer Pause, „erfuhr ich erst, als Sie vor wenigen Wochen hier ankamen. Ich wünschte kein Wiedersehen — um Ihretwillen. Ihnen mußte es Schmerz und Reue erneuen. Denn auch Sie haben mich geliebt, wenn auch mit anderer Liebe."

Er schwieg abermals ... Sie antwortete nicht und schluchzte nur leise, tief auf, wie aus gebrochenem Herzen. Er erhob sich, um zu gehen. Da trat sie noch einmal an ihn heran. Sie war entsetzlich bleich, aus weit geöffneten, fast starr blickenden Augen rollten schwere Thränen.

„So wäre Alles aus," sprach sie leise, „Alles ... Alles. Ich habe Dich gefunden, um Dich auf ewig zu verlieren. Friedrich ... Friedrich ... es wird mein Tod sein!"

Er blickte voll tiefer Rührung auf die gebrochene Gestalt. „Auch Sie werden ruhiger werden," sprach er sanft. „Und dann auch glücklicher. Dann werden Sie erkennen, daß ich nicht anders zu handeln vermocht!"

Sie seufzte tief auf. „Ich büße hart," sagte sie mit zuckenden Lippen. „Für einen Augenblick der Schwäche mit einem langen, langen Leben voll Elend. Aber Eins will ich nicht: daß Du mich verachtest. Daß ich jene Zeilen schrieb, war die lange fortgesetzte teuflische Machination eines Elenden, der das Vorurtheil zu nützen wußte, das in meinem Volke gegen das Deine lebt, das man auch in mir von Kindheit an großgezogen."

„Ich dachte daran," sagte er milde, „ich verzieh Ihnen darum um so leichter. Aber wer war jener Mensch?!"

„Fürst Alexius Sugatscheff," sagte sie finster.

„Also doch!" rief er verachtungsvoll. Aber er bezwang sich. „Ich danke Ihnen für diese Mittheilung," sprach er, „sie macht es mir leichter, daran zu denken, daß ich mein Versprechen gegen den alten Fürsten nicht ganz gehalten."

Es ward dunkler im Gemache, die Sonne war gesunken.

„Leben Sie wohl, Jadwiga," sagte er leise, „leben Sie glücklich!" Er faßte warm ihre kalte Hand, an der die Pulse fieberten. „Und denken Sie daran, daß wir uns einst wiedersehen. . ."

Sie vermochte nichts zu erwiedern. Sie stand in der Mitte des Gemaches und horchte den verhallenden Schritten. Dann stürzte sie ohnmächtig zusammen ...

Der nächste Tag fand den Baron Starsky, wie der vorige, schwer betrübt und in tiefen Gedanken. Gräfin Jadwiga war Morgens mit dem Frühesten abgereist — Niemand wußte wohin. Und er hätte sie doch, trotz der gestrigen Scene mit dem „lumpigen Juden" vielleicht — geheirathet!

Der Mann seines Zornes aber streichelte in dem Momente liebevoll das Knabenhaupt des Erzählers dieser Geschichte und tröstete den Weinenden. Er hatte ihm eben gesagt, daß er nicht mehr sein Lehrer sein könne, denn jede Minute seines Lebens

gehöre seit gestern den Kranken und den Elenden.

* * *

Der Judenfriedhof zu Barnow ist ein lieber, stiller Ort. Eine Stätte des Friedens, nicht des Schreckens. Namentlich zur schönen Zeit, wo der blaue Himmel so freundlich auf das kleine Feld herablächelt, das ganz eingehüllt ist in frisches Grün und Frühlingsduft. Ueber den verfallenen Denksteinen, über dem Moder der Gräber wiegt sich in hellen, duftenden Sträußen die Hollunderblüthe.

Auch an des Bochers Grabe grünt ein solcher Strauch. Ich bin oft darunter gesessen und habe des Mannes gedacht, der da schlummert und immer wieder die Grabschrift gelesen, die in schönen, rührend einfachen Worten sagt, wie er ein Helfer und Pfleger gewesen den Kranken und den Elenden, und wie er, ein rechter Held, mitten in seinem Wirken gestorben.

Er ist ein Jahr nach dem, was ich Euch oben geschildert, heimgegangen. Der Winter hatte einen bösen Gast in die „Gasse" gebracht, das Nervenfieber. David half und rettete ohne Furcht und Ermüden, bis ihn selbst die Krankheit niederwarf. Er überwand sie, aber die Kraft seines Lebens war zerstört. Er siechte hin, aber er nützte noch immer, wo er konnte. Dann konnte er es nimmer und legte sich hin und duldete kaum, daß man ihn pflegte.

Wenige Tage vor seinem Tode hatte er mich zu sprechen gewünscht. Ich ging zu ihm. Er sah bleich und gebrochen aus und lehnte am offenen Fenster, durch das eben der erste Hauch des Frühlings in die dumpfe Stube drang. „Es freut mich, daß Du gekommen," sagte er milde lächelnd, „ich habe Dir noch etwas zu sagen, ehe ich scheide." Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort. „Ich habe Dir einmal ein böses Wort gesagt, ein Wort von Rache und Vergeltung für erlittene Schmach. Ich bitte Dich, vergiß dies Wort und handle nur darnach und gedenke nur dessen, was ich damals noch gesagt: „Verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Ich weiß, ein Wort haftet tief im Kindesgemüth. Aber Du giebst mir die Hand darauf, mir in diesem Letzten getreu zu folgen." Ich versprach es unter Thränen. Ich weinte, als wollte mir das Herz zerspringen. Denn dem Knaben war eine Ahnung gekommen von der Seelengröße des Mannes, der da noch im Sterben segnen und erheben wollte. „Du weinst, thörichtes Kind!" fuhr er wehmüthig lächelnd fort, „weinst um mich?! Hab' ich doch oft genug dem Tode in's Auge gesehen: er ist nicht schrecklich, er ist nicht grauenhaft, er ist ein milder Tröster und Freund der Menschen. Wohl hätte ich länger zu leben gewünscht, um die Pflicht zu erfüllen, besser und länger zu erfüllen, die ich auf mich genommen, aber Er, der unser Schicksal lenkt, hat es anders gewollt! Sein Wille sei gelobt!"

Er strich mir das Haar aus der Stirn, er ließ seine Hand wie segnend auf meinem Haupte ruhen.

„Leb' wohl, mein Kind! Leb' wohl und — werde glücklicher als Dein Lehrer —"

Das Letztere sagte er leise, so leise, daß ich es kaum verstand.

An einem schönen, lichten Frühlingstage fanden ihn seine Pfleger todt, ein Lächeln auf den Lippen.

Die Gräfin Jadwiga aber lebt noch; sie ist noch immer eine schöne Frau. Ob eine glückliche? Ob ihr wohl laut und schmerzlich noch die Erinnerung durch das Herz zuckt, an ihre Liebe und an den Mann, den sie ja trotz alledem innig geliebt?!

Das Christusbild, dieses seltsame Product religiöser Schwärmerei und irdischer, nicht zu besiegender Liebe hat sie in einem stillen Thale der Schweiz im Sommer gemalt, der jenem Frühling folgte. Die Kunst, die sie früher nur der Mode folgend betrieben, mochte ihr da zur Trösterin geworden sein. Und dies Bild zeigt auch wohl, daß sie den Edelmuth und die Größe der Entsagung begriffen, die der Jude um ihret-, um seinetwillen geübt ...

Das Bild aber und jenes einsame Grab auf dem Judenfriedhof: o saget: verkünden sie es nicht laut, daß nur die Liebe selig mache, der Glaube aber blind?! ...

Wir wollen jene Frau nicht verdammen. Sie war ja nicht böse, nur schwach, das Vorurtheil aber stark und allmächtig. Diesem Vorurtheil sind andere Frauenherzen erlegen als das ihre — größere, edlere, stärkere Herzen.

Und ich kannte ein solches Herz ...

O David! Dein Wunsch ist nicht erfüllt worden, der Schüler ist nicht glückli-

cher geworden als der Lehrer. — O David! Ein Anderer hätte die Geschichte Deines Herzens vielleicht besser erzählen gekonnt, besser und schöner, aber Niemand, Niemand hätte Dein Leid inniger nachfühlen können als ich. . . .

Vorüber! Vorüber!

Ich bin zu Ende. Die Geschichte, die ich Euch erzählt, mag wohl seltsam genug sein, seltsam und traurig — todttraurig, wie ich sie oben genannt. Aber klagt darum nicht den Erzähler an, dessen Herz sich schmerzlich zusammenzieht in der Erinnerung, sondern jene ewige unbegreifliche Macht, die das schwache Menschenherz zu Nacht lenkt oder zu Licht, zu Glück oder zu Elend.

Goethe und Marianne v. Willemer.

Von

H. Düntzer.

Auf der Leiter der Gefühle, welche der Männer Herz zu edlen Frauen hinziehen, giebt es gar mancherlei Sprossen, vom anmuthigen Gefallen an bis zum leidenschaftlichen, kaum im vollsten Besitze der Ersehnten sich beruhigenden Gluthdrange. Wo aber fände sich eine mannigfaltigere Gestaltung von Herzensneigungen als im Leben unseres großen Dichters, dem die gütige Natur neben dem entzündlichsten Herzen die Kraft männlicher Selbstbeherrschung und gefaßter Entsagung verliehen hatte, die ihn befähigte, da, wo die Leidenschaft ihn über die sittlichen Grenzen hinzureißen drohte, sich ein ernstes „Nicht zu weit!“ zuzurufen und die Treue gegen sich und Andere im Kampfe mit der steigenden Gewalt des Verlangens zu bewahren. Oberflächliche Betrachtung hat nur zu oft auch darin dem Dichter Unrecht gethan, daß sie in jedem herzlichen Gefallen, in jeder freundlichen Hinneigung leidenschaftliche Liebe witterte. Sehen wir von den leidenschaftlichen und doch unter sich so wunderbar verschiedenen Beziehungen ab, worin er zu Friederike, Lotte, Maximiliane von la Roche, Lili, Frau von Stein, Corona Schröter, der schönen Mailänderin, Christiane Vulpius, Ulrike von Levezow stand, welchen vielseitigen Wechsel der Neigung zeigen uns jene Antoinette Gerock, worin man die Veranlassung zu Mignon's tief rührender Gestalt hat sehen wollen, Anna Sibylle Münch, Betti Jacobi, Barbara Schultheß, die Marquise Branconi, Henriette von Wolfskeel, die Gräfin Egloffstein, Silvie Ziegesar, Minna Herzlieb und, um so manche Andere zu übergehen, die Herzogin Louise. Daß Goethe auch die Letztere herzlich geliebt habe, steht eben so fest, als daß der verehrenden Neigung zu ihr jeder leidenschaftliche Zug fremd blieb. Im Kreise der Frauen, denen Goethe eine innige, aber leidenschaftlose, beiden Theilen unser Herz gewinnende Liebe zugewandt, hat in neuester Zeit Marianne von Willemer ihre gebührende Stelle eingenommen. Daß mehrere Liebeslieder des „Divans“ auf der Gerbermühle bei Herrn von Willemer gedichtet seien, war längst bekannt, aber die erste bedeutungsvolle öffentliche Kunde über Goethe's Beziehung zu dessen Gattin brachte vor sieben Jahren das inhaltsreiche Buch über Sulpiz Boisserée; auf ihre Betheiligung am „Divan“ und die Bedeutung der edlen Frau machte sodann im Jahre 1868 Johannes Janssen in dem bedeutenden Werke über Joh. Friedr. Böhmer aufmerksam. Ebenfalls im Jahre 1868 brachten die „Preußischen Jahrbücher“ Herm. Grimm's gehaltvollen Aufsatz: „Goethe und Suleika. Zur Erinnerung an Marianne von Willemer,“ mehr ein anziehendes Stück aus Grimm's Leben, eine Darstellung seiner eigenen Bekanntschaft mit Mariannen, die er 1849 gemacht hatte, als eine eingehende Kunde vom Leben der edlen Frau, deren frühere Verhältnisse hier ganz im Dunkel bleiben. Selbst die Entwicklung der Beziehungen Mariannens zu Goethe ist nicht versucht, und über den „Divan“ und ihren Antheil an diesem wird nicht richtig geurtheilt, da dem Verfasser die längst vorliegenden Mittheilungen über die Entstehungszeit der meisten Lieder desselben entgingen. Sind wir auch nicht im Stande, heute über alles Einzelne genaue Auskunft zu geben, so glauben wir doch, manche Hauptpunkte, Dank den gefälligen Mittheilungen von Frau Marie Belli, Director Classen, Professor Janssen und Archivar Kriegk, ins Licht setzen, einzelnes Neue beibringen und einige unrichtige Behauptungen beseitigen zu können.

Zwei Aeußerungen Boisserée's sind nur zu geeignet, auf Mariannens früheres Leben einen Schatten zu werfen. Einmal hören wir, die Ballade: „Der Gott und die Bajadere" sei „fast ihre eigene Geschichte," und bald darauf läßt er Goethe „die Rettung der kleinen liebenswürdigen Frau" als ein großes sittliches Gut für Willemer bezeichnen. Hiernach sollte man auf einen Jugendfehltritt Mariannens schließen; allein Böhmer, ein sittlich strenger Mann, der genau mit den Verhältnissen bekannt war (ihre Vermählung erfolgte zur Zeit, wo der neunzehnjährige Jüngling seine Herbstferien in Frankfurt zubrachte), Böhmer äußerte mehrmals gegen Janssen, ihre Jugend sei ganz fleckenlos.

Maria Anna Katharina Theresia Jung ward als Tochter von Matthias Jung am 20. November 1784 zu Linz an der Donau geboren. Im Winter 1798 kam das anmuthige vierzehnjährige Mädchen in Begleitung ihrer Mutter mit dem Balletänzer Traub und dessen Gattin als Balletänzerin und Darstellerin von kleinen Rollen im Sing- und Schauspiel nach Frankfurt. Welche unglücklichen Umstände ihre Mutter veranlaßt haben mögen, ihr Kind der Bühne zu widmen, ist uns unbekannt; eine Andeutung, daß diese selbst je auf der Bühne gewesen, finden wir nicht. Das Frankfurter Theater war seit dem Jahre 1792 in den Händen einer Actiengesellschaft, die sich zur Gründung eines „Nationaltheaters" verbunden hatte. Die meisten Mitglieder der Großmann'schen Truppe hatte man beibehalten, die von manchen Seiten ergänzt wurden. Die Leitung führten drei Theaterdirectoren. Im Jahre 1798, an dessen Ende Marianne die Frankfurter Bühne betrat (in demselben war auch die Wienerin Antonie Birkenstock als Gattin von Franz Brentano nach Frankfurt gekommen), war der Sänger Prandt Regisseur. Die Truppe bestand außer dem Ballet aus siebzehn Männern, elf Frauen und den Demoiselles Boudet, Schikaneder, Bulla, Caspers und unserer Marianne. Auf den Theaterzetteln erscheint sie zuerst als Jugendgespielin der Myrrha in Winter's „Unterbrochenem Opferfest" am zweiten Weihnachtstage 1798. Den folgenden 14. Februar finden wir sie als Titania im „Oberon" von Warnitzki, was schon auf die Anmuth ihrer Erscheinung hindeutet, den 28. als Küchenjunge Rutler in Maier's „Fust von Stromberg," den 16. März als Lieschen in Jünger's „Er mengt sich in Alles," den 7. April (und 9. Mai) als Zwerg in Kotzebue's Oper: „Der Spiegelritter," den 28. als Lieschen in Jünger's Lustspiel: „Der Revers," den 20. Mai als Hannchen im Singspiel: „Der kleine Matrose," den 24. Juni im „Spiegel von Arkadien," dann am 19. October als Adolf in Paer's „Kamilla." Und dieselben Rollen (besonders gefiel sie in dem „Unterbrochenen Opferfest" und in „Kamilla") spielte sie im folgenden Jahre am 8., 16., 27. Februar, am 4. und 8. März und am 1. April. Weiter gedenken die Theaterzettel Mariannens nicht. Mehr als in der Oper, im Lust- und Schauspiele war sie im Ballet beschäftigt. Die Theaterzettel geben leider bei diesen nicht die Namen der Spielenden, sondern nur den jedesmaligen Balletmeister an. Die in der angegebenen Zeit am meisten aufgeführten Ballets sind „Die Geburt des Harlekins" und „Die geraubte Braut," beide von Morelli, von denen das erste sieben-, das andere viermal bis Ende April 1800 gegeben ward. Die Zahl der Balletvorstellungen überhaupt beträgt während jener Zeit dreiundzwanzig. Als Harlekin in dem erstgenannten Ballet (zuerst Ende 1799, dann am 11. und 18. Februar, am 1. März, am 3., 19. und 25. 1800), wo sie aus dem Ei herauskam, was Goethe im „Wilhelm Meister" (1795) schon von dem jungen Serlo erwähnt, riß sie durch die Anmuth ihres Wesens und ihre glückliche Gewandtheit alle Zuschauer hin,* vor Allen den dreiundzwanzigjährigen Brentano, der damals durch sie zur Schilderung der Biondette, „die um Tanz und Sang und Tugend man die heilige Sängerin nannte," in seinen Romanzen vom Rosenkranz begeistert wurde. Eine Tänzerin hat dort Biondetten als ausgesetztes Kind am Altar gefunden, sie an Kindesstatt angenommen, im Gesange und auf der Harfe, auch im Tanze unterrichtet, dann, eben nach Vollendung ihres vierzehnten

* Sie selbst mied es, von ihrer theatralischen Laufbahn zu sprechen, doch gedachte sie einmal einer Freundin gegenüber, wie sie in einer Rolle (etwa in einem am 11. November 1798 gegebenen Divertissement von Traub?) aus einer Blume, in einer andern aus einem Ei herausgekommen und den Eiertanz getanzt habe.

Jahres, sie auf die Bühne gebracht, wo sie ihre eigenen Rollen spielen sollte, und, nachdem sie ihr Alles vermacht, sich ins Kloster zurückgezogen. Biondette selbst nimmt nach sechs Jahren in einer feierlichen Vorstellung von der Bühne Abschied. Wir widerstehen der verlockenden Versuchung, hier Züge aus Mariannens eigenem Leben zu vermuthen. Böhmer, der begeisterte Verehrer Brentano's, schrieb die Romanzen im Winter 1825 auf 1826 aus dem alten, fast unleserlichen Entwurfe sehr schön mit großer Sorgfalt ab, und er glaubte, dem Dichter mit dem kostbar gebundenen Buche eine rechte Freude zu machen. Dieser wollte davon gar nichts wissen, und die Romanzen auch Frau von Willemer nicht zu lesen geben, was er erst auf wiederholtes, dringendes Verlangen mit der Aeußerung that: „Hier der curiose Rosenkranz von fünfundzwanzig Jahren bei Gelegenheit des im Ei versteckten und entdeckten Harlekins geflochten und nicht vollendet." In der ein Jahr späteren Widmung seines wunderbaren Märchens „Gockel, Hinkel und Gakeleia" redet er Mariannen als „liebstes Großmütterchen" an, wie sie von Willemer's Enkeln bezeichnet wurde, und er legt ihr manche wirklichen Züge bei, die nur nicht alle auf sein eigenes Verhältniß zu ihr gehen. Hier gedenkt er auch der Vorstellung der „Geburt Harlekins," aber ohne irgend eine Beziehung auf das angeredete Großmütterchen. Die Frau Rath (Goethe's Mutter) habe ihn Abends mit ins Theater genommen, wo er etwas ganz Allerliebstes gesehen, nämlich wie ein kleiner Harlekin aus einem Ei gekrochen sei und die zierlichsten Sprünge gemacht habe. Die Frage der Frau Rath, ob dies seinen Effect thue, habe er bejaht, und nachher ein paar tausend ernsthafter Verse gedichtet, welche das Großmütterchen kenne. Später schrieb Böhmer an Rückert, wenn er nach Frankfurt komme, könne er die wirkliche Biondette kennen lernen, und wenn er wolle, auch ihren Mann Apo (in den Romanzen der Zauberer, der durch seine Künste sich Biondettens bemächtigen will), der doch auch sein Gutes habe. Daß ihm Marianne bei Biondetten vorgeschwebt, war allen näheren Freunden Brentano's ein offenes Geheimniß. Auch persönlich sollte Marianne bald Brentano kennen lernen, vielleicht in Willemer's Hause, wo sie, noch ehe sie die Bühne verließ, Zutritt gehabt haben dürfte. Sie selbst schreibt acht Jahre vor ihrem Tode an Grimm, sie habe Clemens Brentano als ein Mädchen von sechzehn Jahren zum ersten Male gesehen, den sie freilich lieben gemußt, ohne zu ahnen, daß er sie schon lange (?) vorher geliebt habe. „Er hat es mich nie wissen lassen," fügt sie hinzu, „bis nach Jahren, als ich schon verheirathet war, ich erfahren mußte, daß wir uns unbewußt so nahe standen und scheinbar so fern." Wie reizend sie damals gewesen sein müsse, ahnt man aus einem im Besitze der Frau Hauptmann von Herff in Darmstadt befindlichen Miniaturbildchen, aus dem das niedliche Lockenköpfchen uns mit anmuthiger Seelenhaftigkeit anblickt.

Der Geheimerath v. Willemer, einer der bedeutendsten Theateractionäre, auch mehrmals einer der drei Theaterdirectoren, war von ihrer unendlichen Anmuth so bezaubert, daß er sie von der Bühne zu sich nahm und sie weiter ausbilden ließ. Er scheint ein besonderer Verehrer weiblicher Schönheit gewesen zu sein, und es sehr bedauert zu haben, das reizende Mädchen auf der Bühne den gierigen Blicken der Männer und einem nothwendig freiern Leben ausgesetzt zu sehen. Ihrer Mutter gab er eine ansehnliche Summe und ließ sie nach ihrer Heimath zurückkehren, wohin er ihr auch noch später und nach ihrem Tode den Angehörigen Geld geschickt haben soll; er besuchte sie auch ein paar Mal mit Mariannen, zuletzt bei ihrer tödtlichen Erkrankung, wo sie in den Armen der Tochter verschied. Marianne gedachte ihrer Mutter immer mit liebevollster Rührung. Als sie einmal Janssen ein von dieser stammendes Andenken zeigte, konnte sie sich der Thränen nicht enthalten. „Meine liebsten Gedanken sind bei ihr," äußerte sie. „Sie hätten sie nur kennen sollen!" Ein von ihrer Hand geschriebenes Gebetchen gehörte zu ihrer täglichen Morgenandacht.

Johann Jakob Willemer, geboren Ende März 1760, verlor seinen Vater, der Banquier war und das große Haus besaß, das den Namen des rothen Männchens führte (das dritte Haus beim Fahrthor am Untermainquai), bereits in seinem achten Lebensjahre. Seine Mutter, die erst 1795 starb, führte das Geschäft fort, das sich bald unter seiner Leitung bedeutend hob. Mit dem fast elf Jahre älteren Goethe stand er in

keiner Verbindung; als dieser nach Weimar ging, war er erst im sechzehnten Jahre.

Man könnte vermuthen, der junge Frankfurter, von dem Goethe am 22. Februar 1781 an Frau von Stein schreibt, er müsse ihm den Tag schenken, sei unser Willemer gewesen, der sich am Anfange des Monats in Berlin vermählt hatte, wozu die Aeußerung vom folgenden Tage gut stimmen würde, *seine Leute*, mit denen es gestern noch ganz gut gegangen, seien heute früh weg. Liebte ja Willemer den Umgang mit bedeutenden Männern, und Goethe nahm damals eine Stelle in Weimar ein, welche für eine geschäftliche Verbindung mit dem Hofe förderlich scheinen mußte. Auch könnte er Willemer im Herbste 1779 in Frankfurt gesehen haben. Die erste Spur einer geschäftlichen Verbindung zeigt sich nach der Italienischen Reise, im September 1788, wo Goethe dem Herzog schreibt, Banquier Willemer in Frankfurt wolle, um Merck zu helfen, ein Capital von viertausend Gulden zu vier Procent auf ein oder zwei Jahre vorstrecken, falls der Herzog sich für Zinsen und Capital verbürge. Diese Anleihe scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. Später finden wir den Herzog Karl August mit dem Hause Bansa zu Frankfurt in Verbindung. Willemer hatte sich am 2. Februar 1781 zu Berlin mit Maria Magdalena Lang vermählt, die ihm drei Töchter schenkte. 1785 vereinigte er sich mit dem vor einigen Jahren nach Frankfurt gekommenen Banquier Chiron, wozu später auch Sarassin trat, wonach das Haus die Firma Chiron, Sarassin und Compagnie führte. Sie liehen dem Könige von Preußen große Summen, und verfahen dessen Geldgeschäfte, woher ihm und Chiron der Titel eines preußischen Geheimraths zu Theil ward. Als die Franzosen am 3. October 1792 sich Frankfurt näherten, verließ er mit seiner Familie Frankfurt auf einige Tage, um die in seinen Händen befindlichen preußischen Gelder in Sicherheit zu bringen, ohne vorher, wie er als Mitglied des Senats hätte thun sollen, den Bürgermeister um Urlaub zu bitten. Den 27. rückte Custine in Frankfurt ein und legte der Stadt eine sehr starke Zwangszahlung auf. Als Geisel für die Zahlung wurden sieben der reichsten Frankfurter festgenommen, unter ihnen Willemer, den Custine aus dem Rath hatte zu sich fordern lassen. Auf mächtige Fürsprache ward er bald darauf freigelassen. Aus Aerger, daß der Senat keinen Schritt gethan, ihn als sein Mitglied herauszufordern, erklärte er, noch während der Anwesenheit der Franzosen, seinen Austritt aus dem Senate. Um dieselbe Zeit, am 12. November 1792, starb seine Gattin im Wochenbette; aber schon nach noch nicht neun Monaten, am 6. August 1793, vermählte er sich von Neuem, und zwar mit der Tochter seines Geschäftsgenossen, Johanna Marianne Chiron, die auf dem Cap der guten Hoffnung geboren war. Aber auch diese, welche ihn mit einem Sohne Abraham beschenkte, verlor er bereits am 18. Jan. 1796. Die folgenden Jahre finden wir ihn als preußischen Consul. Wahrscheinlich sah ihn Goethe im Jahre 1797 in seiner Vaterstadt. Schon am 30. Juni 1799 verheirathete er seine älteste Tochter Anna *Rosina* Magdalena an den Kaufmann (Handelsmann) Johann Martin Stadel. Als er Mariannen zu sich nahm, waren seine beiden jüngeren Töchter *Amalie* Henriette und Eleonore *Maximiliane*, die eine zwölf, die andere kaum acht Jahre alt, der Knabe noch jünger. Er hatte wohl schon damals sich von seinem Geschäfte zurückgezogen und das am jenseitigen Mainufer eine halbe Stunde oberhalb Frankfurt beim Dorfe Oberrad gelegene Gut der Gerbermühle, die mit dem anstoßenden Wasserhofe zum sogenannten Strahlenberger Lehn gehörte, von der Stadt Frankfurt auf Lebenszeit gepachtet.

Marianne wurde von Willemer, bei dem der spätere Hofrath Mieg zu Heidelberg Hofmeister war, wie ein Kind des Hauses gehalten. Besonders genoß sie einen gründlichen musikalischen Unterricht, und ihre nicht starke, aber anmuthige Stimme bildete sich durch eine tüchtige Schule immer glücklicher aus. Heitere und gefühlvolle Lieder trug sie mit eigener Anmuth und lebhaftem Ausdruck vor. Auch am Haushalte nahm das so verständige als herzlich gutmüthige Mädchen Antheil. Ihre Erscheinung war eine durchaus frische und heitere; aus ihren reizenden Zügen wie aus ihrem ganzen Wesen sprachen Herzlichkeit, Gemüthlichkeit und ein feiner Geist. So mußte sie auf Willemer eine höchst angenehme Wirkung üben. Dieser, ein

schöner, großer Mann, hatte viel Sinn für höhere Geistesbildung, woher er den Umgang mit Künstlern und Gelehrten sehr liebte, wogegen er sich sonst mehr zurückzog. Freilich hatte sich bei ihm eine gewisse Herbheit und Schroffheit aus seinem entschiedenen, rücksichtslosen Halten an dem, was er für recht und gut hielt, in einem kampfreichen Leben entwickelt, und es fehlte nicht an manchen Wunderlichkeiten: aber man verzieh ihm diese leicht bei seinem edlen Streben und tiefer gehenden Sinne. Besonders hatte er seine Gedanken auf sittliche Bildung und Jugenderziehung frühe gewandt, worin er den Grund alles wahren Glückes der Familie und des Staates erkannte, und an Allem, was das Wohl dieser betraf, nahm er lebhaften Antheil. Großes Aufsehen erregte er in Frankfurt dadurch, daß er nicht allein selbst bei der Gerbermühle im offenen Maine badete, sondern auch seine Töchter in einem dazu angelegten Häuschen baden ließ. Marianne wußte dem edlen Manne, dem sie so viel verdankte, sich stets anmuthig, gefällig und liebevoll theilnehmend zu erweisen.

Einen bittern Verlust erlitt er durch den frühen, schon am 29. October 1802 erfolgten Tod seines Schwiegersohnes Stadel. Seine zweite Tochter heirathete am 28. April 1805 den Kaufmann Friedrich Scharff, die dritte am 29. März 1809 den Kaufmann Johannes Andreä, so daß von da an Marianne allein bei ihm zurückblieb, der sich freilich bald mit einer Enkelschaar umringt sah. Schon 1805 war er mit einer Abhandlung über Religion und Kunst aufgetreten, welcher er eine andere Schrift „Charon" folgen ließ. Von 1810 bis 1813 erschienen von ihm fünf Hefte „Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde religiösen Inhalts."

Marianne lernte Goethe's Gattin im Frühjahr 1807 kennen, wo sie bei ihrer Schwiegermutter zum Besuch war und Manches zu besorgen hatte. Ihr feineres Wesen fühlte sich durch sie nicht angezogen, ja selbst Goethe's Mutter hatte, trotz ihrer geistreichen frischen Natur, für sie etwas Verletzendes, wie sie sich einmal äußerte. Goethe's Sohn sah sie im April 1808 auf der Durchreise nach Heidelberg, ja vielleicht schon drei Jahre früher, wo er bei der Großmutter zum Besuche war. Er schien ihr freimüthig und verständig, und besonders zog sein schönes Auge sie an. Auch nach dem Tode von Goethe's Mutter im Herbst 1808 kam Goethe's Frau, zur Regelung der Erbschaft, nach Frankfurt, wo sie wieder Willemer besuchte.

Einen so edlen freisinnigen Geist wie Willemer mußte die endliche Befreiung des so lange durch eigene Schuld gefesselten Vaterlandes mächtig ergreifen. Zunächst trat er mit dem Vorschlag zu einer deutschen Volkstracht im Gegensatze zur angenommenen Mode des Volkes auf, das Deutschland so schmählich erniedrigt hatte. Seinen eigenen Sohn wird er dem Dienste des in Waffen erstandenen Volkes gewidmet haben, während Goethe denselben nicht dem Zufall des Krieges überlassen mochte.

Goethe's August, den der Herzog zum Hofjunker und Kammerassessor ernannt hatte, ging im Februar 1814 mit dem Kammerrath Rühlemann nach Frankfurt, um diesem bei einem nothwendigen staatlichen Geschäfte zur Seite zu stehen, und bei dieser Gelegenheit sollte er sich auch nach dem Stande seiner mütterlichen Erbschaft umsehen. Der Vater hatte ihn auch an Willemer empfohlen, dem er darauf in dem ersten erhaltenen Briefe vom 14. Februar für die freundliche Aufnahme dankte, und zugleich seine Hoffnung für dessen gutes Fortkommen aussprach. Einen Monat später lernte Willemer zufällig den eben in Frankfurt anwesenden, mit Goethe längst näher vertrauten Sulpiz Boisserée kennen. Dieser schrieb ihm gleich darauf aus Heidelberg: „Ich habe aus Deinen beiden Schriften (über Kunst und Religion und eine deutsche Nationaltracht) Dein edles, für alles Gute und Heilige begeistertes Herz kennen gelernt, und lobe die sonderbare, ja wunderbare Fügung, wodurch wir vertraut geworden, immer mehr und mehr. Die Macht der Begeisterung ist es, die den Menschen über seine irdische Vergänglichkeit erhebt, die von jeher alles wahrhaft Große und Gute hervorgebracht hat; nur im Glauben und in der Vaterlandsliebe finden wir ihre unversiegbaren, stets frischen Quellen; sind diese erst wieder eröffnet und allgemein zugänglich geworden, so werden auch die fromme Freude an der Erde und die schöne Hoffnung zum Himmel mit ihrer Tochter, der Kunst, wieder bei uns einkehren. Mache mir die Freude,

komm mit den Deinigen hierher in unsere Sammlung, dann wollen wir noch mehr über diese Sache verhandeln." Willemer erwiederte nach freundlichem Danke für die Aufnahme der beiden Schriften: „Jetzt gilt es nicht ums Meinen, sondern ums Handeln, und ich besorge, ich besorge, jenem fehlt es an Ernst; deshalb ermangelt dieses des Nachdrucks. Unsere Sachen stehen schlecht; die Engländer haben Alles verwirrt, und die schönen Bande zwischen den drei Königen aus Morgenland gelöst. Aber laß uns den Muth nicht verlieren; denn es lebt ein Gott über uns, dem das Gute wohlgefälliger ist wie das Schlechte, dem Rechtlichkeit über Schlauheit, innere Schönheit über äußere Pracht geht, und dieser Gott ist Herr der Welt und ihrer Schicksale. Noch sind wir zu wenig geläutert, und müssen ferner dulden und harren. Daß ich Dich auf meinem Weg fand, und zwar so sonderbar, daß unsere Herzen gleich in einander strahlten, ist mir nun in der Art seit zwanzig Jahren nicht begegnet, und wird meinem erloschenen Gemüth, belastet und zerstört durch den Druck der Zeit, nicht wieder begegnen; darum hab' ich Dich auch von Herzen lieb, und freue mich, einmal Dich zu sehen, bis dahin gegrüßt von Marianne. Lieb' Deinen Willemer."

Als Goethe im September dieses Jahres von Wiesbaden nach Frankfurt kam, wohnte er im verwandten Schlosser'schen Hause. Die Befreiung des Vaterlandes hatte auch seine Seele freudig erhoben und mit frischer Heiterkeit erfüllt, so daß man ihn überall höchst liebenswürdig fand. Boisserée, der zugleich mit ihm zu Frankfurt war, fuhr diesmal mit Antonie Brentano nach der Gerbermühle. Wir wissen nicht, ob Goethe damals Willemer besuchte, der eben im Begriff stand, sich mit Mariannen zu verbinden, oder erst nach seiner am 10. October von Heidelberg erfolgten Rückkehr. Willemer's Töchter sollen diesen zur Verbindung mit Marianne gedrängt haben; nach Andern hätte besonders sein Schwiegersohn Andreä diese Heirath des Anstandes und der Sitte wegen betrieben. Böhmer wollte wissen, Brentano habe Willemer's Entschluß, Mariannen zu heirathen, durch die Erklärung entschieden, er werde im andern Falle ihr selbst seine Hand anbieten. Das müßte denn wohl schriftlich oder außerhalb Frankfurts geschehen sein, da Brentano damals nicht in Frankfurt war. Die Vermählung erfolgte am 27. September, als Goethe zu Heidelberg sich befand.

Zu Frankfurt war der Dichter Zeuge der ersten vaterländischen Feier des Jahrestages des Sieges bei Leipzig, der auf Arndt's Anregung am Abend überall mit Feuerzeichen geehrt ward. Goethe war gerade an diesem Abend auf der Gerbermühle, und er genoß auf einem mehrere Stockwerke hohen Thurme auf dem Mühlberge in einem Weinberge Willemer's mit innigster Freude den bezaubernden Anblick der rings auf allen Höhen lodernden Feuer. Die junge Frau mußte ihm alle Punkte bezeichnen. Auf ihre Bitte schrieb er mit einem besonders sorgfältig gespitzten Bleistift, den er mit wohlgefälligem Danke annahm, in die Fensterwand die Worte: „Goethe den 18. October 1814." Durch einen unglücklichen Zufall wurde diese Inschrift ein paar Jahre später vom Tüncher überstrichen. So berichten, aus Mariannens Munde, Classen und Kriegk. Wenn Goethe auch damals sehr verbindlich gegen die junge Frau war, deren Anmuth ihn anzog, und sie selbst sich der Gegenwart des so liebenswürdig sich zeigenden großen Dichters freute, so traten sie diesmal sich doch nicht nahe, da sie nur in größerer, zerstreuender Gesellschaft sich sahen. Marianne schreibt an Grimm nur, sie habe Goethe in diesem Jahre gesehen. Diesem aber blieb der Tag sein Leben lang unvergeßlich. Am 27. October kehrte er nach Weimar zurück. Wohl auf dem Rückwege, jedenfalls noch im October, schrieb der Dichter zwei Lieder des Schenken zu seinem ihn seit dem Frühjahre beschäftigenden „Divan," wozu der November ein Lied, der December eine Reihe von Liedern brachte, aber kein Liebeslied; denn das den Anfang des Buches „Suleika" bildende Gedicht: „Einladung," das am letzten Tage des Jahres gedichtet wurde, kann nicht als solches gelten.

Den 12. Februar 1815 schrieb Goethe das schöne Erinnerungslied an die auf der Gebermühle zugebrachten Abendstunden, wo er Willemer und die Seinen „ins Herz geschlossen" habe, wo der Wein zum Schalle von Römern („glockenähnlichen Krystallen") geblinkt, weisen Freundes Worte „am Schattenorte gelispelt," wo „edler Kinder treu

Bekenntniß, elterliches Einverständniß" geherrscht, ein „goldnes Netz" sie umwunden habe. Der jungen Frau, die sich wohl etwas zurückgehalten hatte, und ihrer Kinder wird nicht gedacht, ebensowenig der Feuerzeichen jenes vaterländischen Erinnerungstages, wie gut sich diese auch zu den übrigen „goldenen" Dingen geschickt hätten. Das Ganze sollte nur ein Blatt der Erkenntlichkeit für die freundliche Aufnahme sein, wozu er sich der vom Prinzen Emil von Gotha erhaltenen Golddinte bedienen wollte. Mit dieser ließ er vom Maler Lieber eine breite Einfassung von Blumen in der Art türkischer Handschriften mit der Feder zeichnen; das Gedicht selbst war von Goethe's Hand in schönen lateinischen Buchstaben schwarz geschrieben. Dieses Kunstblatt ward von Willemer als Prachtschatz verehrt. Nach seinem Tode empfing es Marianne, in deren Zimmer es in Glas und Rahmen dicht neben der Eingangsthüre hing. Wahrscheinlich erfolgte auf diese Sendung eine freundliche Einladung Willemer's auf dieses Jahr.

In den Februar und März fallen eine Anzahl Lieder des „Divans," die in verschiedenen Büchern desselben ihre Stelle gefunden haben, ein paar auch im „Buche Suleika;" „Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze" (17. Februar), der Anfang von „Nur wenig ist's, was ich verlange" (17. März) und „Die Welt ist durchaus lieblich anzuschauen" (7. Februar). Sehr reich floß der Liederquell, als er am 24. Mai die Reise an den Rhein antrat. Denselben Tag schrieb er in Eisenach sieben Gedichte, unter ihnen die beiden, worin er der Geliebten den Namen Suleika gibt, sich selbst Hatem benennt. Auf Frau von Willemer haben diese nicht den allergeringsten Bezug. Sechs Lieder entstanden am 27. in Frankfurt, unter andern zwei des „Buches der Liebe," eines, worin er Hudhud, den Wiedehopf, Salomons Liebesboten, auffordert, der Geliebten zu verkünden, daß er ihr ewig angehöre, und die „Ergebung" überschriebene Klage, daß die Liebe ihn feindlich behandle. Diesmal verweilte er zu Frankfurt nur sehr kurze Zeit, sah aber doch wohl Freund Willemer, der ihm das Versprechen abnahm, nach seiner Wiesbadener Cur einige Zeit auf der Gerbermühle zu verweilen. Noch am Abend desselben Tages dichtete er in Wiesbaden das „An Suleika" überschriebene Lied (im „Buch des Timur") „Dir mit Wohlgeruch zu kosen," wobei wiederum an Frau von Willemer unmöglich gedacht werden kann. In den Aufenthalt zu Wiesbaden fallen nur fünf Diwanslieder, in das Ende Mai das auf staatliche Wirksamkeit bezügliche „Frage nicht, durch welche Pforte" mit den Glückwunschstrophen an Kirms und von Schardt* und die Vollendung der in Weimar begonnenen „Siebenschläfer," auf den längsten Tag des Jahres das „An Suleika" überschriebene Gedicht, worin er seinen Mißmuth ausspricht, daß das „süße Kind" ein Kreuz an der Halskette trage, ein Gebrauch, der ihm eben damals aufgefallen war,** und er sich als Ungläubigen verräth, auf den 1. Juli die Verse, „Was heißt denn Reichthum?" und die Anrede an den Schenken, „Du zierlicher Knabe."

Den 7. August kündigte er Willemer in einem Briefe von Wiesbaden aus seine versprochene Ankunft zu längerem Besuche auf den Mittag des 12. an. Pünktlich fand er sich um 12 Uhr auf der Gerbermühle ein, da er wußte, dies sei die dortige Essenszeit: doch hatte die aufmerksame Hausfrau diesmal seinetwegen auf eine Stunde später angerichtet. Er fand hier noch Willemer's älteste Tochter, die verwittwete Frau Städel. Die Familie war damals in Trauer. Etwa wegen des Todes von Mariannens Mutter? In der ihn umgebenden schönen Natur, am heimischen Strome, seiner Vaterstadt gegenüber öffnete sich Goethe's Herz und ließ den ganzen Reichthum seines edlen und tiefen Gemüthes erscheinen. Mit der kleinen Frau stand er bald auf dem vertrautesten Fuße; die Anmuth ihres Wesens, ihre reine Gemüthlichkeit und heitere Treuherzigkeit, die geistige Begabung ihrer frischen Natur, ihr seelenvoller Gesang und ihr feines Gefühl zogen ihn lebhaft an, so daß er auch auf ihre heitern Scherze gern einging und im angeregten Umgange mit ihr, an der Seite ihres von edlem Streben erfüllten ideenreichen Gatten, der besonders mit allem auf sittliche Bildung und Erziehung Bezüglichen durch langes Nachdenken ver-

* In Hempel's Ausgabe der Gedichte III, 334.

** Man könnte dabei an die junge Philippine Lade denken, an welcher er schon am Ende seines vorigen Aufenthaltes in Wiesbaden freundlichen Antheil genommen hatte.

traut war, sich innig wohl fühlte. Er selbst nennt Mariannen das vollendete Bild weiblicher Anmuth, eine tief poetische Seele, die, auf den Flügeln der Grazie leicht schwebend durchs Leben, überall Freude verbreite, die, wenn sie nur erscheine, fröhliche Gesichter mache. Wie er Boisserée, mit dem er von Wiesbaden nach Frankfurt gefahren war, versprochen, kam er am 14., einem Regentage, mit Willemer nach seiner Vaterstadt, besuchte ihn und die verwandte Familie Schlosser. Den Mittag fuhr Boisserée mit zur Gerbermühle, wo Goethe ihn zu einem Heiligenhäuschen führte, das er verehren solle, da es bei seiner Einfachheit so musterhaft und dazu von Basalt sei. Am 15., wo das Wetter sich aufgeklärt hatte, kamen Willemer's zweite Tochter, Frau Scharff, und Frau Hollweg zum Besuche. Den Nachmittag fuhr die Gattin des preußischen Geschäftsträgers Frau von Ottenstedt vor, um ihn auf den Abend zu der vor Kurzem in dritter Ehe mit dem Herzog von Cumberland verbundenen Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Schwerin einzuladen, die ihm und seiner Mutter seit längerer Zeit bekannt gewesen war. Goethe schwieg einige Zeit auf diesen Antrag, lehnte ihn aber dann sehr förmlich aus Gesundheitsrücksichten ab. Zwei Stunden später (es war schon dunkel geworden) kamen der Herzog und die Herzogin auf dem schlechten Wege von Oberrad mit Fackeln angefahren. Der Herzog blieb bei Herrn von Willemer, die Herzogin ward auf Goethe's Zimmer geführt: sie unterhielt sich verbindlich mit ihm; auch Goethe zeigte dabei keine Verlegenheit. Er erwiederte diesen Besuch bald darauf, bei welcher Gelegenheit er auch den Buchhändler Cotta, seinen Verleger, zufällig traf. Frau von Willemer berichtete über Goethe's Verhalten auf der Gerbermühle Herrn Director Classen: „Den Morgen brachte er allein zu; den Mittag erschien er, auch wenn kein Besuch da war, im Frack; Nachmittags liebte er gemeinsame Spaziergänge, besonders in den Wald, wo er voll Lust und Leben und sehr mittheilend war. Er führte immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Zweige abschnitt, oder aus dem Boden ausstach, was ihm auffiel. Auf Anziehendes im Thier- und Pflanzenreiche machte er gern aufmerksam, besonders auch auf Licht- und Farbenerscheinungen, den Lichtschein um Bäume, die blauen Schatten, die Farben beim Sonnenuntergang. Abends war er am liebenswürdigsten, besonders wenn er in seinem weißflanellenen Rock erschien und vorlas, meist aus seinem immer mehr heranwachsenden „Divan." Von seinen ältern Sachen trug er weniger gern etwas vor. „Was wollt Ihr mit dem alten Zeug!" rief er. Sehr schön las er, wie er auch schön sprach. Aus seinem Munde glaubte man Manches erst recht zu verstehen; leicht ward er selbst beim Lesen zu Thränen gerührt. Vor Tische ließ er sich gern Lieder von mir singen. Im Essen und Trinken war er sehr einfach, hatte aber besondere Neigungen und Gewohnheiten. Salat und Artischocken liebte er vorzüglich; letztere wurden ihm später häufig von uns gesandt. Er führte einen starken Wein mit sich, von dem er um 10 Uhr zum zweiten Frühstücke aus einem mitgebrachten silbernen Becher trank."

Am 19. kam er bei Tisch mit dem wunderlichen alten Medicinalrath Ehrmann zusammen, der immer durch Pfeifen seine Ankunft im Garten bei Willemer zu erkennen gab, und nicht eher eintrat, bis dieser ihm geantwortet hatte.* Zur größten Freude von Frau Willemer machte sich Goethe's Begegnen mit dem seltsamen Kauze sehr gut, da dieser lustig auf seine Thorheiten einging, wie er denn auch später sogar sich unter dessen „verrückte Hofräthe" aufnehmen ließ. Boisserée war an diesem Tage mit bei Tische; er hatte Goethe eine Schachtel römischer Töpfe, Lampen und Aschenkrügelchen mitgebracht, die er in Mainz für ihn zusammengebettelt. Den 20., einen Sonntag, fuhr Goethe Nachmittags mit Willemers nach dem Dorfe Niederrad, wohin er so oft mit seinen jungen Freunden gegangen war, und besuchte das Wirthshaus zum Schwan, wo er mit seinen Genossen stets eingekehrt war. Varnhagen's Gattin, die von ihm begeisterte Rahel, die zufällig mit einigen Freunden des Weges ging, sah in dem im langsamsten Schritte sich bewegenden niedrigen, halben Wagen, den Willemer selbst vom Bock herab fuhr, neben drei Damen in Trauer Goethe sitzen.

* Darauf dichtete Goethe damals die Verse: „Pfeifen hör' ich fern im Busche," die in den Werken unter der Gesammtüberschrift „Rhein und Main" stehen und in der Quartausgabe dem August 1815 zugeschrieben werden.

„Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden," erzählt sie selbst; „ich schrei' mit der größten Kraft und Eile: Da ist Goethe! Goethe lacht, die Damen lachen; ich aber packe die Valentin, und wir rennen dem Wagen voraus, und kehren um und sehen ihn noch einmal; er lächelte sehr wohlgefällig, beschaute uns sehr und hielt sich Kräuter vor der Nase, mit denen er das Gesicht fächelte, das Lächeln und das Wohlwollen uns, aber besonders seiner Gesellschaft, die eigentlich kicherte, zu verbergen." Goethe fuhr oft nach Frankfurt, besonders zu Schlossers, zu Willemer's Verwandten, auch zu dem Senator von Guaita und dem Banquier Bansa. Boisserée kam mehrfach zur Gerbermühle. Am 25. brachte dieser den gerade in Frankfurt anwesenden, Goethe längst befreundeten Physiker Seebeck mit. Den andern Tag ging Goethe nach dem Forsthause, wo er in seiner Jugend so oft sich des Lebens gefreut hatte; diesmal sollte er der Hochzeit des Baumeisters Heß beiwohnen, wozu ihn der alte Nicolas Schmidt abholte. Er arbeitete damals an einem größeren Aufsatze über die Alterthümer und Kunstwerke am Rhein; zu einer Bearbeitung desselben Gegenstandes hatte er auch Boisserée aufgefordert, damit ihre Arbeiten sich gegenseitig ergänzten. Die Lieder des „Divans" waren um diese Zeit ganz verstummt, was nicht zu begreifen wäre, hätte er schon früher Mariannen als Suleika gefeiert.

Besonders feierlich ward Goethe's Geburtstag, der 28., auf der Gerbermühle begangen. Am frühen Morgen hatte Frau Hollweg durch das in einem Boote fahrende Theaterorchester Musik machen lassen. Goethe, der anfangs gefürchtet hatte, es seien die Stadtmusikanten, freute sich, als er so gute Musik vernahm, und schickte durch seinen Diener einen Ducaten, den man natürlich nicht annahm. Zum Frühstück wurde er in das zur Festfeier mit palmartig gebundenem Schilfe verzierte große Gartenhaus geführt; an der Hinterwand, vor welcher sein Sitz war, befand sich ein großer Spitzschild von Laubkränzen, in dessen Mitte ein Kranz von Blumen, die nach der Farbenlehre geordnet waren. Hier beglückwünschten ihn Willemer nebst Frau, Herr und Frau Scharff, Frau Städel, Fritz Schlosser, Seebeck und sein Jugendfreund, der Cassenschreiber Riese, den Goethe sehr lieb hatte, woher er für die Aufmerksamkeit, welche Frau von Willemer diesem bewies, sich besonders dankbar zeigte. Auch ein anderer Jugendfreund, Kehr, kam zuweilen zur Gerbermühle. Frau von Willemer und Frau Städel brachten einen Korb mit den schönsten Früchten und einen anderen mit den prächtigsten, meist ausländischen Blumen; darauf lagen ein Turban vom feinsten indianischen Musselin, mit einem Lorbeerkranze umwunden, in Anspielung auf das Divanslied: „Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze," eine von Frau Städel gemachte Zeichnung der Ansicht Frankfurt's aus Goethe's Zimmer auf der Gerbermühle mit einem von Frau von Willemer darunter geschriebenen Spruch auf Hafisens Geburtsstadt, und ein Kranz aus aufgetrockneten Feldblumen, die Frau von Willemer so künstlich auf einen Carton zu kleben wußte, eine Kunst, deren auch Brentano in der Vorrede zu „Gockel, Hinkel und Gakeleia" gedenkt. Auch Ehrmann, Christian Schlosser und Boisserée beschenkten das Geburtstagskind auf sinnige Weise. Letzterer hatte seine Gabe auf Goethe's Zimmer gelegt, wo er ihn auch begrüßte; Beide umarmten sich herzlich. Goethe las ihm aus seiner Arbeit über Kunst und Alterthum am Rhein und Main dasjenige vor, was er eben über Köln geschrieben hatte. Beim Mahle, welches der Hausherr mit einer Anrede und einer Gesundheit auf Goethe in Wein aus dem Jahre vor seiner Geburt eröffnete, herrschte die höchste Munterkeit, wozu zwei recht Ehrmann'sche Späße einen reichlichen Beitrag lieferten. Später ließ Goethe Boisserée nicht weg. Im heiter gestimmten Abendkreise der sich innigst verbunden fühlenden Freunde las Goethe Gedichte aus dem „Divan." Dem Elfer ward wacker zugesprochen. Auf diesen, Goethe unvergeßlichen Tag beziehen sich die Verse, welche der Dichter im folgenden Jahre unter einen Abdruck der am Morgen ihm gewidmeten Zeichnung Frankfurt's schrieb und an Willemer sandte:

Also lustig sah es aus,
Wo der Main vorüberfloß,
Als im schmucken Hain und Haus
Festlich Elfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn (?) das heißt genießen,
Wenn zu Fest- und Flussespracht
Tausend Quellen fließen.

Der starke Elser Rheinwein setzte aber doch Goethe so zu, daß er von jetzt an einen jungen Bacharacher zu trinken beschloß.

Wie sehr damals Alle von Goethe's Liebenswürdigkeit entzückt waren, ergiebt sich auch aus einem um diese Zeit geschriebenen Briefe der gegen Goethe arg verstimmten Helene Jacobi, der es ordentlich wohlthat, daß Ernestine Voß nicht so günstig über Goethe urtheilte, wie die Fritz-Schlosser'schen, die ihn „so gar gut, liebend und hingebend, so unaussprechlich liebenswürdig" fanden. Was sie von einem „Selbstbeleidigen seiner schönen, herrlichen Natur," vom Mangel jedes ins Herz glänzenden und erwärmenden Strahls, von seiner Erscheinung als einem Bilde des Jammers sagt, ist so grundverkehrt und eitel als ihr Spott, daß er nicht nur sich dem Schlosser'schen Proselyten und Proselytenmacher immer näher anschließe, sondern nun auch eine ganze Zeit bei Willemer, der auch übergetreten sei (?), auf dessen Mühle bei Frankfurt eingezogen lebe in strengster Arbeit an einem Buche, von dem Niemand wissen solle, bis es gedruckt sei, wobei man Alles heraus- und hinzudenken könne. Wie hoch erhaben steht Goethe über diesem bitterbösen Klatsche! Und das Verständniß Goethe's, das einer Helene Jacobi, einer Johanne Fahlmer, einer Antonie Brentano völlig abging, wie herrlich sollte es in Marianne Willemer sich offenbaren!

Ging es auf der Mühle heiter und traulich zu, so fühlte Goethe doch bald das Verlangen, einige Zeit in Frankfurt selbst zu wohnen, um die Vaterstadt mit größerer Leichtigkeit zu genießen! Am 5. October sprach er diesen Wunsch gegen Boisserée aus, der auch eine Wohnung für ihn besah, aber heimlich Willemer bestimmte, dem Dichter in seinem Hause in der Stadt, dem rothen Männchen, auch während seines eigenen Aufenhaltes auf der Mühle, Wohnung und Pflege zu geben. Goethe, der über ein solches Anerbieten sehr gerührt war, zog am 8. nach Frankfurt. Hier wandert er viel umher, besieht die Stadt, ihre Merkwürdigkeiten und Sammlungen, besucht seine Freunde. Boisserée ist häufig bei ihm. An Mariannen schickt er ein Blatt der Pflanze Gingo biloba, das durch einen Einschnitt in der Mitte zweilappig erscheint, als Sinnbild der Freundschaft, wie Boisserée bemerkt, der hinzufügt: „Man weiß nicht, ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich in eins verbinden." Hiernach könnte man vermuthen, das „Gingo biloba" überschriebene Gedicht des „Buches Suleika" habe Goethe bei dieser Gelegenheit an Frau von Willemer gesandt, aber wahrscheinlicher fällt es später, als er schon einige Lieder auf der Gerbermühle gedichtet hatte. Schon am Morgen des 8., gleich nach zehn Uhr, besuchte er Rahel, die ihn brieflich gefragt hatte, ob er eine Sendung ihres Gatten empfangen habe. Wie sonderbar sie dabei sich in ihrer Ueberraschung benommen habe, hat sie selbst in sehr bezeichnender Weise berichtet. Als sie am 10. mit Herrn von Otterstedt, der einen Brief des Herzogs von Weimar an Goethe zu überreichen hatte, auf der Gerbermühle vorsprach, waren Willemers spazieren gefahren; Goethe, hieß es, sei vom 8. an in der Stadt und werde erst den 13. zurückkommen. Otterstedt brachte ihm am Mittag des 11. den Brief des Herzogs und lud ihn auf den Abend zu sich ein. Goethe lehnte ab. Der Herzog hatte ihm gemeldet, daß er am 20. in Karlsruhe, zwei Tage später in Heidelberg eintreffe. Am frühen Morgen des 13. theilte Goethe Boisserée seinen Entschluß mit, am 19. mit ihm nach Heidelberg zu reisen, doch wollte er noch einige Tage sich der Freunde auf der Gerbermühle erfreuen. Dorthin fuhr er am Nachmittage des 15. mit Boisserée, mit dem er bei Guaita zu Mittag gespeist hatte. Hier entwickelte sich denn ein heiter anmuthiges Leben.

Erst an diesem Tage beginnen die mit Beziehung auf Mariannen und die von dieser selbst gedichteten Divanslieder, jenes geistreiche Scherzspiel zwischen Goethe und der dichterisch begabten, liebenswürdigen Freundin. Diesen Abend, wo sie in der schönen warmen Sommerluft auf dem Balcon saßen, dichtete er das Hatem überschriebene Lied „Nicht Gelegenheit macht Diebe," worin er klagt, die Geliebte habe den Rest seiner Liebe gestohlen, und er hänge, ganz verarmt, nur von ihr ab; aber bald sieht er im Karfunkel ihres Blickes Erbarmen und erfreut sich in ihren Armen erneuerten Glückes. Marianne erwiederte darauf den folgenden Tag mit dem schönen, im „Divan" unmittelbar darauf folgenden, „Suleika" überschriebenen Liede, das Frau

von Willemer ausdrücklich als ihr Eigenthum in Anspruch nahm:

Hochbeglückt in Deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an Dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb Dich mir aus freier Wahl!
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bin's, die Dich bestahl.

Was so willig Du gegeben,
Bringt Dir herrlichen Gewinn:
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig; nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich Dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Am Abend desselben Tages sang Marianne, wie Boisserée erzählt, mit ganz besonderer Bewegung und Rührung die Ballade: „Der Gott und die Bajadere," darauf Mignon's „Kennst Du das Land?" und manches Andere ausdrucksvoller als je; die immer herzlicher hervortretende Neigung Goethe's hatte sie mächtig angeweht, wobei ihr aber nicht entging, daß sein Lied nur ein geistreiches Spiel sei, das sie mit sinniger Empfindung beantwortete, ohne ihrer Treue gegen den Gatten, unter dessen Augen sich dieses Scherzspiel entfaltete, etwas zu vergeben. Auf den folgenden Tag, den 17. September, fallen die beiden im „Divan" unmittelbar darauf stehenden Lieder Suleika's „Als ich auf dem Euphrat schiffte," und Hatem's Erwiederung „Dies zu deuten, bin erbötig!" Marianne nahm das erstere Lied nicht als ihr Eigenthum in Anspruch; dennoch hat Grimm auch dies ihr zugeschrieben und zugleich vermuthet, im vorletzten Verse habe als Reim auf: „Morgenröthe" statt „sag' Prophete" das so schön an „Sag' Poete!" anklingt, „sage Goethe" gestanden. Man könnte freilich denken, Marianne sei jetzt kühner geworden und habe den Dichter zu einer Antwort angeregt, aber viel wahrscheinlicher ist auch die Frage Suleika's vom Dichter ersonnen, um darauf die seine Liebe so anmuthig aussprechende, auf seinen damaligen Aufenthalt hindeutende Antwort zu geben:

Mich vermählst Du Deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Daß Goethe Mariannen einen Ring geschenkt, wie die Verse Suleika's, gehörten sie ihr an, voraussetzen würden, ist unbekannt, und kaum wahrscheinlich, dagegen berichtet Boisserée, daß der Dichter ihr einen Turban und einen türkischen Shawl gegeben, den er ihr wohl von Frankfurt mitgebracht hatte. Der folgende Tag, ein Sonntag (es war der letzte von Goethe's Anwesenheit), wurde sehr heiter gefeiert. Mittags war zahlreiche Tafel, woran die ganze Familie Theil nahm. Der Sohn der Frau Scharff, jetzt in Mühlheim am Rhein, erinnert sich noch des mächtigen Eindrucks, den Goethe auf ihn gemacht; auch gegen ihn bezeigte er sich sehr freundlich, und er richtete in seiner Weise ein paar geographische Fragen an ihn. Nachmittags kam der frühere Hofmeister der Familie, Herr Mieg aus Heidelberg, gegen den Goethe beim ersten Anblick eine entschiedene Abneigung empfand. Am Abend sang Marianne wieder den „Gott und die Bajadere," was Goethe anfangs nicht wollte, da Boisserée, wohl durch einen Klatsch verleitet, ihm gesagt hatte, es sei fast ihre eigene Geschichte. Dann trug sie einige hübsche Volkslieder, zuletzt Don Juan's „Reich' mir die Hand, mein Leben!" so verführerisch vor, daß Alle in lautes Lachen ausbrachen, und Goethe sie einen kleinen Don Juan nannte. Beim Abendessen brachten die Frauen allerlei Späße aus ihren italienischen Erinnerungen vor;* mit der Hausfrau als Müllerin und dem Müllerknecht, an dem, nach Goethe's bekannter Ballade, nichts zu verderben sei, wurde viel Scherz getrieben. Marianne schmückte sich mit Goethe's Turban und Shawl. Später ward von Goethe viel gelesen, besonders die Liebeslieder „an Jussuf und Suleika" (soll wohl heißen: „an Hatem und Suleika" und Goethe's eigene Lieder bezeichnen), auch Goethe's „Todtentanz." Erst um ein Uhr ging man aus einander. Goethe hielt Boisserée noch lange Zeit auf seinem Zimmer bei sich, und trat zuletzt mit ihm, ein Wachslicht in der Hand haltend, auf den Balcon, um ihm den ihm so sehr am Herzen liegenden Versuch mit den farbigen Schatten zu zeigen,

* Wann Willemer in Begleitung seiner Töchter und Mieg's die Reise nach Italien gemacht, wissen wir nicht. Marianne wird gleichfalls an dieser Reise Theil genommen haben.

wobei Marianne ihnen heimlich zusah. Hierdurch ward eine Caricaturzeichnung veranlaßt, die Marianne später an Grimm schenkte; sie stellt Goethe dar, wie er, eine Kerze in der Hand, aus dem offenen Fenster herausschaut, um, wie die neckische Unterschrift besagt, so auf der Gerbermühle den Mond besser sehen zu können. Die Scherzzeichnung wird man Goethe am andern Tage wohl gezeigt haben.

An diesem, dem 19., fuhr Goethe mit Boisserée nach Darmstadt, wobei Marianne, als besorgte Hausfrau, eifrig darauf hielt, daß man zeitig aufbrach. Der Abschied wird ein sehr herzlicher gewesen sein, wobei man wohl die Rührung unter Scherz verbarg. Den 21. kamen sie in Heidelberg an. Hier fand Goethe seine ihm in Jena besonders werth gewordene Freundin Karoline Paulus wieder, bei deren Gatten er sich in arabischer Schrift übte, was zu manchen geselligen Scherzen Anlaß gab. So schrieb er denn auch hier am 21. das liebliche Divanslied: „Die schön geschriebenen, herrlich umgüldeten, Belächeltest Du, Die anmaßlichen Blätter u. s. w.," welches auf Mariannen nicht den geringsten Bezug hat. In der Quartausgabe trägt es das Datum: „Frankfurt, den 21. Septbr. 1815." Statt Frankfurt ist unzweifelhaft Heidelberg zu setzen, da die Vermuthung, Marianne möchte die Verse geschrieben haben, durch den Inhalt ausgeschlossen wird. Dasselbe Datum trägt das Gedicht: „Geheimschrift," welches sich auf eine im Morgenlande unter Liebenden herrschende Sitte bezieht. Goethe war gerade in den letzten Tagen auf der Gerbermühle in Mariannens ihn anmuthig anwehender Nähe wieder in den Ton der Liebeslieder gekommen. Dem folgenden Tage, dem 22., gehören drei Liebesgespräche zwischen Suleika und Hatem an, die Lieder „Sag', Du hast wohl viel gedichtet," „Die Sonne kommt," „An des lust'gen Brunnens Rand." Das erstere nahm Marianne in einem Briefe an Grimm zweifelnd für sich in Anspruch. Dagegen spricht aber schon die ihr ungewohnte künstliche Reimform. Und soll etwa blos die Anrede Suleika's von Mariannen, Hatem's Erwiederung von Goethe sein, da doch, wenn nicht Alles täuscht, die erstere nur zu dieser erfunden ist? Eines oder das andere dieser Lieder dürfte Goethe dem Briefe beigelegt haben, worin Boisserée Willemer bat, den 26. nach Heidelberg zu kommen, da des Herzogs Ankunft sich verspätete. Marianne dichtete darauf am 23. das schöne „Suleika" überschriebene Lied, das ursprünglich lautete (die Abweichungen im „Divan" sind gesperrt gedruckt):

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Inserten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Und Du magst nun weiter ziehen!
Diene Frohen und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben,
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben.

Marianne gab das Gedicht an Grimm mit der Ueberschrift, „Ostwind. Wiedersehen," und dem Datum des 6. October 1815. Letzteres ist offenbar irrig; das richtige des 23. September gibt die Quartausgabe von Goethe's Werken. Das irrige Datum schreibt sich daher, daß Marianne später, wie sich aus ihren Mittheilungen an Classen ergibt, der Meinung war, Goethe sei bis zum 6. Oktober auf der Gerbermühle geblieben, und das Lied gleich nach Goethe's Abschied gedichtet glaubte.

Am frühen Morgen des 24. September dichtete Goethe, wie Boisserée berichtet, auf dem Heidelberger Schlosse; höchst wahrscheinlich schrieb er dort die beiden auf diesen Tag fallenden Divanslieder, „An vollen Büschelzweigen," und das prächtige „Wiedersehen" („Ist es möglich! Stern der Sterne!"). Beim Mittagsmahle wurden sie freudig durch Willemer's Ankunft überrascht, der sich gleich nach dem Empfange von Boisserée's Brief aufgemacht hatte. Nachdem sie den Freund bewillkommt und sich eben wieder gesetzt hatten, erhob Goethe sich plötzlich und eilte auf sein Zimmer,

wohin ihm Boisserée folgte. „Wir können doch nicht essen," rief er, „während die Frauen im Gasthofe warten!" Erst als Boisserée die Frauen, Marianne, Frau Städel und vielleicht auch Frau Scharff, brachte, setzte sich Goethe in heiterster Stimmung zu Tische. Die heute auf dem Schlosse ihm gelungenen Lieder wird er Mariannen nicht vorenthalten haben. Am folgenden Tage schrieb er die gefühlvollen Liebesverse, „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde!" Den 26., wenn nicht schon den Nachmittag vorher, verließ Willemer mit den Seinen Heidelberg. Goethe hatte diesmal mit der Freundin die Anwendung der im Gedichte „Geheimschrift" angedeuteten Chiffresprache mit Zugrundelegung der Uebersetzung des Hafis von von Hammer verabredet. Es war das letzte Mal, daß er und Marianne sich sahen: aber die wenigen Wochen hatten ein Band geflochten, das aller Zeit und Entfernung zum Trotze sich unversehrt erhielt, beiden zu innigster Freude und herzlichstem Troste. Konnte ja Goethe sich die Freundin immer auf der Gerbermühle lebhaft denken, da die Oertlichkeit sich ihm mächtig eingeprägt hatte; denn die Umgebung geliebter Freunde und Freundinnen zu kennen, war für ihn ein nothwendiges Hülfsmittel zur Erfrischung seiner Erinnerung.

Am 26. dichtete er das Gespräch zwischen Suleika und Hatem, „Volk und Knecht und Ueberwinder." Marianne schrieb auf der Reise oder in Darmstadt das schöne Lied, das unter der Ueberschrift „Suleika" im „Divan" steht:

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide!
Denn Du kannst die Kunde bringen,
Was ich durch die Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen,* Wald und Hügel
Steh'n bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft ich nicht, wir seh'n uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid', ihn zu betrüben,
Und verschweig' ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm nur, doch sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Ruhe geben.

Grimm erhielt dies Lied von Mariannen auf demselben Blatte mit dem frühern „Was bedeutet die Bewegung;" die Ueberschrift lautete: „Westwind. Rückkehr von Heidelberg. October 1815."

Den 28. September dichtete Goethe die auf seine Liebestrunkenheit bezüglichen Verse: „Sie haben wegen der Trunkenheit Vielfältig uns verklagt," die jetzt im „Schenkenbuche" stehen. Vielleicht entstand auch damals die Ghasele auf den Eilfer, den man lächelnd „am Rhein und Main, im Neckarland" ihm bringe. Am 30. traf der Herzog endlich ein; Goethe ging mit ihm nach Mannheim, von wo er am 1. October zurückkehrte. Auf den 30. Sept. fallen die schönen Verse Hatem's: „Locken, haltet mich gefangen," * wo in der dritten Strophe, was schon Simrock sah, statt Hatem, wie der geforderte Reim auf Morgenröthe zeigt, ursprünglich Goethe stand. Man könnte die Erwiederung Suleika's darauf: „Nimmer will ich Dich verlieren," die schon in der ersten Ausgabe des „Divans" steht, Mariannen zuschreiben wollen. Am 1. October ward das Lied: „Wie soll ich heiter bleiben?" gedichtet. Zwei Tage später fuhr Goethe mit Boisserée nach Karlsruhe. Auf dem Wege kam die Rede auf Willemer. „Goethe lobte die Frauen," erzählt Boisserée, „und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden, unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Princips bei diesem Mann; dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung der kleinen liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Heftigkeit und Schroffheit ge-

* Statt Augen muß es doch Auen heißen, wie ich in Goethe's „Divan" hergestellt habe, eben auch Sauppe vermuthet hat.

* Nach Riemer (Mittheilungen, I, 37) hätte er diese Verse einer Dame dictirt, deren Locken er dabei angeredet. Aber dies muß entschieden irrig sein.

fallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach Allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares edleres Wesen." An Liebhaberei fehlte es Willemer nicht, wenigstens nicht an wissenschaftlicher; hatte er sich ja nachhaltig mit den auf Menschenkunde und Erziehung bezüglichen Fragen beschäftigt und auch den öffentlichen Angelegenheiten nicht verschlossen, an denen er in mancherlei Weise, oft durch eigene Streitschriften, lebhaften Antheil nahm. Von seinen „Bruchstücken" hatte er von 1805 an das sechste bis zehnte Heft erscheinen lassen, und im vorigen Jahre war er mit einer Streitschrift „An die Theateractionäre zu Frankfurt a. M." aufgetreten. Goethe dürfte sich wohl etwas anders ausgedrückt haben, als wir es in Boisserée's Tagebuche berichtet finden. Daß ihm über Willemer's frühere Verhältnisse Manches berichtet worden, was der Klatsch gegen diesen ausgestreut hatte, ist nicht unwahrscheinlich, wenn dieser freilich auch in mancher Beziehung ein Sonderling war.

Am 6. ward Goethe plötzlich unruhig; eine ängstliche Hast, sich zu entfernen, hatte sich seiner bemächtigt. Denselben Tag sprach er Willemer nebst Gattin den besten Dank und seinen Schmerz über die Trennung aus; er folge einer höheren Pflicht. Auf den 7. fällt das Gespräch zwischen Suleika und Hatem: „Kaum, daß ich Dich wieder habe," das durch Mariannens Lieder veranlaßt ist, die ihm auch wohl ihr neuestes „Ach, um Deine feuchten Schwingen," in einem, vielleicht zu einem nochmaligen Besuche auf der Gerbermühle einladenden Briefe gesandt hatte. Denselben Tag begleitet ihn Boisserée auf der Rückreise, auf welcher sich seine fieberhafte Unruhe verliert, so daß er ihm schon am Abend aus seinen Liebesliedern zum „Divan" vorliest. Boisserée kehrt am 9. nach Heidelberg zurück. Auf den 10. fällt das heitere Gespräch zwischen Hatem und Suleika: „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen," und an demselben Tage schrieb er an Mariannen einen Chiffrebrief. Wahrscheinlich hatte Marianne einen ähnlichen ihrem Briefe beigelegt, und man könnte vermuthen, daß es gerade jener Chiffrebrief Mariannens gewesen, den Goethe in den Anmerkungen zum „Divan" unter dem Abschnitt „Chiffre" mittheilt und schon am 4. März 1816 an Zelter sandte. Goethe's Chiffreblatt vom 10., das auf der Rückseite die einfache Aufschrift „Mariannen" trägt, lautet entziffert also:

Die Einsamkeit ist schön,
Sobald die Freundin meine Freundin ist. —
Aus meinem Kopfe geht
Die Sehnsucht Deines Aufenthaltes nicht,
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist.
Was brauchet es noch mehr
Vom Herzensbrande einen Commentar.
Er wird ja leicht erkannt
Am Feuer, das in meinen Worten ist.
Und hätte Hafis auch zehn Zungen wie die Lilien,
er schwieg'
Den Rosenknospen gleich,
Weil durch die Lieb' sein Mund versiegelt ist —
Liebe ist ein Zustand,
Dem Leitung nöthig ist. —
Von allen Seiten flogen Pfeile
Von meinem Gebete ab,
Vielleicht daß derselben einer
Doch etwas erzielen wird.
Mein Herz, geduldig trage Alles,
Betrübe Dich nicht, weil doch
Zuletzt aus diesem Abend Morgen
Und Licht aus dem Schatten wird. —
Was mich traf von den Leiden der Liebe, das hat mich getroffen;
Vor dem Bösen des Aug's schütz' die Geliebte, o Herr! —
Welch ein seltener Pfad,
Der Liebe Pfad,
Wo der Führende selbst verirrt ist. —
Hör' mich, bringe Dein Herz
Der Schönen dar,
Welche ohne Geschmeid
Die Schönste ist.

Daran schloß sich noch das schöne Lied, worin Hafis das schreckliche Unglück der Trennung so tief ergriffen schildert, das beginnt: „Die Feder spricht nicht aus den Schmerz der Trennung" (bei v. Hammer, II, 121 f.). Grimm besitzt auch noch ein anderes Chiffregedicht Goethe's an Mariannen auf einer Visitenkarte mit Goldschnitt. Oben stehen einige arabische Buchstaben; die durch Chiffren angedeuteten Verse lauten:

Leicht ist die Lieb' im Anfang,
Es folgen aber Schwierigkeiten. —
Wünschest Du Ruhe, Hafis,
Folge dem köstlichen Rath:
Willst Du das Liebchen finden,
Verlaß die Welt und laß sie geh'n. —
Des Sinnes, Dich zu schauen, kam
Mein Geist auf meine Lippen:
Soll er entflieh'n? Soll er zurück?
Was ist Dein Herrscherwille? —
Was nützet die Enthaltsamkeit

Dem, der Dein Auge sah?
Viel besser ist's, die Nüchternheit
Dem Trunknen nicht verkaufen.
Mein träges Glück, das lange schlief,
Ist endlich aufgewachet;
Der Schimmer Deines Angesichts
Hat ihm ins Aug' geblitzet.
Der Ostwind bringt mir einen Strauß
Vom Rosenbusch der Wangen,
Vielleicht wird mir dann sein Geruch
Vom Staube Deines Gartens. —
Meiner Hand ist das Herz entflohen, ihr Herzenbesitzer. —
In der Geliebten Hand werden Steine zu Wachs. —
Sage, Morgenwind, mit Schmeicheln
Jener lieblichen Gazelle,
Auf die Berge, in die Wüsten
Hat die Liebe mich getrieben. —
Wüßte der Verstand, wie selig
Herzen in den Locken ruhen,
O, es würden die Verständigen
Unsr'er Bande wegen närrisch.
Einen Vers vom Schönheitskoran
Hat mir Dein Gesicht enthüllet;
Deshalb athmen meine Verse
Hohe Schönheit, reine Anmuth.

Diese Karte könnte Goethe Mariannen bei ihrer Trennung zu Heidelberg gegeben haben, als erstes Muster ihrer neuen Chiffresprache.

Ueber Meiningen und Gotha kam Goethe am 12. nach Weimar zurück. Hier dichtete er am 24. und 25. October das Lied „Vollmondschein" im „Buche Suleika" und eines des „Schenkenbuches," am 7. November „Die Sonne, Helios der Griechen" und „Es klingt so prächtig," am 22. December „Hafis, sich Dir gleichzustellen," am 8. Januar 1816 „Sprich! unter welchem Himmelszeichen," endlich am 31. „Bist Du von Deiner Geliebten getrennt."

Wir haben den Antheil Mariannens am „Buche Suleika," so weit er nachzuweisen ist, darzulegen gesucht. Wenn Grimm ihr mittelbar oder unmittelbar Alles zuschreiben will, was die Ueberschrift „Suleika" trägt, so ist dies durch die nachweisliche Entstehungszeit der meisten dieser Lieder schon widerlegt. Dagegen ist seine Vermuthung sehr wahrscheinlich, ihr gehöre das die Erwiederung auf das Gedicht „Abglanz" bildende Suleikalied an:

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, empfind' ich Deinen Sinn!
Liebevoll Du scheinst zu sagen,
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz, es ist der Spiegel,
Freund, worin Du Dich erblickt!
Diese Brust, wo Deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, laut're Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebeswahrheit
Im Gewand der Poesie.

Goethe's Lied „Abglanz" dürfte aber erst dem Jahre 1816 angehören, so daß Marianne seine damalige Sendung des Liedes damit erwiedert hätte. Noch einige kleine Lieder des „Divans" mögen durch Mariannen veranlaßt oder ihr wenigstens überschickt sein; Letzteres können wir von den zwei erst 1837 gedruckten Liedern des „Buches der Lieder" vermuthen, worin der Wiedehopf Hudhud vorkommt, noch mehr von den in den Werken unter den „Gedichten an Personen" mitgetheilten Versen:

Schön und köstlich ist die Gabe,
Wohl enträthselt das Verlangen;
Daß die Weihe sie empfangen
Bleibet aber ungewiß.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was er sittsam nicht entraubte,
Wenn Sie sich's nun selbst erlaubte?
Hudhud geh und melde dies.

Marianne hatte ihm wohl einen Ring gesandt, und Goethe sie gebeten, ihn mit einem Kusse zu weihen. Uns wird mitgetheilt, Willemer habe in einem Briefe an Goethe erzählt, auf einem Spaziergange mit Boisserée im Schwarzwalde, wo sie sich an einer schönen Waldstelle auf einer Bank niedergelassen, sei ihnen plötzlich der Wiedehopf Hudhud in den Weg gelaufen und habe sie freundlich angeblickt, mit launiger Beziehung auf die Verse in dem den Freunden bekannten Divansliede „Gruß:"

Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.

Seit dieser Zeit wird Hudhud von Goethe sowohl wie von Mariannen zu anmuthigen Scherzen im Briefwechsel verwandt.

Leider ist unsere Kenntniß der weiteren Entwicklung des liebevollen Verhältnisses zwischen Goethe und Mariannen sehr lückenhaft, da die zwischen Goethe und Willemer und seiner Gattin gewechselten Briefe — es sollen an achtzig sein — auf der Darmstädter Bank ihrer in Aussicht genommenen Veröffentlichung entgegen ruhen und nur von Wenigen bisher gelesen worden sind. Möge ein glückliches Schicksal dieser Bri

warten und sie nicht dem Feuertode, wie Mariannens Briefe mit Brentano verfallen! Grimm hat die in seinen Besitz gekommenen mitgetheilt, über andere kann ich hier zuerst berichten, und auch sonst einiges bisher Unbekannte mittheilen.

Marianne sandte wohl bald nach Goethe's Rückkehr diesem die auf die ihm geläufige Redensart „breit wie lang und lang wie breit" * launig anspielenden Verse, welche sie später Janssen mittheilte:

Zu den Kleinen zähl' ich mich;
Liebe Kleine nennst Du mich;
Willst Du immer so mich heißen,
Werd' ich stets mich glücklich preisen,
Bleiben gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten nennt man Dich,
Als den Besten ehrt man Dich;
Sieht man Dich, muß man Dich lieben;
Wärst Du nur bei uns geblieben!
Ohne Dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Die von Frau Städel gemachte Zeichnung Frankfurt's von der Gerbermühle aus, ließ Goethe bald darauf vervielfältigen, und schickte sie an manche Freunde, indem er bald diese bald jene Verse darunter schrieb. Die Verse, welche er für Willemer und seine Gattin schrieb, sind oben erwähnt. Im Besitze des Herrn Scharff in Mülheim befindet sich diese Ansicht mit folgender bisher unbekannter Unterschrift in kräftiger lateinischer Schrift von Goethe's Hand:

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig,
Nun, abnehmend mit Eil', könnten gefallen sie mir.

Zum Andenken des 28. Aug. 1815. Goethe.

Daß die vier Verse „Hier sah ich hin" auf einem solchen Blättchen am 26. Februar 1816 an den Grafen Reinhard, die andern „Erst Empfindung, dann Gedanken" im März 1816 an Boisserée gesandt wurden, wissen wir jetzt. Auch mehrere andere dort mitgetheilten Vierverse wurden unter dieses Bildchen Frankfurt's geschrieben, die beiden „Siehst Du das" und „An die Stelle des Genusses" an die Familie Willemer, zwei „Wasserfülle, Lebensgröße" und „Fluß und Land" (vom April 1816) an Mitglieder der Familie Brentano (Antonie oder Christian?). Die das Datum des 15. und 16. August tragenden Verse wurden der Herzogin von Cumberland später verehrt.

Anfangs Juni wird Goethe auch den Frankfurter Freunden den ihn tief schmerzenden Verlust seiner Gattin, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, gemeldet haben, vielleicht mit der Sendung seines ersten Heftes „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden." Schrieb er ja damals an eine junge Freundin in Jena, bei dem großen Verluste könne ihm das Leben nur erträglich werden, wenn er nach und nach sich vorzähle, was Gutes und Liebes ihm Alles geblieben sei. Die Hoffnung der Frankfurter Freunde, ihn im Sommer wiederzusehen, wurde durch einen Unfall schmerzlich getäuscht; denn der Wagen, worin er am 20. Juli mit Freund Meyer Weimar verlassen hatte, um zunächst über Würzburg nach Heidelberg, dann nach Baden-Baden sich zu begeben, schlug um. Meyer ward an der Stirn so bedenklich verletzt, daß sie zur Stadt zurückkehren mußten, und da die Heilung längere Zeit in Anspruch nahm, entschloß sich Goethe, auf die Rheinreise zu verzichten und das Bad im nahen Tennstädt zu benutzen. Es ist nicht unmöglich, daß er damals von hier aus zur Erinnerung an seine schöne vorigjährige Geburtstagsfeier Mariannen einen in eins geschlungenen Myrten- und Lorbeerkranz mit den Versen sandte:

Myrt' und Lorbeer hatten sich verschlungen;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie gedenkend sel'ger Stunden
Hoffnungsvoll sich abermals vereinen.

Goethe bemerkt zu diesen Versen, die er in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern an Personen" unter der Aufschrift: „An ***" gab, der Kranz sei „Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung verbundenen Paares" gewesen. Marianne hat diesen Kranz liebevoll aufbewahrt. Vielleicht erwiederte sie diese Sendung durch einen ihrer kunstvollen Kränze von zierlichst aufgetrockneten Blumen, dem sie das schöne Gedicht beifügte:

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich Dir zum Angebinde;
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen,
Und Dir fromme Wünsche bringen.

* Eines seiner 1815 zuerst gedruckten epigrammatischen Gedichte führt die Ueberschrift: „Breit wie lang."

Worte aus des Herzens Fülle
Sind in Duft- und Blumenhülle,
Doch der Blumen Glanz und Leben
Muß dem Worte Deutung geben.*

Goethe erwiederte:

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne;
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von Dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willst Du mir beweisen:
Du empfindest in der Ferne,

Was ich in der Fern' empfinde.
So als wär' kein Raum dazwischen;
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Beide Gedichte erschienen erst in Goethe's „nachgelassenen Schriften" mit der Bezeichnung Sie und Er. Mariannens Verse könnten auch einige Jahre später fallen.

Goethe's Sohn zeigte im Februar 1817 seine Verlobung den Frankfurter Freunden an. Im Mai war Boisserée wieder auf der Gerbermühle. Er habe dort, berichtete er an Goethe, die schöne Müllerin mit ihrem Diogenes gefunden, der sich habe bewegen lassen, das Dickicht seiner Waldungen einigermaßen auszulüften und sich deshalb trotz aller Lobeserhebungen einen Saturn schelte. Der kleinen Frau habe es besonders herzliche Freude gemacht, sich der glücklichen Tage des Jahres 1815 zu erinnern. Willemer trat in diesem Jahre mit zwei Flugschriften über Deutschlands Erwartung und Hoffnung auf, nachdem er im vorigen noch zwei Hefte seiner „Bruchstücke" pädagogischen Inhalts herausgegeben hatte. Die Verbindung mit Goethe blieb in freundlichem Flusse. Boisserée's kostbare Gemäldesammlung für Frankfurt zu gewinnen, war man schon in der ersten Zeit des Städel'schen Instituts bestrebt, und es schien, als ob alle fünf Verwaltungsräthe der Stiftung dafür gewonnen werden könnten. Frau von Willemer, die dafür um so begeisterter war, als Freund Boisserée dadurch gleichfalls nach Frankfurt gezogen sein würde, dichtete im Jahre 1818 die schönen an Boisserée gerichteten Strophen, die wir hier zum ersten Male vollständig mittheilen:

Kennst Du die Stadt an dem bescheid'nen Strom?
Dem niedern Dach entsteigt der ernste Dom,
Den Hügel schmückt der Gärten Blüthenkranz,
Den Berg entflammt der Abendsonne Glanz.
Kennst Du sie wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n.

Kennst Du das Haus, dem Ruhm der Stadt erbaut?
Es glänzt der Saal, es fehlet nur die Braut,
Fünf Jünger steh'n, die Lämpchen in der Hand,
Ob klug, ob thöricht, ist noch unbekannt.
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n.

Kennst Du den Weg durch's Feld, wo Wiesengrün
Willkommen ruft, die Schafe friedlich zieh'n?
Fern unter Bäumen rauscht der Mühle Bach,
Ihr Schatten birgt dem Freund ein gastlich Dach?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit all den Deinen zieh'n.

Kennst Du das Haus, in dessen stillem Raum
Schaut ahnungsvoll im ersten Dichtertraum
Ein schlafend Kind das Land, wo mild umweht
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Kindern zieh'n.

Anfangs Juni desselben Jahres sah Boisserée Mariannen mit Frau Städel auf ihrer Reise nach Baden-Baden in Heidelberg, wo wieder Goethe's und der schönen 1815 mit ihm verlebten Tage herzlich gedacht wurde. Leider kam drei Wochen später Willemer, der die Frauen abholte, mit der Schreckenskunde, daß sein Sohn Abraham, der preußischer Hauptmann war, in Großbeeren in einem Zweikampfe gefallen war. Boisserée's Meldung hiervon erwiederte Goethe mit den Worten: „Möge in Ihrer Nähe den unvergeßlichen Freundinnen Freude aus der Gegenwart und in der Erinnerung geworden sein! Brachte denn der unglückliche Vater erst die Nachricht des traurigen Geschickes mit? Betrachte ich diesen Fall, so sehe ich leider die Welt von der Nacht- und Nebelseite, die ich leider auch längst kenne." Bald darauf wurde Goethe durch eine Sendung Mariannens erfreut, worunter sich eine Pappschachtel mit Mirabellen befand. Am 2. April 1819 schickte der Dichter die Schachtel zurück;

* Goethe, der Vers 5 Blumenranken schrieb, änderte diese Strophe also um:

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Dir Blumenworte.
Mögen sie vor Deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken!

Marianne fand ihre Strophe schöner, aber Goethe änderte mit Recht, um einen die Sendung aus der Ferne bezeichnenden Schluß zu gewinnen, worauf sich auch seine Erwiederung bezieht.

auf den Boden der mit lilla Papier beklebten, mit weiß aufgepreßten Verzierungen versehenen Schachtel hatte er sein in Wachs bossirtes Medaillon in schwarzem Rahmen unter Glas gethan und ein Papier eingeklebt, worauf sich von Goethe's Hand in lateinischer Schrift die bekannten Verse von ihm fanden:

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden;
Als die Frucht gespeist geworden,
Eilt sich wieder einzustellen,
Das Gehäus, woher es kommen,
Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

Willemer reiste zweimal nach Berlin, um die Gnade des Königs für den zur Festung verurtheilten Mörder seines Sohnes zu erflehen, was ihm beim zweiten Male gelang. An Boisserée berichtet Goethe im Juni, vor geraumer Zeit sei der Freund auf seiner Durchreise nach Berlin bei ihm gewesen, und habe er sich sehr gefreut, ihn in seinem häuslichen Zirkel zu sehen; er müsse wohl auf einem anderen Wege zurückgekehrt sein. Im September sandte Goethe Mariannen ein Exemplar des eben ausgedruckten „Divan," dem sie zu ihrer Freude mehrere ihrer eigenen Lieder und manche durch sie und die schönen Tage des Jahres 1815 angeregte eingereiht fand. Julian Schmidt würde nicht behauptet haben, Goethe habe im „Divan" selbst „wiederholt die Autorschaft seiner Freundin bald schelmisch versteckt, bald den Schleier halb gelüftet," hätte er sich der frühen Entstehungszeit der von ihm dafür angeführten Lieder erinnert; denn als er diese am 7. und 10. October 1815 dichtete, konnte er noch nicht die Aufnahme ihrer Lieder in den erst 1819 erschienenen „Divan" andeuten. Zum Geburtstage hatte Marianne ihm einen schönen Ring mit einem kleinen Haarmedaillon geschickt, wofür er in einem Briefe vom October herzlich mit der Bemerkung dankte, er habe den Sinn der Homöopathie durch die Wirkung des kleinsten Theiles erkannt. Fielen etwa in diese Zeit die oben besprochenen Verse „Schön und köstlich ist die Gabe"? Um diese Zeit machte auch der Goethe befreundete französische Gesandte beim Bunde Graf Reinhard Willemer's Bekanntschaft. „Ihren Freund Willemer sah ich zuweilen," schrieb dieser am 16. Januar 1819. „Er war untröstlich über den Mißgriff Ihres gegenwärtigen Gastes Stourdza (sein berüchtigtes „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne"). Sie können leicht errathen, warum?" Seine politische Ansicht sprach Willemer bald darauf unumwunden in der Schrift aus: „Wie verhält sich die Zeit zum heiligen Bunde?"

Als Boisserée im Juli 1820 seine Reise nach Wiesbaden Goethe meldete, erwiederte der Dichter, der diese Jahre über die böhmischen Bäder aufsuchen mußte: „Wären es auch nur wenige Tage, so wünscht' ich mit Ihnen am Rhein und Main die frühern Lebendigkeiten zu erneuern. Sagen Sie mir ein deutliches Wort über den Zustand Wiesbadens; sodann aber versäumen Sie nicht, mir von den Freunden auf der Mühle erfreulichst zu melden. Ich habe so lange von dort nichts gehört, und es will mir immer nicht in den Sinn, so freundliche Erworbenheiten ganz fahren zu lassen; indessen ich freilich bekennen muß, daß meine actio in distans weder kräftig noch anhaltend ist. Von Brentanos und Guaitas gönnen Sie mir auch ein Wort." Boisserée war in diesem Jahre zweimal in Frankfurt, wo er beim Senator Thomas wohnte, der im vorigen Jahre sich mit der verwittweten Frau Städel verbunden hatte, besuchte aber auch Willemer auf der Gerbermühle. Letzterer ward bald darauf in einen Streit wegen der Verlegung der Kirchhöfe verwickelt, gegen die er religiöse Bedenken vorbrachte. Böhmer fand den Aufsatz, worin Willemer diesen Gegenstand beleuchtete, sehr gut, nur durch verschiedene Seitenblicke entstellt. Goethe erfuhr von diesem „etwas sonderbaren Streite" durch Graf Reinhard, der mit Willemer in freundlichster Verbindung stand.

Im Juni 1821 schickte Goethe Mariannen ein Exemplar seiner „Wanderjahre," ein anderes an seine Freundin Adele Schopenhauer, beide mit eingeschriebenen Widmungen; aber beim Einpacken wurden sie verwechselt. Marianne sandte ihr Exemplar zum Umwechseln zurück, worauf Adele nicht eingehen wollte. Goethe schrieb sodann am 12. Juli der Frankfurter Freundin mit anmuthiger Laune: „Diesmal, allerliebste Marianne (nur diese Anrede hat Goethe selbst in dem vom Schreiber des Briefes gelassenen freien Raum nachträg-

lich hineingeſchrieben) hat ſich die moraliſche Weltordnung, ihrer göttlichen Natur gemäß, zugleich höchſt gerecht und anmuthig erwieſen! Sie ſollten erfahren, wie das kunſtreiche Mädchen hieße, welche Turban, Shawl und Zubehör ſo niedlich zu- und ausgeſchnitten (Goethe hatte dieſes Mariannen geſandt); Ihnen ſelbſt ſollte der höheren Einfluß veranlaßt. Damit Sie denn ferner dieſem guten Kinde noch mehr geneigt werden, ſende eine andere kleine Arbeit, und muntere Sie zugleich auf, wenn „Olfried und Liſena“ (ein Gedicht von Auguſt Hagen) auf der Gerbermühle noch nicht gekannt wäre, das anmuthige Paar dorthin einzuladen, eine Unterhaltung an man-

Marianne von Willemer (im 62. Lebensjahre).

Fingerzeig werden, der Geburtstag falle auf den 12. Juni (zur Erinnerung an dieſen hatte Goethe das Exemplar der „Wanderjahre“ Adelen gewidmet), ob Sie vielleicht nicht bei deſſen glücklicher Wiederkehr an demſelben auch freundlichen Theil nehmen wollten. Und ſo iſt denn Alles durch Kreuz- und Quergang am ſchönſten Ziele, des Einpackenden Irrthum offenbar durch

chen nächſt zu hoffenden trocknen und heiteren Sommerabenden. Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Muſik (ſie hatte wohl kirchliche Muſik als die höchſte und edelſte geprieſen) weiß ich zu ehren, und gebe gern zu, daß die Compoſitionen von Liedern und ſonſt, genau beſehen, oft nur ein Qui pro quo geben; ſelten iſt der Dichter durchdrungen, und man lernt dabei nur etwa

den Kunstcharakter und die Stimmung des Componisten kennen. Doch hab' ich auch da manches Schätzenswerthe gefunden, indem man sich vielmal abgespiegelt sieht, zusammengezogen, erweitert, selten ganz rein. Beethoven hat darin Wunder gethan, und es war ein glücklicher Einfall, die Musik zu „Egmont" durch kurze Zwischenpausen dergestalt zu exponiren, daß sie als Oratorium aufgeführt werden kann, wie Sie solche wahrscheinlich gehört haben." Eigenhändig fügte Goethe hinzu: „Indem ich schreibe, statt zu kommen, nach Böhmen gehe, statt an den Main, ist mir wunderlich zu Muthe, und ich darf eine mitempfindende Freundin hoffen. Herzlichst Goethe. Weimar, den 12. Juli 1821." Der Brief ist ein paar Wochen vor seinem Abgange nach Marienbad geschrieben, wohin er, in Folge des nassen Sommers, erst so spät sich begeben konnte. Das zurückgeschickte Exemplar der „Wanderjahre", in calicorothem Band mit goldenen Verzierungen, grünem Schnitte und goldenem Titel hatte auf dem ersten Blatte die eigenhändige Widmung: „Fräulein Adele Schopenhauer. Erinnerung des 12. Juni 1821. Weimar, Goethe." Dieser gegenüber hatte Goethe auf dem inneren Deckel ein grünes Blättchen eingeklebt, worauf gleichfalls von seiner Hand die Worte stehen:

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman,
Der selbst Romane spielt.

Weimar,
am 12. Juli am 12. Juli
1821.

Die Verse sandte er auch an Adele Schopenhauer und später, wie es scheint, noch ein neues Exemplar der „Wanderjahre" mit seiner Widmung; denn darauf beziehen sich wohl die jetzt „Berichtigt" überschriebenen, ursprünglich das Datum des 12. Nov. 1821 tragenden Verse „Verirrtes Büchlein!"

Nur unsere lückenhafte Kenntniß verschuldet es, daß wir zunächst von der fortdauernden Verbindung Goethe's mit Mariannen nichts berichten können. Graf Reinhard, der Willemers mehrfach erwähnt, gedenkt Mariannens nie, die sich wohl vor dem glatten Hofmann zurückzog und ihr inniges Verhältniß zu Goethe ihm nicht verrathen mochte. Es waren eben ganz verschiedene Naturen; das erkannte auch wohl Goethe. Den innigsten Antheil mußte Marianne an der gefährlichen Erkrankung Goethe's in Folge seiner unterdrückten Liebesleidenschaft zu Ulrike von Levezow im Februar 1823 nehmen. Die Erkundigungen Willemer's und seiner Gattin wird Goethe's Sohn beantwortet haben. Goethe selbst schrieb bald nach der Genesung am 14. April eigenhändig an Willemer: „Nur wenig Worte als Zeichen erneuerten Lebens und Liebens. Tausend Dank für herzliche Theilnahme in Leid und Freud, mit dem dringenden Wunsche, bald wieder von den Freunden Gutes zu vernehmen. Wie befindet sich Marianne? Ich höre, sie litt einige Zeit. Möge das Frühjahr uns Allen fröhlich und heilsam werden! Treulichst Goethe."* Marianne wird es nicht an freundlicher Erwiederung haben fehlen lassen, auch nicht an Glückwünschen und Gaben zum nächsten Geburtstage, den man in Weimar als Genesungsfest feierte. Im October war Graf Reinhard einige Tage bei Goethe zu Besuch, der ihm Grüße an Willemer gab; mit dürren Worten berichtet Reinhard am 23. deren Ausrichtung. Goethe's Schwiegertochter und sein vertrauter Freund Kanzler Müller, die im Juni 1824 zu Frankfurt waren, werden Willemer und dessen Gattin begrüßt haben, doch konnte sich zwischen der „liebenswürdig wunderlichen" Ottilie und Mariannen kaum eine herzliche Neigung bilden. Als Goethe damals die Absicht äußerte, wieder einmal Frankfurt zu besuchen, schrieb Reinhard: „Wem Sie das Glück gewähren wollen, Ihr Hauptquartier bei ihm aufzuschlagen, darüber wage ich keinen Vorschlag, nicht einmal eine Bitte." Kaum dürfte irgend einer die bald schwindende Hoffnung freudiger begrüßt haben als Marianne. Zum Geburtstage liefen auch diesmal Brief und Sendung von Marianne und Willemer bei Goethe ein, die vielleicht Ottilie bei ihrer Rückkunft übermittelte. Einen Monat später finden wir wieder Boisserée auf der Gerbermühle „unter den guten und liebenswürdigen Menschen," mit denen er in Goethe's Gesellschaft „so schöne, reichhaltige Tage verlebt" hatte, daß er sich gedrungen fühlte, sich von hier aus an ihn

* Im Datum des im Besitze von S. Hirzel befindlichen Briefes steht die irrige Jahreszahl 1822.

zu wenden. „Die Sonne, die schattigen Bäume, der Spiegel des Flusses, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröthe, Alles ist und glänzt, wie damals," schreibt er. „Der alte tüchtige und wunderliche Freund freut sich im Kreise seiner glücklichen Kinder, und die kleine Frau singt Abends auf ihre so eigene seelenvolle Weise die schönsten Lieder — aber der Freund und Dichter fehlt, der diesem Leben durch seine frohe, geist- und lehrreiche Theilnahme einen höheren Schwung und doppelten Werth gegeben. So wird denn das Andenken an Sie auf alle Weise angeregt, und entsteht ein Wünschen und Sehnen. — Willemer und die kleine Frau grüßen schönstens und hoffen bald zu vernehmen, daß Briefe und Sendung zum Geburtstage glücklich angelangt und daß Sie stets gesund und heiter sind."

Auch im folgenden Jahre fand sich Boisserée wieder auf der Gerbermühle ein, wo er sich freundlich mit dem Müller und der Müllerin über Goethe unterhielt. In diesem Jahre lernte Marianne wohl Adele Schopenhauer und deren Mutter kennen. Goethe dürfte die nach Wiesbaden gehenden Freundinnen an Mariannen empfohlen haben, und an einem freundlichen Worte und einer kleinen Gabe der Freundin wird es nicht gefehlt haben. Bei der bald darauf am 7. November stattfindenden goldenen Jubelfeier Goethe's, wozu ihm von nah und fern Ehrengaben und Glückwünsche zuströmten, blieben auch die Freunde von der Gerbermühle nicht zurück. Zur Erwiederung sandte Goethe, wie an alle näheren Freunde, sein Porträt mit den bekannten Dankversen und ohne Zweifel auch die Medaille zu seinem Ehrentage.

Im Mai 1826 ging Boisserée über Frankfurt nach Weimar, wo er vom 17. Mai bis zum 2. Juni mit dem eben von einer Krankheit genesenden großen Dichter in reichstem Austausche schöne Tage verlebte. Von Mariannen und Willemer brachte er freundliche Gaben und Grüße, für die Enkel Frankfurter Pfeffernüsse. Goethe, damals sehr weich gestimmt, wird mit innigstem Antheil von den Freunden der Gerbermühle vernommen haben. Als Boisserée nach Frankfurt zurückgekehrt war, berichtete er an Goethe: „Die Freunde fand ich alle wohl; sie freuten sich um so mehr über die Grüße und Nachrichten, die ich ihnen brachte, weil sie sich Ihre Unpäßlichkeit schlimmer vorgestellt, als sie ist. Die größte Freude verbreitete ich bei den Angehörigen der Mühle. Ich ging gleich vorgestern Abend (den 5. Juni) mit der Rosette (Willemer's ältester Tochter) und Thomas hinaus, wo ich denn Allen, besonders aber der Müllerin, nach Herzenslust von Ihnen erzählte. Die Erinnerung an jene goldenen Tage, die wir dort zusammen erlebt haben, wurde auf das lebhafteste angeregt; die Luft war milde, der Sonnenuntergang auch sehr schön; wir aßen in dem wohl bekannten kleinen Balconzimmer bei offener Thür zu Nacht, und tranken unter den besten Gesprächen auf Ihre Gesundheit. Natürlich kam auch die wohlthätige Wirkung einer Reise und der Wunsch des Wiedersehens zur Sprache, und der Alte meinte, so nach seiner Weise, Sie sollten sich nicht um Bundesprivilegien und Gesandten (zum Besten der neuen Ausgabe seiner Werke) kümmern, und sollten sein Diogenisches Leben wieder eine Zeit lang mit ihm theilen." Willemer selbst war übrigens nicht so geistig abgespannt, wie man hiernach glauben könnte; er hatte in diesem Jahre ein Werk: „Von den Vorzügen des christlichen Moralprincips und seinem Einfluß auf Erziehung. Ein Buch für wissenschaftlich gebildete Frauen und Mütter," herausgegeben, wie vorher „Lebensansichten. Ein Buch für Jünglinge." Daß Marianne auch an diesen Arbeiten nicht ohne Theilnahme bleiben konnte, ist natürlich. Freilich werden seine Wunderlichkeiten immer mehr hervorgetreten sein. Daß er an Ahnungen glaubte und selbst solche haben wollte, sehen wir aus einigen Aeußerungen des Grafen Reinhard.

Goethe hatte Boisserée in Weimar zwei Pflänzchen des Bryophyllum Calycinum gegeben, da er darin den offenbarsten Triumph seiner Metamorphose der Pflanze sah. Da dieser nun längere Zeit in Wiesbaden verweilte, so schlug er vor, die Pflänzchen ihrer „theuren Müllerin" zu übergeben, wogegen er ihm andere nach Stuttgart zu senden versprach. „Das immerfort Lebende," schrieb er, „ist doch ein gar zu hübsches Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen können." Boisserée fand Goethe's Einfall gar zu artig, als daß er ihn nicht ausführen sollte. Doch scheint das nicht geschehen zu sein; denn

am 12. September schickte Goethe Mariannen ein Blatt jener Pflanze mit den auf grünem glänzenden Papiere geschriebenen, „G. 12. 9. 1826" unterzeichneten Versen:

Was erst still gekeimt in Sachsen,
Soll am Maine freundlich wachsen;
Flach, auf guten Grund gelegt,
Merke, wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Ist, was ihnen heilsam deucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie Dir wohl dereinst

Auch die andern auf ein Blatt dieser Pflanze bezüglichen Verse:

Wie aus Einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen,
Mögst in Einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen!

sind an Mariannen gerichtet.

Sehr erfreut ward diese, als Goethe ihr im Frühjahr 1827 die vier ersten Bände der neuen Ausgabe seiner Werke sandte, da sie den Werth derselben in innerster Seele empfand und ihr die herzliche Neigung des Dichters, dessen hohe menschliche und künstlerische Vollendung ihrem tief und wahr erkennenden Geiste aufgegangen war, so unendlich wohl that. Auch die frommsinnige Antonie Brentano besaß Goethe's Werke von seiner eigenen Hand, aber der Dichter stand ihr innerlich fern, weil er der wahren christlichen Liebe zu ermangeln schien, und seine vermeinte Herzenskühlheit stieß sie zurück; sie zog Sailer's Schriften den Goethe'schen entschieden vor. Marianne, die Antonien an christlicher Gläubigkeit und festem Vertrauen auf die Untrüglichkeit der katholischen Lehre nicht nachstand, schätzte gleichfalls Sailer ungemein, den sie 1823 in Frankfurt kennen lernte, und sie widmete ihm ein schönes, von Janssen in „Böhmer's Leben" mitgetheiltes Gedicht, worin sie ihn, auf Veranlassung eines von Böhmer ihm geschenkten Dürer'schen Christophorus, als einen geistigen Christophorus darstellt: aber sie erkannte wohl, wie in Goethe der größte Dichter dem deutschen Volk erstanden sei, in welchem Geist und Herz wunderbar zur Bildung der edelsten Persönlichkeit, eines wahren Genius der Menschheit, zusammenstimmten.

Am 21. September 1827 starb Goethe's alter Freund, der Kassenschreiber Riese. Willemer erwarb aus dessen Nachlaß Briefe an Dr. Horn, einen andern Jugendfreund, von dessen Braut und von ihm selbst, wie Frau Willemer Classen erzählte, während nach anderen Berichten Riese sie vor seinem Tode Willemer übergeben hätte, um sie an Goethe gelangen zu lassen. Dieser nahm Willemer's Sendung der Briefe freundlich auf, verbrannte sie aber, weil er Mißbrauch befürchtete; nur zwei von ihm aus Straßburg an Horn geschriebene Briefe hielt er der Aufbewahrung werth. Letztere zeigte er im April 1829 Eckermann. Marianne stand um diese Zeit in vertrautestem Umgange mit Clemens Brentano, der seit 1823 wieder in Frankfurt lebte. Sie erkannte seine hohe dichterische Begabung; die mystische Richtung, der seine kräftige Natur verfallen war, beurtheilte sie von einem höheren Standpunkte, wie wenig sie selbst bei aller strengen Gläubigkeit in solche Abgründe, wovon ihr frischer, gesunder und reiner Sinn sie zurückhielt, sich versenken mochte. Auf ihr liebevolles Drängen, seinem Dichterberufe nicht zu entsagen, erwiederte Brentano im Jahre 1827 mit einem großen Gedichte, worin er in mystischem Schwunge ausführte, das, was er schreiben könne und was allein Noth thue, wolle die Welt nicht hören. Uebrigens stimmte Brentano mit Mariannen darin überein, daß Goethe der größte deutsche Dichter sei.

In den zwei nächsten Jahren entzieht sich unserer lückenhaften Kenntniß wieder jede Spur der ohne allen Zweifel mit der alten Innigkeit fortgesetzten Verbindung. Als Eckermann, der Goethe's Sohn nach Italien begleitet hatte, auf der Rückreise im September 1830 in Frankfurt verweilte, schrieb ihm Goethe am 26.: „Ich lege diesmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geheimrath von Willemer bei, welches ich baldigst abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelsten Sinne mit mir verbunden sind, und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können." Der vom 26. datirte Brief lautet also:

„Herrn und Frau Geheimrath von Willemer in Frankfurt am Main.

Herr Dr. Eckermann wird dieses Blättchen überreichen; ich empfehle ihn als einen geprüften Haus- und Seelenfreund, als den Begleiter meines Sohnes bis Genua. Er wird gar manches zu erzählen haben,

und auch von mir und meinen Zuständen genau Rechenschaft zu geben wissen.

Mit möglichster Entschuldigung versäumter Rückschrift und schuldiger Dankworte für die mir und anderen, auch der Jugend höchst willkommenen Sendungen. Nach beseitigten mannigfaltigen Hindernissen, bald möglichst das Weitere.

In alter Treue und Anhänglichkeit
J. W. v. Goethe."

Nur die beiden letzten Zeilen sind von Goethe's eigener Hand. Am 8. October sprach Goethe seinen Dank für mannigfache Geburtstagsgeschenke aus, auch für den von der Stadt erhaltenen Silberpocal und den alten und jungen Wein, die er mit dem Gedichte „Pflegten wir krystallen Naß" erwiederte. Früher hatte einmal der Bürgermeister Thomas (er war jüngerer Bürgermeister 1824 und 1829) bei Goethe durch Frau Willemer anfragen lassen, ob ihm die Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes angenehm sein würde, worauf dieser freundlich ablehnend antwortete.

Die nach Mitte November eintreffende Schreckenskunde vom Tode seines Sohnes erschütterte den greisen Dichter in tiefster Seele, und da er den Schmerz gewaltsam bekämpfen wollte, befiel ihn ein gefährlicher Blutsturz, von dem er sich indessen bald erholen sollte. Wahrhaft rührend ist sein Brief an Willemer und dessen Gattin vom 1. December. Voran stehen hier mit Bleistift von Goethe selbst geschrieben die Worte: „Daß ich noch lebe und liebe, darf ich vermelden." Hierauf schrieb sein Arzt Vogel mit Dinte die gute Nachricht über sein jetziges Befinden. Das Blatt schließt mit einigen Bleistiftzeilen von Goethe's Hand.

Die letzten Worte des Dichters an Marianne sind in Vorahnung seines baldigen Todes, neunzehn Tage vor demselben, am 3. März 1832 gerichtet, nachdem er ihr noch kurz vorher, am 23. Februar, einen mit einer eigenhändigen Nachschrift versehenen Brief hatte zukommen lassen. Damals sandte er ihr ein wohlverschlossenes Päckchen, wobei er, wie sie an Grimm berichtete, ihr mit liebenswürdiger Empfindung schrieb, sie möge es bis zur unbestimmten Stunde uneröffnet lassen. Als ihr die Todeskunde, wohl durch Eckermann im Auftrage der Schwiegertochter, zukam, erbrach sie sogleich das Siegel, und es fiel ihr ein auf den Briefen liegendes Blatt in die Augen, worauf Goethe mit eigener Hand geschrieben hatte:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen.
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Goethe.

Weimar, den 3. März 1832.

Einen herzlich dankbarern Abschied konnte der Dichter unmöglich von der Freundin nehmen, deren liebevolle Neigung, innige Gutmüthigkeit nnd anmuthige Geistesfrische ihm diese sechzehn Jahre über so unendlich wohl gethan, wie sich dies auch in einem seiner Briefe in der Bemerkung aussprach, er danke es ihrem Manne, daß er ihnen dieses Verhältniß gönne. Fast ein halb Jahr später schrieb Marianne an Boisserée: „Wie vieles hat sich verändert, seit wir uns zum letzten Mal hier und auf der Gerbermühle gesehen haben! Daß wir beide um unseren Freund Goethe getrauert, weiß ich, da wir ihn sehr lieb hatten. — Für mich ist es ein gar großer Verlust. Jeder Brief war ein Fest für uns, und ich darf es wohl sagen, daß er bis zur letzten Stunde mit Liebe an uns dachte. Alles dieses und noch mehreres mit Ihnen, lieber Freund, ruhig und ausführlich durchzusprechen, würde mir ein großer Trost sein. Bleiben Sie mir gut! Die alten Freunde muß ich nun treu bewahren im Sinn und Gemüth; man erwirbt sich nicht leicht mehr neue Freunde; man muß etwas zusammen durchlebt haben, und dazu ist keine Zeit mehr." Goethe selbst hatte zehn Jahre vorher gegen Boisserée geäußert, seine alten Freunde zu erhalten, jüngere zu gewinnen, sei jetzt sein unabläßiger Wunsch. Die wenigen Wochen, die er mit Marianen verlebt, hatten ihr schönes Menschenbild auf ewig seinem Herzen und Geiste eingeprägt und vor allen standen die Tage des 18. October 1814 und des 28. August 1815 neben manchen heitern und ernsten Erinnerungen so unauslöschlich in seiner Seele, daß er davon immerfort zehren konnte, ohne daß dieser edle Reichthum dadurch Abbruch erlitten hätte. Wie glücklich aber fühlte er sich, daß dieser schöne Besitz durch fortwährenden liebevollen Austausch

gesteigert, diese lieblichen und gemüthlichen Erinnerungsbilder, die wie in goldenen Wolken des Abendroths vor seinem geistigen Auge schwebten, immer neu aufgefrischt, mit neuen Strahlen durchleuchtet wurden! Wie Mariannens Seele von Goethe hingerissen war, in dessen Nähe sie sich vom durchzuckenden Gefühl einer großen Natur und reinster Menschheit umweht fühlte, sprechen so bezeichnend die Briefe der geistig frischen Greisin an Grimm aus. „Goethe! — Ja wer ihn kannte! — Wenn sich die Strahlen des Geistes in seinem Herzen concentrirten, das war eine Beleuchtung, die einen eigenen Blick verlangte! Es war wie ein Mondlicht und Sonnenlicht, eins nach dem anderen, oder auch wohl zugleich, und daraus erklärte sich jenes Wundervolle seines Wesens, sein Gewahrwerden, sich klar machen und für Andere zur wahren, aber verklärten Erscheinung bringen. — Wenn ich die zähle, die mir so nahe standen, daß ich mir sie deutlich machen konnte, und mein Herz oder mein Verstand mir sie zu eigen machte, wiewohl nicht immer mit Erwiederung, so bleiben Wenige, die das Eine nicht auf Kosten des Anderen befriedigten; entweder litt ich von Herzen mit Schmerzen oder ein klein wenig oder gar nicht. Diese Wenigen nun kann ich zählen, über allen steht Goethe, und gerade an der Stelle, wo ich die vollste Uebereinstimmung aller Ansprüche fand. Etwas näher dem Schmerzenreich steht Clemens Brentano. — Sulpiz Boisserée darf ich noch zu meinen Freunden zählen." Auf Goethe's Kopf als Petschaft, den sie Grimm schenkte (Goethe's Profil in einem Glasfluß mit Perlmutterstiel, ein Geschenk Goethe's), dichtete sie die Verse, die wir mit besonderer Freude hier zuerst mittheilen können:

Er, dem von Allem nichts geheim geblieben,
Was tief im Innersten die Brust bewahrt,
Der jede Lust, und jedes Leid und Lieben
In holder Rede Fluß uns offenbart,
Dir will er schweigend wahren die Gedanken.
Willst Du in seinen treuen Schutz sie geben,
Nichts bringet sie zum Weichen oder Wanken,
Und eh er sie verräth, läßt er sein Leben.

Wie tief zeigt sich hier Marianne von der so oft durch Unkundige und Mißwollende verdächtigten Treue Goethe's überzeugt! Seine Briefe bewahrte sie in einem eigens dafür gemachten Glaskasten auf, alle auseinander gefaltet und lose auf einander gelegt. Später hatte sie diese in Pappen liegen; sein letztes Blatt war mit einem schwarzen Bande umwickelt. Als sie dieses acht Monate vor ihrem Tode in Classens Gegenwart löste, kamen ihr die Thränen in die Augen, so tief lebte Goethe in ihrem Herzen, den sie, eine gläubige katholische Christin, als eine der schönsten Offenbarungen Gottes im Menschengeiste verehrte, fern von jenem Abscheu vor dem ungläubigen Heiden, den die Gnade Christi nicht erlöst habe.

„Die Spieltage sind vorbei, das Leben wendet mir seine ernste Seite zu," hatte sie ein halbes Jahr nach Goethe's Tode an Boisserée geschrieben. Willemer, den wir noch bis zum Jahre 1828, wo er eine Schrift von der Macht des Glaubens herausgab, schriftstellerisch thätig finden, war zuletzt körperlich und geistig viele Jahre lang so schwach, daß er der sorgsamsten Pflege bedurfte, die sie ihm mit dankbarster Aufopferung bis zu seinem am 19. October 1838 erfolgten Tode zu Theil werden ließ. Sie bezog jetzt eine nette Wohnung in der alten Mainzer Straße auf dem zweiten Stocke. Ihre Freude war es, jungen Mädchen unentgeltlich Unterricht in der Musik und im Gesange zu ertheilen. Die berühmte Heinefetter war ihre Schülerin. Sie selbst wirkte im Cäcilienverein im Chore so lange mit, als sie Stimme hatte. Von ihrer hohen Begeisterung für die Musik zeugt noch ein schönes Gedicht von ihr an Henriette Sonntag, welches beginnt:

Das Leben und die Stimme schön zu tragen,
Ist eine Kunst, die Wenige verstehn;
Ein gutes Portamento hilft in allen Tagen.

Für die lyrische Dichtung besaß sie eine besonders anmuthige Gabe, wie schon die mitgetheilten Proben beweisen. Einer jüngern Freundin schenkte sie eine Sammlung ihrer Gedichte, deren Veröffentlichung zugleich mit dem Briefwechsel zu erwarten steht. Ein Gedicht von ihr findet sich in Jügel's Schrift: „Das Puppenhaus."

In den edelgebildeten Frankfurter Kreisen war Marianne eine der anmuthigsten Erscheinungen, besonders bei Thomas, der leider schon in demselben Jahre mit Willemer starb, bei Brentanos und Böhmer. Clemens Brentano verließ, schon länger kränkelnd, gegen Ende November 1841 Frankfurt; am 28. Juli des folgenden Jahres starb er. Auch sein Tod schnitt

ihr tief ins Herz. Doch bei allen Unfällen erhielt sie bis ans Ende ihrer Tage, das am 6. December 1860 fast ohne Krankheit eintrat, sich frischesten Geistes, so daß sie nicht allein mit ihren älteren Bekannten sich in fortwährender lebhafter Verbindung hielt, sondern auch zu Jüngern sich hingezogen fühlte und in herzlicher Vertraulichkeit mit ihnen lebte, wie mit Hermann Grimm und Janssen. Ja der Hauch frischen Lebens und unversiegbarer Gemüthlichkeit waren und blieben der Segen ihres wohlthätigen Daseins, dessen schönste Blüthe die herzliche Neigung des großen Dichters bildete, der uns aus diesem lieblichen Spiegel wieder in seiner ganzen schönen Menschlichkeit entgegenleuchtet.

Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufsatz über Minna Herzlieb.

Von

Hermann Frommann.

Nachdem Lewes und Andere die zwar falsche, übrigens aber unschuldige Ansicht verbreitet hatten, daß Minna Herzlieb glücklich verheirathet gewesen sei, fand sich vor Kurzem Adolf Stahr veranlaßt, im Märzheft dieser Zeitschrift über das wirkliche Schicksal der genannten Persönlichkeit das Publicum aufzuklären. Sie selbst hat sich während ihrer Lebzeiten derartige Enthüllungen ihres Unglücks auf das Bestimmteste verbeten; und ihre nächsten Angehörigen, die über den Stand der Dinge am besten unterrichtet sein mußten, glaubten ihren Wunsch um so eher erfüllen zu können, als jener Irrthum, wie gesagt, ziemlich harmloser Natur war und allenfalls unberichtigt bleiben konnte, ohne daß dadurch das deutsche Volk in dem Verständniß seines Dichterfürsten wesentlich geschädigt wurde.

So hat in dem ebenso ausdrücklichen wie begreiflichen Wunsch Minna's das Stillschweigen der Angehörigen seinen sehr einfachen Grund. Dieselben glaubten sogar dies Verfahren selbst dann noch fortsetzen zu können, als in Stahr's Aufsatz gegen Minna's Pflegeeltern beleidigende Anschuldigungen erhoben wurden; denn diesen waren so wenig durch Thatsachen begründet, daß man fürchten mußte, ihnen durch eine öffentliche Widerlegung eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit zu verleihen. Als jedoch die Anfragen nach dem wirklichen Sachverhalt der von Stahr besprochenen Verhältnisse sich mehrten und sich daran freundschaftliche Mahnungen an die traurige Wahrheit schlossen, daß auch von der unmotivirtesten Beschuldigung häufig etwas hängen bleibt, so fand es der Verfasser dieses Aufsatzes gerathen, einer falschen Anwendung des Satzes: Qui tacet assentit, entgegenzutreten. Es möchte sonst durch die in Stahr's Aufklärung enthaltenen falsa Schlimmeres angerichtet werden, als jener von ihm zerstörte unschädliche Wahn jemals vermocht hat.

Was zunächst die Leidenschaftlichkeit der Beziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb betrifft, so scheint mir das Bestreben, den Wärmegrad der gegenseitigen Gefühle bestimmen zu wollen, ziemlich hoffnungslos. Goethe's wenige eigene Aeußerungen über diesen Punkt in den betreffenden Sonetten und dem mysteriösen Gespräch mit Boisserée sind doch zu unbestimmt, als daß man ihretwegen jede der Stahr'schen Ansicht entgegengesetzte Meinung für todtgeboren und jeder Widerlegung unwürdig erklären könnte. Der Schluß wenigstens des Sonetts Wachsthum paßt entschieden nicht auf Minna, deren ganzem Wesen sowie der gegenseitigen Lebensstellung es widerspricht, daß sie auf den berühmten Gastfreund ihrer Pflegeeltern den unnahbaren Eindruck einer „Fürstin" gemacht haben sollte. Richtiger könnte man das Verhältniß umgekehrt fassen, und allerdings erinnert sich der damals zehnjährige Pflegebruder Minna's, daß diese ihn durch wiederholte Recitation der Goethe'schen Strophe:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht" ꝛc.

zu gelinder Verzweiflung gebracht habe. Das mochte der gesteigerte Ausdruck ihrer Empfindung sein. Denn gegen eine wirkliche Leidenschaft spricht die von Minna damals häufig gebrauchte Bezeichnung Goethe's als des „lieben alten Herrn."

So hat schon Düntzer im Magazin für die Literatur des Auslandes mit umfassender Benutzung und scharfsinniger Combination der ihm zugänglichen Quellen wahrscheinlich zu machen gesucht, daß jenes Ver-

hältniß mehr den Charakter freundschaftlich wohlwollender, wenn auch warmer Zuneigung von Goethe's Seite und den einer innigen Verehrung von Seiten Minna's trage, als denjenigen einer glühenden Liebe. Daß aber selbst unschuldigere Aufmerksamkeiten eines Mannes wie Goethe bleibende Eindrücke bei ihr hinterlassen mußten, ist damit natürlich nicht ausgeschlossen. In Beziehung auf Goethe's Empfindungen scheint Düntzer's Ansicht bestätigt zu werden durch die Unbefangenheit, mit welcher Jener sein Interesse für Minna in den Briefen an deren Pflegemutter verräth. Einen derselben, welchen Goethe kurz nach Minna's erster Entfernung aus dem Haus ihrer Pflegeeltern von Karlsbad aus am 22. Juni 1808 an Frau Frommann geschrieben hat, theilen wir in Folgendem mit:

„Hätten Sie, theuere Freundin, in jener Stunde, als Sie uns Ihren lieben Brief zudachten und schrieben, empfinden können, wie Nachrichtbedürftig wir damals waren, so hätte Sie unser lebhaftester Dank für diese Wohlthat schon im Voraus belohnt. Die ersten Wochen befanden wir uns hier ganz ohne Nachricht, bis uns dann endlich ein abwesender Freund nach dem andern und die Zigesar'sche Familie durch ihre Gegenwart wieder in ein heimisches Behagen versetzte. Nun geht es recht schön, die Gesellschaft mehrt sich, und wenn wir auch nicht mit Vielen umgehn, so gehen doch Viele um uns herum.

Von Ihnen hoffen wir nun auch, daß Sie sich in dem Genuß befinden werden, den die Ankunft Ihrer Nächsten versprach; geben Sie uns doch ja bald wieder nähere Kenntniß davon.

Besonders dankbar sind wir für die Versicherung, daß es unserem Minchen wohlgehe. Zwar konnte man voraussehen, daß ein so liebes Kind, das der Natur und Ihnen soviel verdankt, überall zum Besten aufgehoben sein und lebhafte Freundschaft erwecken werde; doch ist es eine eigne Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebung niemals ganz heiter vorstellen. Desto erfreulicher ist die ausdrückliche Versicherung ihres Wohlbehagens. Mögen Sie meine besten Wünsche und Grüße zu ihr gelangen lassen!

Frau Geheimeräthin Loder hoffe ich noch anzutreffen. Man kann mir von ihren lieben Kindern nicht Gutes genug erzählen. Ich bitte, mich ihr bestens zu empfehlen. So auch Herrn Frommann und den lieben Ihrigen. Gegen uns fahren Sie fort, auch abwesend freundlich zu sein. Den 1. Juli verlassen uns die Drakendorfer Lieben, wir bedürfen also aufs Neue eines wohlwollenden Zuspruchs. Das beste Lebewohl!

Karlsbad, den 22. Juni 1808.

Goethe."

Das Attribut „verdrießlich" pflegen leidenschaftlich Liebende von ihrer Trennung nicht zu brauchen, selbst dann nicht, wenn sie über die Wertherperiode hinaus sind und mit der Aeußerung ihrer Gefühle zurückzuhalten gelernt haben. Mit Gewißheit freilich geht aus jenem Brief sowohl, wie aus andern Thatsachen nur soviel hervor, daß Goethe sich weder im Frommann'schen Haus, noch sonst in Jena oder Weimar eine tiefere Erregung merken ließ.

Wir gehen zu einer anderen Streitfrage über, bei deren Erörterung wir in der angenehmen Lage sind, gegen die Insallibilität von Stahr's Divinationsgabe mit dem soliden Material „thatsächlich feststehender Umstände" operiren zu können.

Die Schuld nämlich der unglücklichen Heirath Minna's schiebt Stahr auf deren Pflegemutter, Frau Frommann, welche ihrer Pflegetochter zu der Heirath mit Walch in der Absicht zugeredet haben soll, in ihr eine gefährliche Concurrentin der eigenen Töchter loszuwerden. Denn, fügt er hinzu, die Vermögensumstände des Frommann'schen Hauses mochten damals nicht eben reichlich sein und als Mutter mehrerer unverheiratheter Töchter mochte Frau Frommann fürchten, daß ihr Wunsch, die Letzteren versorgt zu sehen, durch die Alles überstrahlende Schönheit ihrer Pflegetochter nicht eben gefördert werde. Es ist doch recht merkwürdig, welche überraschenden Aufschlüsse man zuweilen über die Verhältnisse der eigenen Familie durch Außenstehende erhalten kann. Während der pseudonyme Herr Bellani in seinem Liebesleben Goethe's das Ehepaar Frommann kinderlos läßt und so nicht weniger als neun Menschen, die Repräsentanten dreier Generationen jenes Geschlechtes, durch seine mörderische Phantasie zu Grunde richtet, so bereichert umgekehrt Stahr, vielleicht um die Gräuelthat seines literarischen Collegen wieder gut zu machen, jenes von Bellani

seiner rechtmäßigen einzigen Tochter grausam beraubte Paar zur Entschädigung mit einem Sortimente weiblicher Sprößlinge. Freilich bringt er sich selbst um den Dank für diesen Kindersegen, indem er die finanziellen Verhältnisse des Hauses ruinirt und dadurch die Ernährung jener heirathsbedürftigen Töchter wesentlich erschwert hat, um auf den Trümmern der Firma seine Combination aufbauen zu können. Eine bedenkliche Basis! Ueber den Ruinen fremden Glücks hat noch selten Jemand das eigne dauernd zu gründen vermocht. Das Schicksal war der Frommann'schen Buchhandlung günstiger gestimmt als gegen Stahr's Combination und ließ gerade das Jahr 1821 und die beiden darauf folgenden zu den einträglichsten ihrer Geschichte werden.

Mit dem fälschlich vorausgesetzten Ueberfluß an Kindern und entsprechenden Mangel an Subsistenzmitteln fallen zwei Hauptpfeiler des kühnen Baues von Stahr's misanthropischer Conjectur zusammen. Bleibt noch das Zeugniß eines Studenten, welcher allerdings im Frommann'schen Hause Gastfreundschaft genossen hat, jedoch wahrscheinlich ohne deshalb von der Herrin desselben in Heirathsangelegenheiten dem Familienrath einverleibt zu werden.

Unter den Lebenden würde die leibliche Schwester Minna's das meiste Recht haben, den Pflegeeltern derselben zu zürnen, wenn es sich mit der Heirathsgeschichte wirklich so verhielte, wie Stahr es darstellt. Dieselbe, die von Stahr allerdings um Auskunft ersucht worden ist, aber durch Körperleiden verhindert war, sie zu ertheilen, äußert sich in einem Brief an die Schwiegertochter der Angeklagten folgendermaßen:

„Auch Euch, Ihr lieben Frommanns, möchte ich Alle um Vergebung bitten, für die Unbill, die er (Stahr) der trefflichen Mutter Frommann in seinen ungeschickten Combinationen über Minna's Entschluß, Walch zu heirathen, anthut; mich hat das Alles empört!"

Weshalb Minna die Bewerbung Walch's, dessen Hand sie zweimal zurückgewiesen, endlich doch annahm, läßt sich mit Sicherheit so wenig bestimmen, wie der Thermometerstand der Empfindungen Goethe's für sie und umgekehrt. Durch unbewiesene Beschuldigungen äußeren Zwanges kann man den Knoten plump zerhauen, aber nicht lösen. Historische Thatsache ist, daß drei Wochen vor der Hochzeit Frau Frommann sowohl als der Bräutigam selbst ihr zugeredet haben, das Verhältniß lieber aufzugeben, als mit Widerwillen daran festzuhalten; wenn sie das Letztere dennoch vorzog, so hatte das vielleicht darin seinen Grund, daß der entscheidende Schritt des Bruches ihrem Naturell, dem jeder Entschluß schwer fiel, unbehaglich war; und wie bei unentschlossenen Charakteren nebensächliche Motive oft ein verhängnißvolles Gewicht erhalten, so mochte nach ihren eigenen Aeußerungen über diesen Punkt die Furcht, den Wohnort ihrer Pflegeeltern im Fall der Lösung auf längere Zeit verlassen zu müssen, auch etwas mit beitragen, um sie die unglückliche Heirath schließen zu lassen. Schriftliche Zeugnisse stehen uns über diese Angelegenheit nicht zu Gebote; wohl aber hat ein früher bei ähnlicher Veranlassung von Frau Frommann an Minna geschriebener Brief sich erhalten, aus dem jeder Unbefangene erkennen wird, daß die Verfasserin desselben eigennützigen Mißbrauchs ihrer mütterlichen Autorität unfähig war. Die betreffende Stelle lautet:

„Du weißt, ich preise den glücklich, der überlegt, sich überzeugt und mit sich einig handelt. Du hast dies gethan, und wohl Dir, ich tadle Dich nicht im Mindesten. Wenn das Herz immer Nein sagt, spielt man ein gewagtes Spiel, ihm zu widerstreiten. Es ist gut, daß Du mich nicht um Rath fragen konntest, ich hätte Dich wie M. und P. an Dein eigenes Herz verwiesen. Ich bin J. immer gut gewesen, habe seinen durchaus rechtlichen Charakter geschätzt, seine Schwester war mir recht lieb, auch gegen die Mutter habe ich nie was gehabt; so würdest Du vielleicht, wenn auch nur in meinen Augen, den Wunsch zu lesen geglaubt haben, daß Dein Herz nicht immer Nein sagen möchte. Ich bin sehr zufrieden, sage ich nochmals, und bitte Dich nur, Dir hinterher gar keine Scrupel zu machen."

Soviel über einen Gegenstand, mit dem ohne Noth und ohne unsere Schuld das Publicum behelligt worden ist. Die Pietät vor dem ausdrücklichen Wunsch der Verstorbenen, um deren liebenswürdiges Bild sich ein reicher Kranz unserer glücklichsten Jugenderinnerungen schlingt, würde uns Stillschweigen auferlegt haben, wenn

wir nicht durch ungerechtfertigte Angriffe gegen unsere eigene Familie herausgefordert wären. Stahr aber konnte sich durch Nichts ein schlechteres Verdienst um Minna's Andenken erwerben, als durch Verunglimpfung des Andenkens derer, die ihrem Herzen nahe standen und mit der Liebe wirklicher Eltern an ihr gehandelt und um sie gelitten haben.

Zur Frauenfrage.

Zufällig haben sich in unserer jüngsten Lectüre zwei Bücher an einander gereiht, die von verschiedenster Art, auch in verschiedener Sprache geschrieben, doch in eigenthümlichster Weise dasselbe Thema berühren und in denen die Wirklichkeit im einen eine auffällige Analogie mit der Fiction im andern hat. Dies Thema ist das der Frauenbildung und die beiden Bücher sind ein deutscher Roman und eine französische Autobiographie, jener L. Schücking's „Schloß Dornegge," diese die „Mémoires d'une Idéaliste." (Génève, 1870.) Beide Bücher beängstigen uns fast. Wir haben nichts gegen die Forderung der Zeit nach einer durchgreifenden Aenderung unserer Anschauungen und Sitten und Grundsätze über weiblichen Beruf und weibliche Natur, nichts gegen die Forderung, daß das Weib als ihre Lebensaufgabe sich das unabhängig geistige Wirken statt des abhängig gemüthlichen setzen mag, wenn ihr Wesen und ihre Verhältnisse sie von diesem letzteren abhalten. Aber sind es nicht mehr die unversorgten Verlassenen, die sich in achtbarer und glücklicher Energie durch Arbeit eine nützliche Stellung schaffen, sondern sind es auch die vom Schicksale aufs wärmste Gebetteten, die ihren Kreis verlassen dürfen, einen Kreis, innerhalb dessen alle Befriedigung sie erwartet, welche eine Frau von der Erfüllung ihrer gemüthlichen Aufgaben, von der Lösung ihrer Mission als Frau, Mutter und Pflegerin des häuslichen Heerdes nur verlangen kann? Denn in dem Schücking'schen Romane handelt es sich um eine Heldin, die nichts weniger nöthig hat, als durch Ausbildung ihrer Arbeitsfähigkeit sich so zu stellen, daß sie eine ehrenvolle Unabhängigkeit behaupten kann. Nein, sie ist reich, sie ist die Erbin von Millionen und ist in der streng conservativen Luft aufgewachsen, welche die Millionen um sich zu verbreiten pflegen. Und dennoch verläßt sie diesen Kreis mit all seinem Wohlleben und Allem, was sie daran fesseln kann. Ihr Drang nach der freien Pflege ihres Eigenwesens, nach der ungehemmten Erforschung dessen, was echt und wahr oder nicht wahr in dem geistigen Treiben der Gegenwart ist, ist so groß, daß sie, um unabhängig zu sein, just solch eine arme Gouvernante werden will, wie eine Pensionsfreundin es ist — unter Menschen, unter denen sie hofft frei sehen, frei denken und frei lernen zu können! — Solch ein Mädchencharakter ist also heute nicht mehr „überspannt," nicht mehr unwahrscheinlich? Nein, er ist nicht unwahrscheinlicher als die Conflicte und schwierigen, fast tragischen Situationen, die der Verfasser in seinem spannenden Romane mit feiner Hand zeichnet, und in die er denn doch gottlob noch seine Heldin gerathen läßt, als in die natürlichen Folgen eines von ihr betretenen Irrpfades. Aber wie sehr eine solche Erscheinung dem Leben der Gegenwart angehören kann, das beweisen diese „Mémoires d'une Idéaliste," die neben die Fiction des Romandichters eine sie deckende Gestalt der Wirklichkeit stellen. Keine Erbin von Millionen zwar, darum handelt es sich in der Selbstbiographie der französisch schreibenden Dame nicht, aber um ein junges Mädchen aus den höchsten Kreisen der Aristokratie, um die Tochter eines lange Zeit mächtigen Premierministers in einem deutschen Mittelstaate, die Schwester höchster Staatsbeamten und Diplomaten, die in der strengst conservativen und religiösen Sphäre erzogen, darin frühe ein religiöses Gemüthsleben entwickelt, dann mit der sich bildenden Intelligenz auch ihr Eigenwesen zu einer solchen Energie ausbildet, daß sie immer mehr ihre religiösen und ihre politischen Anschauungen, ihre ganze Art zu fühlen und zu denken von denen der Ihrigen trennt, bis sie endlich den Kreis, in den die Geburt sie stellte, völlig durchbricht, mit dem Entschlusse, sich durch Arbeit Unabhängigkeit zu suchen, gerade so wie die Heldin Schücking's in die Welt geht nach „Unabhängigkeit." Sie schließt sich einer freien Gemeinde an und wendet ihre Thätigkeit einer — wenn wir nicht irren — 1849 in Hamburg neugegründeten Hochschule für das weibliche Geschlecht zu. Dies Institut wird von der Reaction beseitigt und die Verfasserin findet für gut, trotz all ihrer politischen Harmlosigkeit sich nach England zurückzuziehen, um dem erweckten Mißtrauen der Polizei auszuweichen und weil sie entschlossen ist, zu den anders denkenden Ihrigen nicht zurückzukehren.

Man muß gestehen, daß ein ganz eigenthümlicher Reiz über diesen Denkwürdigkeiten gebreitet liegt; und dadurch haben sie etwas Verführerisches; für junge Mädchen, deren Gemüthsrichtung sie eben solcher Welt- und Lebensanschauung zugänglich macht, möchten sie eben eine etwas bedenkliche Lectüre sein. Denn es ist ein furchtbarer Unterschied, ob eine solche Entwicklung aus dem eigenen Triebe, aus dem eigenen individuellen Wesen heraus sich Bahn macht; oder ob es von außen her an eine empfängliche, aber schwächere Seele sich ansetzt.

Ganz gewiß ist aber, daß dies Buch für die Sache der Frauen, für die es wirken will und zwar mit dem bestimmt ausgesprochenen Programm, daß jeder Mensch ein Recht auf volle Entwicklung seiner geistigen Anlagen habe, und daß diese Entwicklung auch der Frau möglich gemacht werden müsse, indem man ihr die Möglichkeit, sich die nöthige ökonomische Unabhängigkeit zu gewinnen, gewährleiste — daß dieses Buch, sagen wir, dafür eine große Beredtsamkeit entwickelt, und dies zumeist dadurch, weil das Ganze zeigt, wie rein und unberührt die zarteste Weiblichkeit der Frau treu bleiben kann, wenn sie auch den Kampf wider ihr aufgezwungene Ueberzeugungen mit der Rücksichtslosigkeit führt, welche allein zum Siege kommt; wie ihr Herz unverbittert, ihre Hand sanft, ihr Gemüth liebevoll und demüthig bleiben kann, auch wenn sie sich durch schmerzliche Conflicte hindurchzuringen, ungescheut der poesielosesten Realität der Dinge ins Auge zu schauen und im Wetteifer mit Männern zu arbeiten hat; auch wenn das für ein Frauenherz Schwerste, die Täuschung ihrer tiefsten und besten Gefühle durch frivole Untreue ihr nicht erspart bleibt.

Wir hätten gewünscht, die Verfasserin hätte uns, nachdem sie so überaus anziehend und in einer so klaren krystallhellen Form ihre Jugend in Deutschland geschildert und dabei das deutsche Leben vor und nach 1848 mit feiner Hand gezeichnet, nun auch als Fortsetzung ein Bild ihrer ferneren Schicksale in England und ihrer späteren Erlebnisse gewährt. Jedenfalls ist das Buch mit seinem tiefen sittlichen Ernst eine sehr beachtenswerthe Erscheinung. Das ist ja das Erfreuliche dabei, der sittliche Ernst, womit die ganze Frage bei uns behandelt wird und der aus allem „Für" und „Wider" bei uns herausklingt und uns gottlob wohl noch lange vor der praktischen Entwicklung behüten wird, womit die Emancipationsfrage Frankreich und noch mehr Nordamerika bedroht, wenn anders die bösen Dinge richtig sind, die Hepworth Dixon in seinem New-Amerika der dortigen Gesellschaft nachsagt. Dort, versicherte den englischen Autor eine geistreiche Dame von Providence, der Hauptstadt des Musterstaates Rhode-Island, haben die Frauen ganz andere Dinge im Sinne als „das große Recht des Individuums auf alles Das, was es bedarf, um frei seine Anlagen zu entwickeln," wie unsere Idealistin es bezeichnet. Sie haben dort erkannt, daß, wenn man einfach die Dinge nehme wie sie seien, das erste Interesse einer Frau sei, ihren legitimen Einfluß auf den Mann zu gewinnen und zu bewahren, um ihn sittlich zu erhalten und zu allem Guten zu leiten, wozu die Anerkennung voller Gleichberechtigung gehört. Diesen Einfluß zu bewahren, vermögen sie nur, so lange sie gefallen. Alles, was ihrer Fähigkeit, zu gefallen, ihren Reizen, ihrer Schönheit Abbruch thut, ist deshalb vom Uebel für sie, eben so Alles, was sich zwischen sie und ihren Mann stellt — miteinbegriffen Kinder, die ihre Schönheit untergraben, ihr Leben aufzehren und in wenig Jahren sie zu alten Frauen machen. Wir enthalten uns der weiteren Anführung dessen, was in Dixon's interessantem Buche über die Folgen gesagt ist, welche es für eine Civilisation haben würde, in der diese Seite des „Frauenrechts" sich weiter ausbildete!

Literarisches.

Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hettner. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung. Die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Hettner hat in diesem Theile seines Werkes, das die Geschichte der drei bedeutendsten Literaturen des achtzehnten Jahrhunderts, der englischen, französischen und deutschen, darstellt, seine Aufgabe eben so glücklich und vollständig wie in den früheren Bänden gelöst. Der Ursprung, der Charakter, die Licht- und Schattenseiten der sogenannten Sturm- und Drangperiode sind bisher noch nirgends so klar und gründlich wie durch ihn entwickelt worden. Die Eintheilung des Stoffes, der Nachweis der Verbindung zwischen den einzelnen literarischen Erscheinungen, der Einfluß, den sie auf einander ausgeübt haben, der Fortschritt, den der deutsche Geist im Ganzen in ihnen zeigt und die Abschweifungen und Verirrungen, in die er dann und wann fällt, die Vereinigung von allgemeinen Ideen und besonderen historischen Beziehungen, lassen nichts zu wünschen übrig. Außerdem zeichnet sich Hettner's Behandlung der Literatur noch durch andere Vorzüge aus. Er verfährt nie willkürlich und grillenhaft, geht nicht auf Effect aus, will nicht um jeden Preis neu und eigenthümlich erscheinen, wie bei so manchem unserer Literaturhistoriker der Fall ist. Hettner hegt keine unbegründeten Vorlieben oder Abneigungen für diesen oder jenen Autor, dieses oder jenes Genre, bindet sich in seiner Betrachtung an kein von Außen her entlehntes System, sondern geht immer auf die innere Natur der von ihm beurtheilten Werke ein, und legt an sie einen Maßstab an, der einzig aus den unwandelbaren Regeln des Wahren und Schönen genommen ist. Dazu kommt ein reiner, fester, ebenmäßiger Stil, ohne Dunkelheit oder Ueberladung, in welchem sich für jeden Gedanken der angemessenste und bezeichnendste Ausdruck wie von selbst einfindet. Der Perioden-

bau ist gediegen und harmonisch gegliedert, ohne gesuchte Originalität wie ohne farblose Allgemeinheit. Wir wollen keine Vergleichungen anstellen, da es zu deren Begründung hier an Raum fehlen würde, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, wie weit Hettner so manchem unserer Schriftsteller voransteht, die sich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigt haben, deren schwerfällige, ungleiche oder manirirte Darstellung den Werth des von ihnen mitgetheilten Inhalts verringert. Aesthetische Sujets unästhetisch behandelt bringen einen besonders widerwärtigen Eindruck hervor. Das Einzige, was wir an Hettner's Werk auszusetzen finden, ist, daß er über manche wichtige literarische Erscheinungen zuweilen zu schnell hingeht und nicht selten da die Betrachtung über sie abbricht, wo man gerade deren Fortsetzung wünscht. Denn es handelt sich dabei oft um Personen oder Arbeiten vom höchsten Interesse, über die selbst der unterrichtete Leser nie genug vernehmen kann. Diese Kürze hängt wahrscheinlich mit der inneren Oekonomie des ganzen Werkes zusammen, die gewisse unüberschreitbare Grenzen setzte. Denn es war offenbar eine schwierige Aufgabe, in sieben Bänden von mäßigem Umfange die drei reichsten Literaturen des achtzehnten Jahrhunderts in allen wesentlichen Richtungen darzustellen. Um des Ganzen willen mußte manches Einzelne geopfert werden. Unsere Zeit ist allmälig auch in Deutschland eine so vorherrschend politische geworden, daß selbst die Literatur und sogar die der Vergangenheit zu Betrachtungen und Vergleichungen der Art, ohne es zu wollen oder zu suchen, hindrängt. Auch Hettner's Werk giebt hierzu Veranlassung. Wenn man bedenkt, welche Fülle von Reichthum und Tiefe der deutsche Geist von Leibnitz bis Kant, von Lessing bis Schiller, in den mannigfaltigsten Richtungen entwickelt hat, so fühlt man sich von der Hoffnung erfüllt, daß dieselbe Kraft, die auf idealen Bahnen, in Philosophie, Poesie, Alterthumskunde, Geschichtschreibung, Kunstbetrachtung, so Großes geleistet, auch in Bezug auf Staat und Gesellschaft, wenn der rechte Moment gekommen sein wird, Aehnliches erreichen werde, indem die Trennung zwischen Theorie und Praxis, zwischen Gedanken und Thaten, wohl in einem Individuum, aber nicht in einem ganzen Volke als permanent gedacht werden kann. Nachdem Hettner in einer kurzen aber substantiellen Einleitung die Nothwendigkeit des Kampfes gegen das, was in der Epoche der Aufklärung Beschränkendes lag, wenn das von ihr aufgestellte einseitige Lebensideal sich zum reinen und freien Menschenthum vollenden sollte, nachgewiesen hat, geht er an die Darstellung des classischen Zeitalters der deutschen Literatur, dessen erster, großer Abschnitt, die Sturm- und Drangperiode, den Inhalt des hier zu besprechenden Bandes ausmacht. Es ist allerdings auf den ersten Blick befremdend, wenn Schriftsteller wie Herder, der einst nicht mit Unrecht der Hohepriester des Schönen genannt wurde, wenn ein Idealist wie Friedrich Heinrich Jakobi, wenn Mystiker und Pietisten wie Hamann und Jung Stilling, in die Sturm- und Drangperiode gesetzt werden. Indessen hat Hettner hierin vollkommen recht gethan, denn alle diese Talente haben nicht blos in derselben Zeit gelebt, sondern auch die geistige Verwandtschaft mit einander gemein gehabt, daß sie erst nach mancherlei innerem und äußerem Streite zu dem Standpunkte gelangt sind, den zu erreichen ihnen nach Maßgabe ihrer Natur verstattet war. Die Benennung „Sturm und Drang" hat allerdings etwas Zufälliges, ist dem Titel eines damals viel genannten Klinger'schen Dramas entlehnt, und bedeutet nicht, daß die, welche in jener Epoche der deutschen Literatur auftraten, von demselben Geiste erfüllt gewesen wären und dieselbe Richtung eingeschlagen hätten. Aber ihre Zeit hatte auf sie einen ähnlichen Einfluß ausgeübt; viele unter ihnen waren in ihrer Jugend, ehe ihre Wege aus einander gingen, in persönliche Berührung zu einander gekommen, und alle von einer eigenthümlichen geistigen Gährung ergriffen gewesen, aus der die Einen sich hoch emporarbeiteten, in der Andere stehen blieben, Manche in ihr zu Grunde gingen. Aber gewisse charakteristische Kennzeichen können an ihnen allen, so verschieden sie sonst von einander gewesen, zur Zeit ihrer Entwicklung nachgewiesen werden, weshalb sie zu einer besonderen literarischen Epoche gehören und unter derselben Benennung zusammengefaßt werden können.

Nur drei Talente erster Größe werden von Hettner in diesem Bande mit der kritischen Fackel näher beleuchtet: Herder, Goethe, Schiller — indem über Klopstock, Wieland, Lessing, Winckelmann schon früher, in der Darstellung des Zeitalters Friedrich's des Großen, verhandelt worden ist. Aber bei Gelegenheit Herder's, Goethe's und Schiller's werden alle bedeutenderen literarischen Erscheinungen, die mit jenen in geistiger Berührung gestanden und von ihnen angeregt worden sind, wenn auch nur kurz, aber angemessen erwähnt. Den meisten Raum nehmen jene drei Heroen, namentlich Goethe und Schiller, ein. Herder's Bedeutung für die deutsche Literatur kann schon in der Sturm- und Drangperiode vollständig nachgewiesen werden, indem er über dieselbe hinaus, im Vergleich zu seinen beiden großen Zeitgenossen nicht mehr in erster Reihe steht, sondern von ihnen überflügelt und verdunkelt wird. Goethe und Schiller würden ohne das, was sie später, jener nach Vollendung des Egmont, dieser nach der des Don Carlos, geleistet haben, zwar immer eine hohe, aber nicht eine so Alles überragende Stellung und einen so tiefen, entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Herder's Entwicklungsgang war

bereits abgeschlossen, als Goethe und Schiller Schöpfungen unternahmen, zu denen der Keim von jeher in ihnen gelegen hatte, dessen Frucht aber von ihren früheren Leistungen sehr verschieden und im Ganzen denselben weit überlegen war. Kein anderer deutscher Literaturhistoriker hat Rousseau's Einfluß auf die Sturm- und Drangperiode und alle in ihr hervorragenden Talente so wahr und nachdrücklich wie Hettner geschildert. Von französischen Schriftstellern ist die unermeßliche Wirkung, die Rousseau's Werke auf das europäische Publicum ausgeübt haben, schon früher nachgewiesen, in der deutschen Literatur aber dieser bedeutende Umstand bisher zu sehr außer Acht gelassen worden. Man muß das achtzehnte Jahrhundert näher kennen, um den Zauber zu begreifen, den Rousseau's Talent auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Ohne ihn und Shakspeare wäre die Sturm- und Drangperiode entweder gar nicht entstanden, oder eine ganz andere geworden. An diesen beiden großen Geistern, so verschieden von einander und doch jeder einzig in seiner Art, hat jene Zeit ihr innerstes Wesen belebt und erwärmt. Shakspeare's Einfluß ist dauernder, im Einzelnen bestimmender gewesen, aber der Rousseau's war vorangegangen, und hat durch die erhöhte Stimmung, die er dem damaligen Geschlechte einflößte, durch die neue Anregung, die er dem Gefühl für die Natur und das Innere des Menschen gab, den Boden für den von dem großen Briten ausgestreuten Samen vorbereiten helfen. Merkwürdig bleibt es, daß es ein großer systematischer Denker, wie Kant war, der von Rousseau's Eigenthümlichkeit besonders angezogen wurde und den jungen Herder während dessen Studienzeit in dieselbe einführte.

Es ist hier nicht der Ort, den reichen Inhalt der Hettner'schen Arbeit im Einzelnen nachzuweisen und auf die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode näher einzugehen. Nur einige Bemerkungen mögen uns noch verstattet sein, um auf den Charakter des Ganzen aufmerksam zu machen und den Leser zur Bekanntschaft mit demselben einzuladen. Hettner bemerkt bei Gelegenheit Herder's, daß sehr Vieles in dessen Schriften veraltet sei, obgleich dieselben in ihrer Zeit so wirksam gewesen und in mehr als einer Art dazu beigetragen haben, die deutsche Bildung auf eine höhere Stufe zu stellen. Es ist dies vollkommen wahr und erklärt sich daraus, daß Herder ein mehr reflectirendes als gestaltendes Talent war, die Reflexion aber, wenn ihre Ergebnisse Gemeingut geworden, den Reiz der Neuheit verliert und ihren Urheber vergessen läßt. Herder hat nur Weniges geschrieben, was eigentlich abgeschlossen und vollendet zu nennen wäre. Er war höchst anregend und bahnbrechend, aber er hat nichts bis zum Ziele geführt, sondern nachdem er in einigen Richtungen die Initiative ergriffen, hat er das letzte Wort in der Sache zu sprechen Anderen überlassen. Sein Talent enthielt keinen so unerschöpflichen Stoff wie das Goethe's, der eine Zeit lang immer neue Formen für die Bewegungen und Eindrücke seines Innern schuf, und Herder's Geist besaß nichts von der vordringenden Kühnheit, dem unstillbaren Bildungsdurst, der Schiller auszeichnete und sich bei ihm mit einem unermüdlichen Gestaltungstrieb verband. Aus der Vereinigung dieser beiden Richtungen ist Goethe's und Schiller's eigenthümliche Größe und ihr tiefer und dauernder Einfluß entstanden. Sie werden, wie dies mit einigen antiken Autoren der Fall war, auf jede neue Generation immer wieder in belebender und anregender Weise einwirken. Die Talente zweiter Ordnung, die zunächst nach den ersten epochemachenden Genies rangiren, unter ihnen so bedeutende wie Bürger, Heinse, Voß und einige Andere, sind von Hettner ebenfalls mit Liebe und Sachkenntniß in ihrer vollen und reichen Eigenthümlichkeit dargestellt worden. Die Sturm- und Drangperiode war die Frühlingszeit des deutschen Geistes, wo nach Erstarrung plötzlich Keime und Knospen in weder vorher noch nachher gesehener Fülle zu sprossen und zu blühen anfingen. Aber es ging in ihr etwas zu wild und willkürlich zu. Die Natur wurde zu wenig von der Kunst gereinigt. Es mußte in diese große geistige Bewegung, wenn sie nicht ausarten sollte, Maß und Regel gebracht werden. Dies geschah in der folgenden Epoche, mit deren Darstellung Hettner sein Werk schließt, in der vornämlich durch Goethe und Schiller deutsche Sprache und Bildung zur Vollendung kamen. Es ist aber keine Frage, daß dabei die Kunst die Natur zuweilen zu sehr zurückdrängte, daß Stil und Manier die innere Wahl und Freiheit zu sehr beschränkten, und manche kostbaren Keime der Sturm- und Drangperiode nicht zur Entwicklung kamen. Dies nachzuholen und zu ergänzen wird die Aufgabe einer späteren Literaturepoche sein, wenn die in der Gegenwart liegenden Schranken beseitigt und die höchsten Interessen des Geistes wieder in ihr Recht eingesetzt sein werden.

Unter den vielen oberflächlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie zeichnet sich eine soeben erschienene kleine Sammlung, die den Titel „Beschauliches," von J. Trojan, trägt, sehr vortheilhaft aus. Die meisten der lyrischen Gedichte sind erfüllt von echter Empfindung für das Leben der Natur in ihrer Frische und Lieblichkeit. Auch die Sprüche zeigen gesunde Lebensanschauung und sind frei von jenen trüben Grübeleien, an denen so viele moderne Talente kranken.

Der Suez-Canal.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

Th. Gerstner.

Im Spätherbste 1869 waren die Blicke der ganzen civilisirten Welt nach der Landenge von Suez gerichtet. Es galt der Eröffnung eines Riesenwerkes, das während seiner zehnjährigen Bauzeit über vierhundert Millionen Francs verschlungen hatte und dessen Zustandekommen gleichwohl bis in die neueste Zeit bezweifelt worden war: des großen Seecanals zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere. Schon die maßlosen Anfeindungen, welche die kühne Unternehmung eines Privatmannes seit ihrem Entstehen seitens einer rücksichtslosen Interessenpolitik zu erdulden hatte, sind der beste Beweis für die große Tragweite des Unternehmens. Und wenn die in das ganze Verkehrsleben der Gegenwart tief eingreifende Bedeutung desselben bereits feststeht, so ist die eiserne Thatkraft und die unermüdliche Hingebung, welche diese productive Schöpfung des Friedens trotz allen äußeren Hindernissen und inneren Schwierigkeiten unbeirrt zum Ziele geführt hat, gewiß nicht weniger großartig, als die oft unfruchtbaren Kriegsthaten, denen die Menschheit mit kaum begreiflicher Vorliebe ihre Bewunderung zollt. In der Culturgeschichte unserer Zeit wird der Suez-Canal zweifellos eine hervorragende Stelle einnehmen; für uns Zeitgenossen aber wird es von unmittelbarem Interesse sein, die Vergangenheit, Gegenwart und muthmaßliche Zukunft des Unternehmens einer eingehenderen Betrachtung zu unterwerfen.*

Der Gedanke, den Isthmus von Suez zu durchstechen, ist kein neuer. Auch die Ausführung der Verbindung beider durch ihn getrennter Meere ist von den ältesten Zeiten an vielfach versucht und theilweise verwirklicht worden, wenn auch in weit unvollkommenerer Weise als in den letzten Jahren.

Schon der große König Sesostris, von den Aegyptern Ramses II. genannt (um 1400 vor Chr.), soll nach Strabo und dem Naturforscher Plinius den Bau eines Canals zwischen dem Nil und dem Rothen Meere begonnen haben. Verbürgter ist, daß Necho II. (um 600 vor Chr.) sich mit diesem Unternehmen beschäftigt hat, jedoch ohne es zu vollenden. Herodot berichtet hierüber (im 2. Buche, Cap. 158 seiner Geschichte) Folgendes: „Necho, der Sohn und Nachfolger Psammetichos, begann zuerst den Canalbau zwischen dem Nil und dem erythräischen Meere, welchen Darius, König der Perser, vollendete. Zu seiner Durch-

* Unter den zahlreichen über diesen Gegenstand erschienenen Schriften sind besonders hervorzuheben: Ferdinand de Lesseps: Le percement de l'isthme de Suez. Paris 1855—1856. — Olivier Ritt: Histoire de l'isthme de Suez. Paris 1869.

schiffung braucht man vier Tage, und er ist so breit, daß zwei Triremen sich im Rudern ausweichen können. Er erhält sein Wasser vom Nil, etwas oberhalb von Bubastis, und führt erst durch die an Arabien grenzende ägyptische Ebene eine große Strecke ostwärts, dann zieht er sich den Thälern entlang nach Süden bis in den arabischen Meerbusen." Dieser von Herodot noch näher angegebene Weg ist ziemlich genau derjenige des heutigen Süßwassercanals, bei dessen Grabung sich noch vielfach Spuren des alten Canals vorfanden. „Der kürzeste Weg vom Mittelländischen zum Rothen Meere," fährt Herodot fort, „führt in einer Entfernung von tausend Stadien vom Mons Casius, der Grenzscheide zwischen Aegypten und Syrien, bis zum arabischen Meerbusen. Aber der Canal macht einen viel weiteren Weg wegen seiner zahlreichen Krümmungen. Bei diesen Arbeiten unter König Necho kamen 120,000 ägyptische Arbeiter ums Leben. Als das Unternehmen halb vollendet war, stellte der König dasselbe ein, weil ein Orakel erklärte, er arbeite für einen Fremden." Soweit, mit einigen unwesentlichen Auslassungen, der Vater der Geschichte.* Jene Weissagung sollte hundert Jahre später in Erfüllung gehen. Kambyses, der Sohn des großen Perserkönigs Cyrus, besiegte im Jahre 524 vor Chr. bei Pelusium Amasis' Nachfolger Psammenit und eroberte ganz Aegypten, welches nunmehr fast zweihundert Jahre lang unter persischer Herrschaft stand. Unter seinem Nachfolger Darius I. Hystaspis (523 bis 583) setzten die ziemlich unabhängigen einheimischen Statthalter („Meleks") das Werk Necho's fort. Nach Plinius dem Naturforscher soll jedoch der Canal auch damals nicht vollständig bis ins Rothe Meer geführt worden sein, indem die Ingenieure behaupteten, daß dieses mehrere Ellen höher sei als das Mittelländische, und man deshalb eine Ueberschwemmung Aegyptens mit den Fluthen des Rothen Meeres oder doch mindestens die Verderbung des kostbaren Nilwassers befürchtete. Der Canal, welcher hiernach damals von Bubastis am Nil bis zu den Bitterseen geführt zu haben scheint, hatte hauptsächlich den Zweck, das Land zu bewässern. Er füllte auch die Becken der verschiedenen Binnenseen mit süßem Wasser und belebte sie dadurch mit Fischen und Vögeln, freilich auch mit Krokodilen. Daher der Name Champsä-, d. h. Krokodilsee, offenbar der heutige Timsasee.

Der Herrschaft der Perser in Aegypten folgte die der Griechen. Im Jahre 332 vor Chr. war Alexander nach der Schlacht von Issus über Gaza und Pelusium nach Aegypten gezogen, war fast ohne Schwertstreich bis zur Ammonsoase vorgedrungen und hatte Alexandrien gegründet. Zehn Jahre darauf war Aegypten dem Klügsten seiner Feldherrn, Ptolemäus I., zugefallen, dessen Nachkommen bis zu Augustus' Zeiten das Land beherrschten. Schon sein Sohn Ptolemäus II. Philadelphus vollendete im Jahre 277 vor Chr. das von Necho begonnene und von Darius fortgesetzte Werk, und zwar, in Folge der erwähnten Befürchtung wegen des Eindringens des Rothen Meeres, mittelst eines künstlichen Schleusensystems. Diodor von Sicilien berichtet hierüber Folgendes: „Endlich legte Ptolemäus, der zweite dieses Namens, die letzte Hand ans Werk und ließ, um den Lauf des Wassers zu regeln, auf diesem Canale künstliche Vorrichtungen erbauen, die man beliebig öffnen konnte, um vorwärts zu schiffen, und dann wieder schloß; und der Gebrauch bewährte diese Erfindung. Man hat diesen Canal „Fluß des Ptolemäus" genannt; an seinem Ende liegt Arsinoë." Dabei ist zu bemerken, daß diese Stadt, auch Kleopatris genannt, damals noch am Rothen Meere lag, während dieses heute um etwa zwei Stunden nach Süden zurückgetreten ist. Dieses scheint damals wirklich höher als das ägyptische

* Nach weiteren Berichten Herodot's (IV, 42) beauftragte Necho einige kühne Schiffer, einen anderen Seeweg vom Rothen ins Mittelländische Meer zu suchen. Zu diesem Zwecke steuerten sie vom arabischen Meerbusen aus die Küsten Aegyptens und Aethiopiens entlang, in der Absicht, ganz Afrika zu umschiffen. Sie brachten drei Jahre auf der Fahrt zu, machten zweimal längere Aufenthalte auf dem Festlande, takelten die Schiffe ab, säeten und ernteten. So fuhren sie um ganz Afrika, passirten die Säulen des Hercules und langten mit ihren Schiffen wohlbehalten an der Mündung des Nils an. Sie erzählten unter Anderm, sie hätten, westwärts segelnd, die Sonne zur Rechten (also im Norden) gesehen, was damals wenig Glauben fand, für uns aber ein Beweis ist, daß sie wirklich den Aequator passirt haben. Bald darauf sandten — nach Plinius II, 67 — die Karthager unter Hanno eine Flotte zu gleichem Zwecke an die Westküste Afrika's, die jedoch unverrichteter Dinge wieder heimkehrte.

Tiefland gelegen und seine Einströmung nur durch die erwähnten Schleusen verhindert worden zu sein. Unter den späteren Ptolemäern wurde der Canal sorgsam gepflegt. Auch zur Zeit Kleopatra's scheint er noch schiffbar gewesen zu sein. Plutarch berichtet nämlich in seinem „Antonius," derselbe habe nach der Schlacht von Actium die Kleopatra mit einer großen und abenteuerlichen Unternehmung beschäftigt gefunden. Sie habe nämlich beabsichtigt, über den schmalen Landstrich zwischen dem Rothen und dem Mittleren Meere ihre ganze Flotte, ein Schiff nach dem andern, herüberziehen zu lassen und sich alsdann mit ihren Schätzen ins Arabische Meer zu begeben, um der Knechtschaft und dem Kriege zu entfliehen und zur See weitentfernte Wohnungen zu suchen. Da aber die Araber bei Petra gleich die ersten herübergezogenen Schiffe in Brand steckten, sei der Plan wieder aufgegeben worden. Will man nicht etwa annehmen, daß das Herüberziehen der Schiffe über den mehr als dreißig Stunden breiten Isthmus zu Lande erfolgt sei, so würde diese Stelle die Schiffbarkeit des Canals um jene Zeit darthun.*

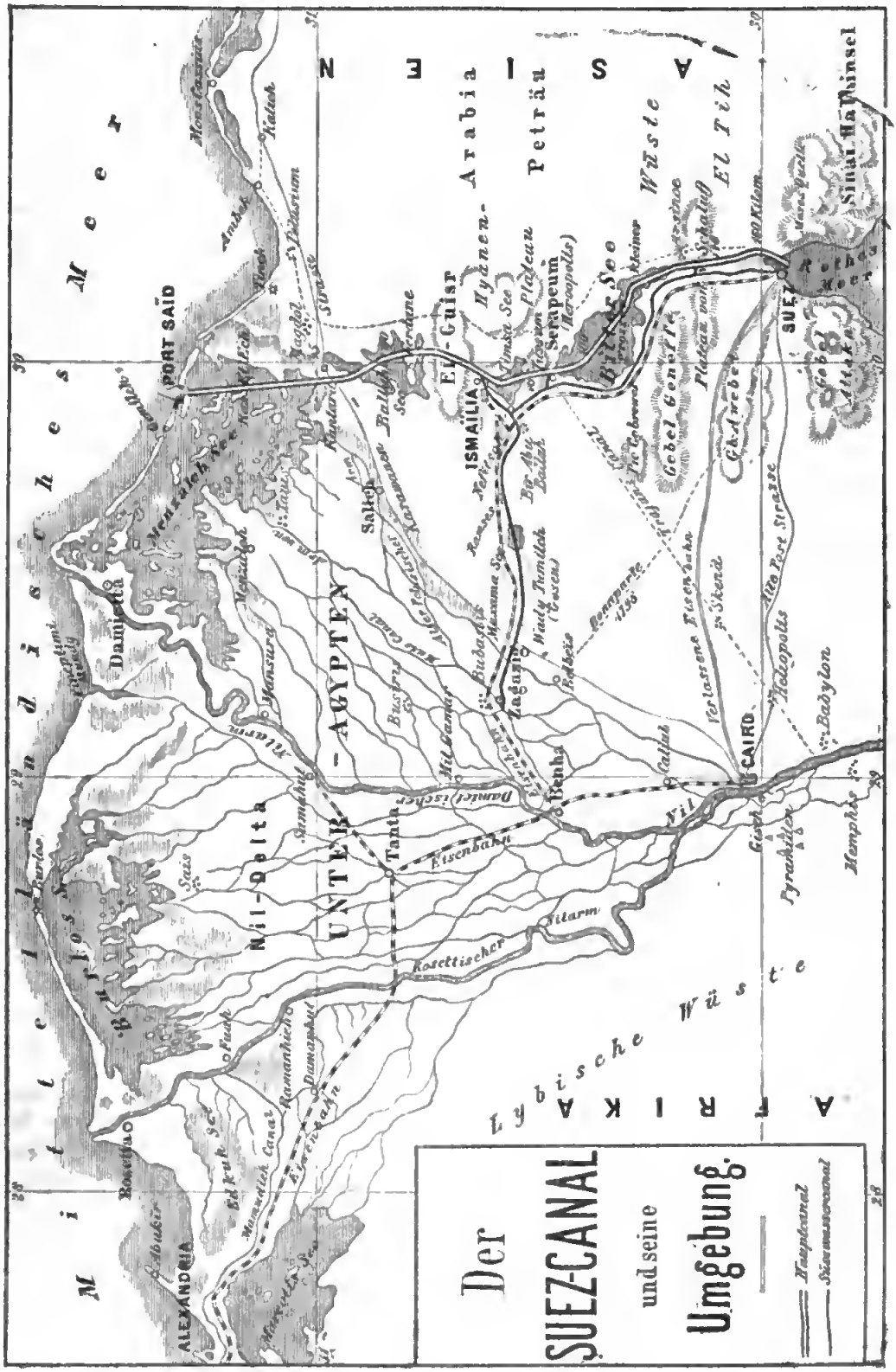
Jedenfalls stellte sich etwa hundert Jahre später das Bedürfniß der Wiederaufnahme des Canalbaues heraus, welche unter den Kaisern Trajan (98 bis 117) und Hadrian (117 bis 138 nach Chr.) erfolgte. Nach den Mittheilungen des Geographen Ptolemäus wurde damals das alte Ptolemäische Canalbett, von welchem sich noch Spuren zwischen den Ruinen von Bubastis, unweit Zagazig und dem Timsasee, sowie südlich von den Bitterseen vorfinden, aufgegeben und der Canal von Babylon (gegenüber Memphis) aus an Heliopolis, Scenä Veteranorum, Hieropolis und Serapeum vorüber in den oberen Bittersee geleitet, um etwa zwei Stunden südlich von Arsinoe bei der Stadt Klysma (unweit vom heutigen Suez) ins Rothe Meer zu fallen. Diese neue Leitung hatte den Vorzug stärkerer Strömung des Nil nach dem Rothen Meere zu. Wahrscheinlich blieb dieser Canal noch bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts schiffbar. Im 7. Jahrhundert erlebte der Nilcanal in dem Arabischen Meerbusen unter den Nachfolgern des Propheten Mohamed noch einmal eine Restauration und kurze Blüthe. Amru, der Feldherr des Khalifen Omar, welcher Aegypten erobert und dort eine ziemlich unabhängige Statthalterschaft gegründet hatte, schlug seinem Gebieter die Herstellung des Canals vor, wollte aber dann das Project wieder aufgeben. Da befahl der Khalif die sofortige Herrichtung des Canals, die auch im Jahre 643 binnen sechs Monaten erfolgte. Auf diese Weise gelangten große Provianttransporte aus Aegypten durch das Rothe Meer nach Arabien. Aber im folgenden Jahrhundert (767) ließ der Khalif Abu Giaffar el Manzur den Canal zerstören, um den Empörer Mohamed ben Ali Thaleb aufzuhalten. Die späteren Khalifen, welche den Handel gegen den persischen Meerbusen, Bagdad und Bassora zu leiten suchten, machten keine Anstalten zur Wiederherstellung.

So blieb während des ganzen Mittelalters und in der Neuzeit bis auf unsere Tage der Seeweg durch Aegypten nach Indien verschlossen. Selbst die Macht Venedigs und die Blüthe Genua's brachten es nicht dahin, diese für das Mittelmeer so günstige Straße wieder zu öffnen. Die hereinbrechende Türkenherrschaft* aber besiegelte die Schließung dieser Pforte des Orients. Nicht weniger ungünstig waren der Wiedereröffnung dieser Wasserstraße die großen Entdeckungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Columbus, Vasco de Gama und ihre Nachfolger lenkten Schifffahrt und Handel auf ganz neue Bahnen, und das Mittelmeer verödete mehr und mehr zu Gunsten des Atlantischen Oceans und seiner kühnen Befahrer, der Spanier, Portugiesen und Holländer. Der jüngste Erbe der Seeherrschaft, England, hatte wenigstens bis in die neuesten Zeiten ein weit geringeres Interesse an der Abkürzung des Seeweges nach seinen indischen Besitzungen durch das in Folge politischer Ereignisse ihm möglicherweise verschließbare und im Besitze von Concurrenten befindliche Mittelmeer, als an der möglichsten Aufrechthaltung der ihm so vortheilhaften bestehenden See- und Handelswege. Gerade das entgegengesetzte Interesse aber hatte die Nation, welche das

* Vergl. Samuel Sharpe, Geschichte Aegyptens, a. M. ist Elie Sorin: Suez. Paris 1870.

* Der von der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts angesteckte Sultan Mustapha III. hat zwar für die Wiedereröffnung des Suez-Canals geschwärmt, aber nichts dafür gethan.

Mittelmeer mit besonderer Vorliebe als einen französischen See zu betrachten pflegt. Hatte nicht schon Leibnitz in seinem Consilium Aegyptiacum Ludwig XIV. gerathen, sich des „Schlüssels und einzig möglichen Eingangs zwischen Asien und Afrika, dieses gemeinsamen Berührungspunktes Indiens und Europa's," zu be-


Der
SUEZ-CANAL
und seine
Umgebung.
Hauptcanal
Süsswassercanal
Mittelmeer
Rothes Meer
ASIEN
AFRIKA
Arabia Peträa
Lybische Wüste
Libysches Hügelland
UNTER-AEGYPTEN
Mil-Qbita
PORT SAID
ISMAILIA
SUEZ
CAIRO
ALEXANDRIA
Damiette
Tanis
Bubastis
Heliopolis
Babylon
Memphis
Pyramiden
Sinai Halbinsel
El Tih
Bitter See
Timsah See
Menzaleh See
Mareotis See
Suez-Canal
Eisenbahn
Süsswassercanal
Ramanieh Canal
Mahmudieh Canal
Alter Pelusischer Canal
Alter Tanitischer Canal
Ismailia Canal
Alte Post Strasse
Neue Post Strasse
Serapeum (Heroopolis)
Pelusischer Nilarm
Tanitischer Nilarm
Rosettischer Nilarm
Damiette Nilarm
Canopischer Nilarm
Sais
Bolbitinischer Nilarm
Boghaz
Katieh
Ambeh
Kantara
Serapeum
Gebel Genefeh
Gebel Geneffe
Gebel Ataka
Gebel Attaka
Gebel Mokattam
Gebel Ataqa
Gebel Gharibeh
Gebel Ahmar
Gebel Dukhan
Gebel Mariam
Gebel Hammam Faraun
Gebel Musa
Gebel Serbal
Gebel Katherin
Gebel Tih
Gebel Hallal
Gebel Hamr
Gebel Ras Mohammed
Gebel Ras Abu Galum
Gebel Ras Nasrani
Gebel Ras Gharib
Gebel Ras Jemsah
Gebel Ras Abu Darag
Gebel Ras Abu Schar
Gebel Ras Abu Somer
Gebel Ras Abu Schaar
Gebel Ras Abu Schaar
Gebel Ras Abu Schaar

mächtigen und von dort statt von der Zuyderſee aus Holland zu bekriegen? Und als über hundert Jahre ſpäter (1798) der erſte Conſul Frankreichs die Macht Englands mit einem einzigen kühnen Streiche vernichten zu können wähnte, hatte ſein Genie Aegypten als die Achillesferſe Englands erkannt. Kaum hatte er dort feſten Fuß gefaßt, als er ſich ſchon mit dem Plan der Verbindung der beiden Meere beſchäftigte und ſofort die Vorarbeiten zur praktiſchen Ausführung anordnete. Bei einer desfalſigen Recognoscirung, die er einige Monate nach der Schlacht bei den Pyramiden im December 1798 von Belbeis aus nach Suez in Begleitung von Generalſtabsoffizieren und Ingenieuren unternahm, ſoll Bonaparte — den Memoiren des Herzogs von Rovigo zufolge — beinahe von einem ähnlichen Schickſale erreicht worden ſein, wie Pharao mit ſeinen Aegyptern bei Verfolgung der Israeliten durch das Rothe Meer, indem er mit ſeinen Begleitern durch die in jener Gegend äußerſt ſtarke und raſch andringende Fluth vom Lande abgeſchnitten wurde und dieſes nur mit äußerſter Mühe erreichen konnte. Damals ließ Bonaparte durch ſeinen Oberingenieur Lepère ausführliche Vermeſſungen vornehmen, die (in Feindesland unter den ſchwierigſten Umſtänden während mehr als dreier Jahre fortgeſetzt) zu dem unrichtigen Ergebniſſe führten,* als ſei der Spiegel des Rothen Meeres um neun Meter höher als der des Mittelmeeres. Dennoch kommt Lepère in ſeinem Memorandum zu dem wenn auch nur bedingten Vorſchlage einer directen Verbindung zwiſchen Suez und der Bucht von Peluſium, wobei er allerdings in Folge ſeines Irrthums ein künſtliches Syſtem von Schleuſen zu Hülfe nehmen mußte. Bekanntlich ließen die ungünſtigen Geſchicke der franzöſiſchen Waffen in Aegypten dieſen Plan damals nicht zur Ausführung kommen. Er war aber von großem Einfluß auf das neueſte Unternehmen.

Es gingen dieſem jedoch zunächſt noch einige weitere Studien und Projecte voran, bei welchen ſich namentlich die St. Simoniſten unter der Leitung ihres bekannten Apoſtels, des Ingenieurs Enfantin, und unter dem Schutze des unternehmungsluſtigen ägyptiſchen Paſchas Mehemet Ali betheiligten. Dieſe Arbeiten fallen in die 1820er bis 1840er Jahre. Es nahmen daran ausgezeichnete Capicitäten, wie der Oeſterreicher Negrelli und der berühmte Engländer Stephenſon, ferner die Franzoſen Linant de Belleſonds (ſpäter als Linant Bey einer der Hauptausführer des Leſſeps'ſchen Projectes), Barrault und Talabot Theil. Von den beiden Letztern rühren die beiden ſogenannten indirecten Projecte von Alexandria über Cairo und von Alexandria über Damiette nach den Binnenſeen und Suez her. Durch dieſe Vorarbeiten wurde namentlich — im Widerſpruch mit den Lepère'ſchen Meſſungen — die Thatſache feſtgeſtellt, daß das Niveau beider Meere, abgeſehen von Ebbe- und Fluthverhältniſſen, gleich hoch iſt. Dagegen kam keines der ſeitherigen Projecte zur Ausführung.

Unſerem Zeitgenoſſen Ferdinand von Leſſeps war es vorbehalten, den längſt verſandeten Nilcanal durch einen directen Seecanal zu erſetzen und als einfacher Privatmann ein Werk zu ſchaffen, das jenem der Pharaonen und Ptolemäer ebenſo überlegen iſt, als die Cultur unſeres Jahrhunderts derjenigen der früheren Zeiten.

Ferdinand von Leſſeps war nicht nur durch hervorragende moraliſche und intellectuelle Eigenſchaften und durch eine ſeltene Vereinigung der verſchiedenartigſten Kenntniſſe, ſondern auch ſchon durch ſeine Geburt und ſeine äußeren Lebensſchickſale zur Erfüllung ſeiner Miſſion beſonders geeigenſchaftet. Einer hochſtehenden Familie entſproſſen, in welcher der Beruf der Diplomatie traditionell war, wurde er 1831 als fünfundzwanzigjähriger junger Mann zum Conſulatseleven in Alexandria ernannt. Bei ſeiner Ankunft ſoll er auf der Quarantäne die bekannte „Description de l'Egypte“ eifrig ſtudirt und ſofort dem Lepère'ſchen Projecte die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit geſchenkt haben. Sicher iſt, daß die Idee der Herſtellung eines directen Seecanals zwiſchen Peluſium und Suez für die große Schifffahrt ihn von jener Zeit an auf das lebhafteſte beſchäftigte und durch Studium und Nachdenken in ſeinem praktiſchen Geiſte immer mehr zur Reife gedieh. In ſeiner jetzigen Stellung hatte er die beſte Gelegenheit, Verbindungen an-

* Laplace und Fourier proteſtirten ſofort aus allgemeinen den Geſetzen der Statik entnommenen Gründen.

zuknüpfen, welche den Plan später ungemein fördern sollten. Schon sein Vater war mit dem Gründer der herrschenden ägyptischen Dynastie, Mehemet Ali (1806 bis 1849), befreundet gewesen. Es gelang dem jungen Consul, sich bei diesem und seinen Prinzen, worunter die spätern Regenten Mohamed Saïd und Ismaïl Pascha, in hohem Grade beliebt zu machen. Doch rief ihn der Dienst vor der Ausführung seines Planes noch auf verschiedene andere Posten. So finden wir ihn als französischen Consul in den Jahren 1838 in Rotterdam, 1839 in Malaga und 1842 in Barcelona. Dort wurde ihm für sein eben so muthiges als menschenfreundliches Benehmen beim Bombardement dieser aufständischen Stadt allseitige Anerkennung zu Theil. Im Jahre 1848 wurde er anläßlich der Besetzung Roms durch die Truppen der französischen Republik mit einer außerordentlichen diplomatischen Mission beim heiligen Stuhle betraut, nahm jedoch in Folge von Meinungsverschiedenheiten mit seiner Regierung schon im folgenden Jahre seinen Abschied. Seither lebte er als Privatmann nur noch der Vorbereitung und Ausführung seiner Idee. F. de Lesseps hatte fortwährend seine Beziehungen zu Aegypten, namentlich zur Familie Mehemet Ali's, unterhalten. Diesem war im Jahre 1848 sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha und schon 1849 dessen Sohn Abbas Pascha gefolgt. Unter der Regierung des Letztern hatte der beim Herrscher mißliebige Thronfolger Mohamed Saïd, Sohn Mehemet Ali's, im Lesseps'schen Hause zu Paris gastliche Aufnahme gefunden. Wie er nun zu Ende des Jahres 1854 als Saïd Pascha zur Herrschaft Aegyptens gelangte,* war eine seiner ersten Regierungshandlungen, die Berufung seines Freundes Ferdinand von Lesseps, mit dem Auftrage, seine Pläne hinsichtlich des Durchstichs der Landenge vorzulegen.

Von diesem Augenblicke an beginnen die specielleren Projecte und Vorarbeiten.

Lesseps eilte sofort nach Aegypten und reichte dem Pascha bereits am 15. November 1854 ein Promemoria ein, welches die directe Verbindung beider Meere behufs Benutzung für die große Schifffahrt aller Nationen empfiehlt. Schon vierzehn Tage darauf erfolgte die Concessionsacte, worin Saïd Pascha seinem „Freunde" von Lesseps die ausschließliche Befugniß ertheilt, eine allgemeine Gesellschaft für die Durchstechung des Isthmus zu gründen und zu leiten, zum Zwecke des Betriebes einer Canalanlage für die große Schifffahrt nebst Häfen; die Dauer der Concession war auf neunundneunzig Jahre von der Eröffnung an festgesetzt; alle Nationen sollten gleiche Rechte haben, beziehungsweise gleiche Gebühren zahlen; alle durch den Canal bewässerte und cultivirte öffentliche Grundstücke sollten der Gesellschaft gehören, auch solle sich diese des guten und loyalen Beistandes des Paschas und aller ägyptischen Beamten erfreuen.

Sofort nach erlangter Concession entwarf von Lesseps eine Detailinstruction, nach welcher die Ingenieure Linant Bey und Mougel Bey einläßliche Studien über das Project an Ort und Stelle anstellen und ein Vorproject entwerfen sollten. Dieses wurde schon im März 1855 dem Pascha überreicht und hierauf von Letzterem der Pforte zur Genehmigung* vorgelegt. In Constantinopel machte sich zum ersten Male der englische Gegeneinfluß in der Person des Gesandten Lord Stratford de Redcliffe geltend. Trotz der persönlichen Anwesenheit und der energischen Bemühungen des Herrn von Lesseps blieb die Genehmigung der Pforte vorbehalten, bis England seine Meinung abgegeben hätte. Aber Lesseps ließ sich dadurch nicht aufhalten; er eilte nach Paris und ließ das Vorproject drucken und in unzähligen Exemplaren verbreiten, damit die Wissenschaft ihre Kritik ausübe. Und sie sprach sich allgemein günstig aus. Sodann berief er die renommirtesten Ingenieure Europa's zur Prüfung des Projectes nach Paris, und aus dem Schoße dieser Versammlung wurde eine internationale Commission im November 1855 nach Aegypten gesandt. Ihr Bericht vom Januar 1856 billigte das Vorproject in allen wesentlichen Punkten. Es stand nunmehr fest, daß der Hauptcanal eine Länge von hundertzweiundsech-

* Nach dem damals in Aegypten geltenden Seniorat, d. h. Thronfolge des ältesten Agnaten.

* Ob diese nach dem Unterwerfungsvertrage zwischen der Pforte und Aegypten vom Jahre 1841 erforderlich war, ist zweifelhaft, je nachdem man die Sache als eine rein innere Angelegenheit Aegyptens betrachtet oder nicht.

zig Kilometer, durchweg hundert Meter Breite und acht Meter Tiefgang haben,* daß er direct vom pelusischen Golf durch die Timsa- und Bittersee nach Suez führen solle, und zwar ohne Schleusen. Es war ferner der Süßwassercanal vom Nil bei Zagazig bis zum Timsasee und von da längs dem Hauptcanal bis ins Rothe Meer vorgesehen, das Wesentlichste der Hafenbauten festgestellt und die Kosten auf zweihundert Millionen Francs, die Bauzeit aber auf sechs Jahre veranschlagt. Lord Palmerston antwortete mit einem langen Artikel der „Edinburgh Revue" über die Unausführbarkeit des Unternehmens, und der stets schlagfertige von Lesseps replicirte mit Gründen, welche die spätere Erfahrung als stichhaltig erprobt hat.

Es erschien nun am 5. Januar 1856 ein neuer Firman des Paschas von Aegypten, der die erste Concessionsacte bestätigt, erweitert und ins Einzelne ausführt. Es wird darin vor Allem die Neutralität des Canals ausgesprochen, gegen welche jedoch die Pforte bis in die allerneueste Zeit förmlich protestirt hat. Sodann werden die Grundzüge der Statuten der zu bildenden „Compagnie universelle du canal maritime de Suez" unter dem Präsidium des Herrn von Lesseps aufgestellt. Zweck ist die Erbauung und Ausbeutung des Suezcanals selbst, sowie des Süßwassercanals und die Cultur der geschenkten Ländereien. (Zu letztern war in diesem zweiten Firman noch das Wady-Tumileh am Süßwassercanal, ein Theil des alten Gosen gekommen, auch unentgeltliche Ausbeutung von Steinbrüchen ꝛc. zum Canalbau und Steuerfreiheit auf zehn Jahre zugesagt worden.) Die Schifffahrtsgebühren als wesentlichste Einnahmsquelle wurden grundsätzlich geregelt; es sollte nicht mehr als zehn Francs per Tonne der Ladungsfähigkeit** beziehungsweise per Passagier des Schiffes erhoben werden und für alle Nationen stets der gleiche drei Monate vorher zu veröffentlichende Tarif gelten. Das Grundcapital wurde auf zweihundert Millionen Francs festgesetzt. Vom Gewinn sollte ein Präcipuum von dreißig Procent für die ägyptische Regierung (mit fünfzehn Procent), die Gründer (zehn Procent), die Verwaltung (drei Procent) und einen Hülfs- und Gratialfond (zwei Procent) bestimmt sein, die übrigen siebenzig Procent aber den Actionären zufallen. Schließlich ordnete der Firman die Frage der Arbeiter: vier Fünftel derselben sollten Aegypter sein und der Gesellschaft aus den frohnpflichtigen Fellahs gestellt werden, den Nachkommen der Arbeiter an den Pyramiden und Obelisken und am Pharaonencanal, armen halbnackten Leibeigenen, welche die zahllosen Grundstücke der Regierung bebauten. Es lag darin zunächst eine Beseitigung der englischen Befürchtungen, daß französische Arbeiter den Isthmus überschwemmen würden, sodann eine mächtige Unterstützung des Baues, endlich eine thatsächliche Verbesserung des Looses dieser Parias. Ihr Lohn, ihre Naturalbezüge und ihre Verpflegung waren durch ein förmliches Reglement festgestellt, das seitens der Gesellschaft mit anerkannter Loyalität vollzogen wurde.

F. v. Lesseps' nächste Aufgabe war nunmehr, die Verwaltung zu organisiren, die Localitäten und das Personal zu beschaffen, die Lieferungsverträge vorzubereiten und vor Allem die technische und finanzielle Seite des Unternehmens der Verwirklichung entgegenzuführen. Er that dies unter Beihülfe bewährter Praktiker, die er in den Dienst der Gesellschaft zog, und entwickelte auch hierbei eine bewunderungswerthe Energie und Sachkenntniß.

Als so das Project seiner Verwirklichung immer näher rückte, zog es die ernstliche Aufmerksamkeit der europäischen Regierungen auf sich. Die französische ließ eine ausführliche Recognoscirung in der Bucht von Pelusium vornehmen, die sehr befriedigend ausfiel. In Holland, Oesterreich, Sardinien, selbst dem Kirchenstaate wurden Commissionen zur Prüfung des Projects niedergesetzt.

Nur ein Staat war dem Unternehmen gleich von Anfang an feindlich gegenübergetreten, England. Die Seele dieser Opposition war Lord Palmerston, der die ganze Sache lediglich als eine französische Intrigue betrachtete und mit seinem ganzen Einflusse bekämpfte. Es ist bekannt, daß dieser bedeutende Staatsmann seit dem Jahre

* 1 Meter = 3 1/3 badische Fuß, 1 Kilometer = 3333 1/3 Fuß = 9/40 Wegstunden = 9/80 Meilen; 1 Hectare = 10,000 Quadratmeter = 111,111 1/9 Quadratfuß = 2 7/9 Morgen.

** Die durchschnittliche Ladungsfähigkeit eines größeren Schiffes kann zu 1000 Tonnen angenommen werden. Eine Tonne ist = 1000 Kilogramm = 20 Centner.

1846 mit wenigen Unterbrechungen verschiedenen englischen Ministerien angehört und von 1859 bis zu seinem 1865 erfolgten Tode die Geschäfte seines Landes als erster Minister geleitet hat. Stets war es ihm gelungen, seine Collegen und die Majorität der Volksvertretung gegen das Unternehmen zu gewinnen. Man hat diesen Widerstand vielfach, auch in England selbst, als kleinlich, ungerecht und den wahren Interessen der Nation zuwiderlaufend bezeichnet. Vom specifisch englischen Standpunkte aus wird man ihn, wie ich bereits ausgeführt habe, mindestens als sehr nahe liegend betrachten müssen. Weiter blickende Staatsmänner, wie Roebuck, Gladstone, Cobden, Disraëli u. A. haben sich vom ersten Augenblicke an für das Unternehmen ausgesprochen, das England möglicherweise schaden kann, aber nicht zu hindern ist, weil es größeren Interessen als den englischen dient. Es kann der Palmerston'schen Politik gewiß mit Recht vorgeworfen werden, daß sie dies nicht erkannt, daß sie sich zu ihrem Widerstande unwürdiger Mittel bedient und ihn selbst dann nicht aufgegeben hat, nachdem er sich bereits als machtlos erwiesen und die allein richtige Politik darin bestehen konnte, die möglichen Nachtheile des Unternehmens von England abzuwenden und sich an den Vortheilen möglichst zu betheiligen. — Für den Gründer des Suezcanals handelte es sich vor Allem darum, die in England so mächtige öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen und dadurch den Palmerston'schen Intrigneu von vorn herein den Boden zu entziehen. Schon im Sommer 1855 hatte er sich zu diesem Zwecke nach England begeben, und nicht ohne Erfolg. Namentlich sprachen sich die indische Compagnie und die peninsulare und orientalische Dampfschifffahrtscompagnie zu seinen Gunsten aus. Dagegen mußten regierungsfreundliche Organe, wie „Times," „Edinburgh Review" u. a. das Unternehmen als ein ebenso unmögliches wie unnützes hinstellen. Der Schlamm des Menzalehsees, angebliche Felsen auf der Linie des Canals, der Flugsand der Wüste sollten unüberwindliche Schwierigkeiten sein; die alte Sage von dem verschiedenen Wasserstande beider Meere wurde aufgewärmt; die armen Actionäre sollten ihr Geld und die thörichten Benutzer des Canals durch die Stürme und Klippen des Rothen Meeres ihr Leben verlieren. Lesseps beschränkte sich nicht darauf, diesen Einwürfen in der Presse zu begegnen. Im Frühjahre 1857 begab er sich abermals nach England, um es persönlich für seine Ideen zu gewinnen, und mit großem Erfolge. In London, Manchester, Liverpool, Dublin und einer Reihe anderer bedeutender Handelsstädte hielt er Versammlungen ab und wußte allenthalben mit der Beredsamkeit der Ueberzeugung und durch die Macht der Thatsachen seiner Idee Freunde zu gewinnen. Zweiundzwanzig solcher Meetings wurden in fünfundvierzig Tagen abgehalten, und der Eindruck in den vereinigten Königreichen war ein tiefer. Aber die Regierung ließ sich nicht bekehren und behielt das Uebergewicht. Auf eine Interpellation des Abgeordneten von Bristol, der im Unterhause verlangte, das Cabinet solle seinen Einfluß in Constantinopel zu Gunsten des Unternehmens geltend machen, erwiederte Lord Palmerston: dies sei unmöglich, denn seit fünfzehn Jahren habe die englische Regierung gerade das Gegentheil gethan. Von da an, sagt ein französischer Schriftsteller,* war die Liebe der Engländer für dieses der Menschheit gewidmete Werk nur noch eine platonische. Lord Palmerston aber sollte — wie der Verlauf dieser Darstellung zeigen wird — dem Unternehmen noch die peinlichsten Schwierigkeiten bereiten.

Auch im übrigen Europa war die öffentliche Meinung je nach dem verschiedenen vermeintlichen Interesse der einzelnen Staaten getheilt. In Norddeutschland dachte man im Allgemeinen minder günstig über die Sache, in Wien wurde Herrn von Lesseps eine begeisterte Aufnahme zu Theil. Seine eigene Hingebung und der Glaube an das Gelingen des Werkes blieb sich gleich, und mit den Schwierigkeiten wuchs seine Thatkraft.

So war allmälig der Zeitpunkt gekommen, um die wichtigste Vorbereitungsmaßregel für das große Werk zu treffen: die Aufbringung des Capitals und damit die Constituirung der Suez-Canal-Gesellschaft. Am 5. November 1858 wurde — nach vorausgegangener von Lesseps verfaßter Ansprache an das europäische Publicum —

* Riou: Le canal de Suez, itinéraire pittoresque. Paris, 1869.

die Subscription auf das Grundcapital von zweihundert Millionen Francs eröffnet und am 30. November geschlossen. Der Erfolg blieb weit unter den Erwartungen. Von den vierhunderttausend Actien zu je fünfhundert Francs zeichnete Frankreich, und zwar unter Betheiligung aller Stände, etwas über die Hälfte; die Betheiligung des übrigen Europa war kaum nennenswerth. Dagegen übernahm Saïd Pascha von Aegypten die zweite, etwas kleinere Hälfte der Actien, und so war das Unternehmen finanziell gesichert. Die vielen, theilweise schwindelhaften Actienspeculationen der letzten zehn Jahre, der bereits drohende italienische Krieg, sowie das finanziell schwer zu rechtfertigende Versprechen der fünfprocentigen Verzinsung der Actien während der Bauzeit hatten das Publicum mißtrauisch gemacht. Die erwähnte Verzinsung war thatsächlich eine Verminderung des Baucapitals. Es ist jedoch zur Entschuldigung dieser Maßregel im vorliegenden Falle anzuführen, daß ein Theil des Actiencapitals durch vorübergehende Ausleihung während der langen Bauzeit wirklich Zinsen trug, daß ferner die Gesellschaft schon während dieses Zeitraums in Folge von Entschädigungen seitens der ägyptischen Regierung und theilweiser Benutzung der Canäle durch Private, endlich durch Verkauf von Ländereien sehr erhebliche, die Zinsen des Actiencapitals weit übersteigende Einkünfte hatte.

Nachdem nunmehr die Compagnie universelle du canal maritime de Suez definitiv constituirt war, erfolgte schon im Februar 1859 die Vergebung der Arbeiten an einen bekannten Unternehmer, Herrn Hardon in Paris. Sofort begab sich auch der Präsident von Lesseps nach Aegypten, um den Beginn der Arbeiten persönlich zu leiten. Der erste Spatenstich erfolgte am 25. April 1859 etwas westlich vom Golf von Pelusium, auf der schmalen, langen Sandbank, welche das Mittelmeer vom Menzalehsee trennt, und wo sich bald darauf Port Saïd erheben sollte. Nur einige Dutzend Arbeiter und Beamte umgaben den kühnen Pionier der Civilisation, als er die Arbeiten feierlich für eröffnet erklärte.

Aber sofort begannen von Neuem die Feindseligkeiten der englischen Regierung. Ihre Emissäre durchzogen die Landenge und suchten die Fellahs durch Güte und Gewalt von der Arbeit abzuhalten, ein Unwesen, dem nur durch Bewaffnung der Arbeiter und die energische Haltung des Paschas und des Präsidenten der Gesellschaft gesteuert werden konnte. Gleichzeitig mußten die „Times" triumphirend verkünden, daß nunmehr durch die Vollendung der Eisenbahn von Alexandria über Cairo nach Suez das Canalunternehmen gegenstandlos geworden sei. Dieses Argument konnte nur Unwissende täuschen, da selbst bei einem aufs äußerste ermäßigten Frachtsatze diese Bahn — mit Rücksicht auf die zweimalige Umladung der Waaren und das nothwendige Warten der Schiffe — für den großen Güterverkehr mit einer Seestraße niemals concurriren kann, so groß auch ihre Vorzüge für den Postverkehr und die Beförderung von Reisenden sein mögen. Uebrigens wurde die Linie Cairo-Suez später ganz verlassen und durch eine im August 1868 vollendete in Benha abzweigende Bahn längs des Süßwassercanals über Zagazig und Ismaïlia nach Suez ersetzt. Außer obigem hinfälligen Argumente hatten die „Times" auch Drohungen mit englischer Intervention auf Grund der Verträge vom Jahre 1840 bereit, die bald einen ernstlicheren Charakter annehmen sollten. Zwei eigens abgesendete Agenten wußten den Pascha derart einzuschüchtern, daß er am 9. Juni 1859 ein Circularschreiben seines auswärtigen Ministeriums an die Generalconsuln genehmigte, worin die sofortige Einstellung der Canalarbeiten angeordnet wird, unter dem Vorwande, daß die türkische Regierung ihre Zustimmung nicht ertheilt habe. Selbst der französische Generalconsul forderte darauf hin seine Landsleute zur Einstellung der Arbeiten auf, da er ihnen keinen Schutz gewähren könne. Aber kein Arbeiter leistete der Aufforderung Folge, und Herr von Lesseps reichte sofort eine energische Protestation bei der ägyptischen Regierung ein. Auch reiste er gleich darauf nach Frankreich ab, um — zum ersten Male — den Schutz seiner Regierung anzurufen. Allein dieser waren durch den Feldzug in Oberitalien die Hände gebunden, und England suchte die Lage noch weiter auszubeuten. Schon war Alles zu einer Reise des Sultans nach Aegypten gerüstet, welche in Verbindung mit einer englischen Flottendemonstration den Unabhängigkeitsgelüsten des

Pascha und zugleich dem Canalproject den letzten Todesstoß versetzen sollte. Da kam im Spätjahr 1859 unerwartet der Friede von Villafranca, und der Sultan begnügte sich nunmehr, den Pascha in einer Note aufzufordern, sich jeder weitern Einmischung in die Canalangelegenheit zu enthalten, da die Großmächte die Sache entscheiden würden. Dies geschah auch. Nachdem von Lesseps dem Kaiser Napoleon persönlich eine Petition der Gesellschaft zu diesem Zwecke überreicht hatte, ließ Frankreich, unterstützt von Preußen, Oesterreich und Rußland zu Ende des Jahres 1859 seine diplomatische Intervention zu Gunsten des Suezcanals eintreten. Die Arbeiten, welche übrigens nicht einen Augenblick unterbrochen worden waren, wurden jetzt mit erneutem Eifer fortgesetzt.

Dies führt mich auf eine kurze Beschreibung des Baues und der allmäligen Vollendung des Canals während eines Zeitraums von mehr als zehn Jahren.

Die Schwierigkeiten lagen weit weniger in dem Technischen der Ausführung, als in der großen Ausdehnung des Werkes und in der absoluten Unwirthlichkeit des Landes, durch welches der Canal führte. Bekanntlich ist der Isthmus von Suez, obwohl im Alterthum theilweise eine fruchtbare Gegend mit Städten wie Pelusium, Tanis, Ramses, Hieropolis mit Serapeum, Arsinoë u. a., heutzutage — in Folge der Versandung der früher dahinführenden Nilarme und Leitungen, — eine Wüste, oder war es wenigstens bis vor zehn Jahren. Es waren daher vor Allem die nöthigsten Vorbedingungen der Möglichkeit eines menschlichen Daseins für Tausende von Arbeitern zu schaffen. Das Trinkwasser mußte anfänglich theils mit Destillirmaschinen hergestellt, theils durch Kamele vom Nil aus herbeigeschafft werden, bis es durch den Süßwassercanal auf der ganzen Arbeitsstrecke verbreitet wurde. Eine eigene Intendantur in Cairo mit vielen Unterstellen leitete die Versorgung der Arbeiter mit Proviant, Bekleidung und anderen täglichen Bedürfnissen bis auf Knöpfe, Nadel und Faden herab. Man zählte über 1100 derartige Gegenstände in den Magazinen. Große Mühe und Opfer kostete auch die trefflich organisirte Krankenpflege, welche in den Zeiten des Typhus und der Cholera (1862 und 1865) vorzügliche Dienste geleistet hat. — Sodann waren fast sämmtliche Materialien zu den Arbeiten, wie Holz, Kohlen, Cement, Eisen und andere Metalle, — ferner (wenigstens anfänglich) alle Werkzeuge und Maschinen aus Europa zu beschaffen. — Zum Transport hatte die Gesellschaft Dutzende von See- und Flußschiffen erworben. Eine eigene Post, anfänglich mittelst Beförderung auf Dromedaren, später auf Canaldampfern und zuletzt per Eisenbahn, war von ihr organisirt worden; eine Telegraphenleitung längs des Canals stand zu ihren Diensten.

Es waren auf der ganzen Linie als Sammelpunkte der Arbeiter und des Materials über zehn große Lager und Werkstätten errichtet worden, welche theilweise zu Dörfern und Städten anwuchsen. Die bedeutendsten waren Port Saïd, Raz-el-Ech, Kantara, El-Guisr, Timsa (später Ismaïlia), Tussum, Serapeum, Gebel Geneffe, Schaluf und Suez. Von diesen Brennpunkten aus wurde die ganze Canallinie in einer Länge von hundertzweiundsechzig Kilometer, (also etwa wie von Karlsruhe nach Frankfurt oder von Berlin nach Stettin) in Angriff genommen, zunächst jedoch vorzugsweise die nördliche Hälfte des Hauptcanals und außerdem die circa hundertfünfzig Kilometer lange Linie des zur Beileitung des Nilwassers bestimmten Süßwassercanals.

Vor Allem war der durch die Vorarbeiten festgestellte Einmündungspunkt des Canals in das Mittelmeer zu einem geeigneten Hafen zu gestalten. So wurde auf öder Düne, wo bisher nur Flamingos, Pelikane und andere Wasservögel gehaust hatten, nicht weit von dem arabischen Fischerdorfe Gemileh, Port Saïd gegründet. Zwei ungeheure Dämme, von denen der kürzere östliche jetzt 2,5 Kilometer und der längere westliche 1,9 Kilometer lang ist,* wurden in convergirender Richtung in das Meer hinausgebaut, um die Mündung des Canals vor Versandung zu schützen und einen großen Außenhafen abzugeben. Die hierzu nöthigen Blöcke wurden erst aus den Steinbrüchen von Mex bei Alexandria beigeschafft, später aber an Ort und Stelle durch die Unternehmer, Gebrüder Dussault

* Das Project hatte eine Länge von 3 und 2,5 Kilometer vorgesehen.

aus einer Mengung von Sand und französischem Cement, die an der Sonne zu Felsen erhärtete, hergestellt. Ueber 25,000 solcher Blöcke, jeder von zehn Cubik-Meter Volumen und zwanzig Tonnen oder vierhundert Centner schwer, wurden seither verwendet. — Sodann wurde der innere Hafen mit mehreren großen Bassins zur Stationirung der Schiffe angelegt. Ein provisorischer Leuchtthurm von Holz wurde an der größeren Mole errichtet, an dessen Stelle später ein eiserner tritt. Werkstätten aller Gewerbe und Fabriken, namentlich von Eisen- und Kupferwaaren wurden erbaut und bildeten allmälig eine ganze Stadt. So entstand Port Saïd,* bereits eine Stadt von über 10,000 Einwohnern, die dereinstige Rivalin Alexandria's.

Von hier führt der Canal sofort in die Moräste und Lagunen des Menzalehsee's zur nächsten Arbeitsstation auf der Insel Raz-el-Ech. Hier erwies sich die Ausgrabung besonders schwierig. Um dem nach allen Seiten ausweichenden Schlamme beizukommen, hoben ihn die Fellahs, bis an die Brust im Wasser stehend, mit den Händen aus und bildeten so auf beiden Seiten der vorgezeichneten Linie einen Damm von Koth, der bald in der Sonne erhärtete, bis später die Baggermaschinen die Arbeit vollendeten.

Die nächste Station südlich ist Kantara,** zu deutsch „Brücke." Hier durchschneidet der Canal einen natürlichen Erddamm zwischen den Menzaleh- und den halbvertrockneten Ballah-Seen. (Ueber diese Brücke zwischen Asien und Africa wanderte einst der Noachide Ham, später Abraham, Jakob und seine Söhne mit dem pharaonischen Minister Joseph; hier mußten Kambyses und Alexander vorüberziehen, um Aegypten zu erobern; diesen Weg nahm in umgekehrter Richtung der französische Consul, als er nach Besiegung der Mameluken nach Syrien zog. Hier war der uralte Kreuzungspunkt der Karawanen.) Uebrigens ist in den Ballahsümpfen die Befestigung der Dämme des Canals eine der schwierigsten Arbeiten gewesen und noch jetzt nicht völlig beendet.

Südlich von ihnen steigt der lehmige Wüstenboden dünenartig an. Es folgt die Arbeitsstation El Ferdane mit ihren werthvollen Gipsbrüchen. Von hier erstreckt sich in einer Ausdehnung von beiläufig $3^1/_2$ Wegstunden bis zum Timsasee die gegen 20 Meter hohe El-Guisr-Schwelle, eine Kette von steil ansteigenden, oben abgeplatteten Sandhügeln, welche nicht nur in der Richtung von Nord nach Süd durch den Hauptcanal, sondern auch von Westen gegen Norden durch den Süßwassercanal durchbrochen werden mußten.

Werfen wir hier einen kurzen Blick auf den Hülfscanal, welcher die Lebensader des ganzen Unternehmens ist, der das Grün in der Wüste sprossen macht und die durstigen Arbeiter tränkt.

Seine Linie beginnt in Zagazig am Nil bei den Ruinen von Bubastis und führt erst direct östlich zum Timsasee über die Reste des alten Pharaonencanals, von hier aus aber südlich an den Bittersee'n vorüber bis Suez. Am westlichen Theile hatte Mehemet Ali diesem Werke wesentlich vorgearbeitet, indem er einen Bewässerungscanal von Zagazig durch das Wady Tumileh oder Land Gossem (das Gosen der Bibel) bis in den Maxama-See, also halbwegs Ismaïlia führte. Dieser Canal war durch die Gesellschaft schon im Jahre 1861 bis zur westlichen Abdachung der El-Guisr-Schwelle unweit des Timsasees weitergeführt worden. Dort, nicht weit vom alten Jakobsbrunnen Bir Abu Ballah wurde der Wasserthurm von Nefitsch errichtet, von wo aus das süße Wasser auf die Höhe von El Guisr und sodann mittelst einer doppelten Röhrenleitung (die jedoch erst im April 1864 vollendet wurde) nach Port Saïd lief. Der Süßwassercanal selbst aber theilt sich an jener Stelle in zwei Arme, deren einer nach Süden in paralleler Richtung mit dem Seecanal bis Suez, der andere aber nach Osten führt, um unweit der nördlichsten Spitze des Timsasees in den Hauptcanal einzumünden, während eine weitere, durch Schleusen regulirbare Mündung direct in den Timsasee führt. Der Einfluß des Süßwassercanals in den letzteren war bereits am 2. Februar 1862 bewerkstelligt worden. Aber noch war die schwierigste Arbeit, die Durchbrechung der El-Guisr-

* So genannt zu Ehren des Pascha Mohammed Saïd.

** Durch den Canalbau zu einer kleinen Stadt von mehr als drei Tausend Einwohnern angewachsen.

Schwelle* von Norden her durch den Hauptcanal zu vollenden. Es war dies eine kolossale Arbeit, die bis 20 Meter hohe Sanddüne in einer Ausdehnung von beinahe 15 Kilometer oder $3^1/_2$ Wegstunden auszugraben. Gegen 25,000 Arbeiter waren damit acht Monate lang beschäftigt, zum Theil bei Nacht, und jeden Monat gruben sie $^1/_2$ Million Cubikmeter Sand aus; daneben arbeiteten unablässig die neuerfundenen Trockenbagger (excavateurs). Am 18. November 1862 war auch diese Arbeit bewältigt; die Wasser des Mittelmeeres flossen in den Timsahsee und füllten das ausgetrocknete Becken. An seinem nördlichen Ufer aber wurde eine neue Stadt gegründet und zu Ehren des jetzigen Vicekönigs Ismaïlia genannt. Der See, ungefähr von der Ausdehnung des Tegernsees, bot einen vortrefflichen Binnenhafen zum Ausweichen und Ueberwintern der Schiffe. Die Stadt selbst ist zur Hauptstadt des Isthmus bestimmt und zählt bereits über sechs Tausend Einwohner sowie eine Reihe herrlicher Bauten, darunter eine Moschee und zwei Kirchen, ein großes Spital, ein Regierungsgebäude und einen Palast des Vicekönigs; eine Villa desselben mit ausgedehnter Aussicht auf den See ist etwas östlich von der Stadt am Einfluß des Süßwassercanals in den Seecanal.**

Schon am 20. December 1863 war auch der südliche Arm des Süßwassercanals bis Suez fertig. An jenem Tage feierte Suez die Ankunft des Nilwassers durch ein großes, durch Prinz Napoleon präsidirtes Freudenfest. Es war dazu auch aller Grund vorhanden, denn seither mußte jeder Tropfen Wasser auf Kamelen oder durch die Eisenbahn dahingeschafft werden. Die Stadt, welche auf drei Tausend Einwohner heruntergekommen war, hat sich inzwischen auf fünfzehn Tausend gehoben und ein ganz verändertes Ansehen bekommen, wozu freilich auch Vieles die Eisenbahn, das Meiste aber die spätere Vollendung des Seecanals beigetragen hat. Die großartigen Hafenbauten werden von der ägyptischen Regierung ausgeführt. — Schon zu Ende des Jahres 1863 konnten übrigens kleine Schiffe, namentlich mit Kohlen, durch den Süßwassercanal von Meer zu Meer passiren, welche der Gesellschaft manche hübsche Einnahme brachten. Auch wurde bald darauf ein regelmäßiger Schiffsverkehr eingerichtet.

Inzwischen waren schwere Wolken am Horizonte des werdenden Suezcanals aufgestiegen. Die Angriffe Lord Palmerston's in der Presse und im Parlamente dauerten fort; auch die öffentliche Meinung Englands wurde immer feindseliger und richtete sich namentlich gegen das Verhältniß der Fellahs zur Gesellschaft, welches als „Zwangsarbeit" bezeichnet wurde und das sich in der That bei der fortschreitenden Civilisation selbst in jenen halbbarbarischen Ländern kaum mehr halten ließ, obwohl die Frohnarbeiter sehr gut verpflegt und für die dortigen Verhältnisse reichlich bezahlt wurden. Sie arbeiteten nämlich ortschaftsweise im Accord unter militärisch organisirter Aufsicht ihrer Scheiks oder Ortsvorsteher und konnten so außer freier Station täglich bis zwei Frcs. verdienen, welcher Lohn ihnen selbst (nicht etwa, wie man behauptet hat, der ägyptischen Regierung) aufs pünktlichste ausbezahlt wurde. Infolge desfallsiger Interpellationen im Parlament war übrigens der englische Gesandte in Constantinopel Sir Henry Bulwer Lytton auf den Isthmus gesandt worden. Er kehrte, wie fast alle Besucher, (darunter Abd-el-Kader, der Herzog von Brabant, viele Fachmänner) als Freund des Unternehmens zurück.

Am 18. Januar 1863 starb der treue und mächtige Förderer und Beschützer des Canalbaues Mohamed Saïd Pascha. Ihm folgte sein Neffe Ismaïl Pascha, Sohn Ibrahims, gleichfalls ein Bewunderer und Verbreiter europäischer Bildung, aber dem Unternehmen weniger warm zugethan. Ich erwähne beiläufig, daß er einige Jahre später, im November 1866 eine Art Repräsentativverfassung einführte und im Juni 1867 officiell den Titel Khedive oder Vicekönig erhielt.* Sein

* Jetzt eine Niederlassung von circa zwei Tausend Einwohnern.

** Außerdem zieren die Stadt eine Reihe schöner Villen von Privaten (darunter eine des Herrn von Lesseps) mit prachtvollen Gärten und Baumanlagen (Mimosen, Palmen, Bananen, Agaven, Deaninen, Tamarisken ꝛc.).

* Bei welcher Gelegenheit auch die (europäisch-rechtliche) Primogenitur für die Thronfolge als

Verhältniß zur Canalgesellschaft suchte er sofort nach seinem Regierungsantritt in loyaler Weise zu regeln; er übernahm insbesondere den Ausbau des Süßwassercanals zwischen Zagazig und Maxamasee, die Hafenbauten in Suez und die Zahlung der noch rückständigen Actienbeträge. Dagegen ließ er sich bald darauf durch eine, englischen Einflüsterungen entsprungene türkische Note bewegen, an die Canalgesellschaft drei Forderungen zu stellen, welche offenbar auf ihren Ruin abzielten: Zurückziehung der Fellaharbeiter, Rückgabe des Süßwassercanals und der abgetretenen Ländereien an die ägyptische Regierung. Allein auch dieser Angriff scheiterte an der Energie und Umsicht des Président-fondateur, welcher erklärte, nur auf der Grundlage voller Entschädigung zu unterhandeln. Kaiser Napoleon übernahm das ihm von beiden Theilen angetragene Schiedsrichteramt und gab auf Grund des Gutachtens einer zu diesem Zweck ernannten Commission folgenden Spruch: „Die Fellaharbeiter sind zu entlassen, jedoch gegen 38 Millionen Francs Entschädigung; 22,000 Hectare der nöthigsten Ländereien verbleiben der Gesellschaft, weitere 60,000 Hectare sind gegen eine Entschädigung von 30 Millionen Francs zurückzugeben; gegen weitere 16 Millionen Francs geht das Eigenthum des Süßwassercanals an die ägyptische Regierung über, während der Gesellschaft der Genuß und die Unterhaltung gegen eine weitere Vergütung von 300,000 Francs jährlich verbleibt." Dieses Urtheil trug der Gesellschaft baare 84 Millionen Francs ein, dagegen verlor sie Besitzthümer und Rechte, die später einen weit höheren Werth bekommen mußten. Die Fellahs, welche übrigens nur allmälig zurückgezogen wurden, konnten durch inzwischen hergestellte, theilweise neu erfundene Maschinen vortheilhaft ersetzt werden.

Es wird hier die schicklichste Gelegenheit sein, diese Maschinen kurz zu besprechen. Die wichtigsten für Ausgrabungen unter Wasser waren die bekannten Bagger. Nur waren die hier verwendeten Dampfbagger von Eisen und von riesigen Dimensionen. Statt der verschiedenartigsten Hülfsfahrzeuge zum Wegführen des ausgebaggerten Sandes wurden bald besondere Vorrichtungen erfunden. Die mitten im Canal arbeitenden Bagger erhielten lange eiserne Ablaufrinnen (sogenannte Dragues à long couloir), auf welchen der Schutt von selbst oder mittelst Wasserspülung nach dem niedriger gelegenen Ufer zulief; sie waren circa 70 Meter lang, von Gitterwerk getragen und behufs leichterer Beweglichkeit nur im Mittelpunkte unterstützt. — Bei den hohen Ufern der tiefen Einschnitte von El Guisr und Serapeum mußte man aber auf Mittel sinnen, den Schutt erst in die Höhe zu schaffen. Dies geschah durch die an den Baggern angebrachten sogenannten Elévateurs, eiserne auf Gitterwerk emporlaufende Riesenarme mit Schienen, auf denen die Schöpfkasten durch Dampfkraft und Anwendung einer endlosen Kette emporgezogen werden, um von einer Höhe bis zu mehr als 20 Meter auf die etwas tiefer liegenden Hochufer hinüberzugleiten. — Solcher Ungethüme, deren größte täglich bis 15,000 Cubikmeter ausheben können, sollen zuweilen 85 zugleich gearbeitet haben; jedes kostet durchschnittlich $^1/_2$ Million Francs. — Zu Lande wurden, außer den verschiedenen Locomotiven, Locomobilen und andern Dampfmaschinen, namentlich die sogenannten Excavateurs oder Trockenbagger angewendet, eine specielle Suezcanalerfindung zum Ersatze menschlicher Arbeit: auf neunrädrigen kolossalen Eisenbahnwagen, die auf drei Schienensträngen laufen, sind gewöhnliche Baggermaschinen angebracht, nur daß sie in der Luft und im trockenen Sand statt unter dem Wasser arbeiten.

Mit so riesigen Arbeitskräften versehen, schritt der Canal in der zweiten Hälfte der Bauzeit weit schneller vorwärts als in der ersten. Es war aber auch noch Viel zu leisten übrig. Anfang 1864 konnte zwar der ganze Süßwassercanal in einer Gesammtlänge von circa 150 Kilometer, einer Breite von 10 bis 25 Meter und einer Tiefe von 2 Meter, als beendigt betrachtet werden. Dagegen war der Hauptcanal zwischen Port Saïd und Ismaïlia nebst Häfen erst auszubauen, namentlich noch auf die vorgesehene Tiefe von acht Meter und Breite von hundert Meter zu bringen, während die ganze Strecke südlich vom Timsasee erst in Angriff ge-

maßgebend erklärt wurde, im Gegensatz zum Seniorat, s. o. Anm. S. 675.

nommen werden mußte. Zu diesen Zwecken wurden, nachdem der Vertrag mit dem ursprünglichen Unternehmer Hardon seine gütliche Lösung gefunden, mit verschiedenen Großaccordanten, unter Anderen mit den bekannten Firmen Borel & Lavalley, Dussault Frères ꝛc., neue Verträge abgeschlossen.

Betrachten wir nun auch die Bauten auf der Südhälfte der Hauptlinie etwas näher. Auch hier waren erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Gleich südlich vom Timsahsee breiten sich Lagunen aus, die noch heute wegen des fortwährenden Weichens der Dämme zu den schlimmsten Stellen des Canals gehören. Weiter südlich erhebt sich die Serapeum-Schwelle, eine bis 16 Meter hohe, der El-Guisr-Schwelle ähnliche Sanddüne, die sich bis gegen das Nordufer der Bitterseen erstreckt. Ihr Durchstich wurde von den Arbeitsstationen Tussum und Serapeum aus in Angriff genommen. Tausende von Arbeitern waren hier im Verein mit den mächtigen Maschinen beschäftigt, den Flugsand auszuheben und auf die Höhe der Schwelle zu schaffen. Man fand dabei unweit Tussum eine Menge von Versteinerungen, namentlich Palmen, Megatherien, Muscheln und Schnecken. Bei den Ruinen des dem Gotte der Fruchtbarkeit geweihten Serapeum wurden dagegen zahllose Reste der blühenden Vergangenheit von Stadt und Tempel aufgedeckt: Gefäße, Gemmen, Münzen, Statuetten, „tausend Steine müssen redend zeugen, die man aus dem Schooß der Erde gräbt.“ Auch Ruinen des alten Canals finden sich hier zwischen Haupt- und Süßwassercanal, welche in dieser Gegend durch eine Zwischenleitung verbunden sind. — Während man so beim Serapeum einen bis 16 Meter tiefen Durchstich grub, boten sich ähnliche Schwierigkeiten im Süden des Bitterseebeckens beim Plateau von Schaluff. Es war dies die einzige Stelle, wo Sprengarbeiten, und zwar von großen Dimensionen, vorzunehmen waren. Die hier in das Canalbett hineinragenden Felsen bereiteten selbst nach Eröffnung des Canals große Verlegenheiten und sollen erst in allerjüngster Zeit bis zur Tiefe von 8 Meter entfernt sein. Weiter südlich verflacht sich das Terrain immer mehr bis zu den Lagunen von Suez, welche der Canal auf ihrer Ostseite in einem großen Bogen umgeht, um etwa $^1/_2$ Stunde südöstlich von der Stadt, angesichts der blauen Kuppe des Attaka und der fernen Gipfel des Sinai in den neuerbauten Hafen von Suez und in das rothe Meer einzumünden.

Es war nun der Plan, das damals noch trocken liegende Becken der Bitterseen, welches ungefähr die Hälfte der Canallinie südlich vom Timsahsee einnimt, mit dem Wasser beider Meere anzufüllen und so einen Theil der Grabarbeiten zu ersparen. Dieses Bitterseebecken, welches einen ähnlichen Umfang und eine ähnliche langgestreckte Form wie der Bodensee hat, bot vor der Ausfüllung einen eigenthümlichen Anblick. Salzgeschwängerter Sand, der am Rande des Beckens noch die alten Wasserlinien kennen ließ, wechselte mit Bänken von Muschelthieren und salzigen Gipsniederschlägen. Hin und wieder fanden sich Salzlachen als Reste des Seewassers. An der tiefsten Stelle zeigte sich eine kolossale Bank von crystallisirtem Seesalz, bis zu 8 Meter mächtig, 13 Kilometer lang und 6 Kilometer breit, ein ungeheurer Salzkuchen, groß genug, um die ganze Stadt Paris damit zuzudecken. — Im März 1869 waren die Arbeiten soweit gefördert, um das Wasser des Mittelmeeres in die Bitterseen einlaufen zu lassen, worauf sich jene Salzkrusten sofort auflösten. Der Khedive war selbst gekommen, um dem großartigen Schauspiele des Einlaufens des Mittelmeeres beizuwohnen. Zum weitaus größeren Theile aber sollte das circa drei Quadratmeilen große Becken durch das rothe Meer ausgefüllt werden, dessen Einströmung am 15. August 1869 begann. Zur Füllung des Beckens durch beide Meere war etwa $^1/_2$ Jahr erforderlich. Man hatte besondere Vorrichtungen angebracht, um das Einfließen des Wassers zu reguliren und Beschädigungen zu verhüten, und Alles gelang. An die Stelle der traurigen Einöde ist jetzt ein schöner blauer Binnensee getreten, den Schwärme von Ibisen, Flamingos und Pelikanen, aber auch zahlreiche Schiffe beleben, für welche ein sehr geeigneter Ausweichpunkt geschaffen ist. Zugleich dienen aber die Bitterseen zur Regulierung der starken Ebbe und Fluth des rothen Meeres.

So war das Werk gegen Schluß des Jahres 1869 seiner Vollendung nahe gerückt, und zwar seit den letzten Jahren ohne weitere Störungen durch die Politik

und widerstreitende Interessen. Selbst England schien seit Palmerston's Tod (1865) versöhnt und säumte nicht, dies bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich beim Besuche des Prinzen von Wales, des Lord Napier, Chefs der Abessinischen Expedition, des indischen Gouverneurs Lord Mayo und vieler anderer Vertreter seiner Ansichten, öffentlich auszusprechen. Dagegen hatte die Canalgesellschaft in der zweiten Hälfte der Bauzeit noch zwei innere Krisen zu bestehen, welche die ganze Energie ihres Präsidenten in Anspruch nahmen. — Im Sommer 1865 war die Cholera ausgebrochen und hatte sich, wenn auch nur sporadisch, auf dem Isthmus verbreitet. Die Arbeiter liefen schaarenweise davon. Aber Herr von Lesseps eilte sofort von Paris zum Canal, und durch sein eindringliches Zureden und furchtloses Beispiel sowie durch die Trefflichkeit der Sanitätsanstalten gelang es, die Arbeiter festzuhalten und der Krankheit Meister zu werden. — Eine andere Krise war finanzieller Natur. Das ursprüngliche Actiencapital von zweihundert Millionen hatte sich als unzureichend erwiesen; man mußte zu einer Anleihe schreiten. Im November 1867 wurde eine solche von hundert Millionen Francs in fünfprocentigen Obligationen von je fünfhundert Francs zum Course von dreihundert aufgelegt. Aber trotz des hohen Zinsfußes von thatsächlich 8,4 Procent wurden nur etwa dreißig Millionen Francs gezeichnet. Da schlug von Lesseps eine Lotterieanleihe vor, welche jedoch der Sanctionirung durch ein Gesetz bedurfte. Das desfallsige Gesetz vom 4. Juli 1868 veranlaßte zwar heftige Debatten, ging aber im Corps Législatif und im Senate mit großer Majorität durch. Es enthielt dieselben Bedingungen, wie das gescheiterte Anlehen, nur wurden jährlich für eine Million Francs Loose ausgespielt, woran die Zeichner des 1867er Anlehens mit dreißig Millionen gleichfalls theilnahmen. Die fehlenden siebzig Millionen waren nun in drei Tagen überzeichnet. — Uebrigens eröffnete sich sehr bald eine weitere Einnahmequelle. Nach einem Vertrag vom 23. April 1869 übernahm die ägyptische Regierung von der Gesellschaft alle nunmehr überflüssig gewordenen Werkstätten, Magazine und Entrepots, namentlich aber auch die Spitäler für zehn Millionen Francs und zahlte außerdem weitere zwanzig Millionen Francs für Verzichtleistung auf Zollfreiheit und einige andere früher ertheilte Begünstigungen. — Schließlich sollte übrigens die Sache des Canals noch einmal in Conflict mit der Politik gerathen. Es ist bekannt, daß anläßlich der vom Khedive erlassenen Einladungen zu den Eröffnungsfeierlichkeiten sich zwischen der Türkei und der ägyptischen Regierung ein Notenwechsel entspann, welcher beinahe zum Bruche geführt hätte. Der Streit wurde jedoch unter Vermittlung der Großmächte durch ein vollständiges Nachgeben des Vicekönigs beigelegt, dessen Aufrichtigkeit allerdings bezweifelt werden kann, das aber dem Canal sehr zu statten kam.

* * *

Am 17. November 1869 fand die feierliche Eröffnung des Canals statt. Es waren dazu die Flotten und Geschwader von neun europäischen Seemächten nach Port Saïd gekommen. Den Schiffen aller Nationen war zollfreie Durchfahrt vom 16 bis 19 November zugesagt. Unter den Gästen hatten sich bekanntlich der Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin Eugenie, der Kronprinz von Preußen und andere Fürstlichkeiten nebst den höchsten Staatschargen eingefunden. Außerdem waren auf Einladung eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten und Geschäftsleute von ganz Europa und über dessen Grenzen hinaus erschienen, denen wir die zuverlässigsten Berichte über den damaligen Zustand des Canals verdanken.* Es liegt nicht in meiner Absicht, die dreitägigen, mit aller orientalischen Pracht ausgestatteten Festlichkeiten zu beschreiben,** welche den armen Fellahs eine Extrasteuer von fünfzehn Piaster per Kopf und Aegypten eine Zwangsanleihe von funfzehn Millionen Pfund Sterling eingebracht haben. Dagegen wird es von Interesse sein, den damaligen Zustand des Canals, der sich übrigens inzwischen wesentlich verbessert hat, nach Be-

* Siehe namentlich den Aufsatz des Geheime-Raths Stephan in Gottschall's „Unsere Zeit" vom Januar 1870.

** Siehe die Feuilletons der meisten größeren Zeitungen Ende 1869.

richten von fachkundigen Augenzeugen zu vernehmen.

Die Eröffnung war aus verschiedenen Gründen, namentlich der Jahreszeit wegen, bedeutend verfrüht worden. Trotzdem erwies sich der Canal als nahezu vollendet. Die größten Schiffe bis siebzehn englische Fuß Tiefgang konnten mit Leichtigkeit passiren.* Einige fuhren zwar auf, aber meist aus Ungeschicklichkeit und wegen des großen Gedränges, wurden auch bald wieder flott. Inzwischen soll allenthalben die normale Tiefe von acht Meter hergestellt sein, welche damals noch an einigen Stellen fehlte, und sollen daher Schiffe bis $7^1/_2$ Meter Tiefgang, also die größten Indienfahrer passiren können, was auch mehrfach geschehen ist. Diese Tiefe ist jedoch nicht auf der ganzen Breite des Canals, sondern nur in der Mitte in einer Breite von zweiundzwanzig Meter durchgeführt. Im übrigen ist die Breite des Wasserspiegels durchgängig hundert Meter, bei den Einmündungen weit mehr (bis dreihundert Meter), bei den Einschnitten von El-Guisr und Serapeum jedoch nur achtundfünfzig bis sechzig Meter. Es sind daher noch zahlreiche Ausweichstationen nöthig und sollen auch hergestellt werden. Die Seitendämme werden als sehr solid geschildert, hin und wieder bedürfen sie noch der Befestigung, vielleicht später theilweisen Ausmauerns, wo nicht die Vegetation in Folge der Süßwasserleitung diese Arbeit übernimmt. Sie schützen namentlich auch vor dem Flugsand; doch ist dieser nur an wenigen Stellen, namentlich bei Tussum, von Bedeutung und wird theils durch die Construction des Canalbettes selbst, theils durch Ausbaggerung unschädlich gemacht. Auch die Hafenbauten sind, wenn auch in Manchem der Vervollständigung bedürftig, doch im Großen und Ganzen ihrem Zwecke entsprechend hergestellt. Man hat viel von der Nothwendigkeit eines weiteren Anlehens von mindestens hundert Millionen gesprochen, um den Canal für den großen Weltverkehr durchaus geeignet zu machen, auch die Intervention der europäischen Staaten zu diesem Zwecke verlangt. Herr von Lesseps hat Beides entschieden von der Hand gewiesen. Offenbar hofft dieser — sicher competente — Beurtheiler der Lage und Leistungsfähigkeit seines Werkes, daß die allmälig zunehmende Frequenz der neuen Weltstraße selbst die Mittel zu bieten vermöge, die durch gesteigerten Verkehr benöthigten Erweiterungen und Verbesserungen herzustellen. Für die Richtigkeit dieser Annahme sprechen auch ähnliche Erfahrungen auf dem verwandten, aber hinsichtlich der Betriebskosten weit weniger vortheilhaft gelagerten Gebiete der Eisenbahnen.

Unter allen Umständen dürfte es schwer fallen, sich über die Rentabilität* des Unternehmens für die nächste Zukunft und für die gegenwärtigen Actionäre auch nur annähernd zu äußern. Einige dazu nöthige Daten, nämlich die seitherigen Ausgaben und Einnahmen wissen wir zwar genau; über die zukünftigen dagegen lassen sich nur sehr bedingte Muthmaßungen aufstellen.

In großen runden Ziffern war am 30. Juni 1869 Folgendes die Finanzlage der Gesellschaft:

Die Einnahmen hatten betragen:

Actiencapital 200 Millionen Francs, Obligationen 100 Millionen Francs, Entschädigungen durch die ägyptische Regierung 114 Millionen Francs, Capitalzinsen, Transporteinnahmen u. s. w. $37^1/_2$ Millionen Francs, Summa $451^1/_2$ Millionen Francs.

Dem standen folgende Ausgaben gegenüber:

Für Material und Bauten 282 Millionen Francs, Interessen der Actien und Obligationen fast 72 Millionen Francs, Verwaltungskosten und Verschiedenes 50 Millionen Francs. Summa $404^1/_2$ Millionen Francs. Es waren also damals noch circa siebenunddreißig Millionen vorhanden, deren größter Theil inzwischen auf den Ausbau und weitere Zinszahlungen verwendet sein wird.

Nach der bestimmten Erklärung des Präsidenten von Lesseps sollen vom zweiten Semester 1870 an die Zinsen der Actionäre nur noch aus dem Gewinn bezahlt werden, d. h. sie sollen von da an keine

* Die Durchfahrtszeit beträgt für Dampfschiffe etwa sechzehn, für andere Schiffe etwa vierundzwanzig Stunden.

* Vergl. Block in der Vierteljahrs-Schrift für Volkswirthschaft, 1869, Band III, und Stephan a. a. O.

Zinsen mehr bekommen, sondern nur noch Dividende. Nimmt man nun mit Herrn von Lesseps den zukünftigen Canalverkehr auf etwa die Hälfte des ostindischen Verkehrs, also auf jährlich circa sechs Millionen Tonnen an und sieht man von weiteren Baukosten ab, so ergiebt sich nach dem Satze von zehn Francs per Tonne ein jährlicher Bruttoertrag von sechszig Millionen Francs, oder nach Abzug der voraussichtlichen Kosten fünfzehn Procent Gewinn. Diese Schätzung mag dereinst erreicht, ja weit übertroffen werden, wenn sich einmal die Verkehrsverhältnisse dauernd zu Gunsten des neuen Weges gestaltet haben. Für das nächste Jahr wird dagegen ohne Zweifel ein weit ungünstigeres Ergebniß zu erwarten sein, auch wenn man annimmt, daß gegen Ende desselben die Verhältnisse sich bereits viel günstiger gestaltet haben werden als seither. Nach den mir zugänglichen Nachrichten hat die bisherige Frequenz sehr geschwankt. In der ersten Woche nach Eröffnung zählte man hundertunddreißig Schiffe mit acht Tausend Tonnen, was offenbar wegen der vorausgegangenen Ansammlung keinen richtigen Maßstab für das Jahr abgiebt. Vom 28. Januar bis 6. Februar sollen nur elf Schiffe passirt sein; an einem späteren Tage finde ich vier große Schiffe von mehr als je zwei Tausend Tonnen notirt. — Ich will nun einmal täglich sieben Schiffe mit der mittleren Ladungsfähigkeit von je tausend Tonnen annehmen und zu berechnen suchen, wie sich bei diesem, für das erste Jahr gewiß günstigen Verhältnisse die Dividende gestalten würde. Die Bruttoeinnahmen betragen in diesem Falle:

Zehn Francs für jährlich 2,555,000 Tonnen, also rund $25^1/_2$ Millionen, ferner aus Nebeneinnahmen für Pilotage, Remorquage, Pachtzinsen und dergl. vielleicht eine Million. Summa $26^1/_2$ Millionen.

Die jährlichen Ausgaben betragen:

Voraussichtliche Unterhaltungs- und Betriebskosten 7 Millionen, Verzinsung und Amortisirung der hundert Millionen Anleihe circa $9^1/_2$ Millionen, Summa $16^1/_2$ Millionen.

Der Reingewinn betrüge daher zehn Millionen, wooon statutenmäßig dreißig Procent für die ägyptische Regierung, die Gründer und den Reservefond abgehen, somit noch sieben Millionen oder $3^1/_2$ Procent des Actiencapitals von zweihundert Millionen. Selbstverständlich machen diese Zahlen nicht den geringsten Anspruch auf Genauigkeit, sondern sollen nur zur Verdeutlichung dienen, wie sich die Verhältnisse im Großen und Ganzen gestalten müßten, um eine gewisse Rente zu erzielen. Es sind dabei namentlich die Kosten des Ausbaus, dagegen aber auch der stets wachsende Werth der noch übrigen Ländereien der Gesellschaft von mehr als 10,000 Hektaren ganz außer Anschlag gelassen. Ferner muß dahin gestellt bleiben, ob die Betriebskosten namentlich im Anfange nicht weit höher und die Einnahmen geringer sein werden. Uebrigens scheint die Ansicht des Publicums über die Rentabilität keine ganz ungünstige zu sein, wenn hiefür die Börsenverhältnisse als Maßstab dienen können: es standen Mitte März 1870 die fünfhundert Francs-Actien auf circa dreihundertundfunfzig, also auf siebzig Procent, was der Annahme einer Rentabilität von $3^1/_2$ Procent gegenüber dem gewöhnlichen Zinsfuß von fünf Procent entspricht. Die zum Cours von dreihundert Francs ausgegebene Prämienanleihe aber stand zu jener Zeit etwas über vierhundert Francs, worin man ein Vertrauensvotum der Gläubiger gegenüber der Gesellschaft erblicken darf.

Doch die Frage der Rentabilität des Unternehmens ist nur insofern von allgemeinerer Bedeutung, als dadurch der dauernde Fortbestand des Werkes theilweise bedingt ist, welcher nach dem Vorangegangenen wohl als ziemlich gesichert betrachtet werden darf. — Weit tiefgreifender ist die volkswirthschaftliche Bedeutung der neuen Weltstraße, ihr Einfluß auf Schifffahrt und Handel, Erzeugung und Verzehrung, auf den ganzen Verkehr und das gesammte Culturleben des Orients und des Occidents.

Schon ist Aegypten, welches durch den Canalbau eine neue Provinz (Isthmus) und einen Bevölkerungszuwachs von vielen Tausenden erhalten hat, in früher ungekanntem Maße der europäischen Civilisation erschlossen. Aber dieses große und reiche Land ist nur die Pforte eines ungeheuren, zum größten Theile unerforschten Continents. Das rothe Meer, welches die nordöstlichen Gestade Afrika's von den

Küsten des productenreichen Arabiens scheidet, ist von einer entlegenen Sackgasse zu der, dem Mittelmeere nächstgelegenen und belebtesten Wasserstraße geworden. Bald werden sich neben Suez, Dschedda und Mokka andere Handelsstädte emporschwingen; schon beschäftigen sich die verschiedenen seefahrenden Nationen mit der Anlage von Kohlenstationen; bald werden neben Aden und Perim eine Reihe anderer europäischer Niederlassungen am arabischen Meerbusen erstehen, und Bab-el-Mandeb, die Straße der Seufzer, wird für Tausende ein Thor des Glücks werden. Von der Ostküste Afrika's aus wird eine neue Bresche der Cultur für diesen Welttheil erschlossen werden, während der jetzt schon kolossale Verkehr mit den asiatischen Küsten einen ungeahnten Aufschwung nehmen muß. Eine große Zukunft steht ohne Zweifel dem jetzt so nahe gerückten persischen Golf bevor, namentlich der schon jetzt so bedeutenden Handelsstadt Mascat und landeinwärts in Mesopotamien dem reichen Kalifensitze Bagdad. Von der weitaus größten Bedeutung aber ist der neue Seeweg für den Verkehr mit Ostindien und China, und weiterhin Australien, den unerschöpflichen Quellen der Befriedigung von tausend Bedürfnissen des täglichen Lebens und des verfeinertsten Luxus, den unermeßlichen Absatzgebieten europäischer Fabrication.

Wie ein Blick auf den Planiglobus darthut, sind nunmehr die Entfernungen zwischen den europäischen Häfen und den nächstgelegenen Emporien Ostindiens auf die Hälfte bis $^1/_3$ des früheren Weges reducirt. Ebenso ist der Seeweg von den Ostküsten Nordamerikas nach dem indischen Ocean um nahezu die Hälfte kürzer geworden. Die kolossale Abkürzung des Seeweges nach allen diesen Gebieten kommt zunächst der Erzeugung und der Consumtion und damit dem Handel sämmtlicher betheiligten Länder zu statten, am meisten allerdings den, dem neuen Seewege nächstgelegenen. Aber auch die verhältnißmäßig entfernteren vermehren ihre Absatzgebiete und verbilligern ihre Bezugsquellen und heben damit ihren Wohlstand und ihren Verkehr in steter Wechselwirkung. Dagegen muß die Concurrenzfähigkeit der einzelnen Handels- und Productionsplätze unter einander durch den neuen Verkehrsweg offenbar sehr verändert werden, und zwar zu Gunsten der nunmehr dem auswärtigen Verkehre verhältnißmäßig näher gerückten, also in Europa vor Allem der Mittelmeerhäfen. Es war beispielsweise seither von London oder Amsterdam einerseits und von Triest andererseits ziemlich gleichweit nach Bombay, nämlich 5960 Seemeilen. Heute beträgt die Entfernung für die genannten nordischen Häfen 3100 Seemeilen, für Triest aber nur 2340, also 760 Seemeilen weniger als London oder Amsterstam. In ähnlichem Vortheile ist das Mittelmeer gegenüber den deutschen Nordseehäfen und in noch größerem gegenüber der Ostsee. Es werden zwar die bestehenden Handelsverbindungen und Wege noch lange ihren Einfluß ausüben, und der Umschwung wird erfahrungsgemäß nur allmälig vor sich gehen; allein die Macht der Verhältnisse und des Vortheils ist größer als die der Gewohnheit. Es wird daher beispielsweise in Zukunft und namentlich wenn einmal die Alpenüberschienungen vervollständigt sind (Gotthardbahn), Süddeutschland seinen Thee und Kaffee, seine chinesische Seide, ostindische Gewürze und Farbwaaren, nicht mehr über London, Amsterdam und Hamburg, sondern über Triest, Genua und Marseille beziehen. Es werden aber auch die Solinger Rasirmesser, mit denen der Perser und der Chinese sein Haupt schert, und die sächsischen Wollstoffe, in welche sich der Bramine am Ganges hüllt, oder die Pforzheimer Goldreife, mit denen die Neuseeländerin ihre Nase schmückt, die Concurrenz ähnlicher Erzeugnisse aus England nicht mehr zu scheuen haben. Es wird ferner die schon jetzt so lebhafte norddeutsche Küstenschifffahrt in den ostasiatischen Gewässern voraussichtlich einen bedeutenden Aufschwung nehmen. Andererseits müssen manche Artikel Ostindiens, wie namentlich Baumwolle und Kaffee, in Zukunft günstigere Concurrenzverhältnisse gegenüber den betreffenden amerikanischen Waarengattungen erhalten. Nicht wenige Artikel aber werden, durch die billigere Fracht und durch die bei kürzerer Fahrt geminderte Gefahr des Verderbens, in den beiderseitigen Absatzgebieten erst transport- beziehungsweise marktfähig werden. Diese Beispiele ließen sich in's Endlose vermehren, ohne daß es möglich wäre, die nationalökonomischen und mercantilischen Wirkungen, welche der neue

Seeweg voraussichtlich hervorrufen wird, auch nur annähernd und in den unbestimmtesten Umrissen zu überschauen. Sicher aber werden sich dadurch die Verkehrsbeziehungen zwischen Orient und Occident allmälig anders als seither gruppiren und combiniren, hoffentlich zum Vortheile aller Völker. Es wird ein reger Wetteifer entstehen, der Einen, das seither Errungene festzuhalten oder durch neue Erzeugungs- und Absatzquellen und durch verdoppelte Anstrengung zu ersetzen, — der Andern, die gebotene Gelegenheit neuer Größe und Blüthe zu benutzen und zu erweitern. So ist zu hoffen, daß der unausbleibliche Umschwung, dessen in alle Lebensbeziehungen eingreifende einzelne Ergebnisse die kühnste Phantasie nicht zu ahnen und zu fassen vermag, nicht wie in früheren Zeiten die Größe der Einen auf den Verfall der Andern gründen, daß vielmehr dieses große Werk allen Völkern und dem Fortschritte der Menschheit zu Gute kommen werde.

Schon hat der Erfolg des Suezcanals ähnliche längst gehegte, aber in Vergessenheit gerathene Pläne zu neuem Leben erweckt. Bereits spricht man davon, die Erfahrungen des Isthmus für das leider ruhende Project eines Nord-Ost-See-Canals auszunutzen. Erst in den letzten Tagen ist die Durchstechung der Landenge von Corinth an eine französische Gesellschaft vergeben worden. Eine von den Vereinigten Staaten Nordamerika's bestellte Commission durchforscht im gegenwärtigen Augenblicke den Isthmus von Panama,* um für die westliche Halbkugel der Erde einen ähnlichen Seeweg anzubahnen, wie ihn für die östliche der Suezcanal geschaffen hat.

Es darf gewiß als eine der höchsten Aufgaben des Menschengeschlechts betrachtet werden, den friedlichen Verkehr der Völker zu ihrem gegenseitigen Gedeihen anzubahnen und zu fördern, durch den Austausch der Producte den Wohlstand, durch den Wechselverkehr der Ideen die Bildung der Nationen zu heben. Große Erfindungen haben unser Jahrhundert ganz besonders befähigt, diesen höchsten Zwecken der Menschheit zu dienen. Das Dampfschiff durchmißt den Ocean mit früher ungeahnter Sicherheit und Schnelligkeit; die Schiene trägt Menschen und Güter in kürzester Zeit an die entlegensten Orte; der Draht befördert das flüchtige Wort mit der Schnelligkeit des Gedankens. Die Wirkungen des neuen Seeweges für Handel und Verkehr werden voraussichtlich kaum geringer sein, als die der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen. Wenn wir aber jene zeitbewegenden Erfindungen mit Recht als Triumphe des menschlichen Scharfsinnes betrachten, so erscheint das Riesenwerk des Suezcanals als ein Sieg menschlicher Willenskraft. Ehre allen denen, die unter dem Brand der ägyptischen Sonne an dem großem Werke gearbeitet haben als die Pioniere der Civilisation! Ehre aber vor Allem dem Manne, der mehr als zehn Jahre lang gegen den Sand der Wüste, gegen die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen und gegen die Intriguen der Politik siegreich gekämpft hat, — mit den Waffen des Geistes und der Bildung, mit Dampf und Eisen, mit Geld und Papier, mit Wort und Schrift! Möge der Erfolg seinen Wahlspruch krönen: aperire terram et dare pacem gentibus!

* Siehe das Aprilheft dieser Zeitschrift.

Die deutschen Vegetarianer.

Von

Meta Mellmer.

In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren haben sich nach dem Muster amerikanischer und englischer Vereine auch in Deutschland Gesellschaften gebildet, deren Mitglieder sich Vegetarianer oder Freunde der naturgemäßen Lebensweise nennen. Das erstere Wort bezeichnet richtiger als die zweite Benennung den Zweck und die Tendenz dieser Vereine, Die Bezeichnung: Freunde der naturgemäßen Lebensweise bedarf jedenfalls einer Beschränkung, denn es gibt noch andere Gebiete als dasjenige der Diät und Wahl der Nahrungsmittel, in welchen naturwidrig gelebt und gehandelt werden kann.

In unserm individuellen und socialen Leben, das ein neuerer Schriftsteller „eine große Lüge" nennt, ist noch gar viel anzustreben und zu reformiren, ehe dasselbe edel und menschenwürdig genannt werden

könnte. Sehen wir indeß hiervon ab und beleuchten nur etwas näher den Schritt, welchen die Vegetarianer überzeugt sind zum Bessern gethan zu haben.

In Deutschland gibt es zur Zeit schon acht bis zehn Vereine von Vegetarianern und zwar in Nordhausen, Berlin, Hannover, Barmen, Elberfeld, Wien, Stuttgart, Dresden, Freiburg in Baden, Bern. Die Hauptartikel ihrer Statuten lassen sich etwa in folgende zwei Paragraphen zusammenfassen:

1. Als Mitglied des Vereins wird aufgenommen, wer versichert, mindestens ein Vierteljahr lang kein Fleisch und nichts vom Fleisch von irgend einem Thiere genossen zu haben und zugleich den ernsten Willen ausspricht, dergleichen nie wieder genießen zu wollen.

2. Es liegt in der Natur dieser Lebensweise, und wird daher vorausgesetzt, daß Alle, welche ihr folgen, sich auch im Uebrigen, namentlich in Bezug auf spirituose Getränke, einer naturgemäßen Lebensweise befleißigen werden.

Die deutschen Vegetarianer haben im Mai 1869 bereits einen Vereinstag in Nordhausen gehalten. Bei dieser Gelegenheit bot das Zweck- und Festessen ihrer Tafel weder eine sogenannte kräftige Bouillonsuppe, noch Braten, noch Wein und Bier, doch haben sie dabei begeistert von der Gesundheit des Leibes und der Seele gesprochen, die sie ihrer Lebensweise verdanken.

Die Literatur der Vegetarianer ist zur Zeit schon reichhaltig und für die Verbreitung ihrer Lehren wirken ein halbes Dutzend Zeitschriften, von Aerzten unter den Vereinsmitgliedern redigirt.

Schon gegen Ende des letzten Jahrhunderts gründete ein Amerikaner Dr. Graham den wahrscheinlich ersten Vegetarianerverein jenseits des Oceans. Dieser Arzt erklärte, sowie auch später der Naturforscher Cuvier, der Mensch sei durch die Stellung und Form seiner Zähne auf Pflanzenkost angewiesen. Es ist dies indeß keine neue Weisheit zu nennen, denn spätere Vegetarianer haben aus dem Plutarch die Worte zum Motto ihrer Lehren genommen: „Daß das Fleischessen wider des Menschen Natur ist, geht vor Allem aus seiner körperlichen Anlage hervor."

Dr. Graham bewies ferner, lange vor Liebig, daß Brot aus dem ganzen ungeschroteten Roggen und Weizen, bei welchem sich noch die kleberhaltige Kleie befindet, das nahrhafteste sei, und die Vegetarianer essen alle dies Grahams-Brot, ohne Sauerteig und sogar ohne Salz zubereitet. Obst, Gemüse, Hülsenfrüchte bilden die Beikost. Strenge Vegetarianer mit einem leidenschaftlichen Credo enthalten sich selbst der Milch, der Butter, Eier, des Käses und des Honigs, doch sind diese Nahrungsmittel noch den „Schwächeren im Glauben" bis auf Weiteres gestattet. Ein vegetarianisches Kochbuch, welches schon in zweiter Auflage in Nordhausen erschien, lehrt hundertsechsundvierzig Speisen und Getränke für den Tisch der Vegetarianer bereiten.

In diesem Buche las ich:

Unsere Kost ist gesünder, angenehmer, humaner, ökonomischer als die Fleisch- und Blutkost; sie ist die halbe Emancipation der Frauen, die rechte Selbsthülfe, — ehrenvoll für Jeden, das uralt Menschliche, das dreifach Belohnende durch Gesundheit an Geist, Seele und Leib.

Es gibt Vegetarianer aus verschiedenen Gründen, die alle zu demselben Resultate gekommen sind. Die einen sind Bibel-Vegetarianer, andere rein wissenschaftliche. Dieser ist aus Wohlwollen (Humanität) oder aus Erfahrung, jener aus ästhetischen oder ökonomischen Gründen ein Vegetarianer geworden. Jede Kategorie versteht, Beweise für ihre Ueberzeugung anzuführen.

Den Bibel-Vegetarianern stehen verschiedene Bibelstellen, als 1. Mos. 1. 29. Jes. 66, 2. 3. Hos. 2, 18. Röm. 14. zur Seite. Sind die Heiligen gleich den Päpsten unfehlbar, so mag man auch mit dem H. Vincentius annehmen, Christus habe nie Fleisch gegessen, außer dem des Osterlammes wegen des jüdischen Gesetzes. Die katholische Kirche erhält noch während der Fasttage und in der Fastenzeit das Verbot des Fleischessens aufrecht, und mehrere Mönchsorden enthalten sich lebenslänglich des Fleischgenusses; ja, einem derselben ist es als besondere Pönitenz auferlegt, nur am Charfreitag Fleisch zu essen, und so entwöhnt sind diese Männer des Fleisches, daß sie nur mit Selbstüberwindung und dem größten Widerwillen dasselbe genießen.

Die wissenschaftlichen und historischen Vegetarianer könnten Bücher mit ihren Beweisen füllen. Die Völker des Alterthums, Indier und Aegyptier, sagen sie, seien

Pflanzenesser gewesen, und sind es zum Theil heute noch. Der Einwurf, daß Pflanzenkost ein schwächliches, energieloses Geschlecht hervorbringe, wird dadurch entkräftet, daß gerade die Athleten Griechenlands und Roms sich der Fleischkost zu enthalten hatten, und daß z. B. auch die pflanzenfressenden Thiere, als Elephanten, Pferde, Rinder die stärksten und zur Arbeit ausdauernsten sind.

Ungezählt sind die Stellen aus griechischen und römischen Autoren, welche die Vegetarianer als Belege ihrer Lehre anführen. Pythagoras, Buddha, Hesiod, Triptolem, Apollonius von Thyana, Pittakus, Epikur, Empedokles, Sokrates, Hippokrates, Porphyrius, Ovid in seinen Metamorphosen sprechen gegen den Fleischgenuß. Der poetische Erguß des Letzteren in seiner fünfzehnten Metamorphose mag als Beispiel hier bruchstückweise eine Stelle finden:

— — — Er (Pythagoras) war es,
Der Fleischessen verwarf, und die Zweifelnden also belehrte:
Hütet, ihr Sterblichen, euch den Leib mit abscheulichen Mahlen
Je zu entweih'n! Frucht gibt es und Obst an den hängenden Zweigen,
Voll und schwer, und auch an dem Weinstock schwellende Trauben,
Süße Kräuter genug und genug, die die Flamme des Heerdes,
Schmackhaft macht; auch Milch und Thymian duftender Honig!
Milder Speisen genug reicht euch in der wechselndsten Fülle
Allen die Erde dar, zu mord- und blutlosem Gastmahl!
Thiere nur leben von Fleisch, und selbst auch diese nicht alle.
— — — — — — — — — —
Und was verbrach denn der Stier, ein Geschöpf ohne Listen und Bosheit,
Schuldlos und schlicht, und gemacht zum Ertragen unendlicher Arbeit?
O Undankbarer! nicht werth der Gaben der Ernte,
Der Du verzehrst Deinen treuen Genoß, den Besteller des Feldes,
Der Du das schwiele Genick, das so oft Dir die Aecker gelockert,
Einten so viel Dir gebracht, — mit dem tödtenden Beile belohnest?
Noch war der Frevel nicht voll! Es prägte die Namen der Götter
Auf sein Verbrechen der Mensch! Und er wähnt, daß die Gottheit Gefallen
Habe an Mord und an Blut des geopferten thätigen Thieres.

Von Naturforschern und Aerzten haben sich Gassendi, der Italiener Cocchi in Florenz, der Anatom Hyrtl in Wien, Dr. Struve, selbst Humboldt, Cuvier und Liebig zuweilen zu Gunsten der vegetabilischen Diät ausgesprochen, ja die vier Erstgenannten waren und sind rigorose Vegetarianer.

Eine wahre Blumenlese von Stellen aus neuern Schriftstellern sprechen ferner theils aus ästhetischen, theils aus humanen Gründen gegen den Fleischgenuß; darunter sind die berühmtesten Namen, z. B. Milton, Pope, Newton, Goldsmith, Shelley (ein thatsächlicher Vegetarianer), Spinoza, Fenelon, J. J. Rousseau, Voltaire, Lamartine, Nodier, Franklin, Jean Paul, der Molière Dänemarks Holberg (ein Vegetarianer), Bogumil Goltz u. s. w.

Gehen wir nun auf die neuesten Bestrebungen der Vegetarianer und deren Literatur über, so finden wir ganz begeisterte Anhänger und Apostel der neuen Lehre.

Außer zahlreichen amerikanischen und englichen Aerzten und Vegetarianern, die schon seit Beginn dieses Jahrhunderts für diese Sache schreiben und sie predigen, hat ein Franzose, Gleïzès, ein dreibändiges Werk: „Thalysie“ * betitelt, über Vegetarianismus geschrieben und sein Leben der Ausbreitung dieser Lehre gewidmet. Dieses theilweise poetisch schöne Buch ist natürlich bereits ins Deutsche übersetzt. Ein französischer Biograph Alphonse Esquiros nennt Gleïzès „die Seele eines Brama in dem Körper eines Franzosen.“

Deutschlands erster Apostel des Vegetarianismus war Dr. Weilshäuser in Oppeln, der eine vegetarianische Familienbibliothek in zwei Bänden herausgegeben hat; indeß kann auch Dr. Gustav v. Struve in Stuttgart, der schon seit neunnddreißig Jahren Vegetarianer ist, Deutschlands erster Vegetarianer genannt werden. Derselbe hat ein Buch: „Die Pflanzenkost, Grundlage einer neuen Weltanschauung,“ geschrieben. Dr. Eduard Baltzer, Dichter und Arzt, ist die Seele des Nordhäuser Vegetarianervereins und Verfasser mehrerer Schriften über „natürliche Lebensweise,“ sowie Herausgeber des Vegetarianischen Vereinsblattes.

Ein Herr A. von Seefeld in Hannover

* Thalysien hießen bei den Griechen Blumen- und Fruchtopfer.

schreibt und wirkt auch für den Vegetarianismus, und ladet alle durch Hannover reisende Vegetarianer mit antiker Gastfreundschaft in sein Haus und an seine Tafel ein.

In Waid bei St. Gallen in der Schweiz hat ein Dr. Theodor Hahn eine Heilanstalt, nach vegetarianischen Grundsätzen geleitet, etablirt; auch er giebt eine Zeitschrift, „Der Naturarzt," heraus, welche der Verbreitung seiner Ideen dient. Noch sind die Schriften des Dr. Nagel in Barmen, des Dr. Kuhn in Seon (Schweiz), des Dr. Boruttau in Leipzig, eines Grafen Zedtwitz in Wien, welche alle dem Vegetarianismus dienen, namhaft zu machen.

Auch an einem Fanatiker dieser Lehre hat es nicht gefehlt. Schon vor fast fünfzig Jahren hat F. Daumer in Nürnberg ein Buch geschrieben, welches den sonderbaren Titel führt: „Das blutige Mahl unter der Decke des Küchenprocesses," in welchem er mit einer Heftigkeit gegen das Fleischessen loszieht, das er „cadaveröse Diät, Mord- und Leichenfraßsystem" nennt, als stünde bereits die Welt in Waffen seiner neuen Lehre entgegen. Schließlich haben die Vegetarianer auch an Ludw. Storch ihren Dichter gefunden, der das Glück, in seinen alten Tagen noch diese Lehre praktisch angenommen zu haben, in Sonetten besingt.

Es kann nicht befremden, daß überschwenglicher Eifer und zelotisches Vorgehen Widerspruch und Spott erregten. Nannten die Vegetarianner ihre Gegner „Ritter vom Fleische," so wurden sie in Zeitschriften „Ritter vom Gemüse" titulirt. Da alle Vegetarianer zu gleicher Zeit gegen den Gebrauch von Arzeneien, und z. B. auch gegen den Impfzwang schreiben, so müssen sie sich um so mehr auf leidenschaftlichen Widerspruch gefaßt machen. Sie selbst behaupten indeß, die unwiderleglichsten Beweise für die Wahrheit ihrer Lehre zu sein, indem sie ihre leibliche und geistige Gesundheit rühmen. Ist dies der Fall, so werden sie bald die Lacher auf ihrer Seite haben, denn „wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Die beachtenswertheste Erscheinung des deutschen Vegetarianismus sind indeß die praktischen und philanthropischen Bestrebungen ihrer Mitglieder. Dr. Baltzer sammelt Gaben ein zur Gründung eines Waisenhauses nach vegetarianischen Grundsätzen. Was er anstrebt, hat ein Dr. Slavibor Breuer in Modletin in Böhmen schon seit zwei Jahren verwirklicht. Er steht einem von ihm selbst gegründeten Kinderasyl vor, das nach vegetarianischen Lebensgrundsätzen geleitet wird. Jüngst las ich in einer Rede: „Durch die Rückkehr zur Natur würde sich die sociale Frage leicht lösen. Der Reichste wird in Zukunft Derjenige sein, der am wenigsten bedarf." Dr. Breuer schwebt dieses Ideal bei der Einrichtung seines vegetarianischen Waisenhauses vor.

Literarisches.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun. Neue Folge. Berlin, Verlag von Friedrich Kortkampf, 1870.

Der Herr Verfasser hat den beiden ersten Bänden seiner Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei rasch zwei weitere Bände (in einem Bande) folgen lassen und damit ohne Zweifel den Wünschen aller Derer entsprochen, welche sein dankenswerthes Unternehmen im vorigen Herbste mit so wohl verdientem Beifall begrüßten. Wir hoffen, es bleibt ihm auch Zeit und Laune zu einer weitern Fortsetzung des Werkes, und wir hoffen ferner, er findet hierfür bei seinen politischen Freunden die Unterstützung in der Beschaffung des Materials, welche ihn in den Stand setzt, das kleinstaatliche Wesen und dessen sociale, wirthschaftliche und politische Rückwirkungen nach und nach in allen deutschen Vaterländern nachzuweisen — Preußen nicht ausgenommen. Denn es ist in der That nicht zu viel behauptet, wenn gesagt worden ist, daß die deutsche Kleinstaaterei der Uebel größtes sei. Wir wissen zwar sehr wohl, daß dieses herbe Urtheil nicht überall gut geheißen wird, und daß es in Deutschland der Leute noch genug giebt, welche dem staatlichen Zersetzungsprocesse, dem unsere Nation im Laufe der Zeit verfallen war, ich weiß nicht was alles für gute Seiten nachzurühmen wissen. So soll z. B. diese übermäßige Decentralisation der deutschen Wissenschaft zu gut gekommen sein und ihre Verbreitung in den weitesten Kreisen zur Folge gehabt haben. In Wahrheit verhält es sich aber damit so, daß unserem Volke zum Glück ein so unvertilgbarer Sinn für wissenschaftliche Thätigkeit innewohnt, daß selbst die Kleinstaaterei diesem nationalen Triebe keinen Abbruch hat thun können. So lange es daher noch Ver-

theidiger, wenn auch gutgläubige Vertheidiger, unserer politischen Zerrissenheit giebt, so lange ist auch ein so rüstiger, unerschrockener und schlagfertiger Kämpfer an seinem Platz, der wie Karl Braun fort und fort den Beweis führt, daß das, was Viele als die naturgemäße Fortentwickung des deutschen Volkes ansehen, in Wirklichkeit nichts Anderes als eine unnatürliche Verkrüppelung seines Wachsthums gewesen ist und daß uns, was überhaupt noch gesund und tüchtig an uns geblieben, nicht in Folge, sondern trotz unseres kleinstaatlichen Elendes als gesund und tüchtig sich erhalten hat. Von diesem Gesichtspunkte aus sind vor Allem die beiden Artikel in dem eben erschienenen Braun'schen Werke: „So war es vor dreihundert Jahren" und das politische Märchen „Von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich und deren erlauchten Söhnen" sehr dankenswerthe Arbeiten. Der erste der beiden genannten Artikel schildert die volkswirthschaftlichen Bestrebungen und Verirrungen des Kurfürsten August von Sachsen und knüpft hieran den geschichtlichen Nachweis, in welcher Weise mit dem Verfall der politischen Einheit und Macht unserer Nation auch der wirthschaftliche Verfall derselben und zwar auf jedem Gebiete Hand in Hand gegangen ist. Das politische Märchen von Kaiser und Reich ist ein interessanter Versuch, die Entwicklung unserer politischen Geschichte in Märchenform dem großen Publicum zugänglich zu machen. Vor Allem ist darin dem Verfasser die Charakteristik der vier großen deutschen Stämme (Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern) gelungen und namentlich wirkt ein Citat aus dem alten Aventin über die Sitten und Neigungen des baierischen Stammes sehr überraschend, dem die Schilderung des alten Chronisten, obwohl schon vor dreihundert Jahren geschrieben, trifft heute noch in jedem Zuge auf die Altbaiern zu. — Auch die Auseinandersetzung mit Herrn Johannes Scherr enthält Vieles aus den letzten Tagen des Herzogthums Nassau, was vor der Vergessenheit bewahrt bleiben muß. Man kann es Braun, dessen offen ausgesprochene Feindschaft gegen die deutschen Zwergstaaten *so alt ist wie sein öffentliches Auftreten überhaupt*, in der That nicht verdenken, wenn er bei dieser Gelegenheit gerade Herrn Johannes Scherr gegenüber einmal den Spieß herumgekehrt und mit der Schilderung der keineswegs behaglichen Lage, in welcher sich die nassauischen Nationalliberalen im Juni und Juli 1866 befanden, die wohl angebrachte Apostrophe verbindet: „Und ich frage nun Herrn Scherr, was hat Er denn um selbige Zeit gethan? Bei den Schweizern über Deutschland geschimpft! Gehört denn dazu Courage?" — Das ist in der That die einzige etwas unhöfliche Stelle in der Polemik gegen Johannes Scherr. An diese ausschließlich politischen Abhandlungen reiht sich eine Anzahl humoristischer Erzählungen und Farbenskizzen, welche auch der Nichtpolitiker mit Vergnügen lesen wird. Es sind das namentlich die „Zwei Mordgeschichten" (aus Westermann's Monatsheften bereits rühmlich bekannt), eine Dorfgeschichte, betitelt: „Vom nassauischen Westerwald," beides auf breiterer Grundlage angelegte Erzählungen; und dann zwei kurze, kleine Bluetten („Der Inseparable" und „Der Weg zur Decoration") von wahrhaft zwergfellerschütternder Wirkung. In diesen Geschichten läßt der Verfasser seinem Humor alle Zügel schießen, und dabei malt er seine Figuren so plastisch, daß man glaubt, sie mit Händen greifen zu können. Zum Schluß müssen wir noch zwei historisch-politische Darstellungen aus der Vergangenheit des 1866 untergegangenen hessischen Kurstaates hervorheben. Sie heißen: „Geschichte des Sinkens und Falls der kurhessischen Leih- und Commerzbank, ein Trauerspiel in fünf Acten," und „Der letzte kurhessische Landtag, eine Geschichte ohne Ende." Beide zeichnen sich aus durch die minutiöseste Kenntniß auch der geringsten Details der kurhessischen Verwaltung während des letzten Menschenalters vor dem Zusammenbrechen des Kurstaates. Diese Einzelheiten sind mit eben so viel Gewissenhaftigkeit und Fleiß ermittelt, festgestellt und zusammengetragen, als mit künstlerisch-pragmatischem Sinne gruppirt. Es war ohne Zweifel eine außerordentlich mühsame und zeitraubende Arbeit, alle diese zum Theil sehr verwickelten Einzelheiten aus alten verstaubten Papieren, aus einer Unzahl dicker Quartanten, in welchen die (etwas weitschweifigen) Verhandlungen der kurhessischen Ständeversammlung gedruckt erschienen sind, aus einer Vergangenheit von vierzig bis fünfzig Jahren, zu extrahiren und in eine so unterhaltende Form zu bringen, in welcher sie auch den nicht-sachkundigen und nichthessischen Leser lebhaft ansprechen. Um so dankbarer müssen wir dem Verfasser für diese patriotische Arbeit sein. Hier haben wir es jedoch nicht mit Braun selbst allein zu thun, sondern mit seinem Freunde, dem vormaligen hessischen Abgeordneten Wilhelm Jungermann, jetzt in Berlin, welchem wir diesen Beitrag verdanken. Wir wünschen Herrn Braun für die Fortsetzungen des Buches noch mehr *solcher* sachkundiger und geschickter Mitarbeiter. Dann wird sein Werk für künftige Geschlechter eine historische und culturgeschichtliche Quelle ersten Ranges werden. Auch Hannover ist berührt in der Abhandlung über den „Communion-Harz." Schade, daß Albert Oppermann todt ist. Er wäre der richtige Mitarbeiter für „die letzten Tage des Welfenreiches" gewesen.

Neueſtes aus der Ferne.

Ein Beſuch in Kaoli-Mön.

Die Halbinſel Korea mit dem zu ihr gehörenden angrenzenden continentalen Gebiete zählt zu dem unbekannteſten Theilen Aſiens. Ihrem Syſtem der Iſolirung treu, hat die chineſiſche Regierung ſogar den Verkehr ihrer eigenen Unterthanen mit dieſem ihr tributpflichtigen Lande aufs äußerſte beſchränkt. Chineſen dürfen nicht in Korea und Koreaner nicht in China reiſen. Beide begegnen ſich zu beſtimmten Zeiten, dreimal in jedem Monat, in der Stadt Kaoli-Mön, in der allein Zwiſchenhandel getrieben werden darf. Kaoli-Mön liegt in einem centralen Landſtriche von ſieben bis zwölf deutſchen Meilen, der die beiden Länder trennt und in dem alle Ortſchaften zerſtört worden ſind, um Berührungen der Chineſen und Koreaner überall, ausgenommen in Kaoli-Mön, unmöglich zu machen. Einem deutſchen Reiſenden, Herrn von Richthofen, gelang es, dieſen Zwiſchenhandelsplatz zu beſuchen, dort mit Koreanern zu verkehren und Erkundigungen über ihre Heimath einzuziehen. Die Leute machten ihm einen weit günſtigeren Eindruck als die Chineſen. Sie waren reinlicher und ihre Zurückhaltung ſtach gegen die chineſiſche Zudringlichkeit vortheilhaft ab. Sie kannten die europäiſchen Staaten wenigſtens dem Namen nach, verriethen ihre Wißbegier durch viele Fragen nach europäiſchen Verhältniſſen und bewieſen eine gewiſſe Gemüthlichkeit, die den kalt verſtändigen Chineſen gänzlich fehlt. Alle trugen einen Zopf und hatten ihr Haar mit Binſen gitterartig durchflochten. Zwei Typen ließen ſich unter ihnen unterſcheiden. Die Beamten und Kaufleute kennzeichneten ſich durch einen länglichen Kopf, die untere Claſſen erinnerten durch ihre plumpe Schädelbildung an die nordamerikaniſchen Wilden und an die Ainos. Sie beſitzen ausgezeichnete Rinder; ihre Pferde ſind klein, Wagen ſind bei ihnen nicht im Gebrauch. In Kaoli-Mön verkaufen ſie Rindshäute und Thierfelle, Seide, Blei und Trepang und Papier von vorzüglicher Güte. Gleich den Chineſen, nähren ſie ſich hauptſächlich von Reis. Zu China ſtehen ſie eigentlich in einem Verhältniſſe gegenſeitiger Tributpflichtigkeit. Der Kaiſer von China unterſtützt ihren Herrſcher mit Geld und dieſer ſchickt jährlich achthundert Rinder und eine gewiſſe Menge Papier nach China.

Die Miſſiſippi-Brücke bei St. Louis.

Ein Gemeinſames haben die Entſtehungsgeſchichten aller großen, in ihrer Art Bahn brechenden Unternehmungen aufzuweiſen: den Kampf gegen die Verneinung, den Spott, im beſten Falle gegen die antheilloſe Haltung der Maſſen. Aber noch nie haben dieſe widerwärtigen Elemente verſäumt, ſich in das Gegentheil zu verwandeln, wenn die Ausdauer, das Talent und die geſchäftliche Energie der Einzelnen das einmal als möglich und nöthig Erkannte ihnen zum Trotz zur Thatſache machte. So ging es, um nur auf amerikaniſchem Boden zu bleiben, mit dem Erie-Canal, ſo mit der Nivellirung Chicago's, ſo mit den

Pacificbahnen und so auch endlich mit jenem gewaltigen Brückenbau, der im Angesicht von St. Louis die Ufer des Vaters der Ströme an einander zu ketten bestimmt ist. Dieser eine Umstand könnte hinreichen, dem Werke den gebührenden Platz unter den Großthaten moderner Menschenunternehmungen anzuweisen. Aber schon bedarf man seiner nicht mehr als eines Argumentes, der Bau hat die Zeiten jenes Kampfes hinter sich — schon können seine Schöpfer schweigend auf die thatsächlichen Fortschritte, die er gemacht, auf den Standpunkt, bis zu dem er soeben gediehen, hinweisen und das bereits Geleistete als Bürgschaft für das noch zu Leistende sprechen lassen. Und es spricht in unwiderstehlicher Weise, es lehrt nicht nur, daß die Vollendung eines in seiner Art unvergleichlichen Werkes gesichert ist, es lehrt auch, daß — ähnlich wie im Falle der Pacificbahnen — das gestellte Ziel so manchen Tag früher erreicht sein wird, als die ursprünglichen Berechnungen und Voraussetzungen es verhießen!

Die beiden Strompfeiler sind als vollendet zu betrachten. Der Ostpfeiler ruht bereits seit dem 28. Februar mit dem Caisson auf dem Felsen, und die Cementirung und Verkittung mit demselben macht die besten Fortschritte. Sein westlicher Gefährte ist ebenfalls schon auf festen Felsen angelangt, wodurch die letzte technische Schwierigkeit überwunden ist. Der Plan schreibt nämlich für jenen Theil der Pfeiler, der, über dem Wasser befindlich, der freien Luft ausgesetzt ist, den festesten Granit als Material vor, während die, vom Felsen bis zu einem gewissen Punkte unter dem niedrigsten Wasserstande reichenden Partien aus den Kalksteinquadern der Grafton-Brüche in Illinois hergestellt werden. Ihre Gesammthöhe oder Gesammttiefe, je nachdem man will, wird 174 bei 145 Fuß messen, und zwar ist der östliche Pfeiler der größere, weil das Felsenlager auf der Illinoiser Seite des Stromes ungleich tiefer liegt als auf der Missourier. Das sechseckige Fundament der Pfeiler hat 85 Fuß im Durchmesser. Ihr Gewicht endlich wird sich auf 28,000 bis 30,000 Tonnen belaufen.

Die vier Pfeiler nun bilden den mit schnellen Schritten seiner Vollendung entgegengehenden Unterbau. Auf seinen für eine Ewigkeit zusammengefügten Massen wird die Brücke selbst ruhen, welche bestimmt ist, den stolzesten Inlandsverkehr über den stolzesten der Ströme zu vermitteln. Drei Bogen werden sie tragen, die von den Ufer- zu den Strompfeilern je 497 Fuß messen werden, während die Spannung des zwischen den beiden Strompfeilern befindlichen Hauptbogens 515 Fuß betragen wird. Die Möglichkeit so weiter Spannungen bei so ungeheuren Lasten, wie sie hier zu tragen sein werden, wurde anfangs stark bezweifelt und noch stärker bestritten. Capitän Eads jedoch, einerseits auf seine Berechnungen, andererseits auf das Beispiel der Bogenbrücke von Kuilenburg in Holland, die den Leck in einer Breite von 500 Fuß überspannt, sowie auf des englischen Brückeningenieurs Telford, aus dem Anfange unseres Jahrhunderts stammende Pläne gestützt, verstand, alle diese Einwände zu entkräften und zu beseitigen. Zum Material seiner Bogen ist Gußstahl bestimmt. Ein jeder derselben wird doppelt sein, d. h. aus zwei concentrischen Bogen bestehen, die, zehn Fuß von einander abstehend, durch ein Netzwerk der massivsten Stahlstreben mit einander verbunden werden. Solcher Doppelbogen werden je vier, parallel neben einander herlaufend, von Pfeiler zu Pfeiler gespannt werden. Auf ihren ehernen Nacken wird dann die eigentliche Brücke in zwei Etagen aufgejocht werden. Das untere dieser Stockwerke ist für die Eisenbahnen bestimmt, das obere gehört den Fuhrwerken, Reitern und Fußgängern. Fünfzig Fuß breit, werden beide Raum genug bieten, um auch den Anforderungen des lebhaftesten Verkehrs entsprechen zu können. In der Tiefe werden unterdessen die größten Dampfer auch bei höchstem Wasserstande einherbrausen können, und, während über ihnen der Osten und Westen ihre Reichthümer austauschen, denselben Austausch ungehindert zwischen dem Süden und Norden dieser Republik bewerkstelligen können.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Uferbauten, oder richtiger gesagt, die Zufahrten zu der Brücke selbst, zu sagen. Es ist eine der breitesten, belebtesten und schönsten Straßen von St. Louis, die Washington Avenue, welche in gerader Linie auf die Brücke zuführt. Dieselbe fällt, wie das gesammte St. Louiser Ufer, dicht vor dem

Flusse stark zu demselben ab. Es genügt daher, die über das Ufer selbst fast 50 Fuß aufragende Brücke nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke — drei Straßenblocks, 1049 Fuß — in die Stadt selbst hineinzuführen, damit ihr Niveau auf dasjenige der Washington Avenue stoße. Ein Bau von siebenundzwanzig Pfeilerbogen, unter denen hindurch sich der Verkehr der unteren Querstraßen ungehindert wird bewegen können, ist bestimmt, diese Landfortsetzung der Brücke, selbstredend in gleicher Höhe und Breite mit ihr, zu bilden. An ihrem Ende mündet der obere Weg auf die noch immer ansteigende Avenue, während das untere Stockwerk mit seinen Eisenbahnen in einen Tunnel ausläuft, der, 4800 Fuß lang unter einem großen Theile der Stadt hinleitend, an jener Stelle wieder zu Tage führt, an der das große St. Louiser Eisenbahndepot errichtet werden soll. Die Breite des Tunnels wird 15 Fuß, seine Höhe 17 Fuß betragen. Die angestellten genauen Sondirungen und Bohrungen haben ergeben, daß es nur Thonschichten sind, die durchbrochen werden müssen, und daß somit keine besonderen Schwierigkeiten bei diesem letzten Theile des Werkes zu überwinden sind. Was die Zufahrt zur Brücke auf dem flachen, dem Sumpf abgerungenen Illinois-Ufer anbelangt, so gehört deren Herstellung nicht mehr zu dem Unternehmen der Compagnie selbst. Dämme und Holzbrücken, die, je nach dem Bedürfniß der verschiedenen Eisenbahngesellschaften, sich nach Norden, Süden oder Osten abzweigen werden, sind bestimmt, die Verbindung mit der Brücke selber herzustellen. Der obere Fahrweg wird auf soliden Holzconstructionen bis zur vierten Straße von Ost-St.-Louis geführt werden, auf welchen ausmündend er den von Missouri herbeigebrachten Verkehr nach allen Seiten vertheilen wird.

Und nun, was wird dieses — vom Illinois-Uferpfeiler bis zur Washington Avenue in St. Louis, 2230 Fuß messende — Riesenwerk kosten? Hier der Ueberschlag für die einzelnen Haupttheile, wie für den gesammten Bau: Unterbau (Ufer- und Strompfeiler) 1,540,080 D., Ueberbau (Bogen und Verkehrswege) 1,460,418 D. 30 C., Zufahrten 520,397 D. 24 C., Tunnel 410,477 D. 55 C., Landentschädigungen 539,900 D., Eisenbahn 25,680 D., Totalkosten der Brücke 4,496,953 D. 9 C. Man hofft, die Brücke noch in den letzten Tagen des nächsten Jahres einzuweihen. Wenn es jedoch gestattet ist, von dem Glück, welches dem Bau bisher gelächelt, einen Schluß auf die Zukunft zu ziehen, so wird schon der Spätsommer von 1871 den ersten Bahnzug über die Stahl- und Granitconstructionen des unvergleichlichen Bogenbaues rollen sehen. Dieser selbst wird dann, ein Stolz für jeden Missourier im Besondern, für jeden Amerikaner im Allgemeinen, seine massenhaften und dennoch prächtig eleganten Formen dem Staunen des Laien, der bewundernden Anerkennung des Fachmannes darbieten. Vom finanziellen Standpunkte aus betrachtet, ist das Unternehmen insofern der allgemeinsten Beachtung werth, als dem darin angelegten und noch anzulegenden Capital bei unbedingter Sicherheit eine hohe Rente gewissermaßen garantirt ist. Von den zehn oder zwölf großen Eisenbahncompagnien, deren Bahnen in St. Louis münden oder von dort auslaufen, haben die meisten schon jetzt mit der Illinois- und St. Louiser Brückencompagnie Contracte zur Benutzung der Brücke abgeschlossen, und der auf diese Weise gesicherte Verkehr läßt, nach Zahlung der Zinsen auf die Anleihe von vier Millionen Dollars und auf die später etwa noch zu emittirenden zwei Millionen zweiter Hypothek, für das Stammcapital von vier Millionen einen so bedeutenden Ueberschuß, daß den Actien eine ebenso große, wenn nicht größere Dividende zufallen wird, als denen irgend einer amerikanischen Eisenbahncompagnie. Wie bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, ist fast die Hälfte des Stammcapitals eingezahlt, und die Actionäre zählen zu den bedeutendsten östlichen und westlichen Banquiers und Capitalisten. Was den Verwaltungsrath betrifft, so zweifeln wir, ob irgend eine andere Corporation ehrenwerthere und erfahrenere Directoren aufzuweisen hat als die Illinois- und St. Louiser Brückencompagnie.

Londoner geographische Gesellschaft.

Die letzte Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft war eine ungewöhnlich interessante. Eröffnet wurde sie durch den Präsidenten Sir Roderick Murchison mit einigen Bemerkungen über die

Unterstützung, welche an Livingstone abgeschickt werden soll. Er habe mehr als ein Dutzend Briefe von unternehmenden jungen Leuten erhalten, die ihre Betheiligung an der Expedition anboten, welche — wie sie glaubten — im Begriffe stehe auszurücken, um den großen Reisenden aufzufinden. Eine solche Expedition sei indeß nicht beabsichtigt, und überdies würde die Ankunft einer Zahl junger Herren, die an das Klima nicht gewöhnt seien, dem Reisenden mehr Last machen als nützen. Die Vorräthe, für welche die Regierung 1000 Pfd. St. ausgeworfen habe, sollen durch den englischen Consul in Zanzibar befördert werden, und jetzt, da die Cholera daselbst vorüber sei, stehe voraussichtlich kein weiterer Verzug bevor. Jedenfalls würde es zwei Monate dauern, Livingstone zu erreichen, der sich noch immer in oder nahe bei Ujiji befinde; aber nach ein paar Monaten dürfe man gute Nachrichten von ihm erwarten, und nach ein paar weiteren Monaten hoffe er, den großen Reisenden in England bewillkommnen zu dürfen. Darauf hielt Mr. T. T. Cooper einen Vortrag über seine jüngsten Reisen im westlichen China und östlichen Thibet, welche er in Gesellschaft zweier Dolmetscher und eines Maulthiertreibers unternommen hatte, um eine Straße für den Handelsverkehr zwischen China und den englischen Besitzungen in Indien aufzusuchen. Diese Aufgabe vermochte er nicht zu lösen, da der Weg über das Tassan-Gebirge sich als äußerst schwierig und gefährlich herausstellte. Nichtsdestoweniger enthielt der Vortrag eine Anzahl interessanter Einzelheiten über Land und Leute und sprach die Ansicht aus, daß die englischen Fluß- und Gebirgskarten von China im Wesentlichen correct sind. An der Debatte, welche dem Vortrage folgte, nahm unter Anderem Sir Rutherford Alcock, der augenblicklich in London weilende englische Gesandte für China Antheil, indem er seine Hoffnung aussprach, daß sich doch noch eine gute Verkehrsstraße zwischen Assam und Se Chuon finden lassen werde, und wenn nicht über das Gebirge, vielleicht dadurch, daß man eine Verbindung eines der großen Flüsse mit dem Ganges aufsuche. Und eine Entdeckung wie diese würde jedenfalls mehr Werth haben, wenn nicht gar größeren Ruhm bringen, als die Entdeckung der Nilquellen.

Italienische Expedition nach dem Bogos-Land.

Die im raschen Aufblühen begriffene Geographische Gesellschaft zu Florenz hat im Februar dieses Jahres ihre erste wissenschaftliche Expedition ausgesandt.

Die nächste Veranlassung gaben Nachrichten über eine Ansiedelung von sechs bis acht Italienern zu Schotel bei Keren im Bogos-Lande, die ein Gebiet, groß wie ein Fürstenthum, aber natürlich noch uncultivirt besitzen. Ueber diese bis jetzt unbekannte italienische Colonie soll die Expedition berichten und damit wissenschaftliche Arbeiten in jenen Grenzlanden zwischen Abessinien und Nubien verbinden. In den Bogos-Ländern selbst, wo ein Munzinger, Heuglin, Steudner so lange gearbeitet haben, werden sie freilich nur eine spärliche Nachlese halten können, dagegen giebt es in den benachbarten Landschaften noch genug unerforschtes Gebiet und von einer Vereinigung von Kräften, wie sie diese italienische Expedition aufweist, darf man sich Bedeutendes versprechen.

Dieselbe besteht aus Odoardo Beccari, einem jungen Botaniker, dem Professor Issel, einem jungen, in der wissenschaftlichen Welt bereits bekannten Geologen, und dem Marchese Orazio Antinori, dem trefflichen Ornithologen und erfahrenen Reisenden.

Schluß des achtundzwanzigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils,per bd.28

Westermann's illustrierte deutsche Monat

3 1951 001 922 574 7